











N. 284.  
II. pld.

# UNGARISCHE RUNDSCHAU FÜR HISTORISCHE UND SOZIALE WISSENSCHAFTEN

UNTER MITWIRKUNG VON VIKTOR  
CONCHA, FRIEDRICH RIEDL, LUDWIG  
VON THALLÓCZY HERAUSGEGEBEN VON  
PROF. DR. GUSTAV HEINRICH  
GENERALSEKRETÄR DER UNG. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

---

III. JAHRGANG • 1914

---



VERLAG VON DUNCKER & HUMBLLOT  
❖ MÜNCHEN UND LEIPZIG ❖

844  
1932-33.



Alle Rechte vorbehalten.

DB  
901  
U532  
Jg. 3

Altenburg  
Pierersche Hofbuchdruckerei  
Stephan Geibel & Co.



## Inhalt des III. Jahrganges.

### Aufsätze:

	Seite
Babinger, Franz, Eine neuentdeckte ungarische Kerbinschrift aus Konstantinopel vom Jahre 1515. (Mit einer Abbildung.) . . . . .	41
Barabás, Abel von, Petőfi's «Wolken» . . . . .	810
Berzeviczy, Albert von, Baron Josef Eötvös als Kulturpolitiker . . . . .	78
— — Die Sonette Michelangelos und Shakespeares . . . . .	399
Beöty, Zoltan von, Baron Josef Eötvös als Redner . . . . .	93
Bischoff, Heinrich, Lenau und Karoline Unger . . . . .	768
Bleyer, Jakob, Friedrich Schlegel am Bundestage in Frankfurt . . . . .	118, 327
Divald, Cornelius, Altertümer von Zsámbék . . . . .	586
Divéky, Adrian von, Prinz Sigmund von Polen am Hofe Wladyslavs II. . . . .	775
Domanovszky, Alexander, Zur Frage der Thronfolge im Zeitalter der Árpáden . . . . .	538
Éber, Ladislaus, Die Chorstühle der Kathedrale zu Vác. (Mit 4 Abbildungen.) . . . . .	159
— — Werke von Paul Troger in Ungarn. (Mit Abbildungen.) . . . . .	359
Eckhard, Franz, Vizearchivar in Wien, Die Errichtung des Oberstkammergrafenamtes in Ungarn im 16. Jahrhundert . . . . .	567
Elek, Oskar, Attila in der italienischen Überlieferung . . . . .	872
Fabo, Berthold, Verdi in Ungarn . . . . .	213
Fest, Alexander, Ungarn in den mittellenglischen Romanzen . . . . .	177
— — Die Erzählung Turkish Spy (1687—93) über Ungarn . . . . .	441
— — Ungarn in der englischen Literatur . . . . .	897
Fraknoi, Wilhelm, Wenzels Wahl zum König von Ungarn (1301) . . . . .	532
Greb, Julius, in Aszód, Die Zipser Hunnen . . . . .	643
Halász, Viktor, Karte Ungarns unter den Römern . . . . .	189
Heller, Bernhard, «Wallenstein», «Macbeth», «Julius Caesar». . . . .	905
Jirecek, Constantin, Die Lage und Vergangenheit der Stadt Durazzo in Albanien . . . . .	387
Kármán, Mor. von, Dialektik der ethischen Prinzipien . . . . .	369
Krafft, Fritz, Die Raiffeisenvereine der Siebenbürger Sachsen . . . . .	298
Madzsar, Emerich, Die Legende des heiligen Gerhard . . . . .	288
Márki, Alexander, Ein russisch-ungarisches Bündnis im Jahre 1707 . . . . .	165
Matlekovichs, Alex. von, Der kleine Landwirt in England . . . . .	924
Molden, Ernst, Vom Wiener Kongreß . . . . .	207
Molnár, Ludwig, Aus den Memoiren eines österreichischen Generalstäblers . . . . .	448
Munkácsi, Bernhard, Professor Hermann Vámbéry, 1832—1913 . . . . .	513
Ortvay, Theodor, Abt von Csanád, Die Schlacht von Mohács, ihre Ursachen und Folgen . . . . .	592
Palóczy, Edgar, Napoleon in Ungarn . . . . .	210
Patek, Franz, Das Ende des Templerordens in Ungarn . . . . .	202
Peisner, Ignaz, Rákóczi im Exil . . . . .	413
Rácz, Ludwig, Lutherische Reliquien in Ungarn . . . . .	759
Schiller, Felix, Die österreichischen Hausgesetze und das ungarische Staatsrecht . . . . .	1
Schmidt, Heinrich, in Kolozsvár, Die deutschen Mundarten in Südungarn . . . . .	656

	Seite
Szabó, Eugen von, Ein neues griechisch-katholisches Bistum in Ungarn und die ungarländischen Rumänen . . . . .	100
Szentkereszty, Siegmund, Baron, Noch einmal das Problem der Welt-sprache . . . . .	636
Tarnai, Joh., Zur Geschichte des ungarischen Preßrechts . . . . .	191
Thallóczy, Ludwig von, Die geschichtliche Bedeutung der Familie Frangepan . . . . .	257
Tolnai, Wilhelm, Ungarische Sprichwörtersammlungen. . . . .	446
Weber, Arthur, Der Tod des Dichters Zrinyi. . . . .	186
Wengraf, Alice, Aus den Denkwürdigkeiten der Helene Kottannerin, 1439 bis 1440 . . . . .	434
Wertheimer, Eduard von, Zur Geschichte der ungarischen Altkonservativen. II. (Schluß) . . . . .	52
— — Ein ungedrucktes Memorandum Benjamin von Kállays über die Annexion Bosniens. . . . .	425
Wlassics, Julius von, Die Reform des Parlamentsrechtes . . . . .	753

### Kleine Beiträge zur deutschen Literatur:

Ábrányi, Emil, Die drei Grenadiere, deutsch von Friedrich Lám (Győr) . .	748
Bayer, Josef, Hamlet in der Marktschreierbude. . . . .	949
Czeke, Marianne von, Das ungarische Shakespeare-Jahrbuch für 1913 . .	722
Ein ungedruckter Brief Robert Hamerlings . . . . .	251
Fabó, Berthold, Die älteste Zeitung Ungarns . . . . .	252
Gragger, Robert, Lilla von Bulyovszki und der Münchener Dichterkreis 468,	727
Heinlein, Stefan, Der wirtschaftliche Niedergang Ioniens und der ionische Aufstand. . . . .	677
Heinrich, Gustav, Joh. Arany's Dichtungen in deutscher Sprache . . . .	254
Heller, Bernhard, Der Ursprung des Zauberbegriffs. . . . .	976
Kassowitz, Theod. Bruno, Giordano Bruno . . . . .	970
Kohut, Adolph, Ein altes Urteil über die ungarische Lyrik . . . . .	487
Lukinich, Emerich, Privatdozent, Ungedruckte Briefe von G. W. Leibniz an van den Driesch . . . . .	740
— — Die Rumänen unter den Hunyadi . . . . .	964
Patek, Franz, Die Dominikaner in Ungarn 1221—1241. . . . .	714
Peisner, Ignaz, Das ungarische romantische Drama . . . . .	938
Rácz, Ludwig, Die Beziehungen eines deutschen und eines ungarischen Antikantianers . . . . .	490
Rexa, Desider von, Johannes Duchon. . . . .	466
Rombauer, Emil, Lenau in Winnental . . . . .	485
Sass, Andreas, Münchener Holzfiguren ungarischer Tänzer aus dem XV. Jahrhundert. (Mit vier Abbildungen.) . . . . .	458
Tolnai, Wilhelm, Ungarisch-deutsche Wörterbücher . . . . .	959
Trostler, Josef, Briefe von Julius Leopold Klein an Varnhagen von Ense .	453
— — Zu den deutschen Bearbeitungen der Geschichte von der schönen Irene .	462
— — Die «Magyarenlieder» Eduard von Schönaus . . . . .	719
— — Der Einfluß der deutschen Dichtung auf die ungarische des XVIII. Jahrhunderts . . . . .	930
Weber, Arthur, Theodor Körner und seine Beziehungen zu Ungarn . . .	223
Wertner, Moritz, Glossen zu Michael Beheims historischen Gesängen . .	841
Zu dem Artikel über die österreichischen Hausgesetze. . . . .	499



# Die österreichischen Hausgesetze und das ungarische Staatsrecht<sup>\*)</sup>.

Von Privatdozent Dr. Felix Schiller.

## I.

**D**ER gewaltige Wesensunterschied zwischen dem ungarischen Königtum und der territorialen Landeshoheit im alten Deutschen Reiche gelangt auch in der Tatsache zum Ausdruck, daß es niemals ein Hausrecht der ungarischen Königsfamilie gab.

Die Wahlmonarchie — und eine solche war Ungarn vielleicht schon im Zeitalter der Árpáden<sup>1)</sup>, jedenfalls aber seit deren Abgange bis zum Jahre 1687 — ist selbstverständlich durch den Mangel eines patrimonialen Charakters der königlichen Gewalt ausgezeichnet; die Abweisung einer privatrechtlichen Anschauung ergab sich in Ungarn überdies zwingend aus der herrschenden öffentlich-rechtlichen Auffassung vom Staate: der Lehre von der Heiligen Krone<sup>2)</sup>. Durch den Mangel der Patrimonialität nun war einem korporativen Zusammenschlusse der Mitglieder des Königshauses, der unerläßlichen Voraussetzung jeder Autonomie, von vornherein der Boden entzogen. Bei der engsten organischen Verbindung zwischen Staat und König in Ungarn entfiel auch jene rechtliche Distanz, die in Deutschland zwischen Kaiser und Reich einerseits und den Landesherren

<sup>\*)</sup> Abschnitt V dieses Aufsatzes bietet eine Auseinandersetzung mit Kapitel 16 des jüngsten Werkes von Gustav Turba, *Die Grundlagen der Pragmatischen Sanktion*. II. Band. *Die Hausgesetze*, 1912, S. 222—268: «Sind die Hausgesetze auch für Ungarn bindend?» Kapitel 17, «Der „Monarch“ als Schutzherr einer patrimonialen Union», gedenkt der Schreiber dieser Zeilen demnächst kritisch zu besprechen. In betreff der letzterem Kapitel zugrunde liegenden Lehre Turbas von der «1687 und 1715 durchgeführten Verfassungsrevision» und der «Revisionsklausel» sei vorläufig auf meine Rezension des I. Bandes der *Grundlagen*, Pester Lloyd 30. April 1911, verwiesen. Die Theorie von der Revisionsklausel hat seither Graf Julius Andrássy in eingehender Untersuchung verworfen: «Ungarns rechtliche Selbständigkeit von 1526 bis 1715». *Ungarische Rundschau* Jahrgang I, 1912, S. 284 ff.

<sup>1)</sup> Dies ist die herrschende Meinung, der gegenüber jüngst von Wilhelm Fraknoi die Geltung des Primogeniturerbrechts behauptet wurde. «Die Thronfolgeordnung im Zeitalter der Árpáden». Jahrgang II, S. 135 ff. dieser Zeitschrift. Doch vgl. Ferdinandys Artikel das. II, S. 757 ff.

<sup>2)</sup> Siehe über diese besonders Ákos v. Timon: «Die Entwicklung und Bedeutung des öffentlich-rechtlichen Begriffs der Heiligen Krone in der ungarischen Verfassung». *Festschrift für Heinrich Brunner*, 1910, S. 309 ff.

der dem Reiche mechanisch eingegliederten unzähligen Territorien andererseits bestand: jenes Verhältnis von Obrigkeit und Untertan, das gleichfalls eine begriffliche Voraussetzung — Ursache und Anlaß — der reichsständischen Autonomie, der Gewährung einer materiell begrenzten Befugnis zur Rechtsbildung, bildete. Der König von Ungarn besaß, auch nachdem er aufgehört hatte, der alleinige Gesetzgeber zu sein, einen zu großen Anteil an der Gesetzgebung, seine Privilegien- und Verordnungsgewalt bot ihm desgleichen — soferne es sich nicht geradezu um Aufhebung gemeinrechtlicher Normen handelte — Bewegungsfreiheit genug, als daß er es für nötig hätte halten können, behufs Schaffung eines dynastischen Sonderrechts eine außerordentliche Kompetenz der Rechtsbildung, eben als Haupt und Organ der Dynastie, in Anspruch zu nehmen. Ein vom Landrecht der Adeligen abweichendes, besonderes Recht der Mitglieder des Königshauses läßt sich übrigens in Ungarn tatsächlich zu keiner Zeit nachweisen.

Der Umstand, daß die ungarische Verfassung kein Hausrecht der königlichen Familie kannte, schloß es natürlich aus, daß das Hausrecht der österreichischen Dynastie, allein vermöge der Thronbesteigung eines Hausmitgliedes in Ungarn, Geltung erlange. Die Habsburger, die auf dem ungarischen Königsthron kein Hausrecht der abgegangenen Dynastie voranden, konnten ebensowenig ihr eigenes Hausrecht als solches einfach herüberbringen. Die österreichischen Hausgesetze<sup>3)</sup> wurden an sich, in ihrer Totalität nicht zu Bestandteilen des ungarischen Rechts; sie bildeten in Ungarn keine Rechtsquelle. Daß eine Norm des Hausrechts in Ungarn Geltung habe, dazu bedurfte — und bedarf — es der Anerkennung, der Aufnahme seitens der ordentlichen Faktoren der Rechtsbildung. Hinsichtlich jeder einzelnen hausrechtlichen Norm, die in Ungarn gelten soll, muß es besonders nachgewiesen werden, daß eine ungarische Rechtsquelle — ein Gesetz, eine königliche oder Regierungsverordnung, ein Munizipalstatut oder das Gewohnheitsrecht — sich deren Inhalt zu eigen machte; und die rezipierte Norm besitzt eben jene rechtliche Kraft, die den Äußerungen der betreffenden Rechtsquelle eignet, also ein etwa durch königliche Verordnung rezipierter Satz des Hausrechts wird kein Gesetz, noch Landesgewohnheitsrecht brechen. Und da die hausrechtliche Norm ihren Bestand in Ungarn einzig der Inkorporation seitens einer ungarischen Rechtsquelle verdankt, wird sie im Bereiche des ungarischen Staates und

<sup>3)</sup> Des Wohlklangs wegen hier, ebenso wie im Titel, anstatt: «Hausrecht des Hauses Österreich» gebraucht; neben dem gesatzten Recht ist also die Observanz mitverstanden.



Rechtslebens unverändert fortbestehen, auch wenn sie in Österreich durch die für das Hausrecht zuständigen Faktoren abgeändert oder aufgehoben werden würde, d. h. die Abänderung oder Aufhebung einer auch in Ungarn geltenden hausrechtlichen Norm kann mit Rechtsverbindlichkeit für Ungarn bloß unter rechtsförmlicher Zustimmung Ungarns durch einen entsprechenden Akt der ungarischen Rechtsbildung erfolgen.

Man findet im wesentlichen diese Auffassung bereits in jenem Handbuche des ungarischen Staatsrechts entwickelt, das die Frage nach der Geltung der Hausgesetze zuerst in prinzipiell-allgemeiner Fassung aufwarf: in dem 1900 erschienenen Werke Karl Kmetys<sup>4)</sup>. Vorher hatte wohl schon Ernst Nagy im Kapitel von den Rechtsquellen der Hausgesetze gedacht, jedoch bloß in konkreter Bezugnahme auf die — allerdings praktisch allein erhebliche — Materie des Thronfolgerechts<sup>5)</sup>. Sonst sehen wir die Hausgesetze nur noch bei zwei älteren Staatsrechtslehrern, Augustin Lechner<sup>6)</sup> und Stefan Kiss<sup>7)</sup>, erwähnt, die das Erfordernis der ebenbürtigen Abstammung des Thronfolgers, ohne irgendwelche grundsätzliche Perspektive, aus den «Hausgesetzen der Herrscherfamilie» ableiten.

Eben das Postulat der ebenbürtigen Ehe im Hause Österreich sollte, noch ehe das Jahr 1900 zu Ende ging, das Problem der Bedeutung der Hausgesetze für Ungarn in seiner ganzen Ausdehnung und Schärfe aufrollen und Veranlassung bieten, daß der oben gekennzeichnete Standpunkt des ungarischen Staatsrechts im Gesetze selbst Ausdruck finde. Der Regierungsvorschlag, daß die von Erzherzog Franz Ferdinand anläßlich seiner Vermählung mit der Gräfin Sophie Chotek, nachmaligen Fürstin, beziehungsweise Herzogin von Hohenberg, am 28. Juni 1900 ausgefertigte Deklaration gesetzlich inartikulierte werde, stellte den ungarischen Reichstag vor die Aufgabe, zu untersuchen: ob die Deklaration, in der es ausgesprochen war, daß die aus dieser Ehe zu gewinnenden Kinder nicht die Rechte von Erzherzogen und Erzherzoginnen von Österreich, folglich auch nicht das Thronfolgerecht in Ungarn laut G.-A. I und II: 1723 besitzen werden, mit den Verfügungen der angeführten Gesetzartikel — der ungarischen Pragmatischen Sanktion — übereinstimme. Der Reichstag entschied in bejahendem Sinne, — wie die Reden der führenden Staatsmänner der Mehrheit bekunden, durch die Rechtsüberzeugung ge-

<sup>4)</sup> A magyar közbjog tankönyve S. 24. Man sehe auch S. 132.

<sup>5)</sup> Magyarország közbjoga [Das Staatsrecht Ungarns], 1891<sup>2</sup> S. 17.

<sup>6)</sup> Lithographiertes Kollegienheft 1897, S. 209.

<sup>7)</sup> Magyar közbjog [Ungarisches Staatsrecht]<sup>3</sup> 1886, S. 325.

reitet, daß die Pragmatische Sanktion die Forderung der erzherzoglichen Qualität des Thronanwärters aufstelle, diese aber laut dem bereits 1723 bestandenen Rechte des Hauses Österreich die Abstammung aus ebenbürtiger Ehe zur Voraussetzung habe. Damit es jedoch niemals auch nur im geringsten bezweifelt werden könne, daß bei der reichstäglichen Billigung jener Deklaration das ungarische Gesetz selbst, nicht etwa die hausrechtliche Norm unmittelbar, an sich zur Anwendung gelangte, daß demnach in der Leugnung des Sukzessionsanspruchs der Abkömmlinge aus jener Ehe der eigene Wille des ungarischen Staates, nicht das Gebot einer fremden Rechtsautorität wirksam wird, ergänzte man die Inartikulierung mit der ausdrücklichen «Hervorhebung» dessen, «daß die in den G.-A. I. und II: 1723 enthaltene Regelung der Thronfolge sowohl in Ansehung ihres Zustandekommens, als ihrer Bedingungen und ihres Inhaltes eine völlig selbständige ist, und alle in den Bereich der Thronfolge gehörenden Fragen nach ihren Bestimmungen zu beurteilen sind».<sup>8)</sup>

Hatten zur Klärung und Befestigung dieses Standpunktes schon die Verhandlungen des Abgeordnetenhauses vom Herbst 1900 vieles beigetragen, so erfuhr der gesamte Komplex der einschlägigen Fragen vollends gründliche Beleuchtung durch die Debatte, die zwei Jahre später, anknüpfend an jene Feststellung des G.-A. XXIV: 1900, im Ungarischen Juristenverein über das Verhältnis der Pragmatischen Sanktion zu den Hausgesetzen stattfand.

## II.

Den Kern des Problems bildet die Frage nach dem Sinne des Gesetzesausdrucks: *Utriusque sexus Austriae archiduces*.

Die Pragmatische Sanktion (genauer: G.-A. II vom Jahre 1723) dehnt nämlich für den Fall des Aussterbens des habsburgischen Mannesstammes das Thronfolgerecht nach den Grundsätzen der Primogeniturerbfolge auf die von Karl III., Josef I. und Leopold I. abstammenden weiblichen Linien in folgenden Worten aus — es ist unerläßlich, den Originaltext, mindestens in seinem wesentlichen Gerüste, hierher zu setzen, da es sich eben um Interpretation des Wortlautes handelt:

<sup>8)</sup> Der Urheber dieses Satzes, dem wir zuerst im Berichte des Justizausschusses vom 25. Oktober 1900 (Képviselőházi Irományok [Schriften des Abgeordnetenhauses] Band XXXI, S. 260) begegnen, ist Desider Szilágyi, der den Bericht als Präsident des Ausschusses auch unterfertigt hat. Die Aufnahme des Satzes in den Gesetzentwurf wurde vom Grafen Johann Zichy beantragt. Sitzung vom 30. Oktober 1900, Képviselőházi Napló [Journal des Abgeordnetenhauses] Band XXX, S. 174.

*Status et ordines ... (princ.) ... in defectu sexus masculini ... ius hereditarium succedendi in Hungariae regnum et coronam ... etiam in sexum augustae domus ... Austriacae femineum, primo a regnante Maiestate (§ 5), dein in huius defectu a divo olim Iosepho (§ 6), his quoque deficientibus ex lumbis divi olim Leopoldi imperatorum et regum Hungariae descendentes eorundemque legitimos Romano-Catholicos successores utriusque sexus Austriae archiduces iuxta stabilitum in aliis regnis et provinciis hereditariis ... primogeniturae ordinem ... transferunt (§ 7).*

Es tauchte weder in der publizistischen Literatur vor 1900, noch während der erwähnten Verhandlungen des Abgeordnetenhauses der leiseste Zweifel auf, daß in den Ausdrücken: *descendentes* und *successores* das Erfordernis der leiblichen, in *legitimos* dasjenige der ehelichen Abstammung von Leopold I.<sup>9)</sup> enthalten sei. Ebenso unbestritten war es bis 1900, wenn auch literarisch nicht gerade häufig und eindringlich vertreten, daß dem Gesetzesworte *Austriae archiduces* desgleichen qualifizierende Bedeutung eigne: daß es explizite das Erfordernis des erzherzoglichen Standes, implizite dasjenige der Abkunft aus ebenbürtiger Ehe ausdrücke. Dies war auch die Auffassung der Regierung<sup>10)</sup> und der parlamentarischen Mehrheit im Herbst 1900. Die Staatsrechtler der Unabhängigkeitspartei jedoch leugneten es, daß mit *Austriae archiduces* eine besondere Eigenschaft des Thronanwärters neben den im Gesetze sonst angegebenen Qualitätserfordernissen gemeint und aufgestellt sei; sie betrachteten *Austriae archiduces* als die im Grunde inhaltslose, nichtssagende Kollektivbezeichnung der im voranstehenden Gesetzestexte abschließend charakterisierten Thronfolgeberechtigten<sup>11)</sup>. Ihre Ansicht stützte sich vornehmlichst auf das Argument von den fünf Töchtern. Die namhaftesten Redner der Opposition, Franz Kossuth, Alexius Györy, Géza Polónyi<sup>12)</sup>, wiesen darauf hin, daß Erzherzoge und Erzherzoginnen von Österreich doch bloß die Nachkommen von Maria

<sup>9)</sup> Den Kreis der durch das ungarische Gesetz auf den Thron Berufenen hat zuerst Franz Salamon, A királyi szék betöltése és a practica sanctio története [Die Besetzung des ungarischen Königsthrones und die Geschichte der Pragmatischen Sanktion] 1866, S. 185, in dieser einfachen Weise umschrieben.

<sup>10)</sup> „*Archidux* ist entschieden ein designativer, entschieden ein denominativer Ausdruck“, erklärte Ministerpräsident Koloman Széll, Sitzung vom 31. Oktober, Képviselőházi Napló S. 197.

<sup>11)</sup> Alexius Györy: „*Austriae archiduces* ist nichts anderes als die Bezeichnung derjenigen, die [zur Thronfolge] berechtigt sind“, 3. November, ebenda S. 215: Géza Polónyi: „*Austriae archiduces* ist keine besondere, qualifizierende Bezeichnung, sondern ein simples Attribut, Corollar“, 5. November, ebenda S. 242.

<sup>12)</sup> Ebenda S. 173, 214, 242.



Theresia seien, während die Pragmatische Sanktion unzweifelhaft auch den Abkömmlingen der zwei Töchter Josefs I. und der drei Töchter Leopolds I. Sukzessionsrecht gewähre; es können also auch Nichterzherzoge und Nichterzherzoginnen auf den ungarischen Thron gelangen, und daher genüge für die Linie Maria Theresiens dergleichen die leibliche und eheliche Abstammung von einem Erzherzog oder einer Erzherzogin.

Dem Geschichtskundigen ist es klar, daß dies Argument richtig als Sechs-Töchterargument hätte formuliert werden sollen. Denn im Jahre 1723 befanden sich außer Maria Theresia sechs Erzherzoginnen am Leben: nicht bloß die zwei Töchter Josefs I. (Maria Josefa, die Gattin des sächsischen Kronprinzen Friedrich August, und Maria Amalia, die zur Zeit der Verhandlungen über die G.-A. I. und II. die Braut, im Zeitpunkte der Sanktion des Reichstagsdekrets von 1723 bereits die Gemahlin des Kronprinzen Karl Albert von Bayern war) und die drei Töchter Leopolds I. (Maria Elisabeth, Maria Anna — die Gattin des Königs Johann V. von Portugal — und Maria Magdalena), sondern noch eine zweite Tochter Karls III., die 1718 geborene Maria Anna, also eine Erzherzogin, die sogar nähere Anwartschaft auf den Thron hatte, als die «josefinischen», geschweige die «leopoldinischen»<sup>13)</sup> Erzherzoginnen. Die unrichtige Fassung des Arguments darf uns umso eher wundernehmen, als ja Franz Kossuth, der es als erster vorbrachte, selbst von den zwei Töchtern Karls III. sprach, außer denen es damals fünf Töchter im Hause Österreich gegeben habe<sup>14)</sup>. Und der Umstand, daß die unrichtige Formulierung des Arguments von niemandem bemerkt wurde, läßt es einigermaßen begreiflich erscheinen, daß man die sachliche Unrichtigkeit des ganzen Arguments erst recht nicht wahrnahm. Der große Jurist der Regierungspartei, Desider Szilágyi, hatte wohl die Position bezogen, von der das Fünf-Töchterargument zunichte gemacht werden konnte<sup>15)</sup>; aber er verabsäumte es merkwürdigerweise, das bereitstehende Geschütz spielen zu lassen.

Der Staatsrechtslehrer, der sich zuerst die Aufgabe stellte, die im G.-A. XXIV: 1900 enthaltene Diagnostizierung des laut der Pragmatischen Sanktion bestehenden Rechtszustandes wissenschaftlich zu überprüfen, Victor Jászi, betrachtete denn auch das Argument von den fünf Töchtern durchaus nicht als durch die Äußerungen abgetan, die im Herbst 1900 von den Ministersitzen und den Bänken der

<sup>13)</sup> So wurden die Töchter Josefs I. bzw. Leopolds I. damals am Wiener Hofe bezeichnet. Siehe Turba, Grundlagen II, S. 163.

<sup>14)</sup> Rede vom 30. Oktober, Képviseleti Napló S. 173.

<sup>15)</sup> S. unten bei Anm. 46.

Mehrheit erklangen. Auf dem Boden der herkömmlichen Auslegung des Gesetzestextes schien ihm die Frage der fünf Töchter ebenso unlösbar, wie unabweisbar. In einer geistvollen Abhandlung, die er dem Ungarischen Juristenverein im Mai 1902 vorlegte<sup>16)</sup>, schlug er daher eine gänzlich neue Deutung jenes, die Bedingungen der Thronanwartschaft festsetzenden § 7 G.-A. II: 1723 vor. Das Postulat der leiblichen Abstammung von Leopold I., behauptete Jászi, werde einzig durch das Wort *descendentes* ausgedrückt; die Forderung der ehelichen Abkunft sei überhaupt nicht ausdrücklich aufgestellt, sondern in den Ausdrücken *descendentes, ius hereditarium, defectus* stillschweigend mitverstanden, deren in der ungarländischen Rechtsprache von alters her eingebürgerter Sinn allein die eheliche Nachkommenschaft begriff; *successores* gehöre aber nebst *legitimos* zu *Austriae archiduces*, und diese Wörtergruppe bezeichne die dritte Qualität, die das ungarische Gesetz von dem Anwärter auf den ungarischen Thron neben der Herkunft aus dem Geblüte Leopolds I. und der römisch-katholischen Konfession expressis verbis noch fordere: daß er der rechtmäßige (gesetzliche) Nachfolger der erwähnten Kaiser und Könige im Erzherzogtum Österreich sei. Ja, diese bisher nicht erkannte Qualitätsbestimmung finde sich gar doppelt in unserem § 7; sie werde, zwar minder ausdrücklich, auch durch die Wendung vermittelt: «. . . in aliis regnis et provinciis hereditariis<sup>17)</sup> in et extra Germaniam sitis . . . indivisibiliter ac inseparabiliter invicem et insimal ac una cum regno Hungariae et partibus, regnis et provinciis eisdem annexis hereditarie possidendis», — da doch das ungarische Gesetz einen fremden Staat nicht verpflichten, demnach jenen Erbkönigreichen und Ländern inner- und außerhalb Deutschlands nicht anbefehlen könne, daß sie mit dem ungarischen Staate in Union bleiben mögen, kehre sich die scheinbar auswärts gerichtete Forderung: *possidendum est* nach innen und besage, daß der Besitz der nichtungarischen, heute: «im Reichsrate vertretenen» Königreiche und Länder, kurz des Kaisertums Österreich, eine Bedingung der Thronanwartschaft in Ungarn bilde. Und die Pragmatische Sanktion nenne eben das Erzherzogtum Österreich, weil damals und lange nachher, bis zu der 1804 erfolgten Annahme des österreichischen Kaisertitels, gerade der Name des Stammlandes, dem der übrige Erwerb schon nach Reichsrecht folgte, die beste zusammenfassende Bezeichnung des — außerungarischen — Länder-

<sup>16)</sup> A pragmática sanctio és a házi törvények [Die Pragmatische Sanktion und die Hausgesetze]. Magyar Jogászgyeleti Értekezések [Abhandlungen des Ungarischen Juristenvereins] Band XXV, Heft 1.

<sup>17)</sup> Das hier Folgende ist oben der Übersichtlichkeit halber fortgelassen worden.

besitzes der Habsburger abgab: «regierender Erzherzog von Österreich» erscheine daher in den zeitgenössischen Quellen selbst als Bezeichnung des Inhabers der habsburgischen Hausmacht. Die Qualitäten der Anwärter auf den österreichischen Thron bestimme das näheren das österreichische Recht; den hierfür zuständigen Faktoren (Jászi tritt an die Frage, ob Haus- oder Staatsgesetzgebung<sup>18)</sup>, nicht heran) sei es namentlich auch unbenommen, die 1723 in Geltung gewesenen Normen der Thronfolgefähigkeit, sofern sie nicht die im ungarischen Gesetze ausdrücklich oder stillschweigend festgelegten Bedingungen der natürlichen und ehelichen Abstammung von Leopold I. und die römisch-katholische Konfession betreffen, abzuändern. Die Regelung der ungarischen Thronfolge enthalte sonach neben den in der Pragmatischen Sanktion fixierten Bestandteilen ein «bewegliches Element»: der freien, einseitigen Verfügung Österreichs anheimgestellte Rechtssätze.

Jászis Ausführungen fanden bei den ungarischen Staatsrechtlern nicht den geringsten Anklang. Nur Widerspruch wurde laut<sup>19)</sup>. Die letzte praktische Konsequenz seiner Thesen, die Jászi selbst dahin faßte: «Wenn der Weiberstamm Österreich, aus welchem Grunde immer, verlöre, würde er zugleich auch des Sukzessionsrechts in Ungarn verlustig gehen,» mußte in ihrer Ungeheuerlichkeit die Kritik herausfordern. Im Ungarischen Juristenverein traten der neuen Lehre Edmund Polner, Géza v. Ferdinandy und der Schreiber dieser Zeilen in längeren Vorträgen entgegen und bestritten es aufs entschiedenste, daß die Pragmatische Sanktion das selbständige, direkte Qualitätserfordernis der Nachfolge im Erzherzogtum, heute: Kaisertum Österreich, aufgestellt und überhaupt auf Sätze des österreichischen Rechts in nicht-inkorporativer Weise verwiesen habe<sup>20)</sup>.

---

<sup>18)</sup> Der Schreiber dieser Zeilen hat die Frage gestreift in seinem Buche: Ebenbürtigkeit und Thronfolge. Der Fall Welsburg. 1907, S. 8.

<sup>19)</sup> Karl Móricz, der sich außer den sofort zu Nennenden an der Debatte im Juristenverein beteiligte und die Lehre Jászis in der Hauptsache guthieß, verzichtete auf die Publikation seiner Äußerung in den «Abhandlungen».

<sup>20)</sup> Polners Vortrag (22. November 1902), Magyar Jogászegyleti Értekezések Band XXV, Heft 3, Ferdinandys und mein Vortrag (21. Januar 1903), Band XXVI, Heft 5. Ich hatte die Thesen Jászis schon vorher in einem Aufsätze: «A magyar trónörökösben megkivántató kellékekről [Über die an den ungarischen Thronerben gestellten Qualitätsforderungen] (§ 7 G.A. II: 1723)» abgelehnt, der in den Nummern 48, 49, 50 und 52 (28. November 1902 ff.) der juristischen Wochenschrift Jogtudományi Közlöny, Jahrgang 1902, erschien. (Mein Aufsatz war der Redaktion noch vor dem Vortrage Polners zugegangen, s. die Anm. der Red. S. 404.) Jászis umfangreiche Erwiderung nebst kurzen Dupliken seiner drei Gegner enthält Band XXVIII, Heft 3.



Die Lehre Jászis erledigt sich im Grunde durch den Nachweis, daß ihr philologischer Unterbau ganz unhaltbar ist<sup>21)</sup>. Die ausschlaggebenden Gesetzesausdrücke in § 7 können nicht so zusammenhängen, wie Jászi es behauptete; und sie können so — ja nur so — zusammenhängen, wie es vor ihm allgemein angenommen wurde.

Jászi brachte gegen die herkömmliche Annahme, daß *successores* zu *descendentes* gehöre und synonym zur Bezeichnung der leiblichen Abkunft verwendet sei, daß es nämlich die Abkömmlinge der unter den *descendentes* verstandenen nächsten Nachkommengruppe bedeute, im wesentlichen zweierlei vor. Erstens, daß *descendentes* und *successores* sich parallel auf *imperatorum et regum* beziehen, also zwei Eigenschaften eines und desselben Personenkreises bezeichnen; denn das in die Ferne zeigende *eorundemque* verweise auf diese früher Genannten, nicht auf die unmittelbar vor *eorundemque* stehenden *descendentes*, die mittelst *horum* hätten angezeigt werden müssen; und es habe ja schlechthin keinen Grund gegeben, die Nachkommen der drei Kaiser und Könige in zwei Gruppen zu scheiden. Das ist jedoch alles unzutreffend. Dem Kurialstil der Neuzeit war das *idem*, *eadem*, *idem* an Stelle des *hic* ... über alle Maßen lieb (die Nachwirkung davon ist noch heute im deutschen Sprachgebrauch, nicht bloß im Amtsdeutsch<sup>22)</sup>, zu spüren); in § 5 eben des G.-A. II: 1723 finden wir z. B. die Wendung: ... *regnum et coronam ad eandemque partes pertinentes* ... Insbesondere bevorzugte man das *Idem* für den Herrscher und die Mitglieder der Herrscherfamilie (die im höfischen Deutsch noch heute Allerhöchst-, Höchst- und Hochdieselben heißen): so lesen wir denn in § 3 der Einleitung des Reichstagsdekrets von 1723: ... *Suae Maiestati sacratissimae Eiusdemque utriusque sexus successoribus* ... desgleichen in der Genuina Informatio — einer vom Palatinalprotonotar Franz Szluha, der an der Textierung der Pragmatischen Sanktion den größten Anteil hatte, verfaßten Denkschrift über die dem Reichstage vorgelegten Hausgesetze<sup>23)</sup>: ... *inter mares, dein ... inter feminas archiduces Earundemque heredes* ... Ebenso vollkommen entsprach der detaillierend deskriptiven Übung des

<sup>21)</sup> Diesen Nachweis erbrachten, unabhängig voneinander, Polner a. a. O. S. 5—15 und der Schreiber dieser Zeilen, Jogtudományi Közlöny S. 411 f., 421 f. Was sich von den im folgenden reproduzierten Argumenten bloß bei Polner findet, ist unten als von Polner herrührend vermerkt.

<sup>22)</sup> Ein Artikel der Berliner «Zukunft» geißelte eben im Frühling 1902 den häufigen, unbegründeten Gebrauch dieses schwerfälligen Fürworts.

<sup>23)</sup> Polner S. 11. — Turba, Die Pragmatische Sanktion, 1906, S. 132 Anm., weiß nichts von der Autorschaft Szluhas; siehe aber den von Jászi im Anhange seiner Abhandlung S. 58 aus dem MS. Fol. Lat. 522 des Ungarischen Nationalmuseums mitgeteilten Text.

Kurialstils jener Zeit die Scheidung der Nachkommenschaft der drei Kaiser und Könige in die Gruppe der am Leben Befindlichen, bereits Vorhandenen und diejenige der noch Ungeborenen, künftig zu Erwartenden; ungarische Standeserhöhungsdiplome und Urkunden über Verleihung erblicher Würden aus dem XVII. Jahrhundert liefern uns hierfür Beispiele genug<sup>24</sup>). Und die in der Pragmatischen Sanktion vorgenommene Scheidung der näheren Deszendenz von den späteren Nachkommen mochte wohl hinreichend durch die Erwägung veranlaßt worden sein, daß es schlechterdings keinen Sinn habe, auch in Ansehung der bereits geborenen Nachkommen jene übrigen Qualitäten ausdrücklich vorzuschreiben, deren Vorhandensein bei ihnen doch notorisch war — man erinnere sich, daß die österreichische Pragmatische Sanktion vom 19. April 1713 weder hinsichtlich der Töchter Josefs I., noch derjenigen Leopolds I., sondern einzig und allein in betreff der Töchter Karls III. das Erfordernis der ehelichen Geburt aufstellt<sup>25</sup>), weil eben Karl damals noch keine Töchter hatte. Daß in § 7 die gegenwärtige Nachkommenschaft von der künftigen gesondert ist, daß nicht bloß die Töchter der drei Kaiser und Könige, sondern auch die bereits geborenen Enkel des einen, Leopolds I. — nämlich die Kinder der Königin Maria Anna von Portugal: die Prinzessin Maria und die Prinzen Emanuel, Karl und Peter<sup>26</sup>) — den noch ungeborenen Enkeln und Enkelgeschlechtern gegenübergestellt sind, erklärt uns denn auch die maskuline Form: *eorundemque*; es müßte *earundemque* stehen, wären mit *descendentes* bloß die sieben Töchter gemeint.

Das Zweite, das Jászi gegen die begriffliche Zusammengehörigkeit von *descendentes* und *successores* ins Treffen führt, ist: *successor* bedeute überhaupt nicht dasselbe, wie *descendentes*, es bedeute niemals Kinder oder Nachkommen, sondern immer bloß Rechtsnachfolger. Hätte Jászi hierin Recht, so müßte die herkömmliche Auslegung ohne Widerstand das Feld räumen; aus der Annahme, daß

---

<sup>24</sup>) So lesen wir Z.E. im Grafendiplom für Stephan Bethlen 1623: ... *Stephanum Bethlen eiusque filios ac liberos Stephanum et Petrum iam natos, etiam posterius legitime nascituros ipsorumque heredes ... comites fecimus ...* In der Urkunde über die erbliche Verleihung der Obergespanswürde von Varasd an die Grafen Erdödy: *Te tuosque filios S. et Chr., St. ac J. eorundemque (!) heredes et posteritates utriusque sexus universos ...*

<sup>25</sup>) «Auf Ihres männlichen Stammes Abgang ... auf die ehelich hinterlassende Töchter ... ferner in Ermangelung oder Abgang der von Ihrer Majestät herstammenden aller ehelichen Descendenz auf Josefi Kaiserlicher Majestät nachgelassene Frau Töchter und deren eheliche Descendenten ... nach beiden Linien Ihrer Kaiserlichen Majestät Frau Schwestern ...»

<sup>26</sup>) Siehe Joh. Hübner, Genealogische Tabellen, I. Band (1737), 46. Tabelle.



eorundemque auf *descendentes* verweise, ergäbe sich unabweislich, daß die «Nachfolger» der 1723 vorhandenen Deszendenz garnicht deren leibliche Abkömmlinge zu sein brauchten, daß also in betreff der späteren Nachfolger, der zweiten Gruppe der Thronanwärter, das Qualitätserfordernis der Herkunft aus dem Geblüte Leopolds I. gänzlich fallen gelassen und das Sukzessionsrecht in Ungarn, entgegen der ausdrücklichen Bestimmung des Gesetzes, auch auf die vorleopoldinischen Linien des habsburgischen Weiberstammes, ja schließlich selbst auf testamentarische Erben der österreichischen Lande<sup>27)</sup> ausgedehnt wäre. Aber es ist eine völlig irrthümliche Behauptung, daß dem Worte *successores* die Bedeutung «Kinder», «Nachkommen» abgehe. Der ungarländische Kanzleistil verwendet es gerade im XVII. und XVIII. Jahrhundert sehr häufig als Synonymon von *heredes*, *posterī*, *posteritas*<sup>28)</sup>; Kinder und Nachkommen bedeutet es in der *Genuina Informatio Szluhas*<sup>29)</sup>, auch in der Präfa-tion der Gesetzartikel von 1723<sup>30)</sup>, ja sogar im G.-A. II: 1723 selbst: . . . *status et ordines . . . confisi Eandem [sacratissimam Caesaream et Regiam Maiestatem] magnis et gloriosis sexus masculini successoribus . . . benedicendam . . .*<sup>31)</sup>.

Gerade umgekehrt: jene widersinnige, also die Prämisse als falsch bezeugende Konsequenz eines Thronfolgerechts der vorleopoldinischen Linien und testamentarischer Erben stellt sich, da *eorundemque* nach dem oben Ausgeführten wirklich auf *descendentes* weist<sup>32)</sup>, eben bei der Annahme der Zusammengehörigkeit von *legitimos . . . successores . . . Austriae archiduces* ein.

Gegen den von Jászi verfochtenen Zusammenhang und Sinn der Wörter *successores utriusque sexus Austriae archiduces* in § 7 spricht der besonders gewichtige Umstand, daß diese Wörter in § 10, wo sie genau in derselben Reihenfolge vorkommen, ganz gewiß nicht

<sup>27)</sup> Die das *privilegium maius* zuläßt: . . . *Dux Austriae donandi et deputandi terras suas cuicumque voluerit, habere debet potestatem liberam, si quod absit sine heredibus liberis decederet . . .* M. G. Leges, Sect. IV, Band I, S. 685.

<sup>28)</sup> Z. B. in der Urkunde über die Erhebung des Fürsten Livius Odescalchi zum Herzog von Sirmien 1697: . . . *duci Livio . . . omnibusque heredibus et successoribus eiusdem . . .*

<sup>29)</sup> *Altero eorundem praemortuo et successore masculo carente.* Vgl. Polner S. 7.

<sup>30)</sup> *Status et ordines . . . semet praeprimis Suae Maiestati sacratissimae Eiusdemque utriusque sexus successoribus, dein augustae quoque Suae domus Austriae posteris devoverent.* § 3.

<sup>31)</sup> Princ.

<sup>32)</sup> Das wurde auch von Karl Móricz zugegeben. Siehe meine Bezugnahme auf diese Äußerung, Magyar Jogászegyleti Értekezések Band XXVIII, Heft 3, S. 70.

«Nachfolger im Erzherzogtum Österreich» bedeuten. Als Apposition zu dem Ausdruck: *per praealtactum sexum femineum* erscheinen hier<sup>33)</sup> die Worte: *praevio modo declaratos heredes et successores utriusque sexus archiduces Austriae*. Der syntaktische Bau und der Sinn dieser Apposition sind gleichermaßen klar: sie stellt einen in attributive Form gepreßten Nebensatz dar, mit dem Subjekt *utriusque sexus archiduces Austriae*, dem (passiven) Prädikat «*declaratos*» und dem Prädikativsubjekt *heredes et successores*; und sie muß übersetzt werden<sup>34)</sup>: «...die in obiger Weise zu Erben und Nachfolgern erklärten Erzherzoge von Österreich beiderlei Geschlechts», ein deutlicher und selbstverständlicher Hinweis auf die in den §§ 5—7 beschlossene Gewährung des Thronfolgerechts an — bloß — drei Stämme des femineus sexus der Habsburger. Kurz, (*heredes et*) *successores* ist in § 10 ein für sich stehender, keiner inhaltlichen Ergänzung bedürftiger, nicht durch das daneben befindliche *archiduces Austriae* vervollständigter Ausdruck. Warum sollten in § 7 diese zwei Wörter ergänzend zu ihm gehören?

Von unbedingter Stringenz ist der Einwand allerdings nicht. Wir behaupten ja selbst eine grundverschiedene Bedeutung von *successores* in § 7 und § 10. Die Relation desselben Wortes zu den gleichen Wörtern kann in zwei verschiedenen Sätzen recht wohl eine verschiedene sein. Aber gegen die These Jászis fällt das selbständige *successores* in § 10 dennoch mit entscheidendem Gewichte in die

<sup>33)</sup> Der Zusammenhang der Stelle ist folgender: *Status et ordines* (princ.) . . . *successionem femineam in augusta domo Austriaca introductam* (§ 9) . . . *per praealtactum femineum sexum augustae domus eiusdem, praevio modo declaratos heredes et successores utriusque sexus archiduces Austriae, acceptandam, ratihabendam . . . determinant*. Turba, Grundlagen II, S. 235, Anm. 39, zitiert irrigerweise nach der Karl III. am 17. Juli 1722 überreichten Fassung: *per . . . femineum sexum augustae domus eiusdemque praevio modo declaratos . . .* Der Text des Gesetzes ist im Corpus Juris Hungarici richtig wiedergegeben. In der offiziellen Ausgabe der *Articuli dialectales anni MDCCXXIII* — ich benützte das von Karl III. eigenhändig unterschriebene, *pro fidei nostro magnifico Josepho libero barone Maholányi* ausgestellte Exemplar in der Bibliothek des Ungarischen Nationalmuseums, Hung. jur. fol. 346 — steht *eiusdem*, nicht *eiusdemque*; ein Interpunktionszeichen, Komma, erscheint erst nach *Austriae*. An der Fassung vom 17. Juli 1722 ist eine bewußte Änderung vorgenommen worden, die genau der Abänderung des (*sexum . . . femineum . . .* § 5) *descendentem* (§ 7) in *descendentes* (siehe Turba, Pragmatische Sanktion S. 193) entspricht. Man mochte es rasch erkannt haben, daß *femineus sexus* alle Nachkommen von der Weiberseite, auch entferntesten Grades, in sich begreift. *Eiusdem* in unserem § 10 ist also eine schlichte Beifügung zu *domus* und vertritt die Stelle einer Wiederholung des unmittelbar vorher in § 9 vorkommenden *Austriacae*.

<sup>34)</sup> Sie ist auch — in Ungarn — nie anders übersetzt worden. In betreff der Übersetzung Turbas, Grundlagen II, S. 235, siehe die vorstehende Anmerkung.

Wagschale. Die Selbständigkeit von *successores* bedeutet nämlich zugleich die Selbständigkeit der Worte *archiduces Austriae*. Mag es sich mit diesem Ausdrucke in § 7 wie immer verhalten, mag er tatsächlich, wie Jászi meint, die inhaltliche Ergänzung zu *legitimos*... *successores* sein, in § 10 ist er unzweifelhaft ein für sich stehender und an sich zu erklärender Ausdruck: die Kollektivbezeichnung der Mitglieder des habsburgischen Weiberstammes, nicht nur der Linie Maria Theresiens, sondern auch der übrigen Töchter Karls, Josefs und Leopolds<sup>35)</sup>. Und als dieselbe Kollektivbezeichnung tritt uns *archiduces Austriae* in Punkt 4 der seit 1723 ausgefertigten Inauguraldiplome entgegen, der für den Fall des Abgangs der von den drei Kaisern und Königen abstammenden «Erzherzoge von Österreich» der Nation das Recht der freien Königswahl garantiert<sup>36)</sup>. Mit der Lehre Jászis ist also garnichts gewonnen; das Fünftöchterargument hat er nicht aus der Welt geschafft. Die Frage bleibt: Wie konnte — und kann noch heute — das ungarische Gesetz die für thronfolgeberechtigt erklärten Abkömmlinge Leopolds I. von der Weiberseite insgesamt *archiduces Austriae*, «Erzherzoge von Österreich» nennen?

Mit bestem Rechte. Es läßt sich kein Ausdruck finden, welcher der Rechtslage des Hauses Habsburg: dem staatsrechtlichen Verhältnis, in Sonderheit der reichslehnrechtlichen Stellung des Erzherzogtums Österreich und der zum Reiche gehörenden Erbländer überhaupt, genauer und trefflicher entsprochen hätte. Das Herzogtum Österreich war laut dem *privilegium minus* von 1156 ein Weiberlehen, das heißt ein Reichslehen, in das nach dem Aussterben des Mannesstammes die Weiberseite sukzedierte<sup>37)</sup>, und zwar in der Weise, daß, sobald männliche Erben an die Reihe kamen, abermals der Vorzug des Mannesstammes eintrat: sowohl nach der allgemeinen Vorschrift des in Süddeutschland rezipierten longobardischen Lehnrechts<sup>38)</sup>, als zufolge der speziellen Bestimmung des seit der

<sup>35)</sup> Eigentlich: aller weiblichen Linien, auch der vorleopoldinischen. Aus der Gesamtheit aller habsburgischen Nachkommen von der Weiberseite werden die Abkömmlinge Leopolds I. eben durch jenen Hinweis auf die §§ 5–7 herausgehoben.

<sup>36)</sup> ... *In casu ... defectus utriusque sexus archiducum Austriae praepriis quidem ab atefato genitore nostro, dein in huius defectu a divo olim Josepho, his quoque deficientibus ex lumbis divi olim Leopoldi imperatorum et regum Hungariae descendendum* ... § 6 G.A. II: 1741.

<sup>37)</sup> ... *Perpetuali lege sanctientes ut ipsi et liberi eorum post eos, indifferenter filii sive filiae ... Austriae ducatum hereditario iure a regno teneant et possideant*. M. G. Leges Sect. IV, Band I, S. 222.

<sup>38)</sup> *Filia vero non succedat in feudo, nisi investitura fuerit in patre, ut filii et filiae succedant in feudum; tunc enim succedit filia filiis non existentibus*. I. F. 8, § 2. *Si quis eo tenore feudum acceperit, ut eius descendentes masculi et feminae illud habere possint, relicto masculo ulterius feminae non admittuntur*. I. F. 6, § 2.



Bestätigung durch Kaiser Friedrich III. vollgiltigen privilegium maius<sup>39)</sup>. Das herzogliche, seit 1453 erzherzogliche Haus Österreich war demnach aus dem Gesichtspunkte der Erbberechtigung ein cognatisches Haus: die Deszendenz einer jeden Tochter, einer jeden agnatischen Kognatin<sup>40)</sup> bereicherte es um eine neue Linie, und der Zugehörigkeit all dieser weiblichen Linien zur *Austriaca domus* raubte der Umstand nicht das Mindeste, daß sie sich im Schatten der fremden agnatischen Verbände barg und daß deren in idea vorhandener erzherzoglicher Charakter Realität bloß nach dem Abgange des Mannesstammes, beziehungsweise — für die entfernteren Linien der Weiberseite — nach dem Aussterben der näherberechtigten, erlangen konnte, beziehungsweise erlangen kann. Die ungarischen Gesetzgeber von 1723 waren sich dieser Kontinuität des Erzhauses wohl bewußt; sie, die in der Einleitung des Reichstagsdekrets erklären, «die ununterbrochene Erbfolge beider Geschlechter des Hauses Österreich im Lande und der Krone Ungarn» feststellen zu wollen<sup>41)</sup>, mochten denn auch für die Kognaten dieses cognatischen Hauses eben in Anbetracht des Aussterbens der Agnaten den von letzteren geführten Familientitel mit vollem Bewußtsein und Verständnisse gebrauchen. Gar unwissend in diesen Dingen dürfen wir uns die Gesetzgeber von 1723 nicht vorstellen; namentlich unter denjenigen, die an der Vorbereitung und Ausarbeitung der Pragmatischen Sanktion zunächst beteiligt waren, gab es viele, die vermöge ihrer gesellschaftlichen und amtlichen Stellung oft am Wiener Hofe verkehrten und mit den Reichs- und Zentralbehörden in lebhafter Berührung standen; unter ihnen befand sich auch ein Sprößling eines deutschen altfürstlichen Geschlechts: Herzog Christian August von Sachsen-Weitz, der Erzbischof von Esztergom, Primas von Ungarn. Diese Gleichung: die Mitglieder der *archiducalis domus Austriaca* sind *archiduces Austriae*, mußte sich ihnen umso rascher und leichter präsentieren, als das ungarische Zivilrecht einen klaren, ausgebildeten Begriff, ein vielhundertjähriges Institut aufwies, in dessen Bilde man das in Österreich bestehende Erbrecht des habsburgischen Weiberstammes erfassen und dessen Anwendung man auch in der Ausdehnung des Thronfolgerechts in Ungarn auf den Weiberstamm des Hauses Österreich erblicken konnte: das Rechtsinstitut der Präfektion (*praefectio in masculinum heredem*), das ist die königliche

<sup>39)</sup> *Et si . . . dux Austriae sine herede filio decederet, idem ducatus ad filiam quam reliquerit devolvatur.* A. a. O.

<sup>40)</sup> Wie Hermann Rehm es ausdrückt. *Modernes Fürstenrecht* 1904, S. 143.

<sup>41)</sup> . . . *Continua augustae domus [Austriacae] in regno et sacra eiusdem corona utriusque sexus . . . successio . . . § 4.*

Verleihung eines Adelsgutes, das laut der ursprünglichen Schenkung bloß dem Mannesstamme gehörte, an eine Frau aus dem Geschlechte des Donatars und deren in männlicher Linie abstammende männliche Nachkommen<sup>42)</sup>. Wir besitzen ein unverwerfliches Zeugnis dafür, daß man sich damals in Ungarn den rechtlichen Vorgang wahrhaftig so vorstellte: das ungarische Gesetz habe die bezeichneten weiblichen Linien des Hauses Habsburg in der Heiligen Krone Ungarns präfigiert; wirksam werde die erfolgte Präfektion jedoch hinsichtlich der nächstberechtigten Linie erst mit dem Abgange des Mannesstammes, in betreff der entfernteren Linien der Reihe nach jeweils im Zeitpunkte des Aussterbens der unmittelbar vorhergehenden. Szluha zitierte in seiner Rede, der einzigen, die vor der prinzipiellen Beschlußfassung<sup>43)</sup> über die Einführung der weiblichen Thronfolge an der Unteren Tafel erklang, die beiden von der Präfektion handelnden Titel des Werböczischen Rechtsbuches, die gehaltvolle Bemerkung in die blumenreiche Hülle hochtrabender Worte kleidend: «Der Mann im Weibe! Und zwar mit bestem Rechte. Das grundlegende Gesetz des Vaterlandes macht das Weib zum Manne. (Tripartitum 7. und 50. Tit. p. I.) Glücklicher Meister Werböcz, der dies niederschrieb; glücklicher ich, der ich es bezeuge, die Glücklichen ihr, die ihr es bestätigt... Glücklich vor allem unsere Kinder und Nachkommen, die des besten Gesetzes langsehnte, unvergängliche Frucht kosten werden.»<sup>44)</sup>

In der Helligkeit, die sich aus dem Staatsrechte des alten Deutschen Reiches, bezw. der österreichischen Territorien auf das in der ungarischen Pragmatischen Sanktion gebrauchte Gesetzeswort *archiduces Austriae* ergießt, zerflattert denn auch das Argument von den fünf Töchtern in nichts. Nimium probat. Die Frage der fünf Töchter — die richtiger «Frage der sechs Töchter» heißen sollte — existiert in Wirklichkeit garnicht, denn sie ist die Frage der — sieben Töchter. Dieselben «Schwierigkeiten», welche hinsichtlich des Thronfolgerechts der Deszendenz jener sechs Töchter, die es 1723 außer Maria Theresia im Hause Österreich gab, irgend auftauchen

<sup>42)</sup> Siehe über die Präfektion des Näheren Ákos v. Timon, Ungarische Verfassungs- und Rechtsgeschichte <sup>2</sup>, 1909, S. 579.

<sup>43)</sup> «Initiativofferte» nennt sie Turba, z. B. Grundlagen I, S. 168.

<sup>44)</sup> Die Rede ist mitgeteilt in ungarischer Übersetzung von Franz Salomon S. 142 ff., im Originaltext von Turba, Pragmatische Sanktion, S. 168 ff. Die angeführte Stelle siehe S. 152 bzw. 172. Bei Turba fehlt hinter dem Satze: *Lex enim fundamentalis patria feminas in virum praeficit* das Zitat: Tripart. 7 und 50. Tit. p. I, das sich bei Salamon findet. In dem auch von Turba benutzten Drucke des Ungarischen Nationalmuseums (Hung. hist. 515 p.) verweist vor dem Worte *Lex* ein (a) auf die Anmerkung: *Tit. 7 et 50 Pat.* (so, anstatt: *Part.*) I.

können, stehen in völlig gleicher Weise dem Sukzessionsrecht der Deszendenz dieser siebenten Habsburgtochter im Wege. Nehmen wir an, Karl III. hätte einen Sohn hinterlassen, und dieser wäre kinderlos in einem Zeitpunkte verstorben, da auch seine älteste Schwester, Maria Theresia, nicht mehr lebte, bloß deren Sohn, Josef, Herzog von Lothringen: wäre die Thronfolge Josefs nach der gewöhnlichen Auffassung, die in den *archiduces Austriae* Agnaten erblickt, auch nur um das Geringste einfacher erschienen, als damals oder heute die Sukzession eines sächsischen oder bayerischen oder portugiesischen Deszendenten Leopolds I.? Die Nachkommen Maria Theresiens sind ebenso bloß Kognaten des mit dem Ableben Karls III. 1740 im Mannesstamme erloschenen Hauses Österreich, wie die Abkömmlinge Josefas: Prinzen und Prinzessinnen von Kur-sachsen aus dem Hause Wettin, die Sprößlinge Maria Amaliens: Herzoge und Herzoginnen von Bayern aus dem Hause Wittelsbach, oder schließlich die Nachkommen der Gemahlin König Johanns V. von Portugal aus dem Hause Braganza. Dem agnatischen Bande nach, im familienrechtlich-engen Verstande von 1723, war Karl III. der letzte Erzherzog von Österreich; und die Nachkommen Maria Theresiens, Herzoge und Herzoginnen von Lothringen, sind keine Erzherzoge und Erzherzoginnen in jenem alten, agnatisch-ursprünglichen Sinne, sondern sie sind es erst dadurch geworden, daß infolge des Abgangs der Agnaten die Linie Maria Theresiens, als die dem letzten Agnaten nächstverwandte Linie das österreichische Erbe antrat und somit aus einem schlichten Zweige der großen kognatischen *domus Austriaca* zum neuen agnatischen Hause Österreich, zum Erzhause im engeren Sinne wurde. Hätte Karl III. keine Tochter hinterlassen, so wäre 1740 die Deszendenz Maria Josefas, kurz das heutige sächsische Königshaus, das jetzt nach wie vor nur eine kognatische Linie des Hauses Österreich in weiterem Sinne bildet, zur agnatischen, die ausgestorbene Agnation fortsetzenden Familie Österreich geworden.

Den Gegensatz der Kognaten und Agnaten, der den Schlüssel zur Erklärung der umstrittensten Stelle der Pragmatischen Sanktion liefert, hat der große Desider Szilágyi wohl erkannt. Aber er begnügte sich, mit fürstlicher Nachlässigkeit das Entscheidende eben nur anzudeuten. Ohne irgendwelche nähere Ausführung und Verwertung, ununterstrichen, ja fast versteckt steht in seiner Rede vom 6. November 1900 der Satz: «Der Ausdruck *archiduces utriusque sexus* umschließt zwei Personenkreise. Diejenigen, die in der Familie verblieben sind<sup>45)</sup>, die Agnaten; und nach der klaren Bestimmung

<sup>45)</sup> Diese Formulierung ist keine ganz genaue. Denn auch die Erzherzogin, die in ein fremdes Haus geheiratet hat und somit aus dem Familienverbande ausgetreten



des Gesetzes diejenigen, die in eine fremde Familie übertraten, und deren Deszendenten aus ebenbürtiger Ehe... die Kognaten, jene erzherzoglichen Nachkommen, die von den in fremde, ebenbürtige Familien eingeheirateten Erzherzoginnen abstammen, jedoch in den Kreis der Thronfolge einbezogen sind». <sup>46)</sup>

### III.

Indem wir die *archiduces Austriae* in § 7 (und 10) des G.-A. II: 1723 als die von Leopold I. abstammenden Kognaten deuten, befinden wir uns eigentlich in Übereinstimmung mit den Staatsrechtlern der Unabhängigkeitspartei, die ja davon ausgingen, daß jener Gesetzesausdruck die Kollektivbezeichnung der durch die Pragmatische Sanktion berufenen Thronanwärter sei. Müssen wir nun den oppositionellen Juristen von 1900 auch darin beipflichten, daß diese Kollektivbezeichnung im übrigen jeglichen Rechtsinhalts entbehre, daß aus ihr kein Qualitätserfordernis herausgeholt werden könne und dürfe, das nicht bereits im Vorhergehenden — dessen Zusammenfassung und Wiederholung sie biete — ausdrücklich aufgestellt ist? Stellt der erzherzogliche Stand wirklich keine eigene Bedingung der Thronfolgefähigkeit dar? Entfällt so auch das Postulat der Abkunft aus ebenbürtiger Ehe?

Die Antwort ergibt sich aus der Unterscheidung, die wir eben zwischen dem großen kognatischen und dem engeren agnatischen Hause Österreich machten.

Der Ausdruck *Austriae archiduces* hat in der Pragmatischen Sanktion, sowie in den späteren Inauguraldiplomen zweifache Bedeutung. Einen weiteren und einen engeren Sinn. Er bedeutet fürs erste, im allgemeinen sämtliche Kognaten aus dem Geblüte Leopolds I.: alle männlichen und weiblichen Nachkommen der drei Kaiser und Könige von der Weiberseite, das heißt die von den einzelnen Töchtern abstammenden männlichen Linien und die aus den einzelnen männlichen Linien hervorgegangenen weiblichen Linien insgesamt. In sekundärem und speziellem Sinne aber bedeutet der Ausdruck die gemäß der Erbfolgeordnung de praesenti berechnete männliche Linie, die agnatische Herrscherfamilie. Konkret gesprochen: heute haben wir unter *archiduces Austriae* zu verstehen in engerem Sinne einzig und allein das jetzige österreichische Kaiser- und ungarische Königshaus, die von Maria Theresia abstammende Dynastie (Habs-

---

ist, zählt zum »engeren« Kreise der *archiduces*, wie sie denn auch den ihr angeborenen Erzherzoginnentitel weiterführt.

<sup>46)</sup> Képviseleti Napló S. 270.

Ungarische Rundschau. III. Jahrg., 1. Heft.

burg-) Lothringen. In weiterem Sinne aber außer diesem agnatischen (wahren) erzherzoglichen Hause Österreich noch all die vielen Linien des sächsischen, des bayerischen, des württembergischen Königshauses, der spanischen und italienischen Bourbonen, der fürstlichen Familien Windisch-Grätz, Salm-Salm, Lichtenstein und zahlreicher anderer souveränen und mediatisierten Geschlechter, die sämtlich in männlicher oder abermals in weiblicher Linie von einer Deszendentin Maria Theresiens, einer Erzherzogin von Österreich aus dem Hause (Habsburg-) Lothringen, abstammen; ferner die von Maria Josefa, der Tochter Josefs I., abstammenden Wettiner und alle von den sächsischen Prinzessinnen, die Maria Josefa zur Stammutter haben, herrührenden übrigen Linien; desgleichen die von Königin Maria Anna abstammenden Braganzas und die von Töchtern dieses Hauses Braganza abstammenden verschiedenen Linien usw. So oft nun innerhalb der auf den Thron gelangten weiblichen Linie der Übergang zu einem neuen Mannesstamm stattfand, und solange die nach dem Gemahl der Erzherzogin (Kaiserin) und Königin benannte neue agnatische erzherzogliche Familie besteht — konkret gesprochen: seit dem Jahre 1740 bis zu dem etwaigen Erlöschen unseres gegenwärtigen Herrscherhauses (im Mannesstamme: es handelt sich ja um die agnatische Familie) —, ist die engere Bedeutung des Ausdrucks *archiduces Austriae* maßgebend. Und dieser engere Wortsinn besitzt tatsächlich einen besonderen Rechtsinhalt, strenge qualifizierenden Charakter: er enthält das Qualitätserfordernis der Mitgliedschaft beim agnatischen Hause Österreich, im einzelnen das Erfordernis all jener Eigenschaften, deren es außer den in § 7 G.-A. II: 1723 ausdrücklich genannten bedarf, damit jemand als Agnat (agnatische Kognatin) der österreichischen Herrscherfamilie, kurz als Erzherzog (Erzherzogin) von Österreich gelte. Daß die Kinder eines Erzherzogs (aus dem agnatischen Hause Österreich) *archiduces* im Sinne der Pragmatischen Sanktion seien, dazu genügt nicht, daß Leopolds I. Blut in ihren Adern fließe und daß ihnen dies Blut durch eine ununterbrochene Kette rechtmäßiger Ehen vermittelt worden sei; sie müssen selbst Erzherzoge und Erzherzoginnen nach dem Hausrecht von 1723 sein, auf das die Pragmatische Sanktion, die doch den Ausdruck *archiduces Austriae* im Rechtsverstande von 1723 gebrauchte, inkorporativ verwies, und das die neue agnatische Familie nebst dem anderen Erbe vom alten, ersten agnatischen Hause Österreich restlos übernommen hat. Was die im Worte *archiduces* verdichtete Normierung der Zugehörigkeit zur Dynastie, außer den in unserem § 7 als Bedingungen der Thronolfähigkeit *expressis verbis* bezeichneten Merkmalen, enthält, soll an



dieser Stelle gewiß nicht ausführlich erörtert werden. In der österreichischen und deutschen Wissenschaft waltet sicherlich kein Zweifel darüber, daß der erzherzogliche Stand — außer der ehelichen Abkunft von Maria Theresia — nach der positiven Seite die Abstammung aus ebenbürtiger — und zwar: nach dem strengen, gemeinen Rechte der altfürstlichen Häuser standesgleicher — sowie vom Familienoberhaupt konsentierter Ehe zur Voraussetzung hat; daß ferner nach der negativen Seite der freiwillige Austritt aus dem Herrscherhause den erzherzoglichen Stand aufhebt. Und diese Postulate bestehen eben auch für Ungarn kraft der Pragmatischen Sanktion, da bereits das Hausrecht von 1723 sie aufstellte<sup>47)</sup>.

Dem ersten Blicke scheint hier ein Dualismus der Qualitätserfordernisse vorzuliegen. In betreff der als neues agnatisches Haus konstituierten, an der Reihe befindlichen kognatischen Linie scheint eine größere Anzahl von Bedingungen der Thronfolgefähigkeit vorgeschrieben zu sein, als hinsichtlich der übrigen Kognaten. Dies ist jedoch purer Schein. Dem Wesen nach — und das Wesentliche ist hier, wie so häufig in der Welt des Rechts, formal — bestehen in Ansehung sämtlicher Kognaten der weiten, kognatischen *domus Austriaca* durchwegs die gleichen Qualitätserfordernisse. Auch von den Mitgliedern des neuen agnatischen Hauses Österreich wird nur das Eine verlangt, daß sie Kognaten des kognatischen Hauses seien. Aber sie sind es eben bloß dann, wenn sie Agnaten<sup>48)</sup> ihres engeren Hauses sind: sie treten bloß durch diesen agnatischen Verband hindurch in jene Kognition ein. Und genau so verhält es sich mit den übrigen kognatischen Linien. Jede bildet eine Agnation, ein agnatisches Haus für sich, oder den unselbständigen Zweig eines solchen; und wer seine kognatische Zugehörigkeit zum Hause Österreich im weiteren Sinne, auf die Abkunft von der Stammutter dieser agnatischen Linie gründen will, muß in erster Reihe vollberechtigtes Mitglied, Agnat der agnatischen Familie, kurz: Herzog von Bayern, oder Sachsen, oder Württemberg, oder Parma, Infant von Spanien, Prinz von Belgien, von Braganza, Fürst Windisch-Grätz, Lichten-

<sup>47)</sup> Von den oppositionellen Rednern, namentlich von Stefan Rakovszky, wurde im Herbst 1900 auch das Vorhandensein einer (strengen) Ebenbürtigkeitsnorm im österreichischen Hausrecht zur Zeit der Pragmatischen Sanktion geleugnet. Denselben Standpunkt vertrat Jászi a. a. O. S. 24—45. Polner erklärte sich durch Jászis Ausführungen in diesem Punkte für überzeugt, S. 5. Ferdinandy nahm zu der Frage, ob im Hause Österreich 1723 die Forderung der ebenbürtigen Ehe bestand, als zu einer infolge des G.A. XXIV: 1900 rein rechtshistorischen, überhaupt nicht Stellung, S. 24. Nur der Schreiber dieser Zeilen wies Jászis einschlägige Behauptungen und Argumente zurück. S. 33—57.

<sup>48)</sup> Oder agnatische Kognatinnen.

stein usw. sein. Damit ist zugleich gesagt, daß er — eben um der Vorschrift des ungarischen Gesetzes zu genügen und als *archidux Austriae* zu gelten — auch alle Bedingungen erfüllen muß, an welche die Familienmitgliedschaft nach dem Rechte des betreffenden agnatischen Hauses geknüpft ist. Das wird in vielen Fällen sogar die vollkommene materielle Übereinstimmung der Qualitätserfordernisse mit den vom Hausrechte der agnatischen erzherzoglichen Familie aufgestellten Postulaten bedeuten: so fast bei allen kognatischen Linien, die Zweige von altfürstlichen Häusern Deutschlands bilden und deren Hausverfassung dasselbe strenge Ebenburtsrecht, wie das agnatische Haus Österreich, desgleichen die Einrichtung des hausgesetzlichen Konsenses kennt<sup>49)</sup>. In den übrigen Fällen wird allerdings in betreff der Qualitätserfordernisse ein materieller Unterschied obwalten, aber hier ein geringerer, dort ein größerer, — umgekehrt auch eine teilweise Übereinstimmung, hier eine größere, dort eine geringere: je nach dem Grade des Ebenbürtigkeitsprinzips und dem Vorhandensein des Postulats der Heiratsbewilligung. Die Übereinstimmung wird eine verhältnismäßig größere sein bei der Mehrzahl jener kognatischen Linien, die zu — heute souveränen — neufürstlichen oder gräflichen Geschlechtern des alten deutschen Hochadels gehören, deren Recht nämlich nebst der Einholung des Ehekonsenses Ebenbürtigkeit der Ehe vorschreibt und als ebenbürtig außer Töchtern souveräner und mediatisierter Familien bloß Frauen des titulierten niederen Adels zuläßt; die Übereinstimmung wird eine geringere sein, wo auch Töchter des nichttitulierten Adels als ebenbürtig gelten; vollends, wo zugleich das Erfordernis des hausgesetzlichen Konsenses mangelt, wie bei fast allen mediatisierten Familien; die geringste Übereinstimmung wird vorliegen, wenn in dem agnatischen Hause, dem eine kognatische Linie der *domus Austriaca* angehört, überhaupt keine Ebenburtsforderung, sondern nur — wie z. B. im englischen Königshause laut der Royal Marriage Act von 1772 — das Erfordernis der Heiratsbewilligung seitens des Familienoberhauptes besteht. Und es gibt schließlich auch Kognaten des Hauses Österreich in weiterem Sinne, für die aus ihrer Agnatenstellung schlechterdings keine besonderen Qualitätserfordernisse fließen<sup>50)</sup>, da nach dem Recht ihrer agnatischen Familie zum Erwerbe der Familienmitgliedschaft die rechtmäßige Geburt im Sinne des bürgerlichen Rechts genügt, also dasjenige, was in § 7. G.-A.

<sup>49)</sup> Das Institut der Entsippung kann als ein dem gemeinen Rechte des alten deutschen Hochadels angehöriges hier wohl übergangen werden.

<sup>50)</sup> Z. B. französische und italienische Bourbonen, deren «Familienrecht» weder ein Ebenburtspostulat noch den Konsens des «Familienchefs» kennt.

II: 1723 in betreff aller kognatischen Abkömmlinge Leopolds I. vermittelt des Wortes *legitimos* ausdrücklich als minimale Qualität der Abstammung gefordert ist<sup>51)</sup>).

Aus dem eben Entwickelten geht wohl deutlich genug hervor, daß die Pragmatische Sanktion Ungarns nicht nur auf das Recht des agnatischen erzherzoglichen Hauses Österreich, sondern auch auf die hausrechtlichen Normen vieler, vieler deutschen souveränen und mediatisierten Geschlechter, ja auch auf die Sätze zahlreicher außerdeutschen Rechtsordnungen, in denen die Familienmitgliedschaft zum großen kognatischen Hause Österreich gehöriger Agnationen geregelt ist, verwiesen hat. Im Rahmen des ungarischen Thronfolgerechts besitzen nicht nur gewisse Vorschriften des Hausrechts der agnatischen erzherzoglichen Familie, sondern auch des Rechts aller übrigen kognatischen, bloß in idea erzherzoglichen Linien Geltung. Jedoch keine völlig gleiche. Die Art der Verweisung im ungarischen Gesetze ist eine verschiedene hinsichtlich des Hausrechts der agnatischen erzherzoglichen Familie einerseits, und des Rechts all der übrigen kognatischen Linien andererseits. Nur auf ersteres hat die Pragmatische Sanktion inkorporativ verwiesen. Während also die den Erwerb und Verlust der Hausmitgliedschaft, des erzherzoglichen Standes betreffenden Normen des österreichischen Hausrechts mit Rechtsverbindlichkeit für Ungarn nur durch ein ungarisches Gesetz abgeändert oder ergänzt werden können, dürfen die Gesetzgebungen all der übrigen kognatischen Linien<sup>52)</sup> nach Belieben das Erfordernis des hausgesetzlichen Konsenses aufstellen oder abschaffen, das Ebenburtspostulat aufheben oder mildern oder verschärfen oder sonst neue Bedin-

<sup>51)</sup> Jászi hielt die Tatsache, daß in der Pragmatischen Sanktion die eheliche Abkunft expressis verbis als Bedingung der Thronanwartschaft aufgestellt ist, für einen Beweis dessen, daß der Gesetzesausdruck *Austriæ archiduces* kein anderes, strengeres Abstammungspostulat bergen könne. Im Obigen ist gezeigt, daß *archiduces Austriæ* nicht immer eine höhere Forderung ausdrückt als *legitimos*. Übrigens ist in der »höheren« Forderung der Ebenbürtigkeit das Postulat der ehelichen Abkunft durchaus nicht als ein »minus« mitenthalten, was wohl am besten durch die Bestimmungen zahlreicher deutschen Staatsgrund- und Hausgesetze aus dem XIX. Jahrhundert bezeugt wird, die als Voraussetzungen der Thronfolgefähigkeit bzw. der Hausmitgliedschaft die Abstammung aus rechtmäßiger und aus ebenbürtiger Ehe in koordinierender Weise angeben, z. B. bayerische Verfassungs-urkunde von 1819, Tit. II, § 3: »Zur Sukzessionsfähigkeit wird eine rechtmäßige Geburt aus einer ebenbürtigen . . . Ehe gefordert«; Grundgesetz für Sachsen-Koburg-Gotha von 1852, § 6: »Zur Sukzessionsfähigkeit wird rechtmäßige Abstammung aus ebenbürtiger . . . Ehe erfordert.«

<sup>52)</sup> Die Hausgesetzgebung oder — namentlich außerhalb Deutschlands — die staatliche Legislative.



gungen der Familienmitgliedschaft einführen, ohne im mindesten an die Zustimmung des ungarischen Staatswillens gebunden zu sein. Diese größere Bewegungsfreiheit der fernerstehenden kognatischen Linien ist das unabweisliche praktische Gebot der Zweckmäßigkeit: kein Genealoge der Welt vermöchte es uns heute ohne mühsame Forscherarbeit zu sagen, welche Häuser und Familien alle dem großen kognatischen Hause Österreich zugezählt werden müssen; und wohl die meisten dieser Kognaten sind sich dessen nicht im geringsten bewußt, daß sie in Österreich und Ungarn Thronanwartschaft besitzen. Aber jenes größere Recht der übrigen kognatischen Linien im Gegensatze zu der als agnatisches Haus konstituierten vordersten Linie entspricht auch durchaus den Grundsätzen des gemeinen Privatfürstenrechts; es korrespondiert aufs vollkommenste einem geringeren Recht der Kognaten: der Zurücksetzung und Benachteiligung, die sie sich im Gegensatze zu agnatisch verbundenen Linien angesichts der Milderung der Thronanwartschaftsbedingungen in der ihnen vorgehenden Agnation gefallen lassen müssen<sup>53)</sup>.

#### IV.

Vermittelst des Gesetzeswortes *Austriae archiduces* hat also die ungarische Pragmatische Sanktion implicite auf die Normen des österreichischen Hausrechts von 1723, welche die persönlichen Qualitäten der Thronanwärter bestimmen, verwiesen. Doch sie enthält auch ausdrückliche Verweisungen auf das in den österreichischen Hausgesetzen beschlossene Thronfolgerecht. G.-A. I erklärt in § 3, daß die Sukzession des Weiberstammes *eodem, quo masculorum primogeniturae ordine secundum normam in reliquis Suae Majestatis sacratissimae regnis et provinciis hereditariis in et extra Germaniam sitis iam per Eandem ordinatam, stabilitam, publicatam et acceptatam* gewahrt werden soll, so daß diejenige, bzw. derjenige, die, bzw. der die (übrigen) Königreiche und Länder des Hauses Österreich *iuxta . . . normam primogeniturae in augusta domo Austriaca receptam* erbt,

<sup>53)</sup> « . . . Ein Einspruchsrecht (der weiblichen Linie) hätte sich ausbilden können — denn auch die Anwartschaften der Kognaten stellen Sonderrechte dar —, aber hat sich nicht ausgebildet. Nicht nur neue Agnaten, sondern auch Erbverbrüderete konnten ihnen, ohne daß darin eine Rechtsverletzung erblickt worden wäre, vorgesezt werden. Ihr Anwärterrecht gilt also als ein durch Hausgesetzgebungsakt einseitig entziehbares. Der Grund für diesen Satz des gemeinen Fürstenrechts liegt in der Tatsache, daß die Lehen grundsätzlich nur Männer-, nicht Weiberlehen waren . . . Hieraus entwickelte sich der Grundsatz, daß Rechte der Kognaten auch ohne deren Zustimmung durch Hausgesetz beseitigt und geschmälert zu werden vermögen . . . » Rehm S. 208.

*eodem successionis . . . hereditario iure* unfehlbar als König von Ungarn gelte und gekrönt werde (§ 4); in G.-A. II übertragen die Stände das Sukzessionsrecht auf die von den drei Kaisern und Königen abstammenden Erzherzoge von Österreich beiderlei Geschlechts *iuxta stabilitam per sacratissimam . . . regnantem Majestatem in aliis quoque suis regnis et provinciis hereditariis in et extra Germaniam sitis primogeniturae ordinem* (§ 7) und «stabilieren» *eandem successionem femineam in augusta domo Austriaca introductam et agnitam* (§ 9).

Die ausdrückliche Form dieser vierfachen Verweisung auf das in den Erbländern bestehende, einerseits im Hause Österreich, andererseits von den Ländern anerkannte Thronfolgerecht schließt jeden Zweifel an dessen «Inkorporation ins ungarische Gesetz» aus. Ihre praktische Bedeutung wurde aber in Ungarn von jeher sehr gering eingeschätzt. Erklärlicher Weise. Da die Bestimmungen der in Rede stehenden Hausgesetze — von den in der ungarischen Pragmatischen Sanktion *expressis verbis* festgelegten Erfordernissen der ehelichen Abkunft und der römisch-katholischen Konfession abgesehen — bloß die im engeren Sinne verstandene Erbfolgeordnung betreffen, bezog man die vierfache Verweisung einzig auf die Reihenfolge der Thronanwärter; und diese Materie sah man durch ausdrückliche Bestimmungen des ungarischen Gesetzes erschöpfend geregelt. Denn das Nacheinander der zur Herrschaft berufenen drei Stämme setzten ja die §§ 5—7 des G.-A. II aufs deutlichste fest; das nähere Detail der Sukzessionsordnung innerhalb des einzelnen Stammes ließ sich aus dem Rechtsbegriffe der im Gesetz wiederholt genannten *Primogenitur*erbfolge mit aller Vollständigkeit und Sicherheit erschließen; und das einzige, was aus dem Gesetzesausdruck *primogeniturae ordo* begrifflich nicht entwickelt werden konnte: der Vorzug des Mannesstammes innerhalb einer jeden, auf den Thron gelangten Linie, war wiederum *expressis verbis* angegeben, nämlich mittelst der Worte, die in § 3 des G.-A. I der oben zitierten Stelle folgen: *habita (que) in graduum aequalitate eiusdem lineae praerogativae masculorum ratione*.

Diese Worte drücken aber den Männervorzug, wie er in Österreich laut den Hausgesetzen<sup>54)</sup> besteht, ganz ungenau, ja unrichtig aus. Sie lassen sich verschiedentlich übersetzen, je nachdem man *eiusdem lineae* auf *graduum* oder *masculorum* bezieht; der Sinn ist jedoch stets derselbe: bei gleicher Gradesnähe haben die Männer den Vorzug. Die dem Grade nach nähere Frau würde folglich dem

<sup>54)</sup> Auch laut den Hausgesetzen. In betreff des Reichslehnrechts siehe oben Anm. 38 und 39.

entfernteren Manne vorgehen: also die Tochter des Königs dessen Bruder, die Enkelin dem Neffen usw. Polner stand nicht an zu behaupten, daß die ungarische Pragmatische Sanktion wahrhaftig dieses gewollt habe: indem sie die Thronfolge auf die «Erzherzoge beiderlei Geschlechts» von der Weiberseite ausdehnte, habe sie das *utriusque sexus* in dessen jahrhundertealter Bedeutung genommen, derzufolge es im adeligen Immobiliärerbrecht die gleiche Nachfolge der Söhne und Töchter bezeichnete; und jenes dem österreichischen Thronfolgerecht entschieden widersprechende<sup>55)</sup> Ergebnis sei für Ungarn eben nur durch die in den G.-A. I und II: 1790<sup>56)</sup> enthaltene Feststellung — eine die Pragmatische Sanktion abändernde «authentische Interpretation» — beseitigt worden, daß Leopold II. seinem Bruder Josef darum in der Herrschaft folgte, weil letzterer keine «männlichen Nachkommen» hinterlassen hatte<sup>57)</sup>. Gegenüber Polner betonte Viktor Jászi, der zuerst auf die Schwierigkeit unserer Gesetzesstelle aufmerksam geworden war, mit Recht, daß eine Erläuterung der Pragmatischen Sanktion aus dem gemeinen Immobiliärerbrecht sich schon aus dem Grunde verbiete, weil dieses überhaupt kein Erstgeburtsrecht kenne. Jászi selbst verstand unter dem Worte *linea* hier nicht jede weibliche Linie schlechthin, sondern bloß die im Gesetze nach den Vätern — den Kaisern und Königen — bezeichneten drei Stämme, und erblickte demnach in der hier erörterten Stelle die Regelung des speziellen Falles, daß die Thronfolge auf einen dieser Stämme übergehe<sup>58)</sup>; dann würde von den Linien mehrerer Töchter diejenige zur Herrschaft gelangen, in der sich ein näherer Deszendente oder eine nähere Deszendentin des Stammvaters, bei gleicher Gradesnähe aber ein männlicher Nachkomme findet. Gesetzt also (Jászi brachte kein Beispiel), Karl III. wäre — ohne männliche Leibeserben — in einem Zeitpunkte verstorben, als keine seiner Töchter mehr am Leben war, und Maria Theresia hätte bloß eine Tochter, Maria Anna hingegen Töchter und einen Sohn hinterlassen, so würde die Nachfolge der jüngeren Linie von Karls Stamme gebührt und diese in der Person von Maria Annens Sohne den Thron

<sup>55)</sup> Ausschlaggebend ist namentlich die Stelle des *pactum mutuae successionis*:  
*... harum omnium et procedentium ex eis marium utriusque stirpis  
 successionem post omnes utrinque maribus quolibet gradu sint aut cuius-*  
*cunque lineae semper reiecta ...*

<sup>56)</sup> *... Domino Josepho ... Romanorum imperatore et hereditario  
 Hungariae rege ... ad ... immortalitatem evocato ex eoque, quod nullam  
 superstitem prolem masculam post se reliquerit ... domino Leopoldo ...  
 eidem fratri suo succedente ...* G.A. I, fast gleichlautend princ. G.A. II.

<sup>57)</sup> S. 34 ff.

<sup>58)</sup> S. 52. Seine Einwürfe gegen Polners Auffassung Band XXVIII, Heft 3, S. 44 ff.



bestiegen haben. Jászi hätte allerdings seine Deutung sogar mit dem Sprachgebrauch der Renunziation Maria Josefás von 1719 stützen können, in der einmal von Karls Stamme als der *linea . . . Carolina regnatricis* die Rede ist<sup>59)</sup>; und es muß zugegeben werden, daß seiner Deutung kein ausdrücklicher Satz der 1722 dem Reichstage vorgelegenen hausgesetzlichen Instrumente widerspricht. Dennoch kann sie unmöglich gebilligt werden. Es läßt sich von vornherein nicht annehmen, daß man damals eine Durchbrechung des hochgehaltenen, mit aller Strenge durchgeführten Primogeniturprinzips beabsichtigt hätte. Vollends aber verflüchtigt sich die Annahme einer solchen Absicht beim Lichte der Renunziation Maria Amaliens, der jüngeren Schwester Maria Josefás. Diese Renunziationsurkunde wurde wohl erst am 3. Oktober 1722 ausgestellt; aber wir wissen, daß sie bereits am 2. Juni 1722 verfaßt worden ist, eben mit Rücksicht auf die Ungarn, «um etwaigen Einwänden zu begegnen, daß nur eine der lebenden Erzherzoginnen renunziert habe»<sup>60)</sup>; es läßt sich also gewiß nicht bezweifeln, daß man diesen «vorbereiteten» Text, der den «Hausgesetzen» offiziell freilich nicht beigeschlossen werden konnte, den führenden Persönlichkeiten des ungarischen Reichstages gleichfalls gezeigt hat; da übrigens die feierliche Ausfertigung zwar nach der definitiven Textierung der G.-A. I und II: 1723<sup>61)</sup>, aber lange vor der Sanktion des ganzen Reichstagsdekrets<sup>62)</sup> erfolgte, darf sie zur Erklärung der ungarischen Pragmatischen Sanktion jedenfalls herangezogen werden. Nun, Erzherzogin Maria Amalia renunzierte nicht bloß zugunsten des gesamten Mannes- und Weiberstammes Karls III., sondern «gleicherweise zweitens» zugunsten — ihrer «älteren Schwester, für diese und deren Nachkommenschaft, sowohl männlich als weiblich, in infinitum»<sup>63)</sup>, ohne irgendeinen Vorbehalt zu machen für den Fall, daß beim Aussterben des Karolinischen Stammes in ihrer Linie ein männlicher Sprößling jenes Grades<sup>64)</sup> an der Reihe wäre, den in der Linie Maria Josefás nur Frauen vertreten<sup>65)</sup>.

<sup>59)</sup> Siehe den Text bei Turba, Grundlagen II, S. 466.

<sup>60)</sup> Ebenda Band I, S. 146 f.

<sup>61)</sup> 16. Juli 1722. Siehe unten.

<sup>62)</sup> Es trägt das Datum des 19. Juni 1723.

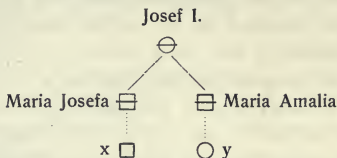
<sup>63)</sup> *Deinde vero et pro secundo pariter in favorem, beneficium et praeceptum . . . nostrae senioris . . . sororis pro se eiusque posteritate tam masculina quam feminina in infinitum . . .* Turba, Grundlagen II, S. 463, Anm. 4.

<sup>64)</sup> Die Entfernung vom Stammvater, Josef I., gerechnet.

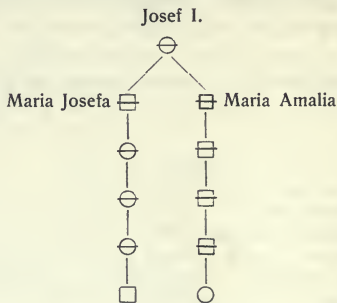
<sup>65)</sup> Vorausgesetzt noch, daß auch diese Frauen sich an der Reihe befinden, daß nämlich ihre Aszendenten, durch die sie mit dem Stammvater zusammenhängen,

Das die *praerogativa masculorum* einschränkende in *graduum aequalitate* ist zweifellos nicht wörtlich zu nehmen. Wir haben es eben mit einer flüchtigen Stilisierung zu tun. § 3 (und 4) des G.-A. I geht im Wesentlichen auf den vom österreichischen Hofkanzler Grafen Sinzendorff vorgeschlagenen Text einer «Oblation» der weiblichen Thronfolge seitens des Reichstages<sup>66)</sup> zurück; diesen Text benützt und ergänzt der — dem Vertrauensmanne des Wiener Hofes, Mannagetta, am 28. Juni zugewandene — Entwurf Szluhas<sup>67)</sup>, welcher denn auch der «Initiativofferte» des Reichstages zugrunde lag<sup>68)</sup>. Weder im Vorschlage Sinzendorffs, noch im Entwurfe Szluhas (noch auch im Reichstagsanerbieten), kommt die Stelle *habita que...ratione* vor; sie begegnet uns zuerst in der endgültigen, am 16. und 17. Juli in den beiden Häusern des Reichstags verlesenen und an letzterem Tage feierlich dem König überreichten Fassung des Gesetzartikels selbst. An die Herstellung dieses Textes ist Szluha sicherlich erst nach dem 11. Juli, nämlich nach der Verlesung

bereits verstorben sind. Wäre Jászis Auslegung richtig, so hätte Maria Amalia für folgenden Fall einen Vorbehalt machen müssen:



wobei nur Voraussetzung ist, daß  $x$  in demselben Gradesverhältnisse zu Maria Josefa stehe wie  $y$  zu Maria Amalia; das Geschlecht der Zwischenglieder kommt nicht in Betracht. Der Vorbehalt hätte sich also z. B. auch auf diesen Fall bezogen:



<sup>66)</sup> Schreiben vom 26. Juni 1722. Turba, Grundlagen I, S. 308.

<sup>67)</sup> Mitgeteilt bei Turba, Pragmatische Sanktion S. 165 f.

<sup>68)</sup> Siehe Turba, Grundlagen I, S. 172 f. Der Wortlaut des Beschlusses ist nicht auf uns gekommen.



der hausgesetzlichen Urkunden in der Unteren Tafel, geschritten<sup>69)</sup>. «Damals dürfte wenigstens Szluha, wenn schon nicht andere, darauf aufmerksam geworden sein, daß die Worte des Reichstagsanerbietens: „gemäß der für den Mannstamm geltenden Primogeniturordnung“ den Inhalt der Sukzessionsnormen der Hausgesetze doch nicht erschöpften, weil der darin für jede zur Thronfolge berufene Linie des femineus sexus festgesetzte Männervorzug nicht erwähnt war.»<sup>70)</sup> Vermutlich hat Szluha, aufgeregt durch diese «Entdeckung», in seinem Eifer, das wichtige Moment in die Gesetzartikel aufzunehmen, nicht lange nach einem präzisen Ausdrucke gesucht — der Wortlaut der Pragmatischen Sanktion zeigt ja auch sonst genug Spuren der Hast, mit der die Abfassung erfolgte —, nicht reichlich geprüft und gewählt, sondern kurzerhand das *in graduum aequalitate* niedergeschrieben, wohl in der Meinung, daß mittelst dieser Worte der gleiche — das ist durch dieselbe Ahnfrau vermittelte — Stammeszusammenhang jener Personen, unter denen der Männervorzug besteht: die Identität der weiblichen Linie, kurz der Agnation, innerhalb deren die Männer den Frauen vorgehen, deutlich bezeichnet sei.

Indem Jászi auf die Schwierigkeiten hinwies, die diese Stelle bietet, hat er es vollauf gezeigt, daß jene vierfache ausdrückliche Verweisung der Pragmatischen Sanktion auf die österreichischen Hausgesetze praktisch bedeutsamer ist, als man sonst allgemein annahm.

## V.

Wir sehen, die G.-A. I und II: 1723 verweisen teils mittelbar, teils ausdrücklich-unmittelbar auf die thronfolgerechtlichen Normen des österreichischen Hausrechts von 1723. Diese sind dadurch ungarisches Staatsrecht geworden. Aber bloß diese. Kraft der Pragmatischen Sanktion haben einzig und allein die thronfolgerechtlich relevanten Sätze des österreichischen Hausrechts Geltung in Ungarn.

Gegenüber dieser Lehre der ungarischen Staatsrechtswissenschaft ist jüngst von dem hervorragenden österreichischen Verfassungshistoriker Gustav Turba die Behauptung aufgestellt worden, die G.-A. I und II: 1723 hätten das Hausrecht der Dynastie zur Gänze angenommen, «ins Landesgesetz adoptiert»; für Ungarn sei demnach «alles verbindlich, was damals als gesatztes Recht oder Observanz im Erzhause gegolten hat».

Turba meint seine Behauptung darauf gründen zu können, daß

<sup>69)</sup> Siehe Turba, Pragmatische Sanktion S. 115.

<sup>70)</sup> Ebenda S. 120.

derselbe Komplex von Hausgesetzen, der 1720 auf den außerungarischen Landtagen «promulgiert» und «akzeptiert» worden war, auch dem ungarischen Reichstage zuzuging und im Verlaufe der Beratungen über die Thronfolge des habsburgischen Weiberstammes — zumindest in der Unteren Tafel — verlesen wurde.

Diese Tatsache war in Ungarn seit langem bekannt: schon Franz Salamon erzählt in seiner Monographie, daß am «12. Juli» der den Vorsitz führende Vizepalatin «die Urkunden, die auf die Thronfolge in den Erbländern Bezug haben, dem Hause in beglaubigten Kopien vorlegte», worauf die Urkunden «der Reihe nach vorgelesen wurden». <sup>71)</sup> Salamon unterließ es wohl, seine Quelle anzugeben, und er bezeichnete auch die einzelnen, zur Verlesung gelangten hausgesetzlichen Instrumente nicht; Jászi aber zitierte in seiner vielgenannten Abhandlung den einschlägigen Bericht eines Komitatsgesandten über jene Sitzung vom 11. (nicht 12.) Juli 1722 im Wortlaut <sup>72)</sup>, und aus der von Jászi mitgeteilten Genuina Informatio Szluhas war auch ersichtlich, welche Urkunden dem Reichstage vorlagen: nämlich das Hausgesetz Ferdinands II. von 1621 samt dem Kodizill von 1635, das pactum mutuae successionis von 1703, die (österreichische) Pragmatische Sanktion Karls III. (VI.) vom 19. April 1713 und die von Maria Josefa 1719 ausgestellten Renunziationsurkunden. Turba hat unsere Kenntnisse in betreff dieser Dinge bloß um das Eine bereichert, daß am 11. Juli 1722 außer den eben angeführten hausgesetzlichen Instrumenten auch noch die Renunziation Maria Amaliens, der 1708 nach Portugal vermählten Tochter Leopolds I., verlesen ward <sup>73)</sup>.

Die bekannte Tatsache der Verlesung hausgesetzlicher Urkunden veranlaßte jedoch bisher niemanden zu der Folgerung, die ungarische Gesetzgebung habe den Rechtsinhalt der vorgelesenen Urkunden in seiner Totalität, vollends auch die — in diesen Urkunden gar nicht enthaltenen — übrigen hausrechtlichen Normen alle, ohne Unterschied und Ausnahme, sich zu eigen gemacht. Was Ungarn aus dem Inhalte der verlesenen Hausgesetze annahm, ist durch die Worte: *secundum normam in . . . reliquis . . . regnis . . . ordinatam, iuxta . . . normam in . . . domo Austriaca receptam, iuxta stabilitum . . . in aliis . . . regnis . . . ordinem* mit aller wünschenswerten Deutlichkeit gesagt. Gegen diesen strikten Wortlaut kann man aus der bloßen Tatsache des Anhörens der Urkunden unmöglich die Annahme sämtlicher, auch der nicht sukzessionsrechtlichen Normen folgern. Der Reichstag wollte ja

<sup>71)</sup> A. a. O. S. 169.

<sup>72)</sup> S. 49.

<sup>73)</sup> Grundlagen II, S. 242, Anm. 56.

gemäß der Äußerung des Vorsitzenden, durch die Verlesung der Hausgesetze gar nichts anderes erfahren, als «die Art und Beschaffenheit der in den übrigen Königreichen und Ländern zu beobachtenden Thronfolge»<sup>74)</sup>; dem zufälligen Umstande, daß man sich die Mühe sparte, die thronfolgerechtlichen relevanten Sätze von den thronfolgerechtlichen irrelevanten Stellen zu sondern, und jene hausgesetzlichen Instrumente in extenso vorlas, kann demnach unmöglich eine solch weittragende Bedeutung eignen. Und wie kann man aus der Tatsache des Anhörens jener Hausgesetze vollends die Annahme auch des — nichtthronfolgerechtlichen — Gewohnheitsrechts folgern, das hier und dort in den Urkunden ganz allgemein mit aufrecht erhalten wird, dessen Sätze aber der Reichstag im einzelnen gar nicht zu hören bekam? Die Unhaltbarkeit dieser Folgerung wird uns noch entschiedener offenbar, wenn wir es uns vor Augen halten, daß auf den außerungarischen Landtagen — auch in Böhmen, das doch unter den nichtungarischen Ländern am ehesten eine staatsrechtliche Sonderstellung einnahm — jene Hausgesetze nicht etwa bloß «vorgelesen», sondern in genauer Aufzählung alle des einzelnen «angenommen», «anerkannt»<sup>75)</sup>, ja eben in Böhmen und Mähren in die Landtafel eingetragen wurden<sup>76)</sup>, während in betreff Ungarns der leitende Staatsmann am Kaiserhofe, der österreichische Hofkanzler Graf Sinzendorff selbst es für ein ungebührliches Verlangen hielt, daß das zu schaffende Gesetz auf die einzelnen Hausgesetze, die doch *instrumenta externa*, «ausländische Urkunden» sind, Bezug nehme, und daher jene allgemeinverweisende Formel *secundum normam*... vorschlug<sup>77)</sup>. Die Folgerung Turbas ist sicherlich noch zu hoch bewertet, wenn wir sie als einen Schluß a posse ad esse bezeichnen.

Ebenso bedeutungslos ist die von Turba vielfach unterstrichene Tatsache, daß die Pragmatische Sanktion an mehreren Stellen, wo sie als politischen Leitgedanken der Einführung der weiblichen Thronfolge in Ungarn die dauernde Verbindung aller habsburgischen Staaten und Länder angibt, aus den Hausgesetzen stammende Aus-

<sup>74)</sup> *Necessarium foret cognoscere modum et formam eiusmodi successionis in aliis regnis et provinciis observandae*. Turba, Pragmatische Sanktion S. 183.

<sup>75)</sup> Ebenda S. 35 ff.

<sup>76)</sup> Das hat Turba eben in seinem jüngsten Werke S. 216 ff. nachgewiesen.

<sup>77)</sup> Siehe oben Anm. 66. «... *Ad instrumenta* sich zu referieren, scheint nit ratsam zu seyn, Im<sup>o</sup> weilen sich nit wohl schickete, *in instrumento tam solemni a toto regno condito* sich *ad alia instrumenta externa* zu beruffen . . . sondern muß man nur *ad receptam normam a statibus Austriacis* sich simpliciter beruffen . . . »

drücke gebraucht. Aber die aus Ferdinands II. Testament entlehnten Wendungen: *adversus omnem vim externam quosvis etiam internos motus*<sup>78)</sup> sind gar nicht unmittelbar aus diesem (in deutscher Sprache verfaßten) Hausgesetze<sup>79)</sup>, sondern aus dem königlichen Einberufungsschreiben vom 1. Mai 1722<sup>80)</sup> herübergenommen — nichts war gewöhnlicher, als eine solche Benützung königlicher Schriftstücke bei der Textierung der Reichstagsbeschlüsse. Und die inhaltsreichste jener Entlehnungen, das berühmte *indivisibiliter ac inseparabiliter*<sup>81)</sup> konnten die ungarischen Gesetzgeber zwar in der Renunziation Maria Josefas lesen<sup>82)</sup>, hierher war es jedoch aus dem Gutachten der ungarischen Magnatenkonferenz von 1712<sup>83)</sup> gelangt<sup>84)</sup>, von deren sechs Mitgliedern im Jahre 1722 noch fünf am Leben und Inhaber der höchsten kirchlichen und staatlichen Würden Ungarns waren<sup>85)</sup>.

Turba argumentiert schließlich auch damit, daß die «Detailbestimmungen in der ungarischen Pragmatischen Sanktion» keine er-

<sup>78)</sup> Präfation § 4, princ. G.A. I, §§ 1 und 2 G.A. II.

<sup>79)</sup> «... Die Verhuettung aller auswendigen gefaar ... und innerlichen Zwietrachts ... auch anderen schädlichen Empörungen ...» Turba, Grundlagen II, S. 277.

<sup>80)</sup> *Adversus omnem externam vim et quosvis motus internos* ... Turba, Pragmatische Sanktion S. 182, Anm. 11.

<sup>81)</sup> § 7 G.A. II: 1723. Siehe auch § 3 G.A. I.

<sup>82)</sup> ... *Regna et provinciae perpetuis retro temporibus indivisibiliter ac inseparabiliter inter se penes eundemque heredem ... unita permaneant* ... Ferner: *Regna, ditiones et provincias ... lineae ... Carolinae nunc regnatrici ... in infinitum inseparabiliter ac indivisibiliter affectas* ... Turba, Grundlagen II, S. 464, 466.

<sup>83)</sup> *Omnes hereditarias provincias ... indivisibiliter et inseparabiliter in uno corpore teneat, possideat et gubernet* [auch diese beiden Zeitwörter erscheinen in § 7 des G.A. II!] ... *inque huius indivisibilitatis et inseparabilitatis ius ... hereditariorum regnorum et provinciarum status ... per speciale foedus ... consentirent* ... Turba, Pragmatische Sanktion S. 80, Anm. 80.

<sup>84)</sup> Sogar die vom Gemahl und von dem Schwiegervater Maria Josefas ausgestellten «Bürgschaftsbriefe» bekunden stilistisch ungarischen Einfluß: zur Erklärung des hier gebrauchten *omnimodus* muß Turba ungarische Gesetzesstellen heranziehen, Grundlagen II, S. 189 Anm. 35, S. 260 Anm. 111. Bekanntlich verwirklicht auch die feierliche Verpflichtung des Hauses selbst, in das Maria Josefa einheiratete, auf deren Renunziation eine von der ungarischen Magnatenkonferenz als Bedingung der Einführung weiblicher Thronfolge aufgestellte Forderung. Vgl. Turba, Pragmatische Sanktion S. 83 f.

<sup>85)</sup> Nämlich Kardinal Fürstprimas Christian August von Sachsen-Zeit, der Erzbischof von Kalocsa Kardinal Graf Emerich Csáky, der Palatin Graf Nikolaus Pálffy, der Banus von Kroatien Graf Johann Pálffy und Graf Georg Erdödy, Präsident der ungarischen Kammer, Bruder dreier Bischöfe. Vgl. Turba, Pragmatische Sanktion S. 79, 93, 141 Anm. 3, Grundlagen I, S. 169.



schöpfende Regelung des Thronfolgerechts darbieten, sondern aus den im Gesetze allgemein angezogenen Normen des gesetzten Rechts und der Observanz des Hauses zu ergänzen sind. Es tut kaum not, zu erwidern, daß dies gleichfalls nicht die Annahme aller Satzungen und der gesamten Observanz beweist, sondern wiederum nur soviel, daß das ungarische Gesetz auch die nicht einzeln und besonders aufgenommenen (reproduzierten) Satzungen und gewohnheitsrechtlichen Normen von thronfolgerechtlicher Relevanz sich zu eigen machte.

Wir müssen bei den Ausführungen Turbas über die Detailbestimmungen in den G.-A. I und II 1723 bloß darum länger verweilen, weil sie auch sonst sehr viel Unrichtiges enthalten. Turba findet vier Detailbestimmungen im Gesetze: die Forderung der ehelichen Abkunft von Leopold I., der römisch-katholischen Konfession, der erzhertzoglichen Eigenschaft und die Feststellung des Männervorzugs. Die drei letzteren hat er durchaus nicht einwandfrei erläutert.

Daß Turba sich nicht im geringsten der Schwierigkeiten jener vom Männervorzug handelnden Stelle in § 3 des G.-A. I bewußt ward, und sie ohne irgendein Bedenken, ohne jegliche Bemerkung mit den Worten wiedergab: «innerhalb derselben regierenden oder zur Regierung berufenen Linie» solle Männervorzug herrschen, dürfte noch mit Stillschweigen übergangen werden; wir kamen ja oben selbst zu dem Ergebnisse, daß die Pragmatische Sanktion eben dies besagen will. Hingegen muß der Behauptung entschieden widersprochen werden, nur in der außerhalb Ungarns schon vor 1722 gültigen «Norm», «nicht aber in Ungarns Gesetz sei ausdrücklich davon die Rede, daß die Thronanwartschaften in jeder der drei nacheinander berufenen Linien vorerst ganz konsumiert sein müssen, ehe die nächste Linie zum Throne gelangt». Es kann gar nicht ausdrücklicher gesagt werden, als es in den §§ 5—7 des G.-A. II gesagt ist! Sowohl von Karls III., als von Josefs I. «Frauenstamme», von des Einen, wie des Andern «Abkömmlingen und Nachkommen beiderlei Geschlechts» erklärt das Gesetz ausdrücklich, daß sie «abgegangen», «erloschen» sein müssen, damit die Thronfolge auf den Frauenstamm Josefs I., bzw. Leopolds I. übergehe<sup>86)</sup>.

Erheblicher und schwerer freilich ist der Irrtum, in dem sich Turba hinsichtlich der Bedeutung des Gesetzesausdruckes *Austriæ archiduces* befindet. Er sieht darin die selbständige, primäre Forderung des

<sup>86)</sup> . . . *In sexum femineum primo a regnante Maiestate (§ 5), dein in huius defectu a divo olim Josepho (§ 6), his quoque deficientibus ex lumbis divi olim Leopoldi descendentes eorundemque . . . successoribus utriusque sexus (§ 7).*

«erzherzoglichen Ranges und Titels». Wir wissen bereits, daß dies bloß etwas Sekundäres, ja Akzessorisches ist. Trotzdem Turba von den Verhandlungen des ungarischen Abgeordnetenhauses im Herbst 1900 Notiz nahm und namentlich die Reden des Ministerpräsidenten Koloman Széll und Desider Szilágyis wiederholt zitiert<sup>87)</sup>, ging er an dem Fünftöchterproblem achtlos vorbei; und so hat sich ihm denn auch der wahre Sinn der Gesetzesbestimmung nicht erschlossen. Und weil er es nicht erkannte, daß *archiduces Austriae* in erster Reihe, im allgemeinen die Zugehörigkeit zur großen habsburgischen Kognition ausdrückt, und nur in speziellem Verstande die Mitgliedschaft bei dem engeren agnatischen Hause Österreich, kurz den erzherzoglichen Stand, jenen (einzig durch die Abstammung begründeten) Agnatencharakter bedeutet, dessen äußerliches Zeichen der erzherzogliche Rang und Titel ist, muß er viele Worte machen über Dinge, die sich bei der richtigen Auffassung ganz von selbst verstehen und unerörtert bleiben können: muß er namentlich betonen, daß (ebenbürtige) Gemahlinnen und Witwen von Erzherzogen trotz des ihnen zustehenden Erzherzoginnentitels keine Thronfähigkeit besitzen, und daß diese auch denjenigen nicht zukäme, die der Regent des Erzhauses etwa in Zukunft mit dem Rang und Titel eines Erzherzogs oder einer Erzherzogin ausstatten würde; muß er zum Beweise dessen, daß Ungarns Verfügung nur für «geborene» Erzherzoge beiderlei Geschlechts gelte, Äußerungen der ungarischen Reichstage bzw. ungarischer Staatsmänner von 1687 und 1722 anführen, denen zufolge dem Mannstamme, dann der Weiberseite des Hauses Österreich das Thronfolgerecht als ein *ius sanguinis* wegen der Herkunft aus dem Geblüte Stefans des Heiligen gewährt wird. Aus demselben Grunde ermangeln auch die — an sich ganz richtigen — Bemerkungen über die bloß zeitweilige, höchstens «bis zur etwaigen Thronbesteigung des bestraften Mitgliedes» dauernde Wirkung der «Suspendierung» des erzherzoglichen Titels durch das Familienhaupt, der richtigen Einstellung und Fundamentierung. Die bloß zeitweilige Wirkung mit der «Unveränderlichkeit der Thronfolge» erklären, heißt eine *petitio principii* sich zuschulden kommen lassen; richtig muß gesagt werden, daß das Nichterfolgen einer Entziehung der Familienrechte — im Gegensatz zum freiwilligen Austritt — keine negative Voraussetzung des erzherzoglichen Standes bildet, da um 1723 weder das gemeine Privatfürstenrecht, noch das Sonderrecht des Hauses Österreich die Ausschließung eines Familienmitgliedes durch das (übrige) Haus bzw. den Familienchef als Ur-

<sup>87)</sup> Siehe Anm 49, 63, 76, 100–105 des hier besprochenen Kapitels.

sache des Verlustes der Agnatenqualität kannte<sup>88)</sup>, folglich kraft der inkorporativen Verweisung im ungarischen Gesetze eine den erzherzoglichen Stand, somit die Thronanwartschaft selbst, berührende Verfügung der Hausgewalt auch heute unstatthaft ist. Ebenso hätte Turba die Postulate der Abstammung aus ebenbürtiger und konsentrierter Ehe in richtiger Weise als positive Bedingungen des erzherzoglichen Standes aus dem Gesetzesworte *archiduces* entwickeln müssen, das auf diese Sätze der Hausobservanz wohl nur implicite, jedoch sozusagen aus nächster Nähe verweist. Sein irriger Standpunkt ließ ihn diese beiden Erfordernisse aus der ungarischen Pragmatischen Sanktion bloß von weiter Ferne ableiten: als zu jenen alten Gewohnheiten gehörige Rechtsinstitute, die von den Hausgesetzen, aus denen die in der Pragmatischen Sanktion angezogene «Norm», «Sukzession» sich zusammensetzt, in allgemeinen Wendungen öfters erwähnt und bestätigt worden sind<sup>89)</sup> <sup>90)</sup>.

<sup>88)</sup> Wie denn eine solche Entziehung der Mitgliedschaft dem Recht des ehemaligen deutschen Hochadels noch gegenwärtig vollkommen unbekannt ist. Siehe Rehm a. a. O. S. 297 ff.

<sup>89)</sup> Turba kann bloß eine die Ebenbürtigkeit und den Ehekonsens betreffende geschriebene Satzung aus den 1722 dem ungarischen Reichstag vorgelegten Hausgesetzen anführen: die Vorschrift des Testaments von 1621 über die Vermählung der Töchter, also über Heiraten, die nicht zur Fortpflanzung der Agnation dienen, sondern der Familie neue Kognationen angliedern. Mit anderen Worten: das Testament Ferdinands II. stellt nicht die Bedingungen des Erwerbs des erzherzoglichen Standes, der Qualität des *archidux* in engerem, agnatischem Sinne fest, sondern bestimmt die Voraussetzungen, unter denen die Nachkommen einer Erzherzogin *archiduces* in weiterem, kognatischen Verstande werden. Es gehört auf ein anderes Blatt, daß von den letzteren Voraussetzungen auf die ersten Bedingungen bei der gemeinrechtlichen milderen Behandlung der Töchterehen gegenüber den Heiraten der Männer (vgl. meine in Anm. 47 zitierte Polemik gegen Jászi, S. 41 ff.) ein Schluß a maiori ad minus möglich ist; wir erschließen damit eben das Herkommen.

<sup>90)</sup> Ein konkretes Beispiel dafür, welch falsche «Feststellungen» bei der engeäußerlichen Deutung des Gesetzesausdrucks *Austriae archiduces* passieren, bietet die Behauptung Turbas (Anm. 80): «In unserer Monarchie besitzen die spanischen Bourbonen . . . keine Thronanwartschaft.» Man mag der Argumentierung Turbas S. 176, auf die er an dieser Stelle verweist, durchaus zustimmen: man mag ihm darin beipflichten, daß die vorbehaltlosen Verzichtes der 1615 und 1660 nach Frankreich verheirateten spanischen Infantinnen (und Erzherzoginnen) durch das pactum mutuae successionis nicht nur aufrechterhalten, sondern auch auf die «östliche Monarchie» ausgedehnt wurden, daß ferner in der Renunziation Maria Josefás auf deklarativem Wege festgesetzt ward, 1703 habe man die Primogeniturerbfolge bloß auf die Frauen ausgedehnt, die «von der in Deutschland regierenden Linie», also von Ferdinand I., abstammen. Nichtsdestoweniger ist es unrichtig, daß den spanischen Bourbonen «in unserer Monarchie» keine Thronanwartschaft gebühre. Das Anwärterrecht, das ihnen nicht kraft ihrer Herkunft von Kaiser Karl V. zusteht, besitzen sie als Abkömmlinge Ferdinands I. bzw., was in betreff Ungarns entscheidend ist: als Deszendenten Leopolds I. Genauer: als *archiduces* aus Karls und Josefs



Die verfehlte Auslegung der Gesetzesworte *archiduces Austriae* hat auch den Irrtum Turbas in betreff des Postulats der römisch-katholischen Konfession verschuldet, das § 7 des G.-A. II: 1723 in der grammatikalischen Form einer Beifügung zu *archiduces* ausdrückt. Die Frage, ob es genügt, daß der «jeweilige Regierungsnachfolger spätestens vor dem Erbanfall der Regierung sich zum römisch-katholischen Glauben bekenne», wird von Turba verneint. «Die Forderung des römisch-katholischen Bekenntnisses,» erklärt er, «gilt... allgemein für die Deszendenten des Frauenstammes. Alle... müssen sich, weil jeder einzelne Thronanwärter ist, zum römisch-katholischen Glauben bekennen, wollen sie nicht der Thronanwartschaft verlustig gehen, wenn sie auch dann weiter Mitglieder der Dynastie bleiben». Turba denkt bei dem Worte *archiduces* nur an die Mitglieder des neueren, engeren agnatischen Hauses Österreich, während doch die Pragmatische Sanktion unter *archiduces* auch sämtliche Mitglieder der vielen, vielen (übrigen) kognatischen Linien des Hauses Habsburg versteht. Auch protestantische Familien können hierher gehören, deren Mitglieder sich gar nicht ihres ideellen erzherzoglichen Charakters, ihrer Thronanwartschaft in (Österreich und) Ungarn bewußt sind und insbesondere davon keine Kenntnis haben, daß sie dies Anwärterrecht durch ihr Verharren im väterlichen protestantischen Glauben preisgäben; größer ist gewiß die Zahl der katholischen Familien, deren Mitglieder in Unkenntnis ihrer Rechte und Pflichten Gefahr laufen würden, durch den Austritt aus der katholischen Kirche sich ihrer Thronanwartschaft zu berauben! Es liegt nun lege non distinguente kein Grund vor, das, was man von den Kognaten im allgemeinen nicht verlangen kann, speziell von den Mitgliedern der vordersten, als neues agnatisches Erzhaus konstituierten kognatischen Linie zu fordern. Es ließe sich allerdings einwenden: soweit die Möglichkeit der strengeren Durchführung des gesetzlichen Postulats reicht, ist eben die strenge Handhabung gesetzlich geboten; und es ließe sich noch vorbringen, daß das Gesetz

---

Frauenstamme. Und sie sind es sogar mehrfach. Die Nachkommen des Herzogs Franz de Paula von Cadix haben ein dreifaches, die Deszendenz seines Sohnes, des Herzogs Franz de Assisi ein fünffaches, die aus der zweiten Ehe Alfons' XII. abstammenden spanischen Bourbonen — z. B. der gegenwärtige Herrscher Spaniens — gar ein sechsfaches Anwärterrecht in Österreich und Ungarn. Auf dem Stammbaume König Alfons XIII. finden wir außer der Mutter, Erzherzogin Maria Christine, noch zwei Erzherzoginnen: die eine, Maria Karoline, Königin von Sizilien und Neapel, die Tochter Maria Theresiens, zweimal, die andere, Maria Josefa, die Tochter Josefs I., gar dreimal. Vgl. Kekule von Stradonitz, Ahnentafelatlas T. 73, und hinsichtlich der Mutter der dreimal vorkommenden Herzogin Maria Amalia Christine von Sachsen T. 63.



von denen, die als Agnaten des an der Reihe befindlichen Hauses die nächsten zum Throne sind, recht wohl ein erhöhtes, insbesondere zeitlich vollkommeneres Maß jener seelischen Eignung wünschen mag, die es eben im römisch-katholischen Bekenntnisse erblickt. Man wird aber erwidern dürfen, daß unter Umständen Kognaten näher zum Throne sein können, als sonst manche, viele Agnaten. Und da man doch dem nichtkatholischen Erzherzog oder der nichtkatholischen Erzherzogin höchstens die Thronanwartschaft für die eigene Person, nicht aber zugleich die Fähigkeit absprechen kann, der — den übrigen Vorschriften genügenden — Deszendenz die Thronanwartschaft zu vermitteln; da man ferner dem in einem andern Glauben geborenen und erzogenen Erzherzog (Erzherzogin) nach erreichter Größjährigkeit unzweifelhaft eine gewisse Frist zum Eintritt in die katholische Kirche, mit der Wirkung des Erwerbs der Thronfähigkeit, verstatten muß: vermag auch jene strenge Durchführung des Glaubenspostulats die religiöse Einheit der Dynastie und die katholische Erziehung eines jeden künftigen Herrschers nicht viel mehr zu sichern, als die mildere Auffassung, die sich damit zufrieden gibt, daß den Berechtigten der Augenblick des Thronanfalls im Schoße der römisch-katholischen Kirche finde. In Anbetracht dessen, daß es sich nicht um eine «angeborene» Qualität, die von allem Anfange vorhanden sein muß und später nicht erlangt werden kann, sondern um eine begrifflich wandelbare, der Veränderung, «Besserung» fähige Eigenschaft handelt, wird gewiß die letztere Lösung der Frage dem natürlichen Rechtsgefühl entsprechen<sup>91)</sup>.

Wir haben zum Schluß noch die Tragweite der These Turbas zu betrachten.

Einen prinzipiellen Gegensatz zur Lehre der ungarischen Staatsrechtswissenschaft stellt Turbas Behauptung von der 1723 erfolgten Annahme des gesamten österreichischen Hausrechts nicht dar. Er leitet die Gültigkeit des gesamten Hausrechtes ebenso aus der Anerkennung von seiten der ungarischen Gesetzgebung ab, wie wir diejenige der hausrechtlichen Normen thronfolgerechtlicher Relevanz; und er sieht das zur Zeit der Anerkennung geltende gesamte Hausrecht ebenso einer einseitigen Abänderung durch die Dynastie, bzw. Österreich entrückt, wie wir die Verweisungen der G.-A. I und II: 1723 auf die thronfolgerechtlichen Bestimmungen des Hausrechts als inkorporative Verweisungen verstehen. Die praktische Bedeutung der ungarischen Lehre gegenüber der Auffassung Turbas hängt also von der Zahl und Wichtigkeit der übrigen, nicht

<sup>91)</sup> Diese ist denn auch in der Literatur vertreten. Siehe Rehm a. a. O. S. 184.

sukzessionsrechtlichen Sätze des Hausrechtes ab. Diese Zahl und Wichtigkeit ist sowohl für das öffentliche, als das Privatrecht beträchtlich genug — gegen die These Turbas fällt daher auch österreichischerseits schon das eine schwer genug in die Wagschale, daß es nicht vermutet werden kann, die Dynastie hätte sich 1723 vollkommen, für alle Rechtsgebiete der ihr durch die Verfassung des Heiligen Römischen Reiches gewährten Autonomie begeben.

Der wichtigste von den vielen Rechtssätzen, die nach Turba auch in Ungarn Geltung besäßen, betrifft die Vormundschaft und Stellvertretung des minderjährigen oder sonst dauernd verhinderten Königs. (Er ist auch Turba der wichtigste: ein besonderer Abschnitt handelt von der «vormundschaftlichen Regierung»). Die Vertreter der ungarischen Staatsrechtswissenschaft lehren einhellig, daß gemäß den alten Gesetzen der Palatin Vormund und Stellvertreter des Königs sei; nach Turba wäre es laut den Hausgesetzen der nächste großjährige Agnat des Herrschers. Turba will seine Ansicht auch damit stützen, daß die Verfassungsrevision von 1687 und 1715 die «volle und unbeschränkte Gewalt» des Palatins beseitigt habe, 1722/23 aber im Gesetze kein Vorbehalt zugunsten der vormundschaftlichen Rechte des Palatins gemacht worden sei. Nun, jene «Verfassungsrevision» setzte sich doch bloß aus einzelnen Bestimmungen zusammen; was von der alten, legalen Kompetenz des Palatins nicht im einzelnen abgeschafft wurde, bestand auch weiter fort; ein Gesetz aber, das den Wirkungskreis des Palatins als königlichen Vormunds und Stellvertreters aufgehoben hätte, vermag uns Turba aus den Jahren 1687 und 1715 gewiß nicht zu nennen. Und es ist nicht einmal wahr, daß im Jahre 1723 jene Palatinalrechte nicht «vorbehalten» worden wären. G.-A. IV: 1723<sup>92)</sup> erklärt, daß unter den vom Könige bereits allgemein bestätigten «Freiheiten der Stände... auch die Autorität und Prärogative des Palatins und zugleich Statthalters, im Sinne der G.-A. V und XXXIII: 1715 und der ebenda zitierten, sowie der andern, über denselben Gegenstand geschaffenen Artikel, begriffen sind,» daß demnach der König «die Autorität und Jurisdiktion des Palatins und Statthalters im Sinne der angezogenen Gesetzartikel gnädig bestätigt»<sup>93)</sup>. Der vom Ge-

<sup>92)</sup> *De palatinali et simul etiam locumtenentiali autoritate* lautet das Rubrum des Artikels.

<sup>93)</sup> *Quia inter praevio modo... confirmatas statuum et ordinum regni partiumque eidem annexarum libertates in regno Hungariae de antiqua consuetudine et lege autoritas quoque et praerogativa palatini et simul etiam locumtenentis sensu articulorum 5. et 33. anni 1715. in iisdemque citatorum ac aliorum superinde conditorum comprehenderetur* (princ),

setze bestellte königliche Statthalter ist doch wohl der Stellvertreter des an der Ausübung der Regierungsgewalt dauernd verhinderten Königs? Daß durch diesen G.-A. IV: 1723 der Palatin insbesondere auch als Vormund des minderjährigen Königs anerkannt wurde, zeigt ein Blick auf die zitierten älteren Gesetze: denn G.-A. V: 1715 verweist auf G.-A. I: 1681<sup>94)</sup>, und dieser unter anderem auf den zweiten der s. g. Palatinalartikel von 1485<sup>95)</sup>, der das Vormundschaftsamt des Palatins in ausdrücklicher Weise festsetzt<sup>96)</sup>. Unmittelbarer, in die Augen springender, als im Jahre 1723, einem Zeitpunkte, da es zu einem Vorbehalte des palatinalen Vormundschaftsrechts eigentlich keinen Anlaß gab, wurde dieser Vorbehalt im Gesetzbuch von 1741 gemacht, wo sich zu einem solchen tatsächlich Veranlassung bot. G.-A. IV: 1741, der den Gemahl Maria Theresiens, Herzog Franz von Lothringen, zum Korregenten bestellt, überträgt ihm für den Fall, daß die Königin mit Hinterlassung eines unmündigen Thronerben stirbe, die Regierung des Landes «mit vormundtschaftlichem Rechte und in väterlichem Namen», «ohne daß hieraus in Zukunft seitens der Gatten von herrschenden Königinnen irgendeine Rechtsfolge abgeleitet werden könne und ohne Gefährde der Autorität des Palatins»<sup>97)</sup>. In vollkommenster Weise korrespondieren das *absque consequentia* und *salva auctoritate palatinali* dem *paterno nomine* und *iure tutorio*: wie aus der Tatsache der Vaterschaft nichts zugunsten eines künftigen Königsgemahls abgeleitet werden darf, so wenig soll die diesmalige Übertragung der Vormundschaft an den Vater ein Präjudiz zu Schaden der Palatinswürde bilden. Turba ist in schwerem Irrtum befangen, wenn er behauptet, man wolle «bezüglich vormund-

*hinc Maiestas Sua . . . palatinalem et simul etiam locumtenentialem auctoritatem et iurisdictionem in sensu articulorum praecitatorum benigne confirmat (§ 1).*

<sup>94)</sup> *Sua Maiestas . . . palatinum . . . in pristina iurisdictione et auctoritate palatinali secundum tenorem articuli 1. anni 1681. in eodemque citatorum ac aliorum superinde conditorum hic loci renovatorum . . . benigne sit conservatura . . . (§ 5).*

<sup>95)</sup> *Sua Maiestas . . . palatinum . . . in pristina iurisdictione et auctoritate palatinali juxta conditionem 7. benigni diplomatis regii et in eadem citatas leges, prout . . . Matthiae regis decreti V. articulos 1. 2. 3. 4. 5. et 6. de palatinatu subnexos . . . benigne sit conservatura . . . (§ 1).*

<sup>96)</sup> *Si quispiam regum heredem in tenera aetate constitutum reliquerit, palatinus ex officio tenetur et debet illum tanquam tutor in regnis et dominiis paternis conservare et fideliter defendere.*

<sup>97)</sup> *Absque ulla in futurum per alios regni huius regios coniuges sumenda consequentia salvaque omnimode auctoritate palatinali . . . (princ.) . . . usque ad tempus minorennitatis augustae . . . prolis . . . regnum hoc iure tutorio et paterno nomine gubernabit (§ 3).*



schaftlicher oder sonst stellvertretender Regierung Rechte der Stände aus alten, seit 1687 nicht mehr anerkannten oder in desuetudogeralenen Gesetzen über die Palatinsgewalt ableiten.»

Und man rühre damit, klagt er, «an dem unabänderlichen Fundamentalgesetz Ungarns von 1722/23». Er sieht nämlich in den Äußerungen der Thronfolgeartikel von 1687 und 1723, «es sollen Zeiten des Interregnums vermieden» und die «ununterbrochene Sukzession des Hauses Österreich» eingeführt werden, die Forderung enthalten, daß alle Regierung, auch vormundschaftliche oder sonst stellvertretende, vom Organ des Herrscherhauses, im Namen des Hauses ausgeübt werde; und er erblickt in der Bestellung eines königlichen Vormundes oder Stellvertreters durch den Reichstag<sup>98)</sup> eine Verletzung der mittelst der Pragmatischen Sanktion übernommenen Unionspflicht, ja geradezu eine Usurpation des Königswahlrechts, das doch erst mit dem gänzlichen Erlöschen des Frauenstammes Leopolds I. an die «Stände» zurückfällt. Nach der unvergänglichen Beweisführung Franz Deáks gegen Lustkandl braucht es eben nur konstatiert zu werden, daß die in der Pragmatischen Sanktion ausgesprochene Unteilbarkeit und Untrennbarkeit des Besitzes der österreichischen Erbländer und Ungarns nicht die Einheitlichkeit der Regierung bedeutet; und es ist vielleicht nicht minder einleuchtend, daß eine Regentschaft, die im Namen des vorhandenen, mit allen äußeren Zeichen der Souveränität umgebenen Fürsten geführt wird, kein Interregnum darstellt und den erblichen Charakter der Erbmonarchie auch dann völlig unberührt läßt, wenn der Regent nicht dem Herrscherhause (im thronfolgerechtlichen Sinne) angehört, ja, selbst wenn er gewählt wird<sup>99)</sup>. Turba ignoriert die fundamentalsten Sätze des ungarischen Verfassungsrechts überhaupt, indem er behauptet, «seit 1722» werde von Rechts wegen

<sup>98)</sup> Sie braucht ja gar keine selbständige zu sein in dem Sinne, daß sie durch einseitigen Akt des Reichstages erfolgt. Sie kann auch in Zukunft, gerade als Palatinswahl, in der hierfür gesetzlich vorgesehenen Form des Zusammenwirkens von König und Reichstag stattfinden, indem man, sobald die Notwendigkeit einer künftigen vormundschaftlichen oder sonst stellvertretenden Regierung wahrscheinlich wird, doch bevor noch die Notwendigkeit selbst eingetreten ist, an die Wahl eines Palatins schreitet.

<sup>99)</sup> In Ermangelung eines großjährigen Agnaten kennt z. B. die Regentschaft der Mutter die bayerische, die italienische, diejenige der Mutter, sodann der väterlichen Großmutter die württembergische Verfassung; falls auch die Mutter bzw. Großmutter verhindert ist, wählt der gesetzgebende Körper einen Regenten. In Schweden führt, falls auch nur der Kronprinz verhindert ist, der Staatsrat die Regentschaft; auch in den Niederlanden gebührt das Regentenamt kraft Recht des Geblütes bloß dem Prinzen von Oranien, ist dieser verhindert, wird vom Reichstage ein Regent gewählt.



«jede Art von Regierung», also auch die normale Art: die persönliche des unverhinderten Königs, nur im Namen des ganzen berechtigten Frauenstammes, «der ganzen Dynastie» geführt, an die «als an eine Familieneinheit die Krone Ungarns und die aus ihrem Besitze fließenden Herrscherrechte übertragen worden sind», und «die Korporation der Dynastie habe die Identität jeder Art von Regierung in der ‚Unio‘ ebenso zu schützen, wie die Identität der Thronfolge». Die ungarische Verfassung kennt nicht den Korporationsbegriff der Dynastie, sie kennt kein Herrscherhaus als organisiertes Rechtssubjekt, keine patrimoniale Herrschaft; der König von Ungarn empfängt seine Herrschaftsgewalt nicht durch Vermittlung und durch den Willen des Hauses, dem er entstammt, er übt sie nicht als dessen Organ und Vertreter aus, sondern sie ist ihm als Einzelnem zu eigenem Rechte unmittelbar vom Gesetze, vom Staatswillen übertragen. Und die Heilige Krone gehört der Dynastie ebenso wenig wie die Herrschaft und Regierung; ja, sie gehört ihr noch weniger, denn sie gehört ja nicht einmal dem Herrscher, dem König, sondern dem Staate selbst, dessen höchste Gewalt sie darstellt, dessen Totalität — die Einheit von König und Nation — sie symbolisiert<sup>100</sup>). Aber jene «Korporation der Dynastie», die angeblich die Heilige Krone Ungarns und die Herrschaft und Regierung in Ungarn besitzt, jene «Familieneinheit» des durch die Pragmatische

<sup>100</sup>) Turba konnte es natürlich nicht übersehen, daß seiner kühnen Behauptung vom Gesamtbesitze der Dynastie an der Heiligen Krone die im Inauguraldiplom feierlichst anerkannte Pflicht des Königs, die Heilige Krone nicht außerhalb des ungarischen Staatsgebietes zu führen und durch vom Reichstag auf Grund königlicher Nomination gewählte «eingeborene Ungarn» (*nativi Hungari*) hüten zu lassen, entschiedenst widerstreitet. «Die eingeborenen Kronwächter werden», glaubt er entgegen zu können, «weil die Landesvertretung in den Wiederbesitz der Krone gesetzlich gelangen kann, unter Mitwirkung des Landes bestimmt.» S. 227 Anm. 17 b. Nicht nur deswegen, sondern weil die Heilige Krone dem Staate gehört, von dem der König bloß ein Faktor, ein Organ ist, müssen die Kronhüter durch die beiden Faktoren des Staatswillens zusammen bestellt werden; ihre Bestellung wird denn auch, als eine Äußerung des obersten Staatswillens, gesetzlich inartikuliert. — Es berührt sich mit der hier widerlegten Auffassung Turbas, daß er die «Behauptung» «einer höheren Gewalt für den gekrönten König gegenüber dem ungekrönten in G.A. III und XII: 1790» nicht zu billigen vermag; da er freilich die klare Gesetzesbestimmung nicht leugnen kann, trachtet er sie als Neuerung, insbesondere als extensive Interpretation zweier Gesetzesartikel von 1741 hinzustellen. Und er findet das Eingeständnis der Neuerung in dem G.A. III: 1790 selbst: *privilegiorum . . collatione imposterum quoque penes solam legitime coronatam regiam Maiestatem permansura*. Nach dem Worte *imposterum* macht Turba in Parenthese die Bemerkung: «früher war es also nicht so!» Sollte Turba wahrhaftig nicht wissen, daß *quoque* sich immer auf das vor ihm stehende Wort bezieht? Das Gesetz sagt: «auch in Zukunft . . .»!

Sanktion berufenen «ganzen Frauenstammes» besteht in Wirklichkeit gar nicht; sie ist nicht nur der ungarischen Verfassung, sondern auch dem Rechte Österreichs fremd. Denn den Frauenstamm, nach dessen «gänzlichem Erlöschen das Recht der Herrschaft und Regierung, ebenso wie die Heilige Stephanskrone an die Stände Ungarns zurückfällt», bilden alle von Leopold I. abstammenden *archiduces Austriae*; und das sind, wie wir wissen, nicht bloß die Glieder eines agnatischen Verbandes, des in Österreich und Ungarn «herrschenden» Erzhauses, sondern die Mitglieder einer sehr, sehr großen und stetig wachsenden Anzahl von miteinander bloß kognatisch verbundenen Familien. Der Begriff der Familienkorporation jedoch beschränkt sich auf die Agnation; das Fürstenrecht kannte und kennt ihn bloß als den Verband von Agnaten (und agnatischen Kognatinnen)<sup>101</sup>). Es ist schlechterdings sinnwidrig, eine Vielheit von Familien, die keine innere Ordnungs- oder Gesetzgebungsgewalt zusammenhält, die sich zum größten Teile garnicht ihres kognatischen Zusammenhangs bewußt sind, als Korporation, als Einheit zu bezeichnen, und ganz irrig, aus dieser Bezeichnung irgendein rechtliches Ergebnis abzuleiten.

Die Argumente, mit denen Turba die wichtigste praktische Konsequenz seiner These gewissermaßen von außen stützen will, sind nicht minder hinfällig, als seine These selbst.

---

<sup>101</sup>) Man sehe vor allem die von Turba selbst in Anm. 1 des hier besprochenen Kapitels angeführte Abhandlung Otto v. Gierkes: Die juristische Persönlichkeit des hochadeligen Hauses. Grünhutsche Zeitschrift für das Privat- und öffentliche Recht der Gegenwart, Jahrgang 1878, besonders S. 567 («... durch die Beschränkung auf ‚Stamm und Namen‘ erfolgt die agnatische Abschließung des Hausverbandes»), S. 569 f., 574, 578, 579 Anm. 46, 594 («... die Nachkommen von Töchtern werden, obwohl sie Deszendenten sind, [durch die Anordnungen der Familienhäupter] nicht gebunden. Die Deszendenten werden ... nur dann und gerade soweit obligiert, als sie Mitglieder der auf ‚Stamm und Namen‘ beschränkten Geschlechtsgenossenschaft und deren Hausrecht unterworfen sind»). Rehm a. a. O. S. 98 scheint unter «landesfürstlichem Hause im weiterem Sinne» auch die Kognaten zu verstehen; doch alle seine Beispiele und Folgerungen bekunden, daß er, wo nur irgend von Funktionen und Wirkungen des korporativen Zusammenschlusses die Rede ist, aus dem Kreise der Kognaten einzig die agnatischen Kognatinnen im Auge hat (siehe S. 303 ff.) und zumeist bloß an agnatische Nebenlinien des regierenden Hauses denkt (siehe z. B. S. 101: «Gemahlin und Kinder des Fürsten von Bulgarien wurden Mitglieder des koburg-gothaischen Fürstenhauses im weiteren Sinne, trotzdem jener Fürst zur Zeit seiner Verheiratung als Träger einer fremden Krone nicht mehr dem Hause Koburg-Gotha engeren Sinnes zugehörte»).

---

## Eine neuentdeckte ungarische Kerbinschrift aus Konstantinopel vom Jahre 1515 \*).

Von Franz Babinger in Würzburg.

**D**IE im fürstlich und gräfllich Fuggerschen Familien- und Stiftungsarchiv zu Augsburg verwahrte Urschrift der Beschreibung einer Reise nach der Türkei und Kleinasien (1553—1555) des so gut wie unbekannten Hans Dernschwam<sup>1)</sup>, deren mit orientalistischen, geschichtlichen und erdkundlichen Angaben zu versehender Herausgabe mich gegenwärtig beschäftigt, enthält in den letzten Seiten eine Anzahl Nachzeichnungen von in den Balkanländern sowie in Anatolien gesammelten griechischen und römischen Inschriften. Hans Dernschwam (1494—1568), der sich in der Gefolgschaft der an den Hof Sultans Suleiman I. entsandten Anton Verancsics, Franz Zay und Aughier Ghislain von Busbecq befand, richtete, wie der berühmte erste Abschreiber des «monumentum Ancyranum» selbst, ein besonderes Augenmerk auf bauliche und inschriftliche Überreste aus dem Altertum, und ohne diese beiden Forscher müßte die gelehrte Welt heutzutage auf eine Reihe seitdem verloren gegangener Inschriften verzichten, die nunmehr durch ihre Veröffentlichung im Corpus Inscriptionum Graecarum und im Corpus Inscriptionum Latinarum für alle Zeiten ein der Wissenschaft gesichertes Besitztum verbleiben. Dernschwam hatte schon in früheren Jahren seines Lebens eifrig nach Inschriften aus der Römerzeit gefahndet, als er auf seinen ausgedehnten Reisen die Gegend Ungarns und die angrenzenden Lande durchstreifte; die in der k. k. Hofbibliothek zu Wien aufbewahrte und in den Tabulae Codicum Manuscriptorum (Vindobonae, 1875), vol. VII, S. 269 unter Nr. 13821 (Suppl. 1601) verzeichnete Handschrift, des Titels: «Johannes Dernschwam[m]: Inscriptiones romanae e lapidibus in territoriis Hungariae et Transsylvaniae repertis a. 1520—1530 collectae» legt ein schönes Zeugnis seines unermüdlichen Sammelleißes ab.

In der obenerwähnten Urschrift seines Reiseberichtes, und zwar

---

\*) Diese Abhandlung ward in ungarischer Sprache in der Gesamtsitzung der Ungarischen Akademie der Wissenschaften am 21. April 1913 verlesen.

<sup>1)</sup> Ich habe mich bemüht, die nahezu völlig im Dunkel liegenden Lebensschicksale dieses merkwürdigen Mannes aufzuhellen und die Ergebnisse meiner Nachforschungen in einem längeren Aufsatz mitgeteilt, den die «Deutsche Rundschau für Geographie» (Wien, A. Hartlebens Verlag) im 35. Jahrg. S. 535 ff., im 36. Jahrg. S. 133 ff. [vgl. die Berichtigung hierzu im 4. Heft (Dezember 1913)] gebracht hat. Eine ungarische Übersetzung erscheint im März 1914 in den «Századok».



mitten unter römischen Inschriften, fand ich nun eine seltsame, dreizeilige Inschrift in Zeichen abgefaßt, die bei flüchtiger Betrachtung an Runenbuchstaben gemahnten<sup>2)</sup>, bei genauerem Zusehen jedoch derartige Abweichungen aufwiesen, daß sie den Gedanken an ein Runendenkmal (Waräger!) alsbald verdrängten. Ich ließ eine photographische Aufnahme der Inschrift, die zwei aneinanderstoßende Seiten des Buches einnimmt, herstellen und sandte sie an Professor Dr. Vilhelm Thomsen, den verdienten Entzifferer der köktürkischen Inschriften, nach Kopenhagen, mit dem Ersuchen um Aufklärung und etwaige Enträtselung des Textes. In einem ausführlichen Schreiben, ausgefertigt zu Kopenhagen am 6. März 1913, setzte mich der gefeierte Gelehrte in Kenntnis, daß es sich um eine sogenannte ungarische Kerbinschrift handle und daß die von mir neuentdeckte derartige Urkunde von den übrigen, nur in geringer Anzahl bekannt gewordenen dadurch völlig abweiche, daß sie von links nach rechts (→) geschrieben ist, während sonst die umgekehrte Schreibweise üblich war. Außerdem gelang es der hervorragenden Sprachkenntnis Thomsens, verschiedene Worte zu deuten und damit den Inhalt der Inschrift ungefähr anzugeben. Zur völligen Entzifferung des Textes schickte ich hierauf die Photographie an Herrn Dr. Julius von Sebestyén, Leitwart (dirigierender Kustos) am Ungarischen Nationalmuseum zu Budapest, den ausgezeichneten Volksbeschreiber und Erforscher ungarischer Geschichtsquellen, der in seinem umfangreichen Werke: «Rovás és Rovásírás» («Kerbholz und Kerbschrift») <sup>2a)</sup> zuletzt und abschließend den ganzen, über jene Schriftart vorhandenen Stoff verarbeitet hat; der Gelehrte kommt in seinem Buch in wesentlichen Punkten zu anderen Ergebnissen über die Entstehung jener ungarischen Kerbschrift, als seine Vorarbeiter auf diesem Gebiete, wie Samuel Borovszky<sup>3)</sup>, Johannes Fadrusz<sup>4)</sup>,

<sup>2)</sup> Die Ähnlichkeit mit den Runenzeichen hat auch Dernschwam zu der Bemerkung veranlaßt: «Tale Alphabetum reperitur in Cronica Gothorum Olahi Magni». — Weil mit dieser Goten-Chronik zweifellos das bekannte Werk «Historia de Gentibus Septentrionalibus autore Olao Magno Gotho Archiepiscopo Vpsaliensi» gemeint ist, wo sich auf S. 57 und 58 ein «De alphabeto Gothorum» überschriebener Abschnitt mit einer das gotische Runen-ABC veranschaulichenden Abbildung findet, so muß, da dieses Werk zum ersten Male 1555 zu Rom erschien, jener Eintrag Dernschwams erst in die Zeit nach seiner Rückkehr aus dem Morgenlande fallen.

<sup>2a)</sup> Rovás és Rovásírás. A Magyar Nemzeti Múzeum megbízásából végzett tanulmányok alapján írta Dr. Sebestyén Gyula. Budapest, Verlag der Ungar. Ethnograph. Gesellschaft. Mit 145 Abbildungen, 1909, 326 Seiten.

<sup>3)</sup> A hun-magyar rokonságról. Ethnographia 1894, 101.

<sup>4)</sup> Rovás-írásunk származása. Budapesti Hírlap. 25. Dezember 1902.



Karl Anton Fischer<sup>5)</sup>, Otto Herman<sup>6)</sup>, Ladislaus Hódoly<sup>7)</sup>, Paul Király von Dada<sup>8)</sup>, Gregor Moldován<sup>9)</sup>, Geisa Nagy<sup>10)</sup>, Ladislaus Réthy<sup>11)</sup>. Auf deren Abhandlungen und vorab auf die Ausführungen J. von Sebestyéns muß ich den verweisen, der sich eingehender über diese eigentümliche Schriftart zu unterrichten wünscht. Hier sei nur in notwendigster Kürze angedeutet, daß sie bei dem Stamme der Sekler (Szekler) in Siebenbürgen Pflege fand, die ihre Aufzeichnungen in eckige Stäbchen einkerbten; in dieser Schrift, die in allen uns bis jetzt überkommenen Denkmälern seltsamerweise von rechts nach links (←) läuft, wird der Buchstabe e stets unterdrückt. Das früheste derartige Schriftdenkmal rührt aus dem Jahre 1501 her; das nächstälteste reicht auf 1515 zurück und ist im nachstehenden behandelt.

Was nun zuvörderst die Örtlichkeit in Konstantinopel anbelangt, an der Dernschwam die Inschrift vorfand, so macht er darüber in lateinischer Sprache einige (oberhalb der Inschrift stehende) Bemerkungen: «Constantinapoli<sup>12)</sup>,» so heißt es dort, «in publico diversorio, quod Ali Bascha a conditore dicitur, ubi domini oratores regii per longum tempus hospitati fuerunt, repperimus ab exteriore parte stabuli in pariete circa terram oblongum album lapidem, in quo sequentes tres versus insculpti fuerunt, [l]iteris legibilibus sed o[mn]ibus incognitis. fuit in eo loco prius ecclesia christiana, sed per Ali Bascham funditus diruta, ex cuius ruinis aliam ecclesiam Turcicam ex opposito de suo no[m]ine una cum diversorio praedicto aedificavit<sup>13)</sup>.» Die Fundstelle ließe sich freilich an der Hand dieser

<sup>5)</sup> A hun-magyar írás és annak fenmaradt emlékei. 1889.

<sup>6)</sup> Az ősszám és az ősbetű írádalmunkban. Archaeologiai Értesítő. 1903, 250.

<sup>7)</sup> A székely vagy régi magyar írás eredete. Preßburg o. J.

<sup>8)</sup> Hun-székely írás. Ellenzék, 1888; «Researches in Hunno-Scythic» im Babylonian and Oriental Record. VI, No. 10, S. 277 ff. (London 1893.)

<sup>9)</sup> A latin, cyrill, dák és székely írásjegyek kérdése a románoknál. Budapesti Szemle 1887, 52. Heft.

<sup>10)</sup> A székely írás eredete. Ethnographia 1895, 269 (bahnbrechend).

<sup>11)</sup> Az úgynevezett hun-székely írás. Archaeologiai Értesítő 1888, S. 54.

<sup>12)</sup> Dernschwam, dem durch mehr als 40jährigen Aufenthalt in Ungarn das Magyarische geläufig geworden war, schreibt stets «Constantinapol» im Anschluß an mag. Konstantinápoly.

<sup>13)</sup> «Wir fanden zu Konstantinopel in einem Einkehrhaus (Karwansera), das nach seinem Stifter «Ali Pascha genannt wird und in dem die Herren königlichen Botschafter (nämlich Busbecq mit seinen Untergesandten) lange Zeit hindurch sich aufgehalten haben, auf der äußeren Seite des Stalles an der Wand nahe beim Erdboden einen länglichen weißen Stein, in dem nachstehende drei Zeilen in leserlichen, aber völlig unbekannten Buchstaben eingemeißelt waren. An dieser Stelle befand sich früher eine von «Ali Pascha von Grund aus zerstörte christliche Kirche. Aus deren Trümmern errichtete er dann zusammen mit der Moschee auf der gegenüberliegenden Seite das vorerwähnte Karwansera, die seinen Namen führen.»

etwas dürrtigen Angaben nicht bestimmen, wenn nicht Dernschwam in seinem Reisebericht nähere Mitteilungen darüber machte. Der Reisende verbreitet sich ausführlich über die Dikilî taş (»aufgerichteter Stein«), nunmehr im Volksmunde zumeist Çenberli taş (»mit Reifen versehener Stein«) genannte Porphyrsäule auf dem ehemaligen Forum Theodosianum, das schon zu Dernschwams Zeiten den Namen Ta'uq bāzāri (Hühnermarkt) führte. »Daneben,« so heißt es dann weiter in der Schilderung, »ist Jeczundt ein Turkische Mecsith (= kleine Moschee [mesdschid]; vgl. das ungar. mecset) ader Kirchen<sup>14)</sup> gepawth, hot ein Bascha, Ali genant, gepawt«. Nach einer eingehenden Darstellung des äußeren und inneren Aussehens dieses Gebetshauses fährt Dernschwam fort: »Gegen obgemeltter Meczith vber hot der Ali Bascha ein grosKarwanserai<sup>15)</sup> gepawt von seiner Seel hayl wegen, hot Er zw der Meczit gestiftt«. Nunmehr folgt eine genaue Beschreibung dieses Einkehrhauses, das er dann auch am Rand als »vnserer Herbrig« bezeichnet. Im Anschluß daran sagt Dernschwam: »Hernach folgende Schrifft hab Ich von einem Marmel Stain abgemolt, so In die Stal mawer mit eingemawert worden, vnd gar woll leslich gewest«. Diese Inschrift aber ist das ungarische Sprachdenkmal in jenen seltsamen Runenzeichen. Zum Schluß ist noch von einer griechischen Kirche die Rede, die einstens an diesem Orte stand und von 'Alî Pascha zerstört wurde. »An obgeschriebener Karwasaray stat«, so ist da zu lesen, »sol vor 50 Jaren ein kriechische schone kirchen gestanden sein, welche obstander Ali Bascha zw ainer Karwasaria gemacht vnd von grundt auff, wie man sieht, erpawt hot, sampt der Meczith gegen vber«. Die Frage, welcher 'Alî Pascha hier gemeint ist — bei den zahlreichen Moscheen, die diesen Namen tragen<sup>16)</sup>, könnten immerhin einige Zweifel entstehen — löst sich alsbald in befriedigender Weise aus Dernschwams Bemerkung: »gedachter Bascha ist von dem Sophi<sup>17)</sup> den Sy Kasil Bascha<sup>18)</sup> nennen, von dem Khonig in Persia Im Krieg erlegt vnd erschlagen worden«. Es handelt sich also um den Verschnittenen und

<sup>14)</sup> Errichtet im Jahre 902 d. H. (= 1496/1497).

<sup>15)</sup> Siehe nächste Seite, 21. Anm.

<sup>16)</sup> Vgl. darüber J. v. Hammer: »Constantinopolis und der Bosphoros, örtlich und geschichtlich beschrieben«. Pest 1822. 1. Band, S. 438.

<sup>17)</sup> Sophi, nicht die mohammedanische Glaubensgenossenschaft der Sofi (Sufi), sondern das persische Königsgeschlecht der Safi (Saffi, Seffi), irrtümlicherweise freilich oft Sofi geheißten.

<sup>18)</sup> Über diese Bezeichnung vgl. meine Bemerkungen im III. Jahrg. 3. Heft des »Orientalischen Archivs« (Leipzig 1913), S. 144 ff., sowie meinen im »Magyar Nyelvőr« (herausgegeben von Sigmund Simonyi, Budapest) 42. Jahrg., 6. Heft, 1913 auf S. 251 ff. erschienenen ungarischen Aufsatz: »A perzsát jelentő 'Kazul' szóról« (= »Über das [ungarische] Wort Kazul = persisch, Persien«.)

Beilerbei von Rumelien, 'Alī Pascha, der unter Sultan Bāyazid II. dreimal das Großwezirat bekleidete, mehrere Feldzüge unternahm<sup>19)</sup>, und, als er den Oberbefehl über das kleinasiatische, gegen den Empörer Schāh Kūli (mit dem Beinamen Schaītan Kūli) ausgesandte Heer führte, gleichzeitig mit seinem Gegner als erster Großwesir im Dschumādā I 917 (August 1511) bei Şarımşalıq an dem Schlachtfelde blieb. 'Alī Pascha lebt in der osmanischen Geschichte als eifriger Förderer der Wissenschaften und Künste fort, deren Vertreter er allmonatlich einmal in seinem Palast um sich versammelte; er gründete neben einer Akademie zwei Moscheen, von denen die eine — eben die, von der Dernschwam spricht — als 'Atīq (= Eski) 'Alī-Pascha-Moschee (d. i. alte A.-P.-M.) noch jetzt einem Stadtviertel Konstantinopels den Namen gibt. Diese Moschee ist bis auf den heutigen Tag erhalten und steht unweit der sogenannten Regimentsmoschee 'Ortā dschāmi<sup>20)</sup>, nördlich des Etmeidan. Es war Gepflogenheit, Karwanserais in der Nähe großer Moscheen zu errichten<sup>21)</sup>, und so haben wir denn auch geringe Mühe, die Örtlichkeit des Chans zu ermitteln, in dem Anton Verancsics und Franz Zay, in deren Begleitung sich Dernschwam befand, und, nach deren Ablösung durch A. Gh. v. Busbecq, dieser berühmte Flämänder mit seinen Gefolgsleuten Wohnung nahm oder nehmen mußte. Während zur Frist des byzantinischen Reiches die Gesandten im Xenodochium Romanorum oder Alonizium auf dem Forum tauri aufgenommen wurden, fanden in den ersten Jahrhunderten des osmanischen Reiches die auswärtigen Botschafter im sogenannten Elçi-ḥān Unterkunft, bis ihnen gestattet wurde, im Europäerviertel (Pera) eigene Gesandtschaftsgebäude zu beziehen. Über dieses Gebäude, dessen Gestalt im 16. Jahrhundert uns der Gesandtschaftsprediger Salomon Schweigger (1551—1622) in seiner bekannten Reisebeschreibung in einer Zeichnung überliefert, findet sich in Joseph von Hammer-Purgstalls Werk über Konstantinopel (I, S. 97) noch folgende Angabe: «Iltschichan, zunächst der verbrannten

<sup>19)</sup> So 1486 (891 d. H.) gegen den Woiwoden der Moldau, 1488 (893 d. H.) gegen Ägypten, 1492 (897 d. H.) gegen Stephan von Thelegd in Siebenbürgen.

<sup>20)</sup> Vgl. J. v. Hammer a. a. O. I, 438.

<sup>21)</sup> Vgl. J. v. Hammer a. a. O. I, 598. — Ich bin sehr geneigt, die Moschee und das Karwanseraī, so wie es Dernschwam erzählt, als die Gründung Einer Persönlichkeit, eben jenes 'Alī Pascha, anzusehen, wenngleich, wie ich sehe, Ewliyā Čelebī im 1. Band seiner 1896 (1314 d. H.) in der 'Iqdām-Druckerei zu Konstantinopel hergestellten Reisebeschreibung (Sejāhat-nāmē) S. 325 folgendes zu berichten weiß: «Der erste (Ḥān nämlich) ist der Elçi-ḥān (Gesandtenchan) auf dem Hühnermarkt; er war bereits zur Zeit der Ungläubigen ein Ḥān und wurde im Jahre 860 (= 1457) auf islamische Art gebaut; er ist eine fromme Stiftung des Yekyal (so!) Pascha».



Säule, heute Chan der Tataren genannt, wo ehemals alle Gesandten europäischer Mächte einquartiert und wie Gefangene bewacht wurden. Hier wohnte(n) Busbeek...»<sup>22)</sup>. Diese Ortsangabe deckt sich mithin völlig mit der von Dernschwam gelieferten Beschreibung, wo er sowohl Moschee wie Einkehrhaus als in der Nähe der Dikilî-taşch genannten Porphyrsäule befindlich angibt. Heute freilich würde man an dieser Stelle das Gebäude vergeblich suchen; denn im Jahre 1865 fiel es einer Feuersbrunst zum Opfer und ward 1883 völlig abgetragen<sup>23)</sup>. Man wird somit kaum mit der Wahrscheinlichkeit rechnen dürfen, je wieder den Inschriftenstein ans Licht ziehen zu können. Er wird vielmehr, als jazîlî taşch als «beschriebener Stein», wie ihn der Türke bezeichnet, kimsê oqu-jamaz bir jazî, «mit einer Schrift, die niemand lesen kann», beim Schuttaufräumen sicherlich nicht das Verständnis eines Osmanen gefunden und, zumal ihn gjaur jazîzî, «Ungläubigen-Schrift», bedeckte, bei irgendeinem Neubau als willkommene Zutat Verwendung gefunden haben. Wir sind also auf die von Dernschwam genommene Abschrift angewiesen, die, von einigen Fehlern abgesehen, auf ziemliche Genauigkeit Anspruch machen und daher die Vorlage ersetzen kann. Diese geringen Abweichungen vom Urstück lassen sich durch einen Vergleich des richtiggestellten Textes mit der Dernschwamschen Nachzeichnung (vgl. S. 51) unschwer erkennen.

Was schließlich den geschichtlichen Vorgang, von dem die Inschrift Kunde gibt, sowie die dabei genannten Persönlichkeiten anbetrifft, so läßt sich darüber folgendes mitteilen. Der böhmische König Wladislaus II., von 1490—1516 auch Herrscher in Ungarn, hatte fünf Gesandte nach Konstantinopel an den Hof Selims I. (1512—1520) abgeordnet; das Jahr, in dem diese Botschafter an ihrem Bestimmungsort eintrafen, war, wie sich schon aus dem Text schließen läßt, 1513. Ihre Sendung war ohne Erfolg, denn zwei Jahre wurde Barnabas von Béla, unter dessen Führung die Gesandtschaft stand, am Goldenen Horn hingehalten, ohne daß sich Selim zu irgendwelchen Zugeständnissen herbeigelassen oder gewünschte Abmachungen getroffen hätte. Das ist alles, was sich aus dem Wortlaut unserer Urkunde abnehmen läßt. Während nun Stephan Katona in seiner ausführlichen «*Historia Critica Regum Hungariae*» (Tom. XI, ordine XVIII. — Buda 1792) auf Seite 702 als Gesandte des Königs Ladislaus an Selim I. nur Felix Petánczi (bei Andreas «*praepositus Chasmensis*» in einem Briefe vom

<sup>22)</sup> Vgl. noch die Bemerkung J. v. Hammers auf S. 166 des 1. Bandes: «Von hier (dem Elçi-han) führt der Weg gerade an der Moschee Alipascha's vorbei . . .»

<sup>23)</sup> Vgl. Cornelius Gurlitt: «Die Baukunst Konstantinopels». Textband (Berlin 1912), S. 50, wo sich auf S. 50a eine Abbildung des Gebäudes (nach S. Schweigger) findet.



23. August 1513 wird er Felix Segniensis [aus Zengg in Kroatien genannt], Johannes Zolthai und Martin Czobor zu vermelden weiß, liefern uns zwei andere Quellen genauere Nachrichten über Zweck und Verlauf jener Botschafterreise zu dem Beherrscher aller Gläubigen.

Die eine Aufzeichnung stammt vom Erzbischof Anton Veráncsics (1504—1573), der zweimal Gesandter in Konstantinopel war: 1553—57 mit Zay, Busbecq und Dernschwam, dann in den Jahren 1567—68, als er den Frieden von Adrianopel schloß. Nach unmittelbaren Erkundigungen gedenkt er wiederholt seines Vorgängers Barnabas von Béla. So verzeichnet er in seiner, mit der Geburt Ludwigs II. (1506) beginnenden «*Memoria rerum*» beim Jahre 1516, daß der türkische Kaiser Selim Ägypten, das Land der Juden und das Negerreich erobert habe. «In diesem Feldzuge — sagt er weiter — begleitete ihn der Gesandte Ungarns, Barabás Belay. Aus dem Kriege zurückgekehrt, entließ Kaiser Selim den Barabás Belay. Dieser kam im Jahre 1518 zurück und verkündete den Ungarn alle Gefahren, die ihren Gebieten drohen würden<sup>24)</sup>.» In seiner Meldung über den Verlust Belgrads weist er ebenfalls auf B. von Bélas Gesandtschaft hin. Wie er glaubt, schleppte Selim ihn in die benachbarten Weltteile, «nur damit er seine Macht und seine zahllosen Völker sehe, und dann davon seinem Herrn und den Großen des Reiches berichten könne». Dagegen «wurde B. v. Béla vor den dortigen Völkern für den ungarischen König ausgegeben und auch so angeredet, indem an sechstausend Mann, Bosniaken und Serben, nach ungarischer Art gekleidet und mit ungarischen Fahnen versehen wurden, als ob der ungarische König auch zu ihm gehöre und ihm zu Hilfe gekommen wäre, damit er so die Länder sich noch leichter unterwerfen könne, was er auch getan hat... Inzwischen hatte der Kaiser die Absicht, den Barabás Belay nicht zu entlassen, sondern die Antwort des ungarischen Königs bezüglich der Steuern abzuwarten und, falls der König gewillt sei, sie zu entrichten, mit dem Pascha von Kazul (= Persien) Krieg zu führen und Belay mit günstigem Bescheid in die Heimat zu entlassen, wenn aber nicht, den Krieg gegen Ungarn zu führen; aber der Tod hat ihn an der Ausführung dieser Absicht gehindert<sup>25)</sup>.»

Veráncsics berichtet auch, daß während der Abwesenheit des als Friedensboten entsendeten Béla (1516) König Wladislaus II. stirbt und «die Sorge um das Land auf seinen Sohn, König Ludwig, übergeht, der damals noch ein Kind und daher sehr unwissend war. Als

<sup>24)</sup> Anton Verancsics' sämtliche Werke 2. Bd. (*Monumenta Hungariae Historica*, III, S. 14).

<sup>25)</sup> a. a. O. S. 124.

der türkische Kaiser hievon Kunde erhielt, sandte er an den jungen König zwei hochstehende Personen, die gewöhnlich «csausz» (= čauš) genannt werden, durch die er den mit dem Vater bestandenen Frieden erneuern wollte; und damit für alle Zeiten Waffenruhe zwischen den künftigen türkischen Kaisern und den ungarischen Königen bestehe, wünsche und verlange er von Land und König eine Steuer». Die stolzen Großen des ungarischen Reiches «empfingen und hörten die Botschaft unwillig, und weil sie auch betrübt darüber waren, daß ihre Gesandten (nämlich B. v. Béla und dessen Gefährten) nicht in die Heimat entlassen wurden, wollten sie den kaiserlichen Gesandten überhaupt keine Antwort geben, sondern nahmen sie zuerst zu Ofen in Gewahrsam und schickten sie dann in die Festung Tata, in die Obhut des alten Johann Bornemysza. Es waren schon einige Jahre vergangen und sie wurden noch immer dort festgehalten.» Als aber über den türkischen Kaiser eine falsche Todesnachricht kam, «ließ ihnen der alte Bornemysza, unbekümmert darum, daß B. v. Béla noch immer in der Türkei sich befand, die Nasen abschneiden, ohne Kenntnis des Königs und der Großen, und brachte sie so verstümmelt und entstellt nach Stuhlweißenburg, von wo sie dann nach Semendria weitergeleitet wurden<sup>26)</sup>».

Da Veráncsics wußte, daß der am 21. September 1520 gestorbene Selim die Einnahme Belgrads (29. August 1521) nicht mehr erlebte, scheint er nur unter einem zeitlichen Zwange von dessen Nachfolger Suleiman zu behaupten, daß «er den Barabás Belay in der Stadt Sophia entläßt und ihm den Auftrag gibt, seinem Herrn, dem ungarischen König, zu melden, daß er gegen ihn ziehe. Und nachdem er ihm sein ganzes Heer gezeigt, befiehlt er ihm, seinem Herrn zu melden, mit welcher Kriegsmacht er gegen ihn ziehe, und daß er Rache für die Gesandten seines Vaters nehmen und eine Lehre für die Schwäche des ungarischen Königs erteilen wolle. Obzwar Béla den Zorn des Kaisers schon vorher dem König und seinen Großen aus Konstantinopel berichtet hatte, erfuhren sie erst bei seiner Ankunft die großen Vorbereitungen des Kaisers und seine Absicht, zuerst Belgrad und Schabaz einzunehmen und sodann das ganze Land sich zu unterwerfen<sup>27)</sup>».

Der zweite Gewährsmann, Nikolaus Istvánfi, der ausgezeichnete Geschichtschreiber der Ungarn (1535—1615), berichtet im 6. Buch seiner nachgelassenen, 1622 zu Köln erschienenen «Historiae de rebus ungaricis» auf Seite 87 folgende Einzelheiten: «Eiusdem anni (näm-

<sup>26)</sup> a. a. O. S. 124—25.

<sup>27)</sup> a. a. O. S. 126—27.

lich 1519) aetate iam adulta Barnabas Belaius, quem superioribus annis ab Uladislao ad Pajazetem induciarum componendarum causa missum esse docuimus, ambobus illis Principibus demortuis, mense Julio (genau am 19. Juli, wie der Randvermerk besagt) ad Ludovicum reversus est. Erat is Severini oppidi (Szörény = lat. Severinus), quod est ad Danubium in finibus Valachiae Montanae situm, praefectus, quo in loco pontis a Trajano imperatore admirabili opere constructi vestigia quaedam adhuc superesse dicuntur; incideratque eius adventus Constantinopolim in illud tempus, quo Selymus patre Pajazete nefarie e medio sublato, imperium per scelus et nefas occupaverat, ac adversus fratres parricidale bellum gerendum susceperat. Et initio sane se prius de concedendis induciis deliberare non posse responderat<sup>28)</sup>, quam videret, quonam se belli fortuna inclinaret. Sequeretur igitur castra et tum demum dijudicante Marte cogniturum, a quonam illae petendae forent. Parta vero etiam victoria nequaquam illum dimittere voluit, donec domitis et interfectis duobus Sultanis Aegyptum et Syriam imperio suo adjecisset. Quibus in bellis et praeliis fere omnibus illum secum circumtulit; et postremo memorabili etiam illi pugnae interfuit, qua Memphim urbem expugnavit, atque adeo Mammaluccorum nomen internecone delevit. Deinde septennio fere exacto, eum honorifice ac laute semper habitum, concessis octennialibus induciis remisit: in quibus praeter Pannonios, Veneti, Rex Poloniae, Caesar, caeterique principes Christiani comprehendebantur; solis exceptis equitibus Rhodiis, in quos iam tum haud obscure bellum moliebatur. Sed priusquam illud inferre potuisset, mense Septembri ejus anni, dimidio nimirum anno post dimissum Barnabam, in oppido Thraciae Civilis pestilentem in morbum incidit, et necquicquam proficientibus medicis exstinctus est. . . . Barnabas in Ludovici aula deinde multis annis clarus, omnibusque gratus vitam transegit, multaue ei et Proceribus aulae de

<sup>28)</sup> Von dieser Hinhaltung ist auch in einem am 29. Januar 1516 in Florenz abgefertigten Schreiben des Papstes Leo X. an Wladislaus von Ungarn die Rede, das ich schon deshalb im Wortlaut anführen möchte, da es den gleichen Zeitraum (zwei Jahre) wie die Inschrift angibt: «Quod cum ita sit», so endet dieser Brief, «summopere te hortor, abs teque pro tua religione et pietate vehementer quoad, ne te ullo pacis aut induciarum genere cum Turcis conjungas. Quamquam quidem non id peto, ut eorum postulationes iam nunc respuas atque reicias, sed potius ut eis verba des, tempus que interposita spe teras, quemadmodum ipsi tecum fecerunt, qui Legatum tuum ad se profectum ante biennium non admiserunt, dum, quid mihi a christianis regibus respondebitur, scire possis, quod ut celeriter fiat, omnem operam adhibebo.» (Georg Pray: *Epistolae procerum regni Hungariae*. Pars prima (1496–1531). Preßburg 1806, S. 110. — Vgl. auch: Petri Bembi, *Epistolarum Leonis decimi pontificis maximi nomine scriptarum libri sexdecim*. Basileae 1535. XI. Buch, S. 275.



Turcarum atque Mammalucorum seu Circassorum (utroque enim nomine appellabatur) rebus et moribus, qui antea appud eos erant obscuriores, foecunditateque Aegypti soli et Nili incrementis, atque aliis talibus narrare solebat; quem quidem Danubio majorem esse, aut latiori alveo, pluribusque quam Danubium ostiis decurrere, et mari misceri, constanter negabat<sup>29)</sup>.» Hier sind also die Schicksale des Barnabas von Béla nach seiner Ausreise gen Konstantinopel mit ziemlicher Ausführlichkeit geschildert. Aus seinem früheren Leben und seiner vorherigen Tätigkeit geben uns zunächst die Anhänge zu den ungarischen Gesetzen einigen Aufschluß. Im Jahre 1504 erscheint hier ein «Barnabas Bélai» neben «Jacobus de Gerlisthye» (d. i. Jakob v. Gerlistye) als «Banus Zewriniensis» (Banus von Szörény [Gebiet der heutigen Krassó-Szörényer Gespanschaft]); im Jahre 1514 treffen wir ihn noch in gleicher Eigenschaft<sup>30)</sup>. Doch wurde Barnabas von Béla außer mit jener Botschaft an Selim I., schon früher mit ähnlichen Aufträgen betraut. So befiehlt König Wladislaus in einer lateinischen Urkunde, d. d. Buda, 15. Juni 1507, den Szeklern in Siebenbürgen, seine zwei an den Woiwoden Bogdan III., den Blinden (1504 bis 1517), von der Moldau abgeord-

<sup>29)</sup> Zur Erläuterung der hier in Rede stehenden, auf die türkische Geschichte bezüglichen Vorgänge sei folgendes bemerkt: Selim I., Jauz (der Grausame) zu benannt, gelangte, nachdem er seinen Vater Bayasid II. vom Throne gestoßen und jedenfalls auch ermorden hatte lassen, am 25. April 1512 zur Herrschaft. Unmittelbar nach seiner Thronbesteigung beseitigte er fünf Neffen sowie zwei Brüder, deren Nebenbuhlerschaft er befürchtete. Als eifriger Sunnit ließ er fast alle im osmanischen Reiche seßhaften Schiiten, etwa 40000 an der Zahl, niedermetzeln: hierdurch beschwor er einen Krieg mit dem Schah Ismail von Persien herauf, den er jedoch am 23. August 1514 bei Tschaldiran besiegte. In der Folge eroberte Selim Kurdistan und Mesopotamien, und im Jahre 1516 bemächtigte er sich Syriens. Alsdann wandte er sich im darauffolgenden Jahre nach Ägypten, das unter der Herrschaft der Mamluken stand; in der großen Schlacht, die er diesen am 22. Januar 1517 bei Ridania (nächst Kairo) lieferte, riß er auch die Oberhoheit über die Nilländer an sich. Selim kehrte dann über Palästina, Syrien und Kleinasien nach Konstantinopel zurück. Im Herbst des Jahres 1520 mußte er auf der Reise von seiner Hauptstadt nach Adrianopel im Dorfe Ogrăşköi (unweit Tschorlû, das gegenwärtig von der bulgarisch-türkischen Grenzlinie berührt wird) infolge einer plötzlichen Erkrankung Halt machen: die vier Leibärzte wußten für die immer mehr zunehmenden Geschwüre, die seinen ganzen Körper bedeckten, keine Hilfe; am 21. September 1520 gab er seinen Geist auf. (Über den Tod Selims vgl. H. F. v. Diez: Denkwürdigkeiten von Asien. Berlin 1815. 1. Band, S. 296). Daß der Sultan an der Pest gestorben sei, wie auch Istvánfi erzählt, berichtet der venetianische Botschafter Marino Sanuto aus Ofen; vgl. J. v. Hammer: Geschichte des osmanischen Reiches. II. Band (Pesth, 1828), S. 524, Anm. a.

<sup>30)</sup> Vgl. Corpus Juris Hungarici. Magyar Törvénytár 1000—1895. Milleniumi emlékkiadás. 1. Band (1000—1526), S. 690 und 740. — Vgl. übrigens auch Anton Gévay: Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte der Verhältnisse zwischen Österreich, Ungarn und der Pforte im 16. und 17. Jahrhundert. Aus Archiven und Bibliotheken. Wien 1839, wo Seite 53 der Gesandte «Berley Barlabas» genannt wird.



·BA·XANB·TBCXV·KEXXC·NYJK·APIAC·OTNPOXY·ONIKY·TRIKS·K  
 XTAPPT·XNAXPM·OKYK·ENTO·TMAKCB·KXC·PPIAH·  
 OKPT·IOA·YBMA·TNYPCF·IAOXO·OPIN·TKXC·IMEACMA·

Der richtiggestellte Text der Kerbinschrift

·BN·XTPTN·TBCXK·KE·X·XC·KYS·K·APIAC·OTNPO·XK·OMVK·MNS·V·  
 ·[c] g[e]r· ö cg á g· ti g[e]n ö t ·[f]og[e]nd ö<sup>8</sup> B[e]n · int ák[e]og· l á sz l ó · K i v á ly · ö t · K[e] v[e]t[e]t[e]t · vó nett ák[e]t·

Tausend · fünf·hundert · fünf·zehn · Jahre<sup>2</sup> im · sieben·man · dies · Ladislaw · Königs · fünf · Ge·nule · Bef · man · unter · hier

·XTAPT·XNAXPA·OVX·KENTO·T·MAK·CB·KXC·NPI·N·

·b i l a j i · B[e]a l a s · K[e]t ö ·[f]og[e]nd[e] j i k · it · v alt · n[e]m · t ö n · ca á sz áz ·

·Béla + von · Barabas · zwei · Jahre · hier · gewesen · Nichts · tat · Kaiser ·

·OKPT·IOA·YBPA·TNP·CK·IAO<sup>3</sup>·XO·NPIPN·TK·XK·IPN·ACMA·

·K[e]t[e]j i · sz[e]k[e]l · t[e]m á s · i nt a ·[n]e[t]t · sz[e]l (im tür) ö K · ca á sz á r · it[e]t · b é · sz á g · l ó v al ·

·K[e]l[e]j + von · Székely · Thomas · schrieb · von · hier · aus · Sel (im türki) solte · Kaiser · fiel · ein · hundert · Pferde + mit ·

<sup>1</sup> Kann auch **NR** **¶** geschrieben werden.

<sup>2</sup> Dieses Zeichen **Q** scheint mir «reptilis formam referens»; vgl. J. v. Sebestyén, a. a. O. S. 213.

neten Gesandten, nämlich Oswald von Korlátkő (Korlatkői Osváld) sowie Barnabas von Béla unterwegs zu unterstützen und zu verpflegen (vgl. Székely Oklevéltár [Sekler-Archiv], III. Band, 1613). Während wir also über den Führer jener aus fünf Personen bestehenden Gesandtschaft hinreichend unterrichtet sind, vermag uns die Geschichte über den noch in der Inschrift genannten Thomas Székely von Ketej, oder Kéthely, in dem wir offenbar ihren Verfasser zu erblicken haben, keinerlei Auskunft zu geben. Doch läßt sein Name und sein Heimatsort einen wenigstens für die Entstehung jenes Schriftdenkmals belangreichen Schluß zu: deutet nämlich schon der Familienname Székely auf seine Abkunft aus dem Stamme der Szekler, der, wie schon oben erwähnt, sich jener Kerbzeichen bediente, so weist die Bezeichnung Keteji (= Kéthelyi, d. i. von Kéthely) gleichfalls nach Siebenbürgen, wo heutzutage noch im Gerichtsbezirk Kékes der Gespanschaft Szolnok-Doboka ein Dorf den Namen Kéthely führt.

Umstehend gebe ich den wiederhergestellten Text der Urkunde mit Umschrift und deutscher Übersetzung. Da, wie gesagt, die Inschrift von links nach rechts zu lesen ist, sind natürlich die nichtgleichmäßigen Buchstaben umgekehrt; so erscheint sonst  $\vee$  in der Form  $\vee$ , oder  $\geq$  in der Form  $\leq$ .

Ich freue mich lebhaft, daß in der Urhandschrift der Dernschwamschen Reisebeschreibung, die nach ihrer Veröffentlichung der Wissenschaft in sprachlicher, geschichtlicher und vor allem länderkundlicher Hinsicht reiche Erträgnisse liefern dürfte, eine der ältesten, in ungarischer Kerbschrift abgefaßten Urkunden sich erhalten hat und wir dem Forschersinn des ausgezeichneten Hans Dernschwam eine hochwillkommene und wichtige Bereicherung des ohnehin spärlichen Vorrats an jenen merkwürdigen Runendenkmälern<sup>31)</sup> zu verdanken haben.

Würzburg, im Anfang April 1913.

---

## Zur Geschichte der ungarischen Altkonservativen.

Von Prof. Eduard von Wertheimer.

### II.

**D**AS Jahr 1850 hatte ohne Erfolg für die Altkonservativen geendigt. Die Denkschrift der 24 war ein Schlag ins Wasser gewesen. Schwarzenberg und Bach hielten fest an ihrem Plan, mit völliger Ignorierung der ungarischen Verfassung, den absolutesten Einheitsstaat zu begründen. Was den

<sup>31)</sup> Über ihre Herkunft habe ich mich in «Keleti Szemle» (Östliche Umschau), XIV, 1914, S. 4—19, in einer «Ein schriftgeschichtliches Rätsel» betitelten Abhandlung ausführlich verbreitet.

neuen Bau behinderte, sollte gewaltsam aus dem Wege geräumt werden. Vor allem waren es die ungarischen Altkonservativen, die Bach mit seinem Zorn und Haß verfolgte. In seinem geheimen Rundschreiben vom 12. Juli 1851 bezeichnete er sie als gefährliche Feinde der inneren Ordnung, deren «verwerflichem Treiben» nunmehr ein Ende bereitet werden müsse. Dieser vehemente Angriff des Ministers des Innern gegen Männer, die vor 1848 als treue Stützen des Thrones gegolten hatten, vermochte die Altkonservativen in ihrem Kampf gegen das herrschende System nicht zu erschüttern. Sie setzten ihre Bemühungen fort, für das niedergeworfene Ungarn dessen vormärzliche Verfassung wieder herzustellen. In diesem Bestreben fanden sie mächtige Bundesgenossen an den österreichischen Konservativen. «Die ungeschickte Art» — äußert Fürst Ludwig Windisch-Graetz, der Sohn des Marschalls, Juni 1851 in seinem Tagebuch — «in welcher die Regierung die altkonservative Partei behandelt, anstatt in ihr die königstreuen, wahren Elemente zu sehen, durch welche allmählich und um welche sich die ruhigen, staatserhaltenden Elemente gruppieren würden, wird nur bezwecken, daß endlich die kaiserliche Regierung ganz im Pfeffer sitzen wird, nämlich ihr nur die unverläßlich demokratisch-bureaukratischen Elemente zur Verfügung stehen werden<sup>1)</sup>». Gleich Fürst Ludwig Windisch-Graetz dachte auch Fürst Metternich, der fest davon überzeugt war, daß Ungarn nur aristokratisch und konservativ regiert werden könne und jeder Versuch eiserner Zentralisation scheitern müsse. Auch in der Schaffung des Reichsrates (Staatsrates) zum Zwecke der Vorberatung der Gesetze erblickten die Konservativen keine Beruhigung. Auf die erste Kunde von der Bildung einer solchen Behörde schrieb Fürst Ludwig Windisch-Graetz Januar 1851 in sein Tagebuch: «Im Innern der Monarchie gehen die Dinge täglich schlechter, und wenn der Monarch jetzt im Reichsrat Mittel sucht, um einzulenken, so ist mit den Machthabern der gegenwärtigen Regierung nicht daran zu denken, oder wäre ihr Einlenken nur ein unaufrichtiges, unwahres<sup>2)</sup>.»

Das Zentrum der Aktion, die infolge des ministeriellen Rundschreibens entstanden war, bildete Ferdinand Fürst zu Bretzenheim. Er hatte gegen die, die altkonservative Partei entehrenden Beschuldigungen Bachs und seines Organes, des Baron Angusz, dem jüngst-ernannten Präsidenten des neugeschaffenen Staatsrates, Baron Kübeck, ein Memorandum überreicht, das leider nicht zu unserer Kenntnis gelangt ist. Wenn Baron Kübeck sich auch weigerte, hier-

<sup>1)</sup> Mitteilung weiland der Fürstin Valerie Windisch-Graetz, der Gemahlin weiland des Fürsten Ludwig Windisch-Graetz.

<sup>2)</sup> Mitteilung weiland der Fürstin Valerie Windisch-Graetz.

auf eine schriftliche Antwort zu erteilen, so liegt doch von ihm eine hierauf bezügliche Äußerung vor, die eine Art Ratschlag sein sollte, wie die Altkonservativen ihr künftiges Benehmen einzurichten hätten, um ein günstiges Resultat zu erreichen<sup>3)</sup>.

Nicht nur dieses Verhalten des Präsidenten des Staatsrates, sondern auch zwei weitere Ereignisse von Wichtigkeit erfüllten die Altkonservativen mit großen Hoffnungen für eine glücklichere Zukunft.

Das eine Ereignis hat man in den Erlässen vom 20. August 1851 zu erblicken. Kübeck, der Urheber der August-Verordnungen, verfolgte damit das Ziel, daß die Übermacht der Minister gebrochen und der Monarch selbst die Regierung in die Hand nehme<sup>4)</sup>. Damit eröffnete sich für die Altkonservativen die Aussicht, ihre Angelegenheiten über den Kopf der Minister hinweg direkt vor die Person des Herrschers bringen zu können, von dem sie hierfür mehr Verständnis als von der Regierung erwarteten.

Das zweite Ereignis, das einen Bruch mit dem gegenwärtigen Regime anzudeuten schien, offenbarte sich in der Ernennung des Erzherzogs Albrecht zum Militär- und Zivilgouverneur von Ungarn und in der Abberufung des Baron Geringer.

Auf diese, in Kürze skizzierten Vorgänge beziehen sich die hier zum erstenmal veröffentlichten Briefe, aus denen einige Stellen schon von mir im ersten Bande «Graf Julius Andrássy» verwertet wurden. Die Kenntnis der Briefe selbst verdanke ich weiland der Prinzessin Valerie Windisch-Graetz aus dem in Sáros-Patak befindlichen Nachlaß ihres Gatten, des 1904 verstorbenen k. u. k. Generaltruppeninspektors Prinz Ludwig Windisch-Graetz. Diese Briefe ungarischer Altkonservativer sind durchgängig an Ferdinand Fürst zu Bretzenheim gerichtet. Fürst Bretzenheim, der in diesem zweiten Abschnitt des Ansturmes der Altkonservativen gegen Bach als deren Wortführer auftritt, entstammt einem reichsdeutschen Geschlechte. Sein Urahne war Kurfürst Karl Theodor von Pfalz-Bayern, der seiner Geliebten, der Schauspielerin Maria Josepha Seiffert, unter dem Namen Haydeck 1767 den churpfälzischen Adel verlieh. Später wurde sie mit ihrer 1768 legitimierten Tochter Karoline Josepha Philippine in den Grafenstand erhoben. 1784 verlieh ihr Kaiser Joseph II. die reichsdeutsche Grafenwürde. Die nachfolgenden männlichen Kinder des Kurfürsten mit der Seiffert erhielten den Reichsgrafenstand als Grafen von Bretzenheim und 1789 die Reichsfürstenwürde. Carl

<sup>3)</sup> Siehe den hier mitgeteilten Brief Sennyey's an Bretzenheim vom 20. September 1851.

<sup>4)</sup> Siehe hierüber Näheres bei Friedjung: «Österreich von 1848 bis 1860», I, 464 u. ff.



August Franz Joseph, der sich 1788 mit Maria Walpurga Prinzessin zu Oettingen-Spielberg vermählte, war der Vater unseres 1701 geborenen Fürsten Ferdinand zu Bretzenheim. 1831 führte er Caroline Prinzessin von Schwarzenberg zum Altare. 1855 starb er ohne Nachkommen. Im Rezeß von 1803 hatte Fürst Carl August Franz Joseph seine deutschen Güter gegen österreichische und ungarische eingetauscht, darunter Sáros-Patak und Regécz, ehemalige Besitzungen Rákóczys. Von einem dieser Güter — Regécz — nahm die fürstliche Familie Bretzenheim ihr Prädikat an. Fürst Ferdinand Bretzenheim von Regécz wurde in Sáros-Patak zur letzten Ruhe beigesetzt. Die Briefe selbst sind deutsch geschrieben. Auch in ihnen finden sich einige rätselhafte Bezeichnungen für Personen und Sachen, wie Bécsi, Schnaps, Hamis und Weinberg, die heute nicht mehr aufzulösen sind.

\*                      \*

Heinrich Graf Zichy an Fürst Bretzenheim.

Mein hochverehrter Freund!

Nikics, 2. August 1851.

Tausend Dank für Deine gütigen Mitteilungen. Es ist ein wahres Lab-sal, Männer von solchem Korn und Schrot für unsere so verkannten Grundsätze eintreten zu sehen.

Die Schritte, die Du gemacht hast, die Ausgangspunkte Deiner Eingabe sind nicht nur die einzigen richtigen, sondern ich kann nur bedauern, daß ich nicht anfangs — einer mir angeborenen Schüchternheit zur Folge — denselben Weg gegangen bin, sondern, wie Du aus meinem hier abschriftlich beiliegenden Schreiben ersiehst<sup>5)</sup>, mich an Jósika, den ich in derlei Sachen gewandter als mich halte, gewendet habe; ob mein Wunsch erfüllt wird oder nicht, weiß ich nicht, da ich gleich darauf abreisete.

Da ich am 14. k. M. hinaufkomme<sup>6)</sup>, werde ich erfahren, ob und was geschehen ist, sollten meine Freunde die Hände in den Schoß gelegt haben, so werde ich im Einvernehmen mit Felix Zichy, Paul Széchenyi, Franz Esterházy Deinen Weg folgen.

Unterdessen habe ich auch an meinen erlauchten Gönner, den Erzherzog Albrecht über die Sache im gleichen Sinne geschrieben. — — —

Abschrift des Schreibens Zichys an Jósika.

Nikics, 2. August 1851.

Ich weiß, Du brauchst meine Meinung und meinen Rat nicht, was wegen des mir gestern mitgeteilten Erlasses<sup>7)</sup> zu tun wäre, aber Du erlaubst dem Drange meines Innern, daß ich im kurzen Dir meine Ansichten eröffne.

<sup>5)</sup> Dieses Schreiben folgt weiter unten,

<sup>6)</sup> Nach Wien.

<sup>7)</sup> Bachs Rundschreiben vom 12. Juli 1851.

Der Erlaß enthält eine Masse grober Anschuldigungen, Verläumdungen u. frecher Lügen. In einem «constitutionellen Staate» eine Partei annihilieren zu wollen, ist unglaublich, unerhört aber ein im Namen des Monarchen erlassener Bann gegen jene, die in jedem politischen Auftreten für die Monarchie und Dynastie Gut und Blut einsetzten.

Die uns gemachten Beschuldigungen schlechtweg zu ignorieren, wäre nicht im Interesse der Grundsätze, die wir verfechten, wäre mit dem Charakter einzelner und aller, die das unsichtbare Band der Meinungsgleichheit umschlingt, unvereinbar. Unsere Feinde müßten uns für feige, für schuldbewußt halten, wenn wir schwiegen, — jene, deren Augen auf uns gerichtet sind und deren heiliges Interesse wir durch unsere soziale Stellung zu wahren berufen sind, müßten an die Unlauterkeit unserer Grundsätze, an die Unredlichkeit unserer Absichten glauben, wenn wir die Beschuldigungen unbeantwortet hinnehmen, und dies alles um so eher, da man vielleicht absichtlich dieses Papier in unsere Hände gespielt hat, um dann aus unserer Handlungsweise eine neue Waffe gegen uns zu schmieden.

Wenn man nun dagegen auftreten soll, ist dies durch Broschüren oder Leitartikel zu geschehen? Ich glaube nein, — wir sind an dem empfindlichsten Teil unserer Ehre angegriffen, man hat uns, sagen wir es geradeaus, hochverräterische Tendenzen in die Schuhe geschoben, man verdächtigt uns, bewirft uns mit Kot und stellt uns gleich Dieben und Mördern unter polizeiliche Aufsicht!! Dies kann in keinem Buchhandlungsverlage oder Zeitungsredaktion ausgeglichen werden.

Da ich von der Gerechtigkeitsliebe und dem chevaleresquen Sinn unseres allergnädigsten Herrn die sicherste Gewißheit habe, daß er es nicht duldet, daß mit dem Mißbrauch seines Namens Leute, die seit Jahrzehnten für das Wohl seines Hauses die Lanze einlegten, von wem immer, selbst von seinen Regierungsorganen straflos gebrandmarkt werden, so geht meine Meinung dahin, daß einige, deren Praecedenzen es erlauben, sich mit dem Ehrennamen Altkonservativ schmücken zu dürfen, in einem kurzen bündigen Rekurs S<sup>e</sup> Majestät untertänigst bitten, die in dem uns anonymerweise zugekommenen Erlaß im allgemeinen gemachten Anschuldigungen strengstens untersuchen, auf spezielle Fälle reduzieren, die allenfalls gegen die Einheit der Monarchie und gegen die Dynastie schuldig Befundenen strafen, sodann aber die, wie es der Erlaß zu nennen beliebt, Partei der Altkonservativen öffentlich rechtfertigen und die Verläumder zur strengen Rechtfertigung ziehen zu lassen.

Dies ist meine unmaßgebliche Meinung, denn nur so kann dort die Ehrenerklärung kommen, wo sie uns abgeschnitten wurde.

Verzeih, daß ich Dir ein Stündchen Deiner kostbaren Zeit raubte, aber es gehörte zu meiner Ruhe, mich hierüber auszusprechen.

Lebe wohl, und sei überzeugt, daß ich mich immer bestreben werde, unseren nun darniederliegenden Grundsätzen Geltung zu verschaffen. Nec ferro nec auro.

Baron Paul Sennyey an Bretzenheim.

Mein verehrtester Fürst!

Wien, 7. September 1851.

Ihrer gütigen Aufforderung folgend, bin ich so frei, Ihnen meine Beobachtungen über die hiesigen Zustände, namentlich über die a. h. Ent-

schließungen vom 20. August l. J. mitzuteilen. An und für sich sind die direkten praktischen Folgen derselben viel zu wenig praecisiert, als daß man sie schon als ein abgeschlossenes, für sich bestehendes Faktum betrachten könnte. Als Grundstein aber zu einer prinzipiellen Maßregel, die erst kommen oder entstehen soll, enthalten die a. h. Handbillette vieles, das zu bessern Hoffnungen berechtigt. Das monarchische Prinzip ist unstreitig zur größeren Geltung gebracht, indem die Omnipotenz des Ministeriums, gestützt auf die imaginäre Verantwortlichkeit, zu gunsten der souveränen Macht des Kaisers aufhört. Ebenso dürften die Konservativen mehr Vertretung und Befriedigung darin finden, daß der Reichsrat, der nicht nur vermöge der Exigenzen seiner Stellung, sondern auch wegen den Individuen, aus denen er besteht, ein vorwiegend konservativer Faktor im Staatskörper ist, eine entschiedene, einflußreiche Position erhalten hat, ja selbst bei der Entstehung der a. h. Erlässe den Ausschlag gegeben haben mag. Und endlich können diejenigen, die die oktroyierte Charte vom 4. März nie für mehr als einen Übergang zu festeren, konstanteren Verhältnissen hielten und deswegen in den Chor der unbedingten Bewunderung, den man fast als Kryterion der Loyalität forderte, nicht mit einstimmen mochten, eine kleine Genugtuung wegen der Suspendierung derselben verspüren. Es scheint gewiß, daß seit dem 20. v. M. eine andre Richtung und andre Einflüsse bei der Entscheidung der höchsten Entschließungen die Oberhand erhielten. Das Ministerium wird zwar bleiben, aber entweder müssen mit der Zeit die Personen vor den Tatsachen weichen, oder sie werden von den Konsequenzen derselben absorbiert. Wenn ich also besseren Hoffnungen Raum gebe, so will ich nicht zu früh in die Jubelposaune stoßen; ich sehe für jetzt nur den Keim des Besserwerdens und vertraue in die Zukunft, daß der Kern gute Früchte trägt.

Nach meiner Ansicht knüpft sich jetzt unsre Politik an ganz veränderte Bedingungen. Wir haben es von nun an mit der Person des Monarchen zu tun, und die wesentlichste, wenn auch nicht die leichteste Aufgabe ist jetzt — Vertrauen zu fassen und Vertrauen zu erwerben. Die Einflüsse, die der Gegenwart bittere Eindrücke einprägen, sind zwar nicht ganz vernichtet; aber ich glaube, daß die neueren Faktoren wesentlich dadurch gestärkt würden, wenn sich die Konservativen um dieselben scharen und sie tunlichst unterstützen würden. Ich glaube, wir hätten eine gute Gelegenheit, unsere Gegner Lügen zu strafen. Die Konservativen dürfen die in-dependente Stellung, die in der Denkschrift der 24 ihren Ausdruck gefunden, nicht so bald aufgeben. Da aber eben ein Teil des Inhaltes dieser Denkschrift durch die persönliche Machtausübung des Souveräns erledigt ist, so werden sie keinen Widerspruch begehen, wenn sie dafür ihren Dank und ihre Beruhigung aussprechen.

Es wurde diese Ansicht von vielen höchst achtbaren und ansehnlichen Seiten, selbst mit dem Nachdruck einer entschiedenen Aufmunterung hiezu, geäußert, und ich glaubte Ihnen, verehrtester Fürst, hievon Erwähnung machen zu sollen. Es wird auf die günstige Tendenz hingedeutet, die sich in der höheren politischen Stimmung für uns äußert und die darin ihre Bestätigung findet, daß die a. h. Entschließungen in Ungarn allenthalben gut aufgenommen wurden, was mit der entgegengesetzten Auffassung der hiesigen Bevölkerung, namentlich der Beamtenklasse, einen schneidenden Kontrast bildet. Man glaubt, daß in diesem Moment vielseitige Chancen für die Rehabilitierung der ungarischen Politik liegen.



Wenn nun unter Vorerwähntem eine Manifestation, ähnlich der Denkschrift der 24 Konservativen, gemeint ist, so muß ich nur bedauern, daß mir diese schriftliche Mitteilung nicht ganz dazu geeignet scheint, meine diesfällige Meinung umständlich auszusprechen. Ich halte es aber für hinreichend, auf die formellen Schwierigkeiten hinzuweisen, die uns durch die weite Entfernung so vieler bedeutender Meinungsgegnossen entsteht. Ich glaube aber nicht unbescheiden zu sein, wenn ich Sie, mein verehrter Fürst, an das Projekt erinnere, das Sie uns in Patak<sup>8)</sup> zu äußern die Güte hatten! Ein Brief, natürlich geänderten Inhalts, — die alten Motive werden von den neuen Ereignissen ohnehin verdrängt, ich möchte sagen, desavouiert, — würde die beste Wirkung haben. Es ist eine fernere Frage, ob diese Zuschrift von einigen in der obern Gegend anwesenden Konservativen nicht unterfertigt werden könnte. Ihre Einsicht wird die taktvollste Lösung treffen; ich würde mich glücklich schätzen, wenn Sie mir Ihre Willensmeinung hierüber mitteilen wollten. — —

Karl Freiherr v. Kübeck an Bretzenheim.

Wien, 8. September 1851.

Durchlauchtigster Fürst!

Mit der verehrten Zuschrift vom 31. v. M.<sup>9)</sup> war es Ew. Durchlaucht gefällig, mir die Ansichten Hochderselben über die sogenannte altkonservative Partei in Ungarn und die Stellung Ew. Durchlaucht zu derselben mit Hinweisung auf ein in öffentlichen Blättern abgedrucktes angebliches amtliches Rundschreiben<sup>10)</sup> über diese Partei zu eröffnen.

Meine amtliche Stellung erlaubt mir nicht, das verehrte Schreiben Ew. Durchlaucht zum Ausgangspunkt einer Verhandlung zu machen, und ich vermag nur dasselbe im Originale Sr. Majestät dem Kaiser zur allerhöchsten Einsicht zu unterbreiten. — — —

Graf Franz Zichy an Bretzenheim.

Hietzing, 16. September 1851.

[Einverständnis Zichys mit den von Fürst Bretzenheim in seinem Memoire niedergelegten Gesinnungen.]

Daß diese Gesinnungen im Jahre 1848 den Gegenstand des Verdachtes und der Anfeindung bildeten, das schien sehr begreiflich, daß dieses aber auch im Jahre 1851 der Fall sein könnte, würde wirklich niemand für möglich gehalten haben. Wenn ich über den Erlaß vom 12. Juli, den der berühmte Augusz zum besten gab, urteilen soll, so halte ich die ganze Sache für den Angriff der Drohne, die sehr viel Lärm macht, aber nicht stechen kann; wenn man den 12. Juli mit dem 20. oder, besser gesagt, dem 26. August vergleicht, so dürfte schon manchem dieser Herren im Monat Juli es im Geiste vorgegangen sein, daß ein 20. August im Anzug sei, und darum wollten sie vornehmlich noch, so lange es ging, von dem

<sup>8)</sup> Sáros-Patak, Besitz des Fürsten Bretzenheim.

<sup>9)</sup> Liegt nicht vor.

<sup>10)</sup> Bachs Rundschreiben vom 12. Juli 1851.



letzten Schimmer ihrer Machtvollkommenheit Gebrauch machen. Nun, Gott Lob, diese Zeit scheint vorüber zu sein, und wir sind in der Lage, nun kennen zu lernen, was diese unglückselige Märzverfassung war.

Allerdings das Rundschreiben Sr. Durchlaucht des Ministerpräsidenten an die fremden Mächte erregt allgemeine Bewunderung und wird als ein seltenes Aktenstück in der Geschichte seinen Platz einnehmen. Ein so scharfes Urteil hätte man sich wohl vor 6 Wochen noch nicht erlauben können, wenn man es jedoch für gut findet, ein solches Urteil selbst zu fällen, nun widersprechen werden wir gewiß nicht.

Ich würde Dir sehr gerne recht viel Interessantes mitteilen, da es an Stoff hiezu nicht fehlt, doch Du weißt, daß unsere Briefe geöffnet werden, und enthalten sie zu viel Interessantes, so gelangen sie nicht einmal an Ort und Stelle, weil sie zum Materiale der vielen Berichte dienen müssen. Nun, da wir keine Lust Beide verspüren, Herrn Protmann<sup>11)</sup> in Pest oder Herrn X. in der Wipplingerstraße zu amüsieren, so beschränke ich mich auf Gegenstände, die sich mitteilen lassen. — — —

Als noch nicht verbürgte Neuigkeit teilt man sich mit, daß der Erzherzog Albrecht nach Ungarn als Zivil- und Militär-Gouverneur kommen soll. Den Fürsten Windisch-Graetz sprach ich auf seiner Durchreise, er klagte über den unter den Beamten in Ungarn herrschenden kommunistischen Geist und über ihre kommunistischen Tendenzen. Alles, was ich gegenwärtig im schriftlichen Wege sagen kann, ist, daß der 20. August für das Land und Monarchie ein sehr großes Glück gewesen ist, und daß man gegenwärtig nur noch etwas Geduld haben muß, das Übrige usw. usw. Die Ernennung des Erzherzogs Albrecht ist mittlerweile, als ich diesen Brief schrieb, offiziell bekannt geworden. Nun handelt es sich darum, wer in Zivilangelegenheiten an seine Seite kommt. Nun ist doch zu hoffen, daß dieser so allgemein verachtete Geringer am Ziele seiner Wünsche ist. — —

Graf Georg Andrassy an Bretzenheim.

Hosszúrét, 16. September 1851.

Verehrter Freund!

Deine Depesche vom 5t. d. M. (vor Tagen erhalten) überraschte mich doppelt angenehm, einmal als ein wertcs Zeichen, daß Du meiner manchmal gedenkst, — ferner: an und für sich als energische Manifestation edlen Unwillens über ein Verfahren, welches unwillkürlich an Vandalismus erinnert. Mit vielem Danke also, aber nur sehr ungern schließe ich das mir Mitgeteilte hier bei, wozu ich mich wohl ungesäumt entschließen muß, um die 22<sup>er</sup> dieses Aktenstück dezidierten Wertes nicht lange entbehren zu lassen, welches, ich bin es überzeugt, ihnen eben so wie mir einen hohen Genuß bereiten wird.

Du siehst also schon hieraus, daß ich mit Dir auch hierin vollkommen übereinstimme und mit großer Begehrlichkeit das jedenfalls höchst interessante Resultat gewärtige; denn das bewußte Intimat, mittelst welchem die sogenannten Altkonservativen der neu destruktiven Bureaukratie unvorsichtig genug preisgegeben werden, hat auch mich aus meinem mir

---

<sup>11)</sup> Hofrat Protmann, Direktor der Pester Polizei.

selbst auferlegten Gleichmut emporgerüttelt, obschon mir, ich muß es Dir sagen, an dieser — gewiß vielfach verkannten sogenannten altkonservativen Partei manches nicht gefällt. Mehrere derselben beobachten ein Benehmen, welches ich nicht für zweckmäßig, ja — nach den Erlebnissen jüngst vergangener Zeiten — nicht einmal für erlaubt halte. Ich hörte von anderen, nicht weniger hervorragenden Individuen derselben Sätze aufstellen und verteidigen, die meinen innersten Gefühlen widerstreben: wie z. B. Mir geht der Ungar vor dem Menschen!?? —

Es ist übrigens tröstlich, wenn man bedenkt, daß seit jener Zeit, als der Bannstrahl, und zwar unter der Firma eines höchst abgestumpften Werkzeuges der Regierung, offenkundig wurde, durch die kaiserlichen Handschreiben alles — also vielleicht auch die hervorragenden Ecken der Altkonservativen — eine andere Form annimmt. Es fällt also auch obige Regierungsmanifestation destruktiven Bestrebens in eine bereits überstandene Zeitperiode hinein. In einem würdigen Gegenstück, welches in das innere Räderwerk und Getriebe vielleicht einen noch tieferen Blick gestattet, gab ich, wie es scheint, die Veranlassung, nämlich zur Auflösung des ökonomischen Vereines, welcher hauptsächlich aus dem unverholten ausgesprochenen Grund erfolgte: weil sich der Verein erkühnt hat, betreffs der Regal- und Commassational-Prozesse mit Umgehung der Regierungsgewalten direkt an S<sup>e</sup> Majestät bittlich zu werden.

Nachdem ich es war, der dies mit allgemeiner Zustimmung des Vereines in öffentlicher und genehmigter Sitzung in Vorschlag brachte, so versteht es sich wohl von selbst, daß ich unter obigen Umständen an dem provisorisch ernannten Ausschuß, der die Vereinsgeschäfte leiten soll, nicht den geringsten Anteil nehmen kann. — —

Graf Emil Dessewffy an Bretzenheim.

Szent-Mihály, 20. September 1851.

— — Die vielen Sorgen<sup>12)</sup>, die mich drücken, absorbieren mich ganz und gar, und meine Ideen beschäftigen sich nun mit der Politik beinahe gar nicht mehr. Darum ist auch das famose Zirkular<sup>13)</sup> beinahe spurlos an mir vorüber [gegangen]. Den beiliegenden Brief habe ich dennoch mit dem regsten Interesse und mit Dank gelesen. Er ist sehr gut, sehr würdig und sehr zeitgemäß. Wir alle sind Ihnen, Fürst, dafür zu lebhaftem Danke verpflichtet. Den 20. August verstehe ich, wie ich offen gestehen muß, noch immer nicht und erwarte einen tatsächlichen Kommentar. Durch diesen Akt allein sind in mir noch keine Hoffnungen rege gemacht worden. Ich halte überhaupt die Sachen für so verpfuscht, daß sie kaum zu redressieren sind. Gott gebe nur, daß ich mich täusche. — —

Szentiványi an Bretzenheim.

26. September (1851).

Ich habe absichtlich einige Tage vorüber gehen lassen, um infolge nächster Erfahrungen und Erlebnisse mir selbst die Lage der Dinge faß-

<sup>12)</sup> Bezieht sich auf ökonomische Sorgen infolge sehr schlechten Wetters.

<sup>13)</sup> Geheimes Rundschreiben Bachs vom 12. Juli 1851.

licher konstatieren zu können. Ich will nun versuchen, eine Skizze meiner Abstraktionen zu entwerfen.

Es ist Etwas, das ich kaum näher angeben könnte, was aber auf mich einen Eindruck machte, als sollte hier überhaupt vieles geändert werden, nach oben sowohl als unten, ohne daß man darauf denkt, was speziell das zu Verordnende sei. Inzwischen jedoch geht die Konfusion fort. Fragt man z. B., was soll es bedeuten, daß nun die Benennung der Kronländer in den a. h. Erlässen Sr Majestät des Kaisers nicht vorkommt, sondern Ungarn als Königreich, Siebenbürgen als Großfürstentum bezeichnet erscheint, aus den ministeriellen Bureaus im Gegenteil noch immer die Kronländer herauskommen, so staunt jeder und fragt, statt zu antworten. Schwarzenberg und Bach sprechen hinsichtlich Ungarns von gewaltsamen Reformen, und Geringer fährt fort, oder besser gesagt, fängt an, Dinge zu berühren, die ganz bequem hätten liegen bleiben können. Z. B. er organisiert die Gemeinden, und die ministeriellen Blätter predigen eine vollkommene Umgestaltung der Gemeindeordnung als unerläßlich notwendige und bevorstehende.

Auf die Ankunft des Fürsten Metternich wird das Publikum in den ministeriellen Journalen in einer Deutung aufmerksam gemacht, als sollte diese gar keine politische Konsequenzen nach sich ziehen, und andererseits ist es gewiß, daß gestern Minister Bach über eine Stunde dem Fürsten seine politischen Ansichten auseinandergesetzt hat. Hierüber äußerte sich der Fürst folgendermaßen: «Es tritt ein Mann herein, den ich nie gesehen, und sagt, er sei der Minister Bach, worauf ich ihm erwiderte: „Wohlan, wollen Sie sich nicht niedersetzen?“» Übrigens glaubt der Fürst denen Konservativen raten zu sollen, sich der Regierung anzuschließen. In der Hinsicht entsteht manches Bedenken, nicht so sehr wegen des Anschlusses als überhaupt über ein Ding, ob nämlich es Herrn von Hamis<sup>14)</sup> et Compagnie nicht gelingen wird, den Fürsten ganz für sich zu gewinnen, indem leider niemand da ist, der ihn aufklären könnte über manches, was ihm fremd sein muß. Feri Zichy kömmt erst in 14 Tagen, Kandur mit Ende Oktober, zum Glück ist die Ankunft Apponyis<sup>15)</sup> und Kulmers<sup>16)</sup> für morgen annonciert. Die Ernennung des Fürsten Windisch-Graetz zum Gouverneur von Böhmen, wenn solche überhaupt bereits erfolgt ist, macht die ganze Welt konfus, angenommen (sic) die Praecedentien gegenüber der neuen Stellung. Sonderbar ist es, daß diese Ernennung durch das Militär als *fait accompli* dahingestellt wird, die Zivil-Autoritäten staunen darüber und die Wiener Zeitung schweigt dazu. Einige bringen dies Ereignis, sofern es sich bestätigen sollte, mit der gänzlichen Niederlage des Mini-

---

<sup>14)</sup> Unbekannt, wer damit gemeint ist. Ich will hier sofort erwähnen, daß ich vom Pariser Universitätsprofessor Dr. Louis Eisenmann, dem bekannten Verfasser des «*Le compromis austro-hongrois*», aufmerksam gemacht wurde, es sei unter dem im ersten Artikel S. 745 erwähnten »Alten vom Berge« wahrscheinlich Fürst Metternich zu verstehen. Was Eisenmann zur Begründung seiner Vermutung anführt, scheint stichhaltig zu sein. Berg dürfte die Abkürzung von Johannisberg sein. 1850 weilte Metternich in Brüssel, und so ist die Stelle S. 753 zu deuten.

<sup>15)</sup> Graf Georg Apponyi.

<sup>16)</sup> Baron Kulmer, Minister ohne Portefeuille.



steriums, andere, was ich jedoch unmöglich glauben kann, mit einer von dem Fürsten erlangten Verständigung?! [in Verbindung.]

Dieser Tage suchte ich den Ministerpräsidenten (Felix Schwarzenberg), eben die Zeit, wo er zum Fürsten Metternich ausgefahren war. Bécsi scheint unendlich beschäftigt zu sein und sagte mir selbst, bis Sonntag vieles leisten zu müssen. Ich will daraus nur die Folge ziehen, als dürften wir sogleich nach der Ankunft Sr Majestät manche gewichtige Dinge gewärtigen. Gott gebe, daß das, was kommen wird, zum Frommen des monarchischen Prinzips und somit des allgemeinen Wohls führen soll. — —

Nach Jahren hat dieser Tage Fürst Felix (Schwarzenberg) den Fürsten Esterházy angesprochen; um seine Ansichten mit der Versicherung über Ungarn gefragt, es müßte dort manches anders werden, worauf ihm Esterházy bemerkte, und zwar sehr richtig: «es hängt für den ersten Augenblick alles von dem Individuum ab, das dem Erzherzog Albrecht beigegeben wird.» Fürst Felix fragte nicht weiter. — —

Baron Paul Sennyey an Bretzenheim.

Verehrtester Fürst!

20. September 1851.

Die Gefälligkeit des Hofrates Szögyény<sup>17)</sup> bietet mir die Gelegenheit, Ihnen sicher und ohne Rückhalt schreiben zu können. Ihre Eingabe an Reichsrats-Präsidenten (Baron Kübeck) hat sowohl bei ihm als auch bei den Meinungsgenossen, mit denen ich darüber gesprochen habe, den günstigsten Eindruck gemacht. Baron Kübeck hat sich bei wiederholten Gelegenheiten darüber geäußert und zugleich den Wunsch ausgedrückt, daß Ihr Schritt zahlreiche Nachahmer finde. Wir gaben uns viele Mühe, seine Meinung ganz praecis und genau zu erfahren und diese besteht in folgendem: Die Berichte über die Agitationen der Altkonservativen dauern noch fort, was aber natürlich ist, weil diese Insinuationen von jenen Organen ausgehen, die das bekannte Circulare veranlaßt haben; die gereizte Stimmung gegen uns ist aber a. h. Ortes «erschüttert». Der 20. August und die Ernennung des Erzherzogs Albrecht bilden ein neues Incidens, das uns als Manifestation von Oben und als Fingerzeig für unsre fernerer Schritte zu gelten hat. Er fühlt sich nicht in der Lage, uns Ratschläge zu erteilen, er glaube aber, daß, wenn viele unserer Meinungsgenossen denselben Schritt tun würden, den Sie durch Ihre Eingabe so treffend gefunden haben, dies die besten Folgen haben müßte. Diese Erklärungen sollten direkte an Sr Majestät gerichtet sein im Wege des Kabinetts, sie müßten individuell geschehen, da kollektive Unterschriften den Schein einer Parteimanifestation hätten, der in den jetzigen Verhältnissen ganz besonders zu evitieren wäre; und endlich wäre es wünschenswert, daß auch andre, nicht nur die Unterzeichner der Denkschrift, ähnliche Erklärungen abgegeben würden. Dabei appuyierte er am meisten darauf, daß man sich gegen jede Parteilichkeit verwahren würde, da man nicht Parteigesinnungen, sondern nur die identischen Gefühle und vieler Meinungsgenossen, ja des größten Theiles des Landes äußern wolle. Der

<sup>17)</sup> Ladislaus von Szögyény-Marich, der nachmalige Hofkanzler.



Inhalt wäre demnach 1. Verwahrung gegen die Existenz einer Partei, 2. der Wunsch, die Gelegenheit zur Rechtfertigung zu erlangen, 3. die Versicherung der Treue und Loyalität, die man bei jeder Gelegenheit auch tatsächlich zu bewähren wünsche. Dieser letzte Punkt führte zu dem Bedenken, ob man dadurch bei den jetzigen Konjunkturen und Erwartungen nicht einen indirekten Antrag einschließen würde, der dem Anbot von dienstlichen Verhältnissen gleich käme? Baron Kübeck beruhigte uns aber dadurch, daß er diese Deutung entschieden widerriet und nur jene Formulierung anempfahl, die sich lediglich auf die Gefühle der Untertanentreue und Loyalität beschränkt. Diese Erörterungen dauerten bis heute, und ich konnte, ohne die günstige Gelegenheit zu versäumen, die ferneren Entschlüsse, die unsre hiesigen Freunde zu fassen gesonnen sind, nicht abwarten. Ich bin nur in der Lage, Ihnen in deren Namen den wärmsten Dank zu bezeugen für den Schritt im allgemeinen, den Sie unternommen, und für die Beweise des Vertrauens und der Solidität, die Sie an diesen Schritt geknüpft haben. Zugleich nehme ich mir die Freiheit, Sie zu ersuchen, von diesen Ansichten Emil Dessewffy zu verständigen. Sie werden mir vergeben, wenn ich der größeren Vorsicht wegen, Ihnen diese Ungelegenheit mache. Es wäre auch sehr wünschenswert, wenn die übrigen Meinungsgenossen, die sich in der obern Gegend aufhalten, die gleiche Richtung einhalten würden, namentlich wurde vielseitig der Wunsch geäußert, daß Zsedényi von diesen Kombinationen in Kenntnis gesetzt würde. Wenn Sie die Gnade hätten, ihn zu sich zu zitieren, so würden Sie diesen Herrn einen großen Gefallen tun. Endlich füge ich noch meinesteils die Bitte hinzu, mir auf geeignetem Wege die Meinung Emils und der übrigen Herren gütigst zukommen zu lassen.

Die Idee einer Dank-Adresse, die uns in jüngster Zeit viel beschäftigte, fände auch in Obigem ihre Erledigung. Ich fand es gewagt, in meinem neulichen Briefe meine Bedenken dagegen der Post anzuvertrauen, um so mehr, da ich durch die sehr dringende Empfehlung des Fürsten Windisch-Graetz, der sehr für diesen Schritt war, in meiner Meinung fast wankend wurde. Baron Kübeck äußerte sich aber ganz entschieden gegen jede kollektive Parteidemonstration, mag sie dankend oder bekrittelnd sein, und ich glaube, daß diese Meinung von den meisten unsrer Freunde geteilt werde.

Einen großen Moment bildet bei diesen Erörterungen die Ernennung des Erzherzogs, die auch in unsrer individuellen Stellung gegenüber den Regierungsorganen in Ungarn eine Änderung hervorbringen dürfte. Ob sich die vielen Hoffnungen, die diese Ernennung geweckt haben, alle oder wenigstens zum Teil bestätigen werden, hängt erst von den ferneren Maßregeln, namentlich von der Ernennung jener Persönlichkeiten ab, die dem Herrn beigegeben werden; würde z. B. Geringer seine Funktionen unter dieser erhabenen Firma fortsetzen, so würde man die letzte Karte mit Verlust ausgespielt haben. Man läßt eine Hoffnung durchschimmern, daß dem abgeholfen werden soll, und tröstet die ungeduldig Harrenden auf die Rückkehr des Kaisers. So viel ist gewiß, daß wir den Zeitpunkt benützen müssen, um unsre dynastischen Gefühle zur Schau zu tragen, indem wir in unserm persönlichen Rapport dem Erzherzog sehr viel Empressement und eine besondere Achtung und Huldigung bezeigen. Der Moment seines Erscheinens im Lande wäre dazu die beste Gelegenheit, und es wurde viel-

seitig besprochen und «angeraten», daß zu jener Zeit viele von den gewichtigeren Männern in Pest erscheinen würden, um den Empfang des erzherzoglichen Gouverneurs zu verherrlichen und die dynastischen Gefühle des Landes zu heben. Ich behalte mir vor, Ihnen hierüber, wenn die Meinungen mehr konsolidiert und geläutert sein werden, ausführlicher zu schreiben; jetzt füge ich nur noch hinzu, daß ich die kleine Mühe mit den 13 Abschriften sehr gerne übernehme und Ihnen bei jeder Gelegenheit mit dem größten Vergnügen zu Diensten stehe. — — —

Johann Graf Barkóczy an Bretzenheim.

Taverne, 23. September 1851.

— — Für die freundliche Mitteilung Deiner Eingabe an den Reichrats-Präsidenten bin ich Dir sehr dankbar. Feri Zichy, der mir vorgestern schrieb, trug mir eigens auf, Dir nebst vielen herzlichen Grüßen die Versicherung in seinem Namen zu geben, daß Dein Brief und der treffende Inhalt an bewußtem Orte einen vortrefflichen Eindruck gemacht hat. Selber kam auch zum passendsten Momente an, und es ist nicht anders möglich, als daß die freie und dezidierte Sprache, die man bei dem eingeführten bureaukratischen und demokratischen Servilismus nicht gewohnt ist, die volle Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Die zwei bedeutenden neuesten Ereignisse — die Handbilletts vom 20. August und die Ernennung von Erzherzog Albrecht — geben allerdings Gewähr, daß das Aufgeben unhaltbarer Grundsätze bald einen höchst wünschenswerten Wechsel der Personen nach sich ziehen werde. Daß dies nicht gar so plötzlich geschieht, ist wohl zu preisen. Wenn nur der rechte Zeitpunkt nicht gar zu sehr hinausgeschoben wird. Die Macht ist süß und gibt dem Magen eine große Verdauungskraft. Zsedényi hat in seinem, übrigens excellenten Artikel ein bißchen gar zu früh gejubelt. Ich fürchte, wir werden noch manche Wespenstiche ertragen müssen, bis die hohen Herren ihre Nester verlassen.

Wirklich empörend dumm und unverschämt ist das Rundschreiben von Augusz, doch haben wir selbst den herrlichen Artikel der Kreuzzeitung vom 21. August zu verdanken, der gewiß das seinige zu dem weiteren, was geschehen ist und was in der nächsten Zukunft noch geschehen wird, mächtig beigetragen hat. Bei der Ernennung des neuen Militär- und Zivil-Gouverneurs bietet die bisher erwiesene Energie und Charakterstärke eine Gewähr für die Zukunft. Popularitätssucht, kleinliche Eitelkeit, das Zurschauftragen der Sympathien für den Plebs, überhaupt das plebejische Kokettieren à la Onkel Johann<sup>18)</sup> ist, dem Himmel sei Dank, ihm (Erzherzog Albrecht) fremd. Er scheint ein ruhiger, besonnener Herr von festem Willen und aristokratischem Naturell, és ez kell nekünk!!<sup>19)</sup> — —

Graf Emil Dessewffy an Bretzenheim.

Szent-Mihály, 26. September 1851.

— — Leider wird mir kaum sobald eine Gelegenheit sich darbieten, mit irgendeinem Meinungsgenossen zusammenzukommen, um von den

<sup>18)</sup> Erzherzog Johann.

<sup>19)</sup> Deutsch: und das brauchen wir.

mancherlei tröstlichen Nachrichten, die mir von Ihnen wurden, Gebrauch machen zu können. Derlei aber durch die Post besorgen zu lassen, ist dermalen eine mißliche Sache. Für Sie wird es wohl leichter sein, unter anderen auch Szirmay und Barkóczy, sowie z. B. Gyula D. in Kaschau Mitteilungen zu machen. Wäre nicht vielleicht auch Klobusitzky zu bewegen? Wilhelm van der Math? Emanuel Péchy? Andreas Kazinczy? Alle diese Herren sind loyale Leute, haben sich in den Wirren korrekt benommen, und die Schmähungen des Zirkulars von Augusz<sup>20)</sup>, welche ostensibel gegen sogenannte Altkonservative, aber in der Wirklichkeit gegen alle Konservative gerichtet waren, die mit der Ministerial-Politik nicht einverstanden sind, haben diesen Herren ebenso gegolten. Und sind denn diese Herren nicht auch Konservative?

Nach dem Wiener Briefe, den Sie mir mitteilen und der von einem gut-unterrichteten Korrespondenten zu sein scheint, bleibt mir kein Zweifel, daß es unter den jetzigen Zuständen angezeigt ist, das Zirkulandum des Augusz nicht auf sich beruhen zu lassen. Mit der Richtung, die der Korrespondent andeutet, bin ich ganz einverstanden und werde in derselben vorgehen. Meine Eingabe wird direkt an Seine Majestät gerichtet sein. Ich sende sie an Baron Kübeck. Ich sende es durch die Post erga Recepis. Ich zweifle nicht, daß sie an ihre Adresse gelangen wird. Daß man die Idee einer Dankadresse fallen ließ, war sehr zweckmäßig. Ich bin ganz damit einverstanden, daß keine Kollektiv-Demonstrationen irgendeiner Art stattfinden sollen.

Was die neueste Wendung anbelangt, so ist meine Meinung die alte. Ich erwarte noch immer den tatsächlichen Kommentar. Die Ernennung des Erzherzogs Albrecht begrüße ich objektiv und mit Rücksicht auf seine Persönlichkeit, die in jeder Beziehung eine sehr tüchtige und treffliche sein soll, die sich insbesondere durch Charakterstärke distinguirt, als ein weiteres Zeichen zum Bessern. Allein damit ist's nicht getan. Ein Wechsel der Personen allein wird die Sachen nicht erheblich bessern. Bis die falsche Auffassung der ungarischen Verhältnisse nicht aufhört, bis man nicht einsieht, daß mit mechanisch-bureaukratischen Formalitäten und hohlen Phrasen, so tief verworrene und verpfuschte Zustände wie die österreichisch-ungarischen, nicht zu ordnen sind, erhoffe ich nichts Wesentliches. Auch ich erhoffe alles nur vom Durchbruche der Wahrheit. Gerade deshalb ist aber, nach meiner individuellen Ansicht, für einen jeden Konservativen eine Haltung angezeigt, die andeutet, daß man von der obigen Wahrheit durchdrungen ist. Dies kann unbeschadet der Ehrfurcht geschehen, welche jeder Konservative dem Erzherzog-Gouverneur gegenüber zu betätigen, allerdings sich beeilen wird. Ich selbst werde nicht ermangeln, Se k. k. Hoheit im November bei meiner Durchreise nach Preßburg meine Verehrung zu Füßen zu legen. Leider lassen es meine Geschäfte nicht zu, dies früher zu tun. Leider sind die Schläge, die uns die Revolution schlug, so, daß sie uns oft hindern, für die gute Sache das und damals zu tun, was und als es am Besten wäre. Auch ich bin sehr neugierig zu erfahren, wer als Adlatus des Erzherzogs kommt. Marczl hörte in Pest von Laczi Szögyény sprechen. Es wird viel von den Impressionen abhängen, die der Erzherzog hier erhalten

<sup>20)</sup> Baron Augusz dürfte auf Grundlage des Bachschen Erlasses vom 12. Juli ein eigenes Circulandum erlassen haben.



wird. Daher ist hauptsächlich zu wünschen, daß ihm die wahre Gesinnung des Landes bekannt werde. Es wäre vom Übel, wenn er glaubte, daß durch seine Ernennung allein, dem was ehrlich meinende Leute wünschen und hoffen, schon ein Genüge geschehen ist. Darum bin ich gar nicht für lärmende Empfangsdemonstrationen. Es schadet gar nichts, wenn man es in Wien merkt, daß Mehr, Größeres und Wesentlicheres geschehen muß, um die honnetten Leute des Landes wieder dazu zu bewegen, daß sie sich der öffentlichen Angelegenheiten annehmen. Niemand wird eklatante Maßregeln, mit einer gewissen Ostentation ergriffen und als Konzessionen erscheinend, verlangen. Diese Methode schwächt die oberste Autorität im Staate. Allein kein Konservativer sollte es verhehlen, daß er nur durch die allerwesentlichsten und tiefgehenden Modifikationen im System, und nicht durch Manipulationsänderungen befriedigt werden könne. Im ganzen genommen glaube ich, daß für die konservativen Männer auch jetzt noch die Rolle des Zuwartens die einzig angezeigte ist. Bis jetzt ist in der Ministerialpolitik, die sich in Tatsachen manifestiert, durchaus keine Änderung zu verspüren. Hoffnungen sind eine schöne Sache, allein als Leitfaden einer einzuhaltenden politischen Richtung können nur Tatsachen dienen.

Ich danke Ihnen nochmals sehr, verehrter Freund, für die interessanten Nachrichten, die sie mir gaben. Ich bin hier so isoliert, so von allen derlei Nachrichten abgeschnitten, daß ich sonst nichts von allem diesem erfahren hätte. Offen gestanden, habe ich auch seit längerer Zeit viel weniger Interesse an politischen Dingen wie früher. Jede Revolution bringt zahllose Irrtümer und endlose gemeinschädliche Persönlichkeiten zur Geltung. Es braucht eine geraume Zeit, bis diese samt und sonders abgenutzt sind.

Es beschleicht mich häufig das Gefühl, daß diese Zeit noch lange nicht vorüber ist. Daher die Abneigung bei mir, mich während dieser transitischen Konfusions-Kontinuation mit Politik zu befassen. Den Anstoß zur Verfassung der Denkschrift der 24, gab mir nicht die Hoffnung auf Erfolg, sondern lediglich die Überzeugung, daß für die Meinungen im Lande ein Haltpunkt, ein Memento an die Legalität und das Recht in einem Augenblick nötig sei, wo die Regierung alles früher Bestandene zu negieren, und als Basis eine Charte aufzustellen begann, die voraussichtlich keine Zukunft hat. — — —

Zsedényi an Bretzenheim.

Enyiczke, 27. September 1851.

In Eile.

— — Ich eile, Ihnen, mein Fürst, unser Aller Dankbarkeit für die gütigen Mitteilungen darzubringen, zugleich Sie in Kenntniss zu setzen, daß Graf (Emanuel) Péchy, dem wir hier Ihre Eingabe vorlasen, eine entsprechende durch Szögyény in das Kabinett gelangen lassen wird, Heinrich<sup>21)</sup> geht den 14. Oktober nach Wien und will persönlich mit Edmund, Felix Zichy, Paul Széchenyi usw. einen gleichlautenden Schritt machen.

Die in drei Punkte getheilten Ansichten Ihres Korrespondenten<sup>22)</sup>, daß man sich gegen die Existenz einer Partei verwahre, die Gelegenheit zur

<sup>21)</sup> Graf Heinrich Zichy.

<sup>22)</sup> Baron Kübeck.



Rechtfertigung verlange und Loyalitätsversicherungen geben soll, kann ich nur in betreff des zweiten Punktes teilen, denn wie können wir die Existenz einer treuen, dynastischen, Österreich freundlich gesinnten Partei leugnen, da die Beweise einer andern untreuen, undynastischen und demokratischen Partei klar vor Augen liegen. Ich weiß sehr wohl, daß die bestgesinnten, uns Ungarn nicht abgeneigten österreichischen Staatsmänner vor dem Namen einer Partei erschrecken; aber umsonst, sie müssen wählen: entweder die monarchische oder die demokratische Partei, und da die Wahl keinen Zweifel leidet, muß unbarmherzig alles bei Seite geschoben werden, was Demokrat ist. Vor dem Abgrunde, in welchen Herr Bach Monarchie und Dynastie zu stürzen geneigt war, verstummen alle Träumereien eines neuen Staatssystems; die wohlthätige Hand des Monarchen hat uns die Bahn der Reformen auf dem festen Grund der Legitimität vorgeschrieben, und kein treuer Untertan kann nun an einer Ausgleichung aller Unebenheiten, an einer dauerhaften Einigung aller monarchisch gesinnten Männer zweifeln. Solange die Männer der österreichischen Regierung mit einem Fuße in der Märzrevolution, mit dem andern in der Zentralisation stehen, werden sie nie wissen, wohin sie sich im wirklichen Leben zu wenden haben, unter ihnen aber flutet schäumend die Geschichte, reißt nach und nach die Ufer ein, auf dessen Rande diese Herren fußen und schwemmt die Wartenden hinab in das unendliche Meer. Solange sie die Propheten Geringer et Cie behalten, die da sagen: «Die Altkonservativen sind an allem schuld, diese wühlen wie ein Maulwurf im Dunkeln», also von uns den Glauben hegen, daß wir Monarchie und unsere Mitbürger betrügen wollen, werden keine Kontestationen etwas nützen. Der offene Weg, den Sie, mein Fürst, eingeschlagen haben, ist der beste. «Ew. Majestät», so müssen wir Alle sagen, «hier stehen wir mit geöffnetem Visier vor und nach dem März, nie haben wir unsere Grundsätze verleugnet, wir sind treue Untertanen, Ungarn, aber zugleich auch ergebene Freunde Österreichs. Wir kennen die Mittel, um Ungarn für Österreich zu erhalten, aber weil unter diesen die Entfernung des jetzigen Ministeriums obenan steht, verschreit uns Bach als Hochverräter. Die Jahrbücher der Welt haben uns zwar Beispiele von Regierungen aufbewahrt, deren Fall die Vermächtnisse der Revolution (das Ministerium ist ein solches Vermächtnis) beschleunigt haben, aber kein Beispiel, daß eine Regierung gefallen wäre, die eine Revolution zu besiegen und zu den Fundamentalgesetzen der frühern Verfassung zurückzukehren vermochte.»

Ich habe gleich nach meinem Pataker Ausflug in Ihrem Sinne über die Konservativen einen Aufsatz an den «Lloyd» gesendet, doch fürchte ich, daß Warrens — der über diesen Punkt nur ausnahmsweise meine Ansichten aufnahm — demselben seine Spalten nicht öffnet, vermutlich wird er aber einen andern über die Ernennung des Erzherzogs Albrecht, der unsere Ansichten in betreff der künftigen Verwaltung kundgibt, aufnehmen. Jedenfalls sind die Altkonservativen oben nun besser angeschrieben. Albert Semsey — Vorstand in Sáros — kam gestern von Wien. Seine deutsche Uniform hat er dort gleich verkauft und beschwor den Máriássy, hier die seinige nie mehr anzuziehen. Geringer hat demselben gesagt, daß seine Tage gezählt sind, er sich in nichts mehr mische. Bach war sehr schlecht zu sprechen. In Wien glaubt man, daß Szögyény den Erzherzog begleiten werde. —

Szentiványi an Fürst Bretzenheim.

Wien, 4. Oktober 1851.

— Die Rebenkrankheit, zufolge wiederholter Untersuchungen, hat sich, wie mich Bécsi gestern versicherte, so gefährdend herausgestellt, daß einige neue Maßregeln bestimmt werden mußten, um, sofern es ohne großes Aufsehen möglich wäre, diesen Dingen Einhalt zu thun, und es ist zu hoffen, daß man in kaum langer Zeit durch eine Analyse auf das rechte Heilmittel kommen wird, denn nach und nach amputiert man immer etwas ab und durch solche Proben wird man endlich den ganzen kranken Stoff auszurotten suchen. Ich zweifle gar nicht, daß manche Resultate schon binnen einigen Tagen bekannt werden dürften. Se Majestät der Kaiser ist gestern nachts angekommen und besuchte im Verlaufe des Tages den Fürsten Metternich und blieb 2 volle Stunden über bei ihm. Heut hat ihn Erzherzog Franz Karl<sup>23)</sup> auch gleich nach seiner Ankunft von Ischl besucht. Generalmajor Fürst Jablonowski<sup>24)</sup> soll einem on dit zufolge zum Obersthofmeister Sr Kais. Hoheit Erzherzog Albrecht ernannt werden. —

Felix Graf Zichy-Ferraris an Bretzenheim.

5. Oktober 1851.

Verehrter Freund!

Deine freundlichen Zeilen, begleitet von der höchst interessanten Beilage, habe ich vor einigen Tagen erhalten und danke Dir bestens für die Mitteilung eines Dokuments, welches so würdig gehalten, anerkannte Wahrheiten ausspricht und gleichzeitig mit Entschiedenheit darauf hinweist, daß der bekannte Erlass entweder ein leichtsinniges Wort von unten, oder ein ungerechter Vorwurf von oben sei. Ein Gefühl der Entrüstung bemächtigte sich meiner, als ich jenes merkwürdige Verdikt las, und es war zwischen mir und mehreren unserer Freunde sogleich beschlossen, hierüber Aufklärungen einzuholen, um ins reine zu kommen, ob der allerhöchste Wille hier wirklich zur Grundlage diene oder ob derselbe nur als Deckmantel gebraucht wurde? In Wien angelangt, riet man mir ab, einen dergleichen Schritt zu tun, indem es sich damals um große Dinge handelte, die durch die kleinste Störung hätten preisgegeben werden können. Die bald darnach veröffentlichten Handbilletts vom 20. August gaben mir denn genügende Aufklärung. Ich führe diesen Umstand an, um zu beweisen, daß das Gefühl, welches Dich geleitet, ganz dem meinen entspricht; es freut mich, daß die bittere Kränkung, die wir erlitten, so würdige Worte fand, denn die Vortrefflichkeit Deiner Darstellung ist nur überboten durch die Moderation, mit welcher das Ganze durchgeführt ist, kein Wort des Vorwurfes, kein Groll füllt die Zeilen dort an, sondern nur der tief gefühlte Schmerz findet Ausdruck; und das ist es, was ich am meisten bewundere. Ich hoffe aber auch, daß das Resultat Deines Schrittes ein erwünschtes sein wird, denn mit Stillschweigen kann man die Sache doch nicht übergehen. — —

<sup>23)</sup> Vater Franz Josefs I.<sup>24)</sup> Felix Fürst Jablonowski.

Johann Graf Waldstein an Fürst Bretzenheim.

6. Oktober 1851<sup>25)</sup>,

Geehrtester Freund!

Beiliegend<sup>26)</sup> wirst Du jene Eingabe in copia finden, die ich als Mann von Ehre und getreuer Untertan Sr Majestät zu Füßen zu legen für angemessen gehalten habe. Sie ist bereits seit 4 Tagen in den Händen Sr Majestät unmittelbar. — Ich weiß nicht, was andere getan haben. Einige haben nichts getan! Ich finde aber, daß man sich nicht hunzen und entehren lassen kann, wie es die Ordonnanz des «Herrn» vom 12. Juli tat, ohne sich darüber bei dem gerechten Monarchen zu beklagen, es ihm zur h. Kenntnis zu bringen, damit er seine Leute kennen lerne! Werden die in der Schrift vom 12. Juli Genannten, wer sie immer sind, nicht nach solchen Eingaben Landesverräter, so müssen jene, die ihnen die Gruben gegraben, als begraben betrachtet werden. Je ne vois pas de mieux. Übrigens siegt in Zeiten der Ordnung doch stets die Wahrheit über die Verleumdung und Lüge. Sehr schön war's, wie Du Dich, nicht fragend, nicht wartend, was andere tun, in der Sache benommen hast!

Als ich des Augustz Proskriptions-Dekret las, ließ ich einspannen und fuhr nach Pest, auch das Fragmentl-Anteil, das ich hatte, [zu] resignieren. Hier begrüßten mich die Erlässe vom 20. August, worauf ich allsogleich den Weg nach Wien einschlug. Apponyi ist hier und freut sich, alle seine guten Freunde so erfreut zu finden über den Aufschwung, den die obige Wendung der Dinge seit 20. August erhielt, und über ihre aufopfernde Bereitwilligkeit zu allem Guten im Gefühle der uninteressiertesten Anhänglichkeit an den Monarchen. Es ist lächerlich, zu was für Miserabilitäten die Organe des bisherigen Regime Zeit fanden. Man stellte z. B. amtliche Untersuchungen an, ob in Csásó wirklich eine gute Jagd sei oder ob dies bloß Vorwand sei, Leute bei mir —! zu sehen. C'est par trop amusant. Ich werde nächstens im «Fremdenblatt» meine Jagdlisten publizieren lassen. Übrigens affiziert mich alles dies nicht in health and spirits, da ich in Wahrheit und Recht à la durée Vertrauen und Zuversicht habe. —

Graf Georg Andrassy an Fürst Bretzenheim.

Hosszúrét, 13. Oktober 1851.

Gehrter Freund!

Deine sehr interessante Mitteilung vom 25<sup>ten</sup> September habe ich erst am 7<sup>ten</sup> dieses Monats erhalten, und nicht unterlassen, hierüber meinem Hofrichter gehörige Vorstellung zu machen. Wie soll ich Dir nun dafür danken? und auch für den Beweis, daß Du, wenn nicht mir, doch wegen mir das Opfer der Abschrift einiger Bögen zu bringen bereit warst? Ganz gewiß wäre es das Entsprechendste — und Dir gewiß der liebste Dank — könnte ich Dir die Versicherung geben, daß ich für die gute Sache, wegen der Du diese Schriften bereitetest, und welcher Du einen so großen Dienst erwiesen, den durch Dich gewünschten, ja angeratenen Schritt tun

<sup>25)</sup> Das Datum aus der Überschrift auf dem Dorso erkenntlich.

<sup>26)</sup> Lag nicht bei.



werde. Allein diese Zusage kann ich auch jetzt, obschon ich seit Empfang Deines Briefes einige Tage vergehen ließ, nicht geben.

Ich verstehe Dich und das Geschehene, als etwas dem reinen, uneigennütigen Pflichtgefühl Entquollenes ganz und vollständig, und freue mich über den — dem Anscheine nach — alle Erwartungen übertreffenden, in Wahrheit aber ganz naturgemäßen und vollverdienten Erfolg, der nicht ausblieb, weil Du dem Drang einer inneren Stimme mit reiner Absicht folgtest; es war Dein Beruf, den Du erfülltest, und darum blieb auch der Erfolg nicht aus. Und ohne diesen Beruf soll nur ja niemand die frevelnde Hand ausstrecken; denn meiner Überzeugung nach handelt es sich in diesem großen Weltprozeß um höhere Zwecke, welchen wir als Werkzeuge, und nur als solche, dienen, und unser Tun und Lassen nur oben in dieser Stimme eine Rechtfertigung findet; dieser dürfen, dieser müssen wir folgen, und darnach — und nicht aus selbstherrlicher Überschätzung mit hochmütigen Absichten handeln. Diesen seit vielen, vielen Jahren, ja ich kann es sagen, seit jeher befolgten Ansichten und Überzeugungen habe ich es zu danken, daß, während so viele wirkliche, und noch mehrere sich dafür haltende Größen moralisch, materiell und politisch untergingen, ich, obschon nicht unverwundet, aber mit Selbstbewußtsein und vollster Ruhe die Vergangenheit, die Gegenwart, ja was mich betrifft, auch die Zukunft vor mir sehe.

Verzeihe, daß ich so weit ausholen, so viel von mir schwätzen mußte, um Dir sagen zu können, daß ich in der fraglichen Angelegenheit jene innere Stimme, jenen Beruf in mir bis jetzt noch nicht fühle. Kömmt er, so werde ich gewiß nicht säumen, Folge zu leisten.

Diese Eröffnungen sind übrigens nur der Widerhall der Deinigen; ich bitte Dich, dieselben als den vollsten Beweis meines Vertrauens zu nehmen, und bin überzeugt, Du werdest diese keiner ungläubigen, kurzsichtigen Beurteilung ausliefern. Sollten übrigens die in Anregung gebrachten Manifestationen (und ich muß dessen noch besonders bezüglich meiner erwähnen) keinen Widerwillen, also gerade das Gegenteil des beabsichtigten Zwecks, erregen, so muß der Manifestierende weniger praeokkupiert sein, als ich es jetzt bin, durch die höchst schwierigen Unternehmungen, die ich durchzuführen über mich nahm, die viel fremdes Geld kosten, wo ich auch mit bösen Leidenschaften zu kämpfen habe, daher meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, und bei welchen ich wegen der auf mir lastenden Verantwortlichkeit individuell beteiligt bin. Ich muß daher besorgen, nichts wirklich Gutes schreiben zu können, (am liebsten möchte ich Dein Memoire abschreiben, wäre es nicht ein zu derbes Plagiat) und höchstens nur eine zweite schlechtere Auflage meiner im Bereiche des landwirtschaftlichen Vereins geschehenen tatsächlichen Manifestationen zu liefern, deren ich hier in Kürze Erwähnung tun muß.

Als nämlich Baron Geringer den landwirtschaftlichen Verein vornämlich auch aus dem Grunde suspendierte, weil derselbe sich in betreff der Comassational-Prozesse und der damit verbundenen Fragen herausnahm: «mit Umgehung der legalen Regierungsorgane direkt an S<sup>e</sup> Majestät zu rekurrieren», mußte sich mein monarchisch-dynastisches Gefühl um so mehr dagegen sträuben, als ich es war, der in öffentlicher Sitzung dieses Vereins die Proposition machte, an S<sup>e</sup> Majestät zu rekurrieren. Ich lehnte daher jede Teilnahme an der durch Baron Geringer zur interimistischen



Führung des Vereins ernannten választmány (Commission) ab, und eröffnete demselben diese Beweggründe, so wie sie in mir lagen. Ich weiß es nun bestimmt, daß Seine Majestät von dieser höchst sonderbaren Empfindlichkeit der Regierungsorgane noch lange vor dem 20. August Kunde erhielt.

Sowohl das kaiserliche Handschreiben als die Ernennung des Erzherzogs Albrecht hat in hiesigen Gegenden besten Eindruck gemacht. Wäre man nur schon über alle kriegsrechtlichen Urteile hinaus! — —

Baron Samuel Jósika an Fürst Bretzenheim.

Klausenburg, 16. Oktober 1851<sup>27)</sup>.

Geehrter Freund!

Ihre wertgeschätzten Zeilen samt Beilage sind mir von Wien aus durch eine sichere Gelegenheit erst vor wenigen Tagen, auf einer Reise, die ich nach Hermannstadt unternommen hatte, zugekommen; dies möge mir zur Entschuldigung dienen, daß ich sie nicht früher als nach meiner gestern erfolgten Rückkehr beantworten konnte.

Empfangen Sie vor allem meinen herzlichsten Dank nicht allein für die mir gemachte Mitteilung, sondern vorzugsweise für den ebenso richtigen als lebhaften Ausdruck der Gefühle, die gewiß die Brust jedes unserer Freunde bei dem Anlaß der unverdientesten, ehrenrührigsten Beschuldigungen beseelten. Seien Sie davon überzeugt, wie sehr ich und mit mir ganz sicher alle Gleichgesinnten sowohl den Impuls Ihres Auftretens, als die Art und Weise desselben zu würdigen wissen, denn nur in dem unwandelbaren Festhalten an dem, was wir nach sicherer Prüfung für recht und ausführbar erkannt haben, und in der offenen und ehrerbietigen Äußerung dieser Erkenntnis liegt die Möglichkeit der Aufklärung und des Heils für unsere Zukunft.

Ich glaube Ihnen die vollkommene Übereinstimmung unserer Ansichten nicht besser erhärten zu können, als wenn ich Ihnen mitteile, daß ich noch während meiner Anwesenheit in Wien, sobald ich die Gewißheit über das Vorhandensein jenes schmähhlichen Zirkulars erhalten, mich nach Einvernehmen unserer wenigen daselbst anwesenden Freunde, an den nämlichen Ort, in demselben Sinne gewendet habe, welcher auch Ihre Schritte geleitet hat.

Ich fand die unverholenste Teilnahme, wie sie ohne Zweifel auch Ihren Äußerungen gefolgt sein wird, leider waren aber auch damals die Verhältnisse derart, daß ein kollektives Vorgehen der Betreffenden, bei ihrem Zerstreutsein, bei der allseitigen Schwierigkeit eines Einverständnisses und dem Drange des Momentes nicht auf die Weise zu erzielen war, wie es im vergangenen Jahre zustande kommen konnte<sup>28)</sup>, und es mußte daher schon damals unterbleiben, was auch jetzt in jeder Beziehung ganz bestimmt das Angemessenste wäre. Indessen sind, was auch Ihnen bekannt sein wird, mehrere unserer Freunde in Wien angekommen, und haben die Resultate ihrer Besprechungen von jenem neuen Ereignisse abhängig

<sup>27)</sup> Ich lasse hier den deutschen Namen stehen, da man sich zu jener Zeit noch nicht der ungarischen Ortsbenennung Kolozsvár bediente.

<sup>28)</sup> Denkschrift der 24.

gemacht, welche dem Lande eine Gewähr einer günstigen Wendung der Dinge zu versprechen scheint. So viel ich die Lage aus der Ferne beurteilen kann, dürfte dies für den Augenblick wohl das Zweckmäßigste sein. Die gerechte Entrüstung über unverdiente Verleumdungen und über Maßregeln, die nur dazu dienen, das höchste Ansehen zu kompromittieren, haben ihren Ausdruck und hoffentlich auch ihren Weg dorthin gefunden, wo die Loyalität jedes ehrlichen Ungars rein und makellos erscheinen muß; es scheint dafür gesorgt zu sein, daß diese Äußerungen durch böswillige Verdrehungen nicht als isoliert dastehend geschildert werden, es dürfte also um so mehr der Zeitpunkt gekommen sein, jener hohen Persönlichkeit gegenüber, auf deren Rechtlichkeit und guten Willen wir alles Vertrauen setzen wollen, nicht gleich im Beginne ihres Wirkens dergestalt aufzutreten, als ob wir einen Zweifel darüber hätten, daß ihr Erscheinen keine Bekräftigung jener bedauerlichen Vorurteile, vorgefaßter Meinungen und schiefer Maßregeln wäre, die wir nicht verschweigen zu können, für unsere Pflicht erachteten. Der Himmel gebe, daß wir in unseren Hoffnungen nicht getäuscht werden. Viel, Alles hängt davon ab, welche Wahl getroffen wird, hierüber ist es überflüssig, ausführlich zu sprechen.

Es wäre mein sehnlichster Wunsch gewesen, meine Rückreise nach Wien über Oberungarn zu nehmen, das Zusammentreffen mit Ihnen, mit Emil und anderen in der Nähe befindlichen Freunden hätte mir manche wertvolle und bei meiner Ankunft benützbare Daten geben und manche Ansichten ergänzen können, die ohne den unmittelbaren Verkehr mit Gleichgesinnten meist lückenhaft bleiben. Leider haben sich meine Geschäfte (von der grenzenlosen Verwirrung der hiesigen Verwaltungsmaximen, Rechtszustände, Besitzverhältnisse kann niemand einen Begriff haben) dermaßen angehäuft, daß mein Plan, mit Anfang November von hier abzureisen, wohl zu nichte wird, und ich später, wahrscheinlich auf dem kürzesten Wege nach Wien muß. — —

Graf Emil Dessewffy an Fürst Bretzenheim.

Szent-Mihály, 21. Oktober 1851.

Früh 9 Uhr.

Ich danke Ihnen sehr, verehrter Freund, für Ihre gütigen und freundschaftlichen Mitteilungen. Um dieselben zu erwidern, eile ich Ihnen vor allem das Wichtigste zu melden:

Vor 2 Minuten empfang ich einen dringenden Brief des Szabolcser Präsidenten Franz von Roy (ein durchaus honetter, ehrlicher Charakter und sehr verständiger Mann), daß der Erzherzog von Debreczin am 23<sup>te</sup> per Nyiregyháza nach Tokay fahren wird. Ich werde daher Morgen abends nach Nyiregyháza eilen und den Erzherzog bis Tokay begleiten. Nachdem derselbe kaum vor Nachmittag in Tokay eintreffen dürfte, so haben Sie noch Zeit, rechtzeitig dort einzutreffen. Dem Boten habe ich möglichste Eile anbefohlen.

Nun ad alia. Ich bin vorgestern hier angelangt. Ich fand mehrere Briefe hier. Schnaps hat mir durch Maggio wissen lassen, daß der Moment der Verständigung und Annäherung gewiß sehr nahe sei. Seitdem erfuhr ich, daß Schnaps seine Julie von Dresden hat nachkommen lassen, was darauf

zu deuten scheint, daß er längere Zeit zu bleiben gedenkt. Freund Pali schreibt mir über die Reise des Erzherzogs vom 15t. Damals war die Marschroute noch unbestimmt. Der hohe Herr war trefflich disponiert, über alles informiert, er mischt sich vorläufig nicht in das Zivile, wünscht mit Grundbesitzern zusammenzukommen, wünscht, daß die Aufwartungen in Hungaricis geschehen, wünscht eine offene Sprache zu hören. Im letzten Augenblick vor der Abreise des Kaisers standen die Sachen so, daß Feri Zichy den Erzherzog begleitet. Die Minister opponierten, machten eine Kabinettsfrage daraus, und der Kaiser dezidierte, daß niemand mitgehen soll. Bei der Aufwartung in Pest waren Cziráky und Moritz Almássy in ungarischer Kleidung. Die Bureaukraten in Pest behaupten, Geringer werde bleiben, und ihre Sache habe den Sieg davongetragen. Der Empfang in Pest war sehr kühl. Die Wirksamkeit Schnaps' schildert Pali als unendlich heilsam, woran nicht zu zweifeln ist. Schnaps soll sehr gut aussehen. Ich habe ihm durch meine Frau, die am 18t. von Körös-Ladány fort ist, Mitteilungen zukommen lassen und die möglichste Klugheit, Vorsicht und Fertigkeit empfohlen. Denn davon handelt es sich jetzt vor allem. Es wird eine gewisse Klasse von Leuten in Wien geben, die jetzt alles daran setzen werden, uns zu betrügen. Die Aufgabe ist: nicht aufzusitzen. Halbe Maßregeln taugen nichts. Der Wirrwarr ist gräßlich, es sind durchgreifende Mittel nötig, um herauszukommen. Meiner Ansicht nach haben wir jetzt die größte Verantwortung. Wenn man an uns kommen sollte, und von uns nicht auf den echten und wirklichen Mitteln des Heils bestanden wird, so haben dann wir das große Unheil zu verantworten, welches die Monarchie und Dynastie dann eher oder später, aber unabänderlich treffen muß. Alles das verhindert nicht, daß das Heilverfahren in gewisse gut erwogene Stadien eingeteilt wird. Aber jede Quacksalberei muß aufhören, — es ist die eilfte Stunde da.

Ich bin froh, daß Szentiványi gekommen ist. Er wird die Menschen gut informieren können.

Meine Eingabe war also angekommen. Ich selbst war damit nicht sehr zufrieden. Ich schrieb sie, während mich Gichtschmerzen plagten, die auch jetzt fortdauern und sich im linken Knöchel fixieren zu wollen scheinen. Ich glaube aber doch, in meinem Briefe an Kübeck, der hoffentlich auch vorgelegt wurde, manche Andeutung gegeben zu haben, die auf den Schlüssel der gegen die gute Sache gerichteten schmachlichen Intriguen deutlich hinweist. Aus Siebenbürgen besagen meine Nachrichten, daß die unsinnigste und schmachlichste aller Wirtschaften dort fortdauert, und der ehrliche und gute Wille des Gouverneurs nichts Wesentliches dagegen vermag. Es ist da eine Invasion von Beamten-Gesindel vorhanden, die alle guten Absichten des Chefs paralysieren muß.

Ich habe bei meiner Durchreise in Debreczin die Rundreise des Erzherzogs von Major Coudenhoven offiziell erfahren, aber die Marschroute war noch nicht bestimmt. Gestern schrieb ich dahin und würde Ihnen das Resultat gleich mitgeteilt haben.

Es hängt unendlich viel von den Impressionen ab, welche der hohe Herr von hier mitnimmt — denn er wird Seiner Majestät Bericht erstatten. Vor allen muß er Wahrheit hören. Denn das jetzige ganze System ist auf Lug und Trug basiert. — —



Baron Sennyey an Fürst Bretzenheim.

29. Oktober 1851.

Mein verehrter Fürst!

Der Empfang in Sáros-Patak bildet einen Glanzpunkt in der Rundreise des Erzherzogs (Albrecht), über den wir uns alle glücklich schätzen müssen. Wir wissen es, wie sehr es wünschenswert sei, daß der Erzherzog über die wahren Verhältnisse des Landes informiert werde, und daß Er in nahe Berührung mit den Grundbesitzern komme, von denen die ungeschminkte Verständigung ausgehen und auch die Beweise der dynastisch-loyalen Gesinnungen, selbständig von den offiziellen Arrangements, an den Tag gelegt werden können. Sobald ich vernahm, daß die Reise auch über Patak führt, war ich beruhigt; sonst aber muß ich gestehen, daß ich sehr befürchtete, der Erzherzog werde bloß mit den Beamten und deren Schützlingen zusammenkommen, und das Zurückziehen der Grundbesitzer konnte im Vergleich mit den amtlichen Feierlichkeiten eine unangenehme Impression hervorbringen; eigentlich kann man es der independenten Klasse der Grundbesitzer nicht übel nehmen, wenn sie sich in den ersten Standorten der Reise nicht zu orientieren wußten; die Kürze der Zeit und die Ungewißheit der politischen Verhältnisse müssen mit in Rechnung kommen. Keiner wollte sich in die Lage versetzen, dem Stellvertreter seines Monarchen durch einen markierten Regierungsbeamten vorgestellt zu werden; und endlich läßt sich kaum beschreiben, welche Chikanen und Unzartheiten von Seite der Beamten angewendet wurden, um ja jede bessere Stimmung bei den independenten Klassen zurückzudrängen. In Patak wurde das Eis gebrochen; man erhielt den Fingerzeig, daß man nicht durch offizielle Organe vorgestellt werden müsse; und dies gilt überall für eine große Auszeichnung und für ein erfreuliches Zeichen; ich habe die Hoffnung, daß auf dem weiteren Weg dieses Beispiel befolgt wurde, und daß die Gutgesinnten sich dadurch überall couragiert fanden, ihre warmen Gefühle der Huldigung darzubringen, woran sie früher durch die Scheidewand, die sie von dem Beamtenstande trennte, vielleicht gehindert gewesen wären. Die gute Sache hat Ihnen, Fürst! neuerdings zu danken, und wir, die einem politischen Grundsatz angehören, fühlen uns geschmeichelt, daß der glänzende Empfang bei einem der Unsern<sup>29)</sup> stattgefunden hat.

Ich glaube, daß mit nächstem in Wien sehr wichtige Beschlüsse gefaßt werden; man schreibt mir von Wien die Hoffnung, daß sie nicht ungünstig ausfallen würden; ich glaube zugleich, daß die Eindrücke des Erzherzogs von großem Einflusse auf diese Entscheidungen sein werden. Es ist übrigens höchste Zeit, daß dem jetzigen ungewissen Zustand abgeholfen werde. Die jetzige langwährende Krisis ist nur dazu geeignet, alle Verhältnisse zu demoralisieren; und die fortwährenden Enttäuschungen führen die Bestgesinnten zu einem Grad der Mutlosigkeit und Abspannung, der dann selbst das Besserwerden unmöglich macht. Ich will das Vertrauen, das sich für Bécsi allseitig geltend macht, nicht verkümmern, aber sehr gerne würde ich jenen Herren, die alles mit Fundamental-Organisationen retten wollen und darüber die kostbare Zeit der Tatsachen ver-

<sup>29)</sup> In Sáros-Patak.



säumen, mit warnender Stimme zurufen: daß alles, was jetzt geschieht, unter der direktesten Firma des Kaisers geschieht, und daß man dies nur wieder mit der prägnantesten Kompromission der a. h. Autorität ungeschehen machen könnte. Die Paragraphen, an denen mit vielem Fleiß, Geschick und vielleicht auch mit Erfolg gearbeitet wird, nützen nichts, wenn die praktische Exekution Männern anvertraut bleibt, die einer anderen Richtung huldigen; man schimpft so oft über den Dualismus der vormärzlichen Institutionen und duldet doch den Dualismus der Gesinnungen.

Ich wurde in diesen Zeilen von Ihrem Goloper Nachbar unterbrochen; dieser Herr spielt trotz der schweren Prüfung, der er entgegensieht, ein gar feines Spiel, ich tue ihm vielleicht nicht unrecht, wenn ich behaupte, daß er mit einem Auge nach Southampton schielt.

Ich bin so indiskret, Sie, verehrter Fürst, zu avisieren, daß, wenn Sie mir gütigst Zeilen zukommen lassen wollen, Sie diese nach Pest adressieren mögen; wir wohnen jetzt herüber, übrigens glaube ich, anfangs November nach Wien hinauffahren zu können. Ich war sehr erfreut, aus dem General-Comput zu entnehmen, daß unsere Briefe richtig abgegeben worden sind. Sobald sich etwas Bemerkenswertes ereignet, werde ich es Ihnen gleich melden.

Szentiványi an Fürst Bretzenheim.

Sonntag, 2. November 1851.

Hochverehrtester Fürst!

Übrigens in totaler Ermanglung Wiener Nachrichten beschränke ich mich in Kürze auf jene Abstraktionen, die ich mir infolge der Rundreise Sr K. Hoheit sammeln konnte. Gebe Gott, daß Andere auch in ihrem Urtheil, auch im Erfolg glücklicher werden, als wie ich durch meine bescheidene Kombinationen scheinen werde.

Ich finde, daß die sogenannte Intelligenz das an und für sich schon großartige Ereignis der Ernennung eines Prinzen des Hauses sich gar nicht bemüht aufzufassen, sie ist hiebei vollkommen gleichgültig, sie hofft nicht das Mindeste. Eine Nuance dieser Klasse wäre ganz bestimmt zu gewinnen gewesen, hätte man oben einsehen wollen, daß dies verriegelte Faktum nur dann eine Bedeutung würde gewonnen haben angesichts der Massen, wenn es faßlich kommentiert erschienen wäre. So z. B. der Forgách vom 23<sup>ten</sup> September hat manche Hoffnungen geweckt und derselbe Forgách vom 27<sup>ten</sup> September hat diese wieder vernichtet. Die Geschichte von Uniformen scheint oben gar nicht beachtenswert zu sein, nachdem aber die Menschen und ihre Gewohnheiten nicht plötzlich umoktroiert werden können und nicht anders zu nehmen sind, als sie wirklich sind, so erscheint diese Kaprice manchen vielleicht zu sehr bedenklich. Man nehme hiezu die, daß ministerielle Blätter mit ihren aus den sogenannten zuverlässigen Quellen geschöpften Artikeln noch immer für ihre eigene Rechnung negociieren, so wird man gewiß gar nicht erstaunt sein, wenn selbst die Besseren ihre Hoffnungen aufgeben; von den Inkorrigiblen muß ich ohnehin schweigen, und leider, es läßt sich nicht leugnen, daß deren Zahl stark im Zunehmen begriffen ist. Das Volk scheint etwas gehört zu haben, und es haben mich viele Bauern gefragt, ob es denn wahr sei, daß der Kaiser im Lande herumreist, andere vermuten, man habe Ungarn wieder

einen Palatin gegeben. Auf die zweckdienlichen Aufklärungen erfolgt die sehr traurige Antwort: «Wir werden sehen, was uns noch unser Herrgott bemessen hat.» Es ist unglaublich, daß die Ernennung des Erzherzogs gar nicht publiziert wurde; möglich, daß in einigen Monaten die gewöhnlichen Kurrens es bringen werden, es ist traurig, wenn man bedenkt, wie günstig diese Gelegenheit gewesen wäre, dem Volke, aber auch den anderen Klassen, das Ereignis als ungehofften Trost gehörig hinzustellen! Die Beamten, diese kennen sich gar nicht aus, sie bekümmern sich aber wenig um S<sup>e</sup> K. Hoheit, sie fragen nur um Bach und Geringer, und nur die einzige Frage des Erzherzogs, die Höchstderselbe an mehrere Beamte gerichtet hat, ob sie nämlich einen Besitz haben, scheint sie stutzig zu machen. Das Bedauernswerteste aber ist, daß selbst die Besten ihre Köpfe sinken lassen. Ich gestehe, sehr unangenehm enttäuscht zu sein; unter den gegebenen Umständen habe ich zwar nur sehr mäßige Erwartungen gehegt, doch sind auch die vereitelt worden, und darum, es komme und geschehe, was immer, aber bald, sehr bald, denn diese Passivität kann unmöglich nutzbringend sein dort, wo andererseits durch die lobsingenden Artikel über Kossuth die Bösen nur animiert, die Guten aber einschüchtert werden. —

Zsedényi an Bretzenheim.

Wien, 25. November 1851.

Nachdem S<sup>e</sup> Majestät in einem besonderen allerh. Erlaß den Vollzug aller auf die Verfassung vom 4. März basierten Ministerial-Verordnungen und besonders die Ausführungen der Gemeindeordnung zu sistieren geruhen: mußte es hier sehr befremden, daß in Ungarn mit dem Vollzug der letzteren nicht nur fortgefahren, sondern dieselbe den Komitats-Vorständen sogar anbefohlen wurde. — — Der in den Zeitungen vielfach besprochene Erlaß des Eduard Bach in Oberösterreich ist ganz in der Stille durch seinen Bruder selbst amtlich desavouiert zu Grabe getragen worden. — — Gestern wartete ich den Fürsten Windisch-Graetz und Metternich auf, letzterer hat für sein Alter eine unglaubliche Frische des Geistes behalten und spricht wie früher, sehr weitläufig, aber mit voller Kenntnis der Dinge über Ungarn. Seiner Meinung nach bestehe die Kunst der Gegenwart in der Vereinigung der Einheit in der Regierung mit der Verschiedenheit der Verwaltung; die *avita constitutio*, behauptet er, sei durch die Gesetze von 1848 legal vernichtet worden, und diese wieder durch die Unabhängigkeitserklärung zu Grabe getragen, also Ungarn faktisch ohne Konstitution, doch habe das Land, wie jeder Mensch, eine natürliche Konstitution seiner Lebensexistenz, diese müsse als Basis der Verwaltung dienen. Man könne das Land als erobert betrachten, aber nie so unklug sein, deswegen alle Gebäude wegfegen oder den fruchtbaren Boden mit hingerollten Steinen unfruchtbar machen zu wollen. Nun konnte ich seine Prämissen, daß eine von der Revolution abgedrungene Sanktion der Gesetze von 1848 alle früheren Rechte Ungarns — also auch seine Pflichten, was man wieder nicht zugeben will — vernichtet habe, durchaus nicht als gültig anerkennen, indem Fürst Metternich jedoch, selbst mit jener vorausgelassenen Argumentation, der Ansicht, daß Ungarn nur auf seiner geschichtlichen Basis verwaltet werden könne, beipflichtete, hielt ich es für überflüssig, in einen längeren Streit einzugehen. Genug, daß er unsere

Meinung teilt, wenn er auch einen Anschluß an die Regierung uns anzuempfehlen scheint, da, seiner Ansicht nach, mit unserer Beihilfe der Wechsel des (Bachschen) Systems schneller eintreten würde. Übrigens glaube ich, daß Fürst Metternich keinen Einfluß auf die Beratungen und Entschlüsse der Gegenwart übt. Fürst Windisch-Graetz bleibt nur einige Tage hier, seine Festigkeit und Denkart sind Ew. Durchlaucht bekannt, er wird vom Kaiser sehr huldvoll behandelt, mit Erzherzog Albrecht steht er im vertrauten Verkehr; er hätte eine von vielen Ungarn gegen Kossuths Treiben in England gerichtete Denkschrift gewünscht. Nun hatte Toni Szécsen vor einiger Zeit eine solche, aber wie man mir sagte, ziemlich farblose Denkschrift verfaßt, die mit Zutun der jetzigen ungarischen Behörden in Zirkulation gesetzt und mit Unterschriften versehen nach England gesendet werden sollte. Feri Zichy bekämpfte diesen Antrag, indem eine während des Belagerungszustandes quasi amtlich erzielte Erklärung gar keinen Wert habe, und die von den jetzigen Organen der Regierung arg mißhandelten Konservativen nicht einwilligen können, mit jenen, in einen Topf geworfen, auf einer und derselben Adresse zu figurieren, ohne behördliche Einwilligung aber zahlreiche Unterschriften nicht gesammelt werden können. Dieser Widerspruch war entscheidend, fast einstimmig wurde die fertige Schrift dem Kaminfeuer übergeben. Dieselbe Angelegenheit hätte sich günstiger gestellt, wenn sie unter den Auspizien des Fürsten Windisch-Graetz, dessen Wunsch man damals nicht einmal kannte, in Anregung gebracht worden wäre. Übrigens kann noch ein Zeitpunkt hinzu kommen, nur muß ich bemerken, daß der Fürst seinen Wunsch verschwiegen wissen will, nicht vor Näherstehenden, sondern vor dem größeren Publikum. Während dessen hat Fürst Esterházy, bei dem ich gestern speiste, einen von ihm unterfertigten Brief nach England geschrieben, der, gegen den Kossuthschwindel gerichtet, seinen Weg in die *«Times»* finden wird.

In betreff der Beratungen, welche über die neuen Verwaltungsnormen aller Provinzen gepflogen werden und vermutlich in dieser Woche beendet sein könnten, hegen einige sanguinische Hoffnungen. Das Resultat, wenn auch nicht des zu machenden Vorschlages, sondern des allerhöchsten Entscheides, ist noch immer ungewiß, ich glaube kaum, daß vor drei Wochen dasselbe bekannt werden könnte. Im günstigen Falle wäre eine Statthalterei mit ziemlichen Vollmachten und ungarischer Amtierung nach unten, mit einem Staatsmanne ad latus des Erzherzogs (vielleicht Apponyi) und einem Präsidenten der Statthalterei für den administrativen Geschäftsgang, die Aufhebung der Distrikualregierungen und Herstellung der Komitate mit Obergespanen, die einstweilen die Beamten ernennen und beratende Versammlungen einberufen, zu erwarten. — Diese Erwartungen, welche ich nur zur eigenen Kenntnisnahme Eurer Durchlaucht niederschreibe, beruhen, wie gesagt, bei dem hiesigen Widerstreit der Meinungen auf keiner sichern Basis. Was Erzherzog Albrecht, dem dieser Tage viele Ungarn ihre Aufwartung machten, für diese Hoffnungen tun wird, kann ich nicht bestimmen. Se Majestät sah ich vorgestern zu Schlitten vor dem Palais des Erzherzogs vorfahren, absteigen und den Schlitten zurücksenden. Beamte in Pest haben freilich, wie ich hörte, das Gerücht ausgesprengt, als ob der Erzherzog, in seinem Einfluß durch Andere gehemmt, diesen Herren weichen werde müssen. Ich will mir die nicht beneidenswerte



Mühe sparen, dergleichen Gerüchte ängstlich zu widerlegen, doch hoffe ich, daß Leute, die durch Drohungen, dann durch Schmeichelei zur Gewalt gelangten und nun in scheinbarer blinder Unterwerfung ihre demokratischen Grundsätze geltend machen wollen, keine wirklichen Hindernisse dem charakterfesten Erzherzog in Weg legen können. Vor zwei oder drei Wochen wird Se. Kais. Hoheit kaum nach Pest zurückkehren. — — —

\* \* \*

Mag man, von einem entgegengesetzten Standpunkte aus, auch das Ziel der Altkonservativen nicht billigen: die ungarischen Verhältnisse auf der vormärzlichen Basis wieder aufbauen zu wollen, so wird ihnen doch nicht das Verdienst bestritten werden können, daß sie zu einer Zeit, als alles verloren schien, ihre beste Kraft für die Erhaltung der ungarischen Nation einsetzten. Es ist ihnen gelungen, über den Kopf der Minister hinweg, die aus Ungarn nur einen geographischen Begriff machen wollten, die Fäden direkter Anknüpfung mit der Krone zu spinnen. Die Altkonservativen haben wohl nicht ihre Zeit verstanden, als sie meinten, es werde noch möglich sein, wieder ein vormärzliches Ungarn zu schaffen. Wenn sie aber auch nur die Herstellung der durch die Revolution gestörten Ordnung anstrebten und Gegner der durch die 1848er Gesetze geschaffenen Zustände waren, muß doch ihr Wirken in dieser Periode als eine höchst bedeutsame Episode im modernen Verfassungsleben Ungarns bezeichnet werden. Mutig haben sie in einer sehr trostlosen Zeit, als wenig Hoffnung auf Erfolg winkte, öffentlich die Verdammung des Bachschen Systems verkündet. In einem gewissen Sinne waren sie die Vorkämpfer Deáks und Andrássys, eine wie tiefe Kluft der Anschauungen auch die Altkonservativen von diesen beiden Männern trennen mochte<sup>30)</sup>.

## Baron Josef Eötvös als Kulturpolitiker.

Vom Wirkl. Geheimrat Albert von Berzeviczy<sup>1)</sup>.

**G**EEHRTE Versammlung! Der griechische Reisende und Schriftsteller Pausanias, aus dessen Aufzeichnungen wir zum größten Teile unsere Kenntnisse vom Griechenland der Zeit Hadrians schöpfen, sagt in seinem ersten Buche über Attika unter anderem:

<sup>30)</sup> Siehe über die Altkonservativen auch Louis Eisenmann: «Le compromis austro-kongrois», 179 u. ff.

<sup>1)</sup> Die Ungarische Akademie der Wissenschaften feierte in ihrer am 27. April 1913 gehaltenen Jahresversammlung die hundertste Wiederkehr der Geburt ihres ausgezeichneten Präsidenten Baron Jos. Eötvös. Diese Sitzung eröffnete der derzeitige Präsident der Akademie mit der obigen Rede.  
D. Red.



«In unmittelbarer Nähe der Stadt Athen ist die Akademie, deren Baugrund früher Eigentum eines Privatmannes war, jetzt aber Gymnasion ist... Hier gibt es auch einen Altar des Prometheus, von welchem aus Wettläufe nach der Stadt mit brennenden Fackeln stattfinden. Der Wettbewerb besteht darin, die Fackel auch im Laufe brennend zu erhalten. Wenn die des ersten Läufers erlischt, kann nicht mehr er Sieger werden, sondern nur der zweite, und wenn auch dessen Fackel nicht im Brande bleibt, der dritte, wenn aber die Brände aller Wettläufer erlöschen, fällt keinem von ihnen der Preis zu.»

Der Fackellauf des Prometheus-Altars der Akademie zu Athen symbolisiert die Rolle der Gelehrtenesellschaften aller Zeiten. Sie tragen Flammen in die Welt hinaus, die Flammen des Wissens, und wie viel Fackeln erlöschen in diesem Wettbewerb, bis eine ihr Ziel erreicht, eine ihr Licht in die Menge bringt und damit verwandte Flammen entzündet!

Heute aber wollen wir nicht nur mit einer Flamme vom Altare des Wissens in den Kreis des ungarischen Publikums dringen; unsere Flamme haben wir am Altare der Pietät entzündet und hoffen, daß der eisige Hauch der Gleichgültigkeit dieselbe nicht vorzeitig auslöschen wird.

Zwei denkwürdige Momente bringen uns die Worte der Pietät auf die Lippen: Nach der Geburt zweier großer Führer unserer Akademie wendet sich ein Jahrhundert, zweier Gestalten, die nicht nur vom Zufall zu Zeitgenossen gemacht, sondern durch die Gemeinschaft der Empfindungen, Gedanken, der edeln Bestrebungen zu Freunden und Arbeitsgenossen erkoren wurden.

Die innige Freundschaft, sagen wir: die Seelenverwandtschaft zwischen Baron Josef Eötvös und Ladislaus v. Szalay ist eines der wertvollsten und fesselndsten Kapitel der ganzen Geschichte unserer großen nationalen Umgestaltung in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts. Sie begann auf der Schulbank und endete erst am Grabe, welchem der den Freund überlebende Eötvös noch mit seiner Denkrede Glorie verlieh. Nach Szalays Geständnisse «fanden sie sich zuerst in den Propyläen der Kunst», dann gründeten sie gemeinschaftlich den «Kunstverein», die «Budapesti Szemle» (Budapester Revue), fast gleichzeitig wurden sie in die Akademie und in die Kisfaludy-Gesellschaft aufgenommen und von Eötvös wurde Szalay zur Politik zurückgebracht. Beide waren Dichter und Schriftsteller, Gelehrte und Politiker, «von einem Geiste belebt, nach einem Ziele strebend, kämpften sie gemeinsam den Kampf des ungarischen Rechtes, des ungarischen Verstandes und des ungarischen Herzens.»

Ihre Freundschaft ist gegenseitige Aneiferung, gegenseitige instinktive Ergänzung ihres Wesens, ihres Schaffens. Stellt man ihre, oft als «doktrinär» bespöttelten Tendenzen richtig in den Gesichtswinkel der Reformepoche Széchényis, so erscheint Eötvös in dieser mächtigen Arbeit der Umgestaltung mit seiner edeln Begeisterung für die Ideen des Humanismus und der Demokratie, mit seiner abgeklärten, weitausblickenden Beurteilung unserer staatsrechtlichen Stellung, während Szalay der Entwicklung mit der Vertiefung und Ausbreitung der historischen Erkenntnis einen festen, nationalen Boden schafft.

Szalay zeigte — wie Eötvös sagt — «der jüngeren Generation in seinen Werken die einstige Größe unserer Nation, in seinem Leben aber all die Tugenden, welche die Lebensbedingungen jeder nationalen Größe sind». Seiner werden wir noch im Laufe dieses Jahres in einer, ausschließlich ihm gewidmeten Sitzung gedenken. Doch auch heute, nur wenige Tage nach der hundertsten Jahreswende seiner Geburt, bei dieser feierlichen Gelegenheit, sind wir den Tribut der Pietät seinem Andenken schuldig, der seine, leider zu kurz bemessene Lebenszeit so opferwillig einer staunenswerten Tätigkeit widmete, indem er die verschiedensten Gebiete unserer Literatur mit Werken unvergänglichen Wertes bereicherte. Er verewigte seinen Namen in der juristischen, besonders in der strafrechtlichen Literatur, ja sogar in den Annalen unserer Rechtsentwicklung; seine publizistische Tätigkeit zeichnete sich ebenso durch die Glut seiner edeln Überzeugung, wie durch den vornehmen Ernst seiner Argumentation aus; er wurde der eigentliche Schöpfer unserer periodischen Literatur, und indem er sich durch seine meisterhaften Lebens- und Charakterbilder sozusagen selbst eine Schule dazu gründete, ging er mit einem, alle seine Vorgänger überragenden Beruf an die Bearbeitung unserer vaterländischen Geschichte. Auch als Torso ist dieses Werk eine der kostbarsten Quellen der Erkenntnis und besonders der Beurteilung unserer nationalen Geschichte und sichert an sich schon Szalay in der wissenschaftlichen Literatur Ungarns die Unsterblichkeit. Außerdem aber müssen insbesondere wir uns voll Dankbarkeit dessen erinnern, mit welcher Hingebung dieser ausgezeichnete Mann als Generalsekretär die letzten Jahre seines Lebens unserer Akademie gewidmet hat, mit deren Geschichte seine Person, wie sein Name unzertrennlich verbunden bleiben.

Und nun sei mir gestattet, auf den eigentlichen Gegenstand meiner Rede, die Würdigung des Barons Josef Eötvös, überzugehen, über dessen dichterische Bedeutung noch im Verlaufe dieser Generalversammlung ein berufeneres Mitglied sprechen wird; ich möchte

mir erlauben, ihn von dem Platze aus zu würdigen, dem er einst so hohen Glanz verliehen.

Unsere Akademie konnte Eötvös jederzeit mit vollem Rechte den ihrigen nennen, schon wegen des Eifers, mit welchem er auf seiner, im 22. Lebensjahre beginnenden Akademikerlaufbahn unserer Anstalt gegenüber seine Pflichten immer bis ans Ende in geradezu musterhafter Weise erfüllt hat. Dieser außerordentliche Eifer — dessen datenmäßige Belege der Bericht des Herrn Generalsekretärs enthalten wird — ist um so denkwürdiger, als er heutzutage bei den, auf dem weiten Gebiete des Gemeinwesens in Anspruch genommenen Persönlichkeiten eine immer seltenere Erscheinung wird. Als korrespondierendes, wie als Direktions- und Ehrenmitglied, eine Zeitlang als Vizepräsident und schließlich, in den letzten fünf Jahren, als Präsident, war Eötvös in den Angelegenheiten der Akademie unermüdlich und hat sich außer seiner Mitwirkung an den Sitzungen mit seinen kritischen Berichten, mit seinen, die Zierde unserer Literatur bildenden Denkreten und seinen rhetorischen Leistungen im Präsidentenstuhle vielfach in unseren Annalen verewigt.

Im Spiegel seiner akademischen Tätigkeit treten uns dieselben harmonischen, edeln Züge seiner Individualität entgegen, welche sich uns auf dem umfangreichen Gebiete seines dichterischen und schriftstellerischen Schaffens, wie auch in seiner staatsmännischen Rolle in gleicher Weise offenbaren. Denn das Charakteristische dieser ungeheuer ausgedehnten Wirksamkeit ist es eben, daß sie ihn niemals mit sich selbst in Widerspruch bringt, und daß sogar die verschiedenen Zweige derselben des Zusammenhanges mit einander nicht entbehren, was sich nur daraus erklärt, daß es wenige Schriftsteller gegeben hat, denen alles, was sie schrieben, so ernst gewesen wäre, wie ihm, und daß er sich — nach seinem eigenen Geständnisse im Motto zu den «Gedanken» — in jeder Richtung seiner Tätigkeit nicht nur von seinem Verstande, sondern auch von seinem Herzen leiten ließ.

Diese Treue zu sich selbst, diese strenge Ehrlichkeit des Schriftstellers und Politikers, diese rückhaltlose, in jedem Wort und jeder Tat zur Geltung gelangende, tief in der Seele wurzelnde Überzeugung ist der edelste und heutzutage lehrreichste Zug im schriftstellerischen und staatsmännischen Charakter des Barons Eötvös. Dem ist es auch zuzuschreiben, daß die praktischen Pfleger der «Wissenschaft der Exigentien» ihn zu den unverbesserlichen Idealisten zu rechnen pflegen. Er selbst nennt sich in seinen Briefen einen von jenen, die geeignet sind, voranzugehen, aber nicht auf dem Felde des Handelns, sondern dem des Denkens; dann nennt er sich auch den «Zukunftsmusiker», der sein ganzes Leben lang solche Melodien



sang, welche zwanzig Jahre später jeder Straßenjunge pfiß, welche aber zu seiner Zeit niemand verstehen wollte. Und doch hat die öffentliche Laufbahn nur wenig Gestalten, denen es vergönnt war, einen so großen Teil ihrer Ideen und Pläne verwirklicht zu sehen, wie das Eötvös tatsächlich erleben konnte.

Dies gilt wohl hauptsächlich von der großen staatsrechtlichen Umgestaltung der Jahre 1848 und 1867, sowie von der allgemeinen, prinzipiellen Ordnung der Nationalitäten- und konfessionellen Verhältnisse. In der eigentlichen Kulturpolitik konnte ja Eötvös nichts anderes zufallen, als die schwere, undankbare, aber für die Nachwelt umso lohnendere Arbeit des Bahnbrechens. Und indem ich dies mit seinem eigenen Bekenntnisse übereinstimmend feststelle, ist es vielleicht kein müßiges Beginnen, wenn ich meine heutige Erinnerung gerade dazu benütze, über seine kulturpolitischen Grundsätze, Aufgaben, erzielten Erfolge und unausgeführten Pläne eine kurze Revue abzuhalten.

Denn streng genommen führt seine ganze öffentliche Tätigkeit, selbst seine staatswissenschaftliche Theorie zu einem Punkte: zur Förderung der nationalen Kultur; dieses Ziel, welchem er am unmittelbarsten als Minister diente, scheint sämtliche Bestrebungen seines reichen Lebens in sich zu verschmelzen. Nach seinem eigenen Geständnisse wünschte er die konstitutionelle Regierungsform nur als Mittel des Fortschrittes seiner Nation, denn seine Überzeugung war allezeit, daß «die Zukunft unsrer Nation ausschließlich eine Kulturfrage ist: sie hängt davon ab, in welchem Maße wir die Völker, zwischen welchen wir wohnen, an Zivilisation überflügeln?» «Der Gedanke, — sagt er 1865 — daß die ungarische Nation sich nur dann erhalten könne, wenn sie die Fahne der westlichen Zivilisation in diesem Teil Europas schwingt und ihre Individualität im Dienste jener Ideen verdient macht, für welche die übrigen Völker der gebildeten Welt kämpfen, dieser Gedanke war seit fünfundzwanzig Jahren der Leitstern meiner gesamten politischen Wirksamkeit und wird es auch weiterhin bleiben.»

Ohne Zweifel hat er sich für die Aufgabe, unsere nationale Kultur an der Spitze der Verwaltung zu leiten und ihr die Richtung vorzuschreiben, mit der für ihn so charakteristischen ernsten Gewissenhaftigkeit, aber auch mit seiner edeln Begeisterung vorbereitet; dies tat er vielleicht schon im Jahre 1848, ganz gewiß aber vor seiner zweiten Ministerschaft, als seine Erfahrungen aus dem Jahre 1848 in ihm schon viele Gedanken und Entwürfe, aber auch manche Enttäuschung gereift hatten. Es war dies keine «Selbstkandidatur», sondern nur das pflichtgemäße Gefühl dessen, daß die



nüchterne öffentliche Meinung der Nation, die Lage, ja die Aufgabe selbst ihn zu dieser Rolle prädestinieren.

Wie er vorbereitet war, zeigt sich nicht nur in allen Zweigen seines weitläufigen ministeriellen Wirkungskreises, in der Orientiertheit und Sachkenntnis, welche er in oft improvisierten Erklärungen verriet, sondern hauptsächlich in der klaren Fassung und unbefangenen Erwägung seiner Aufgaben, in der vollkommenen Kenntnis aller Schwierigkeiten und Hindernisse, welche ihm zuweilen auch bittere Worte entlockten, über welche er sich aber oft auch mit einem gewissen leichten Humor hinwegsetzte.

In einer seiner Parlamentsreden sagte er: «Nach meiner Überzeugung ist es nicht unser Ziel, schon jetzt auf dem Pfade der Bildung mit den voranschreitenden Nationen Europas zu konkurrieren, sondern die Bahn der Konkurrenz der ungarischen Nation soweit als möglich für die Zukunft zu ebnen... Dieses Ziel können wir eben dadurch erreichen, daß wir nicht die effektvollen, sondern die notwendigen Arbeiten erledigen». Auf dem Gebiete der allgemeinen Kultur können nach seiner Meinung zwei Richtungen verfolgt werden. Entweder zieht die Regierung die gesamten Kräfte des Landes auf einzelnen Punkten zusammen und kann damit ungeheure Erfolge aufweisen, oder erstreckt sie ihre Wirksamkeit nach vielen Seiten, und dann werden naturgemäß die Erfolge im ersten Augenblick nicht hervorrage, ja, es wird manchmal auch Jahre dauern, bis sie wirklich bemerkbar werden. Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß er das letztere, das weniger dankbare, weniger gefällige, weniger ruhmbringende, aber für die Nation notwendige System gewählt hat. Darum war er auch trotz allen Ermunterungen und Vorwürfen in Bezug auf die Kosten des Unterrichtswesens, besonders auch des Volksunterrichtes, ein Freund des überlegten, motivierten, schrittweisen Fortschreitens, denn «von der Nation kann kein Opfer gefordert werden, bei welchem die Regierung nicht davon überzeugt ist, daß es dasselbe sofort und fruchtbringend verwenden kann.»

Während er also bei der Feststellung der Tendenz und des Rahmens seiner Kulturpolitik auf den lärmenden und raschen Erfolg, auf alle verlockenden Vorteile einer leichten und wohlfeilen Popularität verzichtete, hat er anderseits die der Lösung seiner Aufgabe sich entgegenstellenden Schwierigkeiten mit einer nicht eben dem Idealisten zuzutrauenden Objektivität in Betracht gezogen.

«Oft erfaßt mich — so sagt er in einer seiner intimsten Äußerungen — ein Gefühl, als würde ich einen großen Stein vor mir sehen, welchen ich heben soll, wozu aber meine eigene Kraft nicht

genügend ist und ich auf die Hilfe eines andern nicht rechnen kann.» Und er hätte doch «die Mitwirkung der ganzen Nation» nötig, und auf diese ist, wie er sagt, «vorläufig nicht viel Aussicht vorhanden». Aus dem Einsturz der Kuppel der im Bau begriffenen Leopoldstädter Basilika zieht er mit intuitiver Generalisierung die verblüffende Lehre: «auf den Fundamenten, welche unsere Vorfahren niedergelegt haben, können wir gar nichts errichten». Er ist betrübt, wenn er daran denkt, daß Bolyai seinerzeit in Siebenbürgen für halbverrückt gehalten wurde und es des Drängens ausländischer Akademien bedurfte, um von dem Kollegium zu Marosvásárhely die Schriften zu verschaffen, welche beweisen, daß eines der größten mathematischen Genies der Neuzeit wir der Welt geschenkt haben. «Bedarf es eines größeren Beweises für unseren Barbarismus?» fragt er. Manchmal muß er gestehen, daß nicht so sehr die zahme Opposition, als vielmehr die Regierung selbst seinen Bestrebungen hinderlich ist. Vermehrt werden die Schwierigkeiten noch, indem er gezwungen wurde, manche gute Anordnung der absolutistischen Regierung, sowie des Provisoriums als ungesetzlich und verhaßt außer Kraft zu setzen, wodurch — wenigstens für den Augenblick — die Lage, welche er verbessern soll, verschlechtert wird.

Trotzdem betrachtet er die Sache zuweilen auch von der heiteren Seite. «Wenn ich nur bis zum Herbst aushalte — schreibt er am Anfange seiner Ministerschaft an Falk —, kommt das Patent in Ordnung, werden die serbischen Schulen und Kirchengemeinden — und zwar zur Zufriedenheit der Betreffenden — organisiert und der jüdische Kongreß einberufen sein. Außerdem, um auch eine Unterhaltung zu haben, ordne ich die Fundationalgüter, erbaue die Leopoldstädter Kirche, errichte ein großes chemisches Laboratorium für die Universität und reaktiviere die Rechtsakademie in Győr. So viel werde ich, wenn ich lebe, gewiß tun; falls mir Zeit bleibt, habe ich noch manches andere...»

Dieses flüchtige Programm zeigt ebenfalls, daß Eötvös zu Beginn seiner für uns eigentlich denkwürdigen und epochalen zweiten Ministerschaft — und sogar auch späterhin — zum großen Teil weniger mit Unterrichts-, als mit Nationalitäts- und Konfessionsangelegenheiten beschäftigt war, deren Einfluß auf die Entwicklung der geistigen Kultur jedoch unverkennbar ist.

In der Nationalitätenfrage kristallisiert sich vielleicht am klarsten seine wissenschaftliche und staatsmännische Überzeugung, sein Glaubensbekenntnis, und gerade diese Frage ist es, in der die heute herrschende politische Auffassung am meisten von seinen Wegen abgewichen ist. Er betrachtete die volle Gleichberechtigung der

Nationalitäten als Forderung der herrschenden Ideen des Jahrhunderts: der Freiheit und Gleichheit, und obwohl er sich als nächstes Ziel die Beruhigung der Nationalitäten gesteckt hatte, behielt er doch das Interesse des Ungartums vor Augen, denn er war der Überzeugung, daß die volle Freiheit nur dem Stärkeren nützlich sei, und weil er glaubte — und zwar in diesem einen Punkte wahrscheinlich irrig glaubte —, daß mit der Entwicklung der Zivilisation die Zahl der verschiedenen Nationalitäten allmählich abnehmen werde.

Bei Beurteilung des hauptsächlich vom Geiste Eötvös' beseelten Nationalitätengesetzes aus dem Jahre 1868 ist die heutige Generation leicht geneigt, zu vergessen, daß seine Schaffung die Niederlage des föderalistischen Gedankens bedeutete, welcher Gedanke damals aus den Antezedentien zweifellos einige Kraft schöpfen konnte, so daß dessen völlige Zurückdrängung vom Standpunkte unserer damals erst eben in Entwicklung begriffenen ungarischen Staatlichkeit nicht gering zu veranschlagen ist. Diese Umstände der Entstehung jenes Gesetzes dienen heute einigermaßen als Erklärung dafür, daß wir in ihm weit öfter den Garantien für die Gleichberechtigung der Nationalitäten, als solchen für die Rechte der die staatliche und nationale Einheit am besten ausdrückenden Staatssprache begegnen. Diese Lücke mußte die Gesetzgebung nachträglich ausfüllen. Eötvös konnte von jenem Gefühl der Enttäuschung nicht mehr berührt werden, das sich des Ungartums nach Zustandekommen des Gesetzes infolge der von den Nationalitäten geübten, nicht endenwollenden Gravaminalpolitik und ihrer Verschließung vor dem Ungartum immer mehr bemächtigte. Andererseits aber meinte auch diese Gravaminal- und Abschließungspolitik immer neue Rechtstitel daraus schöpfen zu können, daß das vergeblich auf eine geschwisterliche Anpassung harrende Ungartum sich immer weniger bemühte, die im Gesetze den Nationalitäten in Aussicht gestellten Vorteile in der Praxis zu verwirklichen, sondern im Gegenteil gezwungen war, den Vorrang und die Einheit der Staatssprache durch immer neue gesetzliche Verfügungen zur Geltung zu bringen. Daß diese Verfügungen eigentlich nicht im Widerspruch mit dem Grundgedanken des Nationalitätengesetzes stehen, beweist zum Beispiel, — um bei einem aus dem Gebiet des Unterrichtswesens genommenen Beispiel zu bleiben —, daß nach dem Gesetz vom Jahre 1868 die Jünglinge der verschiedenen Nationalitäten bis zum Beginn des akademischen oder Hochschulgrades in ihrer eigenen Sprache unterrichtet werden können. Hierin ist nun das Ungartum des Hochschulunterrichts deutlich anerkannt; und ich frage nun: wäre bei der Jugend



der Nationalitäten eine für die Hochschulstudien genügende Kenntnis der ungarischen Sprache denkbar, wenn die Gesetze nach 1868 den ungarischen Sprachunterricht nicht in allen Volks- und Mittelschulen durch wirksamere Maßnahmen gesichert hätten?

Das Nationalitätengesetz vom Jahre 1868 ist also zweifellos jene Früchte schuldig geblieben, die Eötvös von ihm erwartet hat; die Ursache liegt aber nicht in der Unrichtigkeit seines Grundgedankens, sondern vielmehr darin, daß jener Geist, in dem Eötvös die Nationalitätenfrage auf Grund der völligen Freiheit und Gleichberechtigung zugunsten des Übergewichts des Ungartums zu lösen beabsichtigte und hoffte, in erster Linie bei einem großen Teil der Nationalitäten selbst fehlte, und unter der Wirkung dieser Erfahrung — wir brauchen es nicht zu leugnen — auch beim Ungartum.

Glücklicher waren seine Konzeptionen bezüglich eines großen Teiles der konfessionellen Fragen. Auch hier ging er von den Prinzipien der Freiheit und Gleichberechtigung aus, welche die ungarische Gesetzgebung seitdem auch nie verleugnet, sondern in interkonfessionellen Fragen ihre Konsequenzen in letzter Zeit bis zum äußersten gezogen hat; und gerade in neuerer Zeit gewinnt die praktische Durchführung der Jugendschöpfung Eötvös' und seiner Prinzipiengenossen, des Gesetzartikels XX aus dem Jahre 1848, immer mehr an Raum. Hingegen haben sich bezüglich der Autonomien der Kirchen seine Erwartungen in vieler Hinsicht als illusorisch erwiesen. Die autonome Organisation der Israeliten haben diese selbst bisher durch ihre innere Spaltung vereitelt. Die breite, auf nationale Grundlagen gestützte Autonomie der griechisch-orientalischen Kirche, auf deren Schaffung Eötvös mit so viel Stolz und Freude blickte — und bei der man leider ganz der Interessen der ungarischen Gläubigen der orientalischen Kirche vergaß —, hat sich vom Standpunkt des religiösen Lebens und der Kultur nicht so sehr als fruchtbare Institution, wie vielmehr als wirksames Mittel zum politischen Partikularismus und zur Dienstbarmachung kirchlicher Fonds für politische Zwecke erwiesen. Und endlich steht die katholische Autonomie, die Eötvös — wahrscheinlich unter Einwirkung des etwas überschätzten siebenbürgischen Beispiels — für so leicht realisierbar gehalten zu haben scheint, seit mehr als vierzig Jahren als ungelöstes Problem vor uns.

Unter den Fragen des eigentlichen Unterrichtswesens muß ich in erster Linie von der Volksbildung sprechen, die in der Kulturpolitik Eötvös' einen umso bedeutenderen Platz einnimmt, als er die Lösung dieser Frage zweimal, in den Jahren 1848 und 1868, und jedesmal auf eine andere Art unternommen hat. Sein prinzipieller Standpunkt



war im Jahre 1848 außerordentlich scharf und klar: es sei die Pflicht des Staates, für den allgemeinen Volksunterricht zu sorgen; daraus folgt, daß er die Eltern zwingen kann, ihre Kinder in die Schule zu schicken, anderseits aber verpflichtet ist, den Elementarunterricht zu einem unentgeltlichen zu machen; er hat das Recht, zum Zwecke des Volksunterrichts allgemeine Steuern einzuhoben und den Unterricht zu beaufsichtigen. Dieses Prinzip kam aber in der dem Parlament eingereichten Gesetzentwurf nicht mehr so klar zum Ausdruck; obzwar Eötvös in seiner Rede betonte, daß er die Gemeinschaft der Schule für besser und zweckmäßiger halte, als die konfessionelle Trennung, machte er doch das Zugeständnis, daß, sobald in einer Gemeinde die Zahl der Kinder einer Konfession die Fünfzig überschreitet, für diese eine eigene Schule zu errichten sei.

Die Gesetzentwurf gelangte bekanntlich im August 1848 zur Verhandlung, in kritischen, aufgeregten Zeiten, wo die Aufmerksamkeit sich auf die gefährdete Verfassung und das bedrohte Vaterland richtete, so daß Petöfi in einem Zeitungsartikel gereizt ausrief: «Jetzt könntet Ihr diese Erziehung sein lassen, jetzt, da wir nicht wissen, ob wir jemand zu erziehen haben werden oder nicht!» Nicht eben freudig erledigte das Parlament die Vorlage, die jedoch — infolge der inzwischen eingetretenen Ereignisse — die königliche Sanktionierung nicht mehr erlangen konnte.

Das Volksbildungsgesetz vom Jahre 1868 behielt die prinzipielle Grundlage des Gesetzentwurfes aus dem Jahre 1848 bei, aber die praktische Anwendung des Gesetzes strebte einer wesentlich anderen Richtung zu. Das Gewicht liegt jetzt auf der Gemeinde. Die Gemeinde ist der einzige Faktor, der durch das Gesetz zur Errichtung einer Volksschule verpflichtet ist, ebenso wie die Gemeinde in erster Linie befugt ist, die Bürger zu diesem Zwecke bis zu fünf Prozent ihrer Staatssteuer zu besteuern; ist doch «die Volksschule vor allem eine kommunale Last» und die Rolle des Staates nur die des Helfers: er unterstützt im Notfalle die Gemeinde, kann auch Schulen errichten, wo er es für angezeigt findet. Die Konfessionen haben das Recht, Volksschulen zu unterhalten; und die Verpflichtungen der Gemeinde setzen eigentlich erst dort ein, wo die bestehenden konfessionellen Volksschulen den Bedürfnissen nicht vollkommen entsprechen. Aber der Text des Gesetzes verrät die Hoffnung und das Bestreben, die verschiedenen konfessionellen Schulen in jeder Gemeinde in eine Gemeindeschule zusammenzufassen und für die Zukunft zu verhindern, daß die Kommunen konfessionelle Schulen unterhalten.

Es ist zweifellos, daß Eötvös, indem er die Aufgabe der Gemeinde im Dienste der Schulen bestimmte, die innerhalb der Gesellschaft

wirksamen dynamischen Kräfte, die sich oft über Theorie und Gesetz, ja gegen diese geltend zu machen wissen, verkannt hat. Schon auf Grund des Gesetzes, das in seinen wesentlichsten Bestimmungen eigentlich noch heute zu Recht besteht, hat das praktische Leben eine ganz andere Entwicklung durchgemacht, als er es erwartet hatte. Wer spricht heute von Kommunal Schulen? Außer den Schulen der Hauptstadt halten sie sich nur noch in einigen Städten in ihrer reinen Konfessionslosigkeit, aber die Zahl dieser Schulen hat während der letzten dreißig Jahre — ein Zeitraum, in dem die Gesamtzahl der Schulen wesentlich zunahm — bedeutend abgenommen, da zahlreiche Kommunal Schulen, die noch vor dem 1868er Gesetz bestanden oder ihr Entstehen diesem Gesetze verdanken, darunter Schulen großer ungarischer Städte, seither in staatliche Schulen umgewandelt worden sind. In ihren Folgen ist diese Tatsache nicht zu beklagen, aber es muß festgestellt werden, daß sie einerseits zweifellos in dem völligen Mangel des Sinnes für Schulautonomie wurzelt — und Eötvös hat sich viel Gutes von der Schulautonomie der Gemeinden versprochen —, andererseits jedoch auf den großen Grundfehler der ungarischen Gesellschaft zurückzuführen ist, daß sie alles dem Staate aufbürden möchte. Während der letzten dreißig Jahre zeigt auch die Zahl der konfessionellen Schulen eine Abnahme zugunsten der Zahl der staatlichen Schulen; jener Typus also, den Eötvös nur als Möglichkeit hinstellte und der während seines Regimes gar nicht vertreten war: die staatliche Schule hat seither die größte Expansivkraft bewiesen. Es ist möglich und sogar wahrscheinlich, daß hier fortan eine Änderung eintreten wird, denn alles, was in neuerer Zeit auf dem Gebiete des Volksschulwesens geschehen ist: die Ermöglichung der staatlichen Unterstützung der konfessionellen Volksschulen, die Einführung des unentgeltlichen Unterrichts, präziser gesprochen, die Ablösung der Einkünfte aus den Schulgeldern durch den Staat, die Ergänzung der Gehälter der konfessionellen Lehrer zur Höhe der staatlichen Lehrergehälter — all dies beseitigt je eine Ursache der Vermehrung der staatlichen Schulen und bedeutet notwendigerweise das Zurückweichen der staatlichen Volksschule von der bisherigen, vielleicht gar nicht unnützen Konkurrenz und bringt wahrscheinlich die Entwicklung unser Volksschulwesens in der Zukunft mehr dem 1848er, die konfessionelle Differenzierung begünstigenden Programm des Barons Eötvös, als seinem 1868er, auf die gemeinsame Sache abzielenden Programm nahe.

Ich kann es nicht unerwähnt lassen, daß Eötvös auf dem Gebiete des Volksschulwesens mit nachhaltiger Wirkung und gleich vom ersten Anfang an für die Lehrerbildung sorgte, welche sich, genau

genommen, auch heute noch in dem von ihm geschaffenen Rahmen bewegt; seine Fürsorge erstreckte sich auch auf die Weiterbildung der Lehrer, zu welchem Zwecke er auch eine Zeitschrift gründete; sie erstreckte sich auf den Unterricht der Erwachsenen und auf die Kinderbewahranstalten; die gesetzliche Ordnung der letzteren war bereits von ihm geplant, konnte aber erst nach zwanzig Jahren verwirklicht werden.

Für die höheren Schulen hatte Eötvös ein sehr kühnes und interessantes Reformprogramm vorgesehen, das im April 1870 auch dem Abgeordnetenhaus vorgelegt wurde, dessen Verwirklichung mit der vollständigen Umwandlung der damals auf der Grundlage des noch gültigen Thunschen Organisationsentwurfes stehenden, erst im Jahre 1883 gesetzlich organisierten Mittelschulen (Gymnasien und Realschulen) gleichbedeutend gewesen wäre.

Bei verschiedenen Gelegenheiten betonte er auch die Notwendigkeit, die Realschulen zu vermehren, besonders mit Rücksicht auf die technische Hochschule; doch wünschte er auch die Anzahl der Gymnasien zu erhöhen, und zwar hauptsächlich um dem, von der Regierung den Nationalitäten im Gesetze gegebenen Versprechen gerecht zu werden, was sehr charakteristisch für den Geist ist, in welchem er das Nationalitätengesetz durchzuführen gedachte. Sein Verdienst ist es, daß im Mittelschulunterrichte statt des Klassensystems das Fachsystem heimisch wurde, doch schon am Beginn seiner zweiten Ministerschaft faßte er den Gedanken einer gründlichen Reform der Mittelschule; diese Absicht gelangt nach einigem Schwanken in dem bereits erwähnten Gesetzentwurfe zum Ausdruck.

Dieser Reformentwurf greift einerseits auf das alte ungarische Lyzealsystem zurück und stellt sich gleichsam auf die Grundlage der historischen Entwicklung, andererseits sucht er unverkennbar eine Annäherung an das französische Mittelschulsystem. Der Unterricht auf der mittleren Stufe wäre nach diesem Entwurf vierklassigen Untergymnasien und Unterrealschulen, zweiklassigen Obergymnasien und dreiklassigen Oberrealschulen und dreiklassigen — beziehungsweise für die Übergangszeit zweiklassigen — Lyzeen anvertraut gewesen. Den Untergymnasien und Unterrealschulen sollten Gewerbekurse, den Obergymnasien und Oberrealschulen Handelskurse angeschlossen werden. Die also geplanten Untergymnasien hätten sich von den Unterrealschulen nur durch das Latein unterschieden. Auf der Oberstufe zweigt der humanistische Lehrgang von dem realen schon bestimmter ab, und in den Lyzeen spaltet sich der Unterricht nach dem gewählten Hochschulstudium mannigfach. Die Reifeprüfung läßt der Entwurf fallen, um sie, ganz nach



französischem Muster, durch die Aufnahmeprüfung an der Hochschule zu ersetzen. Die durch dieses System gewährleisteten Vorteile sind also: das Hinausschieben der Berufswahl, die leichtere Korrektur einer verfehlten Berufswahl durch die Ermöglichung eines glatten Übertretens von einem Schultyp in den anderen; die dadurch bedingte mehrfache Gliederung ermöglicht aber auch gleichzeitig die fachmäßigere Vorbereitung auf das höhere Studium; endlich bietet die anstatt der Reifeprüfung einzuführende Aufnahmeprüfung an der Hochschule das Korrektiv des ungleichen Wertes der Mittelschulbildung.

Dieser Reformplan hat sich nicht nur nicht verwirklicht, sondern er ist beinahe völlig der Vergessenheit anheimgefallen. Obwohl in ihm unzweifelhaft sich auch viele lebensfähige Ideen finden, wäre es doch schwer, zu behaupten, daß die Durchführung jenes Reformplanes, dessen sämtliche Schwierigkeiten der Autor vielleicht gar nicht übersehen konnte, unsere Mittelschulen einer gesünderen Entwicklung zugeführt hätte, als jene konservative Unterrichtspolitik, die im Jahre 1883 im Wesen das bestehende System gesetzlich inartikulierte, gleichzeitig aber dafür gesorgt hat, daß die Unebenheiten des Studienniveaus womöglich behoben werden und der Unterricht der ungarischen nationalen Disziplinen erfolgreicher werde.

Die Reform des Hochschulwesens hat Eötvös — man kann sagen — am frühesten beschäftigt. Schon die im Frühjahr 1848 in Budapest anhebenden Bewegungen haben ihm Gelegenheit geboten, mit der Perspektive der Lehrfreiheit der Universitäten auf die öffentliche Meinung beruhigend zu wirken. Noch vor seiner Ministerschaft haben auf seine Initiative die Stände den Gesetzentwurf über die ungarische Universität und die ungarische Lehrfreiheit votiert, der als Gesetzartikel XIX die Sanktion erlangt hat. Sobald Eötvös Minister wurde, arbeitete er auf Grundlage dieses Gesetzes ein Statut über die Regelung des Universitätsunterrichts aus, das jedoch die königliche Sanktion nicht mehr erhielt.

Während seiner zweiten Ministerschaft trachtete er, den höheren Unterricht durch zahlreiche ersprießliche Einzelmaßnahmen vorwärts zu bringen, bis eben die Gesetzgebung die allgemeine Organisation hätte ins Werk setzen können. An demselben Tage — am 7. April 1870 —, an dem er den Gesetzentwurf über die Mittelschulen unterbreitete, reichte er außerdem nicht weniger als drei auf die Hochschulen bezügliche Entwürfe ein, namentlich über die Neuorganisation der Pester Universität, die Errichtung der Kolozsvärer Universität und die Organisation des Josef-Polytechnikums.



Zur Charakterisierung derselben genüge, daß ihr Autor in ihnen den Universitäten die weitestgehende Lehrfreiheit und gleichzeitig Autonomie sichert und durch Ergänzung der Pester Universität mittels einer protestantischen und einer griechisch-orientalischen theologischen Fakultät die Hebung des Bildungsniveaus des Klerus einer jeden Konfession bezweckt. Die Organisation des Josef-Polytechnikums und der Kolozsvärer Universität kam — erstere nicht einmal auf Grund eines Gesetzes — unter den Nachfolgern Eötvös', im Wesen dem Geiste seiner Entwürfe entsprechend, zustande.

Baron Josef Eötvös war nicht nur während seiner Tätigkeit als Minister, sondern sein ganzes Leben hindurch aufs lebhafteste auch für die Künste eingenommen. Ich habe bereits erwähnt, daß er in jugendlichem Alter an der Gründung des «Kunstvereins» teilnahm, in der Zeit des Provisoriums sammelte er im Wege von Subskriptionen Geld zum Ankaufe eines Gemäldes von Berthold Székely für das Nationalmuseum, später veranlaßte er durch die Tagespresse eine Propaganda im Interesse der Ausschmückung dieses Festsaaes unserer Akademie mit monumentalen Wandgemälden. Wir wissen, daß der Ausbau der Leopoldstädter Basilika, deren Katastrophe in seine Ministerzeit fällt, ihm viel Arbeit verursachte und daß die Gesetzgebung auf seine Unterbreitung den Ankauf der Eszterházy-Galerie beschloß, welche der wertvollste Kern unseres von der gesamten gebildeten Welt hochgeschätzten Museums der schönen Künste geworden ist. Auch unserem Unterrichtswesen auf dem Gebiete der bildenden Künste hat er die erste Direktive gegeben durch die von Gustav Keleti in seinem Auftrage als Programm ausgearbeitete Studie. Er hat als Minister die Schonung und Erhaltung unserer Kunstdenkmäler als Postulat unserer Kultur hingestellt, indem er die Notwendigkeit eines diesbezüglichen Gesetzes verkündete, welches einige Jahre nach seinem Tode tatsächlich auch zustande gekommen ist.

Wie hoch er die Interessen der Literatur und der Wissenschaft hielt, habe ich bereits bei der Würdigung seines im Dienste unserer Akademie betätigten Eifers erwähnt. Ihm ist es zum großen Teil zu verdanken, daß die Akademie und die Kisfaludy-Gesellschaft nach der Epoche der Unterdrückung wieder zu neuem Leben erstanden. Nach seiner eigenen Erklärung, daß wir die Völker, zwischen welchen wir wohnen, an Kultur überflügeln müssen, gebührt die erste Stelle naturgemäß der Akademie; doch eben er betonte auch, daß die Entwicklung der Wissenschaft es erfordert, daß mit den verschiedenen Zweigen derselben sich in den verschiedenen Teilen des Landes möglichst viel Individuen, Gesellschaften, Institute befassen und in

dieser Beziehung legt er nicht einmal besonderes Gewicht auf die Sprache der Wissenschaftspflege. Mit größerer Begeisterung und Überzeugung ist in diesem Lande die Macht der Wissenschaft von idealem Gesichtspunkte nie verherrlicht worden, als in der akademischen Eröffnungsrede des Barons Eötvös vom Jahre 1868.

Bei der Wertung der kulturellen Tätigkeit Eötvös' dürfen wir uns nicht bloß auf die von ihm geschaffenen Gesetze und die von ihm hinterlassenen Gesetzentwürfe beschränken. Seine Gesetze erreichten — wie wir gesehen haben — nicht in allen ihren Teilen das Ziel, das er ihnen gesetzt hatte. Die von ihm gegen Ende seiner zweiten Ministerschaft beinahe massenweise der Gesetzgebung unterbreiteten Gesetzentwürfe sind auch heute noch wichtige Denkmäler des Entwicklungsganges unserer Kultur, tragen jedoch in vielen Einzelheiten unstreitig den Charakter der Hast an sich, der auch mehr als einer Gesetzesschöpfung der neuen Reformepoche des Ausgleichs und noch mehr jener des Jahres 1848 anhaftet. Sie machen schier den Eindruck, als hätte ihr Autor auf ihre unmittelbare Verwirklichung gar nicht gerechnet, aber vielleicht im Todesahnen die Zusammenfassung jener Ideen und Prinzipien hinterlassen wollen, die er bei den brennendsten Fragen der Organisation unseres öffentlichen Unterrichts beobachtet wissen wollte.

Bei der Beurteilung der ministeriellen Tätigkeit Eötvös' spielen aus dem Gesichtspunkte unserer Zeit auch seine Regierungsmaßnahmen eine wichtige Rolle, auf deren Detaillierung einzugehen hier unmöglich ist, und der Geist, den er in die oberste Leitung unseres Unterrichtswesens eingeführt und zu dessen Manifestationen er als Schriftsteller und Redner uns einen wahrhaft klassischen Kommentar hinterlassen hat.

Zur Charakteristik seiner administrativen Tätigkeit will ich nur darauf hinweisen, daß es ihm gelungen ist, sich die Mitwirkung von Persönlichkeiten zu sichern, wie Aladár Molnár, Franz Pulszky, Paul Gönczy, Anton Zichy, Karl Szász, Ludwig Markusovsky, Gustav Keleti und Johanna Zirzen. Diese Tatsache war auf die Entwicklung und Leitung unseres weiblichen Unterrichts, unserer Museen, unseres Volksschulwesens, unserer medizinischen, naturwissenschaftlichen und künstlerischen Ausbildung von höherer Wirkung, als alle möglichen Gesetzesparagrafen oder Ministerialerlässe.

Er selbst hat es am besten empfunden, wie sehr im Verhältnisse zum Riesenmaße seiner Aufgabe das Ergebnis brüchig und unvollkommen bleiben mußte, welches er bei all den Schwierigkeiten des Bahnbrechens zu erreichen vermochte. Doch mit weiser und edler Ergebung sah er ein und sprach es auch in einem Brief an seinen Sohn

aus, «wer sich ein Ziel gesteckt hat, um das zu kämpfen sich verlohnt, erreicht wohl dasselbe niemals; aber im Leben ist ja die Hauptsache nicht das Ziel, sondern der Kampf». Und wenn er in einer Rede im Abgeordnetenhouse aus Ärger über eine endlose Budgetdebatte von ungefähr gesagt hat, er habe nichts gestiftet, was das Andenken seines Namens erhalten könnte, setzte er mit Recht gleich hinzu, daß die Zeit seiner ministeriellen Tätigkeit deshalb doch nur für ihn eine verlorene sei, nicht aber für die Nation. Und er konnte mit Recht sagen, daß nach Jahren, wenn auch nicht die zeitgenössischen lauten Kritiker seiner Tätigkeit, so doch bescheidene Schulmeister die Spuren dieser Tätigkeit finden und wahrnehmen werden, daß auch er in ihrem Interesse, im Interesse der Zukunft gearbeitet habe!

Das freilich ist eine überaus bescheidene Einschätzung seiner Arbeit und seiner individuellen Wirkung in der Geschichte unserer Kultur. Eötvös der Schriftsteller, der Gelehrte, der Politiker und Staatsmann vertritt in einer schier beispiellosen Harmonie in seinen Schriften und Taten die Wertschätzung der Wissenschaften und deren sich daraus ergebende Freiheit, die Anerkennung der einzig erobernden Wesenheit der geistigen und moralischen Überlegenheit, die Bestimmung des geistigen Fortschritts, der Kultur, der nationalen Politik als oberstes Ziel, das Fernhalten jedes Vorurteils, jeder Befangenheit, jeder konfessionellen, Rassen- oder gesellschaftlichen Engherzigkeit von der Verwaltung unserer Kultur. So hängt denn die Zukunft der ungarischen Nationalkultur davon ab, ob dieser Geist Eötvös', diese Tradition seines Lebens vom bleibendsten Wert die Leiter unseres öffentlichen Unterrichtswesens immerdar durchdringen wird.

Damit eröffne ich die LXXIII. feierliche Jahresversammlung unserer Akademie.

---

## Baron Josef Eötvös als Redner.

Von Prof. Zoltan von Beöthy <sup>1)</sup>.

**D**IE Kisfaludy-Gesellschaft hat sich heute zum Feste versammelt und hat Sie zu einem Feste geladen. Sie entzündet ein Opferfeuer auf dem Altar der Dankbarkeit und der Pietät mit dem heiligen Wunsche, daß dieses Feuer mit dem Ende der Feierstunde nicht verglimmen, sondern weiter

---

<sup>1)</sup> Eröffnungsrede des Präsidenten, gehalten aus Anlaß der Eötvös-Feier der schönwissenschaftlichen Kisfaludy-Gesellschaft am 1. Oktober 1913.



lohen und unsere Wege beleuchten möge. Das große Jahrhundert unseres nationalen Lebens jährt sich wieder in einem bedeutsamen Datum: wir begehen die hundertste Wiederkehr des Tages, an dem Josef Eötvös geboren wurde. Dieses Jahrhundert der großen Gefühle, der großen Ideen, der großen Werke und der großen Taten besaß einen seiner größten Geister, Inspiratoren und Führer in Eötvös. Wie uns die Geschichte dieses Jahrhunderts den seit tausend Jahren reifenden Geist unserer Nation in seiner glänzendsten Entfaltung, ihre Bestrebungen in machtvoll-klarer Zusammenfassung, ihre ganze geistige und materielle Kraft in unerwarteter Entwicklung, ihr Bewußtsein von ihrem Platze und ihrer Sendung im Leben der Menschheit in scharfer Bestimmtheit darstellt: so verspricht uns diese Epoche, gerade kraft dieses ihres Charakters, zweifellos die reichste Lehre für die Gestaltung unserer Zukunft sowohl im politischen wie auch im gesellschaftlichen und literarischen Sinne. In allen diesen Richtungen geht uns Eötvös als Wegweiser voran, Eötvös, einer der führenden Geister des großen Jahrhunderts, den Graf Stefan Széchenyi den «Meister» seiner Zeit und seiner Nation genannt hatte.

Von seinen Worten und Ideen widerhallen noch die Wände um uns, in denen er sie von der Tribüne des Reichstages, der Akademie und der Kisfaludy-Gesellschaft gesprochen und in die Ferne gesendet hatte. Tiefe Rührung erfaßt mich, da ich eben von dieser Tribüne über ihn sprechen soll, wo er seine größten und wertvollsten Siege errungen hat. Wir Alten haben ihn noch gesehen und gehört, und diese Umgebung zaubert wieder das Bild des großen Redners vor unsere Augen, in dem Energie und Melancholie ebenso eigenartig wechseln, wie in seinem politischen und literarischen Wesen. Wir glauben sein bleiches, leidendes Gesicht wieder zu sehen, das in den größten Erregungen nicht röter, ja noch bleicher wurde; das tiefe Feuer seiner Augen, in denen keine Schärfe, aber umso mehr Tiefe war, als ob er nicht nur in seinen Worten, sondern auch in seinen Augen ununterbrochen seine Seele offenbarte; seine Worte verdolmetschten seine Gedanken, ihre Gefühlsquelle und Gefühlsverbindung seine Augen. Auffallend war der Unterschied zwischen der Vortragsweise seiner politischen und literarischen Reden, nicht sowohl im Tone als vielmehr in Haltung und Gebärden. Bei jenen ist er unruhig, bewegt sich fortwährend, wechselt sogar den Platz, stemmt seinen rechten Arm immer wieder gegen einen unsichtbaren Feind. Bei diesen ist er ruhig, fast bewegungslos. Dort ist er ein Bild des unruhigen Schaffensdranges, der Kampfbereitschaft der Überzeugung, hier ein Bild der Andacht der Gedankenwelt, der Er-



innerung, der hehren Hoffnungen. Dort der Dichter des «Dorfnotärs» auf der Tribüne, hier der des «Kartäusers».

So sahen, so hörten wir ihn vor einem halben Jahrhundert. Auf beiden Tribünen, der politischen und der literarischen, hatte er die ganze Nation zum Zuhörer. Wir sagten damals nicht nur, wir fühlten es auch, daß die Literatur eine nationale Angelegenheit ist; und der Reichstag war nicht nur der Ausdruck des nationalen Willens, sondern auch ein Mittelpunkt der nationalen Bildung. Wir fühlten uns eins in der Gemeinschaft der nationalen Bildung, und an der Spitze dieser Bildung empfanden wir, sahen wir, hörten wir ihn. Er wirkte nicht nur mit der edlen Glut seiner Gefühle, der lebendigen Flut seiner Phantasie, der ernsten und anziehenden Wärme seines Vortrages, sondern auch durch die Erhabenheit seiner Gesichtspunkte, die Tiefe seiner Perspektiven, die reife Fülle seiner Studien und den Reichtum seiner Ideen. Selbst seinen tiefsten Ideengängen gab nicht nur ihre Durchdachtheit, sondern auch ihre Durchfühlt-heit eine seltene Klarheit. Seine wohlgegliederten, mit Bildern und Gleichnissen durchwirkten Perioden empfanden wir, infolge der Reinheit des Gedankens und der Sicherheit des Aufbaues, trotz ihrer Geschmücktheit eigentlich als einfache Sätze. Beinahe unmerklich riß er uns in Höhen, von denen auch unser schwaches Auge weite Fernen überblicken konnte, wo wir die reine und freie Luft der Welt der Ideen atmen durften. Zu seinen Füßen fühlten wir unmittelbar, was uns unsere Schulen und Lehrbücher über ihn schon gelehrt hatten, daß unser großer nationaler Kampf, der uns mit seinen unmittelbaren Folgen umgab und dessen Erinnerungen in unserer Phantasie schwirrten — daß dieser große nationale Kampf in Eötvös einen Generalstabschef besessen hatte, in dessen Geist ein großer Teil der Gedanken, Ideen und Pläne geboren und gereift war, die unsere Feldherren zum Siege führten.

Es gereicht uns zur Ehre und bleibt uns auch für die Zukunft eine stärkende und richtunggebende Erinnerung, daß die ungarische Politik des großen und ruhmreichen Zeitalters unseres nationalen Lebens, die Politik der Reform- und Ausgleichsära zum bedeutenden und bezeichnenden Teile Kulturpolitik gewesen ist. Im achtundvierziger Kabinett sitzen sechs, im siebenundsechziger fünf Schriftsteller oder Gelehrte. Dieser charakteristische Zug unserer Politik ist am stärksten in Eötvös verkörpert. Wie für diese Richtung des nationalen Lebens die erste große, die Entwicklung einleitende Tat, die Begründung der Akademie (1825), gleichsam von symbolischer Bedeutung ist: so sind für die Laufbahn und den Einfluß Eötvös' die Worte sinnbildlich, mit denen er das Magnatenhaus betritt und

die die Aufgaben der Gesetzgebung um die Erziehung als Aufgaben hinstellen, die von größter, alle übrigen Aufgaben überragender Wichtigkeit sind. Der Dichter, dessen ungarische Seele seine Studien, seine Lebenserfahrungen, seine im Auslande gewonnenen Eindrücke mit der gährenden Ideenwelt der Menschheit durchtränkt haben, dessen ungarischen Verstand der Geist des denkenden, fortschreitenden Westens erfüllt hat: er wirkte mit dieser Welt der Gedanken und Gefühle auf unsere Entwicklung. Er stand hinter den großen Heroen des Zeitalters, hinter Széchenyi, Kossuth und Deák, doch er stand mit inspirierender Kraft hinter ihnen. Er ist es, der das System Széchenyis mit der Weisheit des Humanismus und der Liebe durchdringt; er, der den zentralisierenden Reformideen und Formeln der Doktrinäre mit der Glut seiner Gefühle, seiner Begeisterung und seines Spottes die Nation erobert; er, der die Politik Deáks, die Notwendigkeit des Ausgleichs für uns und Österreich aus dem erhöhtesten Standpunkte, aus dem des europäischen Staatensystems, beleuchtet; er, der die Sicherheit, die Beständigkeit, die Entwicklung der politischen Erfolge Andrássys in den neuen Institutionen des ungarischen Erziehungs- und Bildungswesens zu begründen sucht. Er ist es endlich, der die Philosophie der Leitideen unserer Entwicklung und ihre Lehren für den Staat, die Gesellschaft und das Individuum in den «Herrschenden Ideen des 19. Jahrhunderts» niederlegt.

Wenn wir die Geschichte unseres Geisteslebens durchblättern, finden wir niemand, dessen Wesen von einer solchen Höhe des Gedankens und einer solchen Tiefe des Gefühls bei so inniger Durchdringung der beiden charakterisiert würde; niemand, in dem Dichter, Gelehrter und Philosoph so innig verwachsen wären; niemand, der mit dem Schwarme seiner Gedanken so abseits gestanden und auf die Entwicklung dennoch eine so allgemeine Wirkung ausgeübt hätte. Mit dem geistigen Leben, der Staatswissenschaft, der Philosophie, der Dichtung des Westens scheint niemand in innigerem und engerem Zusammenhange zu stehen, aber auch niemand in einem bedeutsameren Zusammenhange mit jener ungarischen Überlieferung, die uns die in der Fremde gesammelten Schätze zum Besten unserer Nation zu verwerten heißt. Eötvös ist ein Vertreter der Kultur, doch einer Kultur des Geistes und des Herzens zugleich. Mit seinen Kulturbestrebungen will er nicht nur Wissen und Kraft, sondern auch Beruhigung und Glück schenken, mit seiner Philanthropie nicht nur Hilfe und Almosen, sondern Wahrheit, Recht und Kraft. Wer in den Bewegungen, in der Entwicklungsgeschichte von Eötvös' Zeit nur ein wenig beschlagen ist, wird den Geist einer solchen Kultur,

einer solchen Philanthropie, wie er sich in Eötvös verkörperte, an der Spitze der Zeit, unter ihren Bewegkräften erblicken. So steht Eötvös vom 26. Februar 1840 an, da er seine Jungfernrede im Magnatenhause mit der Behauptung beginnt, daß es unter den Rechten und Pflichten der Gesetzgebung «keine einzige gebe, deren Erfüllung für die Nation segensvoller, deren Versäumung verhängnisvoller wäre als jene Pflicht und jenes Recht, das der Gesetzgebung auf die Ordnung des Erziehungswesens eingeräumt ist» — so steht er bis zu seiner letzten Rede am 9. Mai 1870 da, in der er zu einer Organisationsfrage unserer Universität Stellung nahm. Die Fragen selbst, die ihm am meisten am Herzen liegen, die er in seinen Reden am häufigsten behandelt, die er in seinen Flugschriften und Artikeln mit Vorliebe erörtert, in deren Lösung ihm der mächtigste Anteil zufällt, — diese Fragen selbst: Religionsfreiheit und gemischte Ehen, Emanzipierung der Juden, Verbesserung der Gefängnisse und Strafgesetz, Redefreiheit und das System der Instruktionen, ungarische Sprache und Nationalität, Volksvertretung und verantwortliche Regierung, der Ausgleich und vor allem und über alles die Frage des Erziehungswesens: sie alle verleihen vielleicht schon allein durch ihre Natur dieser Kulturharmonie in seiner Seele und auf seinen Lippen Ausdruck. Wie er in den Fragen der Volksvertretung und der verantwortlichen Regierung von seinen staatswissenschaftlichen Studien ausgeht, doch diese Studien in seinen Schriften «Reform» und «Unsere Aufgaben» aus seiner Vaterlands-, Freiheits- und Menschenliebe ihr Leben und ihre Belebungskraft ziehen: so bleibt auch seine Stellungnahme und Beweisführung in der Sache der Juden nicht im Rahmen der allgemeinen Phrasen einer humanen Sentimentalität, sie schöpft vielmehr ihr wahres Gewicht und ihre überzeugende Kraft aus den Kulturquellen der Geschichte und Völkerpsychologie. In allen Zeiten, unter allen Umständen dürfen die Nationen der Vorsehung für ihre großen Geister am dankbarsten sein. Welch ein Segen jedoch ein leitender Geist von diesem Wesen und Inhalt, welch ein Segen Josef Eötvös unserer Nation unter den kritischsten Umständen unserer nationalen Umgestaltung gewesen, das fühlen wir, wenn wir bedenken, daß unsere Kämpfe um nationale und menschliche Rechte gleichzeitig ausgefochten werden mußten, und in wie hohem Grad es bei der Dürftigkeit unserer materiellen Hilfsmittel der Kraft des Geistes bedurfte.

In seinen Abhandlungen wie auch in seinen Polemiken geht er am liebsten von allgemeinen Thesen und Ideen, den Ergebnissen seiner Studien und seines Denkens aus, die geeignet sind, seinen Gegenstand und seine Auffassung zu beleuchten und zu motivieren.



Von ihrer Höhe senden sie den in Frage stehenden Dingen des Lebens, den praktischen Details Strahlen des Lichts und der Wärme zu. Dieses Licht herrscht durch den Glanz seiner Ideen noch in der Erörterung, in der Diskussion der verwickeltsten Fragen; diese Wärme breitet er sozusagen über alle Dinge, über die er spricht, zumindest als den Schein, daß er mit ganzer Seele, mit dem ganzen Ernst seiner Überzeugung bei der Sache ist. Die Reinheit und Tiefe seiner Begeisterung meiden eher die pathetischen Phrasen, als daß sie sie suchen würden; in seinen Reden scheint er selbst seine dichterische Phantasie zu zügeln. Nie reißt ihn die Hitze der Polemik fort, sondern sein Gegenstand inspiriert ihn. Er ist ein Schüler Kőlcseys im Geist und in der Form; doch er bereichert dann und wann den Kreis der Gedanken und Ausdrücke der klassischen Rhetorik durch seine Melancholie. Er liebt die Perioden, doch in ihren am wenigsten verwickelten, am leichtesten überblickbaren Konstruktionen, und in einem wenn auch nicht immer präzisen, doch immer lichtvollen Aufbau. Der Charakter des überströmend Oratorischen ist, wie allen seinen Prosaschriften, so freilich auch seinen Reden aufgeprägt, doch dieser Strom führt stets Gedanken und Gefühle mit sich. Ich kenne eine einzige kurze Rede von ihm, in der mir ein anderer Geist zu pulsieren scheint: er hielt sie über die «Verteidigung des Vaterlandes» am 25. September 1848. Der Gegenstand, die Situation und die gewaltige Persönlichkeit Kossuths scheinen ihn für einen Augenblick in dessen Bannkreis gezogen zu haben: er ist knapp, sentenziös und leidenschaftlich. Wenn sonst sein Zorn die Formen der Satire sucht und seine Bitterkeit ihn in ironische Stimmung versetzt, gemahnt die Art seines Ausdrucks mit dem verwickelteren Aufbau der Sätze, ihren Einschaltungen, ihren vorbereiteten und zurückgehaltenen Effekten an zahlreichen Stellen seiner Reden, mehr aber noch in seinen Flugschriften und Artikeln manchmal an den Stil der englischen Humoristen. Ein interessanter Zug, daß die bei ihm nicht häufig vorkommenden, doch umso öfter angeführten achtloseren Konstruktionen und Fremdartigkeiten immer in den belangloseren Partien seiner Reden zu finden sind; die Kraft seiner Gedanken und Gefühle findet immer die präziseste und effektivste Form.

Seine Rednerkunst steigt am höchsten, seine charakteristische Melancholie ist am wärmsten, sein Pathos am beflügeltesten, seine Phantasie am lebhaftesten, selbst seine Sprache am reichsten in seinen Denkrede. Er würdigt und beweint in ihnen seine Meister, Freunde und Arbeitsgenossen, die, die ihm in seinem liebsten Ungarn, dem Ungarn der Kultur, am innigsten ans Herz gewachsen waren.



Ihre Grundstimmung ist immer die der Trauer, des Schmerzes um den Verlust; doch durch den Trauerflor werden unsere Augen von den Juwelen der starken Gedanken, den wasserklaren Perlen der tiefen Gefühle, den Blumen der Bilder gleichsam geblendet. Die Denkrede hat, seit Kölcsy sie begründete, drei Formen in unserer Literatur entwickelt. Die eine stammt von Kölcsy selbst: die Darstellung und Würdigung der Leitideen einer Laufbahn in rhetorischer Form. Die andere, die Franz Toldy entwickelt hat und die in unseren akademischen Kreisen die meisten Anhänger zählt: die Biographie in rhetorischer Form. Die dritte, deren Meister Paul Gyulai ist: das Charakterbild in rhetorischer Form. Eötvös ist der Schüler Kölcsys und es scheint, als ob seine Seele die erhabensten Gedanken der «Parainesis» jenes großen Schriftstellers stets widerhallen würde. Er stellt die Lehre einer großen Laufbahn in einer Leitidee auf und prägt sie uns in Herz und Kopf ein; er läßt ein Grundgefühl seine Reden entlang tönen: den stolzen und adeligen Schmerz des trauernden Schülers, Freundes, Arbeitsgenossen und überall auch noch des Patrioten. Unter diesen Reden gibt es eine, die eine ewige Perle unserer Literatur bleibt: die Rede, in der er 1843 das Andenken des am Himalaya verstorbenen großen ungarischen Forschungsreisenden Alexander Körösi-Csoma feierte. Die ungarische Vaterlandsliebe hat gewiß keine an Ideen reichere, im Bilderschmuck glänzendere, in Charakterisierungskraft kondensiertere, im Gefühl rührendere Prosa-Apologie gefunden, als diese Rede, die wir Gymnasiasten des Landes — oh, es waren andere, ganz andere Zeiten! — einst alle auswendig gewußt haben. Ich wage es herauszusagen, daß unsere ganze reiche rhetorische Literatur kein einziges Produkt aufzuweisen vermag, das Rhetorik und Dichtkunst in der Glut des Gefühls und der Phantasie so verschmolzen zeigte, wie diese wunderbar poetische Rede oder dieses rhetorische Gedicht.

Er sprach aus der tiefsten Tiefe seines Herzens, und in der Liebe, die seine Worte durchglüht und durchglänzt, fühlte sich seine Seele eins mit der Seele seiner Zeit und seiner Nation. Diese Liebe durchdrang alle seine Gedanken, Studien und Theorien. Mit seinem Geist und seiner Kultur gehörte er zu jenen großen Führern seiner Zeit, deren ganze glorreiche Reihe sehr hoch über dem allgemeinen Bildungsniveau der Nation gestanden hat. Und dennoch konnten sie auf diese Nation wirken, konnten mit ihr sogar siegen. Das heilige Geheimnis des Problems ist einzig darin zu suchen, daß sie alle an der Gefühlswelt der Nation teil hatten. Hierin ist vielleicht die größte Lehre eingeschlossen, mit der Eötvös die politischen, sozialen und kulturellen Bestrebungen unserer Gegenwart bestrahlt.

Am Tage der hundertsten Wiederkehr seiner Geburt huldigen wir mit Ehrfurcht und Dankbarkeit dem Andenken des einstigen großen Präsidenten unserer Gesellschaft. Die Huldigung des Jahrhunderts wird sicherlich in die Huldigung der kommenden Jahrhunderte des ungarischen Geistes übergehen. Er sagte es selbst, daß «das Denkmal der Zeit trotzte, das man sich selbst errichtet hat».

## Ein neues griechisch-katholisches Bistum in Ungarn und die ungarländischen Rumänen.

Von **Eugen v. Szabó**, Präsident der Landeskommission der griechisch-katholischen Ungarn, Mitglied des ungarischen Magnatenhauses.

**D**IE mit königlich-apostolischer Gründungsurkunde vom 6<sup>ten</sup> Mai 1912, bzw. laut der mit den Worten «Christifideles graeci» beginnenden päpstlichen Bulle vom 8. Juni 1912 erfolgte Errichtung eines Bistums für die griechisch-katholischen Ungarn mit dem Sitze in Hajdudorog erregte auch im Auslande insofern ein gewisses Aufsehen, als ein Teil der in diese neue Diözese eingeteilten Kirchengemeinden aus der, unter dem absolutistischen Regime im Jahre 1853 gegründeten rumänischen Kirchenprovinz entnommen wurde, weshalb die Rumänen, welche diese Kirchenprovinz gewissermaßen als ein national-politisches Territorium hinzustellen bestrebt waren, sich nicht nur in der heimischen, sondern auch in der Auslandspresse mit großer Vehemenz beschwert haben, daß ihnen sowohl von Seite des apostolischen Königs von Ungarn, als auch von Seite der römischen Kurie Unrecht geschehen sei.

Zweck dieser Zeilen ist, auf Grund geschichtlicher und statistischer Daten in möglichster Kürze darzulegen, daß diese Beschwerde über alle Maßen übertrieben, wenn nicht überhaupt ganz und gar unberechtigt ist.

Es ist allgemein bekannt, daß die überwiegende Mehrheit der ungarischen Nation der römisch-katholischen Kirche angehört. Die Anhänger der griechisch-unierten und nicht-unierten Kirche des Landes gehören hingegen in ihrer überwiegenden Mehrheit solchen Volkselementen an (Ruthenen, Rumänen und Serben), welche erst nach der Tatareninvasion, bzw. nach dem Zurückdrängen der Türkenherrschaft sich in den entvölkerten nordöstlichen und südöstlichen Grenzgebieten des Landes angesiedelt haben.

Alle diese Volkselemente haben bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, ohne Rücksicht auf ihre Nationalität, die sogenannte bulgarisch-slawische oder altslawische Kirchensprache gebraucht, welche jedoch ihre letzte Redigierung in Rußland erhielt und daher allgemein als russisch (orosz) bezeichnet wird. Die Richtigkeit dieser Bezeichnung erhellt unter anderen auch daraus, daß nach der Kanonisierung der Munkácsér Diözese, als Königin Maria Theresia im Jahre 1773 für die ungarländischen Ruthenen besondere Kirchenbücher herauszugeben beabsichtigte, der diesbezüglich zur Äußerung aufgeforderte gelehrte Bischof Andreas Bacsinszky sich dahin aussprach, daß diese Kirchenbücher in der literarischen russischen Sprache (*Idiomate slavo-russico litterali*) mit cyrillischen Buchstaben herauszugeben seien.

Seit etwa 250 Jahren sind jedoch die ungarländischen Rumänen zu ihrer eigenen Kirchensprache übergegangen. Der erste Impuls hierzu ist von den siebenbürgischen Fürsten Gabriel Bethlen und Georg Rákóczi ausgegangen, welche aus politischen Rücksichten die russische Sprache zu verdrängen und im rumänischen Volke durch die Einführung der Volkssprache dem Protestantismus den Weg zu ebnen suchten. Die slawisch gesinnten Geistlichen der damals noch ausnahmslos im Schisma befindlichen Rumänen nahmen ursprünglich diesen Impuls mit Widerwillen auf, im Jahre 1700 trat jedoch ein großer Teil derselben in die römische Kirche zurück, und zur Stärkung ihres Katholizismus nahmen die mit dieser Angelegenheit betrauten ungarischen Jesuiten ebenfalls für die rumänische Kirchensprache Stellung. Dies hatte zur Folge, daß nach und nach nicht nur unter den unierten, sondern auch unter den nicht-unierten Rumänen die eigene Kirchensprache allgemein wurde, und so ist es eine geschichtliche, jüngst auch durch einen rumänischen Kirchenfürsten im ungarischen Magnatenhause öffentlich anerkannte Tatsache geworden<sup>1)</sup>, daß zum Entstehen der rumänischen Literatur und hiermit zur Entwicklung der rumänischen Nationalität die Bibelübersetzungen des Fürsten Georg Rákóczi den ersten Grund gelegt und ungarische Jesuiten diesen Grund erweitert und befestigt haben.

Die Verleihung des ungarischen Adels war nie an die römisch-katholische oder an die protestantische Religion gebunden, in denselben wurden von Zeit zu Zeit auch Anhänger der beiden griechischen Kirchen aufgenommen, wodurch sie zu Ungarn geworden sind, auch wenn sie ihre alte Religion weiter beibehielten, was allerdings

---

<sup>1)</sup> Rede des Bischofs von Szamosujvár Bazil Hosszú in der Magnatenhaus-Sitzung vom 20. Juni 1913.



nur in den seltensten Fällen geschah. Das gemeine Volk wurde jedoch bis zur Aufhebung der Fronbauerschaft (*jobbágy*ság) nicht nach seiner Nationalität, sondern bloß nach der Religion klassiert, und da im allgemeinen Gebrauche die amtliche Klassierung als schwerfällig erschien, so ist es in der Weise, wie z. B. die Protestanten helvetischer Konfession sich selbst heute noch mit Vorliebe Anhänger der «ungarischen Religion» nennen, allgemein geworden, die Anhänger der griechisch-katholischen und griechisch-orientalischen Kirche nach ihren Kirchensprachen kurzweg als Ruthenen, bzw. Russen (*oroszok*), Rumänen, bzw. Walachen (*oláhok*) und Serben (*rácok*) zu bezeichnen. Hierdurch ist in Ungarn das eigentümliche Vorurteil entstanden, daß, wer der griechisch-katholischen oder der griechisch-orientalischen Kirche angehört, seiner Nationalität nach Ruthene, Rumäne oder Serbe sei, keineswegs aber Ungar sein könne. Daß dieses Vorurteil so allgemein wurde, hat seine Erklärung darin, weil dasselbe einerseits von den beiden herrschenden Kirchen, insbesondere seitens der protestantischen Kirche aus Engherzigkeit immer nur genährt, anderseits aber seitens der beteiligten Nationalitäten zu ihrem eigenen Vorteil rücksichtslos ausgenützt wurde.

Demgegenüber ist es eine feststehende Tatsache, daß es nicht nur in der griechisch-katholischen, sondern auch in der griechisch-orientalen Kirche Ungarns seit jeher viele Ungarn gegeben hat, die sich seit dem Erwachen ihres Nationalgefühls «Altgläubige Ungarn» genannt haben. Selbstverständlich mußte das oben erwähnte Vorurteil insbesondere das Gedeihen der griechisch-orientalen, aber nicht minder auch der griechisch-katholischen Ungarn im höchsten Grade beeinträchtigen. Es wirkte daher als Überraschung, als es sich nach der Volkszählung im Jahre 1900, bei welcher Gelegenheit die sprachliche Einteilung der einzelnen Konfessionen das erstemal durchgeführt worden war, herausstellte, daß die Anzahl der griechisch-katholischen Ungarn noch immer rund 245000 betrage und es außerdem unter den übrigen griechisch-unierten Katholiken nahezu die gleiche Anzahl gebe, welche nebst ihrer ruthenischen und rumänischen Muttersprache auch ungarisch sprechen.

Die Bezeichnung «Altgläubig» deutet schon an und für sich darauf hin, daß es im ungarischen Volke seit jeher Anhänger der orientalen Kirche gegeben hat. König Stephan der Heilige hat sich allerdings der römisch-okzidentalen Kirche zugewendet, aber unter seinen Vorfahren ist schon ein bedeutender Teil des Ungartums durch griechische Missionäre zum Christentum bekehrt worden. Unter dem Königshause der Árpáden war der Gegensatz zwischen der okzidentalen und orientalen Kirche noch nicht ausgebildet und wurden auch



die zur orientalischen Kirche gehörenden Ungarn vielfach begünstigt; so hatte z. B. selbst Stephan der Heilige in Veszprém ein griechisches Nonnenkloster gegründet, und ebenso ließ König Andreas I. in der Nähe von Visegrád ein Kloster für griechische Mönche gründen. Dieser Zustand dauerte auch nach dem im Jahre 1054 erfolgten Ausbruche des Schismas fort, da die der orientalen Kirche angehörenden Ungarn sich diesem Schisma überhaupt nicht angeschlossen hatten. Der Sitz der griechisch-katholischen Ungarn lag zumeist, wie auch heute, an der mittleren Theißgegend und der mittleren Marosgegend und ihre Anzahl mußte recht bedeutend sein, denn nur so ist es zu erklären, daß im Jahre 1204 König Emmerich dem Papst Innozenz III. den Vorschlag machte, für dieselben ein besonderes Bistum zu errichten, was jedoch auf Widerraten des Großwardeiner Bischofs unterblieb.

Der Ursprung des ersten ungarischen Sprachdenkmals, der sogenannten Grabrede (Halotti beszéd), ist zwar noch immer nicht ganz klargestellt, dieselbe stimmt jedoch wortwörtlich überein mit den einschlägigen Stellen jener Gebete, welche in den griechischen Kirchenbüchern für das Begräbnis der Mönche vorgeschrieben sind. Höchst wahrscheinlich ist es jedenfalls, daß die altgläubigen Ungarn vor der Tatareninvasion nebst der griechischen auch ihre eigene Sprache als Kirchensprache benützt haben.

Tatsache ist es andererseits, daß nach der Tatareninvasion, durch welche zumeist die Theiß- und Marosgegenden verwüstet und entvölkert wurden, von altgläubigen Ungarn weder in den öffentlichen noch in den privaten Urkunden und sonstigen Chroniken eine Spur mehr zu finden ist, welcher Umstand selbst manche ungarische Gelehrte dazu veranlaßte, die altgläubigen Ungarn von heute überhaupt als magyarisierte Ruthenen und Rumänen hinzustellen. Es soll auch nicht geleugnet werden, daß im Laufe der Zeit auf der ungarischen Tiefebene viele eingewanderte Ruthenen und Rumänen zu Ungarn geworden sind. Dieser Entnationalisierungsprozeß mußte aber zufolge der bekannten Assimilierungskraft der slawischen und rumänischen Kirchensprache in viel größerem Maße zu Lasten des Ungartums erfolgt sein und der Umstand, daß nach der Tatareninvasion sämtliche Bekenner der orientalen Kirche nach ihren Kirchensprachen genannt wurden, beweist nicht mehr und nicht weniger, als daß die übriggebliebenen altgläubigen Ungarn unter die kirchliche Oberhoheit der unmittelbar nach dieser Invasion eingesiedelten Ruthenen und Rumänen geraten sind und auch ihre Kirchensprache übernommen haben.

Nur durch den Mangel ihrer eigenen kirchlichen Organisation ist

es zu erklären, daß zur Zeit der kirchlichen Union im Jahre 1648 bzw. 1700 von griechisch-katholischen Ungarn keine Erwähnung geschah. Aber selbst zugegeben, daß die direkte Abstammung der heutigen griechisch-katholischen Ungarn aus der Árpádenzeit strittig sein mag, das große Alter dieses Teiles des Ungartums beweist auch die Tatsache, daß die erste — uns bis jetzt bekannt gewordene — ungarische Übersetzung der heiligen Messe des Chrysostomus<sup>2)</sup> aus dem Jahre 1795, daher aus einer solchen Zeit datiert, in welcher die ungarische Gesetzgebung die allerersten Schritte getan hatte, um den Übergang von der lateinischen Amtssprache zur ungarischen vorzubereiten. Den Umstand aber, daß altgläubige Ungarn nicht nur im ruthenischen, sondern auch im rumänischen Kirchenbereiche seit jeher existiert haben, beweist nichts besser, als die Tatsache, daß in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts selbst ein rumänischer Bischof (Johann Leményi, Bischof von Fogaras) es für seine oberhirtliche Pflicht erachtet hat, die Einführung der ungarischen Kirchensprache für seine ungarischen Gläubigen in Vorschlag zu bringen, welcher Vorschlag damals nur aus dem Grunde nicht angenommen wurde, weil die kirchliche Oberbehörde so informiert war, daß die Rumänen selbst sich nicht einer lebenden, sondern einer toten Kirchensprache bedienen<sup>3)</sup>. —

Es ist nicht ohne Bedeutung, daß bei den ungarländischen Rumänen ein gut Drittel der geistlichen und zivilen Intelligenz ungarische Namen trägt. Es wäre übertrieben zu sagen, daß dieser Teil der rumänischen Intelligenz ausnahmslos ungarischer Herkunft sei; ich wage jedoch zu behaupten, daß, seitdem die Mission des historischen

<sup>2)</sup> Der authentische Text dieser aus der Feder des Theologieprofessors Georg Kricsfalussy stammenden und dem seinerzeitigen Bischof Andreas Bacsinszky gewidmeten Übersetzung ist im Anhang jener Sammlung erschienen, welche unter dem Titel: «A görög katolikus magyarság utolsó kálváriautja» («Der letzte Kalvarienweg der griechisch-katholischen Ungarn») jüngst herausgegeben wurde.

<sup>3)</sup> Aus der Renaissancezeit der ungarischen Nation könnten wir noch mehrere ähnliche Tatsachen anführen, wir wollen uns jedoch hier nur auf den rumänischen Kirchenbereich beschränken und auch hier nur auf eine interessante Inschrift in der Kirche der Kirchengemeinde Makó hinweisen, welche dort noch vor kurzem zu lesen war, seit einiger Zeit jedoch aus naheliegenden Gründen übertüncht wurde. Diese Kirche wurde nämlich auf Kosten der Königin Maria Theresia restauriert, und für diese königliche Munifizenz bedankten sich die dortigen Gläubigen expressis verbis als solche, «Ihrer Majestät ewig treue ungarische Griechisch-Katholiken, welche bei dem wahren (tiszta) griechischen Ritus von Anfang her unentwegt ausgehalten hatten.» Interessant ist diese Inschrift auch als Beweis dafür, daß schon damals das Bewußtsein der nationalen Zugehörigkeit auch unter den, im rumänischen Kirchenbereiche lebenden griechisch-katholischen Ungarn sich zu regen begann, und zwar nicht ohne bitteren Beigeschmack verratenden Hinweis darauf, wie schwer ihnen das Aushalten bei ihrem Ritus gemacht wurde.

Adels auch in Ungarn durch die Intelligenz übernommen worden, für die einheitliche Ausgestaltung dieser Intelligenz nichts so verhängnisvoll war, als das besagte Vorurteil, welches zur Folge hatte, daß die aus dem Schoße der ungarischen Gläubigen emporstrebenden intelligenten Elemente entweder zur römisch-katholischen bzw. protestantischen Religion, oder aber — und wohl in bedeutend größerem Maße — ins Lager der Nationalitäten übergetreten sind. Das ungarische Landvolk blieb, insbesondere im rumänischen Kirchenbereiche, bis auf die allerneueste Zeit ohne jegliche Intelligenz, unter deren Leitung es sich seiner Rechte und nationalen Eigenart bewußt geworden wäre. Und wenn wir überdies auch noch den großen Konservatismus der Kirche und Kirchenväter in Betracht ziehen, so genügt es auch nur auf die beiden zuletzt zitierten Tatsachen hinzuweisen, um das große Alter des griechisch-katholischen Ungartums zu erhärten, denn diese geschichtlichen Tatsachen wären unmöglich gewesen, wenn sowohl in dem slawischen, als auch in dem rumänischen Kirchenbereiche ungarische Gläubige nicht seit jeher in großer Anzahl vorhanden gewesen wären. Es ist daher einfach lächerlich, wenn die Rumänen die Existenz der griechisch-katholischen Ungarn als ein Produkt der Magyarisierungspolitik neuerer Zeit hinstellen und die historische Berechtigung einer besonderen Diözese für dieselben in Zweifel ziehen.

Es würde zu weit führen, die Leidensgeschichte der altgläubigen Ungarn unter der absolutistischen Regierung und auch seither genau zu erzählen. Es war ein großer Schlag für dieselben, als im Jahre 1853 die rumänischen Bistümer aus dem Verbande der, dem Fürstprimas von Ungarn unterstehenden Metropolitan-Erzdiozese von Esztergom (Gran) ausgeschieden und in einer eigenen Kirchenprovinz vereinigt wurden, wodurch die dortlebenden altgläubigen Ungarn vollends der Rumänisierung preisgegeben waren. Wie rücksichtslos diese Rumänisierung in Angriff genommen wurde, erhellt daraus, daß den ungarischen Gläubigen die Kirchengesänge ausschließlich in rumänischer Sprache gestattet wurden, noch mehr aber daraus, daß unter dem Prätexte, wonach die rumänische Sprache die liturgische, daher eine heilige sei, ungarische Schulkinder in den Volksschulen ungarischer Kirchengemeinden, ja selbst in staatlichen Volksschulen den Katechismus in rumänischer Sprache lernen mußten. Auf erfolgte Reklamationen gab man scheinbar im katholischen Sinne immer nur die Antwort, daß, wer damit nicht zufrieden sei, zum lateinischen Ritus übergehen möge; aber diese Antwort war nur scheinbar katholisch, denn die griechisch-katholischen Ungarn wohnen zumeist inmitten der protestantischen Bevölkerung,



und es ist Tatsache, daß z. B. im sogenannten Széklerlande einst blühende ungarische Kirchengemeinden heute entvölkert dastehen, da das Gros der Gläubigen zumeist zum Protestantismus übergetreten ist.

Noch größer war jedoch der Schlag, welchen die unkluge Politik des im Jahre 1868 in Hajdudorog errichteten Exekutiv-Komitees dem altgläubigen Ungartum beibrachte. Nach Wiederherstellung der Verfassung hielten nämlich 52 ungarische Kirchengemeinden in Hajdudorog einen Kongreß ab, in welchem, da die unter dem absolutistischen Regime zum Nachteile Ungarns durchgeführte Absonderung der griechisch-katholischen Kirche nach Nationalitäten nicht mehr rückgängig gemacht werden konnte, der Beschluß gefaßt wurde, die Errichtung einer besonderen ungarischen Diözese mit ungarischer Kirchensprache zu erwirken. Leider hatte sich das von diesem Kongresse betraute Exekutiv-Komitee wegen Mangel an eigenen, zur Leitung der Bewegung geeigneten Elementen der Leitung protestantischer Politiker anvertraut, was zur Folge hatte, daß im Jahre 1896, als die gesamte ungarische Nation die tausendjährige Feier der Landnahme beging, zu gleicher Zeit nicht nur die bereits seit einem halben Jahrhundert eingebürgerte ungarische Liturgie seitens der römischen Kurie peremptorisch verboten, sondern auch seitens der ungarischen Regierung die Errichtung eines besonderen Bistums abgelehnt, bzw. insolange vertagt wurde, als die ungarische Kirchensprache seitens der römischen Kurie genehmigt sein würde.

Zufolge des hiermit vorgeschriebenen Prius hatte sich die inzwischen herangewachsene Intelligenz der griechisch-katholischen Ungarn in einer Landeskommission mit dem Sitze in Budapest vereinigt, und die von derselben im Jahre 1900 arrangierte und unter der Oberleitung des Eperjeser Bischofs Dr. Johann von Vályi abgehaltene große Pilgerfahrt nach Rom hatte den Erfolg, daß seitens der römischen Kurie die Zusage gemacht wurde, das Verbot der ungarischen Kirchensprache vom Jahre 1896 einer Revision zu unterziehen.

In der Tat ist es mit größter Dankbarkeit anzuerkennen, daß die römische Kurie das befürwortende Einschreiten unserer Diplomatie mehr als zehn Jahre mit Geduld, leider vergeblich, erwartete, ohne auf der strikten Durchführung des Verbotes vom Jahre 1896 zu bestehen: Der Ausbruch der parlamentarischen Obstruktion und die hierdurch erzeugte Verstimmung zwischen der Krone und der Nation gibt die genaueste Erklärung dafür, daß dieses Einschreiten unterblieb. Die Landeskommission wurde nicht nur seitens der Rumänen, sondern unvorhergesehenerweise auch seitens der Ruthenen bzw.



seitens jener Sct. Basil-Gesellschaft schwer angegriffen, welche für dieselben noch unter dem absolutistischen Regime durch den Russo-philen Adolf Dobransky in Ungvár gegründet und von Bischof Julius Firczák im Jahre 1895 rekonstruiert wurde. Dem damaligen Ministerpräsidenten Koloman von Széll gelang es, die letztere Gesellschaft in gütlichem Wege zur Auflösung zu veranlassen und überhaupt der Zeitungspolemik ein Ende zu machen; doch erteilte er auch uns den Rat, bis zur Beendigung der parlamentarischen Obstruktion jede Agitation einzustellen. Infolgedessen mußte sich die Landeskommision darauf beschränken, in Budapest eine ähnliche Missionskirche für die griechisch-katholischen Ungarn zu errichten, wie eine solche auch in Wien für die Ruthenen seit langer Zeit besteht. Die Errichtung dieser Missionskirche erfolgte im Jahre 1905, wobei wir jedoch den großen Fehler begingen, nebst dem ungarischen Gottesdienst als liturgische Sprache nicht die altgriechische, wie uns der Fürstprimas Claudius Vaszary empfohlen hatte, sondern auf Anraten des Bischofs Firczák die altslawische Kirchensprache eingeführt zu haben. Unsere Budapester Kirchengemeinde wurde unmittelbar dem Erzbischof von Esztergom unterstellt und sie erfüllte ihre Mission fünf Jahre hindurch unbehelligt und vielverheißend; im Jahre 1910 jedoch wurde diese Kirche wegen der altslawischen Kirchensprache als ruthenisch qualifiziert und auf Grund dessen das Verbot vom Jahre 1896 erneuert, wodurch wir veranlaßt wurden, in dem Übergang zur altgriechischen Altarsprache unser Heil zu suchen.

Die von uns eingeleiteten Untersuchungen haben ergeben, daß bei der in Rom erfolgten Denunziation nicht nur ukrainistische, sondern auch moskowitische Umtriebe mitgespielt haben. Es war vorauszusehen, daß diesem Schritte der römischen Kurie demnächst die Erneuerung des Verbotes vom Jahre 1896 auf der ganzen Linie folgen werde. In dieser gefährvollen Lage trat die Landeskommision wieder in Aktion und schritt bei der Regierung bittlich ein, das Prius vom Jahre 1896 fallen zu lassen und behufs Errichtung eines besonderen Bistums mit altgriechischer liturgischer Sprache die nötigen Schritte einzuleiten.

Dies sind die Antezedenzen, welche schließlich zur Errichtung eines besonderen Bistums für die griechisch-katholischen Ungarn geführt haben.

Die deutsch-katholischen Kirchengelehrten haben wohl von der langjährigen Bewegung der griechisch-katholischen Ungarn zunächst aus dem «*Calendarium manuale utriusque Ecclesiae orientalis et occidentalis*» des hochgelehrten Universitätsprofessors in Innsbruck,

weiland Nikolaus Nilles S. J., Kenntnis genommen, worin der mit den Worten *Χριστὸς ἀνέστη* beginnende Osterhymnus auch in ungarischer Übersetzung reproduziert wurde. Anlässlich unserer großen Pilgerfahrt im Jahre 1900 wurde zwar die deutsch-katholische Presse tendenziös dahin informiert, als hätten wir dem Papste bloß ein riesiges, wunderschön dekoriertes Album<sup>4)</sup> mit 135 000 Unterschriften überreicht; es war jedoch allgemein bekannt und später auch durch die deutsch-katholische Presse in loyalster Weise dahin rektifiziert, daß es sich hier nicht um ein Album, sondern um die Überreichung eines Memorandums behufs Genehmigung einer bereits seit einem halben Jahrhundert eingebürgerten kirchensprachlichen Praxis handelte. Die Landeskommission hat über die Pilgerfahrt ein schön ausgestattetes illustriertes Gedenkbuch herausgegeben, dasselbe in deutscher Ausgabe<sup>5)</sup> auch den meisten deutschen Kirchenfürsten zugesendet, und wurde demselben auch der lateinische Text des an den Papst Leo XIII. gerichteten Memorandums samt allen Beilagen beigegeben.

Die Rumänen befürchteten schon damals, daß sie im Falle der Genehmigung der ungarischen Kirchensprache die im Jahre 1853 ihnen preisgegebenen ungarischen Kirchengemeinden verlieren bzw. deren Rumänisierung nicht würden durchführen können. Sie projektierten zur Vereitelung dieser Eventualität eine Monstre-Pilgerfahrt nach Rom, gaben diese Absicht jedoch auf und begnügten sich damit, gegen die Genehmigung der ungarischen Liturgie sowie gegen die in Ungarn geplante Katholiken-Autonomie unter anderem auch in einem tendenziös gefärbten Aufsatz zu protestieren, welcher im sechsten Hefte des Jahrganges 1900 der «Historisch-politischen Blätter für das katholische Deutschland» erschienen ist. Dieser Protest wurde unsererseits daselbst im elften Hefte desselben Jahrgangs energisch zurückgewiesen und der Nachweis geliefert, daß gerade die Rumänen es sind, welche seit 1853 die extrem-nationale Richtung in ihre Kirchen eingeführt haben.

Nichtsdestoweniger dürfte das deutsche Publikum nicht wenig überrascht gewesen sein, als die Rumänen wegen der Errichtung der Hajdudoroger Diözese nicht nur in der heimischen, sondern auch in der ausländischen Presse so überaus großen Lärm schlugen. Der Zufall brachte es mit sich, daß bald nach der Errichtung dieses Bistums die kriegesischen Komplikationen in den Balkanländern

<sup>4)</sup> Katholische Kirchenzeitung (Salzburg) vom 10. März 1900 bzw. vom 29. September 1901.

<sup>5)</sup> Gedenkbuch über die römische Pilgerfahrt der griechisch-katholischen Ungarn. Budapest 1901.

ausgebrochen sind, und infolgedessen dieser kirchliche Akt auch in der hohen Politik eine gewisse Rolle spielen mußte. Nicht nur der intransigente Teil der ungarländischen Rumänen, sondern auch die zur Triple-Entente neigenden Ultras in Rumänien setzten sich nämlich in Bewegung, um, wie das Losungswort hieß, das Hajdudoroger Bistum tot zu schlagen. So gab z. B. Nikolaus Jorga, Professor an der Bukarester Universität, eine kleine Broschüre in französischer Sprache heraus, in welcher die Entente-Mächte darauf vorbereitet wurden, daß unter den ungarländischen Rumänen demnächst die Revolution ausbrechen werde<sup>6)</sup>.

Die nachfolgenden statistischen Daten mögen es beleuchten, inwiefern bei der Errichtung der Hajdudoroger Diözese den Rumänen Unrecht geschehen ist. Der neuen Diözese wurden aus den alten Bistümern insgesamt 162 Kirchgemeinden zugeteilt, wovon 83 aus den rumänischen Bistümern ausgeschieden wurden. Die Seelenzahl der neuen Diözese beträgt laut den amtlichen Daten der Volkszählung

vom Jahre 1910 . . . . .	215 489,
hievon aus den rumänischen Bistümern über-	
nommen . . . . .	82 543,
und zwar ungarischer Muttersprache . . .	63 595,
rumänischer Muttersprache . . . . .	18 948,
von welch letzteren jedoch nur . . . . .	5 775

solche sind, welche nicht auch ungarisch sprechen können.

Schon aus dieser Zusammenstellung erhellt zur Genüge, daß den Rumänen kein großes Unrecht geschehen sein konnte. Anders gestaltet sich jedoch die Sache, wenn wir auch den Umstand in Betracht ziehen, daß eine sehr bedeutende Anzahl Ungarn in den alten Diözesen belassen wurde. Die gesamte Anzahl der griechisch-katholischen Ungarn beträgt nämlich laut

den amtlichen Daten der 1910er Volkszählung	304 322,
hievon sind der neuen Diözese zugeteilt . .	183 575,
so daß . . . . .	120 747

Seelen ungarischer Muttersprache in den alten Diözesen belassen wurden, wovon beiläufig 40 000 auf die rumänischen Bistümer entfallen.

Leider weist die amtliche Statistik die in den rumänischen Diözesen verbliebenen Ungarn nur in jenen Kirchgemeinden aus, wo

<sup>6)</sup> Eine Entgegnung des Schreibers dieser Zeilen auf diese Broschüre ist in der Revue de Hongrie soeben erschienen.



deren Anzahl 100 übersteigt, aber auch so ergibt sich eine Ziffer von 20 702 Seelen, deren Muttersprache die ungarische ist. In den betreffenden 64 Kirchengemeinden ist die Majorität, 48 457 Seelen, rumänischer Muttersprache, doch sind auch unter diesen 24 947 solche, die auch ungarisch sprechen. Hingegen gibt es in der neuen Diözese nur 13 solche Kirchengemeinden, wo die Gläubigen rumänischer Muttersprache die Majorität bilden, indem aus der Seelenanzahl von 14 944 nur 3719 sich zur ungarischen Muttersprache bekannt haben. Unter den letzteren sind 1821 solche, die nur ungarisch sprechen, die Gläubigen rumänischer Muttersprache sprechen aber fast ohne Ausnahme auch ungarisch.

Hier scheint es am Platze zu sein, auf das oben angeführte Vorurteil zurückzukommen, daß, wer griechisch-katholisch ist, nur Ruthene oder Rumäne, nicht aber auch Ungar sein könne. Der Umstand nämlich, daß die Majorität der zweisprachigen Gläubigen in diesen 13 Kirchengemeinden sich zur rumänischen Muttersprache bekannt hat, erklärt sich höchstwahrscheinlich nur durch dieses Vorurteil und dadurch, daß hiezu die Gläubigen nicht nur seitens ihrer Kirchenbehörden, sondern auch von politischen Agitatoren beeinflußt wurden. Ein eklatantes Beispiel hiefür ist die Kirchengemeinde Kismajtény, wo von der Seelenanzahl von 1281 (samt der Filialgemeinde Nagymajtény) sich nur 280 als Ungarn bekannt haben, hierunter 129 solche, die nur ungarisch sprechen. Eklatant ist dieses Beispiel darum, weil noch im Jahre 1868 diese Kirchengemeinde sich unter jenen 52 Kirchengemeinden befand, welche auf dem Kongresse in Hajdudorog um die Genehmigung der ungarischen Kirchensprache sowie um die Errichtung des ungarischen Bistums petitioniert haben. Nicht minder aber auch darum ist dieses Beispiel eklatant, weil es jetzt gerade hier geschehen ist, daß der zur Schulvisitation entsendete Hajdudoroger bischöfliche Vikar seitens der Bevölkerung tätlich insultiert wurde. Ähnliche Unruhen sind noch in drei anderen Kirchengemeinden vorgekommen, und höchstwahrscheinlich sind diese Unruhen auch hier auf gleiche Ursachen zurückzuführen. Überhaupt liegt ein Beweis der Klugheit der rumänischen Bischöfe darin, daß sie gerade in der Richtung der Theißlinie an die Spitze ihrer ungarischen Kirchengemeinden die besten und befähigtesten Mitarbeiter gestellt haben, denn in den großrumänischen Zukunfts träumen figurirt bekanntlich die Theißlinie als Sprachgrenze zwischen Ungarn und Rumänen. Es wäre auch wahrhaft wunderbar, wenn die Rumänen seit 1853 bzw. 1868 nicht einmal soviel Fortschritte in ihrer nationalen Propaganda zu verzeichnen hätten als in den obigen Daten ausgedrückt erscheint.



Demgegenüber behaupten die Rumänen, daß selbst die Gläubigen ungarischer Muttersprache, welche aus ihren Diözesen ausgeschaltet wurden, in der Wirklichkeit Rumänen seien, weil sie sich als solche fühlen und der rumänischen Kirchensprache anhänglich sind. Sie stellen den Vergleich mit den Iren auf, die ihre alte Muttersprache vergessen haben, dennoch aber nichts davon wissen wollen, daß sie Engländer seien. Der beste Beweis aber, daß sie selbst ihrer eigenen Behauptung wenig Glauben schenken, liegt in der Tatsache, daß sie unter dem Volke damit agitierten, daß in Hinkunft der ganze Gottesdienst in griechischer Sprache erfolgen soll. Ja, sie haben sich alle Mühe gegeben, von Rom aus authentische Deklarationen in dem Sinne zu erwirken, daß auch das Zugeständnis der päpstlichen Bulle, wonach in extraliturgicis nach Maßgabe der lateinischen Kirche die Volkssprache benützt werden kann, auf dem Papiere bleibe, weil es im griechischen Gottesdienst überhaupt nichts gibt, was als außerliturgisch bezeichnet werden könnte. Nur durch diese Agitation ist es ihnen gelungen, auch einen Teil ihrer vormaligen ungarischen Gläubigen zum Protest gegen ihre Einverleibung in die neue Diözese zu bewegen, was um so weniger zu verwundern ist, weil ein Teil der Bevölkerung selbst auf dem Hauptsitze der griechisch-katholischen Ungarn, in Hajdudorog, schwankend geworden ist, ob der gänzlich unbekannten griechischen liturgischen Sprache nicht die slawische vorzuziehen wäre.

Für uns Ungarn kann es nicht zweifelhaft sein, wo die Wahrheit liegt; aber auch Nichteingeweihte werden auf den ersten Blick wahrnehmen, daß in diesem kirchensprachlichen Novum ein störendes Element liegt, welches die gerechte Beurteilung der statistischen Daten erschwert. Jedenfalls lag in diesem kirchensprachlichen Novum die eigentliche Ursache der tatsächlich vorgekommenen Unruhen im Schoße der Bevölkerung und es kann mit nahezu apodiktischer Gewißheit behauptet werden, daß solche Unruhen überhaupt nicht vorgekommen wären, wenn in der päpstlichen Bulle anstatt des Hinweises auf die Analogie des lateinischen Ritus, ausgesprochen worden wäre, daß die Volkssprache in dem Maße benützt werden könne, wie dieselbe seit dem Verbote vom Jahre 1896 neben der altslawischen liturgischen Sprache benützt wurde.

Mit welcher Vorsicht und Billigkeit übrigens die römische Kurie auch hier vorgegangen ist, geht daraus hervor, daß infolge der Einsprache der rumänischen Bischöfe noch vor dem Erlasse der päpstlichen Bulle 15 gemischtsprachige Kirchengemeinden denselben, abweichend von dem ursprünglichen Projekte, zurückgegeben wurden. Nichtsdestoweniger gab der königl. ungarische Kultusminister Béla

von Jankovich in der am 20. Juni 1913 abgehaltenen Sitzung des Magnatenhauses die Erklärung ab, daß selbst eine neuerliche Revision der eingeteilten Kirchengemeinden pro et contra möglich ist, wenn der Nachweis geliefert wird, daß hie und da wirklich Unrecht geschehen ist. In derselben Sitzung gab der Schreiber dieser Zeilen, als Präsident der Landeskommission der griechisch-katholischen Ungarn die Anregung, daß eine neuerliche Revision der Einteilung der Kirchengemeinden überflüssig wäre, wenn zwischen der ungarischen und rumänischen Sprachengruppe die kirchensprachliche Reziprozität in der Weise statuiert würde, wie diese zwischen der ruthenischen und der rumänischen Sprachengruppe seit jeher bestanden hat.

Der Umstand, daß der Kultusminister eine Revision pro et contra signalisierte, erklärt sich auch dadurch, daß mittlerweile auch unter den im rumänischen Kirchenbereiche belassenen Ungarn eine Bewegung entstand; namentlich in Árad, Brassó (Kronstadt), Kolozsvár (Klausenburg) und Torda organisierten sich die dortigen ungarischen Gläubigen, um ihren Anschluß an die Hajdudoroger Diözese zu erwirken. Und diese Bewegung hätte sicherlich größere Dimensionen angenommen, wenn dieselbe seitens der ungarischen Regierung nicht abgewinkt worden wäre. Alles in allem ist eher den griechisch-katholischen Ungarn Unrecht geschehen, einerseits dadurch, daß nahezu 40 % ihrer gesamten Anzahl außerhalb der neuen Diözese belassen wurde, anderseits aber dadurch, daß ihnen nicht nur die kirchensprachliche Gleichberechtigung mit den Rumänen und Ruthenen vorenthalten wurde, sondern auch das Maß des Gebrauches der eigenen Sprache, ohne Beachtung der besonderen Natur des griechischen Ritus und ohne Rücksicht auf ihre bisherige kirchensprachliche Praxis, in einer Weise geregelt wurde, welche einer Offenlassung dieser für das Seelenbedürfnis des Volkes hochwichtigen Frage gleichkommt.

Eine Reparation erscheint daher auch vom ungarischen, und insbesondere vom ungarischen Standpunkte als notwendig. In dieser Beziehung ist neben der Revision der Gemeindeeinteilung und der kirchensprachlichen Reziprozität auch eine dritte Idee aufgetaucht, welche darin besteht, daß die außerhalb ihrer eigenen Diözesen lebenden Gläubigen ungarischer bzw. rumänischer Muttersprache der Jurisdiktion des zuständigen römisch-katholischen Bistums untergestellt werden sollen. Hierzu haben gerade die Rumänen die Basis geschaffen dadurch, daß sie bald nach der Errichtung der Budapester griechisch-katholischen Kirchengemeinde ihre hiesigen Gläubigen unter dem Rechtstitel eines eigenen, nämlich des rumänischen

Ritus aus dieser Kirchengemeinde ausscheiden und der Esztergomer Erzdiözese unterstellen, beziehungsweise, da sie hier keine eigene Kirchengemeinde haben, den einschlägigen römisch-katholischen Kirchengemeinden zuteilen ließen. Die Generalisierung dieser Modalität wäre eventuell ein guter Ersatz für die kirchensprachliche Reziprozität, von welcher, wie es den Anschein hat, die Rumänen aus nationaler Unduldsamkeit oder aus kaum begründeter Furcht vor der Magyarisierung nichts wissen wollen. Selbstverständlich sollte jedoch diese Modalität es nicht ausschließen, daß, wo die Gläubigen ungarischer oder rumänischer Muttersprache noch keine eigenen Kirchengemeinden haben, ihnen freistehen würde, solche zu errichten. Vielleicht dürfte es auch den Rumänen zur Beruhigung dienen, daß für die Reparation mehrere Modalitäten vorhanden sind, und da uns Ungarn in dieser Frage jeder Chauvinismus ferne liegt, so hätten wir nichts dagegen, daß die Wahl unter diesen drei Modalitäten ihnen überlassen werde. Indessen ist eine gerechte Reparation ins solange unmöglich, als nicht die störenden Elemente beseitigt werden, welche die gerechte Beurteilung der Sachlage erschweren. Es wäre daher wünschenswert, daß auch die Rumänen, dem oberwähnten Beispiele der ungarischen Regierung Folge leistend, sich in Geduld fassen und nicht darauf bestehen mögen, die Reparation gerade unter der Einwirkung dieser störenden Elemente zu forcieren, um aus dem Vorhandensein derselben profitieren zu können. Nebst der Einwirkung der Tagespolitik besteht das die gerechte Beurteilung störende Element hauptsächlich in der Ungewißheit darüber, in welchem Maße die ungarische Sprache nebst der griechisch-liturgischen Sprache benützt werden könne, um den besonderen Postulaten des griechischen Ritus Rechnung zu tragen.

Nach den kirchengeschichtlichen Studien des Pater Nilles ist es heute eine bewiesene Tatsache, daß anläßlich der kirchlichen Union sowohl die Ruthenen als auch die Rumänen im allgemeinen nur den ungestörten Gebrauch des griechischen Ritus, nicht aber explizite auch den Gebrauch ihrer eigenen Kirchensprache ausbedungen haben. Ebenso ist es bewiesen, daß die rumänische Kirchensprache erst nach der kirchlichen Union ohne formelle Genehmigung eingeführt wurde, und daß der Text ihrer Kirchenbücher erst in der letzteren Zeit der modernen literarischen Sprache gänzlich gleichgestellt wurde. Letzteres ist zwar unter den Ruthenen nicht geschehen, aber jedermann kann sich überzeugen, daß das ruthenische Volk die sogenannte altslawische Sprache als ihre Muttersprache betrachtet und dieselbe noch heute zum größten Teile versteht.

Nichtsdestoweniger hat sowohl die ungarische Regierung, als auch



die Leitung der griechisch-katholischen Ungarn jenen kirchendisziplinarischen Rücksichten vollkommen Rechnung getragen, welche einer vollständigen kirchensprachlichen Gleichstellung mit den Ruthenen und Rumänen im Wege stehen, selbstverständlich nur in der Voraussetzung jedoch, daß nebst der griechischen liturgischen Sprache die ungarische in dem Maße wird benützt werden können, in welchem Maße sich dieser Sprachengebrauch seit dem Verbote vom Jahre 1896 neben der altslawischen liturgischen Sprache ausgestaltet hat. Diese Voraussetzung war um so berechtigter, als dieser Sprachengebrauch nicht etwa willkürlich, sondern mit Kenntnis, ja über direkten Rat der obersten Leiter der katholischen Hierarchie in Ungarn, darunter dreier Kardinäle, eingeführt wurde. — Auch der rumänische Bischof Basil Hosszu hat die Berechtigung der ungarischen Kirchensprache in der Magnatenhaussitzung vom 20. Juni 1913 öffentlich anerkannt, und im gleichen Sinne äußerte sich auch der rumänische Parteigänger, Abgeordneter Stefan Pop-Csicsó in der am 13. Dezember 1912 abgehaltenen Sitzung des ungarischen Abgeordnetenhauses. Überhaupt sind sämtliche Bekenner des griechischen Ritus darin einig, daß wegen der korrespondierenden Einrichtung dieses Ritus mindestens das Verständnis des äußerlichen Gottesdienstes für das Seelenbedürfnis des Volkes ein solch unbedingtes Postulat bildet, dessen Nichtbeachtung zu unabsehbaren Konsequenzen führen würde.

Hierin liegt daher in erster Reihe der Schlüssel einer allseitigen, alle beteiligten Kreise befriedigenden Reparation, dessen Anwendung um so schleuniger erwünscht ist, als widrigenfalls aus der klar vorliegenden Sachlage nur die Feinde der katholischen Kirche Nutzen ziehen könnten.

Der große, aber wenig begründete Aufschrei der Rumänen hat sicherlich im deutschen Publikum den Eindruck gemacht, als wäre in der Errichtung der Hajdudoroger Diözese ebenfalls ein Akt des angeblichen ungarischen Chauvinismus zu erblicken. Gewiß, der Vorwurf der Magyarisierungssucht wird gegen Ungarn seit einiger Zeit sehr oft erhoben, merkwürdigerweise aber immer nur von jenen Feinden des Dualismus, die selbst an Chauvinismus leiden, indem sie unter dem wohlklingenden, aber nicht immer aufrichtig gedachten Schlagworte «Großösterreich» das Heil der Monarchie in der Atomisierung derselben nach nationalistischen Prinzipien suchen. Um festzustellen, wie unbegründet dieser Vorwurf ist, braucht man nur den exklusiven Charakter des ungarischen Volkes genau zu kennen, der sich unter anderem auch in seiner Sprache dadurch ausdrückt, daß ihr selbst das Wort «Magyarisierung = magyarosítás» viel weniger geläufig ist als das Wort «magyarosodás», welches bloß die An-



näherung an das Ungartum, daher nur den Patriotismus und das Trachten bedeutet, nebst der eigenen Muttersprache einigermaßen auch Ungarisch zu sprechen. Nur in diesem Sinne sind auch jene Schulgesetze aufzufassen, durch welche Ungarn dem anderssprachigen Volke mehr oder weniger Gelegenheit bietet, neben seiner Muttersprache sich auch die ungarische Staatssprache in Wort und Schrift anzueignen. Das Ideal der ungarischen Nationalitätenpolitik verkörperte überhaupt niemand besser als der heldenmütige Verteidiger von Szigetvár, Nikolaus Zrinyi, der von sich sagte, er sei ein guter Kroat, aber nicht minder auch ein guter Ungar. Wir griechisch-katholischen Ungarn sind aber die klassischen Zeugen dafür, daß es in der ungarischen Nation keinen Rassenchauvinismus gibt; denn keine Nation der Welt hätte es so lange Zeit geduldet, daß ein Teil der herrschenden Rasse unter der Herrschaft anderer Volkselemente hinsiehe.

Ich habe schon oben ausgeführt, wie rücksichtslos diese Herrschaft namentlich seitens der Rumänen ausgeübt wurde. Die kirchensprachliche Engherzigkeit derselben war ein ewiger Zankapfel zwischen den beiden Völkern, insbesondere die tendenziöse Gegenüberstellung der «heiligen» rumänischen Sprache mit der «vulgären» ungarischen, welche doch beide lebende Sprachen sind, mußte geradezu provozierend wirken. Das Vorhandensein von über hunderttausend Ungarn im rumänischen Kirchenbereiche wäre daher ein ewiges Hindernis für ein ungarisch-rumänisches Einvernehmen gewesen. Die Errichtung der Hajdudoroger Diözese kam zu spät, um alle Nachteile der Verschleppung zu verhüten, sie kam auch mit Rücksicht auf die unvorhergesehenen Ereignisse auf der Balkanhalbinsel zu höchst ungelegener Zeit, aber hoffentlich nicht zu spät, um nebst der Erreichung des eigentlichen Zweckes auch das besagte Hindernis aus dem Wege der Eintracht der beiden Völker zu entfernen.

Die Art und Weise, wie die großrumänischen Träumer, zum Teil durch die russisch-orthodoxe Propaganda geleitet, sich gegen die höchsten Autoritäten auflehnten, läßt sich zwar keinesfalls entschuldigen, es liegt aber auf der Hand, daß sie hierfür, angesichts der Balkanwirren, ohne jeden Zweifel einen anderen Anlaß gesucht und gefunden hätten, hätten sie den Fall von Hajdudorog nicht gerade fertig vorgefunden.

Nachdem man in Ungarn eine Politik der Eintracht der von der slawischen Hochflut bespülten Staaten für die einzig wünschenswerte hält, so sei es mir gestattet, den vorliegenden Ausführungen einige, von meinem Thema einigermaßen abweichende Schlußbe-

merkungen hinzuzufügen, die vielleicht auch für das nicht katholische deutsche Publikum von einigem Interesse sein könnten. Das nationale Interesse Ungarns ist, wie jeder ernsthafte Politiker dies zugeht, mit dem Bestande, dem Gedeihen und der Machtstellung der österreichisch-ungarischen Monarchie lückenlos identisch. Das ungarische Element ist auf die Monarchie angewiesen.

«Auf weiter Erde nirgends winkt eine Stätte dir,  
Hier mußt du deinem Schicksal stehn,  
Hier leben, sterben hier.»

So besingt Vörösmarty, der ungarische Tyrtaios, die isolierte Stellung des Ungarn. Ohne daß die Zuverlässigkeit anderer Völker irgendwie in Zweifel gezogen werden soll, ist es doch eine ethnische und historische Tatsache, daß beinahe alle übrigen Völker der Monarchie auswärtige Stammesgenossen haben, und zwar vielfach in Staaten, wo der betreffende Stamm der ausschließlich herrschende ist. In den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, als noch niemand an eine gründliche Änderung der Balkankarte dachte und die Besorgnis vor expansiven christlichen Balkanstaaten keinem Staatsmann den Schlaf raubte, wurde die Differenzierung sowohl der unierten, als der nichtunierten Kirche, zum Teil sogar auch jene der römisch-katholischen Kirche nach nationalen Gesichtspunkten vorgenommen. Das Ziel war, sich gegen die damals als unzuverlässig angesehenen Ungarn zu schützen und die verschiedenen Nationalitäten für immer an die Monarchie zu fesseln. Heute, wo auf den Trümmern der Türkei selbständige und aufstrebende Nationen gedeihen, muß wohl jeder einsehen, daß es naive Illusionen waren, welche die damaligen Staatsmänner leiteten. Eine gesunde, sich naiven Illusionen nicht hingebende Realpolitik muß daher damit rechnen, daß auswärtige Konflikte, kriegerische Komplikationen eintreten können, bei welchen die Tragfähigkeit des Patriotismus, der Hingebung und Kampflust des einen oder des anderen Stammes, schon aus Staatsklugheit keiner allzu harten Probe ausgesetzt werden darf.

Die Kriegsverwaltungen trachten den Friedensstand der Armeen möglichst zu erhöhen, da der Stock von aktiv dienenden Mannschaften die Aufgabe hat, die einrückenden Reserven mit sich fortzureißen und zu verhindern, daß dieselben nicht sich selbst überlassen bleiben. Was immer für Komplikationen eintreten mögen, das ungarische Volkselement wird man in Österreich-Ungarn nie als Reserve zu betrachten brauchen, für deren Sicherung oder Fortreißung gesorgt werden müßte. Die Ungarn haben nicht nur in der Gegenwart, sondern auch für alle Zukunft ihr einziges nationales Zentrum innerhalb der Monarchie. Falls man ihre nationale Er-

starkung nicht durch eine unglaublich alberne Politik auch weiterhin behindert, so kann für dieselben der Fall einer Gefühlskollision niemals eintreten. Das Bewußtsein, für das nationale Sein oder Nichtsein, für ihre einzige und letzte Scholle zu kämpfen, wird ungarischen Truppenteilen jederzeit einen Kampfeswert verleihen, der nicht von allen anderen Stämmen und nicht bei allen Gelegenheiten geboten werden kann.

Selbstverständlich bezieht sich diese Bemerkung auf den staatsbildenden Stamm der Deutschösterreicher nicht. Wenn daher die Integrität und Großmachtstellung der österreichisch-ungarischen Monarchie auch ein hervorragendes deutsches Interesse ist, heute vielleicht mehr als je, so ist auch der Schutz des Ungartums gegen jeden Blutverlust, sowie er ein eminentes dynastisches Interesse ist, auch zugleich ein deutsches Interesse<sup>7)</sup>!

Da ferner die Rumänen und wir Ungarn der Gefahr der slawischen Hochflut am meisten ausgesetzt sind, so wäre es gegen jede Logik, wenn diese beiden Völker, wegen Sirenenklängen von der einen und wegen gefährlicher Illusionen von der anderen Seite, auf Grundlage des völkerrechtlichen statusquo sich nicht verständigen könnten. — Der Wunsch nach nationaler Vereinigung ist gewiß ganz natürlich, aber die Rumänen ebenso wie die übrigen Völker müssen mit der realen Tatsache rechnen, daß dieses Ideal nirgends in seinem ganzen Umfange verwirklicht werden konnte und kann. Die Gefühlspolitik der großrumänischen Träumer ist daher nicht realisierbar und die zwingende Logik der Tatsachen muß beide Schattierungen derselben entwaffnen, sowohl jene, welche direkt auf das Ziel lossteuern, als auch jene, welche vorderhand von der Autonomie solcher ungarischen und österreichischen Gebietsteile träumen, wo die Rumänen in Majorität sind. — Sie und ihre Gönner müssen sich nur die folgenden zwei Fragen vorlegen: Erstens, wer spricht heute von der Autonomie Rumeliens und der Insel Kreta, und ob es heute noch möglich wäre, von der Autonomie Mazedoniens zu sprechen, wenn dieselbe seinerzeit gewährt worden wäre. Zweitens, ob ein Großrumänien mächtig genug wäre, um der erdrückenden Übermacht der slawischen Hochflut allein Widerstand zu leisten.

Freilich sind die Forderungen der großrumänischen Träumer so hoch gespannt, daß Ungarn dieselben ohne Selbstmord nicht gewähren könnte. Darum findet die Möglichkeit der Ausgleichung selbst im Kreise der einsichtigsten Politiker Ungarns wenig Glauben. Der Grund dieser Kleinmütigkeit sowie des überspannten Selbstgefühls der Rumänen liegt einzig und allein in den Lockrufen, welche aus dem «größtösterreichischen» Lager über den Kopf der Ungarn hin-

<sup>7)</sup> Vgl. Friedrich Lists «Gesammelte Schriften». Herausg. v. Häußer, 2. T., S. 210 u.



weg an die letztere herübertönen. Hören diese Lockrufe auf, so wird das Friedenswerk gelingen, sonst nicht. Daher muß auch hier eine Utopie geopfert werden, und überhaupt müßten alle Beteiligten dazu beitragen, daß die ungarische Nation als Zwischenglied der durch die slawische Hochflut bedrohten Völker nicht behindert werde, jene historische Mission zu erfüllen, zu welcher diese Nation bereits vor tausend Jahren durch die Landnahme prädestiniert wurde. Selbst das wahre Interesse der slawischen Rassen erheischt eine solche Friedens- und Kulturpolitik, denn nur hierin liegt eine Garantie dafür, daß die süd- und westslawischen Stämme ihre nationale Eigenart für alle Zeiten bewahren und entfalten können.

Diese Abschweifung von dem Gebiete der Kirchenpolitik mußte ich mir erlauben, um die Angelegenheit von keiner Seite unbeleuchtet zu lassen, welches Verfahren allein ein richtiges Urteil ermöglicht. Wir Ungarn sind nebst allen anderen Gründen nicht zahlreich genug, um Hunderttausende unserer Volksgenossen der Entnationalisierung überantworten zu können. Ungarn war im vollen Rechte, zu tun, was es in dieser Beziehung getan hat, hierdurch ist niemandem Unrecht geschehen, nur ein altes Unrecht wurde einigermaßen gutgemacht. Mit der Rettung so vieler Ungarn beförderte der apostolische König von Ungarn, im Vereine mit dem römischen Papste, neben dem seelischen Bedürfnisse derselben, nicht nur die nationalen Interessen Ungarns, sondern auch die mit denselben unzertrennbar verbundenen dynastischen Gesichtspunkte, die Sache der Monarchie und ihrer Verbündeten von der Nordsee bis zum Schwarzen Meere.

Wir hoffen daher, daß uns das deutsche Publikum innerhalb und außerhalb der österreichisch-ungarischen Monarchie in dieser Sache mit Verständnis entgegenkommen und unseren billigen, vernünftigen Standpunkt nach Gebühr würdigen wird.

### Friedrich Schlegel am Bundestage in Frankfurt.

Ungedruckte Briefe Friedrich und Dorothea Schlegels nebst amtlichen Berichten und Denkschriften aus den Jahren 1815 bis 1817. Von Prof. Dr. Jakob Bleyer.

(Fortsetzung.)

W

AS Széchenyi nur andeutungsweise aus Wien mitgeteilt zu haben scheint, die Abberufung Schlegels aus Frankfurt in nächster Zukunft, ward alsbald zur Gewißheit. Dorothea schreibt bereits Ende Oktober ihren Söhnen nach Rom: «Höchst wahrscheinlich wird Friedrich nach Wien zurückberufen. Wie bald, das wird sich bald



entscheiden, noch wissen wir es nicht. Auf keinen Fall denken wir aber uns dort wieder gleich häuslich niederzulassen, sondern Friedrich wird allein hinreisen und dort sich noch eine Zeitlang frei und lose halten. Unterdessen haben wir den Vorsatz gefaßt, daß ich die Zeit benutzen und zu Euch reisen soll, um eine Weile mit Euch zu leben»<sup>61)</sup>. Anfangs Oktober hatte sich Graf v. Buol auf Einladung Metternichs nach Wien begeben<sup>62)</sup> und bei dieser Gelegenheit wurde über Schlegels Schicksal entschieden. Als dann Buol am 2. Nov. wieder in Frankfurt eingetroffen war, konnte er Schlegel — wie wir aus dem folgenden Schreiben an Metternich ersehen — merken lassen, daß der Fürst beschlossen habe, ihm eine andere Bestimmung zu geben.

Wir kennen bereits die Gründe, welche Metternich, der Schlegel ohne Zweifel wohlgesinnt war und bei dem Schlegels Gönner, der Staatsrat von Hudelist, großen Einfluß besaß, zu dieser Entscheidung bewogen. Sie lagen zum Teil in Schlegels persönlichem und amtlichem Verhältnis zu seinem Vorgesetzten, dem Grafen Buol; zum Teil aber auch — ganz zweifellos — in seiner kirchenpolitischen Haltung und namentlich in seiner aktiven Verbindung mit Helfferich, die ja kein Geheimnis blieb. Wie man an maßgebenden Stellen über Helfferichs bereits erwähnte Aktion in Wien — trotz des Wohlwollens hoher und höchster Persönlichkeiten — in Wirklichkeit urteilte und wie man diesen gewandten und scharfsinnigen Unterhändler wider Wissen und Willen mit großer Schlauheit in den Dienst der österreichischen Diplomatie zu stellen wußte, zeigt eine Weisung Metternichs an den Grafen v. Buol vom 25. April 1818<sup>63)</sup>. Metternich bezieht sich darin auf einen Bericht Handels, aus welchem er ersehen habe, daß Helfferich sich irgendeines Auftrages des Wiener Hofes rühme. Er bevollmächtigt daher Buol, dieser Sage an gehörigen Orten als gänzlich ungegründet zu widersprechen. «Herr v. Helfferich hat sich geraume Zeit hier aufgehalten, und seine ultramontanistischen Gesinnungen sind uns sehr gut bekannt. So unausgesprochen übrigens auch diese Gesinnungen in seinem Innern seyn mögen, so sehr strebt er jedoch auch nach einer unruhigen Thätigkeit, welche, wie dieses stets der Fall, zu jeder Benützung fähig ist. In den österreich. kirchlichen Angelegenheiten hat er nie gearbeitet, und sie wären unter seiner Mitwirkung, deren wir bei unseren bestehenden Verhältnissen übrigens keineswegs bedürften, mehr als nachtheilig ausgefallen<sup>64)</sup>. Weil er uns jedoch als

<sup>61)</sup> «Dor. v. Schlegels Briefw.» II., 448.

<sup>62)</sup> Vgl. Österreichischer Beobachter, 11. Okt. und 10. Nov. 1817.

<sup>63)</sup> «Bundespräsidial-Gesandtschaft zu Frankfurt. Weisungen. Fasc. 2.»

<sup>64)</sup> Treffend charakterisiert Alfr. Stern («Geschichte Europas». I., 256) die

ein sehr eifriger päpstlicher Agent bekannt, und welcher zu glücklich ist, seiner Thätigkeit jede Form zu geben, habe ich ihm erlaubt, mir geheime Berichte über das, was in Deutschland in den kirchlichen Angelegenheiten vorgeht, zu erstatten. Es muß mir daran liegen, wichtige Gegenstände von allen Partheyen beleuchtet zu sehen, und dieß zwar, um die Umtriebe dieser Partheyen aus der ersten Quelle zu kennen, und keineswegs um den Gang der Kabinete nach fremden Ansichten zu regeln»<sup>65)</sup>. Sollte sich daher Helfferich noch eine Indiskretion der Art erlauben, so ersucht er Buol, ihn vorzurufen und ihm zu erklären, daß er, Metternich, unter so bewandten Umständen jedes Verhältnis zwischen ihm und dem Wiener Kabinet aufhebe. Dieses Urteil Metternichs über Helfferich war auch ohne Zweifel sein Urteil über Schlegel, insofern er sich über seine amtliche Bestimmung hinaus, gewissermaßen auf eigene Faust, als Kirchenpolitiker betätigte.

Aus dem folgenden Schreiben an Metternich erfahren wir auch, daß der Plan einer von Schlegel unter dem Titel «Concordia» herauszugebenden Zeitschrift, den er bereits in seiner Denkschrift vom 20. Nov. 1816 — sich nur als Mitarbeiter bezeichnend — berührt hatte, von dem Fürsten ungünstig aufgenommen wurde. Schlegel lag der Plan dieser Zeitschrift sehr am Herzen, denn er hoffte sich darin über die Irrungen und Wirrungen der Tagespolitik erheben und als Dichter und Denker sich selbst wiederfinden zu können. Am 15. Juli 1817 schrieb er an seinen Bruder Aug. Wilhelm: «Diese Ferien will ich mich nun vollends durch die Politik durcharbeiten, ich meyne, was davon für den Druck bestimmt ist. Bin ich das einmal los, hab ich mein Ey gelegt, so kann ich dann auch poetisch oder

kirchenpolitische Auffassung der Leiter der österreichischen Politik: «Kaiser Franz, ein so guter Sohn der Kirche er war, dachte nicht daran, ihr Eingriffe in die errungenen landesherrlichen Rechte zu verstatten . . . Noch weniger als sein kaiserlicher Herr war Metternich gewillt, der Staatsmacht gegenüber der Kirche etwas zu vergeben. Er hält es in diesem Punkte ganz mit den Josefintern und spottete der ‚kirchlichen Chatabriands‘ (vgl. Wittichen-Salzer, «Briefe von und an Friedrich von Gentz». III. Bd., S. 410) in Wien, die sich um den Reichsfreiherrn von Penkler und den Pater Hoffbauer sammelten. Der Beistand der Kirche für die Fesselung des geistigen Lebens war den Machthabern erwünscht. Sie selbst aber sollte sich ihrer Gewalt nicht entziehen dürfen.»

<sup>65)</sup> Demgegenüber berichtet Helfferich in einem Briefe vom 8. April 1818 an seine Freunde in Eichstätt, der Kaiser habe ihm beim Abschiede von Wien den Auftrag gegeben, dem Könige von Bayern ans Herz zu legen, das mit Rom abgeschlossene Konkordat fest und standhaft zu vollziehen; außerdem habe ihm Metternich — weil man noch immer die Umtriebe des Generalvikars Wessenberg fürchtete — ein Abmachungsschreiben an diesen mitgeben müssen. Auch habe ihm Metternich beim Abschiede gesagt: «Hüten sie sich vor Gift!», nämlich vor Vergiftung durch seine Feinde, die Illuminaten. Vgl. «Pastoral-Blatt des Bisthums Eichstätt.» XII., 236 und 238.

philosophisch die Flügel wieder regen; denn schwer lag mir jener politische Klumpen auf dem Herzen»<sup>66</sup>). Schließlich legte er seine politischen Projekte einfach bei Seite und faßte den Entschluß, sich mit seinen Gedanken und Ideen auf das Gebiet der eigentlichen Literatur hinüberzuretten. «Ich habe sehr lange Zeit — schreibt er am 23. Sept. 1817 ebenfalls an seinen Bruder — zu andern litterarischen Arbeiten keine Musse finden können; und zu den politischen, mit denen ich immerwährend schwanger ging und mich herumschlug, fehlte es mir oft an Muth und dem nothwendigen Leichtsinn. Endlich bin ich doch zum Durchbruch gekommen, wie Du aus der einliegenden ‚Concordia‘ siehst»<sup>67</sup>). Da nun aber Metternich sich gegen die Herausgabe einer solchen Zeitschrift durch Schlegel aussprach, mußte der Plan unausgeführt bleiben: er wurde aufgeschoben, jedoch — wie bekannt — nicht aufgehoben. Der Grund, warum der Fürst seine Zustimmung versagte, muß wohl wiederum in dem religiösen Eifer und der klerikalen Gesinnung Schlegels gesucht werden. Es scheint, daß Metternich dagegen keine Einwendung gemacht hätte, wenn sich Schlegel mit der Rolle eines Mitarbeiters begnügt oder die Zeitschrift anonym<sup>68</sup>) herausgegeben hätte; er mußte jedoch verhindern, daß ein aktiver Beamter der österreichischen Regierung die Leitung einer Zeitschrift übernehme, die sich leicht in den Dienst Helfferich'scher Bestrebungen stellen konnte<sup>69</sup>).

Auch einen andern Plan, den er bereits in der erwähnten Denkschrift vom 20. Sept. 1816 dargelegt hatte, bringt Schlegel in seinem Schreiben an Metternich zur Sprache, nämlich die Gründung eines «Deutschen Gelehrten-Vereins» oder, wenn möglich, einer «Akademie der Wissenschaften» in Wien. Er dachte dabei nicht nur an seine eigene, sondern auch an die Mitwirkung seines Bruders Aug. Wilhelm, dem er noch vor Abfassung der Denkschrift am 5. Aug. 1816 geschrieben hatte: «Du weißt, es ist schon oft die Rede gewesen von einer Deutschen Akademie der Wissenschaften für Österreich; jetzt wenn Friede bleibt, wird es doch wohl dazu kommen; ich habe einen Plan im Sinne, den ich Metternich, sobald der schickliche Augenblick gekommen ist, vortragen will, da er doch unstreitig Protector davon wird und auch werden muß. Vieles bey dieser

<sup>66</sup>) «Fr. Schlegels Briefe an seinen Bruder Aug. Wilhelm.» S. 569.

<sup>67</sup>) Ebenda S. 571. Auch Schleiermacher forderte er im Okt. 1817 zur Mitwirkung auf; vgl. W. Dilthey, «Aus Schleiermachers Leben». Berlin 1861, III. Bd., S. 436.

<sup>68</sup>) Vgl. Schlegels unten folgenden Brief an den Grafen Széchenyi vom 1. Dez. 1817.

<sup>69</sup>) Vgl. oben S. 73.



Akademie müßte nach meinen Wünschen und Ideen ganz anders eingerichtet werden, als bey andern Akademieen.» Daß Wilhelm mehr als jeder andre berühmte Schriftsteller zu der Stelle eines Generalsekretärs an einer solchen Akademie geeignet sei, sei so einleuchtend und anerkannt, daß sogar er, Friedrich, dies sagen dürfe, ohne die Furcht, eines indiskreten brüderlichen Eifers beschuldigt zu werden. Eine solche Stelle würde Wilhelm in Wien gewiß eine sehr angenehme Existenz geben und die beiden Brüder wieder vereinigen. Wilhelms Gedanke zu einem «Entwurfe einer gelehrten Gesellschaft für deutsche Geschicht- und Sprachforschung», «einer Akademie, die nicht den einzelnen Staaten, sondern dem ganzen Bunde angehörte» sei ganz vortrefflich; denn wenn es ihm, Friedrich, freilich noch zweifelhaft sei, inwiefern etwas solches durch den Bund ausführbar sei, so werde es doch dienen, die größeren Staaten und namentlich Österreich aufmerksam auf das zu machen, was sie im Namen und im Geiste des Bundes tun sollten und könnten; vor allem aber werde es dienen, Wilhelm selbst in dieser Angelegenheit als den Schriftsteller hinzustellen, der vor allen andern berufen sei und dazu beitragen könne, das zur Wirklichkeit zu bringen, was schon recht viele Staatsmänner als wünschenswert einsähen und es immer mehr einsehen würden. «Vollende d. h. schreibe diesen Entwurf nur so bald als möglich, wenn es auch nicht gleich ein Werk — opus perfectum — sondern nur ein Entwurf ist; aber doch zum Druck eingerichtet, denn ohne das richtet man heut zu Tage nichts aus, vollends beym Bundestage nicht, und in allen solchen Dingen, wo die öffentliche Meynung zunächst entscheidet. Übrigens steht mir die Nothwendigkeit einer solchen allgemeinen Deutschen Akademie sehr lebhaft vor Augen, um so mehr, da es sich in mehreren Deutschen Staaten zu einem höchst verderblichen Particularismus in der Litteratur und Geschichte anläßt»<sup>70)</sup>. Ein Jahr später, am 23. Sept. 1817, fordert er ihn abermals auf, seine Gedanken über ein deutsches National-Institut niederzuschreiben und ihm zur Veröffentlichung — in der geplanten Concordia — zu übersenden. «Es könnte auch nicht schaden, diess zugleich an den Bundestag zu richten»<sup>71)</sup>, nicht sowohl wegen des Bundestages selbst, als wegen der Wirkung auf das höhere und hohe Publikum»<sup>72)</sup>.

<sup>70)</sup> «Fr. Schlegels Briefe an seinen Bruder Aug. Wilhelm.» S. 559 f.

<sup>71)</sup> Eine ähnliche Schrift war kurz vorher dem Bundestage vorgelegt worden: «Ideen über ein zu errichtendes Deutsches Nationalinstitut für Wissenschaft und Kunst. Ein Bedürfniss der Deutschen Nation. Zur Berathung der hohen Deutschen Bundesversammlung vorgelegt von Friedrich Tiburtius. Lübeck 1817» und wurde von Buol am 21. Juli 1817 der Staatskanzlei in Wien eingeschickt («Staatsk. Frankfurt 1817»).

<sup>72)</sup> «Fr. Schlegels Briefe an seinen Bruder.» S. 572.

Metternich ging jedoch auch auf diese Idee Schlegels nicht ein, sondern gründete statt eines «Gelehrten-Vereins» oder einer «Akademie» eine große Rezensionsanstalt unter dem Titel «Jahrbücher der Literatur», mit deren Herausgabe er unter seiner «direkten, jedoch unbemerkten Oberleitung» Matth. v. Collin und Pilat beauftragte<sup>73)</sup>. Der Fürst suchte mit vielem Erfolg die hervorragendsten Gelehrten seiner Zeit als Mitarbeiter für die Zeitschrift zu gewinnen und richtete am 23. Dez. 1817 auch an Schlegel die Aufforderung<sup>74)</sup>, daran mitzuwirken. Als Aufgabe der Zeitschrift bezeichnet er in diesem Schreiben, «dem zu schlechten Zwecken aufgeregten, sogenannten Geiste der Zeit auf angemessene Art entgegen zu wirken.» Daß Schlegel dieser Aufforderung Folge leistete und an den «Jahrbüchern» mitarbeitete, ist bekannt.

XIX<sup>75)</sup>.

Ewer Hochfürstliche Durchlaucht

werden aus meinem letzten Schreiben ersehen haben, wie äußerst schmerzlich es mir war, durch das gedruckte Blatt der Ankündigung Ewer Durchlaucht Mißfallen veranlaßt zu haben<sup>76)</sup>; zugleich auch, wie leicht es mir gewesen, die ganze Sache in der Stille zurückzunehmen, und mit wie großem Verlangen ich der Versicherung entgegen sehe, auf Ewer Durchlaucht Gnade und Wohlwollen auch noch ferner vertrauen zu dürfen.

Nach den Aeüßerungen Sr. Exc. des Hrn. Grafen von Buol zu schließen, haben Ewer fürstliche Durchlaucht wahrscheinlich beschlossen, mir eine andere Bestimmung zu geben. — Ich — hege keinen andern Wunsch, als eine solche zu finden, wo ich meine Thätigkeit und Kenntniße dem Dienste und Nutzen der Monarchie ungehindert widmen, und der mir von Sr. Majestät zu Theil gewordenen Gnade, so wie Ewer Durchlaucht unschätzbarem Wohlwollen ehrenvoll entsprechen könnte. Mit dem unbedingtesten Vertrauen darf ich es Ewer Durchlaucht anheim stellen, mir diese neue Bestimmung und die angemessene Stelle nützlicher Wirksamkeit anzuweisen; da ich von der gütigen Gesinnung Ewer Hochfürstlichen Durchlaucht mit Zuversicht hoffen kann, daß Hochdieselben mich aus meiner gegenwärtigen Stelle nicht anders entnehmen werden, als mit gütiger Rücksicht auf die für meine häusliche Existenz so entscheidenden Folgen dieser Veränderung. — Eine schnelle und plötzliche Abberufung würde mich in die äußerste Verlegenheit stürzen und meine häusliche Lage ganz zerrütten. Dieß wage ich Ewer Durchlaucht, als meinem erhabenen Beschützer, unterthänig vorzustellen und im Vertrauen auf Ihre Güte meine dringendste Bitte dahin

<sup>73)</sup> «Aus Metternichs nachgelassenen Papieren.» III., 93 f.

<sup>74)</sup> Das Konzept des (auch an Ad. Müller zu richtenden) Schreibens: «Deutsche Akten, 140».

<sup>75)</sup> «Deutsche Akten, 140».

<sup>76)</sup> Weder die Ankündigung, noch das erwähnte Schreiben vermochte ich im Haus-, Hof- und Staatsarchiv aufzufinden.

zu richten, daß wenn meine Abberufung schon beschlossen seyn sollte, sie doch noch um einige Monathe oder bis gegen Ostern aufgeschoben bleiben könnte, damit ich Zeit gewinne, meine Einrichtungen zu treffen. Sollte jedoch die beabsichtigte Berufsveränderung noch nicht so nah bevorstehen, so würde ich auf das dringendste wünschen und bitten, von Ewer Durchlaucht vorläufig einen Wink darüber zu erhalten, um mich sowohl für meine eigne Lage als auch hinsichtlich der Vorbereitung zu einem neuen Wirkungskreise danach richten zu können. — Vielleicht, wenn ich meiner eignen Ueberzeugung trauen darf, würde ich für jetzt, bey einem noch verlängerten Aufenthalte in Deutschland, wenn auch nicht an der jetzigen Stelle, falls diese dazu nicht geeignet schiene, so doch auf andre mehrfache Weise, für den Dienst der Monarchie nützlich wirken können. Im Allgemeinen wünsche ich für mich nichts dringender als nur eine Gelegenheit, wo es immer sey, den Absichten und dem gnädigen Vertrauen Ewer Durchlaucht vollständiger und wirksamer als bisher entsprechen zu können. — Schon seit längerer Zeit erwarte ich nur eine günstige Gelegenheit, um Ewer Durchlaucht hohen Einsicht den Entwurf zu überreichen zu einem Deutschen Gelehrten-Verein; wie ein solcher nur unter Oesterreichs Schutz und unter Ewer Durchlaucht hohen Protection zu Stande kommen und der als dann zugleich als erste Stufe und vorbereitender Uebergang zu der in Wien zu stiftenden Akademie der Wissenschaften dienen könnte. — Sollten Ewer Durchlaucht aber nach Ihrer hohen Einsicht den gegenwärtigen Zeitpunkt zur Stiftung der Akademie selbst für den angemessenen halten; so wäre dieses in jeder Hinsicht für ein höchst glückliches Ereigniß zu erachten, da eine solche Stiftung unter der erhabenen Leitung Ewer Durchlaucht nicht bloß für den Glanz, sondern auch für den Nutzen der Monarchie die wichtigsten Folgen haben, und zugleich für den großen Ruhm Ewer Durchlaucht bey der Mitwelt und Nachwelt einen so schönen Beytrag geben würde. — Für mich dürfte ich dann hoffen, in einem nützlichen Wirkungskreise das Vertrauen Ewer Durchlaucht mehr und mehr zu verdienen. —

Falls der gegenwärtige Zeitpunkt schon dazu geeignet ist, so werde ich gehorsamst um die gnädige Erlaubniß bitten, meine Arbeiten über diesen Gegenstand Ewer Durchlaucht zur hohen Einsicht sofort vorlegen zu dürfen. Indem ich hinsichtlich meiner oben vorgetragenen dringenden Bitte, der gütigen Berücksichtigung und einem mir zur Richtschnur dienenden Winken Ewer Durchlaucht mit unbedingtem Vertrauen hoffnungsvoll entgegenehe, empfehle ich mich der ferneren Gnade und wohlwollenden Gesinnung Ewer Durchlaucht, ehrerbietigst

Frankfurt den 10<sup>ten</sup> November 1817.

Ewer Durchlaucht

unterthänig gehorsamster

Fr. v. Schlegel.

Schlegel ließ in Wien alle Minen springen, um die ihm drohende Unbill, die fast einer Katastrophe gleichkam, abzuwenden oder doch in ihrer Form zu lindern. Die Abberufung aus Deutschland sei ihm schmerzlich, der Befehl, nach Wien zurückzukehren, bedeute für ihn



den materiellen Ruin und sei in moralischer Hinsicht geradezu beschämend, so daß ihm, wenn er nicht in Deutschland bleiben könnte, eine Anstellung in Italien, wie sie ihm der Fürst bereits 1814<sup>77)</sup> und dann im Febr. 1815<sup>78)</sup> vor seiner Ernennung nach Frankfurt in Aussicht gestellt hatte, viel erwünschter sein müßte. Das ist der Inhalt der Klagen, die im folgenden ganz vertraulichen Briefe an Széchényi, wie in allen übrigen Schreiben laut werden. Dem Briefe an Széchényi war auch einer an P. Hofbauer, sowie an den Staatsrat von Hudelist beigelegt; nebst Széchényi waren es vorzüglich diese beiden, von denen er Hilfe in seinen Nöten erhoffte. Denn die unerwartete Wendung versetzte ihn in die größten Sorgen: «Es ist eine Zeit der Prüfung für mich — schreibt er am 14. Nov. 1817 an Philipp Veit —, ich habe unglaublich viele Verfolgungen und Kabalen zu erleiden; doch der Herr wird alles zum besten leiten. Diese Krisis hat denn nun auch den längst gefaßten Plan, daß die Mutter eine Zeitlang mit Euch in Rom leben soll, vollends zur Reife gebracht.» Allein wollte er sich dann schon mit dem Weltgesindel herumschlagen, in Frankfurt oder in Wien oder wo es auch sonst sei. «Uebrigens muß ich doch Rom auch einmal sehen; und unmöglich wäre es nicht, daß die jetzige Krisis auch dieses herbeiführte oder doch ausführbar machte; wovon aber um's Himmels willen nicht geredet werden darf»<sup>79)</sup>. Széchényi scheint in einem vorhergehenden Briefe Schlegel abgeraten zu haben, seine Gattin zu ihren Söhnen nach Rom zu schicken<sup>80)</sup>, weshalb denn auch Schlegel die Gründe auseinandersetzt, die ihn und seine Gattin zu diesem Entschlusse bewogen. Für Dorothea bedeutete eine Reise nach Rom wirklich die Erfüllung einer lange gehegten Sehnsucht, zugleich aber ein Opfer, das sie in ihrer unendlichen Selbstlosigkeit und Hingebung dem egoistischen Friedrich gerne brachte, um

<sup>77)</sup> Vgl. «Dor. v. Schlegels Briefw.» II., 291 und oben S. 15.

<sup>78)</sup> Vgl. Schlegels unten folgendes, undatiertes Schreiben (Nr. XXIII) an den Grafen Széchényi.

<sup>79)</sup> «Dor. v. Schlegels Briefw.» II., 451.

<sup>80)</sup> Tatsächlich bat Pilat den Grafen in einem undatierten, doch zweifellos im Herbst 1817 geschriebenen Billet, dies zu tun. «Ich nehme mir die Freiheit — heißt es u. a. —, Ew. Exzellenz beifolgendes Schreiben nebst Anlagen zu übersenden, die ich soeben von Schlegel aus Frankfurt erhalten habe. Ich bitte Ew. Exzellenz inständigst, ihm ja die Reise seiner Frau nach Rom, worauf die guten Leuten ganz erpicht zu seyn scheinen, aufs ernstlichste zu mißrathen. Mehrere seiner Frankfurter Freunde sind ebenfalls der festen Ueberzeugung, daß beide nach Verlauf von wenigen Wochen den tollen Schritt bitter bereuen werden.» Széchényi-Archiv: «T. I., Fasc. III., Nr. 56, Lit. b.» Vgl. auch Schlegels unten folgenden Brief an den Grafen vom 21. Dez. 1817.

ihm auch weiterhin die gewohnte kostspielige Lebensweise und «die freie Beweglichkeit eines Junggesellendaseins»<sup>81)</sup> zu ermöglichen.

## XX.

Allein zu lesen.

Frankfurt, den 24<sup>ten</sup> November 1817.

Hochgebohrner Herr Graf,

Verehrungswürdiger Gönner!

Die gütige Theilnahme, welche Ewer Excellenz uns schenken, und die wir beyde mit dem wärmsten und herzlichsten Danke erkennen, war sehr tröstlich für uns in dieser Zeit der Prüfung, von der wir nun der ferneren Auflösung entgegensehen.

Von der hiesigen Stelle weggenommen zu werden, kann ich, so wie die Verhältnisse einmal sind, nicht sehr bedauern; und sehr gerne und bereitwillig kehre ich nach Wien zurück, wo ich sehr theure und unschätzbare Freunde und Gönner habe, sobald ich nur hoffen darf, dort einen nützlichen Wirkungskreis zu finden. Auch glaube ich, daß es um diesen definitiv zu erhalten, nothwendig sey, selbst in Wien zu seyn, in der Nähe des Fürsten M[etternich] und Ihres würdigen Freundes, des StaatsRath Hudelist, auf dessen entscheidendes Urtheil dabey so viel ankommt. — Dahin würde mein eigner Wunsch, wenn auch nicht jetzt gleich, so doch in 1½ oder 2 Jahren, wenn meine ökonomische Lage etwas mehr consolidirt gewesen wäre, gerichtet gewesen seyn. — Wenn ich die so plötzliche Abberufung jetzt gleich, hinsichtlich meiner äußern Lage, für ein wahres Unglück halten muß; so liegt dieß einzig und allein in dem Umstande, daß ich meine Frau habe hieher kommen laßen, was gewiß nicht geschehen seyn würde, wenn wir hätten ahnen können, daß es nur auf 1½ Jahre seyn sollte. Diesen großen Fehler, daß wir uns hier aufs Ungewisse häuslich etablirt haben, müssen wir freylich nun schwer büßen. Beynah ein Jahr verstrich ehe das gesandtschaftliche Haus eingerichtet war, wodurch ich gleich von Anfang an in großen Rückstand kam. Kaum hatten wir uns nun festgesetzt und hofften mit kluger Einrichtung wieder in Ordnung zu kommen; so ist das ganze Gebäude zerstört! — Jetzt muß ich nun einzig danach trachten, wie ich mir mit Ehren von hier weg und aus der Noth und Verlegenheit helfe; und dann mit festem Muthe eine beßre und sichrere Lebens-einrichtung treffen. Alle meine Freunde in W[ien] nehmen einen sehr gütigen Antheil an mir; doch habe ich nebst Ihnen, unser verehrungswürdiger Gönner, ein vorzügliches Vertrauen auf den P. Hoffbauer, der uns und unsre Lage und Meynung am besten kennt und versteht. Mit ihm bitte ich Ewer Excellenz vorzüglich, nach dem gütvollen Antheil, den Sie an unserm Schicksal nehmen, über uns zu reden; ich habe ihm mein ganzes Herz in dem einliegenden Briefe ausgeschüttet, so weit es in der Entfernung geht; auch über die Reise meiner Frau zu ihren Söhnen nach Rom. Sie hatte den Beschluß dazu schon vor den Ereignissen gefaßt; eine Reise, die für die Söhne, für meine Frau und

<sup>81)</sup> M. Spahn, «Ungedruckte Briefe von Fr. v. Schlegel»: Hochland. II. Jahrg. (1905), Juliheft, S. 435.

für mich selbst unter den jetzigen Umständen gleich heilsam ist. Unsre äußere Lage wird dadurch keineswegs erschwert, sondern vielmehr sehr erleichtert; und ich muß nur beklagen, daß ich die bevorstehende Veränderung nicht schon eher gewußt, und wir nun im Sommer und Herbst zwey der vortrefflichsten und wohlfeilsten Reisegelegenheiten versäumt haben. Jetzt muß nun freylich wenigstens der Monath Februar abgewartet werden, wenn man uns anders noch so lange hier laßen will. Es ist auch aus sehr vielen, anderen Gründen gut und heilsam, daß meine Frau 1 oder 1 $\frac{1}{2}$  Jahr bey Ihren Söhnen in Rom lebt. Zugleich aber kommt es denn aber auch unterdessen wohl mit mir definitiv in Ordnung, wozu schon einige Zeit gehört. Wer weiß, ob dieß gerade in Wien ist? Ehe ich hieher gesandt wurde, hatte der Fürst M[etternich] die bestimmte Absicht, wie er mir selbst sagte, mich in Italien anzustellen; was auch meinen Wünschen gar nicht entgegen wäre. Den so eben begangenen Fehler, uns aufs Ungewisse häuslich zu etabliren, dürfen wir doch nicht zum zweytenmale wiederholen. —

Wenn noch irgend eine Hoffnung wäre, daß ich eine andre, kleine aber unabhängige Anstellung in Deutschland erhalten könnte, so würde dieß in Hinsicht meiner äußern Lage ein großes Glück für mich seyn. Ich will versuchen, dem würdigen Staatsrath einige Worte darüber zu schreiben und ihm diesen Wunsch so bescheiden als möglich vorzutragen; ich lege hier noch einen andern Brief bey<sup>82)</sup>, welcher Ewer Excellenz nach Ihrem weisen Ermessen, ihm mittheilen und davon Veranlassung nehmen könnten, mit ihm darüber zu reden. Könnte dieß geschehen, so würde ich denn freylich . . .<sup>83)</sup> auch schon in 1 oder 2 Jahren herzlich gern und ungleich sorgenfreyer zurückkehren.

Von Rom aus erhält meine Frau fortdauernd die besten Nachrichten und die freundlichsten Einladungen. Wüßte ich sie nur schon dort, dann wäre mein Herz leicht. Gott helfe uns diesen schweren Winter überstehen! —

Ich bitte mich der verehrten Frau Gemahlin und allen Angehörigen, die meiner Frau so viel Güte erwiesen haben, auf das angelegentlichste zu empfehlen, und uns Ihre Theilnahme und Ihr Wohlwollen zu erhalten. Mit innigster Verehrung

Ewer Excellenz

unterthänig gehorsamster

Fr. v. Schlegel.

Meine Frau hat mir allerley Bedenken gegen den ostensibeln Brief an Ew. Exc. zur Mittheilung für den Hrn. StR. H[udelist] gemacht. Ich schicke statt dessen, einliegenden direct an ihn gerichteten Brief, welchen ich Ew. Excellenz zuvor zu lesen, sodann mit einem nicht bekannten Siegel zusiegeln zu lassen, und dem würdigen Mann sodann selbst zu geben, unterthänig bitte; was gewiß die beste Veranlassung seyn wird mit ihm des weiteren darüber zu reden. Ich dürfte den bedingten Wunsch einer anderen Stelle in Deutschland oder gar den be-

<sup>82)</sup> «ich lege . . . bey» ist über folgenden durchstrichenen Satz geschrieben: «auf dem rückstehenden Blatt setze ich einige Zeilen.»

<sup>83)</sup> Ein Wort unleserlich.



stimmten nach der eines interimistischen (nicht ständigen) Geschäftsträgers bey der Stadt Frankfurt, durchaus unter den jetzigen Verhältnissen nicht deutlicher ausdrücken. — Die Stelle bey der hiesigen Stadt sucht wahrscheinlich der Hofrath Handel für sich; also wird auch wohl keine Hoffnung für mich dazu seyn. Indessen hindert ja nichts, daß Ewer Excellenz, dieses ignoriren, und wenn Sie es angemessen finden, gradezu fragen, ob diese Stelle schon vergeben sey. — Verzeihen Ewer Excellenz mir, daß ich Ihrer Güte mit so vielen Bitten beschwerlich falle.

Den Brief an StR. Hud[elist] wünschte ich, auch wegen der Bitte am Schluß<sup>84)</sup> baldmöglichst in seinen Händen. —

Bevor noch Schlegel von Széchényi auf seinen vorigen Brief eine Antwort erhalten hatte, wendete er sich in einem zweiten Schreiben an ihn, in welchem er ihn um sein Fürwort bei dem Staatsrat v. Hudelist wegen einer interimistischen Anstellung in Deutschland bittet. Schlegels Schreiben war auch ein Brief<sup>85)</sup> des Verfassers der Schrift «Ueber Kirche und Staat»<sup>86)</sup>, d. i. Franz Otto v. Droste-Vischering<sup>87)</sup>, beigeschlossen. Es scheint, daß Droste-Vischering den Plan der Concordia, der in Wien «so ganz verkannt und so ganz unglaublich falsch dargestellt» worden war, billigte und Schlegels auch sonst mit Anerkennung gedachte. Dieser Brief eines angesehenen deutschen Gelehrten, der überdies einer vornehmen und strengkatholischen Familie entstammte, sollte in Schlegels Sinne ein gewichtiger Beweis dafür sein, wie sehr seine Talente — was Schlegel immer wieder betont — in Wien verkannt und wie wenig sein Ruf und das Vertrauen, das man in Deutschland immer noch in seine Person setzt, für Österreichs Zwecke nutzbar gemacht werden.

## XXI.

Frankfurt, am 1<sup>ten</sup> December 1817.

Ewer Excellenz

nehme ich mir die Freyheit, hiebey einen merkwürdigen Brief mitzutheilen, der vielleicht einiges Interesse haben wird, da er von einem so würdigen Manne — dem Verf. der vortreflichen kleinen Schrift über Staat und Kirche — herrührt; er ist an einen Freund<sup>88)</sup> von mir gerichtet, der ihn mir erlaubt hat, mitzutheilen. — Obwohl nun meine Wirksamkeit überhaupt gelähmt, und von jenem Unternehmen gar nicht mehr

<sup>84)</sup> Sie bezieht sich wahrscheinlich auf seine Entschädigungsansprüche.

<sup>85)</sup> Ist nicht mehr vorhanden.

<sup>86)</sup> Münster 1817.

<sup>87)</sup> Er war Dompräbendar in Münster und Bruder des bekannten Kölner Erzbischofs Cl. Aug. v. Droste-Vischering. Über die erwähnte Schrift vgl. H. Brück, «Geschichte der katholischen Kirche in Deutschland», I<sup>2</sup>, 342f.

<sup>88)</sup> Wahrscheinlich an Buchholtz; vgl. Schlegels Brief an Széchényi vom 23. Mai 1818.

die Rede ist; so muß mir doch sehr daran gelegen seyn, auch meinen Freunden und hohen Gönnern in Wien zeigen zu können, wie die Gutgesinnten dieses Unternehmen beurtheilen, welches in W[ien] so ganz verkannt und so ganz unglaublich falsch dargestellt worden ist. „Anonym“ konnte ich freylich ein Werk nicht unternehmen, welches ganz auf dem Vertrauen beruhte, welches man in Deutschland immer noch in meine Person und auf meinen Namen setzt. — Ich bitte Ewer Excellenz diesen Brief auch meinem Freunde, Hrn. Pilat mittheilen zu wollen, und überlasse es Ihrem weisen Ermessen, ob es vielleicht auch noch einem oder dem andern meiner hohen Gönner, etwa dem StR. H[udelist] mitgetheilt werden könnte! — Mit rechtem Verlangen sehe ich der geneigten Antwort Ewer Excellenz auf mein letztes Schreiben entgegen; auch von dem Schreiben an Hrn. StR. v. Hudelist, welches ich an Ewer Excellenz einschloß, verspreche ich mir um so mehr einige gute Wirkung, da er es durch Sie erhalten hat. — Ich kann mich immer noch nicht darin finden, daß ich auf diese, so unerwartete und nachtheilige Art abberufen werden soll. Ich hätte mir wohl geschmeichelt, daß ich wenn auch erst in einigen Jahren, später, aber dann so zurückkehren würde, daß ich dann auch für immer da im Kreise meiner Freunde und Gönner mich meinem ehrenvollen Berufe hätte widmen können! — Diese Hoffnung ist nun freylich vereitelt; doch die andre Hoffnung halte ich fest, daß es gewiß alles, wie schmerzlich es auch für den Augenblick ist, zum Besten führen wird. —

Jetzt lebe ich in peinlicher Ungewißheit; wenn ich wüßte, daß noch einige Möglichkeit wäre, durch das Fürwort des Hrn St. R. H[udelist] eine andre interimistische Anstellung in Deutschland zu erhalten; so würde ich Ewer Excellenz dringend bitten, noch einen Versuch deshalb bey dem Hrn. St. R. H[udelist], nach der zwischen Ihnen obwaltenden Freundschaft zu machen. — Gradezu darum zu bitten oder gar förmlich darum anzuhalten, habe ich jetzt den Muth nicht. — Wenn nur nicht die Sorge für meine häusliche Existenz bey dieser Ungewißheit so sehr angeregt würde, so könnte ich gewiß der Entscheidung mit voller Ruhe entgegensehen.

Meine Frau und ich, wir empfehlen uns beyde Ihrem gütigen Wohlwollen, und dem geneigten Andenken der Frau Gemahlin und sämtlichen hohen Angehörigen.

Mit innigster Verehrung

Ewer Excellenz

unterthänig gehorsamster

Fr. v. Schlegel.

Inzwischen traf eine Antwort des Grafen auf den Brief vom 24. Nov. ein und Schlegel mußte daraus ersehen, daß der Entschluß Metternichs unabänderlich sei und er unter allen Umständen nach Wien zurückkehren müsse. Doch wurde auf die Verwendung Széchényis und dank dem Wohlwollen Hudelists der Zeitpunkt seiner Abberufung — wie er auch von Metternich selbst gebeten hatte — hinausgeschoben. Aus dem folgenden Briefe Schlegels erfahren wir

auch, daß ihm Széchényi — wahrscheinlich auf die Fürsprache Hofbauers — in großmütiger Weise eine «Anweisung» (doch wohl: Geldanweisung) übersandte, wodurch er für diesmal der ängstlichen Sorgen wirksam entledigt wurde. Der Not des Augenblicks enthoben, ist er um so mehr um die Zukunft bekümmert: namentlich das Dienstverhältnis in Wien, das er nur als Zwischenstufe betrachtet, macht ihm Unruhe. Daß er in diesem Belange vor allem an den für ihn ungünstigen Einfluß von Gentz dachte, beweisen Äußerungen in den Briefen an seinen Bruder Aug. Wilhelm, wie vom 21. Febr. 1818: «In Wien würde ich vielleicht einen besseren Wirkungskreis haben als hier; indessen sehe ich da manche unangenehme Collisionen voraus. Unter andern treibt Genz dorten jetzt einen politischen Obscurantismus von der allerplattesten Art; werde ich nicht gebraucht, so giebt das auf die Länge eine unangenehme Existenz, und werde ich gebraucht, so entgehe ich auch den Collisionen und mancherley Kämpfen nicht»<sup>89)</sup>. Daß er besonders seine Akademie-Pläne, die er in Wien auszuführen gedachte, durch den Einfluß Gentz' gefährdet sah, ersehen wir aus folgender Stelle eines Briefes an Aug. Wilhelm vom 3. April 1818: «Es ist auch in Wien manches unangenehme; der Einfluß von Gentz, der überall nur negativ und hemmend wirkt, die ängstliche und fast obscurantistische Stimmung, lassen mich sehr besorgen, das Alles was für die Wissenschaften während der jetzigen Ruhezeit Großes in Oesterreich geschehen sollte, und auch für mich das Vortheilhafteste seyn würde, unsäglich viele Hindernisse finden oder gar nicht zu Stande kommen wird»<sup>90)</sup>.

Freilich fügt Schlegel auch diesmal seiner scheinbaren Ergebung in das Schicksal, das seiner in Wien harrt, ein «Indessen wer weiß!» hinzu. Er hofft noch immer — auf ein Wunder, und wäre es eine «Hauptveränderung» in der österreichischen Gesandtschaft in Frankfurt. Daß er dabei an den Sturz des Grafen v. Buol dachte, der ja bereits 1817 den Unwillen Metternichs in hohem Maße erregt hatte<sup>91)</sup>, ist augenfällig. Denn Schlegel sieht — wie wir bereits wissen, unrichtig — «die erste und einzige Ursache von allem bloß in dem Persönlichen», also in seinem persönlichen Verhältnis zu seinem Chef. Einen drastischen Kommentar zu dieser Äußerung bietet abermals eine Stelle in dem Briefe vom 21. Febr. 1818 an seinen Bruder Aug. Wilhelm: «Meine Abberufung ist eigentlich noch unentschieden. Du möchtest den Zusammenhang davon wissen,

<sup>89)</sup> «Fr. Schlegels Briefe an seinen Bruder.» S. 575.

<sup>90)</sup> Ebenda S. 581.

<sup>91)</sup> Vgl. Fr. Ilse, «Geschichte der deutschen Bundesversammlung». I., 161.



der aber unendlich einfach ist. Mein Chef, unser hiesiger verehrlicher Gesandter, ist ein völlig übereilter und dabey höchst eigensinniger Mensch von dem allerwiderwärtigsten Charakter; in Wahrheit, der süßeste Einfaltspinsel, der leicht gefunden werden kann, so weit der Himmel blau ist. Da hilft mir denn die allgemeine Achtung und Freundschaft der 15 oder 16 übrigen Gesandten nicht viel, nachdem es unser Einem auch nie an heimlichen Feinden und Neidern besonders unter den gewöhnlichen k. k. Dienstcanailen fehlt. Aus allem dem ist denn nun ein übles Verhältniss mit dem exzellenten Simplex entstanden, freilich ist es bloß negativ übel, indem wir uns einander mit aller Höflichkeit und von meiner Seite allerehrerbietigst durchaus nicht um einander bekümmern, auch wenn es seyn kann, nicht mit einander sprechen.» Das gehe denn auf die Länge freilich nicht und Schlegel meint, daß es auf die Länge auch unmöglich sei, daß dieser konfuseste aller sterblichen Graubärte den höchst wichtigen Posten eines Präsidial-Gesandten in Frankfurt behalte, weil er wirklich gar zu dumm sei; da er aber schon lange wünsche, ihn, Schlegel, los zu sein, so sei es doch überwiegend wahrscheinlich, daß dies noch eher geschehen werde, als jenes<sup>92)</sup>. Und so war es auch: Buol wurde erst anfangs 1823 aus Frankfurt abberufen.

Weit besser und aufrichtiger als zu Buol war Schlegels Verhältniss zu dem Minister Freih. v. Wessenberg, trotzdem dieser vollkommen die kirchenpolitische Auffassung seines Bruders, des Generalvikars, teilte und dessen Bestrebungen in Frankfurt und Wien auf jede mögliche Weise förderte. Schlegel nennt Wessenberg in einem Briefe vom 3. April 1818 «einen Mann von vielem Verstande», mit dem er sich, «einiger Verschiedenheit in den Grundsätzen ungeachtet, weit besser stehen würde als mit dem jetzigen von allen Seiten ganz Vernagelten alten»; eben deshalb ersucht er seinen Bruder, er möchte ihm, da er jetzt in Paris sei, einige Aufmerksamkeit erweisen<sup>93)</sup>. Wessenberg freilich dachte anders über Schlegel, wie wir bereits aus seinem Schreiben vom 22. Juli 1816 an Hudelist wissen<sup>94)</sup> und auch aus einem Briefe von Gentz an Wessenberg vom 18. Mai 1816 entnehmen können, in welchem es heißt: «Was Sie mir von Schlegel sagen, wundert mich gar nicht. Zu praktischen Geschäften war er nie tauglich; und seit einigen Jahren hat ihn die religiöse, oder besser kirchliche Wut vollends zum Narren gemacht, woran seine Frau großen Antheil hat»<sup>95)</sup>.

<sup>92)</sup> «Fr. Schlegels Briefe an seinen Bruder.» S. 575.

<sup>93)</sup> Ebenda S. 583.

<sup>94)</sup> Vgl. Ung. Rundschau, II. Jahrg. S. 868.

<sup>95)</sup> Aug. Fournier, «Gentz und Wessenberg. Briefe des Ersten an den Zweiten.» Wien 1907, S. 116.

## XXII.

Frankfurt, den 21<sup>ten</sup> December 17.

Hochgebohrner Herr Graf!

Verehrungswürdiger Gönner,

Ewer Excellenz sage ich vor allem den innigsten und wärmsten Dank für Dero gütige Verwendung bey dem Hern. StR. H[udelist] so wie auch diesem würdigen Staatsmanne selbst für die gütige Berücksichtigung meiner Lage und die bewilligte längere Zeit. — Bey so mancher in meinem Dienstverhältniß erfahrenen kränkenden Zurücksetzung und empfindlichen Anfeindung, ist mir die Theilnahme und gute Meynung gerade dieses Mannes, die ich auch in der Folge zu bewähren hoffe, von ganz unschätzbarem Werthe.

Der richtige Empfang der gütigst übersandten Anweisung wird Hochdenselben sogleich gemeldet worden seyn, wofür ich als Schuldner um so dankbarer verbleibe, da unsers großmüthigen Gönners Hülfe für dießmal mich der ängstlichen Sorgen so wirksam entledigt. — Wenn man durch Uebermacht des Feindes, oder auch nur durch Hinterlist einmal aus dem Felde geschlagen ist, so bleibt die Sicherung eines ehrenvollen Rückzuges die erste und nächste Sorge des vorsichtigen Mannes. — Wenn nun für den unglaublich großen Nachteil und Rückstand, in welchen mich das erste Jahr des noch provisorischen Zustandes unsrer Gesandtschaft gebracht hat, die normalmäßige Entschädigung endlich vollständig erfolgt, wie ich dieß von der gütvollen Berücksichtigung des Hrn. StR. H[udelist], bey dem ein Fürwort von Ewer Excellenz so viel gilt, mit Gewißheit hoffe, so wird in dieser Hinsicht alles recht gut gehn.

Nicht ganz ohne Sorgen bin ich wegen der nachtheiligen Folgen, welche eine so frühe Zurückberufung auf meine weitere Beförderung unvermeidlich äußern muß. Mein Wunsch konnte daher auch natürlich nur seyn, erst in einigen Jahren in die Hauptstadt zu den Freunden und Gönnern zurückzukehren; wo es dann vielleicht, wenn ich mich länger erprobt und mehr Gelegenheit hatte, mich verdienstlich zu machen, auf eine wirklich vortheilhafte Art hätte geschehen können. Jetzt wird mich die Veränderung, durch die verschiedenartige Auszahlung und den Verlust der obzwar nicht besonders, jedoch freyen Wohnung, vollkommen ein Drittheil meines jetzigen Einkommens verlustig machen. Doch das wäre noch eher zu verschmerzen, wenn nur das Dienstverhältniß gut und angemessen wäre, was aber eben in dieser unangenehmen Zwischenstufe schwer zu hoffen und mir, da ich nun nah an 50 in den Jahren stehe, allmählig schwer zu ertragen ist. — Indessen wer weiß, wozu der gewonnene Aufschub noch gut ist. Der Zustand hier ist so, daß eine große und Hauptveränderung wohl unvermeidlich seyn wird; und diese kann ja dann auch für mich noch eine glücklichere Wendung herbeyführen, da die erste und einzige Ursache von allem bloß in dem Persönlichen lag und noch liegt. — Nichts würde ich lebhafter wünschen und könnte vielleicht selbst für das Große Allgemeine heilsamer wirken, als wenn ich 14 Tage in W[ien] seyn

könnte; wenn ich nur gewiß wäre wegen der sichern Rückreise, und daß ich nicht gleich dort bleiben müßte, so wäre dieß durch einen Wink an mich von W[ien] leicht zu bewerkstelligen. — Doch genug der Hoffnungen und Wünsche; ich will mich mit Geduld darein ergeben, zu erwarten was da kommen soll. Bis dahin läßt sich ja überhaupt auch für unsre Einrichtung gar kein Entschluß fassen. Sehr leid ist mir daher, daß meine Freunde Ewer Excellenz mit so ganz voreiligen Besorgnissen und ungegründeten Erzählungen über unsre Zukunft beschwerlich gefallen sind<sup>96)</sup>. Meine Frau hat nur den Einen Wunsch und den Einen Zweck, alles aufzuopfern, damit ich ungehindert meinen Beruf erfüllen könne. Vermöchte ich doch Ihnen zu schildern, wie sie in dieser harten Zeit mich stärkte und mein bester Trost nächst Gott war. Mit unbegrenzter Verehrung und den innigsten Wünschen für Dero und Ihres Hauses Wohlseyn — dero unterthänig gehorsamster Schlegel.

Dem folgenden Briefe Schlegels an Széchényi war abermals ein Schreiben an Hudelist beigegeben, in welchem er wieder seine ganze Angelegenheit vorlegte und dringend anempfahl. Auch dem Grafen wiederholt er noch einmal kurz und genau seine Wünsche und zählt die Möglichkeiten auf, nach welchen über sein weiteres Schicksal günstig entschieden werden könnte.

An ein Verbleiben in Frankfurt war unter keinen Umständen mehr zu denken: der einzige Posten, der Schlegel verliehen hätte werden können, nämlich der Posten eines Minister-Residenten bei der Stadt Frankfurt wurde auf Buols Vorschlag dem Hofrath Handel übertragen. Handel behielt auch die Stelle eines doppelten Kanzleidirektors bei, und da meldete Buol am 23. Januar 1818 nach Wien, daß es notwendig wäre, einige Geschäftszweige anderen Kräften zuzuweisen, dies jedoch gegenwärtig „wegen der dem übrigen Gesandtschafts-Personale durchaus nicht beiwohnenden praktischen Kenntnis“ nicht geschehen könne. „Dieses Gesandtschafts-Personale — heißt es weiter — welches bekanntlich aus dem Legations-Rath Schlegel, Secretär Wolff und Commis von Bucholz besteht, würde sonder Zweifel anderswo sehr nützliche Dienste leisten können; ich habe die Gabe nicht, durch sie irgend eine wesentliche Erleichterung zu erhalten, welche ich mir von dem dermaligen Geschäftsträger in München dem ehemaligen Prinzipal-Commissions-Secretär am Reichstage, Herrn von Weissenberg in der Eigenschaft eines Legationsraths mit Zuversicht versprechen zu sollen glaube; da die Besoldungen der erst genannten drei Herren 5400 fl. betragen, und ich dafür nur auf einen einzigen den Titel eines Legations-Raths und ersten Präsidial-Secretärs führen sollenden mit dem Gehalte von

---

<sup>96)</sup> Vgl. oben S. 125, Anm. 80.



3000 fl. antrage, so schmeichle ich mir auch in oeconomischer Rücksicht durch die offenbare Ersparniß von 2500 fl. jährlich eines rück-sichtswürdigen Vorschlags<sup>97)</sup>.“

Schlegels Brief ist in aller Eile hingeworfen, so daß er ihn selbst zu datieren vergaß. Doch sowohl der Inhalt des Briefes, wie die Reihenfolge — die Briefe sind nach der Zeit des Empfanges von Széchényi nacheinander gereiht worden — zeigt, daß er nach dem vorigen Schreiben Friedrichs und vor dem folgenden Dorotheas geschrieben wurde.

## XXIII.

## Ewer Excellenz

schon so oft erfahrene Güte nehme ich vertrauensvoll abermals in Anspruch, indem ich Ewer Exzellenz gehorsamst ersuche, daß Sie die Gnade haben wollen, einliegenden Brief an Hrn. StaatsR. von Hudelist, worin ich demselben meine ganze Angelegenheit vorgelegt und dringend anempfohlen habe, ihm selbst zu übergeben und auch über den Inhalt desselben ausführlich reden zu wollen.

Daß ich länger hier bleiben könnte, wünschen darum auch so viele der hiesigen Gesandten, weil ich nirgends so an meiner Stelle seyn würde, als hier, und so viel Nutzen leisten könnte, wenn sonst alles wäre, wie es seyn sollte. Aber freylich aufdringen da, wo man ihn entfernen will, kann und darf sich ein Mann von Ehrgefühl und ein Kaiserlicher Beamter nicht.

Zum Residenten bey der Stadt Frankf[urt] ist der Hofr. Handel ernannt; es giebt aber manche andre, auch auswärtige Missionen, wo jemand, der Deutschland recht kennt, sehr nützlich seyn könnte. — Italien habe ich desfalls mit einem Worte erwähnt, weil es früherhin selbst die Idee des Fürsten M[etternich] war, wie er mir im Febr. 1815 vor meiner jetzigen Anstellung äußerte; und dann höre ich, daß mit unsrer Gesandtschaft in Rom wahrscheinlich eine Veränderung vorgehen soll; das wäre denn freylich sehr erwünscht, wenn sich da für mich etwas Günstiges ergäbe. Im Fall ich aber gleich von jetzt an wieder in Wien bleiben soll, setze ich mein Vertrauen vorzüglich auch auf die gütige Verwendung und wirksame Fürsprache Ewer Excellenz bey dem Hrn. StaatsRath, daß so wohl das Dienstverhältniß besser als hier bestimmt, und auch meine häusliche und ökonomische Lage so viel als inöglich gesichert und berücksichtigt werde. — Es waren mir nur wenige Augenblicke für diese Zeilen vergönnt, deren Flüchtigkeit ich zu entschuldigen bitte. Ewer Excellenz gütige Gesinnung gegen uns, wird von uns als ein trostvolles Gut und Glück verehrt, welches uns Gott noch lange erhalten wolle.

Ew. Excellenz unterthänig gehorsamster Schlegel.

Der nächste Brief an Széchényi ist von Dorothea. Sie hatte seit dem 20. September 1817 geschwiegen, da es die ganze Zeit her so

<sup>97)</sup> »Deutsche Akten. Frankfurt 26.«

unruhvoll in und um sie her gewesen sei, und es sie so sehr betrübt habe, daß „der gute Schlegel“, von dem sie im folgenden — gleichsam zu seiner Verteidigung — mit der anhänglichsten Verehrung spricht, dem Grafen so oft und vielfältig mit seinen Angelegenheiten beschwerlich habe fallen müssen. Im übrigen ist es wieder ein rührend dankbares Gratulationsschreiben zum Namenstage des Grafen, wobei sie die Gelegenheit wahrnimmt, je eine Schrift Fr. Schlossers und des Grafen Stolberg, dessen Sohn Christ. Ernst in der österreichischen Armee diente<sup>98</sup>), zu übersenden.

XXIV.

Frankfurth, 2<sup>ten</sup> April 1818.

Hoch verehrter Herr Graf!

Theuerster Herr und Freund!

Es ist schon recht lange her daß ich gar nichts von mir habe hören lassen, und ich würde fürchten ganz aus der Gnade und der Erinnerung Ew. Excellenz gekommen zu seyn, wenn nicht zu viele immer sich erneuernde Beweise Ihrer gütigen Gesinnung gegen uns, mich vom Gegenteil überzeugten, indem das Gefühl der Dankbarkeit und innigster Anhänglichkeit an Ew. Excellenz mich aufs lebhafteste bewegt. Es war aber diese ganze Zeit her, so unruhvoll in und um uns her; und wir leider, so beynah ausschließend mit der Sorge um unser Schicksal beschäftigt, daß ich in der That nicht den Augenblick fand Ihnen verehrter Herr Graf, nur eine angenehme oder erfreuliche Mittheilung zu machen — und zu einer, andrer Art, konnte ich mich nicht entschließen! — Schon war es uns nur zu sehr betrübt, daß der gute Schlegel Sie so oft und vielfältig mit den eignen Angelegenheiten beschwerlich fallen musste! —

An dem heutigen Tage aber, sollen alle Sorgen, und Aengstlichkeiten um uns selber, völlig zurücktreten — und der schönen Erinnerung Ihres Namensfestes Platz machen, so wie in meinem heutigen Gebeth, all mein Anliegen vor Gott sich auf das Heil und das Wohl unsers verehrten Freundes bezog! Auf's innigste habe ich im Geiste mich vereint mit alle den Lieben und Vertrauten die an dem heutigen Tage besonders Gott den Herrn um Segen für Sie Theuerster Graf Szechenyi anflehen! Er wolle doch gnädigst unser vereintes Gebeth erhören der allmächtige Vater im Himmel! Er wolle Sie noch eine lange frohe Reihe Jahre zum Trost, zur Freude der Ihrigen, und so vieler Menschen, im frohen Kreise der Kinder leben lassen, und er wolle Ihr frommes Gebeth gnädigst erhören, dann geht es uns ja Allen wohl! —

Dieser Brief geht erst über morgen ab; vielleicht nur einige Stunden vor der Rückkehr des Gr. Buol<sup>99</sup>), der höchst wahrscheinlich auch die

<sup>98</sup>) Vgl. Wurzbach, „Biogr. Lexikon“. XXXIX. Bd. (1879), S. 148 f.

<sup>99</sup>) Buol war am 12. März in Wien angekommen und traf in Frankfurt am 5. April ein. Vgl. Österreichischer Beobachter, 13. März und 13. April 1818.

neue Bestimmung für Schlegel mitbringen wird. Es sind nun gerade zwey Jahre daß ich Ihr liebes Haus verließ, mich Ihrer väterlichen Fürsorge entreißen musste — wenn auch manches viel anders kam als ich erwartete, wenn auch noch eigentlich nicht viel für unsre solidere Einrichtung des Lebens gewonnen ist, so ist doch die Zeit in mancher Hinsicht nicht ganz verlohren; und manches hat man kennen gelernt, wovon man sich vorher eine ganz irrige Vorstellung gemacht hatte.

Schlegel wird nun sehr wahrscheinlich, recht bald das Vergnügen haben Sie wieder zu sehen! — Die theuren gleichgesinnten Freunde wieder zu finden, ist allein ihm ein tröstlicher Gedanke, bey der Voraussetzung seiner Rückkehr. — Ob auch ich das gleiche Glück so bald genießen werde, ist noch sehr ungewiß; ich bin vor allen Dingen darauf bedacht, für mich selbst keinen Willen zu haben, sondern alles so geschehen zu lassen wie Gott will; wie Schlegel es wünscht daß es geschehen soll; da ich so wohl weiß daß der gute Mann nicht so wohl nach seinen Empfindungen als nach den besten und überlegtesten Einsichten alles berathet und einrichtet. Mündlich wird er Ihnen alles auseinandersetzen, und wir zweifeln keinen Augenblick, daß Sie nicht mit ihm übereinstimmen und zufrieden seyn werden. Wann immer ich das Glück haben werde Sie wieder zu sehen, so hoffe ich mit Zuversicht Sie als meinen innigst verehrten Gönner und Freund wieder zu finden, den ich in Ihnen verließ, so wie keine Entfernung je die Gesinnungen der dankbarsten Ergebenheit und Anhänglichkeit in mir ändern kann.

Die hier beykommenden kleinen Hefte, nehme ich mir die Freyheit zu überschicken, weil sie Ihnen vielleicht nicht uninteressant seyn werden. Das Eine ist eine Uebersetzung eines Hymnus vom heil. Bernardus, von unsern Freund Friedrich Schlosser<sup>100)</sup>. Das andre vom Gr. Stollberg<sup>101)</sup>, wird Graf Louis vielleicht bald Gelegenheit haben seinem ältesten Sohne zu geben. Zwar hat die Gräfin Stollberg gewünscht ich möchte diesen Brief nicht nach Wien schicken, weil es dem Grafen Ernst (er ist Offizier in der Oester. Armee) bey seinen Kameraden schaden, oder ihn lächerlich machen könnte. Aber ich denke dem Grafen Szechenyi kann man wohl unbedingt zutrauen, daß es durch ihn nicht in unrechte Hände geräth; übrigens glaube ich auch, daß etwas Gedrucktes nicht geheim bleiben kann.

Leben Sie wohl und glücklich verehrter Freund! Gottes reichster Segen beglücke Sie! im Geiste vereinige ich mich mit allen den Ihrigen die an dem heutigen Tage in frohem Gefühle Ihnen die väterliche Hand küssen.

Mich Ihnen und meiner innigst verehrten Frau Gräfin in den besten Wünschen für Ihr Wohl, zum geneigten Andenken empfehlend

Gehorsamste

Dorothea v. Schlegel.

<sup>100)</sup> Vgl. J. Fr. H. Schlosser, «Die Kirche in ihren Liedern». Mainz 1851. I. Bd., S. 136 ff.

<sup>101)</sup> Vgl. Joh. Janssen, «Fr. L. Graf zu Stolberg». II. Bd., S. 65 ff. Der Pfarrer Weinhofer schreibt über diese Schrift, die ihm Széchényi leihweise geschickt hatte, am 1. Febr. 1819 an letzteren: «Vorzüglich erbaute mich Stollbergs Mahn-



Bei Buols im vorigen Briefe erwähnter Anwesenheit in Wien ist tatsächlich über Schlegels Posten in Frankfurt endgültig entschieden worden. Metternich erstattete am 31. März 1818 seinen bezüglichen Vortrag dem Kaiser, der lautete: „Da bey der gegenwärtigen Lage der Dinge am Bundestag in Frankfurth der dort seit 1815 als Legationsrath angestellte Schlegel hier in Wien ungleich nützlicher als dort für den Allerhöchsten Dienst verwendet werden kann; so nehme ich mir die ehrerbietigste Freyheit, auf dessen Einberufung, und ferner darauf anzutragen, daß dessen Stelle durch den bisher als Legationssekretär und Geschäftsträger am Münchener Hofe verwendeten Weissenberg, welcher auf die Beförderung zum Legationsrath sich durch ausgezeichnete Dienstleistung und kluges Benehmen einen begründeten Anspruch erworben hat, ersetzt werde“<sup>(102)</sup>. Der Kaiser genehmigte den Vortrag am 6. April und am 14. April erging an den Grafen von Buol die Weisung, Schlegel von dieser Allerhöchsten Verfügung zu verständigen und „zur baldigen Anherreise anzuweisen“<sup>(103)</sup>. Über seine weitere Verwendung erfuhr Schlegel offiziell nichts, man scheint ihm jedoch auf vertraulichem Wege gute Versprechungen gegeben zu haben, denn er schreibt am 16. April 1818 an seinen Bruder Aug. Wilhelm: „Von Wien aus gibt man mir jetzt die besten Verheißungen; aber so lange ich nicht alles offiziell habe, bin ich doch nicht ohne Sorgen, da auf das quomodo und die qualia und quanta in meiner jetzigen Lage so gar viel ankommt“<sup>(104)</sup>.

#### IV. Schlegel nach seiner Abberufung von Frankfurt.

Seitdem Schlegel Kenntniss davon erhalten hatte, daß seine Stellung in Frankfurt erschüttert sei, war er von großer Bitterkeit gegen Amt und Bundestag erfüllt. «Die Versammlung — berichtet Caroline von Humboldt ihrem Gatten im Dezember 1818 — zu der er in untergeordneten Verhältnissen vor kurzem gehörte, nennt er eine schlechte Hundekomödie»<sup>1)</sup>. Er scheint sogar jegliche Lust und

wort an seinen Sohn. Es ist eine unvergleichliche Pastoral für alle Soldaten.» Széchényi-Arch.: «T. I., Fasc. III, Nr. 54, Lit. a.»

<sup>102)</sup> «Vorträge 5.»

<sup>103)</sup> «Bundespräsidial-Gesandtschaft in Frankfurt. Weisungen. Fasc. 2.»

<sup>104)</sup> «Fr. Schlegels Briefe an seinen Bruder». S. 585. Die Allgemeine Zeitung bringt am 2. Mai 1818 die aus Wien (am 25. Apr.) eingesendete Nachricht: «Der k. k. Legationsrath Hr. Friedrich v. Schlegel wird nächstens hier erwartet, wo er auf eine seinen ausgezeichneten Talenten angemessene, ehrenvolle Weise verwendet werden soll.»

<sup>1)</sup> Anna von Sydow, «Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen.» VI., 404.

Stimmung verloren zu haben, sich mit kirchenpolitischen Angelegenheiten zu befassen. Wenigstens werden in den Briefen an den Grafen Széchényi seit dieser Zeit solche Fragen nicht wieder berührt. Auch der Name Helfferichs wird nur noch in einem Briefe — vom 23. Mai 1818 — erwähnt, und zwar nur ganz beiläufig. Und doch gingen gerade während dieser Zeit bedeutsame Ereignisse in der deutschen Kirchenpolitik vor sich. Ende Juni 1817 hatte sich der Generalvikar v. Wessenberg nach Rom begeben, um sich vor dem heil. Stuhle zu rechtfertigen und die Nichtigkeit der gegen ihn erhobenen Klagen zu beweisen. Allein er vermochte, trotzdem er von Metternich unterstützt wurde, sein Ziel nicht zu erreichen: seine Erklärungen befriedigten den Papst nicht und er kehrte 1817 mit dem Bewußtsein nach Deutschland zurück, daß er niemals das Vertrauen Roms werde gewinnen können. War Wessenberg mit seinen Plänen gescheitert, so hatte Helfferich die Freude, zu sehen, wie seine und seiner Gesinnungsgenossen Bestrebungen allmählich die gewünschten Früchte brachten. Die Bundesversammlung dehnte, da es Metternich und Wessenberg nicht gelungen war, Bayern und Preußen zu einem gemeinsamen Vorgehen zu bewegen, «nach der klugen Vorsicht des Vorganges am Wiener Congresse» — wie der mecklenburgische Gesandte Leop. Freih. v. Plessen in der 17. Sitzung vom 10. März 1817 sich äußerte — ihre Kompetenz auf die kirchlichen Angelegenheiten nicht aus, und somit war jede Hoffnung auf ein mit Rom abzuschließendes deutsches Gesamtkonkordat vernichtet. Wohl traten im März 1818 die Vertreter mehrerer süd- und norddeutschen Staaten unter dem Vorsitze des württembergischen Gesandten Freih. von Wagenheim und der Mitwirkung Wessenbergs in Frankfurt zu gemeinsamen Konferenzen zusammen, um Rom gegenüber mit ihren Vorschlägen einheitlich aufzutreten; doch die führenden deutschen Mächte — auch Österreich — hielten sich diesen Konferenzen fern, und so fanden die staatskirchlichen Forderungen der konferierenden Staaten in Rom nicht die mindeste Beachtung.

Bayern ging in der Kirchenpolitik von Anfang an seine eigenen Wege, da es sich für groß genug hielt, «seine eigene, geschlossene Kirche zu haben.» Die mit Rom gepflogenen Verhandlungen blieben denn auch nicht erfolglos und König Maximilian ratifizierte am 24. Okt. 1817 das bayerische Konkordat, worauf es vom Papst im Konsistorium am 15. Nov. feierlich verkündet wurde. Kardinal Severoli sandte sogleich — am 19. Nov. — dem Grafen Széchényi ein Exemplar des Konkordats mit der Bemerkung, daß alle Gutdenkenden damit zufrieden sein könnten, besonders aber Helfferich, da alle seine Vorschläge beachtet und bei vielen Artikeln des Konkordats

verwertet worden seien. Er ersucht zugleich den Grafen, er möge diesem ausgezeichneten und verdienstvollen Geistlichen seinen Gruß übergeben und ihn ermuntern, daß er fortfahre mit seinem Geiste und seiner Hingebung die Interessen der Kirche zu fördern<sup>1a</sup>). Doch es gab noch mancherlei Schwierigkeiten, die bewältigt werden mußten, ehe die Auffassung der Kurie und der bayerischen Regierung in bezug auf die Ausführung des Konkordats in allen Punkten in Einklang gebracht werden konnte. Helfferich eilte nach München und spielte sowohl daselbst, wie in Rom, wohin er im Auftrage des bayerischen Ministeriums im Herbst 1818 entsandt wurde, bei den Verhandlungen dank seinem ungemeinen Eifer und dem großen Zutrauen, das er sowohl bei dem König von Bayern, wie am päpstlichen Hofe genoß, eine wichtige Rolle<sup>2</sup>). «Das kleine Männchen — so berichtet Job, der vielvermögende Hofkaplan der Kaiserin Charlotte, am 20. November 1818 aus München über Helfferich an den Grafen Széchényi — befindet sich hier und tummelt sich gewaltig herum. Er gerirt sich wie ein anderer Napoleon, der — nicht Skepter und Kronen — aber Stäbe und Infulen austheilt. Im Ernste; hier ist die rechte Rennbahn für seinen Feuereifer. Und er leistet der guten Sache wirklich Dienste. Empfängt er bisweilen einen derben Rippenstoß, so gibt er ihn wieder ungeschwächt zurück<sup>3</sup>).»

Schlegel hatte nicht Helfferichs Natur und war nicht der Mann, der derbe Rippenstöße mit Energie abzuwehren wußte. Nachdem seine Stellung wankend geworden war, vermochte er sich nicht zu sammeln und auch seine regsten Interessen erlahmten. Recht bezeichnend ist ein Brief an Sulpiz Boisserée, den Dorothea am 15. Oktober 1817 begann und den Friedrich erst am 9. April 1818 fortzusetzen vermochte. «Wenige Beispiele gibt es wohl — so beginnt er ironisch-bitter — in der neueren Weltgeschichte von einem so lange und gleichwohl aus so guten Gründen liegen gebliebenen Briefe. Die Sache hängt so zusammen: Diejenigen, die nicht gern sehen, daß ein Mann meiner Art hier sey, ermangelten nicht, fleissig zu bohren, um mich wegzubringen. Schon vor einem Jahre fing es an zu picken; vorigen Herbst, eben als jener Anfang dieses Briefes geschrieben ward, war das Bohren am stärksten, so daß ich schon den Aufbruch erwartete.» Da derselbe ihm aber damals in der Winterszeit sehr unangenehm gewesen sein würde, habe er nicht ermangelt, gegenzubohren und habe dann auch, vermöge der natürlichen Schwerkraft, den Winter hindurch die Oberhand be-

<sup>1a</sup>) Széchényi-Archiv: «Tom. I., Fasc. III., Nr. 54, Lit. c.»

<sup>2</sup>) Vgl. H. v. Sicherer, «Staat und Kirche in Bayern». München 1874. S. 270 ff.

<sup>3</sup>) Széchényi-Archiv: «T. I., Fasc. III., Nr. 56, Lit. b.»



halten. Nun aber sei die Entscheidung mit dem Frühjahr gekommen und er erwarte seine Abberufung von Frankfurt von einem Tag zum andern. «Ich habe auch eigentlich jetzt gar nichts dagegen, diesem Buolstag meinerseits dahier wenigstens Lebewohl zu sagen, ungeachtet aller Concilien, Militärcongresse und andern Unterhaltungen, die sich jetzt hier bilden und rege werden.» Nur noch volle sechs Wochen für den Aufenthalt in der Umgegend von Frankfurt wünsche er zu gewinnen und das werde auch wohl geschehen. Seine Frau aber reise noch früher, da sich eine sehr gute und sichere Gelegenheit gefunden habe und zur Reise nach Italien dies auch die beste Jahreszeit sei. Sie werde die Reise, wenn es bei der Abrede bleibt, am 22. antreten<sup>4)</sup>.

Auf eine Abänderung des Beschlusses Metternichs war nun nicht mehr zu hoffen, und Schlegel wußte wohl, daß alle seine Verbindungen in dieser Richtung nichts nützen könnten. Friedrich «dankt für die Wiener Notizen — schreibt Dorothea am 13. April 1818 an Rahel Varnhagen —. Keineswegs hält er sie für überflüssig, und sehr gerührt hat ihn Ihre Aufmerksamkeit auf seine Angelegenheiten. Genzens Einfluß kennen wir allerdings, der hat seine Richtigkeit, wird auch nicht versäumt unsererseits. Nur daß Fürst M[etternich] auch bey dem entschiedensten Einfluß immer noch irgend etwas, diesem Einfluß selber zu entziehen weiß; insbesondere sehr oft wo es auf Personen, und Persönliche Verhältnisse ankommt. Da hat er sehr oft seine arriëre pensée für sich, wohin niemand reicht<sup>5)</sup>.» Schlegels Bemühen war eben deshalb nunmehr nur darauf gerichtet, daß seine Rückkehr nach Wien unter möglichst günstigen Umständen geschehe. Bevor noch die Weisung Metternichs an Buol vom 14. April, in welcher Schlegel von seiner Abberufung amtlich verständigt wurde, in Frankfurt angelangt war, wandte er sich mit einer doppelten Bitte an den Fürsten. Er wünschte erstens — wie er schon in dem Briefe an Boisserée erwähnt — einen sechswöchigen Urlaub, um verschiedene Privat- und Familienangelegenheiten ordnen zu können. Wie wir aus Briefen an seinen Bruder Aug. Wilhelm wissen<sup>6)</sup>, war ihm dieser Urlaub besonders deshalb erwünscht, weil er mit Aug. Wilhelm zusammentreffen und dann mit ihm die übrigen Brüder in Hannover besuchen wollte<sup>7)</sup>. Die zweite Bitte bezieht sich

<sup>4)</sup> «Sulpiz Boisserée». Stuttgart 1862. I. Bd., S. 343 f.

<sup>5)</sup> Nach einer von Herrn Dr. Eg. Hajek freundlichst besorgten Abschrift des in der Berliner kgl. Bibliothek befindlichen Original-Briefes. Die Datierung bei Dorow («Denkschriften und Briefe zur Charakteristik der Welt und Literatur». 1839. III. Bd., S. 132): «Frankfurt am Main, den 28. März 1819», ist falsch.

<sup>6)</sup> Vgl. «Fr. Schlegels Briefe an seinen Bruder». S. 578 ff.

<sup>7)</sup> Aug. Wilhelm kam im Mai nach Frankfurt und machte dann eine Reise mit ihm, aber nicht nach Hannover, sondern in die Rheingegend. Vgl. M. Spahn: «Hochland». 1905. Juliheft, S. 436 ff.

auf eine neue Geldforderung, nämlich auf einen Rücksiedelungsbeitrag, da die unerwartete Rückkehr nach Wien für ihn mit großen ökonomischen Schwierigkeiten verbunden sei. Schlegels Brief ist mit einem Begleitschreiben Buols vom 18. April versehen, und zwar, wie Buol hervorhebt, auf dessen eigenen Wunsch. «Wenn ich gleich — schreibt Buol —, wie Herr v. Schlegel gewiß selbst gerne bezeugen wird, durchaus nichts an mir habe ermangeln lassen, um rücksichtlich seiner hiesigen häuslichen Einrichtung alles Erforderliche und auch dasjenige, worum ich sonst angegangen worden bin, jederzeit willigst zu leisten, so kann ich ihn darum doch nicht weniger seiner eignen milden Berücksichtigung aus dem einfachen Grunde, daß ein Verheiratheter immerhin ausgedehnte Bedürfnisse zu befriedigen hat, würdig finden.»

XXV<sup>8)</sup>.

Durchlauchtigster Fürst!

Nachdem ich der Absicht Ewer Hochfürstlichen Durchlaucht gemäß, meiner Abberufung von der hiesigen Anstellung bey der K. K. Präsidial-Gesandtschaft mit nächstem entgegen zu sehn habe; so wage ich es Ewer Durchlaucht in Erwartung der weitem Befehle die unterthänigste Bitte vorzutragen, in dem eintretenden Falle,

noch sechs Wochen in hiesiger Gegend, zu Heidelberg u. s. zur Berichtigung verschiedener Privat- und Familien-Angelegenheiten länger verweilen zu dürfen;

und bitte ich Ewer Durchlaucht allergehorsamst, mir die Erlaubniß und den Urlaub dazu ertheilen zu wollen, wenn anders nicht die mir anzuweisende neue Geschäftsbestimmung eine schnellere Rückkehr erfordern sollte; in welchem Falle ich meine Bitte nur auf die zur Berichtigung meiner häuslichen Angelegenheiten allernothwendigste Frist beschränken würde.

Zugleich wage ich es auch, um die gnädige Berücksichtigung und gütige Verwendung Ewer Durchlaucht allerunterthänigst anzusuchen, „um mir von der Allerhöchsten Gnade, Seiner Kaiserlichen Majestät einigen Rücksiedelungsbeitrag zu erwirken“.

Nachdem ich vor zwei Jahren meine Einrichtung in Wien aufgegeben und mich hier häuslich eingerichtet hatte, so bringt mir die gegen Erwarten so bald eingetretne Rückkehr in ökonomischer Hinsicht einen unberechenbar großen Nachtheil und macht die ohnehin für meine Mittel so schwere Rücksiedelung und Rückreise doppelt drückend für mich; welches gütigst berücksichtigen zu wollen, ich unter diesen Umständen Ewer Durchlaucht wohl unterthänigst bitten und vertrauensvoll hoffen darf.

Der ich in schuldigster Ererbietung verharre  
Frankfurt, den 16<sup>ten</sup> April, 1818.

Ewer Hochfürstlichen Durchlaucht  
unterthänig gehorsamster

Friedr. v. Schlegel.

<sup>8)</sup> «Staatsk. Frankfurt. 1818.»

In der Zwischenzeit war Metternichs Weisung vom 14. April nach Frankfurt gelangt und Schlegel zur Kenntnis gebracht worden. Schlegel befand sich nun in größter Verlegenheit. Einesteils hätte er sich gerne sofort nach Wien begeben, da er Metternich noch vor dessen Abreise von Wien sprechen wollte. «Man findet gut — schreibt er seinem Bruder am 28. April 1818 —, daß ich nach Wien komme, ehe der Fürst Metternich abreist; was ich selbst aufs dringendste wünschen muß, um ihn vorher zu sprechen und meine neue Bestimmung zu erhalten. Indessen aber ist, so weit wenigstens bis jetzt die Nachrichten gehen, der Termin der Abreise des Fürsten Metternich so bestimmt, daß ich bis Ende May oder Anfang Juny noch Zeit genug habe<sup>9)</sup>.» Andererseits standen ihm die Geldmittel nicht zur Verfügung, um die Rückreise antreten zu können, da er früher verschiedene Gläubiger in Frankfurt befriedigen mußte. «Selbst mein gewöhnlicher Freund in Pecunia Ehren Baruch — heißt es in einem Briefe vom 7. Juli 1818 an seinen Bruder — wird mir jetzt refraktär, da er zwar kein Mißtrauen gegen mich wohl aber gegen alles was von Wien aus kommen soll, hat. Auch die Leute die noch etwas haben sollen, fangen an, darnach zu verlangen<sup>10)</sup>; und am 11. Juli schreibt er ebenfalls seinem Bruder: «Wenn es so leicht wäre mir zu helfen, so würde es schon längst geschehen seyn, da ich es an Bemühung nicht habe fehlen lassen. Das meiste, was ich hier noch zu bezahlen habe, besteht aus solchen Posten, die sich durchaus nicht auf Wien übertragen lassen, sondern vor der Abreise hier berichtet werden müssen.» So gar viele seien dieser Posten eben nicht, indessen sei doch die Summe mitsamt den Reisekosten nach Wien bedeutend und groß genug, so daß er sie seinem Bruder lieber gar nicht sagen möchte<sup>11)</sup>. Eben deshalb wiederholt er in seinem folgenden Schreiben an Metternich seine Bitte um eine Entschädigung für die Unkosten, die er im ersten Halbjahr vor Einrichtung des gesandtschaftlichen Hauses gehabt hatte. Sollte jedoch diese Summe nicht sofort flüssig gemacht werden können, so bittet er um die Bewilligung eines Vorschusses, wie er ihn im März 1816 von dem Grafen von Buol erhalten hatte. Zugleich empfiehlt er seine im vorigen Schreiben dargelegte Bitte um einen Rücksiedlungsbeitrag neuerdings dem Wohlwollen Metternichs.

---

<sup>9)</sup> «Fr. Schlegels Briefe an seinen Bruder Aug. Wilhelm.» S. 587.

<sup>10)</sup> Ebenda S. 595.

<sup>11)</sup> Ebenda S. 597.



XXVI<sup>12)</sup>.

Durchlauchtigster Fürst!

Nach dem durch Seine Excellenz den Herrn Grafen von Buol-Schauenstein erhaltenen hohen Befehle zur Rückreise nach Wien, — „um dort meine weitere Bestimmung zu vernehmen;“ — sehe ich in schuldigster Anerkennung der mir zugedachten hohen Fürsorge, nur mit Erwartung und Verlangen der Gelegenheit und dem Augenblick einer anderweitigen nützlichen Dienstverwendung entgegen; und werde demnach meine Rückreise so sehr als irgend möglich zu beschleunigen suchen, sobald nur einige hier noch habende Privatangelegenheiten dieß gestatten und berichtigt seyn werden.

Zu diesem Behufe wage ich es, mein allergehorsamstes, am 24<sup>ten</sup> Februar 1817 eingereichtes Entschädigungsgesuch<sup>13)</sup>, — über den auf eigne Unkosten in dem ersten provisorischen Halbjahre vor Einrichtung des gesandtschaftlichen Hauses, hier gehabten Aufenthalt in dem Betrage von 1620 fl. Conventionsgeld, nach den normalmäßigen Diäten vom 27<sup>ten</sup> Novemb. 1815, bis zum 23<sup>ten</sup> May 1816 inclusive, — hierdurch unterthänigst zu wiederholen, und auf das dringendste die gnädige Erledigung desselben nachzusuchen; um alsdann sofort von hier abreisen und in Wien die weiteren hohen Befehle vernehmen zu können.

Wenn jedoch jenes Entschädigungsgesuch noch nicht liquidirt wäre und nicht sofort förmlich erledigt werden könnte; worauf mein unterthänigst wiederholtes Gesuch allein gerichtet ist, welches mir die bevorstehende Rückreise und Rücksiedelung so dringend macht; — so würde ich auf diesen Fall, in derselben Art, wie Sr. Excellenz, der Herr Graf von Buol-Schauenstein die Gnade hatte, mir am 12<sup>ten</sup> März 1816 einen einstweiligen Vorschuß von 1000 fl. im 24 fl. fuß auf weitere Berechnung jener Entschädigung geben zu wollen; — auf gleiche Weise auch jetzt unterthänig bitten, mir einen ähnlichen ferneren Vorschuß oder Credit von Wien aus gnädigst bestimmen zu wollen.

Zu gleicher Zeit wage ich es, auch das unterm 18<sup>ten</sup> April d. J. durch Seine Excellenz, den Herrn Grafen von Buol-Schauenstein gehorsamst eingereichte unterthänige Gesuch um die hohe Verwendung und Gnade zur Bewilligung einiges Reise- oder Rücksiedelungsbeytrages, der geneigten hohen Berücksichtigung nochmals zu empfehlen, wie sehr mich die so schnell und mehrfach sich wiederholende Veränderung meiner häuslichen Einrichtung in Nachtheil und Verlegenheit versetzen mußte.

In schuldigster Ehrerbietung verharre ich

Frankfurt, den 4<sup>ten</sup> May, 1818.

Ewer Hochfürstlichen Durchlaucht

unterthänig gehorsamster

Fr. v. Schlegel.

---

<sup>12)</sup> »Staatsk. Frankfurt 1818.« Auch diesem Schreiben ist ein Begleitschreiben Buols — ganz kurz und ohne jede persönliche Bemerkung — beigegeben.

<sup>13)</sup> Vgl. oben S. 83 ff.

Alle seine Bitten wiederholt Schlegel in einem, einige Tage später abgefaßten Schreiben an den Fürsten Metternich. Es sind diesem Schreiben — wie dem vom 22. Februar 1817 — abermals «Bemerkungen» über seinen Entschädigungsanspruch beigegeben, die jedoch ursprünglich im Jahre 1817 und nicht direkt für die Staatskanzlei geschrieben worden waren. Auch benützt Schlegel in diesem Schreiben die Gelegenheit, die Stiftung eines größeren wissenschaftlichen Instituts in Wien neuerdings zur Sprache zu bringen. Es war dies nun seine Lieblingsidee, durch deren Verwirklichung er gerne die in Frankfurt erlittene Niederlage auf eine bedeutsame und seinem Ehrgeize angemessene Weise wettgemacht hätte. Er kommt in seinen Briefen an seinen Bruder Aug. Wilhelm immer wieder darauf zurück, obgleich er selbst kaum zu hoffen wagte, daß diese Angelegenheit in der Bälde wirklich aktuell werden könnte. «Am glücklichsten wäre es — schreibt er am 21. Februar 1818 —, wenn sie dort (= in Wien) endlich eine ordentliche und tüchtige Akademie der Wissenschaften stifteten; da wäre ich dann ganz an meinem Platz und mir für immer zu einem durchaus guten Verhältnis geholfen. Persönlich hat der Fürst Metternich alle nötigen Eigenschaften dazu, er ist auch sehr empfänglich dafür. Aber kaum darf ich Dir, da Du Wien doch auch kennst, hinzusetzen: Wer weiß wie lange das noch dauern kann<sup>14)</sup>!» Es ist bekannt, daß Metternich sich erst 1846 entschließen konnte, die Gründung einer kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu erwirken, und zwar nicht um die idealen Interessen des wissenschaftlichen Fortschrittes zu fördern, sondern lediglich um — wie auch auf andern Gebieten — dem «Schwirren» der Zeit mit der «schirmenden Gewalt» des Staates zu begegnen<sup>15)</sup>.

XXVII<sup>16)</sup>.

## Ewer Hochfürstliche Durchlaucht

bin ich von neuem zu der lebhaftesten Dankbarkeit verpflichtet, durch die bey meiner Abberufung getroffene Verfügung: meine künftige, weitere Bestimmung Selbst, wenn ich dem erhaltenen Befehle zufolge nach Wien zurückgekehrt seyn werde, und persönlich anordnen zu wollen. Grade dieses war das Ziel meiner Wünsche; und einmal in die rechte Stellung gesetzt, hege ich die feste Gewißheit, im Allerhöchsten Dienste so nützlich seyn zu können, als ich es innig wünsche.

Vielleicht ist auch nun der ersehnte Augenblick gekommen, wo Ewer Durchlaucht für die Stiftung eines größeren wissenschaftlichen Instituts

<sup>14)</sup> «Fr. Schlegels Briefe an seinen Bruder.» S. 575f., vgl. auch S. 591 und 602.

<sup>15)</sup> Vgl. Alf. Huber, «Geschichte der Gründung und der Wirksamkeit der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften». Wien 1897. S. 42.

<sup>16)</sup> «Staatsk. Frankfurt 1818.»

von Seiten Oesterreichs den rechten Zeitpunkt erkennen. Wie glücklich würde es auch für mich seyn, zu dem Nutzen und dem Glanze der Monarchie auf eine Weise mitwirken zu können, wo ich ganz in meiner Sphäre seyn würde; und meine Kräfte einem Unternehmen zu widmen, welches auch zu dem hohen und dauernden Ruhme Ewer Durchlaucht, als erhabenen StifTERS und Beschützers der höheren GeistesCultur; einen neuen herrlichen Beytrag geben würde.

Mit dem lebhaftesten Verlangen sehe ich dem Augenblick entgegen, wo es mir gegönnt seyn wird, alles indessen Aufgesammelte und Erfahrene zur hohen Beurtheilung und zugleich zur Entscheidung über meine eigne weitere Bestimmung und Zukunft vorzulegen. — Sobald meine hiesigen Privatangelegenheiten berichtigt und geordnet sind, werde ich unverzüglich die Rückreise nach Wien antreten. Um mich desto eher in der Möglichkeit zu befinden, erwarte ich nur noch die Allerhöchste geneigte Erledigung meines schon mehrmals unterthänigst vorgetragnen Entschädigungsgesuchs, welches ich desfalls schon letzthin allergehorsamst in Erinnerung zu bringen gewagt habe. Sollte jedoch die Erledigung desselben noch nicht erfolgt seyn, mir dagegen durch die so oft schon erfahrene Gnade und gütige Berücksichtigung Ewer Durchlaucht einiger Rücksiedelungsbeytrag oder Reiseentschädigung Allerhöchst verwilligt werden: so habe ich meine unterthänigste Bitte darauf gerichtet, für beydes einen etwanigen Vorschuß von 1000 fl, gnädigst zum Behuf meiner baldigen Abreise zu erhalten, bis auf die weitere, endliche Erledigung und Berechnung.

Für diese meine unterthänigste an Ewer Hochfürstliche Durchlaucht letzthin eingereichte und auch dem Hrn StaatsRath von Hudelist zur geneigten Rücksicht näher entwickelte Bitte, wage ich es nun auch persönlich und unmittelbar die Gnade Ewer Durchlaucht in Anspruch zu nehmen und dieselbe Hochdero gütigen Berücksichtigung mit dem gewohnten unbegrenzten Vertrauen allergehorsamst zu empfehlen.

Mit Verlangen sehe ich dem Augenblick entgegen, wo ich das unschätzbare Glück haben werde, alles was mich selbst und auch das Allgemeine betrifft, so weit es in meinem Gesichtskreise liegt, Ewer Durchlaucht als meinem erhabenen Gönner und Beschützer, persönlich vortragen zu dürfen. Der ferneren Gnade und Gewogenheit Ewer Durchlaucht empfehle ich mich in schuldigster Ehrerbietung,

Frankfurt, den 9<sup>ten</sup> May, 1818.

Ewer hochfürstlichen Durchlaucht

allerunterthänigst gehorsamster

Fr. v. Schlegel.

Bemerkungen über das Entschädigungs Gesuch von L. R.  
Schlegel.

Auf den ausdrücklichen Befehl der geh. Hof- und Staatskanzley mußte ich mich schon im November 1815 nach Frankfurt begeben, woselbst ich am 27<sup>ten</sup> November eintraf. Da die nähere Verfügung über das gesandtschaftliche Haus und dessen Einrichtung sich so lange aufschob; so war die Folge davon ein viermonatlicher Aufenthalt im Gasthofs.



Wer Frankfurt kennt, weiß wie groß die Kosten davon seyn mußten; die ich auch gar nicht zu tragen im Stande gewesen seyn würde, wenn Sr. Excellenz, der Herr Minister, Graf von Buol-Schauenstein, nicht die Gnade gehabt hätte, mir am 12<sup>ten</sup> März 1816, vor bereits mehr als einem Jahre<sup>17)</sup>; einen Vorschuß von 1000 fl. Rhein. zu machen.

Die definitive Ernennung Sr. Excellenz, des Herrn Gesandten, erfolgte am 8<sup>ten</sup> März 1816; die Eröffnung des gesandtschaftlichen Hauses, unmittelbar nach der Ankunft Sr. Excellenz von Cassel, am 24<sup>ten</sup> May 1816.

Daß die Entschädigung für die entbehrten Emolumente der gesandtschaftlichen Individuen, in dem Zwischenraume vom 8<sup>ten</sup> März bis zum 24<sup>ten</sup> May 1816 nicht Sr. Excellenz zur Last fallen könne, sondern von der k. k. Hofkammer übertragen werden solle, ist durch eine Allerhöchste Resolution entschieden und außer allen Zweifel gesetzt.

Dem gemäß hat auch der Hr. Leg. Secr. v. Wolf die Diäten vom Tage seiner Ankunft bis zum 24<sup>ten</sup> May incl. ohne Anstand bey dem k. k. Universal-Cameral-Zahl Amte wirklich ausgezahlt erhalten.

Auf die gleiche Verwilligung glaubte ich auch für mich rechnen zu dürfen; da ich mich ganz in derselben Lage und Kategorie befinde; nur daß ich schon 31 $\frac{1}{2}$  Monathe früher hier war, auf eigne, große Unkosten in einem Gasthofs zu wohnen genöthigt.

Die Entschädigung, vom 27<sup>ten</sup> November 1815 bis zum 24<sup>ten</sup> May, beträgt für mich nach den normalmäßigen Diäten zu 9 fl. den Tag die Summe von 1611 fl. Conv.; welche obwohl bedeutende Summe doch nur den Ersatz der wirklich gehalten, außerordentlich großen Unkosten enthält.

Nachdem ein schon im Frühjahr des vorigen Jahrs<sup>18)</sup> von Seiten des Hrn. Ministers, Freiherrn von Wessenberg Excellenz hierüber eingesandter Vortrag<sup>19)</sup> nicht erledigt worden zu seyn scheint; so habe ich unterm 24<sup>ten</sup> Februar d. J.<sup>20)</sup> mein Gesuch, diese Entschädigung betreffend, an die geh. Hof und Staatskanzley von neuem in aller Form eingesandt; welches Gesuch ich Sr. Excellenz, den Herrn Grafen von Buol-Schauenstein bey Sr. Durchlaucht dem Fürsten v. Metternich gehorsamst bitte unterstützen und die darin enthaltenen Angaben durch seine Aussage bestätigen zu wollen<sup>21)</sup>.

Schlegel.

Inzwischen war Metternichs Entscheidung vom 6. Mai 1818<sup>22)</sup>, welche er in bezug auf Schlegels Schreiben vom 16. April getroffen

<sup>17)</sup> Diese «Bemerkungen» wurden also bald nach dem 12. März 1817 geschrieben.

<sup>18)</sup> nämlich: 1816.

<sup>19)</sup> Diesen Vertrag vermochte ich im Haus-, Hof- und Staatsarchiv nicht aufzufinden.

<sup>20)</sup> also: 1817.

<sup>21)</sup> Diese «Bemerkungen» wurden demgemäß ursprünglich dem Grafen v. Buol überreicht, und zwar nicht gleichzeitig mit dem an Metternich gerichteten Schreiben vom 22. Febr. 1817, sondern später, da ja diese «Bemerkungen» nach dem 12. März 1817 zu Papiere gebracht wurden.

<sup>22)</sup> «Bundespräsidial-Gesandtschaft in Frankfurt. Weisungen. Fasc. II.»

hatte, bei der Gesandtschaft in Frankfurt angelangt. Demgemäß bewilligte Metternich den gewünschten Urlaub ohne weiteres, was aber den Rücksiedlungsbeitrag anbelangt, bemerkt er, daß solcher in der Regel nicht üblich sei. «Indessen bin ich dennoch in Berücksichtigung der besonderen, gedachtem Legationsrathe das Wort führenden Umstände geneigt, denselben der Gnade Seiner kk. Majestät anzupfehlen.» Im folgenden Briefe ersucht nun Schlegel den Grafen Széchényi, er möge bei dem Staatsrat von Hudelist darauf hinwirken, daß dieses Versprechen je eher eingelöst und auch die Entschädigungssumme raschestens angewiesen werde. Zugleich gibt er dem Grafen Nachricht von der Reise seiner Frau nach Italien, welche sie von Heidelberg aus, wohin er sie begleitet hatte, am 24. April 1818 in Gesellschaft einer italienischen Kaufmannsfamilie angetreten hatte<sup>23)</sup>.

## XXVIII.

Ewer Excellenz

danke ich unterthänigst im Nahmen meiner Frau für Dero gütigen Brief vom 17<sup>ten</sup> April, welcher jedoch mehr als 14 Tage unterwegs gewesen ist und daher erst geraume Zeit nach der Abreise meiner Frau hier eintraf. — Am 2<sup>ten</sup> ist sie glücklich und wohlbehalten in Mayland eingetroffen; doch war der Simplon noch ziemlich schwer zu übersteigen, da der warme Regen den Schnee gelöst und viele Lawinen und Uebertreten der reißenden Wasserbäche verursacht hatte. Nicht genug kann meine Frau die wohlthätigen Wirkungen der Reise auf ihre Gesundheit und ihr vortreffliches Befinden rühmen, Sie empfiehlt sich gelegentlich dem Andenken Ihrer Freunde und Bekannten in Wien, vor allem aber unserm verehrten Gönner, Ihnen und den hohen Ihrigen. Ihre Adresse in Rom weiß der Freund Pilat. Ich hoffe, er wird schon Gelegenheit finden, es durch die k. k. Gesandtschaft oder durch die Nuntiaturs einzurichten, daß die Briefe sicher und frey nach Rom gelangen.

Ich selbst wünschte nun je eher, je lieber in Wien bey meinen Freunden und verehrten Gönnern zu seyn. Es fehlt dazu nur an Einem, nämlich an einer recht baldigen dazu hin zweckenden Entscheidung des Hrn. Staats-Raths von H[udelist]. Zwar giebt man mir die besten Hoffnungen in Hinsicht meiner Geld- und Entschädigungsangelegenheiten, selbst zu einem Rücksiedlungsbetrage, der doch gegenwärtig bloß eine Gnadensache ist; und ich erkenne mit der lebhaftesten Dankbarkeit, wie viel ich dabey der väterlichen Fürsorge des Hrn. v. H[udelist] und Ewer Excellenz Fürsprache und gütigen Verwendung bey ihm verdanke. — Indessen mit den Hoffnungen allein kann man jetziger Zeit nicht abreisen, noch auch glücklich anlangen und in den Hafen einlaufen. Da nun das einzige Ziel meines Wunsches ist, recht bald in Wien zu seyn und in meine neue Bestimmung eintreten zu können; so glaube ich es mir in dieser Hinsicht erlauben zu dürfen, wenn ich Ewer Excellenz auf

<sup>23)</sup> «Fr. Schlegels Briefe an seinen Bruder Aug. Wilhelm.» S. 585 und 589.

den Fall, daß sich eine schickliche Gelegenheit dazu darbietet, ebenfalls ersuche, bey dem Hrn. StaatsRath ein geeignetes und immer viel wirkendes Vorwort desfalls anzubringen; um entweder die Erledigung meines Gesuches und der gegebenen Hoffnung oder falls dieß sofort nicht möglich ist, einstweilen einen zureichenden Vorschuß zu erhalten, und dann die Abreise ohne Verzug bewerkstelligen zu können. Ewer Excellenz werden selbst am besten ermessen können, ob und auf welche Weise es thunlich und am zweckmäßigsten seyn wird, mit zu meinem Besten zu wirken.

Mit besonderm Danke gegen die Vorsehung müssen wir beyde, ich und meine Frau es erkennen, daß wir in einer drückenden Zeit und bey einem in manchen Sorgen befangenen Leben so gütige Freunde und Gönner gefunden. — Gott wolle uns Ewer Excellenz noch lange erhalten; mit den innigsten Wünschen für Dero Gesundheit und Wohls-eyn, empfehle ich mich und meine Frau der fernern Gewogenheit und Gnade, so wie dem Andenken der verehrten Ihrigen; mit größter Verehrung

Frankfurt, den 16<sup>ten</sup> May, 1818.

Ewer Excellenz

unterthänig gehorsamster

Fr. v. Schlegel.

In dem oben angeführten Reskripte vom 6. Mai erteilte Metternich auch dem Legationskommis von Buchholtz die Erlaubnis, sich zur Besorgung seiner Familien- und Privatangelegenheiten auf einige Wochen nach Wien begeben zu dürfen, aber ohne Fortgenuß seiner Besoldung während der Entfernung. Schlegels folgender Brief ist nun ein Empfehlungsschreiben an den Grafen Széchényi für den jungen Buchholtz, in welchem er besonders dessen vortreffliche religiöse Gesinnung lobend hervorhebt. Wir ersehen aus diesem Briefe Schlegels, daß Buchholtz in Wien eigentlich eine neue Anstellung suchte, da er in Frankfurt ebenso hintangesetzt und wenig beschäftigt wurde, wie Schlegel. Buchholtz' und Schlegels Amtsgenosse, der Legationssekretär Wolf, hatte sich bereits Ende April nach München begeben, nachdem der Legationsrat von Weissenberg am 23. April aus München in Frankfurt eingetroffen war<sup>24</sup>). Buols Bitte, die er am 23. Januar an Metternich gerichtet hatte (vgl. oben S. 133), war somit in allen Punkten gewillfahrt worden.

#### XXIX.

Ewer Excellenz

wird der Ueberbringer dieses Briefes, der Herr von Buchholtz von der hiesigen Gesandtschaft, als ein genauer Freund der würdigen Herren Clemens und Franz v. Droste so wie auch des Grafen Stolberg, schon hinreichend empfohlen seyn, ohne daß noch meine eignen Emp-

<sup>24</sup>) Vgl. Buols Bericht vom 25. Apr. 1818 an Metternich: «Deutsche Akten. Frankfurt 26.»



fehlungen, als eines geliebten jüngeren Freundes für ihn hinzukommen dürften, um ihm eine geneigte und günstige Aufnahme von Ewer Excellenz zu verschaffen. — Mit seltenen Kenntnißen und der eifrigsten praktischen Thätigkeit verbindet er einen bewährten und edlen Charakter und die vortreflichsten religiösen Gesinnungen und Grundsätze; und wird er sich gewiß zu einem Staatsdiener von gleichem Verdienst als Rechtschaffenheit und von seltnem Werth mehr und mehr ausbilden, wenn ihm nur die verdiente Aufmerksamkeit, die rechte Leitung, und eine geeignete Stellung zu Theil wird. — Er trachtet nicht so sehr nach Beförderung, als nach einer Stelle, wo er recht viel lernen und sich ausbilden kann für seinen Beruf; da er doch nun hier einmal nicht verwendet wird, und es auch schon früher bestimmt schien, daß er von hier versetzt werden solle. — Könnte es nur gelingen, ihm von Seiten des Hrn. StaatsR. v. Hud[elist] einige Aufmerksamkeit und die günstige Meynung, welche er in der That verdient, zu gewinnen; so wäre für ihn ein wichtiger Zweck durch die dermalige Reise erreicht; zu dessen Erreichung Ewer Excellenz, dessen Güte ich in dieser Hinsicht für ihn in Anspruch nehme und gehorsamst erbitte, am wirksamsten und am besten beytragen können.

Von meiner Frau habe ich fortdauernd aus Mayland, Parma, Modena — so weit bis jetzt — die besten und glücklichsten Nachrichten.

Hr. Can. Helferich ist gestern von hier nach München, aber auf einem Umwege durch Franken abgereist.

Was mich betrifft, so erwarte ich immer noch die begünstigenden Mittel und Entscheidungen, um meine Abreise nach Wien beschleunigen zu können, da ich meiner Ankunft daselbst nun mit Verlangen entgegen sehe.

Ich empfehle mich Ewer Excellenz fernerer Gnade und Wohlwollen, so wie den hohen Ihrigen und bin verehrungsvoll

Frankfurt, den 23<sup>ten</sup> May, 1818.

Ewer Excellenz

unterthänig gehorsamster

Fr. v. Schlegel.

Der nächste Brief ist ein Antwortschreiben an den Grafen Széchényi, der Schlegel ersucht hatte, ihm den Ankauf verschiedener Bücher zu besorgen und dieselben nach Wien mitzubringen. Natürlich bringt Schlegel wieder seine Geldnöte zur Sprache und bittet namentlich um die Fürsprache des Grafen bei Hudelist, daß ihm ein Vorschuß auf den versprochenen Rücksiedlungsbeitrag «jetzt so gleich» gewährt werde. Schlegel gedenkt auch der bevorstehenden Reise des Grafen Stephan nach dem Orient und gibt seiner Hoffnung Ausdruck, daß er seine Frau in Rom aufsuchen werde. Dies geschah auch tatsächlich, und der junge Graf schreibt seinen Eltern aus Genzano, «aus dem Zimmer der Frau von Schlegel,» am 10. August 1818, er freue sich sehr, Frau von Schlegel zu sehen und einen halben Tag mit ihr zuzubringen, denn sie sei seinen lieben Eltern zugetan

und dankbar. «Diese Stunden werde ich recht glücklich verleben, und mich in das liebe Heimath denken!» Und aus Rom am 13. August an dieselben: «Vorgestern bin ich von Genzano zurückgekommen; Frau von Schlegel hat mich noch mehrmal aufgetragen sie in Ihrem Andenken zurückzurufen. Sie scheint glücklich und zufrieden in der herrlichen Gegend von Genzano ihre Tage zu verleben, wohin sie der reinen Luft wegen mit mehrere teutschen Frauen, die gewöhnlich in der kühleren Jahreszeit in Rom hausen, sich geflüchtet hat, nicht so sehr um die Langeweile des Stadtlebens zu meiden, als um denen Krankheiten der Malaria, die sich gar oft, wie man sagt, in dieser saison gefährlich zeigen, glücklich zu echappiren. Sie genießt die Freude mit ihren Söhnen, die sie erstaunt liebt, den ganzen Sommer zubringen zu können — der eine von ihnen (= Philipp) ist ein ausgezeichneter Mensch, und zugleich ein talentvoller Maler, der andere (= Johannes) ist von der Natur stiefmütterlich behandelt, und malt nicht gar gut, und zu sehr im altdeutschen Genre, indessen er wegen seiner Bescheidenheit, und seinen Anspruchlosen Wesen, die Liebe alle jener gewonnen hat, die mit ihm leben<sup>25)</sup>.»

## XXX.

## Ewer Excellenz

sage ich für die so gütig bewiesene Theilnahme den allergehorsamsten Dank. Den ertheilten Auftrag wegen der mitzubringenden Bücher werde ich mich bestens zu erfüllen bemühen. Da die Bücher fast sämmtlich in München, Landshut, Augsburg, erschienen sind; so dürfte es nicht mehr hinreichende Zeit seyn, sie erst von da hier her kommen zu laßen. Ich werde sie daher bey meiner Durchreise in München selbst anschaffen und mitnehmen.

Möchte dieses nur recht bald geschehen können! Ich wünsche gegenwärtig nichts dringender, als recht bald in Wien zu seyn, und endlich einmal von hier ganz abreisen zu können; und sehe mit Ungeduld dem erwünschten Augenblicke der Erledigung meiner letzten Petitionen entgegen, da ich in dem Fall bin, den erbetenen und auch, wie Hr. v. Pilat mich versichert, bewilligten Reisevorschuß, dazu erwarten zu müßen. Können Ewer Excellenz etwas dazu beytragen, daß die Bewilligung eines solchen in Beziehung auf den Rücksiedelungsbeyptrag, zu dem mir Hoffnung gemacht wurde, jetzt realisiert würde, und was etwa darin noch nicht geschehen ist, durch die Güte des Hrn. StaatsRaths von Hud[elist] auf den ich meine ganze Hoffnung hierin gesetzt, und durch die viel wirkende Fürsprache Ewer Excellenz bey demselben, jetzt so gleich angeordnet würde; so bitte ich ganz gehorsamst darum, da ich nichts sehnlicher wünsche, als meine Rückkehr nach Wien beschleunigen zu können.

<sup>25)</sup> Zichy Antal, «Gróf Széchényi István levelei szülőihez» (= Graf St. Széchényis Briefe an seine Eltern). Budapest 1896. S 191 u. 192.

Mit großer Freude sehe ich aus den öffentlichen Blättern<sup>25 a)</sup>, daß der Graf Stephan eine so interessante Reise durch Italien nach Konstantinopel vor hat und auch meine Frau dadurch hoffen darf, ihn in Rom zu sehen, wo sie den 2<sup>ten</sup> Juny eintreffen wollte. Fortdauernd habe ich die besten und erwünschtesten Nachrichten von ihr. Ich empfehle mich der fernerer Gnade und Wohlwollen Ewer Excellenz und bin mit aufrichtigster Verehrung

Frankfurt, den 13<sup>ten</sup> Juny, 1818.

Ewer Excellenz

unterthänig gehorsamster

Friedr. v. Schlegel.

Schlegel harrete in höchster Ungeduld der Erledigung seiner Geldforderungen entgegen. Bereits am 27. Mai 1818 wurde die Hofkammer angewiesen, dem Legationsrat von Schlegel und dem Legationskommiss von Buchholtz «für die Zeit, welche sie nach erfolgter Ankunft auf ihrem Posten im Gasthofs zu bringen mußten, die normalmäßigen Diäten» zu verabfolgen<sup>26)</sup>. Jedoch erst nach einem Monat — am 28. Juni 1818 — erfolgte von seiten der Hofkammer die «Flüssigmachung der Diäten für den k. k. Legationsrath Friedrich v. Schlegel und für den k. k. Legat.-commis v. Buchholz beyde in Frankfurt: für den ersteren vom 28. Nov. 1815 bis zum 24. May 1816 mit 1611 fl. C. M.; für den 2<sup>ten</sup> vom 1. Dez. 1815 bis zum 24. May mit 1056 fl. C. M.<sup>27)</sup>.» Und endlich, am 17. Juli 1818, erging an den Grafen von Buol die Mitteilung, daß die von Schlegel und Buchholtz angesprochene Entschädigungssumme flüssig gemacht worden sei. «Ich habe demnach die Ehre — heißt es weiter in dem Reskript —, E. E. zu ersuchen, den genannten Legat.-Rath von dieser günstigen Verfügung mit dem Beisatze verständigen zu wollen, daß sein hiesiger Besteller zur Erhebung dieser 1611 f. C. M. betragende Diäten bey der Staatskanzley Kasse bereits von hieraus angewiesen worden ist<sup>28)</sup>.» Diese Summe aber, von der er doch 1000 fl. dem Grafen von Buol zurückerstatten mußte, genügte keineswegs, um seine Frankfurter Schulden berichtigen und seine Reise nach Wien antreten zu können. Er bedurfte unbedingt eines neuen Vorschusses auf den Rücksiedlungsbeitrag, dessen Bewilligung jedoch immer wieder vereitelt wurde. «Der Fürst hatte — schreibt Schlegel seinem Bruder Aug. Wilhelm am 11. Juli 1818 — die 1000 fl. Conv. Vorschuß, um die ich angehalten, gleich bewilligen wollen — aber die

<sup>25 a)</sup> S. z. B. Allg. Zeitung, 3. Juni 1818.

<sup>26)</sup> «Noten an die k. k. Hofkammer.»

<sup>27)</sup> Ebenda.

<sup>28)</sup> «Staatsk. Frankfurt. Fasc. 21.»



Intrigue, Neid und böse Absicht der Subalternen hat es verhindert<sup>29)</sup>.»

Einstweilen half ihm sein Bruder mit einem kleineren Darlehen aus<sup>30)</sup> und er benutzte die unerträgliche Wartezeit, um die Bäder in Wiesbaden zu gebrauchen und kleinere Ausflüge zu machen. Allmählich bemächtigte sich seiner eine solche Erbitterung, daß er sogar daran dachte, den österreichischen Dienst zu verlassen und eine Anstellung an der neuen Universität in Bonn, wohin Aug. Wilhelm bereits einen Ruf angenommen hatte, zu suchen. «Theuerster Freund — klagt er in einem Briefe an Aug. Wilhelm vom 30. Juni 1818 —, meine Lage ist eigentlich unglaublich ärgerlich und verdrießlich; um so mehr, da mir eigentlich so leicht zu helfen wäre, und es doch nicht geschieht. Versäume ja nichts, theuerster Bruder, was dazu dienen kann, eine Anstellung meiner in Bonn vorzubereiten, wenn eine solche Veränderung nothwendig werden sollte; ich fürchte immer, der Fall kann wirklich eintreten<sup>31)</sup>.» Er sollizitierte bei seinen Vorgesetzten, dem Fürsten Metternich, der die böhmischen Bäder benützte und eine Reise nach Deutschland vorhatte, entgegengeschickt zu werden, doch auch dies ward ihm nicht — oder doch nicht zur rechten Zeit — bewilligt. «Die Hoffnung, nach Eger geschickt zu werden — schreibt er am 10. August 1818 seinem Bruder —, ist so gut als verschwunden. Es ist mit dem alten Imbroglia einmal gar nichts anzufangen. So ist es denn auch mit den Geldsachen noch nicht ganz in Ordnung, und während ich nun noch nicht reisen kann, reden mir alle wohlgesinnten Freunde und Gönner zu, hier zu warten, bis Metternich kömmt; da es fast sonderbar wäre, 8 Tage vor seiner Ankunft wegzugehen. Das wird sich nun nach dem Lauf der Dinge entscheiden. Ich wollte ich wäre in Ruhe und in Wien<sup>32)</sup>!» Metternich traf Ende August in Frankfurt ein, und Schlegel wurde von ihm am 4. September empfangen. An demselben Tage theilte er seinem Bruder mit, Metternich sei ihm sehr gut gesinnt und sei bei dem Empfange überaus gnädig gewesen. «Ich soll noch hier bleiben, zu seiner Disposition, bis er mich Anfang Oktober nach Wien schicken will<sup>33)</sup>.» Zwei Wochen später ward Schlegel von

<sup>29)</sup> «Fr. Schlegels Briefe an seinen Bruder.» S. 598.

<sup>30)</sup> Dies Darlehen ward später die unmittelbare Ursache des Zerwürfnisses der beiden Brüder. Vgl. a. a. O. S. 652 ff.

<sup>31)</sup> Ebenda S. 594. Auch später greift er den Gedanken immer wieder auf, vgl. a. a. O. S. 611, 614, 622 und öfter.

<sup>32)</sup> Ebenda S. 602, vgl. auch S. 603.

<sup>33)</sup> Ebenda S. 611. Vgl. auch J. Minor, «Briefe von Friedrich Schlegel an Windischmann»: Archiv für Literaturgeschichte. XV. Bd. (1887), S. 435.

Metternich abermals — diesmal auf seinem herrlichen Donationsgute, dem Johannisberg, — empfangen, doch auch jetzt ward ihm weder ein Vorschuß gewährt, noch wurde er in amtlicher Mission — also auf Kosten der Staatskanzlei — nach Wien geschickt. «Dieser arme Teufel (= Schlegel) — schreibt Gentz am 23. September aus Mainz an Pilat — kam vom Johannisberg mit der festen Zuversicht zurück, in zwei Tagen spätestens abgefertigt zu werden. Nach den mir so eben hier zugekommenen Aeüßerungen aber halte ich die Sache noch keineswegs für gewiß, und sehe sogar die Möglichkeit, daß er noch 14 Tage und länger harren könnte<sup>34)</sup>.» Unter solchen Umständen richtete Schlegel folgendes Schreiben an Metternich:

XXXI<sup>35)</sup>.

Ewer Hochfürstlichen Durchlaucht,

kann ich nicht genug danken für die hohe Gnade und ausgezeichnete Güte, mit welcher Hochdieselben mich hier und auf dem Johannisberge aufgenommen haben.

Ewer Durchlaucht Befehle gemäß, erwarte ich nun hier die von Hochdieselben zugesagte Absendung nach Wien. Sollte es sich jedoch damit noch länger verzögern, so würde ich die unterthänige Bitte wagen, die Ausfertigung vielmehr an einem andern Orte und mehr in der Nähe Ewer Durchlaucht erwarten zu dürfen; da der noch ferner sich verlängernde Aufenthalt hier, für mich in mancher Hinsicht nicht angenehm, noch angemessen seyn kann. Doch habe ich, wie überhaupt, so auch in dieser Hinsicht keinen andern Wunsch, als nur den mich betreffenden Verfügungen Ewer Durchlaucht vollkommen zu entsprechen; denen ich auch jetzt mit dem unbedingtesten Vertrauen auf die Gnade und das so oft erfahrene gütige Wohlwollen Ewer Durchlaucht entgegenehe; und mich demselben fernerhin mit den aufrichtigsten Wünschen für Ihr fortdauerndes Wohlbefinden zu Gnaden empfehle; in schuldigster Ehrerbietung

Frankfurt, den 30<sup>ten</sup> September, 1818.

Ewer hochfürstlichen Durchlaucht

unterthänig gehorsamster

Fr. v. Schlegel.

Schlegel befand sich wirklich in einer höchst kläglichen Lage. Über sein seelisches und körperliches Befinden in dieser Zeit haben wir sehr interessante Äusserungen von Gentz, der vom 3. bis zum 25. Sept. 1818 in Frankfurt weilte und mit Schlegel viel verkehrte<sup>36)</sup>. So schreibt er z. B. am 8. Sept. an Pilat: «Schegel habe ich nun

<sup>34)</sup> K. Mendelssohn-Bartholdy, «Briefe von Fr. v. Gentz an Pilat.» I, 327, vgl. auch S. 330.

<sup>35)</sup> «Staatsk. Frankfurt 1818.»

<sup>36)</sup> Vgl. «Aus dem Nachlaß Varnhagens von Ense: Tagebücher von Friedrich von Gentz.» Leipzig 1873. II. Bd., S. 258 ff.

mehrere Male gesprochen. Er ist im Ganzen abgespannt, und wie es mir scheint, in hohem Grade gleichgültig über ungefähr alle Dinge der Welt; übrigens verständig, wie immer, milde und ohne allen Vergleich toleranter, als manche meiner andern geehrten Freunde. Sein Bruder und was diesen angeht, interessiert ihn noch am lebhaftesten<sup>37)</sup>. Dann am 9. Sept.: «Seit ich hier bin, begreife ich aber, wie sauer ihm das Schreiben werden muß. Seine unförmliche Korpulenz, die unglaubliche Masse von Speisen und Wein, die der Unglückliche täglich zu sich nehmen muß, seine Apathie und Unlust zu Allem, erklärt das hinreichend»<sup>38)</sup>. Und am 17. Sept.: «Der Unterschied zwischen den beiden Brüdern ist heute ungeheuer groß, und nach meiner Einsicht völlig zu Gunsten von A. W. Er ist freilich sehr eitel; aber voll Leben, und Thätigkeit, und Talent. Friedrich ist jetzt, nach Hatzfeld's ewig glücklicher Distinction, der wahre Blei-Schlegel, der andere mehr als je, ein Stahl-Schlegel»<sup>39)</sup>. Fürst Metternich säumte noch immer und in seiner Bedrängnis<sup>40)</sup> wandte sich Schlegel am 9. Okt. an den Grafen von Buol und als auch dies nichts fruchtete, eine Woche später abermals unmittelbar an den Fürsten.

XXXII<sup>41)</sup>.

Francfort, ce 9. d'Octobre 1818.

Monsieur le Comte!

Je demande bien pardon, si j'ai encore une fois recours à Votre bonté. D'après l'intérêt, que Vous avez bien voulu mettre à mon affaire, j'espérois d'un jour à l'autre, que mon expédition m'arriverait. — Etant ici par les ordres exprès du Prince, je suis dans l'impossibilité de partir d'ici, où cependant un séjour plus prolongé doit être sous tous les rapports très embarrassant pour moi. S'il ne se trouve guère d'occasion, de me faire partir en Courier, d'après la déclaration du Prince, je Vous prie très - humblement, de vouloir Lui proposer, de me faire donner en avance la somme usitée pour la «Rücksiedelung», qu'il m'a bien voulu faire espérer d'une manière aussi positive; ce qui seroit à la conter par deux mois de mes appointements, la somme de 500 fr. d'argent de Convention. — Si cet arrangement encore n'est pas possible, si Son Altesse a des motifs, pour lesquels je ne dois pas encore partir pour Vienne, je demanderai du moins la permission de partir d'ici, et d'attendre jusqu' à n o u v e l ordre dans un a u t r e endroit des décisions ultérieures. — Vous connaissez trop bien les motifs, qui me font désirer, de ne plus rester ici, Monsieur le Comte, et qui certainement ne sont que trop fondés, pour que j'aie besoin d'aucune excuse

<sup>37)</sup> K. Mendelssohn-Bartholdy, a. o. a. O. I, 311.

<sup>38)</sup> Ebenda S. 314; vgl. auch S. 315.

<sup>39)</sup> Ebenda S. 324.

<sup>40)</sup> Selbst Gentz bezeichnete Schlegels Schicksal als «hart» und verurteilte das gegen ihn beobachtete Verfahren. Vgl. a. a. O. S. 357.

<sup>41)</sup> «Staatsk. Frankfurt 1818.»



auprès de Vous, d'après l'intérêt que Vous avez bien voulu me montrer, et d'après cette bonté, que je Vous prie de me conserver toujours, aussi bien que je Vous conserverai toujours cette considération respectueuse avec laquelle je me recommande à Votre bienveillance en me nommant, Monsieur le Comte

Votre très humble très dévoué

Fr. de Schlegel.

XXXIII<sup>42)</sup>).

Ewer Hochfürstliche Durchlaucht,

hatten die Gnade, zu verfügen, daß ich „zu Höchstlhrer Disposition hier bleiben“ solle, bis mich Ewer Durchlaucht zu Anfang Oktober nach Wien schicken würden.

Ich wage daher die allergehorsamste Bitte, daß dieses nicht länger aufgeschoben werden möchte und Ewer Durchlaucht die Gnade haben wollen, Sich meiner zu erinnern, und falls zu einer Absendung als Courier sobald noch keine mögliche Aussicht seyn sollte, auf irgend eine andre Weise meine Abreise von hier und Rückkehr nach Wien zu verfügen. Nachdem Ewer Durchlaucht mir im verwichenen Frühjahr die Zusicherung zu ertheilen geruheten, mich in Hinsicht eines Rücksiedelungs-beytrages der Allerhöchsten Gnade Sr. Maj. empfehlen zu wollen; so dürfte ja, nach dem Befehl Ewer Durchlaucht, der Betrag desselben vielleicht als Vorschuß zur Erleichterung meiner Rückreise angewiesen werden können.

In Erwartung der hohen Entscheidung und der weitem Befehle, sehe ich mit der lebhaftesten Hoffnung und einem aus so großer Dankverpflichtung hervorgehenden unbedingten Vertrauen, dem Zeitpunkte entgegen, wo ich nach erfolgter Rückkehr Ewer Durchlaucht nach Wien das Glück haben werde, mich persönlich und ausführlicher gegen Hochdieselben äußern und meine fernere Bestimmung von Ihnen vernehmen zu können.

Ich empfehle mich der fernern Gnade und dem hohen Wohlwollen Ewer Durchlaucht, in schuldigster Ehrerbietung

Frankfurt, den 15<sup>ten</sup> Oktober, 1818.

Ewer Hochfürstlichen Durchlaucht

unterthänig gehorsamster

Fr. v. Schlegel.

Nun endlich erfolgte Metternichs Bescheid: Schlegel ward angewiesen, seine Reise nach Wien — zwar ohne Vorschuß, doch wohl auf Kosten der Staatskanzlei — anzutreten<sup>43)</sup>. Sogleich verständigte er davon seinen Gönner, den Staatsrat von Hudelist, in dem fol-

<sup>42)</sup> «Staatsk. Frankfurt 1818.»

<sup>43)</sup> Seine Frankfurter Verpflichtungen scheint Schlegel mit dem Vorschusse, den er von Cotta auf die geplante Ausgabe seiner gesammelten Werke erhielt, berichtigt zu haben. Vgl. «Fr. Schlegels Briefe an seinen Bruder Aug. Wilhelm.» S. 641.

genden Briefe, der jedoch diesen nicht mehr unter den Lebenden antraf. Er war bereits am 21. Oktober gestorben, und so hatte Schlegel seine zuverlässigste Stütze im Ministerium verloren, — zu einer Zeit, wo er ohne alle bestimmten Aussichten für die Zukunft dastand und der Hilfe Hudelists am meisten bedürftig gewesen wäre. Auch die Freundschaft Széchényis hatte durch dieses unerwartete Ereignis für Schlegel viel an praktischem Werte eingebüßt.

XXXIV<sup>44)</sup>.

Hochgebohrner Herr!

Hochzuverehrender Herr Staatsrath!

Ich kann nunmehr endlich mit Gewißheit dem Tage entgegensetzen, wo ich das Glück haben werde, Ewer Hochwohlgebohren persönlich meine Ehrfurcht bezeigen zu können; nachdem es sich wider alles Erwarten so lange damit hingezogen hat.

Als Seine Durchlaucht, der Fürst von Metternich hier waren, hatte er sogleich wie ich ihn sprach, die Gnade, mir zu sagen: daß ich „zu Seiner Disposition hier bleiben solle, bis er mich als Courier nach Wien schicken würde, was zu Ende September oder Anfang Oktober geschehen sollte“. — Ich habe seither die versprochene Absendung auch bey jeder vorkommenden Gelegenheit, gehorsamst wieder in Erinnerung gebracht. Es hat sich jedoch bis jetzt damit verzögert, und erst eben trifft die Anweisung zur Abreise, ohne weitere mir mitzugebende Aufträge, ein und ich bin beschäftigt, mich zur Abreise bereit zu machen; und hoffe einige Tage nach Empfang dieses Briefes, etwa bis zum 5<sup>ten</sup> November in Wien einzutreffen. — Ich empfehle mich im voraus dem geneigten Wohlwollen Ewer Hochwohlgebohren, und werde mich glücklich schätzen, Denenselben persönlich meine Verehrung bezeigen und Ihren leitenden Rath und Befehle, für die Vorbereitung zu meiner fernern Bestimmung benutzen zu können. Mit größter Ehrerbietung

Frankfurt, den 26<sup>ten</sup> Oktober, 1818.

Ewer Hochwohlgeboren

unterthänig gehorsamster

Friedr. v. Schlegel.

Schlegel kam am 10. November in Wien an<sup>45)</sup> und wurde von seinen alten Freunden — unter ihnen gewiß auch von dem Grafen Széchényi — sehr herzlich aufgenommen, was ihm Hoffnung und Trost einflößte<sup>46)</sup>. Doch Hoffnung und Trost verschwanden alsbald, und bereits am 4. Februar 1819 schreibt er seinem Bruder: «Ich bin hier, seit meiner Rückkehr, in ein solches Meer von Verhältnissen, Beschäftigungen, zu nehmenden Rücksichten, — und dann

<sup>44)</sup> «Staatsk. Frankfurt 1818.»

<sup>45)</sup> Allgemeine Zeitung, 21. Nov. 1818.

<sup>46)</sup> Vgl. «Fr. Schlegels Briefe an seinen Bruder Aug. Wilhelm.» S. 614.

auch tiefen Sorgen und erschütternden Leiden gerathen, daß ich Dir jetzt und in Einem Briefe gar nicht mittheilen kann. Ich wollte nur von Dir reden; nicht von mir, nur zürne mir nicht. Du würdest es gewiß nicht, wenn Du meine trostlose Lage ganz kenntest<sup>47)</sup>.» Metternich selbst war ihm gnädig, zeigte viel Wohlwollen und gestattete ihm auch, die italienische Reise des Kaisers Franz im Jahre 1819, an der auch Grillparzer teilnahm, in seinem Gefolge mitzumachen. Der Fürst gab ihm «die tröstlichsten Versicherungen»<sup>48)</sup>, doch war er auf keine Weise dazu zu bewegen, ihn neuerdings im Staatsdienste zu verwenden. Auf Schlegels Akademiepläne ging er nicht ein, und nicht einmal die Stelle eines ersten Bibliothekars, die einst Johannes von Müller bekleidete, erwirkte er ihm trotz der «besten und höchsten Empfehlungen»<sup>49)</sup>. Es genügte ihm, Schlegel ein anständiges, doch für dessen große Ansprüche keineswegs zulangendes Ruhegehalt zu sichern, denn auch er urtheilte über ihn wie seine Gattin in einem Briefe vom 26. Juni 1819: «Ich glaube immer, es ist Deiner Natur zuwider, fixiert irgendwo zu sein, und da wir es nun durch viele falsche Tendenzen, und mit manchen Aufopferungen doch so weit gebracht haben, daß wir nicht fixiert sind und Du also Dich so frei als möglich fühlst, so laß auch keine Betrübniß dich überwältigen, sondern ich möchte sagen, genieße nicht so wohl, sondern benütze deine Freiheit<sup>50)</sup>.»

Wohl fuhr Schlegel fort, um Metternichs Gunst zu werben, er vermochte ihn jedoch in seiner Auffassung nicht umzustimmen. So widmete er ihm auch in zweiter Auflage die Vorlesungen über die Geschichte der alten und neuen Literatur<sup>51)</sup>, und entsprach mit Eifer der Aufforderung Metternichs, an den Jahrbüchern der Literatur mitzuarbeiten. Auch eine Denkschrift „Zu dem Gesetz über Preßfreiheit, Zeitungen und politische Flugschriften“<sup>52)</sup> unterbreitete er ihm — unmittelbar vor den Karlsbader Beschlüssen — am 20. August 1819, in welcher er zur Wiederherstellung der schwankenden Autorität die Privilegisierung der Tagespresse empfiehlt. Doch für Metternich war Schlegels Vergangenheit in bezug auf seine Verwendung im Staatsdienste abgeschlossen, und nicht

<sup>47)</sup> Ebenda, S. 621.

<sup>48)</sup> Ebenda, S. 639.

<sup>49)</sup> Ebenda, S. 641. Unter Schlegels Fürsprechern befand sich auch Gentz, vgl. K. Mendelssohn-Bartholdy, a. o. a. O. II, 366.

<sup>50)</sup> M. Spahn: «Hochland». 1905. Juliheft, S. 440.

<sup>51)</sup> Sie bilden den I. Bd. von «Friedrich Schlegels sämtl. Werken». Wien 1822.

<sup>52)</sup> «Kongreßakten. F. 34. Karlsbad.» Ich gedenke darüber anderorts ausführlich zu handeln.



einmal den in Aussicht gestellten Rücksiedlungsbeitrag ließ er ihm anweisen. Noch im Mai 1820 sah sich Schlegel genötigt, bei dem Fürsten in einem besonderen Schreiben darum anzusuchen. Es ist ein peinlicher Epilog zu dem schmerzlichen Drama in Frankfurt, das mit so vielverheißenden Aussichten begonnen hatte und dann zu der «leidenvollsten Epoche seines Lebens», wie er in einem Briefe an Windischmann vom 17. Juni 1820 die letzten dreiviertel Jahre nennt<sup>52a)</sup>, hinüberleitete.

XXXV<sup>53)</sup>.

Durchlauchtigster Fürst!

Da gegenwärtig die zweite veränderte Auflage meiner Ewer Durchlaucht unterthänigst zugeeigneten „Vorlesungen über die Geschichte der alten und neuen Litteratur“ erscheint; so bitte ich Hochdieselben allergehorsamst um die Erlaubniß, Ewer Fürstlichen Durchlaucht dieses Werk auch in der gegenwärtig erneuerten Gestalt widmen und zueignen zu dürfen.

Einen für den Beobachter geeigneten Artikel über die Kunstausstellung werde ich Ewer Durchlaucht Befehle gemäß, an Pilat übergeben<sup>54)</sup>.

Zugleich wage ich es, das mit Bewilligung Ewer Durchlaucht, Hochdenenselben überreichte Gesuch um einen Rücksiedlungsbeytrag gehorsamst in Erinnerung zu bringen. Sollte die formelle Erledigung desselben vielleicht noch längere Zeit erfordern; so würde ich den gegenwärtigen, für mich sehr bedrängten Augenblick, da ich so eben die Rückkehr meiner kranken Frau erwarte, wenn es möglich wäre, daß Ewer Durchlaucht mir eine Abschlags Summe darauf einstweilen bewilligen und jetzt anweisen lassen könnten, mir die größte Wohlthat dadurch erzeugt werden, um welche ich in dem gegenwärtigen Falle, mit dankbaren Vertrauen auf die Gnade und oft erfahrene gütvolle Rücksicht Ewer Durchlaucht unterthänigst zu bitten wage. Der ich in tiefster Ehrerbietung verharre

Wien, den 20<sup>ten</sup> May, 1820.

Ewer Hochfürstlichen Durchlaucht

unterthänigst gehorsamster

Fr. v. Schlegel.

Nachdem Schlegel in seinem hochstrebenden politischen Ehrgeiz Schiffbruch erlitten hatte, wandte er sich allmählich wieder der Lite-

<sup>52a)</sup> Vgl. «Archiv für Literaturgeschichte.» XV, 437.

<sup>53)</sup> «Staatskanzlei Frankfurt 1820.»

<sup>54)</sup> Dieser Artikel ist, soviel ich sehe, im «Österreichischen Beobachter» nicht erschienen. Ein ähnlicher Aufsatz aber ist von Schlegel — freilich bereits im Jahrg. 1819 — in den «Jahrbüchern der Literatur» mitgeteilt unter dem Titel: «Ueber die Deutsche Kunstausstellung zu Rom im Frühjahr 1819 und über den gegenwärtigen Stand der deutschen Kunst in Rom.» VII. Bd., «Anzeigblatt», S. 1 ff.

ratur zu. Er arbeitete an der Revision und der Herausgabe seiner sämtlichen Werke, und griff auch den alten Plan seiner unter dem Titel «Concordia» herauszugebenden katholisch-konservativen Zeitschrift wieder auf. Fleißig warb er für die Zeitschrift um Mitarbeiter von berühmten Namen, und seine Freunde und Gönner setzten alles daran, ihr eine große Verbreitung zu sichern. Graf Széchényi wandte sich an die ungarischen Bischöfe und ersuchte sie, selbst zu pränumerieren und den ihnen unterstehenden Klerus zu je zahlreicherer Pränumeration aufzufordern<sup>55</sup>). Sie begann denn auch bereits im Jahre 1820 zu erscheinen, brachte es indes — wie bekannt — nur auf sechs Hefte und ging 1823 wieder ein<sup>56</sup>).

Dies war wahrscheinlich der letzte Dienst, den Graf Széchényi Schlegel erwies<sup>57</sup>): er starb am 13. Dezember 1820, nachdem ihm P. Hofbauer schon am 15. März desselben Jahres im Tode vorausgegangen war. So hatte Schlegel in kurzer Frist seine einflußreichsten Freunde in Wien und die hingebendsten Förderer seiner kirchlich-religiösen Bestrebungen verloren. Doch diese setzte er fort, allerdings — zur Freude seiner Gattin, die im Juli 1820 nach Wien zurückgekehrt war — nur mehr auf literarischem Gebiete. Hier aber mit einem Erfolge, der in den wissenschaftlichen Kämpfen des Katholizismus noch heute wirksam ist. (Schluß folgt.)

---

## Die Chorschranken der Kathedrale zu Vác.

Von Dr. Ladislauš Éber.

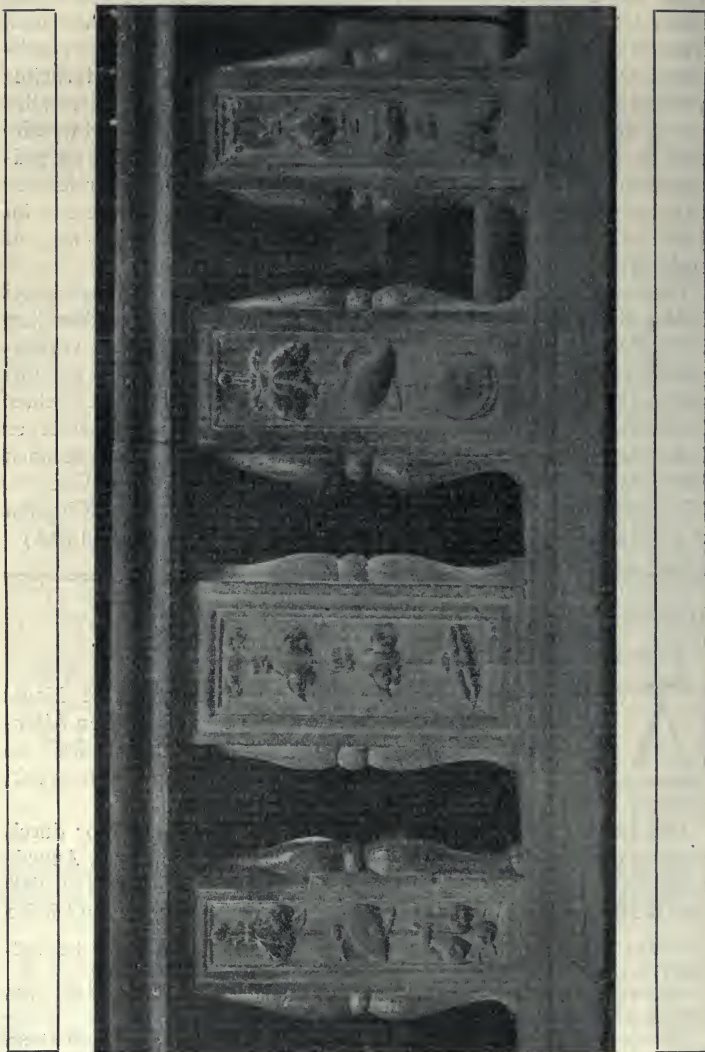
**A**USZER dem bekannten großen Kuppelgemälde Maulpertschs und einigen, leider stark nachgedunkelten Altarbildern des Kremser-Schmidt enthält die Kathedrale zu Vác (Waitzen) in Ungarn ein bedeutendes Kunstwerk, welches bisher unbekannt geblieben ist.

Das Längsschiff der Kirche ist vom höhergelegenen Chor durch reichverzierte steinerne Schranken geschieden, deren Form, Anordnung und plastischer Schmuck auf den ersten Blick verraten, daß dies nicht gleichzeitig mit der in den Jahren 1760—77 erbauten Kirche

<sup>55</sup>) Die bezüglichen Antwortschreiben der Bischöfe befinden sich im Széchényi-Archiv: chronologisch geordnete Briefe, 1820.

<sup>56</sup>) Über Metternichs Verhältnis zu dieser Zeitschrift vgl. J. Bobeth, «Die Zeitschriften der Romantik». Leipzig 1911, S. 303 f.

<sup>57</sup>) Sein Sohn, Stephan, verkehrte — wie aus flüchtigen Vermerken in einem Notizbuche des jungen Grafen (Ung. Akademie der Wiss.: Széchényi-Museum, «Tagebücher. I. 1», S. 8, 9, 21, 62) hervorgeht — im Herbst 1820 häufig mit den Schlegels. (Gefällige Mitteilung meines Freundes, Herrn Dr. Jul. Vizota.)



entstanden sein können, obwohl deren Maße und Zusammensetzung sich ihrer architektonischen Umgebung glücklich anpassen.



Rechts und links von dem als Zugang offen gelassenen mittleren Raum erstrecken sich die beiden Hälften der Chorschranken in einer Länge von je 4,80 Meter. Zwischen einem profilierten, niederen Sockel und einem stark vorspringenden, energisch gegliederten Gesims — den Treppentufen der Chorerhöhung ähnlich aus grobkörnigem Sandstein hergestellt — sind auf jeder Seite neun Glieder einer Balustrade in gleichen Zwischenräumen eingereiht. Dem Zugange zu werden die Reihen von je einem breiteren, jedoch den anderen ähnlich geschmückten Gliede abgeschlossen, welches, sowie das bereits durch eine etwas breitere Bildung auffallende mittlere Glied beider Hälften der architektonischen Einfassung entsprechend aus Sandstein gefertigt ist, während die übrigen Glieder, zusammen sechzehn an der Zahl, aus hartem, feinkörnigem Kalkstein gemeißelt sind, welcher mit seiner schönen gelben Patina stellenweise der Wirkung des Marmors nahekommt.

Die Höhe der einzelnen Glieder beträgt 68 cm, während die Breite mit geringen Abweichungen ungefähr der Hälfte der Höhe entspricht. Von den mittleren und äußersten, bereits durch ihr Material abweichenden Teilen abgesehen, haben wir es mit einer einfachen Reihung gleichwertiger tektonischer Glieder zu tun. Jedes Glied zeigt die organische Vereinigung von zwei verschiedenen Bestandteilen: den Pfeilern von längsviereckigem Querschnitt ist beiderseits je ein halber Baluster angefügt. Die beiden breiten, dem Chor und dem Längsschiff zugewandten Oberflächen der Pfeiler sind innerhalb eines fein profilierten breiten Rahmens, auf vertieftem Grunde mit Reliefornamenten geschmückt, deren tektoni-



sche Anordnung ausnahmslos auf demselben Motiv beruht, auf einer solchen Gruppierung von Gegenständen, welche an einer in der Mitte herabhängenden Schnur oder an einem Band befestigt sind, daß neben der symmetrischen Anordnung, welche sich der bereits durch das Band hervorgehobenen vertikalen Achse anschmiegt, auch die Gravitation entschieden zum Ausdruck kommt. Die aus Sandstein gehauenen Glieder abgerechnet, haben wir es mit zweiunddreißig Variationen desselben Themas zu tun. Das Leitmotiv ist



überall das Hinziehen nach unten, das Hängen, in einer abwechslungsreichen Weise vervielfältigt.

An den gewundenen Bändern sind teils pflanzliche Motive, Früchte und Blätter, teils menschliche Erzeugnisse, zumeist Schildchen, befestigt. Von den Früchten kommt die Birne am häufigsten vor. So hängen z.B. oben zwei Birnen, mit einem breiten, spitzen Blatte zusammengebunden,

darunter, unterhalb eines starken Knotens, zwei schmale, spitzige Schildchen übereinander gelegt, zuunterst zwei Scheiben, derart an das geknüpfte Ende des Bandes befestigt, daß die eine Scheibe von der anderen beinahe ganz verdeckt wird. Anderswo kehrt dieselbe Komposition wieder, nur mit der kleinen Abweichung, daß sich zwischen den Birnen kein Blatt befindet. An einem anderen Relief vertreten zwei schmale, geschwungene Blätter das vorige breite Blatt und unten erblicken wir statt der Scheiben drei Birnen und vier Blätter. Es kommt auch vor, daß die Schilde und Scheiben unverändert beibehalten sind, nur ist der Platz der Birnen von zwei Zitronen eingenommen. Die Kombinationen der Früchte und Schilde sind gar vielfach. An einer Stelle sind die beiden Schilde ganz oben, darunter übereinander zwei Paar Birnen, anderswo sind diese Birnenpaare in reichem Blätterstrauch oben und am Ende des Bandes unten eine Spindel angebracht. Eine besonders schöne Zusammenstellung zeigt oben zwei große Eicheln mit großen, geschlitzten Blättern zu-

sammengebunden, darunter folgen wieder die beiden Schildchen und zuunterst die beliebten Birnen zudritt. An einem hübschen Beispiel sehen wir oben einen Granatapfel, halbverdeckt durch ein breites Blatt, darunter zwei Birnen samt Blätterstrauß, während ganz unten zwei bananartige Früchte hinter einem Weinblatte hervorblicken. So wird der nicht gar große Vorrat an Motiven findig und geschmackvoll variiert, so werden die Kompositionen geschickt abgeändert, mit besonderem Hinblick auf den zu verzerrenden Grund. Neben dem dekorativen Sinne ist die Liebe der kleinen Details, begünstigt durch das vorzügliche Material, sowie die organische, realistische Darstellung der Pflanzenwelt, unverkennbar.

Eine derartige dekorative Anwendung naturalistischer Blätter- und Früchtemotive ist — neben dem stärker stilisierten Arabesk — eine in der italienischen Kunst seit Ghiberti sehr beliebte, an den verschiedensten Orten und aus den verschiedensten Stoffen in großer Mannigfaltigkeit ausgebeutete Form. Während in Toskana die schweren Girlanden die Hauptrolle spielen, sind die an Bändern herabhängenden Blätter- und Früchtebündel besonders in Oberitalien häufig und haben sich in der an plastischer Dekoration so reichen Architektur der Lombardei lange erhalten.

Italienische Analogien der Chorschranken zu Vác sind uns schwer nachzuweisen. Obwohl diese Dekorationsart im Geiste des Quattrocento wurzelt, kommen derartige Ornamente in der lombardischen Kunst noch tief im XVI. Jahrhundert vor. Den besprochenen sehr ähnliche Früchtebündel erscheinen z. B. an einem Südfenster des Domes zu Como, welches bereits nach 1514 entstanden ist, sowie am Hauptportal von S. Lorenzo in Lugano, welches unter Tommaso Rodari im Jahre 1515 entstand<sup>1)</sup>. Auch in Sta Corona zu Vicenza sehen wir an den Pfeilern eines Altares ähnliche, jedoch mit der Zutat von Schädeln, Hirtenflöten usw. bereicherte Kompositionen<sup>2)</sup>. Es ist wahrscheinlich, daß der Meister unserer Chorschranken einer von jenen aus Oberitalien, aus der Gegend von Como eingewanderten Bildhauer gewesen ist, welche in Ungarn seit der Zeit des Königs Matthias, jedoch auch noch im ersten Viertel des XVI. Jahrhunderts in Ofen und auch in anderen Städten in großer Zahl gearbeitet haben mögen. Die Form der Baluster weist auf die Zeit um 1500 hin. Im Gegensatz zu den einfachen Säulchen der früheren Zeit kommt die aus zwei gleichen Teilen zusammengesetzte Form in die Mode, während später, im Verlaufe des XVI. Jahrhunderts,

<sup>1)</sup> A. G. Meyer, Oberitalienische Frührenaissance. II. Berlin 1900. S. 209, 253.

<sup>2)</sup> Paoletti, L'architettura e la scultura del rinascimento in Venezia. Venedig 1893. II. Taf. 135.



dieselbe derart umgeändert wird, daß eine einheitliche Form entsteht<sup>3)</sup>.

Ähnliche Denkmäler aus Ungarn sind nicht unbekannt. Einzelne Glieder ähnlicher Schranken kamen — wenn auch nur in Bruchstücken — bei dem Neubau des königlichen Schlosses in Ofen vor und werden jetzt im Ungarischen Nationalmuseum und im Museum der Haupt- und Residenzstadt Budapest aufbewahrt<sup>4)</sup>. Ein ziemlich wohlerhaltenes Exemplar darunter steht manchen Teilen der Chorschranken zu Vác sowohl in den Details, als sogar auch in den Maßen so nahe<sup>5)</sup>, daß es als das Werk desselben Meisters oder derselben Werkstatt betrachtet werden kann. Laut der Nachricht bei Galeotto Marzio hat Nikolaus Báthory, Bischof von Vác (1474 bis 1506) seine Kathedrale mit dem größten Kostenaufwand durch aus Italien berufene Künstler schmücken lassen<sup>6)</sup>. Es war gewiß der gelehrte und kunstliebende Bischof, der die Chorschranken für die Kathedrale zu Vác herstellen ließ. Die Kirche ist in den Stürmen der Türkenzeit vollständig vernichtet worden. Die Franziskaner, welchen unter dem Bischof Grafen Althann das Territorium der einstigen Festung von Vác überlassen wurde, haben die dort vorhandene Unmenge an Steinmaterial zum Bau ihres Klosters verwendet und sogar aus dem ausgegrabenen Grabmal Báthorys ein Wasserbecken hergestellt, während das aus rotem Marmor gemeißelte, mit der Jahreszahl 1485 bezeichnete Wappen des Bischofs durch den Bischof Christoph Migazzi gerettet und in der Krypta der Kathedrale geborgen worden ist. Im Verlaufe der an Stelle der ehemaligen Festung durch den Museumsverein in Vác im Jahre 1912 durchgeführten Grabungen sind außer einem mit gotischen Maßwerken reich verzierten größeren Stein auch einzelne kleine Bruchstücke gefunden und in dem Museum zu Vác hinterlegt worden, deren einige den Chorschranken der Kathedrale ganz nahe stehen<sup>7)</sup>.

<sup>3)</sup> Wölflin, Renaissance und Barock. 2. Aufl. München 1907. S. 25.

<sup>4)</sup> Eber, Magyarhoni kora renaissance emlékek a Nemzeti Muzeumban. [Frührenaissance-Denkmäler aus Ungarn im Nationalmuseum.] Archaeologiai Értesítő [Archäologischer Anzeiger] 1898, S. 196 ff.; Középkori és renaissance emlékek Budapest területéről [Denkmäler des Mittelalters und der Renaissance aus dem Gebiete von Budapest]. Budapest Régiségei [Altertümer von Budapest] VIII. (1904) S. 49 ff.

<sup>5)</sup> Budapest Régiségei a. a. O. S. 76.

<sup>6)</sup> De dictis et factis Matthiae Regis, Cap. 31: Non referam, qua magnificentia Templum instauravit, architectis, fabrisque ex Italia accitis, maximo cum impendio, ut generositati animi sui et templum et domus Episcopalis responderent. — Vgl. Róka, Alt und Neu Waitzen. Preßburg und Kaschau 1777. S. 27.

<sup>7)</sup> Tragor, Vác és vidékének archaeologiaja [Archäologie von Vác und seiner Umgebung]. Vác 1912. S. 31.

Wie durch ein Wunder ist uns dieses Werk erhalten geblieben. Über die Umstände seiner Erhaltung und Verwendung ist nichts bekannt, es kann jedoch festgestellt werden, daß, als bei dem Bau der neuen Kathedrale die wertvollen alten Teile verwendet worden sind, die erwähnten Glieder aus Sandstein den alten nachgebildet wurden. Diese neuen Teile sind um vieles derber als die ursprünglichen; ihre Verzierungen sind wohl von den alten Mustern mit ziemlicher Treue kopiert, doch ist es offenbar, daß dieselben von einer Hand herühren, welcher der feine Geist der Renaissance bereits ferne stand. Charakteristisch ist auch die plumpe Bildung der Baluster. Durch diese neuen Bestandteile wird jedoch die Wirkung des ganzen Werkes kaum berührt. Während uns von dem von den Zeitgenossen hochgepriesenen künstlerischen Reichtum der Königsburg in Ofen nur einzelne, gar bescheidene Bruchstücke erhalten sind, hat Vác in Folge eines glücklichen Zufalls dieses reiche und feine Werk der Renaissance in einer der ursprünglichen Bestimmung entsprechenden Verwendung bewahrt.

---

## Ein russisch-ungarisches Bündnis im Jahre 1707.

Von Professor Dr. Alexander Márki in Kolozsvár.

### I.

**I**m ersten Jahre des XVIII. Jahrhunderts stand infolge des Nordischen Krieges und des spanischen Erbfolgekrieges plötzlich ganz Europa in Flammen. Die Malkontenten Ungarns erhofften sich Wohlwollen, ja sogar Unterstützung von beiden Seiten. Es galt nicht als unmöglich, daß der im Bunde mit Rußland gegen die Schweden kämpfende König von Polen, August II., sich auch die Krone von Ungarn aufs Haupt setze. Als aber August — mehr aus sächsischem, als aus polnischem Interesse — sich mit dem Kaiser verbündete, erwachte die Hoffnung, daß König Karl XII. von Schweden ihn des polnischen Thrones berauben und auf letzteren den einen Sobiesky, auf den ungarischen aber den anderen Sobiesky setzen würde. Die Franzosen selbst hatten für einen Augenblick den Gedanken, daß Rákóczi polnischer, Jablonsky aber ungarischer König werden könnte. Im Frühling 1704 kam — nachdem August II. sich nach Sachsen zurückgezogen hatte — nach der Verkündung des ersten Interregnums bei der Besetzung des Thrones nebst sieben anderen Kandidaten wirklich auch Rákóczi in Kombination; da aber Ludwig XIV. seiner in Ungarn mehr bedurfte und Karl XII. auf dem

polnischen Thron einen Polen haben wollte, fiel die Wahl tatsächlich auf Stanislaus Lescinsky.

Am 21. April 1706 erteilte Rákóczi dem König August den Rat, die zweifelhaft gewordene polnische Krone mit der ungarischen zu vertauschen, nannte aber den Altranstädter Frieden, in welchem August der polnischen Krone und dem russischen Bündnisse tatsächlich entsagte, schmähsch. Aus Anlaß des Friedensschlusses begrüßte er Karl XII. wie auch Stanislaus in der Hoffnung, daß die Schweden und die Polen sich zur Aufrechterhaltung des europäischen Gleichgewichtes mit den Ungarn verbünden werden, die ihnen auch gegen die Russen Hilfe leisten würden. Karl XII. nahm aber alle Ratschläge Rákóczis kühl auf und auch Wien war von dem Anerbieten des Zaren Peter, den Kaiser mit den Ungarn zu versöhnen, nicht eben entzückt; es stand zu befürchten, daß Karl XII. im Falle eines Bündnisses zum Sturze des Stanislaus Böhmen wirklich besetzen, Schlesien empören und den Ungarn behilflich sein würde. Die Unterstützung des Kaisers seitens des Zaren gegen die Franzosen hielten die Österreicher für eine geringe Entschädigung der Gefahr gegenüber, dem Zaren eine Ingerenz auf die ungarischen Angelegenheiten zu gestatten.

Der Reichstag in Lemberg versicherte am 30. März 1707 den Zaren schriftlich der Treue zu dem, noch zu Augusts Zeiten mit ihm geschlossenen Bündnisse und schützt die polnische Freiheit, besonders das Recht der freien Königswahl. Am folgenden Tag schickte der Herzog Mentschikoff den Artilleriemajor Du Près mit Instruktionen zu Rákóczi und zu dem, dem letzteren zugeteilten französischen General Des Alleurs. Um vieles wichtiger, als diese Entsendung von Kundschaftern war es, daß am 2. Mai der Zar selbst seinen Hofrat David Korbé zu Rákóczi schickte, um diesem die polnische Krone und das Bündnis mit Rußland anzubieten: die Polen, mit denen er die Angelegenheit bereits besprochen, werden ihn in dem am 23. Mai zusammentretenden Reichstage in Lublin einstimmig zum König wählen, er aber werde seinen Thron schützen; er möge bedenken, daß die Schweden den Franzosen im Deutschen Reiche nicht helfen können, wenn sie zur Unterstützung Lescinskys in Polen ein Heer halten müssen; sie können sich mit den Franzosen nur dann verbünden, wenn sie Lescinsky seinem Schicksale überlassen und sich mit den Russen versöhnen. Im Falle der Weigerung Rákóczis würden die Polen einen Kaiserlichen wählen (der Zar selbst denkt an Eugen von Savoyen), so daß der Kaiser Ungarn von zwei Seiten, von Österreich und von Polen her, angreifen würde. Dem könne Rákóczi durch die Annahme der Krone vorbeugen, ja, es sei sehr wahrscheinlich, daß in Ungarn und Siebenbürgen der Kaiser ihn um



Frieden bitten werde, wozu ihn der Zar als Vermittler, mit militärischer Intervention drohend, auch zwingen könnte. Rákóczi möge also nicht nur das Interesse der Franzosen, sondern auch sein eigenes Wohl vor Augen halten. — Wenn aber auf französische Intervention der Schwede mit dem Zaren und dem König von Polen, d. h. Rákóczi, Frieden macht, könnte der Zar mit seinem freigewordenen Heere die Kriegsmacht Ludwigs XIV. und Rákóczi beträchtlich stärken. Er würde es vermitteln, daß Ungarn mit dem Kaiser einen vorteilhaften Frieden schließe, zu welchem Zwecke der Zar sich sogar mit dem König von Frankreich und mit Rákóczi verbünden würde. Noch rascher käme der österreichisch-ungarische Friede zustande, wenn die Schweden den Zaren angreifen würden, denn der Zar könne auf dem polnischen Throne keinen Fürsten dulden, dessen Protektor (der Schwede) ihn in jedem Augenblick mit Krieg bedroht. Der Zar hofft, den Nordischen Krieg in Bälde zu seinen, wie zu des Fürsten Gunsten beenden zu können, worauf sie als gute Nachbarn und Verbündete für das Christentum sehr viel leisten könnten. Er möge unverzüglich seinen Bevollmächtigten zu ihm schicken, um die Königswahl nicht zu versäumen und das Bündnis abzuschließen. Sollte er aber die polnische Krone doch nicht annehmen, so möge er es wenigstens durchsetzen, daß die Franzosen die Schweden mit den Russen versöhnen; dann werden die Schweden starke Verbündete der Franzosen, der Zar aber wird die Ungarn entweder mit dem Kaiser versöhnen oder mit seinem Heere unterstützen.

Rákóczi hatte von Du Près schon vor Korbés Ankunft, am 5. Mai, die Absicht des Zaren gehört. Er theilte dieselbe seinen Räten mit und sandte am 24. Mai, eben als er sich zum Reichstage nach Ónod begab, Alexander Nedeczky mit der Antwort an den Zaren. Er dankt für die angebotene Krone, fühle sich zu ewigem Danke verpflichtet, habe aber für die Freiheit seines Vaterlandes zu den Waffen gegriffen; Eid und Liebe knüpfen ihn an beide Länder, darum könne er die großen Schwierigkeiten des Antrages nicht verschweigen; sei netwegen hätte der Zar wieder einen Krieg und viele Unannehmlichkeiten, er bitte ihn darum, seine Untertanen nicht seinem (Rákóczis) Interesse aufzuopfern, sondern lieber den Frieden anzustreben. Nachdem Stanislaus bereits vom Kaiser, von den Franzosen, Holländern, Preußen und Engländern als König anerkannt ist, würde seine Wahl einen neuerlichen europäischen Krieg bedeuten; Polen würde aufgeteilt, Ungarn aber unterjocht werden. Der hartnäckige Schwedenkönig verzichte eher auf einen Kampf gegen den Kaiser, als auf Stanislaus; es sei aber gar nicht wahrscheinlich, daß er dem Kaiser den Krieg erklären würde, bevor er mit den Polen,

Sachsen und Russen abgerechnet hätte. Der Zar möge sich mehr von der Freiheitsliebe Polens, als vom Hasse gegen Stanislaus leiten lassen. Durch die Anerkennung Stanislaus' könne er auch die schweren Hindernisse des Friedens beseitigen; sein höchster Ruhm würde es werden, wenn er dem drangsalierten Polenlande die Freiheit wiedergeben und auf dessen Thron — falls er Stanislaus nicht anerkennt — mit Zustimmung der Polen einen König setzt, der sich mit ihm eng verbündet. Ungarn und Polen würden ihm ihre Freiheit, zwei Könige ihm ihren Thron verdanken. Im Bunde mit diesen und dem Fürsten von Siebenbürgen (Rákóczi) könnte er seine Macht zur Befreiung der gesamten Christenheit verwenden. Er würde das türkische Joch zertrümmern, Persien erobern und sich den Weg zum Throne des Reiches im Osten ebnen. Dies könne der Schwede, der mit dem Kaiser Krieg zu führen hat, nicht verhindern; der neue König von Ungarn aber, einmal mit dem Hause Österreich versöhnt, könnte ihm ausgiebigere Hilfe leisten. — Seine nordische Monarchie, wie seine östliche Herrschaft könne er am leichtesten schaffen, wenn Ungarn sich von der Macht Österreichs losreißt, welches ihn in diesen Plänen niemals unterstützen würde. Denn der römische Kaiser werde eine Zunahme der Macht des Zaren im Osten nie dulden, während der König von Ungarn diese schon zur Sicherung seiner eigenen Unabhängigkeit bereitwilligst fördern würde. Er möge also mit dem König von Schweden und mit Stanislaus Frieden machen, denn der Aar schnappt nicht nach Fliegen. Die unwiederbringliche Zeit, welche im Notfalle der größte Schatz ist, möge er nicht vergessen. Seine (Rákóczis) feste Überzeugung sei es, daß er (der Zar) die ihm im Interesse Polens und Ungarns, ja sogar der ganzen Christenheit gereichte göttliche Rechte ergreifen werde. Er möge die Waffen gegen Österreich richten, welches ihm — wie er auch weiterhin erfahren wird — immer untreu sein wird. Nach seinem Siege möge er Ungarn einen König geben, und dieses Land werde ihm mehr, als jedes andere, in der Gründung seines östlichen Reiches behilflich sein können.

In den geheimen Instruktionen bevollmächtigte Rákóczi seinen Gesandten Nedeczky zu der Erklärung, daß er vor allem die Verschiebung der Wahl wünsche. Die polnische Krone wäre er in zwei Fällen geneigt, anzunehmen: 1. wenn der Zar im schwedisch-russisch-österreichischen Kriege den Kaiser zum Frieden zwingt — oder 2. wenn die Ungarn sich während des schwedisch-österreichischen Krieges mit dem Kaiser versöhnen.

Mitte Juni, als Korbé den bestimmteren Antrag des Zaren mittheilte, hatte Rákóczi ernstlichen Grund, anders zu antworten. Er

dankte für die Anbietung des Königreiches, wie des Bündnisses — weil aber Polen ein unabhängiger Staat ist und der Zar nicht die Absicht haben kann, die Freiheit dieser Nation zu schmälern oder deren Recht der Königswahl zu beschränken, würde es ihn in seinen Plänen stark behindern, wenn die Polen davon Kenntnis erhielten, daß der Zar ihm den Thron angeboten und er denselben von ihm angenommen habe. Er bittet darum, den Zweck seiner Gesandtschaft geheim zu halten und die Sache als ungeschehen zu betrachten, bis der Primas und der Große Rat von Polen ihn auf den Thron berufen.

Unter solchen Umständen, also nicht nur im Vertrauen auf die Ermunterung seitens der Franzosen, sondern auch im Glauben an die Möglichkeit eines russisch-ungarisch-polnischen Bündnisses und eines schwedisch-österreichischen Krieges hat der Reichstag zu Ónod am 13. Juni das Interregnum ausgesprochen. Am 11. Juli wurde dasselbe auch vom Reichstage zu Lublin ausgesprochen und schon am folgenden Tage wurde Korbé vom Zaren mit neuen Instruktionen an Rákóczi gesendet. Er erwartete vom Fürsten eine bestimmte und vollständige Erklärung, ob er den polnischen Thron annehme? Er teilt ihm mit, außer ihm keinen Kandidaten zu haben, und wünscht, diese Angelegenheit in Jaroslaw oder einem anderen polnischen Orte mit ihm persönlich zu besprechen. Es möge den Fürsten beruhigen, daß seine Generale den Kampf in Ungarn mit ungeschwächter Kraft fortsetzen können und Polen, welches er mit seiner eigenen Kriegsmacht schützt, nicht zu unterstützen brauchen; in Wien aber habe er bereits die Schritte zur Versöhnung mit Ungarn eingeleitet, und, falls er die Schweden besiegt, werde er sie im Notfalle auch mit den Waffen unterstützen, ja sogar die Serben mit ihnen versöhnen. Mit den Schweden sei er nur dann geneigt, Frieden zu schließen, wenn sie Rákóczi als König von Polen anerkennen. Wenn Rákóczi mit seiner Intervention den schwedisch-russischen Frieden erwirkt, werde der Zar alles aufbieten, damit Rákóczi das Fürstentum Siebenbürgen wieder bekomme und auch dauernd behalte.

Der Fürst empfing am 24. Juli in Ungvár sowohl den russischen Gesandten Korbé, als auch den polnischen Gesandten Michael Volinsky glänzend, welche ihm den polnischen Thron feierlich anboten. Nach vielen Beratungen erhielten sie die Antwort, daß Rákóczi den Thron nur dann annehme, wenn die Stände Ungarns und Siebenbürgens ihn dazu ermächtigen und die Ständerversammlung von Polen ihn einstimmig zum Könige wählt.

Eine Woche später kehrten diese Gesandten, und am 6. August Nedeczky und Klobusiczky an den russischen Hof zurück. Sie



brachten die Nachricht, daß Ungarn sich zu einer unabhängigen Republik — mit Rákóczi an der Spitze — erklärt, mit Siebenbürgen eine unauflösliche Allianz geschlossen hat und alsbald unter Beresényis Führung eine glänzende, mit Generalvollmacht ausgestattete Gesandtschaft zum Abschlusse des ungarisch-polnisch-russischen Bündnisses abordnen wird. Die Nedeczky erteilte Instruktion beweist, wie ruhig, nüchtern und genau orientiert der Fürst die europäische Lage beurteilt hat, insbesondere die nordische Frage, in welcher ihm eine so eigentümliche Rolle zugedacht war. Er schickt unverhohlen die Erklärung, daß er das Hauptziel seines Lebens, die Befreiung seines Vaterlandes, mit anderen Angelegenheiten nicht vermengen wolle; glaubt aber, daß das angebotene Bündnis seinem Vaterlande heilsam wäre. «Stärkere Seelen — schreibt er — können durch die gegenwärtigen unsicheren Verhältnisse nicht entmutigt werden; und jetzt, wo unsere Nation auf das Glück rechnen kann, sich mit den durch die Freiheit naturgemäß auf sie angewiesenen Ländern verbünden zu können: warum sollte sie sich, an der Zukunft kleinmütig verzagend, oder weil sie sich in ihren Hoffnungen täuschen könnte, von der mehr eingebil deten, als wirklichen schwedischen Macht zurückschrecken lassen? Schließlich: qui habet tempus, habet vitam. Aus den heutigen Verhältnissen können so große Dinge hervorgehen, wie sie der menschliche Verstand sich vorher lange nicht ausdenken kann. Nach dem Spiele des Verhängnisses und des Schicksals glaubt der menschliche Verstand, sich mit seiner Weisheit das Bild der Zukunft ausmalen zu können; die Ereignisse wechseln reißend, die Unterdrückten erheben sich und die Höchsten gelangen unter die Niedrigsten.»

Er nimmt also die Krone an, wenn die Russen und Polen mit den Ungarn ein Schutz- und Trutzbündnis schließen, der Zar ihn als polnischen König mit russischen und polnischen Truppen unterstützt, auch in seiner Abwesenheit die russischen Truppen in Polen unter seinen Befehl stellt und Ungarn und Siebenbürgen ebenfalls in seinen Schutz nimmt. Wenn die Schweden die Intervention der Franzosen nicht mögen, wird der Kaiser sich von zwei Übeln eher für die Überlassung Ungarns entscheiden, in welchem Falle der neue König von Ungarn (der Kurfürst von Bayern) sich gegen die Schweden mit dem Zaren verbünden kann. Er trägt seinen Gesandten auf, von seiner Wahl nirgends öffentlich zu sprechen, sondern nur den Abschluß des Bündnisses als ihre Aufgabe zu bekennen. Wenn das Bündnis mit dem Zaren geschlossen, die Königswahl aber — gegebenen Falles — verschoben wird, sollen sie mit der polnischen Republik in keine engere Allianz treten, d. h. mit ihr kein Schutz- und Trutzbündnis ab-

schließen, was die Schweden zum offenen Kriege drängen würde, sondern sollen nur die gute Nachbarschaft sicherstellen.

Nedeczky wurde am 8. August von der Republik und am folgenden Tage auch vom Zaren freundlich aufgenommen, doch die eingehenden Verhandlungen, welche gerade von jenen so lebhaft urgiert waren, wurden auf die Zeit der Ankunft Bercsényis, des mit Generalvollmacht ausgestatteten Gesandten, verschoben.

## II.

Die siebenbürgischen Senatoren haben sich in Huszt, die ungarischen in Homonna für die Annahme der polnischen Krone entschieden, Rákóczi aber hatte eine richtige Ahnung, daß die Polen nur aus Furcht vor den Russen die Königswahl haben wollen, welche von den Russen wieder nur darum gefordert wurde, um sich im Falle des von Woche zu Woche erwarteten schwedischen Einfalls auf eine Hilfe stützen zu können. Der Schlüssel aller Handlungen des Fürsten, wie auch seiner Verhandlungen mit dem Zaren war — wie er selbst sagte — die Absicht, mit Intervention des französischen Königs und des bayerischen Kurfürsten den Zaren mit dem König von Schweden zu versöhnen, wofür der Kurfürst Max Emanuel von Bayern ungarischer und Stanislaus polnischer König werden, er selbst aber Fürst von Siebenbürgen bleiben sollte. Die aus der Sitzung des Senates vom 19. August dem Gesandten Bercsényi erteilte Instruktion war in diesem Sinne abgefaßt und eröffnete dem Zaren sogar die Aussicht auf Wiederherstellung des oströmischen Kaiserreiches, sowie auf die Wiedereroberung Konstantinopels, falls er den allgemeinen Frieden in diesem Sinne anstrebt.

Die glänzende Gesandtschaft mit Bercsényi, Klobusiczky, Berthóti und Paul Rádai brach von Munkács am 20. August auf. An der polnischen Grenze wurde sie am 22. desselben Monats in Jasliska im Namen des Zaren vom Fürsten Josef Schtscherbatoff empfangen und am 3. September, abends 9 Uhr, ohne jedes Aufsehen in Warschau eingeführt. Dort hielt sich eben der Zar mit seinem Hofe und auch ein Teil der polnischen Großen auf, nachdem der Lubliner Reichstag mit Rücksicht auf die ungarisch-russisch-polnischen Verhandlungen bis zum 20. September vertagt worden war.

Die Fürstin Sieniavska, die Gemahlin des großen Hetman, machte noch am selben Abend Bercsényi Vorwürfe darüber, daß Rákóczi die Krone annimmt, wo doch kein einziger Senator ihn mag; daß er sich mit den Russen verbünde, wo sie doch sogar mit den Schweden paktieren, um jene zu vertreiben. Wenn aber der Russe

siegt und ein König gewählt werden soll, wird nur ein Pole auf den Thron gelangen. Schließlich aber versprach sie doch, den Abschluß des polnisch-russisch-ungarischen Bündnisses nach Tunlichkeit zu fördern.

Der Zar empfing Bercsényi zum erstenmal am 5. September und begann sofort die Verhandlungen, in welchen seine Generalbevollmächtigten der Kanzler und Oberstkämmerer Graf Gabriel Gollowkin, der Statthalter von Rostow Kämmerer Gregor Dolgorukij und Sekretär Peter Safiroff waren — ohne Ausnahme Männer von welthistorischer Bedeutung; nach Bercsényis Meinung Safiroff klüger, als die übrigen, aber auch die übrigen nicht blöd. Übrigens hat auch Fürst Mentschikoff und sogar der Zar selbst mit den Ungarn verhandelt, die das Russische genug verständlich sprachen, während sie mit dem Großhetman Sieniavskij und den Polen polnisch verkehrten.

Der Zar machte die Beobachtung, daß die Ungarn und die Polen die Unterhandlungen so lange hinausziehen wollen, bis die Schweden von Sachsen aus nach Polen eindringen, infolgedessen die Königswahl unterbliebe; er verwarf darum Rákóczis Vorschläge und forderte bezüglich der seinigen, wie auch über den Entwurf des Bündnisses eine bestimmte Antwort. Dennoch bewog ihn Bercsényi zur Akzeptierung des ungarischen Standpunktes, d. h. dazu, die Antwort zu verschieben, bis der Fürst erfahren kann, ob der König von Frankreich seine Wahl nicht etwa mißbilligt. Denn wenn der Schwedenkönig nach Polen zurückkehrt, könne dieser die Pläne des Zaren und der mit ihm verbündeten Polen wirklich durchkreuzen; ja, er könne dem Ganzen ein Ende machen, indem er mit den Russen Frieden schließt, mit der Bedingung, daß er Stanislaus auf dem Throne behalte.

Aus alledem wurde es klar, daß dieses Bündnis die Russen dringender brauchen, als die Ungarn, und daß beide Parteien wegen der am Hofe anwesenden Fremden den eigentlichen Zweck der Verhandlungen, das Bündnis, geheim halten wollen. Die Bedingungen des letzteren waren am 12. September bereits festgestellt, und weiterhin war nur noch von den Formalitäten die Rede. Als aber am Abend des 14. September die Unterzeichnung des Vertrages erfolgen sollte, wäre der Plan durch ein Mißverständnis beinahe vereitelt worden.

Der Zar hatte das Vertragsdokument in die Hand genommen.

«Wie Euer Gnaden sehen — sagte er zu Bercsényi auf russisch —, glaube ich nicht, daß der Franzose sich mit mir feierlich verbünden würde. Wenn er sich wenigstens verpflichten wollte, mich mit den



Schweden zu versöhnen. Dann gingen wir alle über Ungarn her. Der Kaiser ist mir nicht schwer.» Er stellte allerlei Fragen, was sie wohl gegenseitig vom Bündnisse zu erwarten haben. «Muß ich aber jetzt gleich dieses Kleid anziehen?» scherzte er mit Bercsényi. Der Gesandte bemerkte, daß er nicht gleich antworten könne; es seien vorher noch viele andere Fragen ins Reine zu bringen. «Ich verstehe,» antwortete der Zar. «Wenn der Schwede Sachsen nicht verläßt, ist es besser, die Wahl zu verschieben, mit Frankreich ein Bündnis zu schließen und in Frieden zu bleiben. Wenn aber der Schwede doch herauskommt: wird der Fürst das Königreich übernehmen? Denn mir ist es wichtig, dann jemanden an meiner Seite zu haben!» «Wenn nur das Bündnis fertig ist! — antwortete Bercsényi — in zwei Monaten frißt er uns nicht; dann aber treten wir ihm entgegen!»

Der Zar verstand nicht, was die zwei Monate bedeuten. Er war ungehalten und wandte sich ab. Bercsényi berichtigte aber seine Äußerung: «Wenn der Franzose Wort hält, nimmt er das Bündnis sofort an.» Der Zar bemerkte: «Wenn also der Schwede über uns kommt und der Franzose hilft uns nicht, so hilft er uns eben nicht; wenn er uns aber schon nicht hilft, soll er wenigstens nicht gegen uns sein!» Dann aber sagte er mit plötzlichem Entschluß: «Gut, gut! Wir schreiben jetzt gleich das Dokument und unterzeichnen es.»

Das Dokument ist tatsächlich vom 4./15. datiert; Bercsényi konnte es aber erst am 17. übernehmen und zog, nachdem er sich am folgenden Tage vom Zaren verabschiedet hatte, am 20. mit der ganzen Gesandtschaft zurück in die Heimat, zu Rákóczi. Wie er in Warschau dem Pater Montméjan mitteilte und dieser dem französischen Minister des Äußeren Torcy berichtete, hat er das Bündnis so abgeschlossen, daß der französische König in Sachen des schwedisch-russischen Friedens genug Anlaß zur Vermittlung habe, und daß das Bündnis der Ungarn, Polen und Russen gegen den Kaiser ersichtlich sei. Das Ganze beruhe ja auf der Verpflichtung des Zaren, mit seiner ganzen Kraft den zu unterstützen, den der französische König zum ungarischen Könige designiert.

Aus Lublin konnte Nedeczky dem heimkehrenden Bercsényi nach Belzyce die Nachricht bringen, daß die Polen zum Abschlusse des ungarisch-polnischen Bündnisses eine Gesandtschaft an Rákóczi abordnen wollen; aber noch am selben Tage (23. September) haben sie «der Umstände wegen» die neue Wahl verschoben. Es wurde erzählt, daß die Schweden sich mit dem Kaiser darum verglichen haben und darum in Polen eingedrungen sind, weil sie das russisch-ungarische Bündnis verhindern wollen; der Zar aber verlasse Polen, um Rußland gegen Karl XII. zu verteidigen, welcher an seiner statt

Jakob Sobiesky zum Zaren machen will. So würde außer Polen auch Rußland unter seine Protektion geraten. Ein Traum, der nie Wirklichkeit wurde; doch auch an die Durchführung des russisch-ungarischen Bündnisses war nicht mehr zu denken, als die Russen die Räumung Großpolens tatsächlich begannen.

Der Fürst empfing den heimkehrenden Bercsényi in Ungvár am 5. Oktober. Den Vertrag wollte er nur unter der Bedingung ratifizieren, daß der Zar — was in einem besonderen Punkte aufgenommen werden muß — ihn im Fürstentum Siebenbürgen und im Königreich Polen schützt, seinen Nachkommen Siebenbürgen sichert und sie, wenn er oder seine Nachkommen sich flüchten müßten, in sein Reich aufnimmt. In dieser Hoffnung unterschrieb er am 10. Oktober das Dokument. Zur selben Zeit aber, als er das letztere durch den französischen Kapitän Duversier an Nedeczky nach Polen sandte, ließ er durch Vetésy den bayerischen Kurfürsten als designierten König von Ungarn und durch den Grafen Tournon den französischen König, den Gegner des russisch-ungarischen Bündnisses, von seinem Vorgehen unterrichten. Er betont, daß dieses Bündnis wichtiger sei, als sein polnisches Königtum. Die französischen Minister, die nicht einmal wußten, worum es sich handelt, finden dies den Interessen Ludwigs XIV. zuwiderlaufend, wo es doch für Frankreich, Rußland und Ungarn gleich vorteilhaft war und Polen vor dem Untergange bewahren konnte. Als bald ist aber auch der Fürst der Meinung, daß er vom Bündnis wenig Nutzen hat, wenn die Russen immer nur an ein Zurückweichen denken. Er trug Nedeczky auf, sich mit ihnen und den Polen in keine neuen Verhandlungen einzulassen, weil er diese nicht bestätigen wird. Der Zar möge dem Kaiser und August II. nicht mehr Vertrauen schenken, als dem mit ihm abgeschlossenen und mit den Franzosen und Bayern geplanten Bündnisse. Der Kaiser greife jetzt die Ungarn darum mit voller Kraft an, weil er sieht, daß sie von dem aus Polen abziehenden Zaren keine Hilfe erwarten können. Er aber bitte im Sinne des Artikels 6 des eben abgeschlossenen Bündnisses den Zaren um Hilfe, der es nicht dulden kann, daß kaiserliche Truppen durch Polen gegen die mit ihm verbündeten Ungarn vordringen. Wegen des russischen Bündnisses werde er jetzt von drei Seiten bedrängt. Von Grund aus werde das Bündnis erschüttert, von welchem fast allein die polnische Republik die Erhaltung ihrer Freiheit erhoffen konnte, welche mit dem Untergange der ungarischen Freiheit sicherlich zunichte wird. Der König von Schweden scheine auch dieser Meinung zu sein. Sonst hätte er es nicht zugegeben, daß der polnische Teil seines Heeres nach Ungarn marschiere, wenn er nicht voraus-

gesehen hätte, daß auch der Zar die Ungarn im Stiche läßt. Der Kaiser aber könne den Zaren ebenso betrügen, wie er jetzt die Schweden betrügt. Wenn sich der Zar oder der polnische Großhetman doch entschließt, den Ungarn zu helfen, so tue er es unter dem Vorwand, daß der Kaiser mit der Entsendung seiner Truppen die Rechte der polnischen Republik verletzt habe, deren Verteidigung der Zar im Bündnisse übernommen hat. Wenn Hilfe unter einem solchen Vorwand geschickt wird, könne Rákóczi — nach dem Wunsche des Zaren — das Bündnis geheimhalten.

Weil aber die Nachricht vom Abschlusse des Bündnisses in die Öffentlichkeit gedrungen war und sogar in die europäischen Zeitungen gelangte, schickte der Fürst den Paul Rádai an den König von Schweden, um sein Vorgehen zu rechtfertigen. Doch hatte damals, Ende November, Nedeczky das ratifizierte Exemplar des Vertrages bereits dem Zaren übergeben und ihn gebeten, die Änderungen zu akzeptieren und im Sinne des Vertrages einen ständigen Residenten sowie zur Gewinnung der Serben Patente und Kommissäre nach Ungarn zu schicken. Der Zar traf seine Verfügungen verhältnismäßig rasch. Am 10./21. Dezember 1707 wurde zu Moskau der nach den Wünschen Rákóczis modifizierte Warschauer Vertrag bestätigt.

Die Artikel desselben sind in Kürze:

1. Auf Ansuchen der Stände der Republik Polen und seinem, dem Zaren gegebenen Versprechen gemäß akzeptiert der Fürst von Siebenbürgen kraft dieses Vertrages die Krone Polens, wenn die Republik ihn mit freien Stimmen zum König erwählt. Der Zar aber wird im Sinne seines, mit der Republik geschlossenen Bündnisses ihn in seiner königlichen Würde und Autorität mit seiner ganzen Kraft, wie auch mit der ganzen Kraft der Polen unterstützen und gegen die etwa entstehenden Parteien schützen.

2. Er wird seine königliche Würde immer und überall respektieren; im Kriege, wie im Lande wird er alles mit seiner Zustimmung und nach seinem Rate erledigen; in seiner Abwesenheit aber überträgt er ihm das höchste Verfügungsrecht über das russische Heer, wie es bei verbündeten Soldaten üblich ist.

3. Wenn der Schwede derzeit Polen nicht angreift, verschieben sie mit gemeinschaftlichem Beschlusse die Wahl und versuchen es, den Schweden mit französisch-bayerischer Intervention innerhalb dreier Monate für den Frieden zu gewinnen. Sollte dies nicht gelingen, ist der Fürst nach Ablauf des Termins verpflichtet, die Krone ohne jeden weiteren Verzug zu akzeptieren. Der Zar dagegen verspricht, seine Absicht dem Fürsten gegenüber nicht zu ändern und auch der ungarischen Nation Freundschaft zu erweisen.



4. Der Fürst nimmt auf Grund freier Wahl die Krone auch dann an, wenn die französisch-bayerische Vermittlung erfolglos bleibt und der Einfall der Schweden tatsächlich stattfindet.

5. Der Zar wird, im Sinne seines mit der polnischen Republik geschlossenen Vertrages, ohne den Fürsten als König von Polen mit dem schwedischen König auf keine Weise Frieden schließen; so wird aber auch der Fürst ohne den Zaren mit dem Feinde nicht unterhandeln.

6. Wenn der schwedische König Ungarn angreift, wird der Zar den Ungarn mit den Waffen und mit Geld Hilfe leisten, seine Truppen aber können dafür von ihnen außer der regelmäßigen Verproviantierung nichts fordern.

7. Um den Fürsten auf dem Throne zu erhalten, bietet ihm der Zar Geld an, dessen Betrag die kontrahierenden Parteien nach erfolgter Wahl feststellen.

8. Als Zeichen seiner Liebe verspricht der Zar dem gewählten Fürsten 5000 Stück Gewehre, 500 Zentner Schießpulver und 100000 Taler.

9. Er wird alles aufbieten, um den Kaiser zu veranlassen, Ungarn und Siebenbürgen die Freiheit zurückzugeben.

10. Er wird alles aufbieten, daß der Kaiser sich feierlich und förmlich verpflichte, den Fürsten in dessen siebenbürgischem Fürstentume zu behalten; diesbezüglich verspricht er dem Fürsten jede Art von Hilfe.

11. Wenn der Schwede nicht Frieden schließt und seine Truppen aus Polen nicht entfernt, werden der Zar und der Fürst bezüglich der offenen Kriegsmacht gemeinschaftlich beschließen und sich öffentlich verbünden.

12. Müßte sich der Fürst aus Polen flüchten, gibt ihm der Zar eine Provinz des russischen Reiches, seinen Freunden und Getreuen aber eine Zuflucht.

13. Den Truppen des Zaren wird nach Ungarn freier Handelsbetrieb gestattet; dieser Punkt bezieht sich auch auf die durch Ungarn und Siebenbürgen nach Deutschland ziehenden oder von dort kommenden legitimierten Untertanen des Zaren.

14. Jede Partei kann bei der anderen einen Residenten halten.

15. Dieser Vertrag hat keinen Einfluß auf die mit der polnischen Republik bereits geschlossenen oder noch zu schließenden Verträge des Zaren.

16. Von den Mitgliedern der ungarischen Gesandtschaft soll Alexander Nedeczky bei dem Kontrakte anwesend sein, welcher mit

der polnischen Republik in Angelegenheit der Königswahl geschlossen werden wird.

17. Den Bündnisvertrag haben die Parteien innerhalb 6 Wochen zu bestätigen.

Golowkin übergab wohl den ratifizierten Kontrakt im März 1708 an Nedeczky, dieser konnte ihn aber dem Fürsten erst am 30. September einhändigen, also zu einer Zeit, als der Zar den Kampf gegen die Schweden schon im Innern Rußlands führte und so seinen Verbündeten weder in Polen, noch in Ungarn zu unterstützen vermochte. Durch ihre Gesandtschaften versicherten die Parteien einander des öfteren, daß sie dem Bündnisse treu sind, doch nach dem Frieden von Szatmár und dem von Huss sah der Fürst ein, daß er von dem Bündnisse nichts zu erwarten hat. Die großen Pläne endeten am 29. Juni 1712 mit der traurigen Erklärung Bercsényis, der das Bündnis geschlossen hatte, daß er den Fürsten nicht mehr an daselbe erinnere, weil dieser selbst es auch vergessen will.

Weiterhin aber entglitt die Erledigung der auswärtigen Angelegenheiten der Hand der Ungarn, und selbständig konnten sie keine Bündnisse und Verträge mehr schließen, weder mit den Russen, noch mit anderen. Darum verweilte ich länger bei dem letzten Bündnisvertrag, in welchem Ungarn noch als Staat gleichen Ranges mit einem anderen Staate unterhandelt hat. Und auch darum, weil ich an dem Feste, mit welchem Rußland die dreihundertste Jahreswende der Thronbesteigung des Hauses Romanoff feiert, daran erinnern wollte, daß es eine Zeit gegeben hat, wo der edelste Ungar von dem Bündnisse mit dem ruhmreichsten Romanoff die Freiheit seines Vaterlandes erhoffte.

---

## Ungarn in den mittenglischen Romanzen.

Von Professor Alexander Fest.

**U**NGARN, das ferne, romantische Land, wird als Schauplatz kühner Abenteuer in der mittelalterlichen Dichtung oft erwähnt. Noch lebte die Erinnerung an die Kreuzzüge, durch welche östliche Völker dem Westen näher gebracht wurden, und auch die Gegenwart mit dem raschen Aufeinander großer historischer Ereignisse förderte das Interesse für fremde, unbekannte Völker. Und als fremdes, unbekanntes Land konnte Ungarn von der frei zügelnden Phantasie wohl oft als Spielplatz seltener Abenteuer und kühner Heldentaten gehalten werden. Daß die Romanzendichtung, die so gern in die Ferne schweifte, es als solchen kennt und

auch erwähnt, ist allgemein bekannt. Es dürfte aber weniger bekannt sein, daß auch die englische Romanzendichtung Ungarn und den ungarischen König kennt, daß diese ungarischen Elemente nicht nur in den von französischen Vorlagen beeinflussten englischen Dichtungen, sondern auch in Originalromanzen vorkommen. Welches sind diese mitttelenglischen Romanzen, was wissen dieselben über Ungarn und warum wird überhaupt Ungarn erwähnt? Die folgenden Zeilen wollen auf diese Fragen eine Antwort suchen.

Ungarn und der König von Ungarn wird in den folgenden Romanzen erwähnt:

1. Le bone Florence of Rome.
2. The Romance of Syr Tryamoure.
3. The History of King Arthur and of the Knights of the Round Table.
4. Torrent of Portyngale.
5. The Squir of lowe degre.
6. Brusanus Prince of Hungaria (16<sup>tes</sup> Jahrhundert).

Le bone Florence of Rome (Ancient English Metrical Romances. Select. and publ. by Jos. Ritson and revised by Edm. Goldsmid. Vol. III. Edinburgh. 1885) ist in einer Handschrift erhalten, welche in Cambridge aufbewahrt wird. Sie stammt wahrscheinlich aus der 12<sup>ten</sup> Hälfte des 15<sup>ten</sup> Jahrhunderts. Wer der Verfasser ist, wo er die unmittelbare Vorlage dieser Romanze gefunden hat, ist noch nicht erforscht worden. Nach Brandls Untersuchungen (Le Bone Florence of Rome, herausgeg. von W. Victor. I. 1893. II. 1899) mag der Dichter ein Geistlicher gewesen sein, der Ende des 14<sup>ten</sup> oder aber Anfang des 15<sup>ten</sup> Jahrhunderts lebte. Das Gedicht beruft sich öfter auf das Buch («the boke») oder auf die Romanze («the romance») und es beruht auch höchstwahrscheinlich auf einer französischen Erzählung. Die unmittelbare Vorlage ist — wie schon erwähnt — unbekannt, dafür aber können wir ein älteres französisches Gedicht anführen, das denselben Inhalt hat. (S. Näheres: Warton: History of English Poetry. III.) Es ist dies Florence de Rome, eine Romanze aus dem ersten Viertel des 13<sup>ten</sup> Jahrhunderts. (Société des Anciens Textes français. Florence de Rome. A. Wallensköld. Tome I. Paris 1909.) Das französische Gedicht ist bedeutend länger (4562 Zeilen) als das englische (2187), doch in den wesentlichen Zügen und Motiven, sogar in den Namen finden wir eine auffallende Übereinstimmung. Der römische Kaiser Otto (Otes) hat eine schöne Tochter: Florence. Der alte, jedoch mächtige König von Konstantinopel wirbt um Florence. Er wird abgewiesen und bedroht nun Otto mit Kriegsgefahr.



Zwei ungarische Königssöhne, Syr Mylis und Syr Emere, kommen Otto zu Hilfe. Emere wird gefangen genommen und erzählt Garcy über seine und seines Bruders Abstammung. Sie sind die Söhne des verstorbenen ungarischen Königs Philipp. Ihre Mutter heiratete zum zweitenmal und deshalb verließen sie ihr Vaterhaus.

«We were pe Kyngys sonnes of Hungary (509)  
Syr Phelyp of Hungary owre fadur was  
Now ys he dedd therfore allas  
Owre modur weddyd ys newe  
In to Surry to syr Justamownde...» 934—7.)

Garcy erinnert sich an Emeres Vater und läßt ihn frei.

«When y toke trewage of Turkey  
Thy fadur in stede stode me  
Therefore y shall let the goo...» (947—9).

Emere gelangt nach Rom zurück, heiratet Florence und wird nach Ottos Tod dessen Nachfolger. Einst führt er wieder blutigen Krieg gegen Garcy. Als er diesen besiegt hatte, beschloß er, nach Ungarn zu gehen, um die Krone seinem Bruder Mylis zu erwerben.

«To Hungary soone wyll wee  
Justamownde for to forfare  
And crowne Mylys my brodur pere  
For Kyndyst heyre ys hee» (1255—8).

Doch ist Mylis seines großmütigen Bruders ganz unwürdig. Er benützt Emeres Abwesenheit, um Florence zu verführen. Sie widersteht, gerät jedoch durch den Verrat ihres treulosen Schwagers in viele Gefahren, die nun langatmig erzählt werden. Schließlich wird sie von Emere wieder aufgefunden, nach Rom zurückgeführt, wo der Papst das Kaiserpaar mit großer Pracht empfängt. Er selbst hatte dann diese Geschichte aufgezeichnet:

Pope Symonde thys story wrate  
In pe Cronykyls of Romys pe date  
Wo sekyth pere he may hyt fynde (2173—5).

Wie wir sehen, ist der Kern dieser lang ausgeführten Romanze ein altes Motiv, welches im Mittelalter sehr oft dichterisch gestaltet wurde. Der Rahmen der Erzählung sowohl, wie auch die ermüdenden Abenteuer, Gefahren, in welche die unschuldige Heldin gestürzt wird, finden wir in vielen epischen Dichtungen wieder. Der Inhalt hat in der englischen Romanze wohl keine Veränderung erfahren. Er ist derselbe, wie in der Vorlage, auf welche das Gedicht sich

beruft. (Z. B. in romance we rede . . . 1539.) Die Namen sind auch übernommen. Die ungarischen Königssöhne heißen in dem älteren französischen Gedicht, welches aus dem XIII<sup>ten</sup> Jahrhundert stammt: Esmere, Esmerez, Milon, Milles usw. —

Milon kommt übrigens oft als Name des Verräters vor. (Florence de Rome. A. Wallensköld. 325.)

In der Romanze Syr Tryamoure (The Romance of Syr Tryamoure. Ed. by J. O. Halliwell. London. 1846) sind verschiedene bekannte Motive aneinandergeknüpft. Margarete ist die Frau von Arduß, der über Arragone regiert. Arduß zieht in das Heilige Land, und während seiner Abwesenheit will der treulose Diener die Königin verführen. Er wird zurückgewiesen und nimmt nun Rache. Es wird ihm leicht, Arduß von der Königin schuld zu überzeugen. Margarete wird verstoßen. Nach langen Irrfahrten gelangt sie nach Ungarn («To the londe of Hongary 401»), wo ihr ein Sohn geboren wird, der den Namen Tryamoure erhält. Ein Ritter, namens Barnard Messengere, findet sie im Walde, erbarmt sich ihrer und führt sie auf sein Schloß.

Unterdessen soll es König Arduß erfahren, wie übereilt er geurteilt hatte. Der untreue Diener wird gehängt, aber damit ist nur das Rachegefühl beschwichtigt. Die Königin sucht man vergebens.

Zur selben Zeit stirbt der König von Ungarn. Seine Tochter soll den würdigsten und kühnsten Ritter heiraten.

(In that tyme, certaynly,  
Dyed the Kyng of Hungary,  
And was beryed y-wys;  
He had no heyre hys londes to welde,  
But a doghtyr . . . 622—6).

Der Ruf ihrer Schönheit lockt viele Helden nach Ungarn. Auch der König von Arragon kommt.

Der junge Tryamoure bittet seinen Herrn um Waffen und ein Roß, um auch um die Königstochter kämpfen zu können. Er besiegt nacheinander den König von der Lombardei, Syr James, den deutschen Kaisersohn und auch seinen eigenen Vater, den er natürlich nicht kennt. Die Königstochter gewinnt Syr Tryamoure lieb und weist alle übrigen Ritter zurück, als sie um sie warben, «wie das Buch sagt» (the boke says 915.). Tryamoure muß jedoch noch so manches Abenteuer bestehen, bevor er die ungarische Königstochter gewinnt. Es bietet sich ihm vielfache Gelegenheit, seinen Mut und seine Kraft zu beweisen. Er hat bekanntlich den Sohn des deutschen Kaisers im Turnier besiegt und getötet. Da ihm dabei sein Vater Arduß geholfen hatte, beschloß der deutsche

Kaiser an Ardus Rache zu nehmen. An der Spitze eines großen Heeres zieht er nach Aragonien. Trotzdem kommt es nicht zu einem allgemeinen Kampfe, nachdem die beiden Könige übereinkommen, je zwei Helden miteinander kämpfen zu lassen. Nach vielen bunten Abenteuern kommt Syr Tryamoure vor den bedrängten König Ardus. Er wird zum Ritter geschlagen, besiegt den deutschen Moradas und soll auf Ardus' Wunsch später dessen Nachfolger sein. Vater und Sohn haben noch natürlich keine Ahnung davon, wie nahe sie sich stehen.

Doch Tryamoure kann der Abenteuerlust nicht widerstehen. Er zieht von Aragoniens Hofe fort, um neue Kämpfe zu bestehen. Bald begegnet er den Brüdern seines getöteten Feindes Moradas. Sie werben auch um die ungarische Königstochter. Syr Tryamoure ist der Held, der sie vor der gefürchteten Ehe bewahrt. Er besiegt auch diese mächtigen Feinde und die Königstochter sinkt ihm gerührt in die Arme. Bei der Hochzeit fragt er wieder seine Mutter: «Wer ist mein Vater?» Nun erfährt er das Geheimnis, Ardus wird gerufen, hört entsetzt über die Untreue seines Dieners, über die langen Irrfahrten seiner unschuldigen Frau. Und so endet das 1719 Zeilen lange Gedicht mit der Erzählung dieser glücklichen, längst schon vorausgesehenen Wendung. —

Individuelle Züge bietet auch diese Dichtung nicht. Wir können sozusagen Motiv für Motiv in anderen Romanzen desselben Zeitalters entdecken<sup>1)</sup>. Ungarn wird hier geradeso im allgemeinen erwähnt, wie in den übrigen metrischen mittelenglischen Romanzen. — Ungarn wird auch in dem bekannten Buch von Malory (*The History of King Arthur and of the Knights of the Round Table*. Compiled by Sir Thomas Malory) erwähnt. Sir Urre, der Held einer Episode unbekannten Ursprunges ist ein kühner Ritter in Ungarn. Er zieht in alle Lande, wo er Abenteuer erhofft. So kommt er auch nach Spanien, tötet dort im Zweikampf einen Ritter, dessen Mutter einen Fluch auf Sir Urre ausspricht: seine sieben Wunden sollen so lange nicht heilen, bis ein guter Ritter dieselben heilt.

Sir Urre wird von seiner Schwester überall geführt und kommt nach einer siebenjährigen Reise nach Caerleill zu König Arthur. Hier findet er endlich die längst gehoffte Genesung. Lancelot, der kühne und fromme Ritter, heilt ihn, nachdem es die übrigen vergebens versucht hatten. Sir Urre, der Ritter von Ungarn, wird nun auch Mitglied der Tafelrunde, seine Schwester Feloly aber, die ihn während seiner Krankheit so treu pflegte, heiratet den Ritter Sir Lavaine...

<sup>1)</sup> Vgl. H. Bauszus, *Die mittelenglische Romanze Sir Triamour*, Königsberg 1902.



Soviel weiß Malory über den ungarischen Ritter Sir Urre. Woher er Namen und Episode hergenommen hat, ist unbekannt. Sommer vermutet (*Le Morte Darthur*. By Syr Thomas Malory. The original edition of Will Caxton reprint and edit... by H. O. Sommer. I—II. vol. London. 1889. 10—11) auch hier eine französische Quelle, die bisher jedoch nicht zu entdecken war. Diese Mutmaßung kann leicht begründet werden. Malory beruft sich in dem Vorwort seiner berühmten Kompilation auf französische Bücher, die seinem Werk als Vorlagen dienten (oute of certeyn bookes of frensshe, and reduced it into Englysshe). Auch sonst weist er wiederholt auf seine französischen Quellen hin, obwohl dies in den mittenglischen Romanzen nicht viel zu bedeuten hat, denn solche Anspielungen und Berufungen sind auch in Dichtungen zu finden, die ohne Zweifel englischen Ursprunges sind.

Dieses Buch, welches im neunten Jahre der Regierung König Edward des IV<sup>ten</sup> — also im Jahre 1469 — oder aber im frühen nächsten — von Malory geschrieben und fünfzehn Jahre später von Caxton (1485, im Juli) gedruckt wurde, weiß also über Ungarn natürlich ebensowenig, wie die bisher erwähnten Romanzen. Es soll hier noch daran erinnert werden, daß Malory einen Ritter im Heiligen Land im 5<sup>ten</sup> oder 6<sup>ten</sup> Jahrhundert gegen Türken kämpfen läßt!

Eine andere Dichtung, in welcher das ferne Ungarn erwähnt wird, ist *Torrent of Portyngale*. (Early English Text Society. Extra Series. No. LI. 1887. Rc. Edit by E. Adam. London. 1887.) Nach Halliwell (T. of P. Ed. by J. O. Halliwell, London, 1842) ist es im fünfzehnten Jahrhundert — vielleicht nach mündlicher Überlieferung aufgezeichnet worden. Ermüdende Abenteuer werden hier in losem Zusammenhang erzählt. Torrent, der Held des Gedichtes, muß unter anderem auch das gefährliche Abenteuer unternehmen, einen Riesen zu schlagen. Derselbe hält sich vor «*Cyte of Hungry*» auf. (In a castyll be-syd the see, Slongus [der Riese] soo hight hee, Many a man had he slone. We wot will wher he doth ly: Be-fore the cyte of Hungry [966—70].) Eine französische Vorlage oder eine andere Quelle der Romanze *Torrent of Portyngale* ist unbekannt.

Eine der interessantesten mittenglischen Romanzen ist jedenfalls *The Sqyr of lowe degre*. Außer zwei Bruchstücken (Wynkyns Ausgabe 1502 [?] und im Percy-Folio) ist das Gedicht auch aus einer vollständigen Ausgabe bekannt. Das einzige Exemplar wird im British Museum aufbewahrt und stammt wahrscheinlich aus dem Jahre 1554.

*The Sqyr of lowe degre* war auch noch in Shakespeares Jahren sehr beliebt. Spenser (*Faery queene*) und auch Shakespeare

(Henry V.) bezeugen es. (Ancient English Metrical Romances. Ritson. III.) Vor dem 16<sup>ten</sup> Jahrhundert wird dieses Gedicht nicht erwähnt. Chaucer kann es nicht gekannt haben, wie Mead (The Albion Series of Anglo-Saxon and Middle English Poetry. The Squyr of Lowe Degre. A Middle English Metrical Romance. Ed. by W. Edw. Mead. Boston. 1907. LXV.) zur Genüge bewiesen hat.

Ein armer Junker dient sieben Jahre lang dem König von Ungarn. Er verliebt sich in dessen Tochter und erhält von ihr den Ratschlag, sieben Jahre lang zu kämpfen und Abenteuer zu suchen, um ihrer würdig zu werden. Nach dem Heiligen Land soll er ziehen, in der Lombardei soll er kämpfen, auch nach Rhodos soll er noch gehen. Und damit dies alles möglich sei, gibt die Königstochter dem mittellosen Junker Geld und Waffen. Sie bindet ihm nur eins auf die Seele: er möge niemandem das Geheimnis verraten, am allerwenigsten dem Diener (steward).

Der treulose Diener ist Zeuge des Gespräches. Auch er liebt die Königstochter und verklagt daher den Junker. Der König erteilt ihm die Erlaubnis, den Junker zu töten, falls er ihn im Zimmer seiner Tochter findet. Abends kommt der Junker nochmals zurück, um Abschied zu nehmen. Es kommt zum Handgemenge; der untreue Diener wird von seinen eigenen Genossen bis zur völligen Unkenntlichkeit verstümmelt. Die Königstochter hält seine Leiche für die des Junkers; sie balsamiert dieselbe ein und trägt sie in ihr Zimmer, wo sie täglich stundenlang weint und betet.

Der Junker wurde indessen vor den König geführt und ins Gefängnis geworfen. Einst besucht ihn der König und läßt ihn frei, damit er sieben Jahre hindurch Abenteuer suche und bestehe.

Der Junker zieht fort, gelangt nach der Lombardei, dem Heiligen Lande, Spanien, Portugal und kommt dann schließlich nach Ungarn zurück. Der König stellt zuerst seine Tochter auf die Probe, und nachdem er von ihrer Liebe zu dem Junker überzeugt wird, gibt er endlich seine Einwilligung zur Ehe. Die Hochzeit dauert 40 Tage und endet damit, daß «squyre of lowe degre» zum König von Ungarn wird.

Die Quelle dieses Gedichtes ist unbekannt, aber es ist kein Grund vorhanden, eine französische Vorlage zu vermuten. Mead vermutet (in dem oben angeführten Buch), daß die Coplandsche Ausgabe aus dem Jahre 1554 (?) auf mündlicher Überlieferung beruht.

Wir finden auch in dieser Romanze die zur Genüge bekannten Motive mittelalterlicher Dichtung.

Mead weist auf verschiedene Erzählungen hin, die im Inhalt und Aufbau der mittellenglischen Romanze ähnlich sind. (Apollonius von

Tyrus, Painter-Bandello: Queen Ann of Hungary, Boccaccio: Ghismonda und Guiscardo usw., usw.) Die größte Ähnlichkeit jedoch zeigt die Erzählung über den Kaiser Polemus (*Gesta Romanorum*), dann besonders *The knight of Curtesy and the fair Lady of Faquell* (stammt aus dem 15<sup>ten</sup> Jahrhundert. Der Held wird ebenso, wie *squyr of lowe degre* auch nach Rhodos zu kämpfen geschickt) und schließlich die im Mittelalter so bekannte Erzählung über Guy of Warwick, auf welche sich übrigens auch der Dichter von *Squyre of lowe degre* beruft (as *Syr Gawayne, or Syr Guy* 80). Letztere zeigt nach Mead die auffallendste Ähnlichkeit mit unserer Romanze.

*Squyr of lowe degre* stammt höchstwahrscheinlich aus dem 15<sup>ten</sup> Jahrhundert. Es ist von den verschiedenen Forschern wiederholt darauf aufmerksam gemacht worden, daß die im Gedicht beschriebenen und gezeichneten gesellschaftlichen Verhältnisse nur auf das 15<sup>te</sup> Jahrhundert passen.

Es sei hier auch noch an eine Erzählung — eine Art prosaische Romanze — erinnert, die aus dem 16<sup>ten</sup> Jahrhundert stammt. Es ist dies *Barnaby Richs Brusanus Prince of Hungaria* (gedruckt in London 1592), in welcher die Abenteuer des ungarischen Königssohnes erzählt werden. Der Verfasser dieser Erzählung hat zur Zeit, wo Ungarn so oft von englischen Abenteurern und Soldaten aufgesucht wurde, doch sehr geringe geographische und historische Kenntnisse. Der Vater von Brusanus ist der ungarische König Myletto, — seine Hauptstadt ist Larissa. Sonst wird über Ungarn hier ebensowenig erzählt, wie in den älteren Romanzen.

Nach dieser kurzen Übersicht derjenigen mittelenglischen Romanzen, welche Ungarn oder den ungarischen König kennen und erwähnen, mag wohl die Frage aufgeworfen werden: woher stammen diese Namen? warum werden die Fäden der Erzählung bis in das weite Ungarn geführt?

Eine weitere Ausführung dessen, daß die einzelnen Sagen- und Romanzenmotive bloß lose und äußerlich an den Namen Ungarn geknüpft werden, ist wohl überflüssig. Ein historischer Hintergrund kann in keinem einzigen Falle vermutet werden. Über Ungarn ist in den erwähnten Dichtungen nichts mehr bekannt, als der Name. Es ist ein fernes Land, in welchem Abenteuer ebenso zu finden sind, wie überall. Ungarn... Rhodos... Portugal: der Held der Romanzen kennt sie alle! Er hat überall dieselben Abenteuer, findet überall dieselben Menschen; wir können eher über Romanzentypen, als über einzelne Dichtungen reden. Individualität und *couleur locale* können natürlich nirgends gesucht werden.

Trotzdem ist es kein Zufall, daß Ungarn gerade in den Romanzen



des 15<sup>ten</sup> Jahrhunderts so oft erwähnt wird. Wir haben oben gesehen, daß Ungarn den französischen Dichtungen nicht unbekannt ist (vgl. auch Bezards Artikel: *Magyarország az ó-francia eposzban*<sup>1)</sup>). Ungarische Elemente stammen hie und da auch unzweifelhaft aus der französischen Romanzendichtung (*Florence of Rome*). Aber wir haben es auch mit englischen Originalwerken zu tun, die ihre Helden oft in Ungarn Abenteuer verrichten lassen. *Hungary* und *King of Hungary* scheint besonders zur Zeit des 15<sup>ten</sup> Jahrhunderts bekannt gewesen zu sein. Die Romanzen berufen sich mit Vorliebe auf ferne Länder; die Erinnerung an die letzten Kreuzzüge lebte noch lange in der Phantasie des Mittelalters, — dennoch ist dies nur eine allgemeine, aber nicht genügende Erklärung, warum Ungarn grade in den vorgezählten Romanzen so oft erwähnt und teilweise auch beschrieben wird. Ungarn scheint mehr bekannt geworden zu sein, nachdem König Sigismund Gast des englischen Königs Heinrichs V. gewesen war. (Dr. Max Lenz: *König Sigismund und Heinrich V. von England*. Berlin. 1874.) Wir wissen, daß für diesen Besuch großartige Vorbereitungen getroffen waren, wir wissen, daß Sigismund am 27<sup>ten</sup> April 1416 in Calais eingeritten und am 30<sup>ten</sup> April dann in Dover angekommen war. In Canterbury kam ihm der Erzbischof entgegen, von Heinrich V. aber wurde er an der Spitze von 5000 Rittern empfangen. Nach Westminster zog er «wie ein Triumphator» ein. Über Sigismunds Aufenthalt in England (er blieb beiläufig vier Monate lang) ist verhältnismäßig wenig bekannt. Es sei aber hier daran erinnert, daß der glänzende, öffentliche Empfang, die verschiedenen Festlichkeiten (ein auch später sehr beliebtes Schauspiel: «Das Leben des hl. Georg») wurde ihm zu Ehren in Windsor aufgeführt. Ward: *A History of English Dramatic Literature*. I. 143.) den Namen des ungarischen Königs und Ungarns auch in weiten Kreisen im fernen England geläufig machten. Und wenn die Entstehungszeit der erwähnten mittenglischen Romanzen in das 15<sup>te</sup> Jahrhundert versetzt wird, so bekräftigt diese Annahme auch die so oft wiederkehrende Erwähnung des Königs von Ungarn. Dies war nach Sigismunds Besuche — nach dem Jahre 1416 — ganz natürlich. (Bekanntlich trat Sigismund mit Vorliebe als «König von Ungarn» auf.) Es ist demnach kein Zufall, wenn Ungarn, das ferne, romantische Land, der Schauplatz von Abenteuern englischer Romanzenhelden geworden ist.

---

<sup>1)</sup> Ungarn im altfranzösischen Epos, Ungar. Philolog. Zeitschrift, 1906.

## Der Tod des Dichters Zrinyi.

Im vorigen Jahrgange (Heft II) der Ungarischen Rundschau erschien ein posthumer Artikel über den Dichter Zrinyi von dem in Paris jüngst verstorbenen Alexander de Bertha<sup>1)</sup>. In diesem Aufsatz wiederholt der Verfasser die alte Legende, nach welcher der ungarische Dichter und Feldherr Nikolaus Zrinyi durch Selbstmord geendet haben soll. Die Erklärung Berthas beruht nicht auf zeitgenössischen Quellen und ist daher nur als ein geist- und phantasiereicher Einfall des Verfassers zu betrachten. Die psychologische Motivierung und Auslegung der Geschehnisse, die romantische Ausschmückung der Seelenzustände des Helden, wie auch die ganze phantastische Erzählung könnten ein ganz geschicktes Endkapitel in einem psychologischen Roman abgeben, zerfallen aber bei genauer wissenschaftlicher Untersuchung, jede genügende Grundlage entbehrend, in nichts.

Der allgemein verbreiteten Auffassung nach wurde Zrinyi am 18. November 1664 bei einer Wildschweinjagd von einem angeschossenen mächtigen Eber angegriffen und tödlich verwundet. Er starb noch unterwegs während des Transports nach Csáktornya. Bei dem Unglücksfall befand sich nur ein einziger Jäger in seiner unmittelbaren Nähe. Dieser wollte ihm zu Hilfe kommen, schoß auf den Eber, verfehlte ihn aber und mußte selbst auf einem Baume Zuflucht suchen, von wo ihn dann das Gefolge befreite. Einer der ersten, die dem verwundeten Helden zu Hilfe eilten, war Nikolaus Bethlen, der sich eben damals als Gast in Csáktornya aufhielt. Er begleitete den verwundeten Dichter in einem Wagen nach Hause, und in seinen Armen schied dieser unterwegs aus dem Leben.

So erzählt Bethlen als einziger Augenzeuge in seinen ungarischen Memoiren den Verlauf der Jagd. Dieser Bericht muß daher für unbestreitbar glaubwürdig angenommen werden. Von Csáktornya aus verbreitete sich die Nachricht von des Feldherrn und Dichters Tod ziemlich rasch bis über die Grenzen des Landes. Durch die Trauernden erging eine pflichtgemäße Meldung an den Wiener Hof, an den Palatin von Ungarn, und freundschaftliche Berichte an andere Gönner und Bekannte des Toten. Von diesen wurde die Trauerbotschaft weiterverbreitet, so daß über den Todesfall eine ganze Menge gleich nach dem traurigen Ereignis entstandener

---

<sup>1)</sup> A. de Bertha (17. Aug. 1843 bis 22. Nov. 1912) starb nach einem mehr als vierzigjährigen Aufenthalt in Paris. Schon in seiner Jugend widmete er sich der Kunst und hielt sich als Schüler Liszts längere Zeit in Rom auf. Nach einem aus patriotischen Gründen erfolgten Zerwürfnis mit seinem Meister begab er sich nach Paris, wo sich ihm bald die angesehensten Kreise öffneten und er ein gern gesehenes Mitglied der Bonapartisten und auch der Pariser Künstlerwelt wurde. Durch seine Kompositionen machte er sich auf dem Gebiet der Musik in einem gewählten Freundeskreis beliebt, konnte aber selbst durch seine aufgeführte Oper Mathias Corvinus bei dem großen Publikum nicht durchdringen. Nebenbei stellte er sich die Aufgabe, den Franzosen die Ergebnisse der ungarischen Kultur zu vermitteln, und so entstanden seine Übersetzungen aus ungarischen Dichtern, so seine Artikel über Zrinyi, Rákóczi, Liszt und Petőfi. In diesen seinen Arbeiten leitete ihn eine heilige Begeisterung für die Sache Ungarns, der er unter seinen Pariser Bekannten viele Freunde erwarb, wofür er sich den Dank seiner Nation verdient hat.

Berichte vorliegen. Walter Leslie, der französische Gesandte Gremontville, der Venezianer Sagredo, der päpstliche Nuntius Caraffa, der Carmelitermönch Andreas, die Ungarn Franz Wesselényi und Paul Eszterházy, der Franzose Bonzi, der Bruder des Verstorbenen, Peter Zrinyi, die Witwe und viele andere erwähnen im amtlichen und privaten Briefwechsel, in Tagebuchaufzeichnungen und Memoiren ganz übereinstimmend den durch ein Wildschwein verursachten Tod Zrinyis. Sämtliche gleichzeitige Aufzeichnungen bekräftigen die Aussagen Bethlens, so daß ihre Glaubwürdigkeit wissenschaftlich feststeht.

Zum Beweis dieser Auffassung teile ich folgenden, aus dem Wiener k. und k. Hof-, Haus- und Staatsarchiv zum Vorschein gekommenen, bisher nur dem Inhalte nach bekannten und fälschlich dem Aloisius Molin zugeschriebenen Bericht des venezianischen Gesandten in Wien, Sagredo, mit, der nicht den geringsten Schimmer eines Zweifels an der Wahrheit des Unglücksfalles hindurchblicken läßt<sup>2)</sup>. Der Bericht lautet:

Serenissimo principe!

Strano e molesto aviso svantoggiosissimo alla Christianità convengo portare all S. S. V. V. con la praesente. E morte il conte Nicolo di Serino di morte la più infelice e la più sfortunato che rappresentare si possa. Usò egli in campagna con alcuni de suoi per divertirsi alla caccia de cignoli. Tirrate le . . . lle vicino al bosco per chjudere in seraglio gl'animali uscirono dodeci cignoli . . . . . uno di smisurata grandezza il quale . . . . cerati i ripari si diede alla fuga . . . . conte Nicolo solo con un paggio . . . . . diede alla traccia de l'animale fuggitivo sparendo con mandato allo stesso . . . . . la cignole più grosso s'imboscò in una vicina . . . . . foresta. Il conte sbalzato da cavallo s'avanzò con la sabla alla mano e con una pistola nel più dento della boscaglia e veduto il cignole lo ferì con l'arma da fuoco, il quale irritato dalla ferrita s'aventò a piede il conte lo gettò a terra; lo ferì nelle garette, nelle coscie, nel petto, nella testa con singolare ferrita e sollevato dal staffiere del paggio vedendogli uscire il sangue da sette l'appoggiarono ad un albero egli . . . . . la volta il petto con le mani chiamatosi . . . . . sà farsi gioco lo hà risparmiato da mille pericoli di guerra per farlo cadere tra divertimenti della caccia. La corte ha intese questo successo con allegrissimo animo perche lo credevano amareggiato in modo di non poter più radolcerlo e lo tenevano per il solo valido . . . . . per riuscire ed accrescere la mala sodisfattione degl' Ungheri. Egli era banno di Croacia ch'è lo stesso che vice rè. Già si sente che la dignità non sarà conferita al conte Pietro suo fratello per diminuire a questa casa l'autorità il quale benche sia . . . . . ha però di . . . . .

Cuo Sagredo cavaliere

27 novembre 1664.

In dorso: Al serenissimo principe di Venetia etc., 27. novembre 1664, ricevute 4. decembre. — Vienna per ambasciadore. Numero 605, seconda.

<sup>2)</sup> Dieser Bericht befindet sich im 125. Band der Abteilung Dispacci di Germania des Archivs. Der Band litt sehr viel von Feuchtigkeit, so daß die unlesbaren Stellen durch Punkte angedeutet werden mußten.



Das Volk jedoch konnte sich mit der so nüchternen Erklärung von Zrinyis Tod nicht zufrieden geben. Seine Gestalt wurde bald ein willkommener Stoff für die Volkssage, und so entstanden nach und nach verschiedene phantastische Varianten seines plötzlichen Hinscheidens. Der Sage nach soll er getötet worden sein. Für seinen Mörder wurde der bei seiner Verwundung zugegen gewesene Jäger, namens Stephan Póka betrachtet. Über die Motive des Mörders jedoch, die ihn zu seiner Greuelthat bewogen haben sollen, sehen wir sich eine stufenweise Erklärung entwickeln, deren Etappen Schritt für Schritt bewiesen werden können. Zuerst tritt die Vermutung auf, der Tod des Helden sei durch Zufall herbeigeführt, er sei durch einen verfehlten Schuß getroffen worden, wie das aus einer ziemlich verworrenen und geheimnisvollen Aussage des Historiographen der Familie Zrinyi, Marcus Forstall, ersichtlich ist. Bald darnach brachte man den Unglücksfall mit dem ewigen Rivalen des Helden, dem Grafen Franz Nádasdy<sup>3)</sup> in Verbindung, der ihn angeblich durch einen gedungenen Mörder umbringen ließ. Von da war es dann nur ein kleiner Schritt weiter, die Tat dem Wiener Hof zur Last zu legen. Erstere Version wird durch Prierato, den Geschichtsschreiber Leopolds I., letztere durch den ungarischen Chronisten Cserei einige Jahre nach dem Ereignis erwähnt.

Nun aber kam die Volkssage in Widerspruch mit den Tatsachen. In Wahrheit war der Jäger Póka nicht bestraft worden; er erhielt im Gegenteil ansehnliche Geschenke und Lehen, die auch seine Nachkommen beibehielten. Bei Annahme der allein historischen Version ist diese Belohnung des seinem Herrn treu ergebenen Dieners, der ihm bei seinem Totenkampf zu Hilfe kam, gut zu verstehen. Sie mußte aber dem Volke, das an die Ermordung Zrinyis durch den so reich beschenkten Jäger glaubte, nur um so rätselhafter sein. Daraus scheint eine weitere Variante der Sage entstanden zu sein, die Kazinczy durch Stephan Sárközy im Jahre 1816 mitgeteilt wurde, und die sich ganz deutlich als sagenhafte Ausschmückung und Weiterentwicklung erweist. Diese Erzählung wurde von Alexander de Bertha für historische Wahrheit gehalten, und aus ihr schöpfte er seine romantische Beschreibung, nach welcher sich Zrinyi durch seinen Jäger töten ließ, wofür er ihm im vorhinein eine entsprechende Entschädigung verschrieb. In Wirklichkeit ist diese Version eine ganz späte, vielleicht erst im neunzehnten Jahrhundert entstandene Weitergestaltung der Sage, die gar keine historische Glaubwürdigkeit beanspruchen kann.

Ursprünglich war es eine ganz andere Darstellung, die Alexander de Bertha zu seiner zuerst in einem französischen Artikel ausgesprochenen Hypothese verleitet hat. Er kannte die französische Lebensbeschreibung des Nikolaus Bethlen, die er für authentisch hielt, und die er als historisches Quellenwerk benutzte. In Wirklichkeit ist dies aber das Werk des Abbé Révérend, der sich im siebzehnten Jahrhundert längere Zeit in Siebenbürgen aufhielt und dort mit N. Bethlen innige Freundschaft schloß. Er hat dann dessen Leben in einer französischen romanhaften Beschreibung behandelt, welcher er die autobiographischen Aufzeichnungen seines Freundes zu-

<sup>3)</sup> Die Rivalität Zrinyis und Nádasdys erscheint auch in einer andern Volkssage, der ihre gemeinschaftliche Liebe und Werbung um die Tochter des Palatins N. Wesselényi zugrunde liegt, und die wir im Gespensterbuch von Apel und Laun unter dem Titel Die Bräutigamsvorschau bearbeitet finden.

grunde legte. In diesem Werk des Abbé Révérend erscheint der Tod des Zrinyi in so mystisches Dunkel gehüllt, daß man dabei unwillkürlich an einen Selbstmord denken mußte. Bertha nahm diese Beschreibung für authentisch an und kam daher auf die Idee der Selbstmordtheorie, in der ihn neuerdings der zum Vorschein gekommene oben erwähnte Brief Sárközy noch bestärkte.

Und doch dient eben dieser Brief dazu, die ganze Selbstmordtheorie zu widerlegen und das «glaubwürdige» Zeugnis derselben zu entkräften. Die tatsächlichen Angaben Sárközy sind alle unrichtig und stehen im vollen Gegensatz zur glaubwürdig belegten geschichtlichen Wahrheit. Bertha beruft sich auf die Abwesenheit von Zrinyis Frau, die der Feldherr entfernt haben soll, um seinen Plan ungestört ausführen zu können. Dies ist aber ganz falsch, da sich seine Frau bei Gelegenheit des Unglücksfalles nicht in Triest, sondern in Csáktornya aufhielt, wo sie von der Todesnachricht ganz niedergeschlagen wurde. Ungenau ist die Angabe, daß sich Zrinyi schon frühmorgens in den Wald begab und daß er erst am nächsten Tag dort aufgefunden wurde, wie dies Sárközy berichtet. Die Jagdgesellschaft machte sich erst nach dem Mittagessen auf die Jagd, und erst gegen Abend, als man schon nach Hause wollte, geschah das Unglück, worauf aber das Opfer sogleich aufgefunden wurde. Auch der Begleiter Zrinyis, Póka, war nicht Gutsverwalter, wie Sárközy sagt, sondern einfacher Jäger.

So entbehren eben die positiven Angaben dieser romantischen Erzählung jedes historischen Grundes. Wie sollte da die phantastische Erzählung über die Katastrophe selbst authentisch sein? Sárközy's Bericht muß in das Reich der Sage, Berthas Theorie in das Gebiet des Dilettantismus verwiesen werden.

Arthur Weber.

---

## Karte Ungarns unter den Römern <sup>1)</sup>.

Eine Wandkarte von Ungarn unter der Römerherrschaft, als Ergänzung der aus den einstigen Römerprovinzen Pannonien und Dacien ausgestellten Altertümer, wurde von Finály für die in den Diokletiansthermen im Jahre 1911 veranstaltete Ausstellung gezeichnet. Das Ungarische Geographische Institut (vormals E. Kogutowicz & Co., A.-G.) hat die Zeichnung auf Stein übertragen und die Karte samt Erklärungsheft herausgegeben. Da die Karte selbst mit vollständigem Doppeltext (lateinisch und ungarisch), die Erklärung teilweise auch lateinisch erschienen ist, somit das Werk auch für die der ungarischen Sprache nicht Kundigen zugänglich ist, wollen wir hier die Aufmerksamkeit unserer Leser auf dasselben lenken.

Die Wandkarte (165×130 cm) enthält als Hauptkarte das Königreich Ungarn 1:600000, die südliche Hälfte der annektierten Länder als Anschluß an die Hauptkarte 1:800000. Als Nebenkarte ist erstens der der Hauptkarte entsprechende Teil der Tabula Peutingeriana beigegeben; auf der zweiten Nebenkarte finden wir die Diokletianische Provinzeinteilung

---

<sup>1)</sup> Forma partium Imperii Romani intra fines Regni Hungariae. Invenit et delineavit dr. Gabriel Finály de Kend. Budapest 1911. — Nomenclator et indices ad Formam partium Imperii Romani intra fines Regni Hungariae. In ordinem digessim et breviter praefatus est dr. Gabriel Finály de Kend. Budapest 1912. 91 S.

von Pannonien, auf der dritten die photographische Reproduktion der Kommodusinschrift aus dem Jahre 181 (*ripam omnem burgis a solo extractis item praesidiis per loca opportuna ad clandestinos latrunculorum transitus oppositis munivit*) aus Dunapentele-Intercisa. Auf der vierten Nebenkarte (*Castra ad Herculem cum burgis et portu*) ist die Umgebung des Römerkastells Pilismarót-Castra ad Herculem mit dem Kastell und sechs burgi auf beiden Donaufern dargestellt.

Die oro-hydrographische Unterlage der Hauptkarte ist dieselbe, welche vom ungarischen geographischen Institut für die Wandkarte «Ungarn im Jahre 1000» gezeichnet worden ist, entspricht also nicht genau den Zuständen, die die Römer in Ungarn vorgefunden haben. Leider sind die Untersuchungen, welche den damaligen Lauf des Donaustromes, die Ausdehnung des Balaton-Plattensees und der jetzt meistens ausgetrockneten Versumpfungen in Pannonien und in der großen ungarischen Tiefebene (Alföld) zum Gegenstand haben, meistens erst nur angefangen worden, so daß in dieser Hinsicht noch manches einer Vervollkommnung bedarf.

Auf der Karte sind die Provinzen Pannonia Inferior und Superior, Dalmatia, Dacia und teilweise Moesia Superior dargestellt, samt den Teilen der «barbarischen» Germania Magna und Sarmatia. Obwohl das Ausland von den ungarischen Landen durch grauen Unterdruck (auch auf der Tabula Peutingeriana) unterschieden ist, hat sich der Verfasser doch die Mühe genommen, auch die ausländischen Teile vollständig auszuarbeiten; wenn er auch in der Einleitung des Nomenklator versichert, er habe nur die bekannten Tatsachen ohne Anspruch auf Originalität dargestellt, erhöht dieser Teil seiner Arbeit doch den Wert seiner Karte, da die gewohnten Randlücken solcher Karten meistens störend wirken. Der Umstand, daß die ungarische Staatsgrenze nirgends (auch im Osten Daciens ist es fraglich) mit den antiken Provinzgrenzen zusammenfällt, hat ihn genötigt, über die Grenzen hinauszublicken, um wenigstens die Westgrenzen Pannoniens noch zu erreichen. Aus dieser Hinsicht hätte das Fehlen von Vindobona auf der Hauptkarte (auf der Nebenkarte ist Vindobona angegeben) vermieden werden sollen.

Einer Besprechung der Einzelheiten der Darstellung Dalmatiens entzieht der Verfasser seine Arbeit durch die Äußerung, daß er besonders Patschs Arbeiten benützt hat und über diese hinauszugehen sich nicht kompetent fühlte; auch für die Teile Pannoniens zwischen Dravus und Savus will er nur die schon bekannten Angaben reproduzieren. Als eigene Arbeit bleiben also die Teile Pannoniens nördlich des Dravus und die ungarländischen Teile von Mösien und Dacien.

Die Kritiken, die in verschiedenen ungarischen Zeitschriften bisher erschienen sind, bezeichnen die Karte als eine tüchtige Leistung, die aber in erster Linie als eine Enthüllung der vielen Lücken wirkt, die bei der Zeichnung einer solchen Karte zutage treten mußten.

Das Inland von Pannonien erscheint auf der Karte als beinahe unbekannt. Abgesehen von der unsicheren Lokalisation der meistens aus Ptolemäus bekannten Volksstämme, haben wir in Pannonien nur die Donaulinie (mit vielen Unsicherheiten in der Benennung der römischen Ortschaften und in der Führung der Uferstraße) und die drei Städte Scarbantia-Sopron, Savaria-Szombathely, und Sopianae-Pécs als sicher fest-



gestellt zu betrachten. Die im Itinerarium Antonini erhaltenen übrigen römischen Ortsnamen samt dem inländischen Straßennetz sind sämtlich unsicher. Die Straßenzüge, die nördlich von Peiso lacus-Balaton in der Umgebung von Veszprém aufgefunden worden sind, lassen sich jedenfalls sehr gut in das mutmaßliche Straßennetz einfügen, lassen aber keine Identifikation der Ortsnamen mit den vorgefundenen römischen Ansiedlungen zu.

Die den Alföld durchquerenden Kommunikationen (viae ex conjectura delineatae) von Aquincum nach Porolissum und von Intercisa nach dem Marostal sind jedenfalls nicht als Straßen, sondern nur als Handelswege zu betrachten; die von Ptolemäus als Städte der Jazyges angegebenen Ortsnamen, auch diejenigen im Gebiete der Germania Magna, können nicht sicher lokalisiert werden, die einzige Celamantia ausgenommen, die der Verfasser mit dem Römerkastell Leányvár bei Izsza, gegenüber Brigetio, festgestellt hat. Die sogenannten Römerschanzen zwischen Donau und Theisz und in der Umgebung von Temesvár hat der Verfasser auch als «*originis incertae*» bezeichnet. Die ersteren vielleicht mit Unrecht. Wenigstens die von Buday im Jahre 1912 vorgenommene Reambulierung soll den herkömmlichen Namen der Römerschanzen bestätigen.

Die West- und Nordgrenzen Daciens sind auf der Karte als unsicher angegeben, auch der von Torma behauptete Limes Dacicus im Meszesgebirge als «*agger originis incertae*» bezeichnet. Hier hat auch Buday durch einen — nach dem Erscheinen der Karte veröffentlichten — Bericht Tormas erste Berichte bestätigt. Es wäre somit ein Bruchteil der Nordwestgrenzen als sicher anzunehmen.

Im Inland Daciens sind die Römerstraßen und Ortsnamen mehr bekannt, als in Pannonien. Die natürlichen Verkehrslinien der größeren Flußtäler geben hier den Untersuchungen eine sichere Grundlage, auch Ortsnamen enthaltende römische Inschriften sind hier in größerer Fülle gefunden worden (der Name von Micia-Veczel z. B. ist nur aus Inschriften bekannt). Die Ptolemäischen Ortsnamen sind leider auch in Dacien nicht gut zu verwerten.

Im erklärenden Text hat der Verfasser sämtliche auf der Karte aufgenommene Namen in alphabetischer Reihenfolge behandelt, mit Angabe der antiken Quellen und der modernen Werke, in denen Näheres und Literatur zu finden ist. Es wäre erwünscht, statt dieser Angaben eine ausführliche Erklärung zu erhalten, in der die noch zu lösenden Fragen näher erörtert sein könnten, um den Studierenden eine willkommene Erleichterung und den Forschern eine genauere Weisung zu geben.

Viktor Halász.

---

## Zur Geschichte des ungarischen Preßrechts.

Die vor uns liegende Sammlung der preßrechtlichen Abhandlungen<sup>1)</sup>, die aus der Feder des Senatspräsidenten an der königlichen Kurie Dr. Johann Tarnai in den letzten Jahren erschienen sind, darf füglich ein richtiges Buch genannt werden; denn ein leitender Gedanke verbindet die einzelnen

<sup>1)</sup> Sajtójogi dolgozatok. Irta Tarnai János. Budapest 1913. 216 Seiten.

Aufsätze zu einem zusammenhängenden Ganzen. Und dies Buch gehört zu jenen, die mit umso größerem Rechte Belehrung bieten und Richtlinien zeigen wollen, als sie aus dem echten Bedürfnis eines kritischen Geistes nach eigener Erkenntnis der Erscheinungen und selbständiger Beurteilung der Handlungsmöglichkeiten entstanden sind. Die hier in einem Bande vereinigten Studien wurden durch die vor einem Lustrum noch lauter, als eben jetzt erhobene Forderung nach einer «Reform», einer Verschärfung des Preßrechts veranlaßt. Tarnai, der als Referent der Preßsachen an dem obersten Gerichtshofe Ungarns bereits seit langem den vornehmsten Anteil an der höchstinstanzlichen Anwendung des geltenden Rechts besaß, hätte von dem Bewußtsein der Tragweite der im Preßwesen sich entfaltenden Kräfte, des Ernstes und der Bedeutung der durch das Preßrecht geschützten öffentlichen und privaten Interessen nicht so sehr durchdrungen sein müssen, wenn es ihn nicht gedrängt hätte, sich über die Notwendigkeit und den Umfang der ringsum stürmisch geforderten Reform ein klares Urteil zu bilden und dieses nicht bloß auf die eigene empirische Einsicht zu gründen, sondern an dem Erfahrungsschatze zu prüfen, den die bunte Reihe der bei den Kulturvölkern des Westens seit Jahrhunderten unternommenen Lösungsversuche repräsentiert. Wir erhalten so, als Fundamentierung der eigenen Stellungnahme Tarnais, eine ebenso erschöpfende wie übersichtliche vergleichende Darstellung der Geschichte der Preßgesetzgebung Englands, Frankreichs, Deutschlands und Österreichs seit der Verbreitung der Buchdruckerkunst. Den ungarischen Leser, dem sie die Resultate der Forschungen von Stephen, Morgan, Lorbeer, Fabreguettes, Hatin, auch der älteren Werke von Hoffmann und Wiesner, in angenehmer Weise vermittelt, verpflichtet diese längste Studie zu großem Danke. Gerade für das nichtungarische Publikum aber werden die sich ergänzend anschließenden Aufsätze über die Zensur in Ungarn und die Entstehungsgeschichte des ungarischen Preßgesetzes von 1848 das größere Interesse besitzen: indem sie eine oft empfundene Lücke in der ungarischen Rechtsliteratur ausfüllen, erweitern sie den Horizont der Rechtsvergleichung um ein nicht unwichtiges Gebiet. Und volle Beachtung verdient auch die erste Abhandlung des Bandes, in der sich die solcherart wohlfundierte Stellungnahme des Verfassers zur grundlegenden Frage des Verantwortlichkeitssystems findet. Die Ergebnisse und der Gedankengang dieser Studien<sup>2)</sup> seien hier in wesentlichem wiedergegeben.

\*            \*            \*

Das ungarische Preßgesetz (G. A. XVIII vom Jahre 1848) leitet sich mit der Erklärung ein: Die Zensur wird für immer «abgeschafft». Im technischen Verstande der Abrogation darf dieser Ausdruck nicht genommen werden; denn die Institution der Zensur beruhte in Ungarn weder auf

<sup>2)</sup> Der Band enthält ferner die Schilderung des berühmten englischen Preßprozesses gegen Edward Frederick Mylius, der bekanntlich im «Liberator» König Georg V. der Bigamie geziehen hatte; einen Aufsatz über die Pornographie; im Anhang eine zum ersten Male 1876 veröffentlichte Studie über das Autorrecht und die Übersetzung zweier Parlamentsreden Macaulays über denselben Gegenstand.

einem Gesetze, noch einer gesetzmäßigen Übung praeter legem. Gerade Franz Deák, der insbesondere an der Justizgesetzgebung von 1848 den größten Anteil besaß, hatte in den dreißiger Jahren wiederholt gegen die Auffassung protestiert, daß die Zensur in Ungarn zu Recht bestehe.

So unzweifelhaft es ist, daß jene durchweg dem XVI. Jahrhundert angehörigen Stellen des Corpus Juris Hungarici, auf die sich die Verfechter der Legalität der Zensur beriefen (G. A. XXIV: 1553, XXVIII: 1588, XLV: 1599), mit dieser Institution nichts zu schaffen haben, ebensowenig läßt es sich leugnen, daß sie bereits im XVI. Jahrhundert tatsächlich bestand. Meistens wohl als repressive Maßregel: Einziehung im Verkehr befindlicher Bücher, wofür sich das erste Beispiel noch vor der Thronbesteigung Ferdinands I. findet; doch bereits frühe auch als präventive Einrichtung. Die in den österreichischen Erbländern erlassenen Zensurverordnungen wurden in Ungarn nicht minder kundgemacht und angewendet; allerdings schonte man aus politischen Gründen Ungarn einigermaßen, da man befürchtete, die Zensurverbote, deren Spitze sich gegen den Protestantismus richtete, würden in den Reihen dieser Konfession zu einer Vermehrung der habsburgfeindlichen Elemente führen. Leopold I. bestellte einen eigenen Zensor für Ungarn in der Person des als Polyhistor bekannten Jesuiten Martin Szentiványi; nach dessen Tode wurde die Zensur der Universität zu Nagyszombat (Tirna u) übertragen.

Zu einem ordentlichen Ressort der ungarischen Verwaltung gestaltete Königin Maria Theresia die Zensur aus (1745). Sie betraute den Statthaltereirat damit; doch die Verbindung der ungarischen Zensur mit der Wiener Zensurbehörde, und deren Abhängigkeit von dieser blieb bestehen, ja sie verstärkte sich noch, da der Fanatismus der Königin auch vor einem offenen Kampfe mit dem Protestantismus nicht zurückschrak. Im Schoße des Statthaltereirats befaßte sich in erster Reihe der Religionsausschuß mit den Agenden der Zensur.

Die ungarischen Politiker standen der vom Hofe eingeführten Zensur, eben wegen des Mangels legaler Grundlagen, ablehnend gegenüber; aber die Einrichtung an sich war ihnen durchaus nicht mißliebzig: in weiten Kreisen der ungarischen Stände herrschte die Auffassung, daß man ohne Zensur nicht regieren könne. Als kurz vor der Eröffnung des Reichstages von 1764/65 das bedeutsame Werk Franz Adam Kollárs «De originibus et usu perpetuo potestatis legislativae regum Hungariae circa sacra», erschien, das an den Privilegien des ungarischen Adels hier und da in radikalem Sinne Kritik übte, nahmen beide Tafeln des Reichstages heftig Stellung gegen das, wie man nicht zu Unrecht annahm, vom Hofe angeregte Buch und dessen Autor; und die Regierung mußte das Werk, das in Pozsony öffentlich verbrannt ward, verbieten. Und noch 1790 beanstandeten mehrere Komitate die Zensur nur deswegen, weil sie nicht von weltlichen Behörden gehandhabt werde und gerade die der ungarischen Nation feindlichen, «verruchten, skandalösen» Bücher frei lasse.

So konnte denn unter Leopold II. die Rückbildung des immerhin verhältnismäßig freiheitlichen Systems beginnen, das Josef II. auf dem Gebiete der Presse mittelst des auch in Ungarn durchgeführten Zensurpatents vom 11. Juni 1781 inaugurirt hatte. Eben unter Leopolds II. Regierung wurde auch das Gesetz geschaffen, das man noch mit meistem Rechte als gesetzliche Billigung der Zensur ansprechen könnte. G.A.



XXVI: 1790 stellt zwar in § 5 bloß eine konfessionelle, keine staatliche Zensur auf, indem er den Protestanten erlaubt, religiöse Bücher «unter Aufsicht von Zensoren ihrer eigenen Religion» frei drucken zu lassen; mittelbar bezeugt aber diese Vorschrift, die für gewisse Druckschriften eine konfessionell-autonome Zensur zuläßt, sicherlich das Vorhandensein und die Duldung einer allgemeinen staatlichen Zensur, um so mehr, als sie zugleich bestimmt, daß die Namen der protestantischen Zensoren beim Statthaltereirat anzumelden sind, und jedes religiöse Buch in drei Exemplaren Seiner Majestät unterbreitet werden muß, — ein Beweis dessen, daß man die oberste Kontrolle der Presse als königliche Prärogative betrachtete

Unter Franz I. gelangten inmitten des Kampfes gegen die französischen Ideen, die auf völlige Unterjochung der Presse gerichteten Bestrebungen zur unumschränkten Herrschaft. Einem ersten Widerspruche begegnete der König auch in Ungarn nicht. Die ungarische Opposition war in Sachen der Presse durchaus nicht oppositionell. Eine Maßregelung der politischen Literatur wurde von der öffentlichen Meinung mehr gefordert und gefördert, als mißbilligt. Die Komitate verlangten in zahlreichen Adressen vom König, er möge kraft seines Majestätsrechts gegen den Unfug einschreiten, und zogen so selbst die Auffassung groß, zur Regelung des Zensurwesens bedürfe es keines Gesetzes.

Die Regierung beeilte sich, diesen Standpunkt einzunehmen: eine Verordnung des Statthaltereirats vom 25. Juni 1793 erklärte die Zensur für ein königliches Recht und bedrohte die Zuwiderhandelnden mit Strafe. Erst jetzt erkannten die Komitate, welch großen Machtkreis sie leichtfertigerweise der Exekutive überantwortet hatten. Proteste gegen die Zensur folgten einander auf dem Fuße; die bemerkenswerteste unter diesen Protestadressen ist diejenige des Komitates Gömör, ein Elaborat des Obernotärs Andreas Cházár, das die Legalität der Zensur mit Argumenten aus dem positiven ungarischen Staatsrecht widerlegt, doch auch vernunftrechtlich gefärbte Erörterungen über die Statthaftigkeit dieser Institution im allgemeinen enthält.

Die Verschwörung des Martinovics und seiner Genossen bestimmte den Hof zu einer weiteren Verschärfung der Maßregeln gegen die Presse. Die für die österreichischen Provinzen im Februar 1795 erlassene «Generalverordnung» wurde in fast wortgetreuer Übersetzung auch in Ungarn kundgemacht, desgleichen 1810 die «Vorschrift für die Leitung des Zensurwesens und für das Benehmen der Zensoren».

Diese neuen Regulative spielten die Ausübung der Zensur den ohne Verantwortung und Motivierungszwang verfahrenen Polizeibehörden in die Hände. Besondere Beachtung wurde der periodischen Presse und den sogenannten kleinen Drucksachen zuteil. Die ungarischen politischen Zeitungen wurden zur einfachen Reproduktion der Mitteilungen Wiener Blätter verhalten; einigermassen freiere Bewegung genossen sie bloß hinsichtlich der «besonderen» ungarischen Angelegenheiten. Auch in Ungarn wurde bloß die Verbreitung jener ausländischen Blätter gestattet, die in den Erbländern zugelassen waren. Den Höhepunkt erreichte diese Strenge in der Verordnung vom 11. Januar 1820, durch die schlechterdings die gesamte ausländische Zeitungsliteratur aus dem Lande ausgeschlossen wurde. Gegen die drakonische Maßregel, die große Bitterkeit entfachte, führten

die Munizipien heftig Beschwerde. Ihren würdigsten Ausdruck fand die Bewegung in einer an den Palatin gerichteten Unterbreitung des Komitats Bars vom März 1820, die die unbeschränkte Zulassung der ausländischen Preßerzeugnisse im Interesse des unentbehrlichen kulturellen Zusammenhanges mit dem Auslande befürwortet, und auch die Ungerechtigkeit zur Sprache bringt, daß den ungarischen Blättern und Autoren die Entgegnung auf Angriffe und Schmähungen seitens der gehätschelten österreichischen Presse verwehrt ist.

Die Grausamkeit der Zensurvorschriften wurde tatsächlich durch eine geradezu literaturfeindliche, parteiische, vexatorische Handhabung in der Praxis vollends bis zur Unerträglichkeit gesteigert. Es konnte nicht ausbleiben, daß gegen einen solchen Zustand gewichtige Stimmen laut wurden. Einer der glänzendsten Abschnitte der zivilisatorischen Bestrebungen Ungarns, der Kampf um die Freiheit der Presse beginnt. Graf Josef Dessewffy, ein Mitglied des vom Reichstage 1830 entsendeten Kodifikationsausschusses, tritt in einem prächtigen Gutachten, das er auch deutsch veröffentlicht, für die Preßfreiheit ein, die er nicht verfehlt, als *de iure* bestehend zu erweisen. Bald erscheinen freilich auch reaktionäre Äußerungen zur großen Frage; unter anderem 1832 eine Abhandlung von Paul Kiss, die sich hauptsächlich auf einen in den «Jahrbüchern der Literatur» 1818 veröffentlichten Aufsatz des geistreichen Friedrich von Gentz stützt.

Im Kreise der gesetzgebenden Körperschaft fand die liberale Bewegung erst später Anklang. Anfänglich handelte es sich gar nicht um die allgemeine Aufhebung der Zensur, sondern nur um die durch eine eigene Reichstagszeitung herzustellende größere Publizität der Reichstagsverhandlungen und die Freiheit dieser Diätalzeitung von jeglicher Einmischung der Zensurbehörden.

Ernstlicher war von diesen Dingen zuerst auf dem Reichstag von 1832/36 die Rede; die meisten Komitate hatten sie in den Weisungen berührt und deren Förderung verlangt. Der Vorschlag, in diesem Sinne an die Magnatentafel ein Nuntium zu richten, wurde von der Unteren Tafel, trotz des Widerspruchs der Konservativen, die das Zensurwesen als königlichem Reservatrecht unterliegend betrachteten, nach erregter Debatte angenommen; die Magnaten antworteten jedoch ablehnend (1833). Die Gemüter waren übrigens noch gar nicht reif für die Preßfreiheit, wie der Führer der liberalen Opposition, Kölcsy, angesichts des Vorgehens seiner eigenen Parteigenossen, die wegen ihnen unbequemen irrthümlichen Zeitungs-meldungen sofort zum Palatin liefen und Abhilfe forderten, in seinem Tagebuche klagt. Im Winter 1836 wurde an der Unteren Tafel abermals ein Nuntium, die Preßfreiheit und Diätalzeitung betreffend, nebst einem fertigen Gesetzentwurfe über «Reichstagsnachrichten», der auch materielle und prozessuale Strafbestimmungen enthielt, beraten. Auch diesmal begegnete der liberale Antrag zunächst dem Bedenken, das besonders der Personal Mérey vertrat, daß die Zensur eine legale Institution sei; doch es meldeten sich auch prinzipielle Gegner der Preßfreiheit zum Worte, z. B. Johann Jekelfalussy, der die Überlegenheit der deutschen Wissenschaft auf die Zensur zurückführen zu können meinte. Genau wie vor drei Jahren, siegten an der Unteren Tafel die Liberalen; die Zustimmung der Magnaten fand das Nuntium so wenig, als früher.

Der Prozeß gegen Ludwig Kossuth, der während des Reichstages hand-

schriftlich verbreitete «Diätalnachrichten», nach der Verabschiedung des Reichstags ähnliche «Munizipalnachrichten» herausgegeben hatte, steigerte das Interesse an der Frage der Preßfreiheit im allgemeinen und der Diätalzeitung im besonderen. Während des Reichstages von 1839 fand inbetrreff dieser Angelegenheit ein dreimaliger Nuntienwechsel zwischen den beiden Tafeln statt. Die Frage stand auch auf dem Tapet der Verhandlungen des Reichstages von 1843. Die ablehnende Haltung der Konservativen konnte sich auf den Umstand stützen, daß die Regierung inzwischen in der Handhabung der Zensur einige Milderungen hatte eintreten lassen. Sie war nachsichtiger gegen die ungarischen Blätter, als die Wiener Zensur der österreichischen Presse gegenüber. Der angesehene Wiener Advokat Dr. Ignaz Wildner schloß sich 1845 dem Majestätsgesuche zahlreicher Wiener Schriftsteller um Milderung der Zensurvorschriften mit der Bemerkung an, daß «in Ungarn zurzeit größere Preßfreiheit herrsche, als sie hier gewünscht wird».

Der Reichstag von 1847 beschäftigte sich gleich zu Beginn mit diesen Fragen. Ein Nuntium an den Palatin sollte das Ersuchen vorbringen, daß die Reichtagsverhandlungen in allen Blättern, ohne irgendwelche Beschränkung, mitgeteilt werden dürfen; ferner wurde ein Gesetzentwurf über die besondere Diätalzeitung, ähnlich wie in den letztvergangenen Jahren, vorgelegt. Der Personal Johann Zarka vertrat den Regierungsstandpunkt mit den alten Argumenten; neu war in seinen Ausführungen nur das eine, die Aufhebung der Zensur werde bei den besonderen Klassen- und Nationalitätsverhältnissen Ungarns leichtlich dahin führen, daß «die Steuerzahler gegen die Adeligen, die Adeligen gegen die Bürger, die Fremdsprachigen gegen die Ungarischsprechenden aufgereizt werden würden». Aber die konservativen Äußerungen fanden stetig unfreundlichere Aufnahme; ja mehrere Redner erklärten unter rauschendem Beifall, der Vorschlag komme schon zu spät, jetzt genüge eine solche «Miniatúrausgabe der Preßfreiheit», wie sie die freie Diätalzeitung darstelle, nicht mehr, sondern es bedürfe der völligen Abschaffung der Zensur. Auch die Magnaten bezeugten nun größere Neigung, in eine meritorische Verhandlung des Antrages einzutreten. Die politischen Ereignisse gaben jedoch den Dingen eine radikalere Wendung und bewirkten rasch die Schaffung des freisinnigen G. A. XVIII: 1848.

\* \* \*

Es findet seine Erklärung in der damaligen Lage des Landes, daß die Verhandlung des Preßgesetzentwurfes an der Unteren Tafel eine sozusagen unvorbereitete war.

Noch vor der Debatte brach die sogenannte Pester Revolution aus, deren erste Tat in der faktischen Beseitigung der Zensur bestand. Die am 14. März 1848 verfaßten zwölf Punkte («Was verlangt die ungarische Nation?») wurden am 15. März im Rathause vom «Volke», das ist von der Stadtrepräsentanz und der im Beratungssaale und auf dem Rathausplatze versammelten Menge angenommen. In Gemäßheit des ersten Punktes: «Wir verlangen Preßfreiheit und Aufhebung der Zensur», schritt man an die sofortige zensurfreie Drucklegung des Programms. Der an den Statthaltereirat entsendeten Deputation gelang es, nicht zuletzt unter dem Drucke, den die revolutionären Ereignisse in Wien und die Nachgiebigkeit



des Hofes ausübten, nebst anderem auch eine provisorische Regelung der Preßsachen zu erwirken. Ein Statthaltereiratsintimat vom 16. März bestimmte, «bis die Gesetzgebung verfügen würde», die Freiheit der Presse von jeder vorgängigen Zensur und die Verantwortlichkeit des Verfassers, des Redakteurs oder des Verfertigers für das in der durch Druck vervielfältigten Schrift oder Zeichnung Enthaltene, ferner die Pflicht des Druckers, bzw. Lithographen, sich auf dem Druckwerk zu nennen und ein Exemplar sofort nach vollendetem Drucke und Übergabe an den Autor, der Behörde zu unterbreiten; zugleich wurde eine provisorische Kommission ernannt, welche die Druckschrift oder Zeichnung zu prüfen, und wenn ein Mißbrauch der Presse oder eine Übertretung vorlag, den Fall «beufs Verurteilung» an das zuständige Gericht weiterzuleiten hatte.

Der vom Reichstage zu Pozsony in Verhandlung gezogene Preßgesetzentwurf befriedigte die Opposition viel weniger, als diese interimistische Regelung. Der Ausschuß des Pester Komitats «für öffentliche Ordnung» erklärte, das neue Gesetz würde «das heiligste Recht der Menschheit, die Freiheit der Gedankenäußerung in von den bisherigen verschiedene, jedoch nicht minder drückende» Fesseln schlagen. Besonders die Forderung der Zeitungskaution erregte Mißfallen; doch man nahm selbst daran Anstoß, daß gewisse Preßdelikte mit Freiheitsstrafe geahndet werden würden. Die Jugend verbrannte den Entwurf feierlich auf dem «Freiheitsplatze».

Der Reichstag wurde durch diese Stimmung zur schleunigen Erledigung des Gesetzentwurfes bewogen. An der Unteren Tafel sah man sogar von der nach Paragraphen gesonderten Beratung ab. Es ergriffen (außer dem Verfasser des Entwurfs, Minister des Inneren Bartholomäus Szemere, der gegenüber den wenigen Einwendungen sein Elaborat vertrat) bloß zwei Redner das Wort. Die Äußerung des einen betraf ein geringfügiges Detail. Wichtigeres berührte der Personal Zarka, indem er die Zulassung der *exceptio veritatis* bei Verleumdungen und Beleidigungen öffentlicher Beamten und Vertrauenspersonen rügte, da auf diese Weise der Jury auch die Entscheidung in Rechtsfragen überlassen werde: der Verletzte solle in solchen Fällen sein tadelloses Vorgehen mittelst des Zeugnisses der vorgesetzten Behörde nachweisen können.

An der Magnatentafel wurde der Entwurf wohl ausführlicher, aber nicht in ruhigerer Stimmung beraten. Der den Vorsitz führende Palatin wollte auf Wunsch des Ministerpräsidenten Batthyány den Entwurf allsogleich, nachdem er nebst dem Nuntium der Unteren Tafel vorgelegt worden war, verhandeln lassen; nur mit Mühe erlangten die Magnaten eine Frist von zwei Stunden, um den Text des Entwurfs, sowie den prozessualen Teil des großen Strafgesetzentwurfes von 1843, der laut dem Entwurfe für die Preßsachen eingeführt werden sollte, einsehen zu können. Die Verhandlung war denn auch nicht gar ergiebig. Viele Redner ergingen sich in allgemein-strafrechtlichen Erörterungen. Die §§ 13 und 33, in denen die grundlegenden Bestimmungen über das Verantwortlichkeitssystem enthalten sind, passierten ohne Debatte; auch bei § 17, der die Kompetenz der Schwurgerichte betraf, kam nur eine technische Einzelheit zur Sprache: in welcher Weise man sich auf die Bestimmungen jenes Entwurfs von 1843 berufen solle. Die Feststellung des Berichtungszwanges wurde abgelehnt, da «Übelwollen den Blättern ungeheure Kosten verursachen könnte». Mehrere Redner beantragten, die in periodischen Druckschriften verübten

Delikte mögen unter einen höheren Strafsatz gestellt werden; die Mehrheit nahm den ursprünglichen Wortlaut an, geleitet durch die Zuversicht, der Baron Josef Eötvös Ausdruck gab: daß die Gerichte von ihrem Rechte der Strafbemessung in dem geäußerten Sinne Gebrauch machen werden. Zu einer eingehenderen Debatte gab schließlich die Frage der Verantwortlichkeit für ausländische Druckwerke Anlaß: obzwar man es recht wohl erkannte, daß hier eine Lücke im Gesetz sei, verwarf man den Vorschlag des Grafen von Temes, Johann Waldstein, für das ausländische Erzeugnis möge der inländische Buchhändler, der es vertreibe, zur Verantwortung gezogen werden; man erblickte hierin etwas wie die Wiedererweckung einer nichtamtlichen Zensur.

Da die Magnatentafel am Entwurfe Änderungen vorgenommen und die genaue Bezeichnung der anzuwendenden Paragraphen des 43er Entwurfs gewünscht hatte, gelangte der Entwurf an die Untere Tafel zurück. Bereits am nächsten Tage wurde der von der Distriktsalsitzung — unter Berücksichtigung einiger Vorschläge der Magnaten — modifizierte Entwurf im Plenum einstimmig angenommen. Die wichtigste Änderung bestand in der Herabsetzung der Kautionsum die Hälfte. In der Frage der Schwurgerichte beschloß man, die Regierung zu ermächtigen, daß sie die Schwurgerichte im Verordnungswege organisiere. Die Magnaten gaben sich jedoch noch immer nicht zufrieden; der vom Grafen Johann Cziráky beantragte Text, daß mit der Durchführung des 43er Entwurfs in Preßsachen das Ministerium betraut werde, fand aber endlich auch die Zustimmung der Unteren Tafel. So konnte denn der Gesetzentwurf, den die Untere Tafel zuerst am 30. März verhandelt hatte, bereits am 3. April zur königlichen Sanktion geleitet werden. Das sanktionierte Gesetz ward nebst den übrigen denkwürdigen «1848er Gesetzen» am 11. April in feierlicher gemeinsamer Sitzung beider Häuser des Reichstages kundgemacht.

Die Unzufriedenheit der Radikalen mit dem neuen Gesetze war eine große, doch in betreff der meisten Punkte eine unbegründete. Die Aufzählung der einzelnen Preßdelikte — die bei vielen den Irrtum zeitigte, die betreffenden Strafhandlungen könnten nur durch die Presse begangen werden — war unvermeidlich, da es keinen allgemeinen Strafkodex gab, auf den das Preßgesetz hinsichtlich der einzelnen Tatbestände hätte verweisen können. Und als einen Vorzug jener interimistischen Regelung gegenüber dem Gesetze hätte man das dem eigentlichen Gerichtsverfahren vorausgehende obligatorische Gutachten einer von der Regierung ernannten Kommission gewiß nicht betrachten sollen. Selbst von radikalem Standpunkte aus ließen sich allein gegen die Forderung der Kautions-Einwände erheben.

In den Chor der Kritiker mischte sich als angesehenste Stimme die Ungarische Akademie der Wissenschaften. Bereits am 1. Mai 1848 betraute sie einen aus Juristen, Publizisten und Schriftstellern gebildeten Ausschuß damit, das kaum sanktionierte Preßgesetz und die in betreff der Organisation der Schwurgerichte eben erlassene Verordnung des Justizministers de lege ferenda zu prüfen.

Die Kommission erstattete innerhalb vier Wochen das Gutachten, das von der Akademie anfangs Juni in zwei Sitzungen durchberaten wurde. Die Beschlüsse, denen keine Motive beiliegen, kommen dem Radikalismus der großen Massen sehr entgegen: durchweg waltet die Auffassung vor,

die Strafsätze des Gesetzes seien übermäßig strenge, besonders hinsichtlich der Handlungen wider den Staat. Aber auch die Strafe der gegen Private verübten Verleumdung wollte die Akademie von sechs Monaten Gefängnis und 300 Gulden Geldstrafe auf drei Monate und 200 Gulden herabsetzen (das Strafgesetzbuch von 1878 bestimmt hierfür in § 259 ein Jahr Gefängnis und 1000 Gulden als Maximum) und die Verjährungsfrist mit einem Jahre (gegenüber den zwei Jahren des Gesetzes) bemessen. Eine noch bedeutendere Herabsetzung (von 10 000, bzw. 5000 Gulden auf 1000) empfahl sie hinsichtlich der Kautionssumme, wünschte aber die Verletzung der Kautionspflicht nicht nur mit Gefängnis- und Geldstrafe, sondern auch mit Einziehung des Blattes zu ahnden.

Wie wenig auch das Preßgesetz den Radikaleren genügte, die öffentlichen Zustände ließen nicht einmal die völlige Durchführung dieses Gesetzes zu. Die Zeitungspressen machte unmäßigen Gebrauch von der Freiheit. Sie benützte sie zur schrankenlosen Verdächtigung und Schmähung der führenden Männer des Landes. Ja, die Blätter teilten, um das Sensationsgelüste zu befriedigen, sogar Daten über die Operationspläne und den Stand der ungarischen Truppen mit, und gefährdeten ernstlich die Sicherheit des Landes. Das Preßgesetz befand sich noch kaum in Anwendung (erst ein einziger Fall war vor die Geschworenen gelangt), und schon mußten statarale Verfügungen getroffen werden. Wenn irgend etwas, so stand die gänzliche Unterdrückung, die «Verbietung» eines Blattes im Widerspruche zu Geist und Buchstaben des Preßgesetzes. Zur zeitweiligen Verhinderung des Erscheinens einer Zeitung bietet bloß eine Vorschrift des Gesetzes eine scheinbare Handhabe: Punkt 3 des § 30, der bestimmt, die infolge Verurteilung verminderte Kautionspflicht sei binnen zehn Tagen zu ergänzen, widrigenfalls das Blatt «nicht wird erscheinen können»; als Untersagung war auch dies nicht gedacht, denn das Gesetz fügt ja sogleich hinzu: «Bloß wegen der Nichterfüllung (dieser Ergänzungspflicht) darf die Versendung des Blattes nicht verboten werden.» Die Regierung war dennoch gezwungen, zu diesem Mittel zu greifen, da man bei den Ausschweifungen eines Teiles der Presse die Untergrabung der öffentlichen Ruhe befürchten mußte. Im Februar 1849 hatte der Reichstag die Organisation von Standgerichten angeordnet; unter Zugrundelegung dieses Beschlusses machte eine Verordnung vom 27. Juni 1849 den Zeitungsvertrieb von behördlicher Erlaubnis abhängig und bestimmte die Fälle der Inhibierung von Blättern. Die erste Anwendung dieser Maßregel ließ nicht lange auf sich warten: am 7. Juli wurde das Blatt Albert Pálffys, «Der 15. März» (Márczius Tizenötödike) verboten.

\*

\*

\*

Den ungarischen Gesetzgebern des Jahres 1848 schwebte im allgemeinen die belgische Konstitution von 1830 als Muster vor. Aus Belgien — Art. 18 der Verfassungsurkunde — ist auch das Verantwortlichkeitssystem des ungarischen Preßgesetzes geholt. Diesem Art. 18, der bestimmt, daß «falls der Verfasser bekannt und in Belgien wohnhaft ist, der Herausgeber, Drucker oder Verbreiter nicht verfolgt werden kann», diente hinwieder das französische Gesetz vom 17. Mai 1819 als Vorbild.

In der neueren ungarischen Rechtsliteratur ist die sukzessive Verant-



wortlichkeit nicht unangefochten geblieben. Insbesondere Isidor Baumgarten trat für das Verantwortlichkeitssystem des allgemeinen Strafrechts ein.

Die Beibehaltung des besonderen preßrechtlichen Systems empfiehlt sich jedoch aus den gewichtigsten Gründen.

Die größere Intensität, der tiefe und nachhaltige Effekt der durch die Presse verübten Rechtsverletzungen bekundet es, daß die Eigenartigkeit des Mittels die gesamte Beschaffenheit der Handlung in wesentlicher Weise beeinflußt. Demgemäß muß sich auch das Preßstrafrecht auf besonderen Grundlagen aufbauen.

Das objektive Element des Preßdelikts bietet nach dieser Richtung keine Schwierigkeiten; ihm ist durch eine entsprechende Erhöhung des Strafsatzes genügend Rechnung getragen. Inbetriff des subjektiven Elements hingegen ist die Abweichung von den allgemeinen Prinzipien des Strafrechts selbst dringend geboten. Bei Anwendung der allgemeinen Regeln über Täterschaft und Teilnahme müssen auch solche Personen zur Verantwortung gezogen werden, deren Anteil am Delikte im Verhältnis zum Ganzen der Straftat ein untergeordneter, weil im Gegensatz zu dem geistigen Inhalte der Handlung ein rein mechanischer war. In die legislative Lösung des Problems spielt auch das berechnete Interesse der Literatur, namentlich der Zeitungsliteratur, herein, das im freien Staate ein öffentliches Interesse von eminenter Bedeutung bildet. Die Mitwirkung an der Herstellung eines Preßprodukts, vor allem einer Zeitung, ist unendlich geteilt, und der Zusammenhang der einzelnen Tätigkeiten mit dem Gesamtergebnisse ist höchst loser. Die konsequente Durchführung der allgemeinen Regeln würde nun zur Folge haben, daß oft das gesamte Redaktions- und technische Personal eines Blattes unter Strafverfahren oder Strafvollzug stünde. Die Geschichte des Preßrechts belehrt uns, daß das gemeinrechtliche Verantwortlichkeitssystem (abgesehen vom Gebiete des ganz eigentümlichen englischen Rechts) stets das Werkzeug der politischen Reaktion war. Während die ältere Preßgesetzgebung von der Tendenz der Beschränkung geleitet wurde und sich demgemäß in Präventivmaßregeln auslebte, geht die neuere Rechtsentwicklung von der Grundanschauung aus, daß die Presse kein Übel, keine Gefahr, sondern eine kulturelle und politische Notwendigkeit, und ihre Lebensbedingung Bewegungsfreiheit sei. Um dieser willen begnügt sich der Gesetzgeber, da die Verantwortlichkeit aller Teilnehmer zu widersinnigen und gefährlichen Ergebnissen führen würde, mit einer teilweisen Genugtuung: das gemeine Strafrecht heischt, wie belgische Juristen es ausdrücken, mindestens ein Sühneopfer, das System der sukzessiven Verantwortung will höchstens ein Opfer.

Dies System findet seine vollkommen hinreichende Begründung im Rechtspolitischen. Gerade das Kapitel von der Täterschaft und Teilnahme kennt übrigens auch sonst Abweichungen von der allgemeinen Regel: man denke z. B. an den (§ 227 des R.Str.G.B. entsprechenden) § 308 des ungarischen Str.G.B., der im Falle, daß eine schwere Körperverletzung «aus der von mehreren Personen verübten Mißhandlung entstanden ist, und es nicht festgestellt werden kann, wer sie verursacht hat», alle, die sich «an der Mißhandlung absichtlich beteiligt haben», bestraft; es ist weder die Täterschaft, noch die Teilnahme, die das Gesetz mit Strafe belegt, sondern eine präsumierte Schuld.

Was bei den Körperverletzungen immerhin einen Ausnahmefall darstellt: daß der in streng strafrechtlichem Sinne des Wortes verstandene Täter nicht entdeckt werden kann, bildet bei den Preßdelikten die Regel. Nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge sind der Verfasser, der Herausgeber, der Drucker, der Vertreiber verschiedene Personen: wer von ihnen verwirklicht den Tatbestand der «Mitteilung»? Die Tätigkeit jedes einzelnen steht offenbar in engstem Zusammenhange mit der Strafhandlung: der Mitteilung; doch keine erschöpft diese ganz. Kurz, die Mitwirkenden verwirklichen zusammen den Tatbestand der Mitteilung; keines Tätigkeit ist eine bloß «fördernde» oder «erleichternde», denn jede ist begrifflich notwendig. Daraus entsteht die solidarische Verpflichtung aller Mitwirkenden gegenüber dem Strafanspruche des Verletzten. Und in der Idee der Solidarität läßt sich denn auch die konstruktive Grundlage der sukzessiven Verantwortlichkeit finden. Die Solidarität hindert den Berechtigten nicht, bloß von dem einen oder dem andern Verpflichteten Befriedigung zu verlangen. Er kann daher auch im voraus erklären, daß er sich mit der Leistung des einen begnügen werde, und die Reihenfolge der von ihm zur Prästation Heranzuziehenden bestimmen. Die sukzessive Verantwortlichkeit ist das kriminalistische Gegenstück der mit dem *beneficium ordinis* verbundenen Solidarobligation.

Die Heranziehung des Verfassers an erster Stelle wird in der Mehrzahl der Fälle denjenigen, der den entscheidenden Teil an der Mitteilung hat: den wirklich Schuldigen, treffen. Bei periodischen Druckschriften, namentlich den Erzeugnissen der Tagespresse, hat allerdings in Ansehung des heutigen Großbetriebes auch die Ansicht viel für sich, daß der Redakteur (bzw. Herausgeber) der «Autor des ganzen Blattes» sei; damit träte eben bloß der Verfasser an die zweite Stelle, das Prinzip des besonderen preßrechtlichen Verantwortlichkeitssystems aber, die ausschließliche Verantwortung eines Beteiligten, bliebe unberührt.

Gegen das System hat man oft den Vorwurf der Inkonsequenz erhoben aus dem Grunde, daß es die Straflosigkeit des an zweiter oder gar dritter Stelle Verantwortlichen von dem zufälligen Umstände abhängig macht, ob das Gericht des Vormanns, bzw. der Vormänner, habhaft werde oder nicht. Dies ist jedoch das unabweisbare Korollar des Systems. Das Gegenteil hieße, die Justiz der kompromittierenden Lächerlichkeit endloser ränkevoller Verschleppung aussetzen. Soll die — sei es an zweiter, dritter Stelle — verantwortliche Person frei ausgehen, so muß sich die minimale Voraussetzung erfüllen: daß der «Vormann» tatsächlich Vormann sei, und gegen diesen die objektive Möglichkeit der Bestrafung vorliege. Ähnliche Präventiven begegnen uns auch in anderen Gebieten des Rechts. Im Lichte des Prinzips der solidaren Verantwortlichkeit verliert übrigens dies Korollar alles Absonderliche: der Gesetzgeber kann die Substituierung des einen Verpflichteten durch den anderen ohne Inkonsequenz an die Bedingung knüpfen, daß der Substituierte geeignet sei, den Strafanspruch zu erfüllen. Und es darf eigentlich gar nicht als Strenge bezeichnet werden, wenn wir im Falle des Ablebens oder der Flucht des Verfassers anstatt seiner jene Mitwirkenden zur Verantwortung ziehen, die beim System des allgemeinen Strafrechts in allen Fällen neben ihm bestraft werden würden.

Für die sukzessive Verantwortlichkeit spricht noch der schwerwiegende Umstand, daß bloß sie der Presse das Recht der Anonymität zu ge-

währen vermag. Dieses Recht, dessen die freie Presse nicht entbehren kann, darf gar nicht als ein Privileg der Presse aufgefaßt werden. Es ist vonnöten, nicht nur behufs Sicherung der konstitutionellen Regierung, sondern auch aus dem Gesichtspunkte der täglichen Verwaltung, welche vom Geiste des Rechtsstaates erfüllt sein soll. In den Augen des Rechtsstaates ist das Interesse eines jeden Bürgers ein rechtliches Interesse; dessen Verletzung eine Rechtsverletzung, die nach Tunlichkeit in jedem Falle geheilt werden muß. Die erste Vorbedingung hierzu ist, daß die Rechtsverletzung zur Kenntnis der Administration gelange, was nur bei unbeschränktem Beschwerderecht der Fall sein wird. Der Verletzte, bzw. von der Rechtsverletzung Unterrichtete wird sich selten in der Lage befinden, offen auftreten zu können; das Aufsehen, das mit einer solchen öffentlichen Äußerung verbunden ist, mehr noch die damit einhergehenden Unbequemlichkeiten und Gefahren, werden die allermeisten abschrecken. Die Gesetzgebung wird daher trachten, gemeinnützige Anzeigen in der Presse, dem natürlichen Raume solcher Äußerungen, auch dadurch zu fördern, daß sie anonyme Mitteilungen zuläßt. Das ist eben im Rahmen des besonderen preßrechtlichen Verantwortlichkeitssystems möglich, da hier für die Mitteilung, an Stelle des anonymen Urhebers, der Redakteur bzw. Herausgeber verantwortlich sein wird. Die sukzessive verantwortlichen Personen brauchen, da sie doch selbst für die Tat einstehen, inbetrreff der Autorschaft keine Zeugenaussagen zu leisten. Innerhalb des gemeinrechtlichen oder eines gemischten Systems (wie es z. B. das deutsche Reichspreßrecht darstellt) ist die Anonymität nicht gesichert. Diese Systeme fahnden nach dem «Täter»; und sobald es sich gezeigt hat, oder «äußere Umstände» es unzweifelhaft machen, daß nicht der Redakteur der «Täter» ist, wird die Anklagebehörde in erster Reihe auf die wertvolle Zeugenschaft des Redakteurs zählen. In der deutschen Judikatur steht denn auch der Zeugniszwang gegen den Redakteur außer Zweifel.

F. S.

---

## Das Ende des Templerordens in Ungarn<sup>1)</sup>.

Der Ritterorden der Templariier wurde um das Jahr 1120 gegründet, als einige Ritter aus der Champagne sich verbündeten, um die nach Jerusalem ziehenden Pilger gegen feindliche Angriffe zu verteidigen. Im Anfang hatten diese Ritter keinen bestimmten Wohnort, erst später erhielten sie vom König Balduin in Jerusalem in der Nachbarschaft des Salomonischen Tempels ein Wohnhaus. Die Satzungen des Ordens wurden im Auftrage des Konzils zu Troyes um das Jahr 1130 festgestellt. Hiermit beginnt die ruhmreiche Periode des Templerordens, dessen Geschichte eng mit der Geschichte des Heiligen Landes verknüpft ist.

In Ungarn spielt der Templerorden schon im Jahre 1147 eine Rolle, als der französische König Ludwig einen Kreuzzug durch Ungarn führte. Mit diesem Zuge kamen viele Tempelritter nach Ungarn

---

<sup>1)</sup> Patek Ferencz, A magyarországi templarius rendtartomány felbomlása (Die Auflösung der ungarischen Ordensprovinz der Templariier, von Franz Patek). Budapest 1912.



und in kurzer Zeit fand dieser Orden in Ungarn und in dessen Provinzen Kroatien, Slawonien und Dalmatien Verbreitung. Die Könige Béla III., Emerich, Andreas II., Béla IV., Stefan V., Ladislaus IV. verliehen dem Orden vielerlei Privilegien und Schenkungen, so daß derselbe zu Ende des 13. Jahrhunderts zu den angesehensten und reichsten Orden gehörte, dessen Besitzungen an Größe und Wert mit den Besitztümern der größten kirchlichen und weltlichen Herren wetteiferten.

Wie war es möglich, daß dieser so ungemein mächtige Orden sich in kurzer Zeit auflösen mußte?

Die Ursache dieses Verfalls lag darin, daß der Orden seine eigentlichen Aufgaben vernachlässigte und sich allmählich verweltlichte. Um diese Zeit hatten sich die politischen Verhältnisse des Christentums im Osten derart gestaltet, daß die geistlichen Ritterorden ihrer ursprünglichen Bestimmung nicht mehr entsprechen konnten. Da die Macht der Mohammedaner siegreich in Europa vorwärtsdrang, suchte der päpstliche Stuhl, um diesem Andrange den entsprechenden Widerstand entgegenzusetzen zu können, die Ritterorden in ihrer äußeren und inneren Organisation zu kräftigen, und war in erster Reihe bestrebt, die Orden der Johanniter und Templarier, welche in unheilvoller Weise miteinander wetteiferten, zu einigen.

Nach der Einnahme Akkons im Jahre 1291 verordnete Papst Nicolaus IV., daß in allen Ländern Provinzkonzile abgehalten werden sollen, um über die Rückeroberung des Heiligen Landes und die Einigung der Ritterorden zu beraten. Es wurden an vielen Orten solche Konzile abgehalten, so auch in Ungarn zu Esztergom (Gran) im Jahre 1291. Nach dem Tode Nicolaus IV. befaßte sich Papst Clemens V. mit den Reformplänen zur Einigung der Ritterorden. Unter seiner Regierung ereignete sich dann nicht die Einigung der Johanniter und Templarier, sondern die schmachvolle Auflösung des Templerordens.

Diese Reformbestrebungen hatten im Leben der ungarischen Ordensprovinz der Templarier keine Spur hinterlassen. Jener Prozeß jedoch, welcher gegen den Templerorden geführt wurde, und der Ausgang dieses Prozesses war auch für die Templarier in Ungarn verhängnisvoll.

Aus den Daten, welche über die Lage der in Ungarn ansässigen Tempelritter bis zum Jahre 1307 bekannt geworden sind, geht nicht hervor, daß sie irgendeine Schuld an der Heraufbeschwörung jenes Sturmes hatten, der diesen mächtigen Orden vernichtete.

Die Ursachen, welche den französischen König Philipp V. bewogen, den vernichtenden Schlag gegen den Templerorden zu führen, sind nicht einwandfrei klargelegt. Es wird angenommen, daß der König in diesem Orden seinen politischen Widersacher erblickte und das riesige Vermögen desselben sich aneignen wollte, um der großen Geldnot seines Landes abzuhelfen.

Der Prozeß, welcher gegen den Templerorden geführt wurde und mit der Auflösung des Ordens endigte, beginnt im Jahre 1307, als Philipp der Schöne auf Grund von vielerlei Anschuldigungen an die königlichen Behörden den Erlaß ergehen ließ, daß sämtliche Tempelritter gefangen werden sollen. Demzufolge wurden 138 Ritter zu Paris eingekerkert, unter diesen auch der Großmeister des Ordens, Jacob Molay. Philipp forderte

auch andere Fürsten auf, gegen den Templerorden einzuschreiten. Papst Clemens V. gab die Bulle «*Pastoralis Praeeminentiae*» heraus, in der alle christlichen Fürsten aufgefordert werden, die Templarier zu verhaften. Mit dieser Bulle bezweckte der Papst, die Führung des Prozesses, zu welcher er rechtmäßig befugt war, für sich zu sichern. Nachdem der Papst mit der Fürsorge der Ordensgüter den König Philipp betraut hatte, überließ der König die Führung des Prozesses dem päpstlichen Stuhl. Mit der im Jahre 1308 herausgegebenen Bulle «*Regnans in coelis*» wird auf Wunsch Philipps zur definitiven Erledigung des Templarierprozesses ein Konzil nach Vienne einberufen. Diese Bulle, die sämtlichen christlichen Fürsten, so auch dem ungarischen Könige Karl Robert, zugesandt wurde, enthält eine kurze Besprechung der Streitfragen des Prozesses. Das Wiener Konzil verwehrt dem beschuldigten Orden, sich zu verteidigen, und beschloß auf Betreiben Philipps die Auflösung des Templerordens. Die Bulle «*Vox clamantis*», die vom 22. März 1312 datiert ist, enthält das Todesurteil des Ordens. Es werden alle gegen den Orden erhobenen Anschuldigungen als stichhaltig bezeichnet, und demzufolge jedermann ausdrücklich verboten, in diesen Orden zu treten, das Ordensgewand zu tragen oder den Namen Templarier zu führen. Die vom 2. Mai 1312 datierte Bulle «*Ad providam*» enthält sodann Verfügungen über die Besitzungen des Ordens, die den Johannitern zugesprochen wurden.

Was die Lage der Templarier in Ungarn zur Zeit des gegen ihren Orden geführten Prozesses anbelangt, geht aus den wenigen urkundlichen Aufzeichnungen, die aus den Jahren 1305—1312 erhalten sind, hervor, daß sie in diesen Jahren keinen Verfolgungen ausgesetzt waren und die Gefahr, die ihren Orden bedrohte, nicht erkannten.

Zur Zeit des Templarierprozesses kam der Kardinal Gentilis nach Ungarn, um die Interessen Karl Roberts, des Kronprätendenten aus dem Hause Anjou, zu fördern. Die Templarier in Ungarn ergriffen natürlich die Partei Robert Karls, da dieser ein Schützling des Papstes war und ihr Orden unmittelbar dem Papste untergeben war. Aus den Dokumenten, die sich auf die Gesandtschaft des Kardinals Gentilis beziehen und die einen beträchtlichen Band füllen (*Monumenta Vaticana Series I. Tomus II*), ist ersichtlich, daß die Templarier zu dieser Zeit noch im Vollbesitze aller ihrer Rechte sind und daß der päpstliche Gesandte überhaupt gar keine Schritte gegen den Orden unternahm. Im Jahre 1308, als Gentilis das Ofner Konzil, welches Karl Robert als König von Ungarn anerkannte, abhalten ließ, war die Bulle «*Pastoralis praeeminentiae*» schon herausgegeben, die alle Fürsten aufforderte, die Mitglieder des Templerordens gefangen zu nehmen. Auch die Bulle «*Regnans in coelis*», die schwere Anschuldigungen gegen die Templarier erhebt und die Berufung eines Konzils zur Auflösung des Ordens anberaumt, war gleichfalls an die Fürsten abgesendet, als Gentilis im Jahre 1309 die Beschlüsse des Ofner Konzils herausgibt. In diesen Beschlüssen wird der Templerorden zwischen den anderen Kirchenorden dergestalt angeführt, als wenn derselbe alle Rechte und auch die Gunst des päpstlichen Stuhles besäße. Auch wird in diesen Beschlüssen der gegen den Templerorden geführte Prozeß überhaupt nicht erwähnt. Es scheint, daß Gentilis aus politischen Gründen, um die Interessen Karl Roberts nicht zu beeinträchtigen, es geschehen ließ, daß die päpstlichen Verordnungen gegen den Templerorden nicht sogleich vollzogen wurden. Also war die

Gesandtschaft des Kardinals Gentilis auf die Schicksale der ungarischen Ordensprovinz der Templarier ohne jeden Einfluß.

Die Untersuchung gegen die Templarier in Ungarn beginnt erst im Jahre 1310. In diesem Jahre verliert der Orden einen Teil seiner Besitzungen, was aus einer am 4. September 1310 von König Karl Robert herausgegebenen Urkunde ersichtlich ist, durch die eine Besitzung der Templarier diesem Orden entzogen und der Familie Aba geschenkt wird. Auch enthält diese Schenkungsurkunde Verfügungen für den Fall, wenn der päpstliche Stuhl die Güter der Templarier einem anderen Orden zuwenden sollte. Außer dieser Urkunde gibt es jedoch keine Aufzeichnungen, die darauf hinweisen würden, daß den päpstlichen Verordnungen gegen den Templerorden sogleich in entsprechender Weise Folge geleistet wurde. Im Gegenteile gibt es auch noch aus dem folgenden Jahre 1311 zwei Schenkungsurkunden, die von einem Mitgliede des Templerordens herrühren. Also hatten die Templarier auch noch in diesem Jahre das freie Verfügungsrecht über ihre Besitzungen. Man kann der Meinung von Prutz (*Die geistlichen Ritterorden*) S. 513 ff.) beistimmen, wonach die ungarischen Templarier sich solche Fehler nicht zu Schulden kommen ließen, wie ihre Ordensbrüder in anderen Ländern, und darum wurde gegen sie der Prozeß nicht in so schonungsloser Weise geführt wie in Frankreich.

Als aber die Bulle *«Vox clamantis»* am 22. März 1312 herausgegeben und somit der Templerorden aufgelöst war, mußten die päpstlichen Verordnungen vollzogen werden. Laut den vorhandenen authentischen Urkunden gingen die Templariergüter in den Besitz des Johanniterordens über. Die am 2. Mai 1312 durch Papst Clemens V. herausgegebene Bulle *«Ad providam»* hatte Kommissionen zur Übernahme der Templariergüter und zur Übermittlung derselben in den Besitz der Johanniter ernannt. Dieser Verordnung entsprechend wirkte eine solche Kommission in Kroatien und Slawonien, wo die meisten Templariergüter lagen. Auch den Verordnungen der am 6. Mai 1312 herausgegebenen Bulle *«Ad certitudinem»* wurde Folge geleistet, indem diejenigen Mitglieder des Ordens, deren Unbescholtenheit bewiesen war, in dem vom Hl. Johannes benannten Ordenshause der Templarier bei Zággráb (Agram) Unterkunft fanden.

Da König Karl Robert durch Intervention des päpstlichen Stuhles auf den ungarischen Thron gelangte, ist es selbstverständlich, daß er sich den päpstlichen Verordnungen nicht widersetzte. Schon die obenerwähnte Schenkungsurkunde eines Templariergutes beweist, daß der König sich keine Güter dieses Ordens aneignete, da in dieser Urkunde ausdrücklich betont wird, daß der König für dieses Gut Ersatz leisten wird, falls der päpstliche Stuhl über die Templariergüter anders verfügen sollte. Eine Aneignung solcher Güter war auch aus dem Grunde ausgeschlossen, da in der Bulle *«Ad providam»* auf jeden, der diese Güter den Johannitern vorenthaltend wollte, der Kirchenbann ausgesprochen wird. Es kann auch durch positive Daten nachgewiesen werden, daß König Karl Robert sämtliche bedeutenden Templariergüter dem Johanniterorden übermittelte.

Das älteste und gewissermaßen wichtigste Gut der Templarier lag in Dalmatien zu Vrana zwischen Zara und Sebenico. Das vom Hl. Gregorius benannte Kloster zu Vrana war seit dem Jahre 1169 im Besitze der Templarier. Nach der Auflösung des Ordens residierte in Vrana der Provinz-



meister der Johanniter, der bis in die Neuzeit im Besitze dieses insbesondere in strategischer Hinsicht wichtigen Gutes war.

Die größte Besetzung der Templarier befand sich im Komitate Dubica an der Unna. Dieses Gut, das dem Orden vom Könige Béla IV. verliehen worden, war nachgewiesenermaßen seit dem Jahre 1314 im Besitze der Johanniter.

Ferner hatten die Johanniter im Komitate Gora in der Gegend der Flüsse Kulpa und Glina eine Besetzung, die laut urkundlicher Daten schon im Jahre 1317 den Johannitern übermittlelt wurde.

Über das Templarierordenshaus zu Szentmárton gibt es keine sicheren Daten, da es zwei Templariergüter dieses Namens gab. Die eine Besetzung dieses Namens (S. Martinus ad Zeline) gehörte zur Festung Zagrab (Agram) und wurde durch den König Andreas II. im Jahre 1209 dem Templerorden verliehen. Die andere Besetzung dieses Namens lag im Komitate Veröce (S. Martinus iuxta Vaskam). In den Jahren 1313—1358 gehörte dieses Gut nachweisbar den Johannitern.

Ebenso gibt es urkundliche Daten darüber, daß das Gut Béla im Jahre 1322 im Besitze des Johanniterordens war.

Die Templarier hatten außerdem Besitzungen zu Zdelja im Komitate Körös sowie in Nováki (Noac) und Nasica im Komitate Veröce. Alle diese Güter gingen später in den Besitz der Johanniter über.

Außer den bisher aufgezählten Gütern, die in Kroatien, Slawonien und Dalmatien lagen, hatten die Templarier auch im eigentlichen Ungarn Besitzungen: so in der Ortschaft Csurgó im Komitate Somogy, so auch in der Ortschaft Keresztény im Komitate Sopron und in der Ortschaft Kony im Komitate Györ. Ferner hatten die Templarier in Esztergom ein Ordenshaus, das ebenso wie die genannten Güter nach Auflösung des Templerordens dem Johanniterorden gehörte, worüber urkundliche Aufzeichnungen vorhanden sind. Bloß über die Schicksale des Templariergutes Szölös im Komitate Györ sind keine urkundlichen Aufzeichnungen vorhanden.

Was endlich das Templariergut Nekche anbelangt, welches laut der erwähnten Schenkungsurkunde vom 4. September 1310 durch den König Karl Robert der Familie Aba verliehen wurde, hatte der König in dieser Urkunde das Verfügungsrecht des päpstlichen Stuhles über dieses Gut anerkannt und sich verpflichtet, für dasselbe Ersatz zu leisten, im Falle der päpstliche Stuhl über die Templariergüter verfügen sollte. Wie es scheint wurde diese Urkunde zu einer Zeit ausgestellt, als die Verordnungen der Bullen «Vox clamantis» und «Ad providam» noch unbekannt waren. Tatsächlich gelangte laut den vorhandenen urkundlichen Daten auch das Gut Nekche in den Besitz der Johanniter.

Alle diese Daten beweisen, daß der Johanniterorden der allgemeine Erbe des Templerordens wurde. Auch das große Ansehen dieses Ordens erbten die Johanniter, die in späterer Zeit einen wichtigen Faktor der Wehrmacht Ungarns bildeten.

Ludwig Molnár.

## Vom Wiener Kongreß.

Etwa seit der Jahrhundertwende ist die Zeit unserer Großväter, der Vormärz, auch dem strengen Forscher «historisch» geworden. Indem ihm die großen staatlichen Archive ihre Bestände bis in jene Tage zur Verfügung stellten, haben sie die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts wenigstens in seiner ersten Hälfte auch der aktenmäßigen Forschung zugänglich gemacht. Sie hat nicht gezögert, sich ihrer zu bemächtigen, — am umfassendsten ist das in den ersten sechs Bänden der Sternschen «Geschichte Europas» geschehen, — aber die Zeit war doch noch zu kurz, als daß sich die Methode dieser neuestzeitlichen Geschichtsforschung schon ganz hätte ausbilden und festlegen lassen können. Unterliegt ja doch überhaupt die historische Methode für die Neuzeit noch mehr individuellen Schwankungen als die für das Mittelalter mit seinem knapperen und enger umschriebenen Material. So sind also Bereicherungen in der Methodik für die Forschungen der neuesten Geschichte noch sehr wohl möglich. Eine solche Bereicherung des methodischen Wissens und der Forschungstechnik gibt uns das letzte Werk August Fourniers, des ausgezeichneten Historikers der Wiener Universität<sup>1)</sup>. In den Vorarbeiten zu einer Geschichte des Wiener Kongresses begriffen, deren offizielle Ankündigung man mit vieler Freude zur Kenntnis nimmt, hat Fournier die große Mühe nicht gescheut, das wertvolle neue Material aus dem Archiv des Wiener Ministerium des Innern, das mit die Grundlage seiner Darstellung sein wird, in einem Sonderband herauszugeben. Dieser ansehnliche Band lehrt uns eine ganz neue Art historischer Quelle kennen, an der der Historiker des neunzehnten Jahrhunderts künftig nicht mehr vorübergehen kann, und er lehrt sie uns benützen und läßt uns so von ihm methodisch Vieles und Wertvolles lernen. Es ist ein ungeheures Material, das Fournier aus den Akten der Geheimpolizei ausgesucht hat und das uns hier gesichtet und geordnet vorgelegt wird.

Die Einleitung, die dieser reichen Auswahl von Polizeipapieren vorausgeschickt ist, soll nichts mehr als eine orientierende Einführung sein. Wir erfahren aus ihr die wichtigsten Daten über die «Entstehung und Entwicklung des geheimen Dienstes in Österreich», hören, wie hier nicht anders als im übrigen Europa die vordem ständische Polizei im achtzehnten Jahrhundert, dem Jahrhundert des schärfsten Absolutismus, verstaatlicht wird, wie der absolute Monarch — Josef II. formuliert es so — über die öffentliche Meinung, über seine Beamten und Offiziere und über den Klerus genau unterrichtet sein wollte, wie man insbesondere auch die fremden Diplomaten überwacht. Die Mittel, deren sich der Geheime Dienst in diesen ersten Zeiten bedient, sind schon dieselben, die wir später in Gebrauch finden werden: das Meldewesen, die Benützung der Dienstleute, die Einführung von Agenten in die Dienerschaft der zu Beobachtenden und schließlich und vor allem das Chiffrenkabinett. Und schon ist auch die ganze Tätigkeit der Geheimpolizei umschrieben, wenn Graf Johann Anton von Pergen, Österreichs erster Polizeiminister — er wird im Jahre 1793

<sup>1)</sup> August Fournier, *Die Geheimpolizei auf dem Wiener Kongreß*, eine Auswahl aus ihren Papieren. Tempsky & Freytag, Wien und Leipzig 1913. 510 S., geb. 15 Mk.

Chef der selbständigen Polizei-Hofstelle werden — nach Josefs II. Tod dem neuen Monarchen über die Ziele seines Ressorts referiert, daß es «alle für den Staat verdächtigen und gefährlichen Personen auszuforschen, den Zusammenhang der Gesandtschaften unter sich und deren vertraulichen Umgang mit den Staatsbeamten zu beobachten, alle beim Volk einschleichende Unzufriedenheit, üble Gesinnung oder wohl aufkeimende Meuterei zu entdecken» habe. Denn wie einst die religiöse, gab es nun eine politische Revolution, vor der man sich zu schützen hatte, und wie damals der religiösen, nahm sich der Staat nun der politischen Gesinnung der «Untertanen» an. Er tat es mit um so mehr Eifer, je mehr diese Kontrolle dem Wesen Franz I. entsprach, während dessen Regierung das Reich durch zwei Dezennien von einer furchtbaren Folge der schwersten Katastrophen getroffen wurde.

Was in Frankreich schon unter dem Königtum gegolten hatte — dem Figaro vorwirft, es halte Spione, besolde Verräter, löse Siegel und unterschlage Briefe, immer bemüht die Kläglichkeit der Mittel durch die Wichtigkeit des Zweckes zu beschönigen — was nur noch rücksichtsloser unter den revolutionären Machthabern und dem Empire gehandhabt wurde, galt nun auch in Österreich. Als Graf Pergen 1803 achtzigjährig von seinem Amt zurücktrat, war die Einrichtung der Geheimen Polizei in den Grundlagen vollendet. Die strengste Zensur krönte alle Überwachung; die ganze Post war in den geheimen Dienst mit einbezogen, die Briefe wurden interzipiert und perlustriert — wie diese feinen Geschäfte hießen. War es Vorsicht, wie Wilhelm von Humboldt meint, der aus Paris an Schiller schreibt, man könne den Regierungen dieses Vorgehen nicht verdenken? Nun, die Regierungen gingen in dieser Vorsicht immer weiter. Bald genügten der Wiener Polizei die Kontrolle im Inland nicht mehr und sie besoldete auch jenseits der eigenen staatlichen Grenzen vertraute Korrespondenten. «Da ist es nun — sagt Fournier — das große Gespenst, das fortan Jahrzehnte lang auch nach dem Sturz des revolutionären Empire in Frankreich die Politik des Wiener Hofes und seiner Räte in Sorgen halten wird, einmal als Freimaurer, Philanthrop und Illuminati, dann als Tugendbündler und Carbonaro, als Burschenschafter und Mazzinist verkleidet, und der Kampf dagegen wird als einer der wichtigsten Staatszwecke gelten.» Das Budget des geheimen Dienstes war im Ordinarium allein seit Josef II. um das fünffache von 10000 auf 50000 Gulden gestiegen; der Apparat wurde ein immer größerer, immer mehr wuchs die Zahl der Vertrauten, die unter dem Dienstpersional in den Gesandtschaftshotels, den Gasthäusern und Privatquartieren in Sold gehalten waren, immer mehr auch die Zahl der «Vertrauten höheren Standes», die, aus den gebildeten Kreisen, oft genug aus den ersten Familien des Reiches stammend, auch in die engeren und engsten Zirkel Zutritt hatten und gegen Entgelt oder wohl auch unentgeltlich ihre Berichte erstatteten. Sie referierten direkt an den Polizeiminister oder seinen Vertreter, und ihre Anonymität wurde streng gewahrt. Daneben arbeiteten an den Postämtern die Beamten in den «Logen», wie man die Entzifferungsbureaux nannte, und eröffneten und durchsuchten mit immer größerer Kunstfertigkeit, was immer nur einiges Interesse versprach.

So war es um die Geheimpolizei bestellt, als sie im Jahre 1814 nach dem Ende der großen Kriege der allgemeine Kongreß, der in Wien abgehalten



werden sollte, vor eine schwere Aufgabe stellte. Denn die glänzendsten Vertreter ganz Europas trafen sich in diesem Herbst in der kaiserlichen Residenzstadt, neben den Majestäten von Rußland, Preußen, Dänemark, von Bayern und Württemberg, neben allen den deutschen Fürstlichkeiten erschienen die Minister und Diplomaten der großen und kleinen Staaten, die Wortführer aller möglichen Berufsklassen, dazu eine Legion von Neugierigen, von Bummlern und Glücksrittern, das lockere Frauelement nicht zu vergessen, von den hochgeborenen Intrigantinnen der großen Welt bis herab zu den gefälligen Dirnen für alle. Es war eine schwere Arbeit für die Polizeihofstelle und die Zwistigkeiten zwischen den Alliierten — sie hätten um die Jahreswende beinahe einen europäischen Krieg entzündet — vermehrt noch die Schwierigkeiten. Baron Hager, der Polizeiminister, hatte keine leichte Aufgabe zu lösen. Da mußte täglich die ganze Reihe der Mitteilungen und Beobachtungen durchgesehen und verarbeitet werden. Wie groß war allein die Zahl der vornehmen Konfidenten, die oft täglich ihre Berichte zu erstatten kamen. Unter ihnen waren die ersten Namen des Reiches zu finden: ein Herberstein, ein Sinzendorf, ein Khevenhüller; ein anderer wird gar mit «Hochdieselben» angeredet und in den wichtigsten Personalfragen um seinen Rat gefragt. In Ofen, wohin die Monarchen Ende Oktober 1814 zu Besuch kommen, ist es ein Graf Majláth, der den Beobachtungsdienst leitet — «alles vor Freuden betrunken», meldet er einmal, da die Souveraine in ungarischem Nationalkostüm erschienen, ein andermal referiert er, wie die Verehrung des Publikums für den Zaren noch stieg, als er eine ganze Nacht durch mit einer Pester Apothekerstochter auf der Redoute tanzte. Er hatte ein Ballfest bei Graf Sándor unhöflich genug sofort wieder verlassen, was ihm begreiflicherweise die Sympathien des Adels kostete —. Auch unter den anonym gebliebenen gelegentlichen Berichterstattern sind Aristokraten der ersten Gesellschaft, Ehrenkavaliere der Souveraine. Nicht weniger tätig waren die Gäste selbst, besonders die Russen, von denen man wußte, daß sie eine ganze Schar von Konfidenten in den Wiener Salons sitzen hatten. Fürstin Katharine Bagration leistete ihnen wertvolle Dienste, und sie scheinen auch die «unsittliche Weiblichkeit» in den Dienst ihrer politischen Interessen gestellt zu haben. — Aus den Papierkörben endlich und den Kaminen lieferten die Konfidenten und Agenten, die unter der Dienerschaft untergebracht waren, dem Polizeiministerium reiches Material. Sorgfältig und kunstvoll wurden da dann alle die gefundenen und abgelieferten Zettelchen durch winzige Siegellackplätzchen zu den sogenannten «Chiffons» zusammengesetzt. Nicht weniger fleißig und nicht weniger kunstvoll waltete die Briefzensur und sie waltete mit solcher Genauigkeit, daß selbst die Korrespondenz der Mitglieder des kaiserlichen Hauses nicht verschont blieb. Freilich das war bald genug stadtbekannt und besonders die Diplomaten umgingen die Post und vertrauten ihre Korrespondenz den eigenen Kourieren an, andere wieder schrieben in Chiffren, mit unsichtbarer Tinte, mit verstellten Namen, wie etwa die Prinzessin Therese von Sachsen, die in ihren Briefen an ihren Schwager Prinz Max für Kaiser Franz Venus, für Metternich Krautfeld setzt usf.

So sammelten sich ganze Berge von Berichten aller Art in den Bureaux der Wiener Polizei: die Rapporte der «Vertrauten», die Interzepte aus den Postlogen und jene Chiffons — für sie hatten der Papierkorb Dalbergs,

der Kamin Steins den guten Ruf reicher Erträglichkeit. Aus der Fülle dieses fast unübersehbaren Materials, das auf diese Weise zusammenkam, wurden dann die interessantesten Stücke ausgewählt und dem Kaiser selbst zugestellt. Daß auch dem Staatskanzler referiert wurde, ist selbstverständlich, und es ist gewiß, daß mancher der Winke und manche der Nachrichten, die sich hier fanden, wertvoll und verwendbar waren. Wenn in keiner anderen Hinsicht, so doch als Beiträge zur Charakteristik der Männer, die als Vertreter ganz Europas in Wien zusammengeströmt waren und hier politisch oder gesellschaftlich eine Rolle spielten oder doch zu spielen suchten.

Dasselbe Material, aus dem sich damals der Staatslenker seine politischen Informationen ergänzte, liegt nun dem Historiker vor und in gewisser Hinsicht wird sich sein historischer Wert mit jenem politischen decken, ja ihn noch übersteigen. Denn gerade, wo sie zur Charakteristik beitragen, werden diese neuen Quellen dem Geschichtsforscher von heute noch weit mehr zu sagen haben als dem Politiker von damals. Wie viel wir aus ihnen zu lesen vermögen, zeigen uns die Porträtskizzen, an deren Hand uns August Fournier den Wert seiner neuen Quelle nachweist. Wir finden in diesen ausgezeichneten Skizzen der interessantesten Persönlichkeiten des Wiener Kongresses viele neue Züge gezeichnet und manches schon Bekannte doch wenigstens in schärferen Linien nachgezogen und verdeutlicht. Unter den Männern aber, die in jenen Tagen in Wien die staatlichen oder eigenen Interessen vertreten haben, sind fast alle die Namen, die uns in dieser ganzen ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts begegnen. So wird dem Geschichtsschreiber dieser Zeit das Fourniersche Buch eine reiche Fundgrube sein und er wird mit um so größerer Ungeduld das angekündigte Werk über den Wiener Kongreß erwarten.

Ernst Molden.

## **Napoleon in Ungarn.**

Die ungarische Literatur hat Napoleon nicht entfernt in solchem Maße aufgegriffen, wie die ausländische; das einzige nennenswerte Werk ist die Biographie von Kanoikus Stefan Fodor (mit Vorwort von Heinrich Marczali). Er war bei uns als «Usurpator» eben unpopulär und selbst seine Proklamation «An die Ungarn» mußte ihre Wirkung alsbald einbüßen, da die Hoffnung, daß Ungarn durch ihn von Österreich befreit werde, rasch vernichtet war und er selbst sich im Lande nur für einen Augenblick zeigte. Außer einer Polemik in einem Provinzblatte vom Jahre 1873 hat sich auch mit dem kurzen Aufenthalte des Kaisers in Győr (Raab) niemand befaßt. Die hundertste Jahreswende der Ereignisse von 1813 schien mir ein Anlaß, diesem Aufenthalte nachzugehen, wozu ich die Mitteilungen der gleichzeitigen Presse (Hazai és Kulföldi Tudósítások [in- und ausländische Berichte, 9. September 1809], «Vereinigte Ofner und Pesther Zeitung» 1809 Nr. 72 vom 7. September, «K. und K. Privilegierte Pressburger Zeitung» 15. September 1809) und die lateinischen Aufzeichnungen des Karmeliter-Paters Romanus a S. Venetio in Győr (Supplementum ad Syllabum Praesulum Jaurinensium, Jaurini 1822, Liber Secundus Historiae Conventus Jaurinensis), sowie die Erinnerungen in Holé-

czys Tagebuch «A francziák Pozsonynál» (Die Franzosen bei Pressburg, Tudományos Gyűjtemény 1827) benutzen konnte. Auch berücksichtigte ich die mündliche Überlieferung, welche 1873 anlässlich der erwähnten Polemik des Győrer Blattes von Etelka Méry aufgezeichnet wurde, — lebten doch in Győr damals noch Augenzeugen der Ereignisse vom Anfange des Jahrhunderts.

Nach der Schlacht bei Wagram (5. und 6. Juli 1809) war Franz I. gezwungen, die Friedensverhandlungen neuerdings aufzunehmen; da diese jedoch vorläufig erfolglos blieben, beschloß Napoleon, seine in Ungarn stationierten Truppenkörper zu besuchen, um eine Revue über dieselben abzuhalten und für die etwaige Fortsetzung des Krieges seine Verfügungen an Ort und Stelle zu treffen. Er wußte wohl, daß den Abschluß des Friedens dieser drohende Schritt mehr fördert, als die Bemühungen seiner Bevollmächtigten, um so mehr, als er auch den Besuch seiner Truppen in Österreich ins Auge gefaßt hatte. Später begab er sich tatsächlich von seinem Hauptquartier Schönbrunn nach Melk, Krems, Znaim und Brünn.

Am 31. August 1809 machte sich Napoleon des Nachts in seinem berühmten Reisewagen nach Ungarn auf. Seine Generale, Adjutanten und die auf seinen Reisen gewohnte halbe Eskadron Gardekavallerie begleiteten ihn. Kurz vorher war von seinen Soldaten Wien um zwei Millionen Kronen gebrandschatzt worden. Er selbst zitterte während seines ganzen Aufenthalts in Österreich vor Attentaten, und der Anschlag von Friedrich Staps in Brünn im Oktober desselben Jahres rechtfertigte seine Ahnungen. Auch in Wien war die Stimmung infolge der Kontribution und mancher ungesetzlichen Statuarialurteile gereizt; der Kaiser mochte auch schon darum gerade diese Zeit zu seinem Besuche in Ungarn benutzen. Am 1. September erreichte er bei Tagesanbruch ungarischen Boden, gelangte von Wolfsthal um fünf Uhr nach Ligetfalu, ritt mit Gefolge um halb sechs über die Schiffsbrücke nach Pozsony, wo sich das Hauptlager der sächsischen Hilfstruppen befand; nach einer Truppenrevue besichtigte er die uralte Festung — verbrachte also in Pozsony alles in allem zwei und eine halbe Stunde, worüber aber die «Pressburger Zeitung» schweigt, während sie über den Besuch in Győr ausführlichen Bericht erstattet.

Von Pozsony will der Kaiser über Köpcsény und Oroszvár nach Raab (Győr), verweilt kurz in Magyar-Óvár (Ungarisch-Altenburg), wo die Friedensverhandlungen stattfinden sollten, also ein überaus reges Leben herrschte, erteilt den Bevollmächtigten kurze Audienz und kommt über Moson (Wieselburg) um zwei Uhr nachmittags ohne Aufsehen in Győr an. In seiner Begleitung befinden sich: Eugen, Vizekönig von Italien, der bayerische Thronfolger, Berthier, Massena, Lauriston, Grillon, Narbonne, der Platzkommandant dieses Gebietes, zwei Adjutanten, Kämmerer Constant und der getreue Neger-Mameluk Rustan. Das Haus des Stadtrates Ignaz Bezerédj in der Königsgasse, wo Napoleon Quartier nahm, trägt (seit 1873) die ungarische Inschrift: «Hier wohnte Napoleon I. 31. August 1809.» Die Familie Bezerédj hatte sich auf den zweiten Stock zurückgezogen, der Kaiser richtete sich samt Gefolge, nachdem er vorher im bischöflichen Palais den Gouverneur Narbonne aufgesucht hatte, im ersten Stock ein, für sich das Arbeitszimmer Bezerédjs in Anspruch nehmend, weil es das sicherst gelegene und unzugänglichste war. Nach einstündiger Ruhe schwang er sich auf sein Leibroß Suliman und die



glänzende Kavalkade setzte sich in Bewegung. Voran, zwischen dem Vizekönig von Italien und dem bayerischen Thronfolger, der Kaiser, hinter ihm Gouverneur Narbonne, Generale und höhere Offiziere, sowie die Leibgarde. Nachdem er über 800 Mann Kavallerie die Revue abgenommen hatte, inspizierte er sämtliche Befestigungen, Basteien und Schanzen, ritt auf die Insel und besichtigte auf dem Rückwege die Artillerie, ritt weiter bis zum alten Galgen und kehrte nach kurzer Umschau in der Gegend gegen sieben Uhr in die Stadt zurück.

Die Nachricht von seiner Ankunft hatte sich bereits wie ein Lauffeuer verbreitet, stand doch der Reisewagen von bewaffneter Wache umgeben als sprechender Beweis seiner Anwesenheit vor der Loretto-Kapelle. So fand er bei seiner Rückkehr am Fuße der Treppe die Deputation der ersten Persönlichkeiten des Komitates, der Stadt, des Bistums und der Karmeliter. Sprecher sollte Domherr Sternberg sein. Napoleon empfing aber die Deputation nicht, sondern vertröstete sie auf morgens sieben Uhr. Inzwischen wurden die Fenster der Stadt festlich beleuchtet, Napoleons Fenster war mit blauem Tuch verhängt. Er hielt mit seinen Feldherrn bis nach Mitternacht Rat und begab sich dann zur Ruhe; vor seiner Türe wachte der treue Rustan; schon aber sprengte ein Kurier davon, wahrscheinlich den nahen Aufbruch verkündend. Tatsächlich verließ Napoleon — ebenso unauffällig, wie er gekommen war — gegen vier Uhr morgens die Stadt Győr. Um acht Uhr folgten die Generale. Über die Rückreise fehlt uns jeder Bericht; der Weg ging offenbar direkt nach Schönbrunn, doch dürfte ihn der Kaiser diesmal nicht über Pozsony, sondern über Miklósfalva genommen haben. Am 2. September befindet sich Napoleon wieder in Schönbrunn, wo er scheinbar eifrig die Fortsetzung des Krieges vorbereitet, tatsächlich aber ungeduldig auf den günstigen Friedensschluß wartet.

Diese unbedeutende Episode im Leben des großen Störenfrieds ist spurlos vorübergegangen; er scheint auch einen zweiten Besuch in Ungarn, und zwar in der weltberühmten Residenz der Esterházy zu Kismarton (Eisenstadt) geplant zu haben, vielleicht darum, weil Franz I. seinen Wohnsitz von Schönbrunn auch in eine berühmte Besitzung der Esterházy, nach Tata, verlegt hatte. Die Bewohner von Kismarton errichteten auf die Nachricht von Napoleons Besuch ihm zu Ehren einen Triumphbogen, dessen Entwurf in der Sammlung von Desider Rexa erhalten ist. Am Rande der Zeichnung findet sich folgende Erklärung: «Eine 4 seitige Pyramide gmalt zu Eisenstadt den 20. Sept. alsz Napoleon nach Eisenstadt kommen sollte. Die ganze Höhe beträgt 8 Klafter, alles war transparent. 1809. Carl Mauner (m. p.) dermaliger hochfürstlich Esterháyzscher Hofstaatsmahler und Theaterinspektor.» Dieser Besuch ist aus unbekannten Gründen unterblieben.

Vom Győrer Aufenthalte Napoleons sind auch einige Reliquien erhalten. Im Ungarischen Nationalmuseum befindet sich das Trinkglas, welches der Kaiser nebst einem Seitenstück in Győr zurückließ; «N» im Lorbeerkranz, dem Museum von Paul Nagy de Felsőbük gespendet; das Gegenstück kam durch die Familie Bezerédj an eine aus Frankreich stammende Baronin Mednyánszky und ist verschollen. Ein ebenfalls 1809 im Hause Bezerédj zurückgebliebener Briefbeschwerer des Kaisers wurde auf Wunsch Napoleons III. nach Paris geschickt, während einige Exem-

plare der «Proklamation an die Ungarn» verloren gegangen sind; an alle diese Gegenstände hat sich Frau Ignaz v. Bezerédj noch 1873 genau erinnert.

An den kurzen Aufenthalt Napoleons in Ungarn knüpfte sich viel leeres Gerede, so daß oberflächliche Schriftsteller den Aufenthalt selbst in Zweifel zogen. Auch der Volkshumor blieb nicht müßig: noch heute erzählt man sich, Napoleon hätte, als ein weinendes Kind ihn des Nachts störte und ein Adjutant bereit war, den Schreier endgültig zum Schweigen zu bringen, gesagt: «Lassen Sie das Kind! Das ist ein größerer Herr als ich.» Natürlich war nach dem Volksglauben Napoleon von einer wunderschönen Dame begleitet.

Das schönste Denkmal der Anwesenheit des großen Kaisers in Ungarn sind aber die zwei Briefe, welche der Dichter Alexander Kisfaludy in zärtlicher Fürsorge an seine Gemahlin, die liebliche Rosa Szegady richtete. In dem einen, vom 1. September 1809 aus Kisdér datiert, schreibt er unter anderem: «. . . Nach Meldungen in der Nacht ist der Vizekönig gestern in Győr angekommen mit etwa 10 000 Mann, zum größten Teil Kavallerie. — . . . Soeben wird ex offio gemeldet, daß gestern nachmittags 3 Uhr auch Napoleon in Győr eingetroffen ist, die Generale Massena und Laurison sind mit ihm, in der Stadt zwei Husarenregimenter . . .» Am 7. September schreibt der heldenmütige Insurrektionsoffizier (auch aus dem Lager bei Kisdér) an seine angebetete Rosa:

«. . . Dies ist nunmehr mein vierter Brief. Im letzten empfahl ich dir, nach Veszprém zu gehen, weil ich dachte, daß der Krieg in jedem Augenblick ausbrechen kann. Napoleons Anwesenheit in Győr und einige Bewegungen der Franzosen boten hierzu Anlaß — es ist aber tatsächlich nichts geworden . . .» Ob die liebenden Herzen wohl ahnten, daß ihre Briefe einmal Dokumente der Weltgeschichte sein werden?!

Edgar Palóczi.

## Verdi in Ungarn.

Verdi, nach Dante und den drei Renaissance-Genien Rafael, Lionardo und Michelangelo wohl das größte künstlerische Genie Italiens, ist auch bei uns heimisch: am 2. Januar 1847 wurde im Pester Nationaltheater «Nabuccodonozor» und am 8. Dezember 1887 «Othello» zum erstenmal gegeben. Während dieser vier Jahrzehnte hat er sich für immer in die Gunst des ungarischen Publikums hineingesungen und seitdem die durch den gewaltigen Wagner hervorgerufene Einseitigkeit auch bei der Kritik zu weichen beginnt, tritt in der Beurteilung Verdis wieder Unbefangenheit und Gerechtigkeit hervor.

So wie in allen nicht-romanischen Ländern, hat sich Verdi auch bei uns die Anerkennung erst allmählich und unter lauten Widersprüchen erworben. Die erste Aufnahme des «Nabucco» vor 66 Jahren war ziemlich kühl, besonders von seiten der Kritik. Auf dem Repertoire herrschten Bellini, Donizetti und Meyerbeers «Robert». Verglichen mit der glatten Süßlichkeit Bellinis erschien Verdi in seiner wilden, kraftvollen Impetuosität roh und auf Effekte losgehend — und das noch nach Jahren. Das damals führende deutsche Blatt, «Der Ungar», ereiferte sich voll Ärger

gegen Nabucco. «Wie könnten wir Jahves Lobgesang im fremden Lande anstimmen?» antworteten die gefangenen Juden, «lieber verdorre meine Zunge am Gaumen.» Dieser Fluch scheint sich an Verdis Oper zu heften . . . Du hörst ein unangenehmes Geschrei, das, je stärker und lärmender es sein will, desto unruhiger und schrecklicher wird; es erregt dein Gehirn, aber nicht dein Herz! Trommeln und Trompeten diesseits und jenseits der Lampen, aber du hörst nur den Lärm der zerbrochenen Geschirre im Lager Gideons, die Siegesposaune hörst du nicht; Chöre und Märsche, Märsche und Chöre. Eins lärmender und wildverwirrter als das andere!» («Der Ungar» wurde lange Zeit von dem gewandten und geriebenen Humoristen M. G. Saphir im Auftrage der Wiener Regierung redigiert; trotzdem gelang es ihm nicht, die öffentliche Meinung in Ungarn politisch zu beeinflussen.)

Lazar Horváth zitiert im «Honderü» die Kritik des «Ungar» zur Bekräftigung seiner eigenen: «Vorige Woche bekamen wir auch die Oper «Nabucco» zu sehen und darin Frau Schodel, die mit viel Applaus und Eljenrufen begrüßt wurde; besonders die letzte Szene spielte sie mit solcher künstlerischer Virtuosität, daß die gesamte Zuhörerschaft hingerissen war. Wir sind nur wegen der Gesundheit der eben rekonvaleszenten Künstlerin besorgt . . . Die Oper wird kein langes Leben haben.» Trotzdem wurden viele Stellen der Oper populär und die ungarischen Emigranten im Auslande sangen oft den Seufzer des Hohepriesters im Exil: Flieg, meine Seele, flieg ins Vaterland! — Übrigens behielten die Kritiken recht, aber nur, weil Verdi selbst bessere und schönere Opern schuf: einen Monat später wurde bereits «Ernani» gegeben und sowohl vom Publikum, als auch von der Kritik überaus freundlich aufgenommen, was hauptsächlich den ausnehmend dankbaren Gesangspartien zu danken war (hat doch noch in den achtziger Jahren die alternde Wilt die «Elvira» immer wieder forciert und darin immer noch gefallen!). Bei der Uraufführung (1847) sang den «Ernani» Karl Wolf-Farbas, «Elvira» unsere größte Koloratursängerin Kornelia Hollósy; Don Carlos wurde von Fűredy, Don Ruy Gomez de Silva von Kőszeghy gesungen. Lazar Horváth schreibt darüber: «Die Oper Ernani gefiel und wird noch mehr gefallen, wenn das Publikum ihre Schönheiten besser kennen lernt. Das Orchester war um eine Baßgeige, ein Cello und einige Violinen verstärkt, wodurch die Streicher mehr hervortraten. Frl. Hollósy sang sehr schön und kleidete sich vorteilhaft, ebenso Wolf und Fűredy, letzterer mußte seiner wunderbaren Stimme mehr Nuanzierung geben; Herr Kőszeghy sang trotz seiner Heiserkeit recht gut. Der Chor mußte am Verlaufe der Handlung mehr teilnehmen, mehr mitspielen, die Solisten sollten sich mehr an die Rampe heranwagen. Ernani wird, wie wir das schon lange prophezeiten, eine der beliebtesten Opern werden, und wir sind der Direktion für die Aufführung derselben dankbar. Die Vorstellung war glänzend, das Theater ausverkauft. Die liebe Benefiziantin (Frl. Hollósy) sowie deren Partner genossen unzählige Hervorrufe, das berühmte Finale mußte — trotz langem Sträuben — wiederholt werden.» — Sich auf Erdélyi berufend, behauptet das offiziöse Blatt, daß eine bessere Vorstellung nicht einmal auf italienischen Bühnen geboten werde. L. vom Pesti Hirlap macht sich den etwas umständlichen Spaß, alle westeuropäischen Darsteller, die er gehört und gesehen, einzeln aufzuzählen und sich über den «unberufenen»



Kritiker lustig zu machen, der weder Maus noch Vogel, also nur eine Fledermaus sei. Nach einigen Aufführungen schreibt Horváth noch: «Ernani wird nach und nach eine Lieblingsoper des Publikums. Bei uns, wo die Stimmen mit wenig Ausnahmen eher angenehm als kraftvoll, die Mittel also beschränkt sind, müssen solche dankbare Werke ins Repertoire aufgenommen werden. Die Tempi werden in den Allegros viel zu langsam und im letzten Terzett mit so schleppender Trägheit genommen, daß ein Kunstverständiger die Stelle kaum bis zu Ende hören kann; diese Pièce wird auch in Italien für den Glanzpunkt der Oper gehalten. Der Darsteller des Ernani paradiert zu sehr und Frl. Hollósy soll, wenn die Bühne auch staubig ist, ihr schönes Kleid nicht schonen, sondern niederknien.» Auch lustige Intermezzi fehlten nicht; auf der Bühne des alten Nationaltheaters wurden wegen der Rattenplage ständig zwei Katzen gehalten, eine weiße und eine graue, die fortwährend, besonders abends, im Orchester und auf der Bühne umherspazierten. Einmal sprang die graue eben in dem Augenblicke auf die Bühne, als Ernani ausrief: «Ha! Der Tiger [Don Silva] kommt schon, seinen Raub zu holen!» — natürlich ungeheure Heiterkeit im Publikum und — auf der Bühne.

Die dritte Verdi-Oper war auf der ungarischen Nationalbühne «Macbeth» (26. Februar 1848), welcher zu großem Erfolg hauptsächlich die hinreißende Kunst der damals schon alternden Frau Rosa Schodel verhalf. Die Kritik erging sich über das Werk in gedankenlosen Phrasen: Verdi habe im «Nabucco» das Orchester zum Nachtheile des Gesanges kultiviert und im «Ernani» das Orchester zugunsten des Gesanges vernachlässigt. Den Macbeth gab Reina, den Macduff der ganz junge, später zu großer Berühmtheit gelangte Steger, im Ballett wirkten die Primaballerinen Sári Fanni<sup>1)</sup> und Kurz mit, — die Oper selbst ist auch bei uns längst abgetan.

Nach den zahlreichen Aufführungen dieser drei Werke Verdis hat sich auf der Bühne selbstverständlich nur «Ernani» erhalten, der — ein echter Verdi — mit seinem Feuer und seinem Schwunge noch heute das Publikum fesselt. Der geistvolle Polyhistor Samuel Brassai schreibt darüber 1853: «Diese Oper hat ein eigenes Fatum. Nachdem sie bei den Premieren gewöhnlich durchgefallen war, feierte sie nachträglich immer Triumphe und nun affektieren gewisse Leute ein Überladen des Magens und behaupten, von dem ewigen Leiern verjagt zu werden. Was schadet das? Teilt sie doch dies Schicksal mit der einzigen «Norma». Die Arie Elviras, auch nicht so nachtigallenartig vorgetragen wie von unserer unvergeßlichen Hollóssy [damals schmollend auf Auslandsreisen], ist noch immer eine solide Perle, deren die «Wagners» kaum eine aus ihren kontrapunktlichen Untiefen werden herausfischen können. Aus dieser einschmeicheln-

<sup>1)</sup> Sári Fanni, die erste ungarische Ballettgröße, war die Tochter eines Schneiders in Pest und erweckte schon mit 15 Jahren große Hoffnungen; auf Betreiben L. v. Horváths stellten ihr einige ungarische Magnaten die Mittel zu ihren Studien in Paris zur Verfügung; die ernste Arbeit dort gefiel ihr jedoch nicht, sie wollte schon genug können, blieb auch als Künstlerin immer mittelmäßig, besaß aber dafür seltenen Liebreiz. Vorzüglich tanzte dagegen Antonie Kurz: «Sie war aber lang und entsetzlich mager,» berichtet der alte Steger. In der Ballettszene des «Macbeth» glitten ihr einmal die angestopften Waden zum Entsetzen des träumenden Macduff (Steger) ganz nach vorn, was beim Publikum begreifliche Heiterkeit erweckte.

den Oper ließe sich noch gar manches erwähnen — nennen wir nur einfach das imposante Finale des dritten Aktes.»

Das erste Lebenszeichen des Antiwagnerianismus in Ungarn! Die eigentlichen Vorkämpfer des deutschen Heros waren Liszt und Mosonyi, denen zu gefallen — also vorerst nicht dem eignen Trieb gehorchend — Franz Erkel einige Wagner-Bruchstücke bei den Philharmonikern zur Auf-führung brachte. Wenn es sich aber um eine Festvorstellung oder um eine Wohltätigkeit handelte, griff man meist zu «Ernani», denn «Hunyady László» gab Erkel nicht gerne her, höchstens zu seinem eigenen Benefiz: er hatte nämlich damals — laut Originalvertrag, der sich in unseren Händen befindet — 120 Gulden Münze Monatsgage und zwei Benefizvorstellungen, woraus es sich erklärt, warum der arme Mann mit der großen Familie immer seine eigenen Opern forcierte, worüber er noch die geschmacklosen Sticheleien der Blätter geduldig hinnehmen mußte! — Für die arg bedrängten Mitglieder der deutschen Schauspielgesellschaft in Pest wurde «Ernani» in folgender Besetzung gegeben:

«Benefice del Sgra Betty Lovassy col Sgr Steger  
Reina, Köszeghy und Herr Kapellmeister Kaiser  
vom ung. Nationaltheater unter Leitung des Aus-  
schusses der vereinigten deutschen Schauspieler-  
gesellschaft:

Montag, den 26<sup>ten</sup> März in italienischer Sprache:

Ernani, drama lirico in 4 atti di J. M. Piave, porta in  
Musica di G. Verdi.

#### Personaggi:

Ernani, il bandito . . . . .	Sgr. Steger
Don Carlo, Re di Spagna . . . . .	Sgr. Reina
Don Ruy Gomez da Silva, Grande di Spagna. . .	Sgr. Köszeghy
Elvira, sua nipote e fidanzata . . . . .	Sgra. Lovassy Betty
Giovanna, di lei nutrice . . . . .	Sgra. Lipp
Don Riccardo, scudiere del re . . . . .	Sgr. Schleicher
Jago, scudiere di Don Ruy . . . . .	Sgr. Russ.

Den Text hatte Benjamin Egressy, der Bruder des großen Tragöden Gabriel E. mit feinem, rhythmischem Sinn übersetzt — war er doch selbst Musiker! Als Sänger nur Tenorino und am Nationaltheater nur Hilfs-schauspieler, wurde er als Volksliederkomponist, besonders durch Ver-tonung Petöfischer Lieder unsterblich († 1851). Bei der vorzüglichen Übersetzung Donizettischer und Verdischer Opern, die sich noch heute auf der Bühne bewähren, während die seiner Nachfolger unbrauchbare, stest verbesserungsbedürftige Machwerke sind, kam ihm auch die gründliche Kenntniss der italienischen Sprache zu statten.

Die drei genannten Opern von Verdi, je drei von Donizetti und Meyer-beer, endlich zwei Opern von Erkel (Hunyady László und Báthori Mária) machten sozusagen das Repertoire der Fünfzigerjahre aus. Die unvergeßliche de La Grange, für die Erkel 1850 die nach ihr benannte Bravourereinlage im «Hunyady László», die «La-Grange-Arie» schrieb, wählte bei ihrem damaligen Gastspiele als Benefiz die «Lady Macbeth»,

deren dramatischer Gehalt ihre Ambition reizte, und tags darauf sang das Mitglied der «Scala», Herr Mitrovits («Konzert und deklamatorische Akademie zugunsten der Pester Kinderbewahranstalt») die Romanze aus Verdis «I Lombardi». — Die beiden nächsten Jahre brachten den Verdischen Opern keine Lorbeeren: «Die beiden Foscari» (9. Dezember 1850) und «Luise Miller» (nach Schillers «Kabale und Liebe», 30. Mai 1851) erregten Widerspruch, weil Verdi sich immer wiederholte; abgelehnt wurden auch «Attila» (17. Juli 1852) und «Die Räuber» (nach Schiller, 2. August 1852) — zum Jahresschluß aber, d. h. am 18. Dezember erschien «Rigoletto».

Auch jetzt verhielt sich das Pester Publikum so, wie bei der Erstaufführung fast aller Opern Verdis: vorerst war es erschrocken. Diese durch und durch tief tragische Oper — schon die Ouverture ist reich an traurigen Posaunenrufen, an bedrückenden Vorahnungen, aber auch an Effekten, welche damals brutal wirkten und befremdeten. Sogar die Franzosen fanden, daß, während bisher in den Opern schöne und erhabene Gefühle vertont wurden, unser Komponist alle Laster und Verbrechen illustrierte. Haben sich doch bei der Pariser Uraufführung von «Le roi s'amuse» viele der Besten während der Vorstellung empört erhoben und entfernt! So konnte es geschehen, daß einer der tüchtigsten Musikschriftsteller, der bereits zitierte Samuel Brassai, über «Rigoletto» den Stab bricht: er hält ihn für eine Meyerbeer-Nachahmung, obwohl er auch diesen Komponisten nur unter den «Heutigen» als groß gelten läßt, etwa wie Gulliwär unter den Liliputanern; er nennt «Rigoletto» außerdem verfehlt und übertrieben: «Das Wesen der Oper sehen wir im Gesang, das Wesen des Gesanges in der Melodie — Verdi hascht durch das Orchester nach dem Effekt, erzielt ihn aber nicht —, das melodische Element vernachlässigt er, was sich alsbald rächt.» Jedenfalls ist es merkwürdig, daß ein Musikkritiker von damals im «Rigoletto» über Mangel an Melodie klagte! — «Pesti Napló» verkennt, trotz der schwachen Aufführung, den hohen Wert der Oper nicht und stellt fest, daß sie nicht nur abwechslungsreich und charakteristisch ist, sondern gegenüber den früheren Werken des Komponisten auch sonst einen großen Fortschritt zeigt. «Der bedeutende Tondichter verläßt hier ganz seinen gewohnten, sich stets wiederholenden Stil und die Musik ist voll Abwechslung, Frische und bezaubernder Lieblichkeit. Im Auslande wurde das Werk allgemein beifällig aufgenommen, bei uns dagegen erregte es trotz seiner Schönheiten keine Sensation, fand keinen Beifall, sondern ließ das Publikum kalt. Jemand machte die ironische Bemerkung, daß es besser gewesen wäre, wenn die beiden italienischen Gäste (Mazzi: Herzog von Mantua und Giro: Gilde) italienisch gesungen hätten und Herr Fűredy (Rigoletto) an Stelle der schwierigen Arien einige Volkslieder, in deren Vortrag er ein unvergleichlicher Meister war, gesungen hätte.» —

Franz Erkel muß es als Verdienst angerechnet werden, daß er sich weder durch vornehme Klassischtuerei, noch durch Unverständnis, das sich damals Verdi gegenüber oft genug breitmachte, abhalten ließ, Verdis Opern aufzuführen. Von den bisherigen hatten sich «Ernani» und «Rigoletto» in der Gunst des Publikums eingenistet, — am 31. Oktober 1854 kam «Trovatore» hinzu. Allerdings fand sich ein «kunstverständiger» Kritiker, der dieses «Machwerk mit Zigeunerin und Kindestausch» für Verdis «wertloseste Oper» erklärte; aber «Pesti Napló» spricht schon mit großer Anerkennung



von der Musik, die zweifellos «bleibenden, inneren Wert» hat: «sie gehört zu den schönsten, gehaltvollsten Kompositionen Verdis, und wir glauben, daß sie nach einigen Aufführungen auch zu den Lieblingen des Publikums gehören wird; das Publikum weiß heute noch nicht streng genug zwischen den Nummern von augenblicklicher Wirkung und denen von künstlerischem Werte zu unterscheiden.» Die Aufführung war, abgesehen von Frau Lesniewska (Leonore), einer sehr guten Sängerin polnischer Abstammung, und Herrn Füredy (Graf Luna), ziemlich schwach; ungenügend waren der italienische Tenorist Mazzi (Maffrico), Köszezhly (Fernando) und Frau Rosa Bogyó (Azucena), deren Stimme anstatt alt nur mezzo-sopran war. Einige Tage später konstatiert «Pesti Napló» mit Befriedigung: «das Publikum fängt an, unserer Meinung zu werden; vielleicht erleben wir es noch, daß auch der «Kunstverständige» sein erstes Referat modifiziert.»

Wie rasch die Verdischen Opern sich die dauernde Gunst des Publikums erwarben, beweist ihr Triumphzug durch die Provinz, den wir nach dem handschriftlichen Tagebuche Stegers (jetzt durch meine Intervention im Nationalmuseum) leicht verfolgen können. In Pozsony, Zágráb, Nagy-szeben, Temesvár wurden sie von deutschen Schauspielertruppen, in Kolozsvár und Bukarest fast jährlich von italienischen Staggiones, im Sommer sogar in Balatonfüred, von der Follinusschen Truppe aufgeführt. Öfter mußte Steger auf dem Theaterzettel das Publikum um Nachsicht bitten, weil er die neue Tenorpartie vorerst nur italienisch, wegen Kürze der Zeit noch nicht ungarisch habe einstudieren können. Zur Zeit beschränkte sich der musikalische Genuß, den das Theater bot, auf die Oper (mit Ausnahme der Volkslieder in den Volksstücken), der Operettenkultus begann erst, als die «Bouffes Parisiens» 1860 mit Offenbachs Operetten in Pest gastierte; die letzteren wurden dann von Georg Molnár im «Budai Népszínház» (Ungarisches Volkstheater) ungarisch popularisiert.

Zwei Jahre nach «Trovatore» wurde «Johanna Guzman» gegeben — ohne Erfolg. Wie immer bei solchen Gelegenheiten, ertönte auch jetzt der Ruf der Unglücksraben: «Das ist Verdi» und er ertönte sogar noch bei der Erstaufführung eines seiner bezauberndsten Werke, der «Traviata» (10. November 1857). Die in ungarischer Sprache erscheinenden Blätter übergehend, zitieren wir den «Pester Lloyd», welcher schon damals, d. h. als junges Blatt, in der Musikkritik großes Gewicht besaß, um zu zeigen, mit welcher Intoleranz und Gehässigkeit eines der zartesten Werke unseres Meisters angefeindet und bekämpft wurde. Der «Pester Lloyd» begreift vor allem die Aufführung selbst nicht, da doch die Oper in Wien «mißfallen hat», in Paris aber geradezu durchgefallen ist. Der Kritiker hat Verdi überhaupt nie mögen und dies seinen Lesern auch niemals verheimlicht. Dem heutigen Geschmacke opponierend, würde er auch keine Zustimmung erhoffen, «aber bei der überraschend ungünstigen Aufnahme, die dieses zusammengewürfelte, sogar gegen das Eigentumsrecht verstoßende Potpourri hier gefunden», erhofft er doch Umkehr und Abkehr von Verdi. «Schon das barocke Praeludium! bekanntlich hat Verdi eine künstlerisch gegliederte Ouvertüre nie schreiben können!» Die große Arie im ersten Akte, von F-moll nach F-dur modulierend, ist ganz die Gnadenarie aus «Robert der Teufel»; Abschied vom alten Germont, Abschied vom Jüngling, «ein fortwährendes Adieusagen und das alles mit einer Musik, die beinahe noch schlechter, als der gemeinste Gassenhauer ist». Das

Intermezzo vor dem letzten Akte [heute allgemein für einen Glanzpunkt der Oper gehalten!] «ein weinerliches Motiv von G-dur nach Des-dur moduliert» usw. «Wir erklären diese Traviata für die liederlichste aller Verdischen Opern.» Das Blatt versteht nur nicht, warum Direktion und Darsteller sich damit so viel Kosten (der schöne Salon im ersten Akte) und Mühe geben (Frau Hollóssy erntete für ihren langen Triller im ersten Akte einen Beifallssturm, den alten Germont gab Füredy, den jungen Jekelfalussy) für nichts und wieder nichts, «denn halten kann sich dieses Machwerk doch nicht». Selbst Jókai hält in der Schellenkappe des Kakas Márton (ständige Figur in seinem humoristischen Blatte «Üstökös» [der Komet]) Moralpredigten und erlaubt sich schlechte Witze, Wortspiele, die schwer wiederzugeben sind: «Die Dame auf Irrwegen (la traviata) hat sich wirklich geirrt, als sie auf den Gedanken kam, sich hierher zu verirren. Aus einem Prosastücke („Die Kameliendame“) wissen wir schon zur Genüge, was für eine sie ist; jetzt kommt sie uns singend, vielleicht glauben wir ihr, daß sie sich gebessert hat. (Gegen die „Kameliendame“ gab es einen Sturm der Entrüstung; auch der große Ästhetiker August Greguß beklagte tief die Aufführung.) Ihre Verirrungen bestehen jetzt darin, daß sie aus allen alten Opern dies und jenes singt, was ihr eben einfällt, und glaubt, daß daraus eine neue Oper entsteht. Ihre größte Verirrung ist jedoch, als Schwindsüchtige einen ganzen Abend zu singen. Noch gut, daß Frau Hollóssy die Rolle singt (und zwar sehr schön), denn unserer stattlichen Lesnievska würde man die Schwindsucht nicht glauben.»

«Der Maskenball» wurde 1864 mit ziemlichem Erfolg gegeben. Die Blätter waren wohl auch diesmal nicht wohlwollend, auch Stefan Bartalus nicht, der im «Ország tükre» (Landesspiegel) schreibt: «Gut gearbeitete Szenen, einige hübsche Melodien und frische Ensembles sind ja vorhanden, aber das Ganze verrät schon den Niedergang Verdis. Die Oper läßt sich weder mit den warmen Melodien des ‚Trovatore‘, noch mit der Leichtbeschwingtheit in ‚Rigoletto‘ vergleichen. Aubers ‚Ballnacht‘ behandelt dasselbe Sujet in unvergleichlich zündenderer Weise; man soll Werke mit mehr innerem Gehalt geben und nicht solche, die schon im Pester Deutschen Theater durchgefallen sind.»

Am 14. März 1868 wurde im Nationaltheater Verdis «Don Carlos» aufgeführt, der für die Pariser Weltausstellung vom Jahre 1867 und für die Verdi-Enthusiasten in Moskau geschrieben war. Unsere Kritik setzte ihre Nörgeleien fort und konnte nur wahrnehmen, daß der Komponist in Richtung und Methode sich stark entwickelt hat, die vielen Schönheiten des Stückes sind aber unbemerkt geblieben. «Pesti Napló» (gez. mit L.) schreibt: «Die Musikverständigen halten dieses Werk für eines seiner schwächsten. Es gibt kaum Nummern, die an Halévy, Gounod oder Meyerbeer erinnern. In der Orchestrierung zeigt sich seine bekannte Schlappeheit und Oberflächlichkeit, die Modulationen in der Cavatine sind allerdings interessant. Das Duo ist sehr gewöhnlich, der Chor („Gottes Segen . . .“) und die Klage des Carlos sind sehr schön. Der große Tempelchor im zweiten Akte beweist, welch großes Talent in Verdi verloren gegangen ist, und was aus ihm hätte werden können, wenn er sein ‚gottbegnadetes Talent‘ auf richtige Weise entwickelt hätte (!!) — es gibt schöne, charakteristische Stellen (z. B. ‚Gib dein Volk frei‘, sowie das Duo im dritten Akte) — aber im ganzen ist die Oper nicht gelungen.» — Der

«Pester Lloyd» ist bissig, sogar gallig. Der Kritiker war damals nicht mehr Czeyke, sondern Gotthard Wöhler, ein gebildeter Musiker von hohem Ansehen, doch schwacher Individualität. Er zitiert Relistab, daß Verdi nur das modifizierte Echo seiner Vorgänger sei; es gebe zwischen Handlung und Musik eine schreiende Inkongruenz, wenn z. B. ein Geistlicher sozusagen eine Galoppade singt. Der Dekorateur Lehmann und Balletmeister Campilli haben die Ehre des Abends gerettet, denn Ellinger (Don Carlos), Nesvala (Elisabeth) und die übrigen waren eben nur gut, die Chöre jedoch lobt auch er. Von den drei Faktoren der Pariser Aufführung: «devoir, pouvoir, vouloir» sei hier keiner vorhanden gewesen. — Auffallend erscheint es, daß die schönsten, charakteristischen Stellen (der Monolog des Königs, das mit charakteristischen und musikalisch tiefen Gedanken gesättigte Duo zwischen König und Inquisitor), die von neueren Forschern, wie Camille Bellaigue und Adolf Jullien, so hoch bewertet werden, nicht erwähnt sind. Trotzdem zog die Oper einige dutzendmal — erst «Aida» mit ihrem Welterfolg verdrängte sie vom Spielplane. Der «Aida» war ein großer Ruf vorausgegangen, sie hatte schon vorher in Wien ihren Triumph gefeiert, von welchem die ganze Presse widerhallte. Es war ja noch nicht dagewesen, daß ein alter Komponist, wie Verdi damals mit seinen 60 Jahren, sich so verjüngt hätte, seine Richtung vollständig geändert hätte und dabei so eigenartig, so persönlich geblieben wäre! Nachdem die Oper bereits die Wiener Marke auf Goldwährung erhalten hatte, konnte man auch hier nicht mehr anders urteilen; die Aufführung ließ auch nichts zu wünschen, trotzdem die Titelrolle der zart-lyrischen Individualität der damals vergötterten Minnie Hauck nicht lag; dafür war aber Ellinger ein stimmkräftiger, unverwüstlicher Rhadames und legte gehörig los («seine Stimme kennt keine Pianos» hieß es allgemein), tüchtig war auch Frau Tanner (später Gemahlin Alexander Erkels) als Ammeris und — kurz gesagt — der Erfolg ganz. Trotzdem wurde von gewisser Seite behauptet, «daß Verdi seine innere Leere mit raffinierter und komplizierter Technik verdeckt», — Wöhler dagegen charakterisierte die Oper im «Pester Lloyd» als «voll eigentümlicher und bedeutender Schönheit». Unbegreiflicherweise (vielleicht auf Drängen des italienischen Verlegers?) beeilte sich die Direktion des Nationaltheaters nach dem Riesenerfolg der «Aida» die «Sforza del destino» herauszubringen — ohne jede Wirkung trotz mancher Schönheit des Werkes.

Wie aus obigem ersichtlich, wurden — mit Ausnahme von sechs — sämtliche Opern Verdis bei uns aufgeführt, zwölf Jahre nach «Aida» erschien im neuen Königlichen Opernhause «Othello» (8. Dezember 1887), von Kritik und Publikum mit Ehrfurcht und achtungsvoller Kühle aufgenommen; bei der Premiere anwesend, konnten wir beobachten, daß in der Ermordungsszene die gespensterhaft-realistische Orchestrierung mit peinlicher Verblüffung vermerkt wurde. Josef Harrach schrieb im «Pesti Napló»: «in der musikalischen Ode gibt es nur hier und da eine kleine Oase», obwohl viele Stellen (der Sturm, die Ballade von der Trauerweide) das Publikum tief ergriffen. Es darf dabei nicht vergessen werden, daß bis 1887 bei uns nur drei Wagner-Opern auf dem Repertoire waren (den späten Wagner machte erst Mahler hier heimisch), und daß das Publikum auf der ganzen Welt konservativ ist.

Heute sind die Akten über Verdi geschlossen; auch auf ihn läßt sich das



schöne Wort Johann Arany's anwenden: je mehr er sich in Zeit und Raum entfernt, desto mehr wächst sein reines Licht. — Ein Opernrepertoire ohne Wagner wäre mangelhaft, aber möglich, und tatsächlich gibt es ein solches an mancher Bühne, ohne Verdi ist es undenkbar. Von alten, an Kenntnissen und Reminiszenzen reichen, echten Kunstfreunden hört man jetzt nicht selten das Geständnis: «wie oft habe ich in meiner Jugend diesen Menschen (Verdi) verurteilt und wie oft habe ich ihn seit 20 Jahren um Verzeihung gebeten und sein Andenken gesegnet!» Man muß ihn segnen, denn mit seinen ewig schönen Melodien ist er der große Beglückter der Menschheit und bleibt es für immer.

Darum dürfte es sich nun auch verlohnen, den Gründen der gegen Verdi zwanzig Jahre lang andauernden Mißgunst nachzuforschen. Den musikalischen maßgebenden Kreisen der Hauptstadt war vor und nach dem Jahre 1848 die deutsche klassische Musik das Höchste und — nicht mit Unrecht; waren doch die Wiener Weltgrößen Mozart und Beethoven die Ideale der älteren Generation. Die jüngere geriet in Liszt's Bannkreis; Mosonyi (im bürgerlichen Leben Michael Brand) und andere besuchten ihn oft in Weimar und kehrten als begeisterte Anhänger und Apostel von Berlioz und besonders Richard Wagners zurück. Die Tannhäuser-Ouverture wurde bei uns schon zu Anfang der fünfziger Jahre aufgeführt und Wagner selbst wurde 1861 und 1863 — als er in Paris durchfiel und in Deutschland vergeblich nach Anerkennung rang — stürmisch gefeiert, wenn auch nur im Konzertsale. Der deutschfühlenden Musikergruppe — teils alter, teils neuer Richtung — galt die italienische Opernmusik, vielleicht mit Ausnahme von Rossini's «Barbier» und «Tell», nicht als vollwertig, nicht als Musik ersten Ranges. Die Musik Donizetti's, Bellini's, besonders aber die des wild und kühn daraufgehenden Verdi wurde nur als Massenware gewertet, gut genug für den niederen Geschmack der Menge und für die Bedürfnisse der Theaterkasse. Denn die letztere erholte sich bei Verdi, der ihren leeren Raum füllte. Nur so läßt es sich erklären, daß bei uns alle Opern Verdis (bis auf sechs) gegeben und beim Publikum immer beliebt wurden — von der Kritik getadelt, vom Publikum bejubelt. Unsere Kritik war trotz ihrer einseitigen Gehässigkeit nicht mehr veraltet oder zurückgeblieben, als anderswo. Vor dem Neuen und Eigenartigen fröstelte es die Leute überall und die Gebildeten gewöhnlich mehr, als die, von süßen, einschmeichelnden Melodien leicht eingenommene und bezauberte Menge. Die Kritik war von jeher allerwärts dem Neuen gegenüber äußerst intolerant. Gegen Rameau wurde der Vorwurf erhoben, daß er unspielbar sei, mit seinen Schwierigkeiten die Musiker zur Verzweiflung treibe; Gluck schalt man teuflisch, schrecklich, ganz und gar unmusikalisch; die letzten großen Werke Beethovens (Missa solemnis und die IX. Symphonie) erklärte Hummel in Weimar und mit ihm ganz Nord- und Westdeutschland für schwere, unverständliche Verirrungen. Theophil Gautier schimpfte über die neuen französischen Komponisten (1830—1840: Auber, Halévy, Meyerbeer), welche mit ihrer schrecklichen Melodienführung und lärmenden Instrumentierung Sang und Sänger zugrunde richteten. Und wie urteilte man über Wagner? Hanslick sagte 1865 zum erstenmal von «Tristan und Isolde»: «eine krankhafte, überspannte Musik, wenn es überhaupt noch eine Musik ist».

Zu beantworten wäre noch die Frage, warum sich bei uns in 50 Jahren

kein Nachfolger, ja nicht einmal ein Nachahmer Verdis gefunden hat? (Seine Wirkung auf Erkel, in geringerem Maße auch auf Császárs «Kunok» — ein schwacher Abklatsch in der Ernani-Zeit — lassen wir jetzt beiseite). Antwort: 1. Außer Erkel hatten wir keinen nennenswerten Opernkomponisten. 2. Unsere vaterländische, aber auch die anderweitige «hohe» Musikästhetik und Musikkritik hielt ihn nicht für nachahmenswert — nicht aus allgemein-musikalischen Gründen oder vom ungarisch-nationalen Standpunkte aus: — dieses Hochgericht legte einen gewaltigen Maßstab an, indem es alles mit dem größten Deutschen verglich; ob es damit etwas genützt hat? Sicherlich.

Konjunktural Kritik nachträglich zu üben hat nicht viel Zweck, aber wir glauben trotzdem, daß für jene ungarische Musik, welche sich damals aus Volkslied und Palotás-Musik eben für Bühne und Konzertsaal zu entpuppen anfang, die Einwirkung der italienischen, insbesondere der Verdischen Opernmusik, viel fruchtbarer und segensreicher geworden wäre, als das Verbot, die reine Negation. Erkel selbst ist ja ein Beweis dafür. Die ungarische Assimilation hätte mit der Zeit auch diesen Zufluß, wie manches andere, eigenartig gestaltet und ihn viel schneller und fruchtbringender aufgebraucht, als die moderne neudeutsche Musik, welche sie erst jetzt zu assimilieren, eigenartig zu entwickeln anfangen wird. Dieser Prozeß verspricht zwar vieles und Günstiges, aber er geht schwer genug vonstatten. Die erschrecklich gähnende Leere zwischen der ungarischen Volksmusik und der modernen Musik auf wagnerisch-technischem oder ähnlich hohem Niveau besteht (den dünnen italienisch-ungarischen Faden in Erkel nicht gerechnet) teilweise noch heute oder hat — sagen wir — noch bis vor 15 Jahren bestanden. Wenn die intensive Verschmelzung schon vor 50 Jahren hätte beginnen sollen, hätten wir wenigstens ein halbes Dutzend Opernkomponisten und außer Liszt noch andere große Neuerer nötig gehabt. Die waren aber eben nicht da!

Franz Liszt hat sich über Verdi niemals abfällig geäußert, trotzdem er in der Entwicklung der Musik einer der größten Bahnbrecher war. Aber der große Eklektiker hat die schöne Melodie, die glänzende Invention, das fruchtbare Motiv immer gewürdigt; er verarbeitete sogar einige Melodien zweier Opern zu brillanten, von Schwierigkeiten strotzenden Konzertparaphrasen. Wer kennt nicht die Rigolettphantasie und die Trovatore-Paraphrase (mit dem Miserere-Motiv in mächtigen Akkorden «alla campana» beginnend)? Der Große posierte nicht olympisch, sondern ehrte auch alles Große, auch das anders Geartete!

Berthold Fabó.

---

## Kleine Beiträge zur deutschen Literatur.

### Theodor Körner und seine Beziehungen zu Ungarn.

#### I.

«Ich fühl' es deutlich in mir, daß ich diesen schönen Zuruf nicht meiner schülerhaften Muse, nein! nur dem schönen Eifer des edlen Künstlervereins und dem begeisternden Andenken an die große Tat einer großen Nation zu verdanken habe<sup>1)</sup>.» Dies waren Körners Worte, als er bei der Aufführung seines «Zriny» am 30. Dezember 1812 im Theater an der Wien vor dem begeistert applaudierenden Publikum erschien. Diese Auszeichnung, das Hervorrufen des Dichters, war zu jener Zeit etwas ganz Ungewohntes. Nur Dichter, die zugleich auch Schauspieler waren, pflegten nach der Vorstellung auf der Bühne zu erscheinen. Körner hatte schon bei der Aufführung der «Toni» den Beifall der Zuschauer in so hohem Grade erregt, daß man am Ende ihn selbst sehen wollte, doch hielt er sich bei dieser Gelegenheit noch hinter den Kulissen<sup>2)</sup>. Bei der Aufführung des «Zriny» jedoch wurde er von dem Schauspieler Grüner mit auf die Bühne gezogen, und so richtete er die zitierten Worte an das Publikum<sup>3)</sup>. Selbst später noch war das Erscheinen des Dichters auf der Bühne etwas ganz Fremdartiges, so daß die Dichterin Karoline Pichler bei der Aufführung ihres «Heinrich von Hohenstaufen» im Jahre 1813 nicht wagte, persönlich vor dem Publikum zu erscheinen<sup>4)</sup>.

Nicht nur die Begeisterung des Publikums ist aber dem Andenken von Zrinyis Heldentat zuzuschreiben. Auch die des Dichters war aus der großen und tapferen Selbstaufopferung des Zrinyi und seiner ganzen Nation hervorgegangen. Die Bewunderung des ungarischen Heldentums hat den jungen Dichter dazu bewogen, dieses Heldentum in einem Drama zu gestalten. Körner war hingerissen worden von seinem Stoff, und nur in seiner grenzenlosen Begeisterung für ungarische Tapferkeit konnte er das Werk in seiner endgültigen Form zustande gebracht haben.

Er war auch bei seinen anderen Werken immer mit ganzer Seele an der Arbeit. Seinen Stoffen stand er nicht mit kühlem, kritischem Verstand gegenüber, sondern er verschmolz mit ihnen durch sein Gefühl zu einem unzertrennlichen Ganzen, das ihn solange beschäftigte, bis das Werk end-

---

<sup>1)</sup> Körners Briefwechsel mit den Seinen. Hrsg. von Dr. A. Weldler-Steinberg. 1910, S. 210.

<sup>2)</sup> Ebenda S. 183.

<sup>3)</sup> Körners Rede erwähnt auch der «Österreichische Beobachter» in seiner Kritik von Körners Drama (1813, Nr. 9 u. 10): »Daß Herr Körner gegen die Mängel und Schwächen seines Zriny nicht blind sei, beweisen die Worte, womit er die Auszeichnung des Hervorrufens erwiderte, nämlich, daß er wohl fühle, daß er sie nicht seiner schülerhaften Muse, sondern den Talenten dieses achtungswerten Künstlervereins und der Begeisterung verdanke, welche Heldenmut und Vaterlandsliebe bei einer edlen und großen Nation erregen müssen.« — Die »Theater-Zeitung« (1813, Nr. 1) erwähnt auch das Hervorrufen Körners, fügt aber hinzu, daß seine Worte »durch die Unruhe des Parterre unvernünftig wurden«.

<sup>4)</sup> K. Pichler, Denkwürdigkeiten aus meinem Leben. 1844, III, S. 4.



lich zum Ausbruch kam, und es dann in wenigen Wochen vollendet wurde. In dieser seiner Art konnten ihn die Ratschläge seines Vaters nur bestärken. Dieser schreibt ihm am 3. April 1812: «Fahre fort, Deine Pläne mit Besonnenheit zu entwerfen, aber bey der Ausführung überlaß Dich ganz Deiner Phantasie und Deinem Gefühl. Lebe in Deinem Stoffe, ohne an irgend etwas in der übrigen Welt zu denken. Aus Deinem Innern muß Charakter und Situation in ihrer ganzen Fülle hervorgehen, und was Dir lebendig vorschwebt, wird auch immer lebendiger in die Wirklichkeit treten, je mehr Du die Mittel beherrschest, die Du zur Darstellung brauchst»<sup>5)</sup>). Und der junge Dichter lebte so sehr in seinem Stoffe, daß dieser ihn beinahe bewältigt und immer einen sehr großen Einfluß auf ihn ausübt: nicht er gestaltet seinen Stoff, sondern der Stoff reißt den Dichter zu unermüdlicher Gestaltung fort. Schon bei der «Sühne» gesteht er, daß der gräßliche Stoff einen sehr großen Eindruck auf seine Nerven gemacht hat<sup>6)</sup>, und nach Beendigung des «Zriny» erklärt er ganz offen: «Zum Feilen des Zriny brauche ich gänzliche Ruhe und Abgeschiedenheit von dem Stoff, der mich immer noch zu sehr in Begeisterung wirft. Ich will also unterdeß die Studien zu einer Rosamunde von England machen<sup>7)</sup>.)» Um sich von dem ihn immer noch begeisternden Stoffe zu entfernen, um sein Werk ruhig beurteilen und verbessern zu können, muß er sich zu einem neuen Plan flüchten, damit dieser ihn von seiner früheren Schöpfung entfremde.

So können auch die Urteile seiner Bekannten über seine Art zu schaffen erklärt werden. Karoline Pichler schreibt über ihn<sup>8)</sup>: «Körner las uns nun jedesmal seine neuen Schöpfungen vor, und mit großem Erstaunen konnte ich die Leichtigkeit und Sicherheit seiner Arbeiten an dem von Korrekturen reinen Konzepte bemerken, wo oft auf einer ganzen Folioseite kaum ein Gedanke zurückgenommen oder ein Paar Verse gestrichen waren. So floß es ihm aus der reichen Seele und so strömte es aufs Papier, obwohl ich nicht zweifle, daß, hätte er länger gelebt, er manches damals Geschriebene geändert, verbessert — vielleicht Manches vertilgt haben würde.» Und Friedrich Schlegel schreibt über Körner an seinen Bruder: «Die Dramen gehen ihm übrigens ab wie Wasser<sup>9)</sup>.)» Die Leichtigkeit seines Schaffens kann am ehesten durch die mächtige Begeisterung, in die ihn seine Stoffe warfen, erklärt werden. Seine Werke entstammen hauptsächlich dem hinreißenden Einfluß des Stoffes.

So auch beim «Zriny». Die heldenmütige Verteidigung der Feste Sziget durch Nikolaus Zrinyi und seine Genossen, ihr erhebender Opfertod für das Vaterland war der Stoff, der den erst 20 jährigen Jüngling zu seinem ersten größeren und bedeutenderen Drama begeistert hatte. Zrinyi und seine Gefährten aber waren Ungarn, und so ist es eine hervorragende Tat der ungarischen Nation, wie dies auch aus Körners eigenen Worten vor dem Publikum hervorgeht, der «Zriny» sein Entstehen zu verdanken hat. Ein nationales Ereignis behandelnd, von demselben so stark beeinflusst,

<sup>5)</sup> Briefwechsel S. 182.

<sup>6)</sup> Ebenda S. 175 u. 177.

<sup>7)</sup> Ebenda S. 196.

<sup>8)</sup> Pichler II, S. 205.

<sup>9)</sup> Friedrich von Schlegels Briefe an seinen Bruder August Wilhelm. Hrsg. von O. Walzel. 1890, S. 538.

daß der nationale Charakterzug des Dramas selbst in der Ausführung uns lebhaft vor Augen tritt, kann Körners «Zriny» mit Recht nur als ungarische Nationaltragödie gelten. Mit Rücksicht auf die vielen in Wien lebenden Ungarn, auf die so sehr verknüpften Interessen und Beziehungen Österreichs und Ungarns hat Körner sein Werk in ungarisch-nationalem Sinne erdenken und gestalten können. Das Grundmotiv des Werkes, von dem bei einer Beurteilung desselben ausgegangen werden muß, ist die Verherrlichung von ungarischer Treue und Tapferkeit.

Die große Biographie von Peschel und Wildenow nennt den «Zriny» «ein ganz von vaterländischer Gesinnung getragenes Drama<sup>10)</sup>», und behauptet, es sei «in durchaus patriotischem Sinne entworfen»; «in erster Linie galt es Österreich und dem Hause Habsburg, dann aber, im Hinblick auf die traurige Gegenwart, dem gesamten deutschen Volke<sup>11)</sup>». Diese Behauptung wird durch die Tat, Tapferkeit und Religiosität Zrinyis begründet, welche der Dichter nach Peschel und Wildenow eben deshalb so gestaltet hat, um seinem deutschen Volke ein Beispiel zu geben und es gegen Napoleon anzuspornen. Dies ist der kurzgefaßte Sinn der Auslegung, die uns die tüchtige Körner-Biographie bietet. Als ob Körner, der hier zum Propheten mit Seherblick geweiht wird, im März 1812 im vorhinein die Niederlage Napoleons ahnen konnte, als ob er hier nicht ganz einfach seine geschichtlichen Quellen dichterisch bearbeitet und gestaltet hätte. Die patriotische Gesinnung, die Körner beigelegt wird, stammt aus seinen historischen Quellen und wird daher zum ungarischen Patriotismus umgewandelt. Zrinyi gilt in erster Linie den in Wien weilenden Ungarn und nur in zweiter Reihe dem ihm verknüpften Österreich. Hätte denn sonst der Dichter das Fernbleiben des habsburgischen Herrschers und der österreichischen Hilfstruppen so sehr betonen dürfen? Alles Licht fällt in dem Stück auf die Ungarn, in deren Schatten der Kaiser und Österreich umso mehr verschwinden. Eine auf Deutschland gerichtete politische Freiheitstendenz, wie sie Peschel und Wildenow vermuten, lag aber dem jungen Dichter ganz fern.

Die politisch-patriotische Bedeutung des Stückes scheint durch die lyrischen Gedichte Körners, in denen seine Vaterlandsliebe und sein Freiheitsgefühl oft zum Ausdruck kommt, begründet zu sein. Doch nur scheinbar. Körner hat eine ganze Menge solcher Gedichte geschrieben, in denen patriotische Anspielungen vorkommen. Doch muß man zwischen diesen Produkten seiner Lyrik wesentliche Unterschiede machen. Die ersten Gedichte, in denen viel von Freiheit, Deutschtum und Vaterland die Rede ist, sind seine in Leipzig und Berlin entstandenen Burschen- und Weinlieder, in denen neben der Liebe und dem Wein auch das Vaterland und die Freiheit verherrlicht werden. Doch kann man diesen Äußerungen noch keine besondere Wichtigkeit beimessen; sie müssen als der Gattung der Weinlieder anhaftende konventionelle Attribute aufgefaßt werden. Unter der oft betonten Freiheit darf man nicht die deutsche Freiheit im Gegensatz zur französischen Tyrannei erblicken; sie bezieht sich auf einen der Aufklärungszeit entsprossenen Drang nach menschlicher und individueller Un-

<sup>10)</sup> Th. Körner und die Seinen. Geschildert von Dr. E. Peschel und Dr. E. Wildenow. 1898, I, S. 361.

<sup>11)</sup> Ebenda I, S. 366–368.

beschränktheit und Unabhängigkeit, der sich in den studentischen Vereinigungen zum Losungswort der «Burschenfreiheit» entwickelt hat<sup>12)</sup>). Als er nach zwei Jahren in den Völkerkampf zog, fühlte er selbst, daß ihn jetzt ein ganz anderes Freiheitsgefühl beseele, als dies in seiner Burschenzeit der Fall gewesen. Dies tritt wenigstens aus einem Briefe an seinen Vater uns entgegen. «Ja liebster Vater, ich will Soldat werden (schreibt Theodor)<sup>13)</sup>, will das hier gewonnene glückliche und sorgenfreie Leben mit Freuden hinwerfen, um, sey's auch mit meinem Blute, mir ein Vaterland zu erkämpfen. Nenn's nicht Übermut, Leichtsinn, Wildheit! Vor zwey Jahren hätte ich es so nennen lassen, jetzt, da ich weiß, welche Seligkeit in diesem Leben reifen kann, jetzt, da alle Sterne meines Glückes in schöner Milde auf mich niederleuchten, jetzt ist es bey Gott ein würdiges Gefühl, das mich treibt, jetzt ist es die mächtige Überzeugung, daß kein Opfer zu groß sey für das höchste menschliche Gut, für seines Volkes Freyheit.»

Körners Lyrik war in den letzten drei Jahren seines Lebens ganz zur Gelegenheitsdichtung geworden. Irgendwelche äußere Begebenheit versetzte ihn gewöhnlich in Begeisterung oder Trauer, und aus dieser Stimmung entsprangen dann seine Gedichte. Dies wird auch durch die oft sehr langen Titel seiner Gedichte belegt, in denen er auch den anregenden Grund anzugeben pflegt. So einer äußeren Anregung scheinen auch die Gedichte «Andreas Hofer» und die «Eichen» (1810) ihr Entstehen zu verdanken, in denen sich Trauer und Verzagen an weiterem Erfolge der deutschen Waffen kundtut, wie es die Worte ausdrücken:

Deutsches Volk, du herrlichstes von allen,  
Deine Eichen stehn, du bist gefallen!

In einer Reihe anderer Gedichte kommt aber eine ganz andere Stimmung zum Ausdruck. An die Stelle der Verzweiflung tritt in diesen Gedichten, wie «Vor Rauchs Büste der Königin Luise», «Auf dem Schlachtfelde von Aspern», «Hoch lebe das Haus Österreich», «Der Sieger von Aspern», «Bei der Musik des Prinzen Louis Ferdinand», «Durch», in dem kleinen Drama «Josef Heyderich», und in «Leyer und Schwert», die Zuversicht und Hoffnung auf deutschen Sieg, auf Befreiung von französischer Tyrannei. Sollte nicht dieselbe patriotische Stimmung auch beim Entstehen des «Zriny» mitgewirkt haben? Ich glaube dies verneinen zu können. In dem die verstorbene Königin Luise verherrlichenden Gedicht schließt Körner mit den ahnenden Worten:

<sup>12)</sup> Als Beweise für meine Behauptung berufe ich mich auf folgende Gedichte Theodor Körners, in denen die Freiheit und das Vaterland zwar Erwähnung finden, ihnen jedoch jeder politische Anstrich fehlt: »Am Stiftungstage«, »Bundeslied für die Thuringia«, »Burschenleben«, »Trinklied«; hauptsächlich aber »Burschenweihe«, mit folgender charakteristischen Strophe:

Der Bursche zieht für seine Brüder  
Den Bundesdegen freudig blank,  
Und sinkt er schwer getroffen nieder —  
Der Brüder Freiheit ist sein Dank.  
Er stirbt, dem schönen Bunde treu,  
Im Tode wie im Leben frei.

<sup>13)</sup> Briefwechsel S. 219.



Kommt dann der Tag der Freiheit und der Rache:  
Dann ruft dein Volk; dann deutsche Frau erwache  
Ein guter Engel für die gute Sache.

Körner sah Rauchs Büste bei der Familie Humboldt Mitte Januar 1812<sup>14</sup>). Aber um dieselbe Zeit hat auch Napoleon seinen Feldzug gegen Rußland beschlossen; um dieselbe Zeit waren die patriotischen Kreise Preußens bemüht, den König Friedrich Wilhelm III. von einem Bündnis mit Frankreich zu entfremden, so daß man schon allgemein von einem Krieg gegen Napoleon munkelte. Diese Gerüchte mußten Körner bei Humboldt zu Ohren gekommen sein; er hofft auch auf einen Krieg, und ist entschlossen, in dem Fall «seine deutsche Abkunft zu zeigen und seine Pflicht zu erfüllen<sup>15</sup>)». Unter dem Einfluß dieser Kriegsnachrichten und der Möglichkeit eines preußischen Aufstandes ist das Gedicht mit seiner prophetischen Wendung entstanden.

Die bald darauf erfolgenden Ereignisse, das Bündnis Preußens mit Napoleon, die Vorbereitungen zum russischen Feldzug, die Verherrlichung Napoleons durch die erniedrigten deutschen Fürsten im Mai, sein Abzug mit der großen Armee konnten kaum Nahrung und Anregung zu ferneren Hoffnungen für den jungen Wiener Poeten darbieten. Wenn in ihm noch patriotische Gefühle und Stimmungen wach werden konnten, würden sie höchstens die der Trauer und Erbitterung gewesen sein<sup>15 a</sup>); doch scheint er lange Zeit alle ähnlichen Anregungen absichtlich verdrängt und erstickt zu haben. Nur in der Zeit nach Napoleons Niederlage, nach seiner Flucht, taucht die patriotische Begeisterung Körners wieder auf, und so entstehen im Dezember 1812 die den Sieg bei Aspern und den Prinzen Louis Ferdinand verherrlichenden Gedichte, dann zu Beginn von 1813 sein patriotisches Drama und die übrigen in «Leyer und Schwert» aufgenommenen Gedichte.

Sein patriotisches Gefühl, seine Begeisterung für deutsche Freiheit hatten sich also in der Zeit vom Januar bis zum Dezember 1812 kein einziges Mal geäußert, weil er dazu keine Anregung von den damaligen Verhältnissen erhalten konnte. Wie würde er eben nur seinen «Zriny» in einer solchen Stimmung und mit solcher Tendenz verfaßt haben, wie wir sie in seinen späteren Kriegsliedern finden?

Karl Berger<sup>16</sup>), der neueste Biograph Körners, mißt der politischen Begeisterung nicht mehr in Entstehung des Dramas, wohl aber in seinem Erfolg eine große Wichtigkeit bei. Nach ihm erklärt sich die günstige Aufnahme von seiten des Publikums dadurch, daß man darin die Ähnlichkeit mit den damaligen Verhältnissen erkannte und so durch die politischen Beziehungen zum Beifall angeregt wurde. Diese Annahme, obgleich wahrscheinlicher als jene von Peschel und Wildenow, wird auch durch keine Belege unterstützt. Keiner der vielen Bekannten, die den «Zriny» gelesen und gesehen haben, erwähnt, daß man darin politische Ermahnungen wahrgenommen hätte. Auch die Zeitungsberichte schweigen vollständig darüber. Ja, man könnte noch weiter gehen und vermuten, daß bei dem Hineinfühlen von politisch-patriotischen Tendenzen sich die Besprechungen der Journale günstiger und nachsichtiger gestaltet haben würden, als dies

<sup>14</sup>) Ebenda S. 172. <sup>15</sup>) Ebenda S. 167. <sup>15 a</sup>) Die patriotischen Zeilen im Gedichte «Dresden» haben einen ganz lokalen Charakter.

<sup>16</sup>) Berger, Theodor Körner. 1912, S. 169—172.

tatsächlich der Fall gewesen. Außerdem aber war das Wiener Publikum allen politischen Fragen gegenüber so gleichgültig, so wenig für einen Krieg gegen Napoleon eingenommen, daß seine Begeisterung und sein Beifall schwerlich bloß der ohnehin nur entfernten Ähnlichkeit zweier historischer Zeitalter entsprungen sein würde.

Einen geringen politisch-aktuellen Anstrich erhielt das Stück tatsächlich durch die Charakterisierung Solimans, in dem Züge von Napoleon zu erkennen sind. Diese Züge sind jedoch nicht tendentiös in das Drama herübergenommen, können auch nur in zweiter Reihe in Betracht kommen. Es war ja nur gar zu natürlich, daß Körner bei Zeichnung eines Tyrannen ganz unwillkürlich auch an den ihm verhaßten Napoleon dachte; er konnte nicht umhin, in dem Charakter des Soliman auch Züge von Napoleon zu berühren, ohne damit eine hervortretende politische Tendenz zu verbinden. Friedrich Förster allein erwähnt die Ähnlichkeit zwischen Soliman und Napoleon in einem vom Januar 1813 datierten Briefe, wo er sich folgendermaßen äußerte: «Daß die ängstliche Zensur deinem Großtürken einige Barthaare ausgerupft und sogar den Mut gehabt, ihm, ohne Hüons Horn, einige Backzähne auszubrechen, bevor er sich öffentlich vernehmen ließ, ist zu bedauern. Allein so ganz zahm scheint Soliman doch noch nicht geworden zu sein, und wenn der Schauspieler einigermaßen seine Kunst versteht, so wird er schon gewußt haben, durch den Turban den kleinen Dreieck mit der dreifarbigten Kokarde durchschimmern zu lassen<sup>17)</sup>.» Selbst wenn wir der Äußerung Försters, trotz den gegen seine Beiträge zur Geschichte von 1813 als Urkundenfälschungen gerichteten Angriffen<sup>18)</sup>, Glauben schenken wollen, hat dieselbe als verspätete, einige Wochen nach der Aufführung gemachte Mutmaßung keinen besonderen Wert. Körner hat sich öfters über die Wiener Zensur beklagt, wo sein Stück ziemlich lange zurückbehalten wurde; daß daraus aber besonders die auf Napoleon gemünzten Stellen gestrichen worden wären, dazu haben wir gar keine Belege. Ich glaube, Förster hat hier wieder einmal zuviel seiner eigenen Einbildungskraft vertraut.

Doch auch Goethe äußerte Bedenken gegen das Stück, nicht nur in theatralischer, sondern auch in politischer Rücksicht<sup>19)</sup>, was bei der ängstlichen Politik von Sachsen-Weimar auch ganz gut zu verstehen ist.

Außer den bisher angeführten Gründen will ich mich noch auf die allgemein bekannte Ängstlichkeit der österreichischen Zensur, die Mitte 1812 noch überwältigende Macht Napoleons, das noch fehlende Nationalgefühl der Deutschösterreicher berufen<sup>20)</sup>, die dem jungen Dichter die Aufführung einer politischen Tragödie, wenn nicht unmöglich gemacht, doch riesig erschwert hätten. Nicht nur der Wunsch, eigens etwas für österreichische Zuschauer Bestimmtes zu schreiben, das auch aufgeführt werden konnte<sup>21)</sup>, aber auch die Ratschläge Goethes<sup>22)</sup> mußten ihn von jeder politischen Färbung zurückhalten.

<sup>17)</sup> Fr. Förster, Erinnerungen aus den Befreiungskriegen. Pandora 1840, I, S. 6.

<sup>18)</sup> Latendorf, Fr. Försters Urkundenfälschungen zur Geschichte des Jahres 1813.

<sup>19)</sup> Briefwechsel S. 205.

<sup>20)</sup> Pichler II, S. 247.

<sup>21)</sup> Briefwechsel S. 176.

<sup>22)</sup> Ebenda S. 185.

Der väterliche Freund Körners, Graf Geßler, hat schon damals ganz richtig erkannt, mit welchem Maßstabe man das Stück messen und aus welchem Gesichtspunkte man es beurteilen muß: «Der Beifall, den es in Wien gehabt hat, blendet mich nicht — schreibt er an Karoline von Wolzogen<sup>23)</sup> — da es gewissermaßen ein Nationalschauspiel ist und das Publikum durch so manches anspricht, was den, der kein Ungar und nicht einmal Österreicher ist, sehr gleichgültig läßt, zu geschweigen, daß man in Wien von Pasteten besser judizieren kann, als vom hohen tragischen Pathos und das Land der Fajaken schwerlich die hohe Schule des Geschmacks ist.» Auch Frau v. Humboldt äußert sich treffend über den «Zriny», als sie über ihn an ihren fernweilenden Gatten schreibt: «es wird hier ungeheuer gefallen und in Pest gewiß Furore machen<sup>24)</sup>.» Und Friedrich Förster sieht ebenfalls richtig den Grund des Erfolges, als er sich folgendermaßen ausspricht: «Daß Zriny mit so großem Beifall aufgenommen ist, konnt ich mir denken; die Wahl des Stoffes war ungemein glücklich, denn die Wiener sehen die Heldenthat eines Ungarn gewiß so an, als ob sie einer von ihnen selbst ausgeführt hätte, und außerdem ist ja wohl der Graf Palfy, dem das Theater an der Wien gehört, ein Ungar; die Esterhazy, Zichy und andere ungarische Magnaten werden ebenfalls große Freude über die Verherrlichung ihres Landes haben<sup>25)</sup>.»

Die Freunde Körners hatten recht. «Zriny» war auch nach ihnen vor allem ein ungarisches Nationalstück. Die Zeitgenossen haben es als solches, und nicht als deutsche politische Tragödie empfunden. Der große Erfolg kann wirklich nur dadurch erklärt werden, daß das Theater voll Ungarn war<sup>26)</sup>, die der Verherrlichung eines ungarischen Nationalhelden ganz natürlich nach besten Kräften applaudierten.

Auch von anderen, nicht in Wien lebenden Ungarn wurde der «Zriny» mit Freude aufgenommen. So besuchte Fürst Esterházy, österreichischer Gesandter in Dresden, den Vater des Dichters eigens, um das Stück kennen zu lernen<sup>27)</sup>. Sein Besuch und begeisterter Bericht über dasselbe hatten zur Folge, daß es selbst in die Hände der Prinzessin Auguste kam, die sich dafür lebhaft interessierte<sup>28)</sup>.

In Wien wurde «Zriny» noch oft bei vollem Hause zur Aufführung gebracht, und obgleich sich die Kritik ablehnend darüber geäußert, konnten diese Besprechungen das Publikum davon doch nicht entfremden<sup>29)</sup>. Selbst die ihm übelgesinnten Wiener Journale geben zu, daß «Zriny» einen großen Bühnenerfolg gehabt hat. «Die Stimme des Volkes — sagt der österreichische Beobachter — muß ihn (Körner) in Schutz nehmen, muß sein

<sup>23)</sup> Peschel und Wildenow I, S. 361.

<sup>24)</sup> Karl Berger, Th. Körner. S. 169.

<sup>25)</sup> Pandora 1840, S. 6. — Die Richtigkeit von Försters Behauptung wird einerseits durch die Zeitschrift »Der Sammler«, andernteils durch Körner selbst bestätigt. Dort heißt es (V, 1813, Nr. 2): Körner hat »eine nicht allgemein bekannte Edelthat eines unserer Mitbürger . . . der Vergessenheit entrissen, und in einem warmen, lebendigen Gemälde vor unsere Augen gebracht«.

<sup>26)</sup> Briefwechsel S. 210.

<sup>27)</sup> Peschel und Wildenow I, S. 364—365.

<sup>28)</sup> Ebenda I, S. 400.

<sup>29)</sup> Österreichischer Beobachter 1813, Nr. 9 u. 10; Theater-Zeitung 1813, Nr. 1, 2 u. 3; Der Sammler 1813, Nr. 2 u. 3; Eipeldauer Briefe 1813, 3. Heft, S. 15.



Talent groß ziehen in ihrer Gunst. Dagegen hat eine freimüthige und unparteiische Kritik das Recht, ja die Pflicht, darauf zu sehen, daß er nicht verzogen werde; sie muß den berauschenden Kranz des Ruhms, welchen das Entzücken günstiger Zuschauer einen Augenblick auf die Stirn des jungen Dichters drückte, wieder aufheben, damit „die Götter ihn zwischen Wolken verklären, daß er hoch und höher und unerreichbar schwebe, und des Dichters Leben nach diesem Ziel ein ewig Wandeln sei.“ Und die «Briefe des jungen Eipeldauers an seinen Vetter» (1813. 3. Heft, S. 15) berichten: «Aufn Theater an der Wien habn s' auch schon öfters das Trauerspiel Zeriny (!) gebn, und weil halt gar wunderschöne Dekorationen drin vorkommen, und weil am End sogar eine fürchterliche Feuersbrunst und unter den Flammen ein völliger Einsturz z'sehn ist, und weil die braven Aktör wieder recht fleißig z'sammen spielen, so haben s' bey dem Stuck 's Theater immer voll.»

Auch in Ungarn wurde das Stück recht bald bekannt, und hatte früher in seiner deutschen Gestalt, später aber auch in der ungarischen Übersetzung einen großen Erfolg, so daß sich das Publikum selbst nach vielen Jahren noch unter dem Einfluß der Handlung zu häufigem Applaudieren und Zurufen hinreißen ließ<sup>30)</sup>. Auch in Ungarn war es besonders der höhere Adel und hauptsächlich die Frauen, die dem «Zriny» ein großes Interesse entgegengebracht haben, während die gebildeten und berühmten Schriftsteller der Zeit sich demselben gegenüber ziemlich zurückhaltend benahmen. Den ungarischen Schriftstellern wurde das Stück zuerst durch die in Wien verkehrenden ungarischen Magnaten vermittelt. Im Jahre 1818 fordert die Frau des Grafen Ladislaus Teleki den angesehenen ungarischen Dichter Paul von Szemere auf, den «Zriny» ins Ungarische zu übersetzen<sup>31)</sup>. Den ersten Entwurf führte dieser schon im folgenden Jahre aus, so daß «Zriny» in ungarischer Übersetzung im Jahre 1819 schon zu Stulweißenburg auf die Bühne gelangte; doch arbeitete Szemere noch jahrelang an seiner Übersetzung, nahm sich auch unterdes eine Umarbeitung oder besser gesagt, Verschmelzung von den Stücken des Werthes, Pyker und Körner vor<sup>32)</sup>, blieb aber am Ende doch bei dem ursprünglichen Text, der endlich mit einigen Verkürzungen<sup>33)</sup> im Jahre 1826 erschien<sup>34)</sup>.

Durch Szemere lernte den «Zriny» Franz von Kölcsy kennen. Nach Hörensagen scheint er davon entzückt gewesen zu sein, so daß er Szemere noch im Jahre 1820 das ewige Leben versprechen konnte, wenn ihm die Zriny-Übersetzung gelingen würde<sup>35)</sup>. Als er Körners Drama aber kennen lernte, änderte sich seine Überzeugung, so daß er das Stück in seiner mit

<sup>30)</sup> Dies wird durch die ungarische Zeitschrift «Honművész» bei Gelegenheit der Aufführung am 23. September 1833 erwähnt und für unnütz befunden.

<sup>31)</sup> Szemeres Brief an Kazinczy vom 13. Juli 1818. (Herausgegeben von Josef Szvórényi in seiner Szemere-Ausgabe. 1890, Bd. III, S. 164.)

<sup>32)</sup> Brief an Kölcsy vom 30. November 1824. (Ebenda S. 220.)

<sup>33)</sup> Weggelassen sind der Bericht des Bauers im I. Aufzug, die Aufzählung des kaiserlichen Heeres (Aufz. II), die Todesszene der Helene (Aufz. V), und einigermaßen ist auch die Schlußszene verändert.

<sup>34)</sup> In dem durch Kölcsy und Szemere redigierten kritisch-belletristischen Organ «Élet és Litteratura».

<sup>35)</sup> In einem Briefe vom 25. November 1820.

Szemerer Übersetzung zugleich erschienenen, wirklich hervorragenden Kritik ziemlich unbarmherzig zerlegt und uns seine Schwächen überzeugend vor Augen stellt<sup>36)</sup>.

Eine andere Übersetzung des »Zriny« war schon früher, im Jahre 1819, zu Klausenburg erschienen. Der Übersetzer war Daniel Petrichevich Horváth, der als Mitglied der Siebenbürger Aristokratie auf Anregung mehrerer Magnaten, das Stück zum Namensfeste des Gouverneurs Baron Georg Bánffy in Prosa übersetzt hat. Mit diesem Stück wurde das Nationaltheater zu Klausenburg im Jahre 1821 am 11. März eröffnet; es wurde von aristokratischen Dilettanten aufgeführt<sup>37)</sup>.

Das Haupt der ungarischen Literatur am Anfang des XIX. Jahrhunderts, Franz v. Kazinczy, lernte den »Zriny« auch durch aristokratische Vermittlung kennen. Graf Josef Dessewffy hatte ihn von einer ungarischen Dame geliehen bekommen, und durch ihn gelangte das Buch dann zu Kazinczy, der sich darüber aber niemals geäußert hat.

Während die genannten ungarischen Dichter und Schriftsteller, im Gegensatz zum Enthusiasmus des Publikums und der höheren Stände, sich ziemlich kühl verhalten, kommt ihm der gefeierte Dichter Alexander von Kisfaludy mit der größten Begeisterung entgegen, die er in seinem Lustspiel »Az elmés özvegy« (Die schlaue Witwe) rückhaltslos zum Ausdruck gebracht hat. Seine Begeisterung entstammt hauptsächlich der patriotischen Gesinnung, die auch in seiner eigenen literarischen Laufbahn vorwiegend ist.

## II.

Wie aber ist Körner auf den Gedanken gekommen, die Heldentat des Zrinyi in einem Drama zu verherrlichen? Der allgemein verbreiteten Auffassung nach wurde er darauf von dem ungarischen Dichter Karl v. Kisfaludy aufmerksam gemacht. Diese Annahme kann vor einer kritischen Untersuchung keineswegs standhalten.

Am 26. August 1811 war Körner in Wien angekommen, ohne bestimmten Zweck und Plan, den er da befolgen sollte. Er suchte alte Bekannte seines Vaters auf, durch die er recht bald mit den gesellschaftlichen Kreisen des lustigen Wien in Berührung kam, so daß sein dortiges Leben in beständiger Geselligkeit verbracht wurde. Von den vornehmeren Familien Wiens verkehrte er mit den Humboldts, Arnsteins, Pereira, Geymüllers, Zichy, Pálffy, dem Grafen Fries, Fürst Lobkowitz, der Gräfin Engl, den Schlegels usw.<sup>38)</sup>.

<sup>36)</sup> Élet és Litteratura 1826.

<sup>37)</sup> Von den übrigen Stücken Körners wurde nur seine »Hedwig« (übersetzt von Stephan von Déry, 1814) aufgeführt (im Druck nicht erschienen). Von seinen lyrischen Gedichten erschienen mehrere im ungarischen Almanach »Hebe« (hrsg. von S. Igaz in Wien) und im »Szépliteraturai Ajándék«. Von ihm inspiriert entstand das Huszarenlied des Grafen Franz Teleki (Hebe 1825). — Biographische und kritische Aufsätze über Körner sind mir in Ungarn folgende bekannt: »Körners Leben«, im Tudományos Gyűjtemény 1819, VII, S. 75; Franz von Kölcsy, »Über Körners Zrinyi«, Élet és Litteratura 1826; Besprechung von Kölcsys Kritik im Tud. Gyűjt. 1827, IV, S. 65–68; und Gustav Heinrich in »Budapesti Szemle« 1892.

<sup>38)</sup> Seine Beliebtheit in den eleganten Kreisen Wiens geht auch aus den Zeilen hervor, die wir in den »Souvenirs de la Baronne du Montet« (1785–1866), Paris 1904, 2<sup>e</sup> édit., p. 91, finden: »Hadersdorf, 13 juillet 1813 . . . les muses et plusieurs

Auch mit den literarischen und künstlerischen Kreisen Wiens war er bald bekannt geworden, und neben den wohlwollenden Humboldts und Friedrich Schlegel war es besonders die Wiener «Bohème», die seine größte Zeit in Anspruch nahm. Er fühlte sich recht wohl in der lustigen Gesellschaft von Malern (Philipp Veit, Olivier aus Dessau, Georg Friedrich Kersting), Schriftstellern (Castelli, Kurländer, Deinhardstein, Eichendorff<sup>39</sup>), Mayrhofer<sup>40</sup>), Musikern (Streicher, Beethoven, Spohr, Meyerbeer, K. M. v. Weber usw.), vor allem aber fühlte er sich durch die Bühnenwelt angezogen. Die meisten Vertreter der Schauspielkunst sind ihm im Laufe der Zeit näher getreten, ja selbst seine Braut suchte er sich unter den Darstellern seiner Stücke aus. Der «familiäre Umgang» mit den Schauspielern wurde ihm von manchen — wie von Dorothea Schlegel — übelgenommen. Auch K. Pichler berichtet über seinen Umgang mit der Theaterwelt<sup>41</sup>). Ob er aber in seinem gewöhnlichen Verkehr auch mit Ungarn zusammenkam, dafür gibt es keine Belege. Ausgeschlossen scheint es auf keinen Fall zu sein, da er ja während seines Wiener Aufenthaltes ungarisch zu fluchen gelernt hat, wovon er später, als er in das Heerlager zog, unterwegs einmal erfolgreichen Gebrauch machte<sup>42</sup>).

Die Behauptung, daß er in Wien auch mit Karl Kisfaludy verkehrt hat, finden wir zuerst in der 1831 bald nach Kisfaludys Tod erschienenen Biographie des ungarischen Dichters<sup>43</sup>). Der Verfasser, Franz Toldy

belles dames pleurent le poète Koerner, blessé dans cette bataille (Kitzen). J'ai vu danser Koerner cet hiver (à Vienne); il avait une physionomie mélancolique et sombre et valsait en furieux et toujours à contre-temps.»

<sup>39</sup>) Unbeachtet blieb auch seine Bekanntschaft mit J. von Eichendorff, in dessen Tagebüchern (Sämtl. Werke, hrsg. von A. Sauer und W. Kosch, Bd. XI) wir Körner mehrmal erwähnt finden. Am 26. Januar 1812 schreibt er über seinen Besuch bei Schlegel und A. Müller: von da ging es «Zum Lothringer», «wo wir schon früher den jungen, noch kindisch genialen und burschikosen Dresdner: Theodor Körner, Verfasser der kleinen Stücke in der Burg, mit dem sächsischen Maule, kennen lernten. Er macht nichts als dichten, ist bei den Proben im Theater usw.» (S. 306). Am 13. Februar wird bei Schlegels Ph. Veits Geburtstag gefeiert: «Da war: der kleine bukklichte Mahler Frikk mit Sakk und Pakk, der praetiöse Mahler Olivier aus Dessau, Theodor Körner, der sich über meine unerwartete Baronschaft wunderte etc. . . . Philipp singt Lieder, wozu Eggers Guitarre spielt, Körner singt und spielt durch dick und dünn Lieder aus des Knaben Plunderhorn und Burschenlieder (es wohnt ein Müller etc.), die Schlegel durchaus geistreich findet . . . Körner spielt den himmlischen Cadixer Fandango, wobei Schlegel aufsteht und viva l'Espagna trinkt, wozu alle anstießen. Lustig. Nach 11 Uhr fort, ich Körnern noch bis auf die rothe Thurmstrasse begleitend» (S. 308—309).

<sup>40</sup>) Seine Freundschaft mit Mayrhofer erwähnt Joseph Freiherr von Spaun in seinen handschriftlichen Memoiren. (Siehe darüber Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft VIII, S. 86 f.) Wie mit Eichendorff war Körner auch mit Spaun im Gasthause »Zum Lothringer«, das am Kohlmarkt seit 1684 bestand, bekannt geworden, wo sie »beide täglich soupirt«. Auch seine Bekanntschaft mit dem Musiker Spohr wird durch Spaun erwähnt. (Vgl. dazu Spohrs Selbstbiographie. 1860, I, S. 191.)

<sup>41</sup>) Pichler II, S. 202. — Vgl. auch Krimer: Erinnerungen eines alten Lützower Jägers. 1913. I. 285—6.

<sup>42</sup>) Briefwechsel S. 226.

<sup>43</sup>) Toldy, F., Sämtl. Werke K. Kisfaludys, 1831, Bd. X, S. 246 f.



(Schedel), der sich nur in einer viel späteren Bearbeitung<sup>44)</sup> auf die angebliche persönliche Aussage seines Freundes beruft, erzählt folgendes über den Wiener Aufenthalt Kisaludys und über sein Verhältnis zu Körner: «Seine größte Freude war in jener Zeit das Theater. Oft trug er selbst seinen letzten Heller in das Burgtheater. Körner erregte eben damals mit einigen kleinen Stückchen jenes Aufsehen, das ihn zum Hoftheaterdichter machte. Kisaludy suchte seine Bekanntschaft und lebte mit dem beinahe Gleichjährigen einige Zeitlang in freundschaftlichem Verhältnis. Körner schrieb auf seine Aufmunterung den «Zriny», Kisaludy vermißte aber darin ungarisches Leben, Körner hat von solchem gar nicht geträumt, er glaubte die Ausstellungen für erfunden, und besuchte ihn darum seltener.»

Aus Toldys Biographie kam diese Angabe in den «Österreichischen Zuschauer»<sup>45)</sup>. Hier lautet sie: «... im Jahre 1812 kam Körner nach Wien und erwarb sich durch mehrere gelungene Producte, besonders im Gebiete der dramatischen Poesie, solchen Ruhm, daß er die Stelle eines K. K. Hoftheaterdichters erhielt. In dieser Eigenschaft lieferte er, nebst seinen theatralischen Kleinigkeiten, rasch nacheinander eine Reihe größerer Dramen, worunter besonders «Toni», «Hedwig» und «Zriny» genannt zu werden verdienen. Ein wenig bekannter Umstand ist es, daß Körner die Idee zu dem letztgenannten Trauerspiele von dem jüngeren Kisaludy erhielt, welcher damals in der größten Dürftigkeit als Maler zu Wien gelebt und mit Körner ein freundschaftliches Verhältniß angeknüpft hatte, welches sich später deshalb zerschlagen haben soll, weil dieser den Zriny nicht so national behandelt, als Kisaludy es gewünscht.» Wurzbach übernimmt diese Angabe, indem er sie in poetischer Weise weiterentwickelt<sup>46)</sup>. «Um jene Zeit lebte der ungarische Dichter Karl Kisaludy als Maler in ziemlich dürftigen Umständen in Wien. Kisaludy, selbst Poet, befreundete sich bald mit Theodor und gab ihm die Idee zum Trauerspiele Zriny. Dieses Werk, durch die Freundschaft zweier Poeten ins Leben gerufen, sollte vollendet diesen schönen Bund trennen; denn es soll sich das freundschaftliche Verhältnis beider Poeten nur deshalb gelöst haben, weil Körner den «Zriny» nicht so ungarisch national behandelt hatte, wie es Kisaludy gewünscht.» Seither wurde diese Erklärung in den meisten Biographien Körners wiederholt, obgleich Prof. Gustav Heinrich ihre Richtigkeit schon in Frage gestellt hat<sup>47)</sup>.

Toldy war der intimste Freund Kisaludys, so daß wir der Behauptung, Kisaludy habe Körner gekannt, Glauben schenken müssen, ohne jedoch die weitergeführten Angaben über die Anregung zum «Zriny» und das darauf erfolgte Entfremden der Freunde unbedingt anzunehmen. Karl Kisaludy, der gegen den Willen seines Vaters die Offizierslaufbahn verlassen, war nach seiner Entzweigung mit demselben auf sein geringes, mütterliches Erbteil angewiesen, nach Wien gekommen, wo er Maler werden wollte, hier aber sein ganzes Erbe in wenigen Tagen mit mehreren lustigen Gesellen, die er dort kennen lernte, verpraßt hat. Dies geschah im Februar 1812.

<sup>44)</sup> Magyar Költök Élete (Leben ung. Dichter) II. 1871, S. 155. Hier wird aber einfach nur seine Bekanntschaft mit Körner erwähnt.

<sup>45)</sup> 1838, III, S. 1160.

<sup>46)</sup> Biographisches Lexikon des Kaiserreichs Österreich XII, S. 244.

<sup>47)</sup> Budapesti Szemle 1892, Bd. LXXI, S. 326 f.

Seine Gesellschaft bestand wahrscheinlich aus Malern, Schauspielern und jungen Schriftstellern, und es ist nicht ausgeschlossen, daß sich auch Körner darunter befand. In Wien hielt er sich vier Monate lang auf und besuchte auch die Vorlesungen auf der Malerakademie. Dann entfernte er sich aber auf zwei Monate wegen Geldmangel und kam erst im August wieder zurück; seither lebte er mit einigen Unterbrechungen bis 1816 in der österreichischen Kaiserstadt, wo er sein Leben durch seine ziemlich unbedeutende Kunst, die Malerei, nur spärlich fristete.

Die erste Erwähnung Körners, daß er die Geschichte Zrinyis bearbeiten will, finden wir in einem Briefe vom 5. März. Kisfaludy hätte ihn also gleich in den ersten Tagen ihrer Bekanntschaft auf den ungarischen Stoff aufmerksam machen müssen. Wenn man nun dabei bedenkt, daß Kisfaludy die ersten Tage in lustiger Gesellschaft mit unsinniger Verschwendung und Ausschweifung verbracht, danach sich aber nur sehr schwer in seine gedrückte Lage finden konnte, muß ein intimer Verkehr der beiden kaum glaublich sein. Körner selbst war zu jener Zeit mit der Arbeit am «Konradin» beschäftigt, die ihm aber nicht besonders behagte, so daß er den Plan endlich fallen ließ und nach einem anderen geeigneten Stoff zu forschen begann. Er wird aber schwerlich seinen blutneuen Bekannten um Rat gefragt haben, obgleich sich dieser im geheimen auch schon auf dramatischem Gebiete versucht hat, selbst trotzdem noch sehr viel von Körner hätte lernen können. Weder die Annahme Müller-Guttenbrunns<sup>48)</sup>, daß sich ihm im Verkehr mit den ungarischen Magnaten, wie Zichy und Pálffy, der Stoff des Zrinyi aufdrängte, noch die von Gustav Heinrich<sup>49)</sup>, daß er die Anregung dazu vom Zrinyi-Drama des Schwaben Werthes erhielt, kann standhalten. Aus seinem Briefwechsel werden wir andere Folgerungen machen können.

Er war nach Wien gekommen ohne bestimmte Pläne. Den Naturwissenschaften, die ihn bisher am ehesten angezogen hatten, war er abtrünnig geworden. Sein um ihn besorgter Vater sucht ihn daher in andere Bahnen zu lenken, zu einem ersten Studium zu bewegen, das dem jungen Manne auch bei seiner dichterischen Entwicklung von Nutzen sein konnte. «Gesetzt die Naturwissenschaften hätten ihren Reiz für Dich verloren, — schreibt Gottfried Körner am 13. September 1811<sup>50)</sup> — hat denn auch Geschichte gar nichts Anziehendes mehr für Dich? Ist Dir nicht einleuchtend, wie sehr sie auch dem Dichter dient, um den Gestalten seiner Phantasie Bestimmtheit und Körper zu geben? Aber Kompendien und Handbücher muß man nicht lesen, sondern die Quellen studieren. Und hierzu, dünke ich, müßte in Wien Gelegenheit sein. Solltest Du Dir durch Humboldt oder Schlegel nicht den Gebrauch der dortigen Bibliothek auswirken können? Dann würde ich an Deiner Stelle nichts lesen als die Quellen der deutschen Geschichte.» Unter dem Einfluß dieser Worte entschließt sich Theodor zum geschichtlichen Drama. Er entwirft den Plan zu einem Konradin von Schwaben, zu dem er nun eifrige geschichtliche Studien macht. Unterdessen schreibt er aber noch andere kleinere Stücke ohne geschichtlichen Hintergrund, von denen einige bald aufgeführt werden und ihn zum Lieb-

<sup>48)</sup> Im Jahrhundert Grillparzers. <sup>3</sup> 1904, S. 91.

<sup>49)</sup> Budapesti Szemle 1892, S. 328.

<sup>50)</sup> Peschel und Wildenow I S. 299. Theodors Antwort I, S. 306.

ling des Wiener Publikums machen. Er selbst ist jedoch mit seinen leichten Erfolgen nicht zufrieden; er wollte gern mit einem großen Stück vor die Wiener treten und ihnen dadurch sein Dichtertalent beweisen. Der Konradin würde dazu nicht passen, da ihm die Zensur dabei große Schwierigkeiten bereiten würde. Er muß es daher mit einem andern Stoffe versuchen. «Ich suche jetzt emsig nach einem romantischen Stoff zu einem fünftaktigen Drama — schreibt er am 26. Februar 1812<sup>51)</sup> — da ich den Wienern gern weisen will, daß es mir auch dabey nicht an Kraft fehlt. Der Conradin ist ein Stoff, bei welchem ich von der Darstellung abstrahiren muß, da der Papst und manche politischen Meinungen nicht ohne große Aufopferungen ins Dunkle gesetzt werden können. — Die Bürger von Pforzheim, Moritz von Sachsen, die Schlacht bei Detmold, sind alles herrliche Stoffe, aber nicht für Wien, und ich will nun gerade etwas, wo ich das Vergnügen der Aufführung genießen kann und in keine Collision mit der Censur gerathe. Ich denke bei den Tyrolern etwas zu finden.» Er sucht also nach einem historischen Stoff aus der österreichischen Geschichte, und glaubt, daß ihm Tyrol einen passenden liefern wird. Deshalb lag der Gedanke am nächsten, bei dem aus Tyrol stammenden größten und berühmtesten Historiker jener Zeit nach einem solchen Thema zu forschen. Dies war der Freiherr von Hormayr, der überall gefeierte Geschichtsschreiber Österreichs, der mit seinem «Archiv aus der vaterländischen Geschichte», seinem «Taschenbuche» und dem «Österreichischen Plutarch» sich unsterbliche Verdienste um die Erweckung des österreichischen Nationalgefühls und österreichisch-ungarischer Geschichtsforschung erworben hat. Körner suchte im Österreichischen Plutarch nach einem Stoff aus der österreichischen Geschichte, wo er im siebenten Bändchen auf die Lebensgeschichte des Grafen Zrinyi gestoßen ist. Er ist so begeistert davon, daß er unter dem Einfluß seiner Lektüre gleich am 5. März dem Vater von dem neuen Plan berichtet<sup>52)</sup>. «Der ungarische Leonidas, Graf Zrinyi ist jetzt mein Augenmerk. Es ist ein Stoff, der alle möglichen Erfordernisse eines gewaltigen Trauerspiels hat, und dadurch, daß der Heldentod einer entschlossenen Schaar die Katastrophe bildet, bekommt es jene große Ansicht einer Todesweihe, die mich in den Bürgern von Pforzheim so angezogen hat.» Die Benennung Zrinyis als ungarischer Leonidas stammt aus der kleinen Biographie Hormayrs, wo wir einen ausführlichen Vergleich zwischen dem spartanischen Helden und dem ungarischen Grafen finden, der mit dem Ausspruch: «Zrinyi ist der ungarische Leonidas» endet. Diese Übereinstimmung läßt mit Sicherheit darauf schließen, daß Körner die Anregung zu seinem Drama von Hormayr erhalten hat<sup>53)</sup>.

Der Vater mußte mit der endgültigen Wahl seines Sohnes recht zufrieden sein, umso eher, da er ja selbst viel über einen passenden Gegenstand nachgedacht und ihm endlich auch die ungarische Geschichte empfohlen hatte. In einem Briefe vom 2. März, den aber Theodor nur schon nach dem

<sup>51)</sup> Brietwechsel S. 176.

<sup>52)</sup> Ebenda S. 178.

<sup>53)</sup> Die Übereinstimmung dieser beiden Stellen erwähnt auch schon Herold (Werthes und die deutschen Zrinyi-Dramen. 1898, S. 129); er nimmt selbst die Beeinflussung durch Hormayr an, ohne jedoch dabei die Rolle Kisfaludys in Abrede zu stellen.



Entschluß, Zrinyi zu bearbeiten, erhalten haben konnte, schrieb ihm der Vater<sup>54)</sup>: «Auf einen romantischen Stoff zu einem größeren Drama will ich denken; aber sogleich fällt mir keiner bei. Durchsuche doch die alte österreichische Geschichte!» Dann empfiehlt er ihm die Geschichte von Kaiser Maximilian, Leopold von Österreich, macht ihn auf seine Donaureise und die *Acta sanctorum* aufmerksam, und sagt endlich: «Die ungarische und böhmische Geschichte muß auch viel Brauchbares liefern. Ich weiß nicht, ob die Libussa von Böhmen schon gut behandelt ist. Mathias Corvinus und sein Vater Hunniath sind auch interessant.»

Doch Theodor hatte schon gewählt und den Entschluß gefaßt, Zrinyis heldenmütigen Opfertod in einer Tragödie zu bearbeiten.

Nicht nur die angeführten äußeren Gründe machen die Erzählung Toldys unwahrscheinlich, wir können dagegen auch einige innere Widersprüche erwähnen. Kisfaludy soll im «Zriny» den ungarischen Charakter vermißt haben. Dies kann sich entweder auf die Auffassung der Charaktere oder auf die im Stücke zum Ausdruck gebrachte gegenseitige Stellung Österreichs und Ungarns beziehen. Kisfaludy hätte am Stücke aussetzen können, daß Zrinyi und seine Gefährten nur in ihren Worten, nicht aber ihrem Wesen nach Ungarn seien, daß sie nur als leere Schemen ohne jede charakteristische Eigenschaft des Ungarn aus dem XVI. Jahrhundert gedacht wären. Doch kann man von dem damals noch so jugendlichen Dichter eine solche Einsicht in das Wesen von Körners Drama auf keinen Fall erwarten, umso weniger, da er ja selbst um dieselbe Zeit und auch noch viel später ganz ähnliche Fehler begangen hat. Die Ungarn seiner Dramen sind so schemenhaft, so pathetisch unnatürlich, ohne jegliche *couleur locale*, daß man sich mit Recht darüber wundern müßte, wenn er sich deswegen von Körner abgewendet hätte. Natürlich beweist dies nicht, daß er auch später nicht zu einer Erkenntnis dieser Fehler Körners gekommen sei. Dies ist um so glaublicher, da er ja auch die Fehler seiner eigenen Jugendarbeiten erkannt hat. Besonders nach dem Erscheinen der tüchtigen Kritik Kölcsseys mußte auch Kisfaludy zu einer richtigen Beurteilung des «Zriny» gelangt sein.

Mehr Grund zu zürnen hätte Kisfaludy gehabt insofern, daß die Konstitution Ungarns, als auch das Verhältnis zu Österreich und dem Herrscher nicht ganz fehlerlos dargestellt ist. Zrinyi und seine Gefährten sprechen immer von einem Kaiser, dem sie dienen, wollen für Vaterland und Kaiser in den Tod gehen, wobei natürlich an den Kaiser von Österreich gedacht werden mußte. Daran hätte der nationale Patriotismus Kisfaludys wirklich Anstoß nehmen können. Doch hätte sich Körner bei eventuellen Vorwürfen rechtfertigen können, er hätte nur gebraucht sich auf seine geschichtlichen Quellen, und zwar auch von Ungarn stammenden Quellen zu berufen, wo die Verfasser immer von einem Caesar, Princeps, Imperator oder Kaiser, und nicht von einem Rex handeln, unter dem aber natürlich der Herrscher des Königreichs Ungarn verstanden worden ist<sup>55)</sup>.

<sup>54)</sup> Peschel und Wildenow II, S. 225.

<sup>55)</sup> Dies ist der Fall bei den Ausländern Budina, Bizarus, Ortelius redivivus, Hormayr, bei Ungarn wie Istvánffy, Forgách, Pyrker, und allein der Schwabe Werthes spricht in seinem zu Pest entstandenen Drama hie und da von einem König.

Nach einer solchen Erklärung hätte Kisfaludy dem jungen deutschen Dichter, der von einer ungarischen Heldentat so begeistert gewesen und der den Ruhm Ungarns mit seinem Werke über die Grenzen verbreitet hat, unmöglich gram bleiben können. Wenn er die ihm beigelegte Äußerung über sein Verhältnis zu Körner wirklich gemacht hat, muß diese unter dem Einfluß von Kölncys ungünstiger Kritik entstanden sein, und so muß sie unserer Erklärung gemäß unter die Menge literarischer Anekdoten und Legenden, die zu allen Zeiten massenweise aufwuchern, verwiesen werden.

### III.

Körner hat also die Geschichte des Zrinyi aus Hormayrs österreichischem Plutarch kennen gelernt. Er begnügte sich aber mit dieser kurzen Darstellung nicht, und hat die Absicht, den Wünschen seines Vaters gemäß, eingehende Quellenstudien zu machen. Der Vater geht ihm dabei zur Hand. Am 29. März schreibt Theodor nach Hause<sup>56)</sup>: «Der lieben Mutter dank' ich herzlich für die Worte der Liebe, die ich von ihr empfangen, sowie dem Vater für die Mühe, mir die Quellen zum Zriny aufzuschreiben.» Zur selben Zeit hat er auch schon, außer Hormayr, das Drama des Werthes gekannt<sup>57)</sup>. Seither besuchte er fleißig die Wiener Bibliothek<sup>58)</sup> und machte dort gründliche Studien zu seinem Werke, indem er sich in die vom Vater empfohlenen Quellen vertiefte. Ende April scheint ihm der Vater nachträglich noch auf ein wichtiges Quellenwerk, den Ortelius redivivus aufmerksam gemacht zu haben, da Theodor sich darüber am 2. Mai äußert<sup>59)</sup>: «Für das Citat des Ortelius redivivus danke ich sehr, es ist so ziemlich das beste, was ich über den Gegenstand gefunden habe, und recht kräftig und männlich geschrieben.» Seither wurde dieses Werk als seine Hauptquelle betrachtet. Doch scheint er um die Zeit seinen Stoff schon ziemlich beisammen und auch den Plan fertig gehabt zu haben. So berichtet er schon am 9. Mai von seiner Absicht, denselben Goethen mitzuteilen<sup>60)</sup>. Die Erwähnung des Ortelius redivivus mußte ihm aber doch sehr gelegen kommen, da er ihn zur Vervollständigung seines Materials gebraucht, und auch noch weiter geht, indem er einige Stellen daraus beinahe Wort für Wort herübernimmt, sie einfach in Verse auflösend. Unterdes beschäftigte ihn «Der Vetter aus Bremen», die Übersiedlung nach Döbling, und besonders seine Liebe zu Toni, so daß er, einige Entwürfe ausgenommen, in der zweiten Hälfte des Mai sich wenig mit Zrinyi beschäftigt haben konnte. Erst am 3. Juni geht er mit ganzem Feuer an die Ausarbeitung des Stückes<sup>61)</sup>, schreibt in drei Tagen beinahe zwei Aufzüge nieder und beendet es am 25. Juni. Dann arbeitet er noch drei Wochen daran, macht Änderungen und Verbesserungen und beschließt seine Arbeit

<sup>56)</sup> Briefwechsel S. 180.

<sup>57)</sup> Er gibt zwar an, die Rolle der Frauen bei der Verteidigung von Sziget aus einer ungarischen Chronik genommen zu haben, doch vermutet Heinrich ganz richtig, daß dies nur das Drama von Werthes sein konnte.

<sup>58)</sup> Peschel und Wildenow I, S. 355.

<sup>59)</sup> Briefwechsel S. 187.

<sup>60)</sup> Ebenda.

<sup>61)</sup> Ebenda S. 193.

endgültig am 16. Juli. Zwei Tage darauf ist «Zriny» schon beim Abschreiber<sup>62)</sup>.

Die deutsche Literaturgeschichte hat sich schon öfters mit den Quellen des «Zriny» beschäftigt. Leider ist die Kritik in dieser Richtung nicht immer ganz methodisch vorgegangen. Zuerst hat sich Dr. Reinhard Kade im Jahre 1889 mit einem Vergleich von Körners und Werthes «Zriny» versucht<sup>63)</sup> und ist auf den ganz unglücklichen Schluß gekommen, daß Körners Stück ganz auf Werthes beruhe. 1891 veröffentlichte Heinrich Bischoff sein wirklich verdienstvolles, nebenbei aber naives und unreifes Buch über «Zriny»<sup>64)</sup>, in dem er infolge seiner nicht streng konsequenten Methode, keine endgültige Lösung der Frage bringen konnte. Es lag ihm ganz natürlicherweise nur ein einziges Werk als sichere Grundlage vor, auf welches sich Körner selbst beruft. Dies ist der Ortellius redivivus, welcher daher für eine seiner Hauptquellen erklärt wurde. Da man aber daraus nicht den ganzen «Zriny» ableiten konnte, mußten auch andere geschichtliche Werke zur Untersuchung herangezogen werden. Und bei dieser Gelegenheit ging Bischoff nicht ganz logisch und umsichtig zu Werke. Aus der Menge literarischer Berichte wählte er besonders die Chronik des Budina zu weiterer Untersuchung aus und fand eine unbestreitbare Übereinstimmung mit Körners Drama. Er benutzte aber eine von Reusner im Jahre 1603 in Frankfurt besorgte Ausgabe dieser Chronik<sup>65)</sup>. Da sich in Reusners Sammelwerke auch ein Bericht von dem Grafen Franz Forgách befand, mußte auch dieser ganz naturgemäß untersucht und für eine Quelle des «Zriny» — wenn dazu auch nur wenig Anhaltspunkte vorhanden waren — ausgegeben werden. Außerdem wurde noch die Chronik von Istvánffy und die kleine Biographie Hormayrs im Österreichischen Plutarch für Quellen zweiten Ranges festgestellt. Körners Hauptquellen wären darnach Budina und Ortellius redivivus, neben ihnen aber soll er auch Hormayr, Forgách, vielleicht Istvánffy, und die Dramen des Werthes und Pyrker benutzt haben.

Schon Dr. Theodor Herold hat in seinem Buche über Werthes und die deutschen Zrinyi-Dramen auf die ungenügende Darlegung Bischoffs hingewiesen<sup>66)</sup>. Er bestreitet mit großer Sicherheit und bedeutendem Scharfsinn das durch Bischoff festgestellte Verhältnis Körners zu den Berichten des Budina und Hormayr. Durch Vergleichung der Texte gelangt er zu dem Schluß, daß Hormayr die Hauptquelle Körners gewesen ist. Budina diene ihm dann zur Ergänzung und vielleicht Ausschmückung des Hormayrschen Berichtes. Forgách wird auch von Herold als Quelle zum «Zriny» beibehalten und Istvánffy für möglich befunden.

Der Ausgangspunkt dieser Untersuchungen war falsch, und so konnten sie auch zu keinem endgültigen Resultat führen. Man hat nur die älteste

<sup>62)</sup> Peschel und Wildenow II, S. 229.

<sup>63)</sup> Grenzboten 1889, Nr. 4—5. — Schon die Theater-Zeitung brachte 1813 (Nr. 2 u. 3) einen Vergleich beider Stücke, nicht zugunsten Körners.

<sup>64)</sup> Bischoff, Th. Körners Zriny neben einer allgemeinen Übersicht über Körner als Dramatiker. 1891.

<sup>65)</sup> Rerum memorabilium in Pannonia sub Turcarum imperatoribus capto Constantinopoli usque ad hanc aetatem nostram bello militia gestarum exeges. Francof. 1603.

<sup>66)</sup> A. a. O.



Ausgabe des Budina in Betracht genommen, obgleich der Gedanke nahe liegen mußte, daß Körner viel eher eine neuere Auflage benutzt haben konnte, als die ziemlich seltene Reusnersche. Seinem Vater, der ein recht gediegener Historiker war, und der seinen Sohn bei anderer Gelegenheit auf die «Scriptores rerum Italicarum» aufmerksam gemacht<sup>67)</sup>, konnte die moderne Ausgabe der Scriptores rerum Hungaricarum von Schwandtners<sup>68)</sup> auf keinen Fall unbekannt sein. Theodor wird die Chronik des Budina höchstwahrscheinlich in Schwandtners Ausgabe benutzt haben. Nun aber finden wir in Schwandtners Sammlung die Chronik von Forgách nicht vertreten, und so muß der einzige Grund, sie auch als Quelle Körners zu betrachten, ganz wegfallen, da die Übereinstimmungen beider auch aus anderen Quellen abzuleiten sind. In Schwandtners Sammlung hingegen findet sich eine andere Beschreibung von Zrinyis Tode. Dies ist die Chronik des Petrus Bizarus, die also auch untersucht werden muß, und die meines Wissens bis jetzt mit Körner noch nicht verglichen worden ist.

Petrus Bizarus schrieb seine Chronik «De bello Pannonico» im Jahre 1603. Sie enthält viele Züge und Einzelheiten, die bis jetzt teils Körner selbst, teils aber anderen Quellen zugeschrieben wurden. So ist es vor allem ein sicheres Merkmal, daß wir die für Körners eigene Erfindung ausgegebene Häufung wichtiger Ereignisse auf den Tag von Solimans Tod, aus der Chronik des Bizarus ableiten können. In der zweiten Szene vom vierten Aufzug fragt Soliman seinen Leibarzt Levi:

Was ist heut' für ein Tag?

Levi:

Der Jahrestag

Von deinem Sieg bei Mohács über Ludwig,

Von Rhodus' Fall und Budas Übergang,

Ein günst'ger Tag für dein Geschlecht, mein Kaiser.

Dein großer Vater Selim rühmte sich

Am gleichen Tage manches hohen Siegs.

«Ceterum gravissimum oppugnationem instituerunt IV. Calendas Septembres, qui dies D. Joannis memoriae dedicatur; et ingentem spem conceperant fore, ut eo tempore victoria potiretur, cum illo ipso die meminissent, Belgradum a Solymanno expugnatum et caesum in acie Ludovicum regem. Sciebant etiam, Rhodum et Budam eodem die occupatam. Norant insuper, eos dies, ac fere totum Augusti mensem, occulto quodam auspicio, non tantum Solymanno sed etiam Selymo patri olim felicissimum extitisse. Nam eodem mense, magnum Hismaelem, in Calderanis campis, et Campsonem Gaurium, Memphiticum regem, ad Signam, devicerat. Quin adeo meminerant, eodem quoque, a Baiazete Methonem expugnatam.» (Biz. S. 698.)

Die Fortsetzung bei Bizarus: «Sumto igitur fausto ac felici omine ab his temporibus, quae illi toties suis rebus prosperos ac faventes compererant, iisdem etiam sibi optatum exitum augurabantur», scheint uns in den mit Überzeugung gesprochenen Worten Solimans:

<sup>67)</sup> Ebenda S. 128.

<sup>68)</sup> Ich benutze die Ausgabe von 1746 in 3 Bänden, jeder Band besteht aus 2 Teilen. Bizarus' Chronik ist im 2. Teil des 1. Bandes (S. 659—722).

Stürmt! stürmt! Heut ist das Siegesfest von Mohács,  
Rhodus und Buda fiel an diesem Tag.  
Stürmt, Sklaven, stürmt! Heut muß auch Sziget fallen!

wahrlich entgegenzutönen.

Die Übereinstimmung dieser bisher vergeblich gesuchten Stelle läßt uns die Chronik des Bizarus unbestreitbar als Quelle von Körner feststellen. Bei einer näheren Untersuchung stoßen wir auf eine ganze Menge auffallender Ähnlichkeiten, so daß daraus klar hervorgeht, Körner habe zur Vervollständigung seines geschichtlichen Materials, nach Hormayrs Österreichischem Plutarch, vor allem Bizarus gebraucht, dessen Chronik er mit der von Budina zusammen in dem großen Sammelwerke von Schwandtner gefunden hat. Eine kleine Schwierigkeit verursacht allenfalls der Umstand, daß Körner auch den «Ortelius redivivus» gebraucht hat, der seinerseits wieder hauptsächlich auf der Chronik des Bizarus beruht, so daß man bei vielen beinahe gleichlautenden Stellen recht vorsichtig vorgehen muß, um nicht die Wichtigkeit der einen oder anderen Quelle zu übertreiben. Ein genauer Vergleich, wobei auch Ortelius und die übrigen Quellen herangezogen werden, wird uns darüber leicht unterrichten können.

Soliman hat seinen letzten Heerzug beschlossen. Auf die verwunderte Frage des Großvezir Mehmed antwortet er:

Ist man je zum Sieg  
Zu früh gekommen? Wer am Ende steht  
Wie ich, der weiß der Stunde Glück zu schätzen.

— — — — —  
Drei Dinge will ich noch vollendet wissen,  
Und ist mir sonst das Schwerste wohl gelungen,  
Es gilt mir wenig, wenn des Schicksals Spruch  
Und meines Lebens abgelaufne Kette  
Die letzten Wünsche tückisch mir versagt.  
Der Tempel Gottes muß vollendet stehn,  
Den ich in meiner Kaiserstadt gegründet,  
Gleichwie der Wasserleitung kühner Bau,  
Ein Werk, das große Namen schon verherrlicht  
Und späten Enkeln sagt: «Wie sich der Bogen usw.»

Mehmed.

— — — — —  
Die Moschee wölbt schon ihre Kuppel  
Ein echtes Wunder, der Vollendung zu,  
Und wenig Sonnen wirst du nur begrüßen,  
Bis dir die Nachricht kommt, der Riesenbau  
Der stolzen Aquädukte sei geendet

— — — — —  
Soliman: Mein dritter Wunsch ist das erstürmte Wien!  
Mit seinen Mauern ist der Weg gebrochen,  
Der in das Herz der deutschen Christenheit  
Den halben Mond durch blut'ge Siege führt.

Bizarus, S. 707: Quodsi etiam quadriduo vixisset, haud sane dubium, quin multo laetior ex hac vita emigrasset. At infelix ille ac tristis eventus, quem paulo ante Melitensis obsidio sortita est, haud sane mediocri dolore illum affecit; multoque magisangebatur, cum cogitaret, se numquam, ut semper hoc in votis habuerat, Viennam expugnare potuisse. Nam ex tribus optatis, quae vivens animo habuerat, hoc aiunt fuisse praecipuum, videlicet, ut ea urbe potiretur, tamquam clavi illius Imperii, quod legitimo iure ad se pertinere iactabat . . . Alterum erat superbum illud et augustum templum, Moscheam superius appellari diximus, quod ipsemet Byzantii, eximia structura et maximis sumtibus construi iusserat, perfectum atque absolutum videret. Postremum erant quidam Aquae ductus, instar eorum, quos veteres Romani, summa omnium admiratione instituerant; hos namque itidem, ad coronidem perductos inspicere cupiebat.

Der Kriegerat Solimans wurde bisher auch von Ortelius redivivus abgeleitet. Ein näherer Vergleich muß entscheiden, ob sich Körner nicht auch hier eher an Bizarus angelehnt hat.

Ortelius redivivus, S. 107: . . . in welchem Solymannus nach seiner Ankunft mit gemeldten und andern Bassen sich berathschlägt, wo er sich hinauss wenden und den Krieg führen wolle, und endlich beschlossen, daß man Sigeth und Gyula vor allen Dingen belägern sollte und Gyula zwar aus der Ursach dieweil dieselbe Vestung fast dienstlich seyn würde andere umbliegende Stätte und Vestungen in Ungarn auch unter das Joch zu bringen; Sigeth aber nicht allein darumb, daß es dem Türkischen Keyser unruhlich sey eine solche starcke Vestung dess Feinds mitten in seinem Reich zu dulden, sondern auch weil darauss seinen Unterthanen an den Gräntzen viel Schaden geschähe über welchen sich dieselben bey Solymanno jederzeit hefftig beklagt hatten.

Bizarus, S. 699: Solymanus — in Pannoniam ex Thracia, cum ingentibus copiis advenerat, easque in plures partes distribuerat, magnam enim illius partem, eodem tempore, misit in Transilvaniam, duce Ferrath purpurato, ad expugnandam Juliam, et alterum, ut dictum est, ad oppidum Sigethi, ubi erat maior apparatus, et ipsemet Imperator, ut miles ipsius praesidia commotus, tanto alarius dimicaret. Is autem, re illic bene gesta, ulterius progredi, rectaque cum suis Viennam Noricam contendere statuerat.

#### Körner I. 4.

Soliman: Nun gilt's! Entweder nehmen wir den Weg  
Mit raschen Schritten nach des Reiches Hauptstadt  
Und lassen Sziget unbestürmt und Gyula —  
Der andern Festen lohnt's der Mühe nicht —  
Und nur von wenig Volke hart umzingelt;  
Wo nicht, so werfen wir die ganze Macht  
Auf diese Felsenschlösser, stürmen sie  
Und gehen dann dem deutschen Heer entgegen,  
Das Maximilian bei Wien versammeln will.

Wie leicht ersichtlich ist hier Ortelius redivivus und Bizarus verschmolzen: der Kriegerat des Ortelius beschließt den Plan des Krieges nach Bizarus.



Soliman gibt in diesem Kriegsrate auch seine Gründe an, die ihn zu diesem Heerzug bestimmt haben. Er sagt:

Ihr wißt, wie mir der Deutsche, Maximilian,  
Der sich den röm'schen Kaiser schelten läßt,  
Schon seit zwei Jahren den Tribut verweigert,  
Auch Tokai, meine Burg, zurückbehält.

Diese Gründe zum Krieg finden wir auch bei Ortelius redivivus, doch in das Jahr 1665 eingeteilt und ziemlich unzusammenhängend erwähnt, während sie Bizarus bei Gelegenheit von Solimans Entschluß klar zusammenfassend behandelt. Bizarus berichtet (S. 664): «Indignum etiam censebat, sua potenti dextra connivere, ac toleranter ferre, Maximilianum II. simul atque Christianae Reipublicae imperium adeptus esset, tributum, sibi a Ferdinando Caesare quotannis traditum denegasse. Quod si hoc pacto, suam is dignitatem tueri conservareque annitebatur; quanto magis eam ipse invictus Imperator, Sultanus Memphiticus, rexque omnium regum, ab ortu usque ad occasum, tueri et conservare debuisset? Altera, causa, quae illum ad hoc impellebat, fuit, quod audierat, Maximilianum, quaedam loca Pannoniae sibi occupasse, ac etiam nonnulla, quae ad Transilvanum pertinebant.» Und kurz darauf erzählt Bizarus von der Einnahme der den Türken gehörenden Feste Tokai.

Die Furcht vor einer Belagerung Szigets in Anwesenheit des Grafen Zrinyi, die bei den türkischen Großen im Kriegsrat zum Ausdruck kommt, entstammt Hormayrs folgender Äußerung: «Szigeth war seiner Wünsche erstes Ziel, gleichwohl (so fest gegründet war Zrinyis Ruhm) würde die Belagerung dieses Platzes nimmermehr unternommen worden seyn, hätten die Türken nicht im Wahne gestanden, Zriny der Gefürchtete, sey noch in Wien.» (S. 98.) Die Reise Zrinyis nach Wien ist auch im Ortelius redivivus erwähnt, doch treffen wir im Bizarus außer der Erwähnung seiner Abwesenheit auch den Bericht, daß er nach Sziget zurückgekommen ist.

Die andern Motive des ersten Aufzuges hat Körner von Budina, Hormayr und Ortelius redivivus übernommen.

Die Hauptszene des zweiten Aktes ist der Bericht Ujlakys über das Heer, das Maximilian bei Raab versammelt. Diesen Bericht finden wir auch schon bei Bizarus, von wo er dann in den Ortelius redivivus herüberkam. Trotz der großen Übereinstimmung und den wirklich wesentlichen Ähnlichkeiten müssen wir eingestehen, daß hier Körner ganz dem Ortelius gefolgt ist, den er beinahe Wort für Wort in Verse bringt. Ein einziges Motiv hat er zweifellos aus Bizarus übernommen: Die Gründe des Kaisers, warum er dem Zrinyi nicht zu Hilfe kommen und Sziget entsetzen kann (II. 6):

Zrinyi: Ich soll mich halten, auf Entsatz nicht hoffen,  
Soll ehrlich stehn bis auf den letzten Mann;  
Noch sei sein Heer zu schwach; noch könn' er nicht  
Der ganzen Christenheit gemeines Wohl  
Auf eines einz'gen Tages Würfel setzen.  
Bei Raab verschanzt erwarte er den Großherrn.

Bei Bizarus denkt man an eine Belagerung von Esztergom, doch wird am Ende davon abgesehen. Die Stelle lautet, S. 694: Nec enim dubium, quin statim Solymannus nostrorum castra invasisset, ac extrema belli eos tentare

compulisset: id autem sibi omnino evitandum censebant, tum quia totius Imperii summam in discrimen adduxissent uno certamine, cuius exitus est semper anceps ac dubius, — tum quia nondum tantas copias in promptu habebant, ut cum hoste, aperto Marte, configere auderent.

Im vierten Aufzug schließt sich dann Körner wieder enger an Bizarus an. Die Szene vor Solimans Tod, der Hinweis auf die Wichtigkeit des Tages stammen — wie schon nachgewiesen — aus Bizarus. Die Todesszene fußt auf einer gemeinschaftlichen Beeinflussung durch diesen und durch Ortelius:

Ortelius, S. 111: . . . Ist Solymannus sehr darüber erzürnet worden, daß ein einiges Schloß seinem großen Gewalt mit so mercklichem Verlust der Seinigen so lang widerstehen dorffte, derowegen er geschworen, er wolte Sigeth noch gewinnen und solte sein gantzes Kriegsheer darüber zu Boden gehen; Bekompt über diesem Zorn einen jähnen Blutfluß, dazu ein Schläglein kommen, an welchem er den 4. September unter seinem Gezelt seines Alters im 76. seiner Regierung aber im 46. Jahr gestorben ist.

Bizarus, S. 699: Ceterum, cum is iam senio conficeretur, et diurni itineris labore defatigatus esset, ac etiam fortasse animi curis et angere vexaretur; videns, suum militem, in tam crebra et acri oppugnatione, singulari nostrorum virtute ac fortitudine, non sine ingenti clade toties reiectum, cumque forsitan in eo, aetate iam ingravescente, non vigeret amplius illa vis animi excelsi, atque invicti, quo tantas res, non minus prospere quam strenue gesserat: decedit in dysenteriam, qua III. Nonarum Septembris mortuus est; licet nonnumquam pateretur aliquos paroxismos epilepsiae, ac etiam, ut nonnulli afferunt, in aliquas apoplexias incidisset.

Die Szene nach Solimans Tod ist gleichfalls aus beiden Berichten zusammengestellt. Die Vergleichung mit Körners Text ist auch hier getrennt.

Ortelius, S. 111: Mahomet der Vezier Bassa, ein geschwinder und verschmitzter Kopff, fürchtete, es möchte Solymanni Todt ausskommen . . . Ließ derowegen erstlich den Artzt, der allein bey dess Solymanni End, welches jähling sich zugetragen, gewesen, auss dem Gezelt ruffen und für seinen Augen umbbringen. Triebe darnach das Sturm-Anlauffen einem Weg alss den andern fort, schriebe auch alssbald an den Scander Bassa zu Constantinopel und vermahnete ihn, daß er solches, sintemal der Handel gar keinen Aufschub leiden wolte, in höchster Eyl Selymo Solymanni Sohn zu wissen thun wolte, damit er sich mit ehestem herauß in Ungarn begäbe und der Regierung sich annähme. — Dieweil sich aber in dem Läger fast eine Meuterey, weil der Sultan nun etliche Tage von niemand gesehen worden, erheben wolte, hat Mahomet mit etlichen geheimen Obersten, denen er die Sache vertrauet, den Sultan Solyman mit Balsam gesalbet, seine Kleider ihm angelegt und auf einen hohen Thron an einem finstern Ort in dem Gezelt den Kriegsleuten von ferne mit großer Ehrerbietung zu sehen fürgesetzt.

Bizarus, S. 700: Ceterum, ... cum is (Mechmetus) videret suum regem obisse ac Szigethum adhuc frustra obsideri animadverteret: operae pretium fore censuit, si eius mors quam secretissime occultaretur, non modo ut ea ratione facilius expugnaretur, verum etiam, quod multo pluris intererat, ut regius thesaurus conservaretur, nullusque, quod

in magnorum Regum interitu persaepe accidit, militaris motus, ac defectio exoriretur, atque ut internis novus Sultanus Selymus, supremam paterni solii dignitatem quiete susciperet. Statim itaque Byzantium, certos ac fideles nuntios legavit . . . Cum autem reliqui purpurati et alarum centuriones ac in primis praetoriani, magna sui Principis videndi cupiditate incenderentur, nec parva suscipio illorum animis haereret, illium e vita excessisse; iamque res prope ad seditionem spectare videretur; is protinus, demortui cadaver, solito habitu ornari iussit, eoque in sublimi stella posito, illud intra praetorium eis procul ostendit, atque ita callide aptarat, ut omnes putarent, cum revera superstitem atque adhuc in humanis esse.

## Körner, IV. 7.

Ali. Das Heer ist in Empörung;  
Es ahnet seines Kaisers Tod. Wesir,  
Wir alle sind verloren, wenn wir nicht  
Durch List die Völker täuschen.

Mehmed. Still! Jetzt wissen  
Wir drei allein um unsers Großherrn Tod.  
Die Kämmerlinge sind von mir erkauf't;  
Mehr sollen's nicht erfahren. Dort den Juden  
Bringt dieser Dolch zum Schweigen.

— — — — —  
Auch sandt' ich meine Boten  
An dieses Thrones Erben schon, an Selim.  
Denn wir, weiß ich, sind längst darüber eins,  
Wer jetzt als Kaiser herrschen soll in Stambul.  
Die Leiche setzen wir auf ihren Thron;  
Die Dämmerung wird unsre List begünst'gen.  
Das Heer soll glauben, daß er lebe! Dann  
Zum neuen Sturme, bis uns Sziget fällt,  
Und nach dem Sieg nach Stambul in den Diwan!

— — — — —  
Jetzt — müssen wir zurück. Das Heer  
Ist schwierig, Persien hat sich empört;  
Selim war stets dem Ungarkrieg entgegen.

— — — — —  
Nun eilt hinaus! Sagt, daß der Kaiser lebe!  
Er sei geneigt, dem Volke sich zu zeigen.  
Ich unterdes bereite unsre List.

Wie aus dem Vergleich ersichtlich ist, hat Körner einige Motive aus Orteliuſ redivivus (die Ermordung des Arztes, die Finsternis als Förderer der List usw.), andere wie die Gesandtschaft an Selim, den direkten Argwohn der Soldaten, die Furcht vor Empörung usw. von Bizarus übernommen. Der Hinweis auf die Empörung Persiens scheint auch von Orteliuſ und Bizarus zu entstammen, obgleich an beiden Orten nur von



einem Aufstand der Araber, der den Selim zum Frieden mit Maximilian bewegt, die Rede ist.

Außer den angegebenen Übereinstimmungen scheint Körner auch bei zwei minder wesentlichen Punkten der Inspiration des Bizarus gefolgt zu sein. Das Verhältnis zwischen Soliman und seinem Arzte, die Prophezeiung des letzteren, daß der Sultan ein Jahr noch auf alle Fälle leben könne, scheint mir im Zusammenhang zu sein mit der bei Bizarus erwähnten Prophezeiung des Venerius Venetus und Hector Ausonius, die ihm für das Jahr 1566 den Tod vorausgesagt haben sollen. — Eine andere Übereinstimmung ist die Zahl der Szigeter Helden. Körner (III. 5) erwähnt 2000 Ungarn; Ortelius redivivus gibt die Zahl 2500 an; bei Bizarus aber steht gleichfalls 2000.

Wie aus unserem Vergleich hervorgeht, hat Körner Bizarus' Chronik gekannt und gebraucht. Viele Anregungen, besonders zu psychologischer Weitergestaltung der Ereignisse, hat er aus dieser Chronik bekommen. Die Reihenfolge von Körners Hauptquellen muß also verändert werden. Er hat sein geschichtliches Material aus vier Hauptwerken zusammengebracht. In erster Reihe steht Hormayr und der ihn ergänzende Budina, darauf aber folgt Bizarus und ihn ergänzend und vervollständigend Ortelius redivivus.

Das Anerbieten Solimans, dem Zrinyi im Fall seiner Ergebung Kroatien zu schenken, und dann die Drohung mit dem Tode seines angeblich gefangenen Sohnes, hat man gewöhnlich aus der Chronik von Forgách zu erklären versucht. Andere haben sie aus dem Drama von Werthes abgeleitet. Die Annahme, daß Körner Forgách benutzt, ist kaum zu beweisen und muß wegfallen, wenn man darstellen kann, daß diese Züge in einer Chronik vorhanden sind, die Körner höchstwahrscheinlich gekannt hat. Der Versuch mit Werthes bietet auch große Schwierigkeiten.

Bei Schwandtner ist nämlich auch ein drittes Werk mitgeteilt, das über Zrinyi handelt. Dies ist die Studie des Petrus de Reva «De monarchia et sacra corona regni Hungariae» (III. Bd. II. Teil), auf die Körner beim Lesen der *Scriptores* aufmerksam werden mußte, selbst wenn er sich nur auf ein Nachschlagen des Index beschränkt hätte. Der im Index öfter vorkommende Name Zrinyi mußte ihn auf den Bericht von Révay führen, dessen kurze Zusammenfassung der Belagerung Szigets nur insofern in Betracht kommen kann, da sie ihm Anhaltspunkte für die Gesandtschaft Mehmeds gegeben hat. Ein Vergleich der fraglichen Stelle wird unsere Behauptung näher erklären:

Révay, S. 746: Quem (Zrinium) dum Solimanus, omisso iam oppido, nequicquam ad deditionem, desperatis forte viribus, bona iam parte absumtis, proclivem cerneret, constantissimum eius animum, spe munerum amplissimorum, expugnare statuit. Sagitta igitur missa cum literis intra arcis moenia, totius Illyrii praefecturam, et possessionem Croatiae pollicetur, maximas opes et facultates offert, si dedat arcem. Quo artificio cum profecisset nihil, imminente enim Turcarum adventu, Dux et milites ac cives iuramenti sacramento sese ad mutuae fortunae patientiam obstrinxerant; ad novas conversus artes, immittit tubam capti tubicinis, filii ipsius Zrini, de qua pendebant depicta arma illius, cuius tubicen esset, hoc indicio captum filium docturus, cuius vitam nonnisi arcis deditione conservatum iri; sin minus pertinaciter defendat, mox filii caput, ad portam

hastae infixum, miserabili spectaculo visurum inquebat. At vero Comes animi constantia incredibili, opulentissima praemia, necessitudinem quoque sanguinis, cui unico sub sole post Deum plurimum debetur, unicae fidei Principi suo datae, posthabuit, ad quam servandam militiam quoque suam animose hortatus est, paratissimus dulcissimae Patriae, per pulchra vulnera, et mortem honestissimam, suum litare sanguinem.

## Körner. III. 5.

Soliman:                    Schnell nach Sziget!  
 Verlange Unterredung mit dem Grafen!  
 Er soll sich mir ergeben; Widerstand  
 Sei Raserei und nicht des Helden würdig.  
 Biet ihm Kroatien als erblich Königreich  
 Und was ihm sonst an Schätzen nur gelüftet!  
 — — — — —  
 Halt! Hieß es nicht, der junge Graf von Zrinyi  
 Sei gestern auf dem Streifzug eingebracht?  
 Mehmed: Noch ist's ein unverbürgt Gerücht.  
 Soliman:                    Gleichviel!  
 Sag nur, wir hätten seinen Sohn, und wenn er  
 Das Schloß nicht übergibt, laß ich ihn martern,  
 Wie noch kein Mensch gemartert worden.

Und dann:                    III. Akt. 9. Szene.

Mehmed:                    Kroatien  
 Sollst du als erblich Königreich besitzen  
 Und was von Schätzen sonst dich freuen mag.  
 Als Freund und Bundsgenossen will er dich  
 Zum höchsten Gipfel aller Ehren tragen.  
 Zrinyi: Pfui über dich Mehmed . . . .  
 — — — — —  
 Mehmed: Nun, wenn dich nichts bewegt, du harter Mann,  
 So hör mein letztes Abschiedswort und schaudre!  
 Dein Sohn ward eingebracht auf einem Streifzug;  
 Er ist gefangen. Übergibst du nicht,  
 So schwur der Großherr, Qualen zu erdenken,  
 Die eine Teufelsbrust erbarmen müßten.  
 — — — — —

Die Übereinstimmung dieser Stellen kann nicht bestritten werden. Körner konnte diese Motive auch aus Werthes genommen haben, der seinen Bericht gleichfalls aus Révay übernommen zu haben scheint. Trotzdem scheint Körner dem Texte Révays näher verwandt zu sein. Bei Körner ist die Gefangennahme Georgs ebenso eine List, erfunden, um das Herz des Vaters zu erweichen, wie bei Révay, wo sie bewußt die Kopfbedeckung seines Trompeters als Zeichen der Gefangennahme dem Vater übersenden. Außerdem war Georg bei Werthes wirklich in Sziget, von

wo er einen Ausfall gemacht, bei welcher Gelegenheit er von seinen Gefährten getrennt und von seinen Eltern wirklich schon für verloren geglaubt wurde. Sein unverhofftes Erscheinen nach einer glücklichen Rettung hebt aber alle Zweifel auf und läßt die Beständigkeit Zrinyis in vielleicht etwas schwächerem Licht erscheinen, als Körner es nach Révay tut. Endlich aber führt uns der Umstand, daß bei Révay der Bestechungsversuch unmittelbar vor der Drohungsbotschaft erwähnt ist, auch näher zu Révay, da ja bei Werthes mehrere Szenen zwischen beiden stehen, während Körner alle beide Bewegungsgründe in ein und derselben Szene zur Geltung bringt.

Die Zahl von Körners Quellen muß meiner Ansicht nach um die Chronik des Bizarus und dem Werke des Peter Révay vermehrt werden, während ich keine Gründe dafür sehe, Forgách auch weiter noch für eine Quelle des «Zriny» zu betrachten.

Doch müssen wir auch eine weitere Revision seiner übrigen Quellen vornehmen. Das berühmteste Quellenwerk zur Geschichte des XVI. Jahrhunderts ist selbst heutzutage noch die große Chronik des Nikolaus Istvánffy<sup>69)</sup>. Es würde uns ganz unglaublich erscheinen, daß diese dem Vater Körners unbekannt gewesen wäre. Nach einem konsequent methodischen Vorgehen muß man annehmen, daß der Vater Theodor besonders auf Schwandtner und auf Istvánffy aufmerksam gemacht hat. Man hat bezweifelt, daß Körner Istvánffy gekannt, und behauptet, daß keine inhaltliche Übereinstimmung diese Annahme stützt. Es bleibt mir dabei unbegreiflich, wie ein wesentlicher Punkt, der sich nur bei Istvánffy befindet, der Aufmerksamkeit der Forscher entgangen sein kann. Von der Ermordung des Arztes lesen wir zwar auch bei Budina, Ortelius redivivus und Révay, doch finden wir bloß bei Istvánffy erwähnt, daß der Arzt ein Jude war<sup>70)</sup>. Dieser Umstand allein läßt keine Zweifel darüber aufkommen, daß Körner auch die Chronik Istvánffys gekannt hat.

Das geschichtliche Material zu seinem Drama hat also Körner hauptsächlich aus Hormayr, Budina, Bizarus und Ortelius redivivus gesammelt, nebenbei aber hat er auch Istvánffy gebraucht. Die romantischen Elemente entstammen dem Werthes und dem Einfluß Schillers, aber von einer Beeinflussung durch Pyrker muß höchstwahrscheinlich abgesehen werden<sup>71)</sup>.

<sup>69)</sup> Regni Hungarici Historia. — Ich benutze die Ausgabe von 1724.

<sup>70)</sup> Nic. Istvánffy, p. 298: Sub hoc praelii eventu Solimanus morbis et senio gravatus, ac ad vitiatæ tibiæ dolores, superviente etiam alvi profluvio, è vivis excessit, Mehemete tamen purpuratorum principe, donec Selymum socerum ejus rei certiores redderet, usque adeo ejus obitum occultante, et medico Judæo, cubiculariis pueris, ne cuiuslibet mortaliū præfacerent, sub paena capitis prohibente (an autem eos arctioris silentii causa, ut fama fuit, necandos curaverit, incertum est) ut nemo in castris extinctum illum, etiam post captam arcem, scire potuerit: sic ei ut viventi et valenti omnia ad solitum luxum fastumque administrabantur.

<sup>71)</sup> Bei dieser Gelegenheit kann ich mich nicht enthalten, über die Orthographie der ungarischen Namen im «Zriny» eine Bemerkung zu machen. Körner hat verschiedene Chroniken gebraucht, in denen die ungarischen Benennungen auf verschiedene Weise wiedergegeben waren. Namen wie Sziklas oder Vilacky, wie sie in den verschiedenen Körner-Ausgaben vorkommen, gibt es im Ungarischen gar nicht. Bei einer noch zu erwartenden kritischen Körner-Ausgabe sind die darin vorkommenden Fehler wohl zu berichtigen. Dies ist um so eher erlaubt, ja selbst erforderlich, da



## IV.

Als Körner mit seinem Stücke fertig geworden, hatte er sich zu entschließen, wo er es aufführen lassen wollte. Zwei Anträge waren ihm zuteil geworden: vom Burgtheater und vom Theater an der Wien. Obgleich er die Rollen des Juranics und der Helene eigentlich für Korn und Toni Adamberger geschrieben hatte<sup>72)</sup>, entschloß er sich am Ende doch für das Theater an der Wien, «da doch der Held des Stücks den bedeutendsten Eindruck auf das Gelingen oder Mißlingen der Vorstellung hat»<sup>73)</sup>. Diese Begründung erscheint uns ein wenig unklar. Körner hat ja ganz recht mit der Behauptung, daß sehr viel vom Helden des Stückes abhängt, warum das aber nur bei dem Theater an der Wien möglich gewesen, leuchtet nicht ein. Hätte er denn gar keinen entsprechenden Darsteller für Zrinyi im großen Burgtheater gefunden? Wäre nur der einzige Grüner unter Wiens Schauspielern der Rolle gewachsen gewesen? Würde Körner so leicht seinen ursprünglichen Plan, der die Rolle Solimans dem berühmten Lange, die Juranics dem Korn und die Helenens der angebeteten Toni zugewiesen, allein dem Spiele Grüners zu Liebe, fallen gelassen haben ohne jeden anderen Grund? Dies ist kaum zu erwarten, da ja Theodor die Schwächen und Mängel der Kräfte an der Wien nur zu gut kennen mußte. Ihre Unzulänglichkeit kam dann bei der Aufführung auch wirklich zum Vorschein, da sie (besonders die weiblichen Darsteller) durch ihr gräßliches Spiel das Stück beinahe zu Schanden brachten. Der einzige Grüner leistete, was er konnte, und er rettete den «Zriny», neben der patriotischen Begeisterung der ungarischen Zuschauer, vom Fall<sup>74)</sup>. Wird sich aber Körner bloß der Persönlichkeit Grüners wegen dieser Ungewißheit ausgesetzt haben? Meiner Ansicht nach scheint ihn ein bestimmter Grund dahin geführt zu haben, die Rollenbesetzung durch Grüner auf alle Fälle für wünschenswert zu erachten. Dies konnte wohl der Umstand sein, daß Grüner ein gebürtiger Ungar war, und so von ihm eine recht treue und begeisterte Interpretation des ungarischen Freiheitshelden zu erwarten war<sup>75)</sup>. Dieser Umstand scheint ausschlaggebend gewesen zu sein, und darum scheint sich Körner für das Theater an der Wien entschlossen zu haben.

Körner selbst die Namen und Benennungen in seinem Drama nicht für endgültig hielt. Am 13. März 1813 schreibt er diesbezüglich an seinen Vater: »Beigel wird Dir gewiß, oder auch Böttiger, die falsch geschriebenen türkischen Namen corrigieren, andere kleine Feilen übernimmt Du wohl selbst.« Dieser Ausspruch gibt uns vielleicht die Erlaubnis, auch »die falsch geschriebenen« ungarischen Namen zu verbessern. So müssen statt Vilacky Ujlaky (Emma schreibt beinahe richtig: Uilaky, ebenso nennt ihn der Theaterzettel), statt Sziklós Siklós, statt Zriny Zrinyi, statt Sigeth Sziget, statt Paprutovitsch und Juranitsch Paprutovich und Juranich (wie auf dem Theaterzettel) usw. stehen.

<sup>72)</sup> Peschel und Wildenow I, S. 345.

<sup>73)</sup> Briefwechsel S. 196.

<sup>74)</sup> Über Grüners Spiel vgl. »Sammler« 1813, S. 12.

<sup>75)</sup> Karl Franz Grüner (1780–1845, eigentlich von Akác) brachte es bis zum Rittmeister in der österreichischen Armee. 1803 kam er nach Weimar, wo er Schauspieler wurde; von da kam er nach München, Wien, Darmstadt, Paris, Frankfurt a. M., noch einmal nach Wien und starb endlich elend und verkommen in Pest. (Vgl. Eisenberg, Biographisches Lexikon der deutschen Bühne im XIX. Jahrhundert. 1903, S. 361.)

Die Zensur aber hielt den «Zriny» ziemlich lange zurück<sup>76)</sup>, dann verzögerte sich die Aufführung bis knapp zum Jahresschluß. Nach derselben wurden dem jungen Dichter viele Ehrungen zuteil, unter denen die wichtigste seine Ernennung zum Hoftheaterdichter gewesen. In den befreundeten Familien rief diese Ernennung allgemeine Zufriedenheit hervor. Nur die Familie Schlegel war damit nicht einverstanden und mißgönnte dem 21 jährigen Jüngling ein wenig diese schöne Stellung<sup>77)</sup>. Die Äußerung von Dorothea Schlegel darüber ist bei Peschel und Wildenow mitgeteilt. Sie meint: «Dies wäre ein vortreffliches Amt für einen ausgemachten Dichter gewesen, der sich des Theaters hätte annehmen wollen.» Auf wen sich diese Anspielung bezieht, wer der ausgemachte Dichter ist, den Frau v. Schlegel so gerne in dieser Stellung gesehen hätte, erhellt aus einem Briefe Friedrich Schlegels an seinen Bruder August Wilhelm: «Der junge Körner — schreibt Friedrich<sup>78)</sup> — hat mit einer Menge kleiner Schauspiele und einem ordentlichen aus der ungarischen Geschichte, «Zriny», hier ziemlich viel Aufsehen erregt, obgleich die Stimmen jetzt, da er als Theaterdichter beym Kaiserlichen Hoftheater mit 1500 fl. angestellt ist, wieder sehr getheilt über ihn sind. Mit zwey, drey und vierfachem Gehalt und dem gebührenden Rang wäre das eigentlich eine Stelle für Dich gewesen.» Die ungünstige Stimmung wegen Theodors Ernennung war also keine Einzellerscheinung in Schlegels Hause, sie hat sich selbst des Körner so wohlwollenden Friedrichs bemächtigt. Vor seiner Ernennung hat er ihm nur Gutes über seine Stücke gesagt, und dann später ließ es wieder der Opfertod des jungen Mannes nicht zu, sich über ihn ungünstig zu äußern. Der Brief an seinen Bruder aber beweist, daß auch er ihm eine Zeitlang seinen Erfolg mißgönnt hat.

Die in Wien lebenden Ungarn scheinen mit Körners Stück so zufrieden gewesen zu sein, daß sie mit Feuer in ihn drangen, auch noch andere Begebenheiten der ungarischen Geschichte zu bearbeiten. Auf diesen Umstand weist eine Angabe, die einige Jahre nach seinem Tode sein Verhältnis zu Ungarn erwähnt. Die ungarische Zeitschrift «Tudományos Gyűjtemény» (Sammlung des Wissens<sup>79)</sup>) enthält die Beschreibung einer literarischen Festlichkeit zu Keszthely am Balaton, des sogenannten «Keszthelyer Helikon», die am 12. Februar, dem Geburtstag von Kaiser Franz, durch den freigebigen und berühmten Grafen Georg Festetich veranstaltet worden ist. Bei Gelegenheit dieser Feier wurde durch den jungen Grafen Leo Körners «Hoch lebe Österreich» deklamiert. «Diese Deklamation erregte umso mehr die Teilnahme des Publikums, da sie uns alle an den der ganzen Welt bekannten patriotischen Heldentod des verstorbenen, als Dichter wie als Kämpfer gleich feuerigen Körners erinnert hat. Körner war ein großer Verehrer der Ungarn, was auch sein Zrinyi-Drama bezeugt; und wenn der frühe Tod ihn nicht entführt hätte, würde Ungarn noch mehr Ursache gehabt haben, ihn mit seiner Freundschaft und Liebe zu umarmen: er hatte nämlich die Absicht, den Stoff und die Helden aller seiner Stücke aus der ungarischen Geschichte zu nehmen. Alexander Kis-

<sup>76)</sup> Briefwechsel S. 200 u. 203.

<sup>77)</sup> Peschel und Wildenow I, S. 360.

<sup>78)</sup> Fr. von Schlegels Briefe an seinen Bruder. S. 538.

<sup>79)</sup> Tud. Gyűjt. 1817, III, S. 76—85.

faludy begann auch schon Pläne zu diesem Zweck für ihn zusammenzustellen, obgleich bloß durch Vermittlung des patriotischen Grafen Michael Eszterházy, da sie sich persönlich nicht gekannt haben. Der Krieg von 1813 und Körners dort erfolgter Tod machten diese mit schönen Hoffnungen lockende Absicht des Dichters zu nichte.»

Auf diesen Bericht hat zuerst Prof. G. Heinrich hingewiesen<sup>80)</sup>, ohne ihm weitere Wichtigkeit beizumessen. Er glaubt es mit einer Verwechslung der zwei Kisfaludys zu tun zu haben. Nun aber sind die Umstände der Feierlichkeit mit so großer Genauigkeit dargestellt, daß der Berichterstatter sehr gute Informationen gehabt zu haben scheint und deshalb seine Aussage auch Glauben verdient. Umso eher müssen wir annehmen, daß eine Verbindung zwischen Körner und Alexander Kisfaludy tatsächlich existiert hat, da der Verfasser dieses Berichtes — Kisfaludy selbst gewesen ist. Dies geht nämlich aus einem Briefe des ungarischen Dichters Kazinczy an seinen Freund Karl Romy hervor, der mehrere Jahre zu Keszthely als Direktor der landwirtschaftlichen Schule gewirkt hat. Kazinczy erwähnt auf einen früheren Brief Rumys anspielend: «Also Kisfaludi ist der Verfasser des geistigen Aufsatzes über den Helikon zu Keszthely im Tudom. Gyűjt.»

Die hier veröffentlichte Angabe Kisfaludys, daß Körner nach dem Erfolge seines «Zriny» alle seine Dramen aus der ungarischen Geschichte schöpfen wollte, ist natürlich übertrieben. Er scheint sich aber doch mit der Idee getragen zu haben, auch noch andere Themen der ungarischen Geschichte zu bearbeiten. Dies scheint er sich besonders auf die Bitte der in Wien lebenden ungarischen Magnaten vorgenommen zu haben, von denen sich Graf Eszterházy auch dazu erbötig machte, Körner, der in der ungarischen Geschichte nicht sehr bewandert war, zu dramatischer Gestaltung geeignete Themen auszusuchen und zusammenstellen zu lassen. Dazu aber scheint er sich an Alexander Kisfaludy, von dem Körner auch schon durch dessen Bruder Karl gehört haben konnte, gewendet zu haben. Dieser machte sich auch sogleich ans Werk.

Man kann auch noch weiter gehen, und mit großer Wahrscheinlichkeit feststellen, welche Themen Kisfaludy Körner empfohlen haben würde. Vor allem wäre dies die Geschichte des Banus Bank gewesen, den später Grillparzer in seinem «Treuen Diener» bearbeitet hat. Kisfaludy hatte sich nämlich selbst im Jahre 1808 mit dem Plane beschäftigt, diesen Stoff zu einem Drama zu gestalten, doch ließ er den Plan fallen, weil er zur Ausführung desselben nicht genug Kraft in sich fühlte. Höchstwahrscheinlich hätte er dem Dichter des «Zriny» nun seinen ursprünglichen Plan zur Verfügung gestellt, da dieser aber durch den frühen Tod an der Bearbeitung verhindert worden, nahm ihn dann Kisfaludy später selbst wieder auf und gestaltete ihn wirklich zu einem Drama.

Ein anderer Stoff, dessen Plan Kisfaludy für Körner zurechtmachen wollte, mag wohl die Geschichte von Johann Hunyady gewesen sein. Die große Ähnlichkeit mit der Geschichte und den Charakteren des Zrinyi, die bei beiden ausgeprägte Vaterlandsliebe, der Heroismus und Aufopferungsmut der Helden stimmt überein; dadurch wird die Annahme, daß Kisfaludy dieses Thema ursprünglich eigentlich für Körner bestimmt hat, ziemlich bestärkt. Nach dem Tode Körners machte sich dann Kisfaludy

<sup>80)</sup> A. a. O.



noch im selben Jahre selbst daran, aus seinen Entwürfen Dramen zu machen, und so entstand im Jahre 1814 sein von patriotischem Feuer durchdrungenes, nebenbei aber alle Erfordernisse einer Tragödie entbehrendes langweiliges und talentloses Stück über Johann Hunyadi<sup>81)</sup>.

Prof. Dr. Arthur Weber.

---

## Ein ungedruckter Brief Robert Hamerlings.

Der folgende Brief ist an den hervorragenden Budapester Verleger Gustav Heckenast (1811—1878) gerichtet, der in Deutschland besonders als Entdecker und Verleger Adalbert Stifters bekannt ist.

Hochgeehrter Herr!

Mit den unter Kreuzband diese Zeilen begleitenden gedruckten Bogen erlaube ich mir, Ihnen die ersten Gesänge einer bereits von mehreren Journalen, wie der *Illustr. Ztg.* vom 17. Juni, der *Europa* Nr. 27, angekündigten epischen Dichtung «Ahasver in Rom» (in 6 Gesängen) zu übersenden: einer Dichtung, in welcher die Gestalten des Nero und des Ahasver miteinander in Berührung gebracht werden, und welche, wie ich glaube, mit größeren Intentionen, zugleich aber auch mit mehr Berechnung auf Wirkung in weiteren Kreisen geschrieben ist als irgend ein anderer epischer Versuch des letzten Jahrhunderts. Ob der Erfolg den Intentionen entsprechen werde, ist freilich abzuwarten; doch läßt der ganz ungewöhnliche Effekt, welchen das Gedicht mit seiner ununterbrochen spannenden und erschütternden Szenenreihe bei seiner Vorlesung in einem größeren Kreise gemacht hat, das Beste hoffen. Auch glaube ich, daß, wenn schon meinen früheren, jedenfalls viel unreiferen und unbedeutendern Versuchen seit 1858 eine so freundliche Aufnahme zuteil geworden (ich erlaube mir u. a. nur auf Minckwitz «*Neuhochdeutschen Parnas*», Kneschkes «*Deutsche Lyriker*» S. 198 ff., Levysohns «*Jüngstdeutsche Lyrik*» S. 22, Wurzbachs «*Biogr. Lexikon*», das Märzheft des «*Orion*» von 1863, ferner die *Saturday Review* vom 22. April d. J. zu erwähnen, welche in einem Artikel über deutsche Lyrik sagt: «of the less known writers the most promising seems to be Robert Hamerling of Triest —»), daß mein neuestes und reifstes Werk, in welchem ich meine ganze Kraft und das geistige Streben mehrerer Jahre konzentriert habe, sich wohl einen noch günstigeren Erfolg versprechen darf. Der Stoff selbst ist für unser Zeitalter gewiß ebenso pikant als beziehungsreich.

Indem ich nun großes Gewicht darauf legen würde, das Werk in den Händen eines renommierten und tätigen Verlegers zu wissen, erlaube ich mir, es Ihnen anzubieten. Da ich aus bestimmten Gründen ein möglichst rasches Erscheinen desselben wünschen müßte, habe ich den Druck einstweilen in der Triester Lloyddruckerei beginnen lassen, und es wird so rasch gearbeitet, daß das 13 Bogen starke Werk (Aufl. 750 Exempl.) schon

---

<sup>81)</sup> Ich kann es nicht unterlassen, Herrn Gustav Gugitz in Wien, der mich durch verschiedene Nachweise in meiner Arbeit wesentlich förderte, meinen innigsten Dank auszusprechen.

innen wenigen Tagen die Presse verläßt. Die Druckkosten werden sich auf ungefähr 200 fl. belaufen. Von dieser Summe ist aber die Hälfte bereits durch eine Subskription auf 100 Exemplare der Dichtung gedeckt: es käme also nur mehr die andere Hälfte auf Rechnung des Verlegers. Die Versendung der Recensionsexemplare würde ich mir selbst vorbehalten, und es hätten zu diesem Behufe 60—100 Ex. in meinen Händen zu bleiben.

Ich bitte dringendst um recht baldige Antwort, längstens binnen 8 Tagen!

Graz, 30. Aug. 1865.

Hochachtungsvoll

Ihr ergebener

Robert Hamerling.

Gegenwärtige Adresse: Graz, Naglergasse

Nö.  $\frac{665}{1}$  1. Stock<sup>1)</sup>.

## Die älteste Zeitung Ungarns.

Die «Preßburger Zeitung» trat diesen Sommer in ihren hundertund-fünfundzigsten Jahrgang. Wahrlich eine schöne Spanne Zeit für eine Zeitung selbst im Auslande; erst bei uns, wo die Zeitungen mangels alten großstädtischen Lebens keine große Vergangenheit hinter sich haben können. Die wirtschaftliche Konsolidierung des von den Türken zurückgewonnenen und wirtschaftlich sich wunderbar erholenden Ungarn beweist nicht nur die neue wissenschaftliche Literatur, sondern, daß auch z. B. «Johann Michael Landerer, k. k. priv. Hofbuchdrucker, sich entschlossen hat, wöchentliche Nachrichten von den neuesten und merkwürdigsten Vorfällen in Europa sowohl, als besonders in dem Königreiche Ungarn unter dem Titel: Preßburger Zeitungen zu drucken. Er wird denselben aber auch alles einverleiben, was man sonst in anderen Städten in den sogenannten Intelligenzblättern findet, als da sind: Oeffentliche Publicationen, Auctionen, Sachen die feil sind, Capitalien die gesucht werden oder auszuleihen sind oder dergleichen; auch allzeit die Verstorbenen richtig anzeigen . . . . . Übrigens wird sich der Herausgeber alle Mühe geben, die besten, sichersten und merkwürdigsten Nachrichten zu sammeln, um dieses Blatt soviel möglich zugleich nützlich und angenehm zu machen. Er hat zu diesem Ende sich um geschickte Correspondenten an verschiedenen Oertern beworben, die ihn in den Stand setzen werden, seinen Endzweck rühmlich auszuführen und seine Absichten zu erreichen. Er wird es aber auch mit dem schuldigsten Danke erkennen, wenn auswärtige Gönner und Freunde ihn in diesem Vorhaben unterstützen und ihm merkwürdige Vorfälle berichten werden. Besonders aber schmeichelt er sich mit der Hoffnung, daß seine Landsleute alles beytragen werden, was zu Beförderung dieser Arbeit dienen könnte.» Die Praenumerationsbedingungen: «Auswärtige Liebhaber sollen mit diesen Blättern um den jährlichen Preis von 8 fl. (damals eine ziemlich hohe Summe) mit halbjähriger Anticipation richtig bedient werden. Die hiesigen Freunde

<sup>1)</sup> Heckenast hat ablehnend geantwortet.

aber können solche allezeit um 6 fl. jährlich, doch auch Anticipando oder Stückweise den halben Bogen für 4 Kr. alle Mittwoche und Sonnabende nachmittag bey dem Verleger abholen lassen.»

So lautet der Aufruf vom 14<sup>ten</sup> Juli 1764, an welchem Tage auch die erste Nummer erscheint, um dann anderthalbhundert Jahre (und hoffentlich noch viel länger) pünktlich zu erscheinen. Daß das Blatt trotz seines beschränkten Formates, trotz seiner durch die damaligen Zensurverhältnisse bedingten inhaltlichen Beschränktheit gut fundiert war: zeigt eben sein hohes Alter. Es war eine tüchtige, ehrliche, stille Zeitung, die zu politisieren gar nicht anfang, da man es ihr ohnehin nicht gestattet hätte. Es ist bezeichnend, daß sie über alle Einzugs-, Eröffnungs- und Schluß-Feierlichkeiten des dreiviertel Jahre dauernden berühmten Landtages von 1764 Berichte bringt; über die Verhandlungen der Stände und der Königin sowie über die Debatten aber gar nichts!

Ihr größter Vorzug war, daß sie eben erschien. Als man sah, daß sie zwanzig Jahre lang anständig existierte, ließ Matthias Ráth in Győr (Raab) den «Magyar Hirmondó» und Déchy in Wien den «Magyar Kurir» erscheinen, auch «Hadi és más Nevezetes Történetek». Die ungarischen Blätter waren gleich lebhaft national und literarisch voll Tatendrang; selbst politisch — trotz der Zensur — zwischen den Zeilen mit echtem Galgenhumor das Unterdrückte mitteilend. Geschah es ja schon im Jahre 1790, daß der «Magyar Kurir» schrieb: «Das französische Volk erlaubt sich den Obrigkeiten gegenüber solche Dinge, daß unser Blatt . . . darüber gar nicht zu berichten wagt.» Dann folgt mit Galgenhumor eine lange weiße Stelle, die Tätigkeit der Zensur bezeugend. Einer solchen Behandlung setzte sich die «Preßburger Zeitung» gar nicht aus; es wäre um den Bürstenabzug schade gewesen; sie brachte a priori nur das, was erlaubt und wohlgelitten war: Berichte über Festlichkeiten, Landtagseröffnungen, (die Verhandlungen niemals!) usw. Es mutet alles so althehrwürdig an; z. B. (in der 2<sup>ten</sup> Nummer): «Das allerhöchste Wohlsein des ganzen kaiserl. königl. Hauses, welches wir in dem ersten Stücke dieser Nachrichten unseren Lesern zu berichten das Vergnügen hatten, können wir auch itzt, Gottlob! wiederholen . . . . Den 14<sup>ten</sup> dies. haben uns Ihre königl. Hoheiten der Erzherzog Ferdinand und die Erzherzogin Josepha wieder Ihrer höchsten Gegenwart beraubt; wir haben aber die sichere Hoffnung, Hochdieselben bald wieder bei uns zu verehren.» Oder aus dem Jahre 1767, als die große Herrscherin die schwarzen Blattern hatte. Den ganzen Lebenslauf der großen Königin sowie ihrer sämtlichen Kinder könnte man aus der «Pr. Z.» zusammenstellen. Die vielen Berichte über die Fest- und Dankgottesdienste, über militärische Paraden und Besichtigungen folgen einander, auch über Maturitäts-Dissertationen vornehmer Jünglinge in den geistlichen Convicten. Selbst die Annoncen sind bemerkenswert, als Zeit- und Kulturdokumente: «Es dienet Jedermann zur Nachricht, daß in dem allhiesigen k. k. Schiffsamte täglich verschiedenes wienerisches Porcellain zu verkaufen sey.»

Die «Preßburger Zeitung» war ein beschränktes, aber dennoch treues Spiegelbild des damaligen Ungarn. Sie war katholisch-feudal, dem Hof, der Aristokratie, der Geistlichkeit gegenüber in Ehrfurcht und Devotion untätigst ersterbend; der Bürgerfleiß wurde belobt, über Künste und Theatervorstellungen oft berichtet, besonders wenn sie von den hohen und



höchsten Herrschaften durch huldvollen Besuch ausgezeichnet worden waren. Da erfahren wir, was für Opern von Haydn in Eszterháza, in Eisenstadt, in Preßburg aufgeführt worden, was für Reisen und Besuche die große Maria Theresia und ihre sämtlichen Kinder machten, wie diese oder jene kirchliche oder militärische Parade gelang usw. Patriotisch war die Zeitung immer, natürlich im Rahmen des damals in der unmittelbarsten Nähe des Hofes und unter dem Alpdrucke der Zensur eben Möglichen. Für Ordnung und Kultur, für materielle Wohlfahrt und wirtschaftlichen Fortschritt sich zu interessieren, war ihr erlaubt, das Interesse für politische Reformen aber streng verboten. Trotzdem fühlte die «Preßburger Zeitung» immer mit dem Ungartum und verirrte sich nie in deutsch-nationale oder gar großdeutsche Gefühlsduselei, wie ihre Kollegen im östlichsten Ungarn (Siebenbürgen) nur allzu häufig taten. Es spiegelte bescheiden das alte Ungarn mit seinen deutsch sprechenden Städten; der Blick war beengt, doch immer patriotisch, verlässlich und nie schwankend. Selbst das erste öffentliche Auftreten der nationalfarbigen Schleifen («in Farben des ungarischen Wappens») wird hier verzeichnet (1764). An der Spitze des Blattes prangte jahrzehntelang (1790—1849) das ungarische Wappen. Das Blatt verkündete Maria Theresias, Kaiser Josephs und Maria Antoinettens Tod; es posaunte den Sieg Erzherzog Karls über Napoleon bei Aspern usw. Im Jahre 1848 hielt es auch mit den ungarischen Ständen; bat sie um «Gnade für den armen Wicht von Metternich»; später mußte es nolensvolens gegen die verführten Rebellen wettern.

Heute ist die «Preßburger Zeitung» ein gehaltvolles verjüngtes Blatt des mächtig aufstrebenden Kultur- und Industriezentrums, das man Pozsony nennt. Das neue Ungarn spiegelt es ebenso getreu wieder wie früher das alte, feudale. Ein Denkmal der Vergangenheit, ein ehrlicher Kämpfer für die Zukunft!

Dr. Berthold Fabó.

## Joh. Arany's Dichtungen in deutscher Sprache.

Johann Arany (1817—1882) ist unstreitig der größte Epiker des ungarischen Volkes und neben seinem frühverstorbenen Freunde Alexander Petöfi überhaupt der größte Dichter Ungarns, der auch auf dem Gebiete der Lyrik Hervorragendes geleistet hat. Seine vorzüglichsten epischen Dichtungen sind, teilweise wiederholt, ins Deutsche übersetzt, haben aber bei dem verständnisvollen deutschen Publikum, das oft weit geringeren poetischen Produkten des Auslandes mit Wohlwollen und Interesse entgegenkommt, bisher nur in sehr geringem Maße Beachtung gefunden. Ob das nicht an den Übersetzungen liegt?

Von Arany's Dichtungen sind Lieder, Balladen und poetische Erzählungen in zahlreichen Anthologien<sup>1)</sup> erschienen; von seinen größeren epischen Dichtungen liegen bisher folgende Übersetzungen vor, die ich in chronologischer Folge aufzähle:

1. Karl M. Kertbeny, Erzählende Dichtungen von Johann Arany («Toldi» und «Die Belagerung von Murány»), 1851.

<sup>1)</sup> Die älteren Sammlungen (1825—1879) habe ich «Literarische Berichte aus Ungarn» II, 1878, S. 480 u. 481 zusammengestellt. Über die neueren Anthologien berichte ich demnächst.

2. Moriz Kolbenheyer, «Toldi» (der epischen Trilogie erster Teil). Mit einem Briefe von Friedrich Hebbel, 1855.
3. Moriz Kolbenheyer, «Toldis Abend» (der Trilogie dritter Teil), 1857.
4. Albert Sturm, «König Budas Tod», 1879.
5. Moriz Kolbenheyer, «Toldis Liebe» (der Trilogie zweiter Teil), 1884.
6. Armin Lemberger, «Toldi» (erster Teil), 1904.
7. Karl Mauer, «Budas Tod», 1913.

Kleinere epische Gedichte Arany's, Balladen und Erzählungen, enthalten folgende Sammlungen:

8. K. M. Kerfbeny, Gedichte von Johann Arany, Versuch einer Musterübersetzung, 1861. (18 Balladen und Lieder.)
9. Adolf Dux, Ungarische Dichtungen von Joh. Arany, 1861. (Die kleinen Epen «Katharine» und «Keveháza»).
10. Ludwig Korodi, Gedichte von Joh. Arany, 1863.
11. Andor von Sponer, Dichtungen von Joh. Arany, 1880. (Hier auch ein Gesang aus «Budas Tod».)
12. Jak. Bruck, Balladen von Joh. Arany, 1896.
13. Ludwig Dóczi, Gedichte von Joh. Arany, 1903. (Nicht im Handel. 23 Gedichte, zumeist Balladen.)
14. Adolf Handmann, J. Arany's Ausgewählte Gedichte, 1908 (enthält auch «Toldi»).

Ein strebsamer, in beiden Sprachen wohl beschlagener und geschmackvoller Gymnasialprofessor in Eger (Erlau), Johann Dengi, hat diese Übersetzungen soeben in einem Programm<sup>1)</sup> einer vergleichenden Beurteilung unterzogen und bei allem Wohlwollen, das er dem Eifer der Übersetzer zollt, nicht umhin können, an zahlreichen, oft verblüffenden Beispielen die großen inhaltlichen und formellen Mängel der deutschen Dolmetscher (es sind durchaus geborene Ungarn) hervorzuheben, wobei er es im einzelnen selbstverständlich an Anerkennung nicht fehlen läßt.

Vor eben 35 Jahren habe ich zum ersten Male eine zusammenfassende kritische Übersicht über die deutschen Übersetzungen ungarischer Dichtungen geliefert<sup>2)</sup>, eine Darstellung, die damals infolge ihrer Aufrichtigkeit und Kühnheit viel Staub aufwirbelte und zu heftigen Angriffen gegen meinen kritischen Maßstab Anlaß bot. Heute weiß jedes Kind, daß ich durchaus recht hatte, und auch Dengi wiederholt nur mehr oder weniger meine Einwände, die auch heute nichts von ihrer Aktualität verloren haben. Mein Urteil war, wenige Ausnahmen abgerechnet, durchaus sehr ungünstig und gipfelte in folgenden Sätzen: «Wer nicht die beiden Sprachen, die hier in Betracht kommen, vollständig in seiner Gewalt hat, wer nicht ein Meister des Verses und der Form ist, wer nicht die Gabe der Nachempfindung und Nachschöpfung besitzt, der wage nicht Versuche, die nimmermehr gelingen können, der versündige sich nicht an dem Genius zweier Nationen» (S. 96). Die deutschen Übersetzer aus dem Ungarischen beherrschen auch heute zumeist weder die ungarische noch

<sup>2)</sup> Arany német nyelven (Arany in deutscher Sprache von Dr. Johann Dengi). Programm der Staatsrealschule in Eger (Erlau), 1913, 40 S.

<sup>3)</sup> Paul Hunfalvy, Literarische Berichte aus Ungarn, Budapest. II. Band 1878 S. 61—96: Ungarische Dichtungen in deutscher Gestalt.

die deutsche Sprache, sind nichts weniger als Meister der Form und könnten auch, mit dem bescheidensten Maßstabe gemessen, nicht als nachempfindende und nachschöpferische Dichter anerkannt werden. Eine in jeder Hinsicht glänzende Ausnahme ist Ludwig Dóczi, der sich als berufener deutscher und ungarischer Dichter erwiesen hat, während andere nur vereinzelt wirklich Gelungenes zu schaffen wußten.

Die Schwierigkeiten, welche jeder Übersetzer, aus jeder Sprache und in jede Sprache, zu überwinden hat, steigern sich speziell bei Joh. Arany aus drei Quellen. Er ist zuerst der größte Meister der ungarischen Sprache, die er mit unvergleichlicher Kraft und Prägnanz beherrscht, wobei ihm eine Fülle von Worten und Ausdrücken zur Verfügung steht, die ohne Beispiel ist und stellenweise selbst ungarische Leser in Verlegenheit setzt. Die Übersetzer, unfähig dieser Sprache gerecht zu werden, helfen sich nun meist mit Auslassungen (schwieriger Stellen) oder mit Verbreiterung (prägnanter Partien), wodurch der Text entweder lückenhaft oder flach und selbstverständlich unpoetisch wird. Zweitens wendet Arany in seinen Dichtungen reichlich volkstümliche Ausdrücke, Bilder und Wendungen an, welche in ihrer ethnischen Besonderheit meist unübersetzbar sind, so daß der Übersetzer zum Nachdichter werden muß: er muß aus dem reichen Schatze der deutschen volkstümlichen Sprache gleichwertiges Material zur Verfügung haben, mit dem er die besonderen nationalen Eigenheiten des Originals wenigstens annähernd zu ersetzen vermag. Besonders in diesem Punkte erwiesen sich die meisten Übersetzer als sehr mangelhaft gerüstet. Endlich ist Arany ein unübertroffener Meister der Form: Inhalt und Versform bilden bei ihm eine künstlerische Einheit, welche den Stempel der Vollendung an sich trägt. Da nun seine beispiellose Beherrschung der Sprache und des Verses auch vor den gewagtesten Fassungen nicht zurückschreckt, ist eine inhaltlich und formell treue Übersetzung seiner Dichtungen nur einem deutschen Sprach- und Verskünstler möglich, für den Stil, Rhythmus und Vers keinerlei Schwierigkeiten bieten. Die meisten Übersetzer sind nun unfähig, dem Original in jeder Beziehung gerecht zu werden, weshalb sie die Schwierigkeiten einer Verdeutschung Arany's nicht überwinden, sondern umgehen: sie wählen (so besonders der übrigens begabte Handmann) eine bequemere Form und verbreitern Darstellung und Stil, wodurch das Original ins Platte und Alltägliche herabgezogen und seines eigentümlichen künstlerischen Charakters beraubt wird. Am wenigsten ist dem Genius der Arany'schen Dichtung Kertbeny gerecht geworden, schon aus dem einfachen Grunde, weil er bis ans Ende seiner Tage weder die ungarische noch die deutsche Sprache genügend beherrschte; das Glänzendste auf diesem Felde leistete Ludwig Dóczi, ein echter Dichter, der aber leider bisher sein großes künstlerisches Vermögen den größeren epischen Dichtungen Arany's nicht zugute kommen ließ. Unter den Toldi-Übersetzungen dürften die Verdeutschung Lembergers berechtigten Ansprüchen verhältnismäßig noch am meisten genügen. Bei den übrigen Übersetzern finden sich meist nur einzelne gelungene Strophen oder Verse, welche natürlich für die Mängel des Ganzen nicht entschädigen können. Der berufene Übersetzer von Arany's größeren epischen Dichtungen ist erst von der Zukunft zu erwarten.

Gustav Heinrich.





## Die geschichtliche Bedeutung der Familie Frangepan.

Von Sektionschef Ludwig von Thallóczy<sup>1)</sup>.

**D**AS blutige Urteil von 1671 anlässlich der Verschwörung der ungarischen Großen zerriß nicht nur den Lebensfaden zweier großer kroatischer Familien, sondern unterbrach auch auf lange Zeit die wirtschaftliche Entwicklung jener großen Besitzkörper an der Adria, die heute unter dem Namen ungarisch-kroatisches Litorale zusammengefaßt werden. Das Ärar nahm die Besitzungen der Frangepane gleich nach der Konfiskation 1670 in eigene Verwaltung; da man aber Geld brauchte, wurden sie bald an Baron Rigoni samt den Zrinyischen Gütern verkauft, die nach dem Tode des Grafen Adam Zrinyi der Krone zugefallen waren. Das Ärar, welches damals durch die von der Wiener Hofkammer bevormundete ungarische Kammer vertreten wurde, ließ das Urkundenmaterial, welches sich auf verschiedenen Domänen der Frangepane befand, untersuchen. Dieses Schriftenmaterial, dessen einer Teil, die Korrespondenz, entweder schon früher verloren gegangen oder von den Adressaten vernichtet worden war, gelangte teilweise in den Besitz der Hofkammer nach Wien, teilweise in den der ungarischen Kammer nach Pozsony. Dieses Material bestand: aus den Urkunden, Urbaren, Inventaren, die sich auf die Güter der Familie bezogen und teils von den Frangepanen selbst angelegt, teils durch die Organe der Kammer abgefaßt worden waren, ferner aus den Beschreibungen der alten Güter, Privilegien, Kontrakten, die die Rechtsverhältnisse der Hintersassen regelten. Anlässlich des Verkaufes an Rigoni wurden die auf die Güter bezüglichen Urkunden und Dokumente im Sinne des Kaufvertrages ihm übergeben.

27. April 1692 verkaufte die Hofkammer, welche sich das Recht des Wiederankaufes Baron Rigoni gegenüber vorbehalten hatte, sämtliche Frangepan- und Zrinyische Güter s. w.: Buccari (Bakar), Grobnik, Lokve, Brod, Novi, Buccarica, Drivenik, Grisane, Bribir und Lik an die innerösterreichische Kammer in Graz mit dem Vorbehalt des Wiederverkaufes<sup>2)</sup>.

<sup>1)</sup> Diese Abhandlung ist eine Einleitung zum Urkundenbuch der Familie Frangepan, welches vor kurzem in der Ausgabe der ung. Akademie der Wissenschaften in zwei Bänden erschienen ist.

<sup>2)</sup> Das Motiv dieses Verkaufes waren «die damaligen dringenden Kriegsbedürfnisse». Die niederöst. Kammer hatte insgesamt 500 000 r. fl. zu zahlen, und zwar die Hälfte der Summe voraus, das übrige in Raten von 100—120 000 fl.

Anlässlich dieses Kaufes kam das Archiv der Frangepane wieder in andere Hände. Es war ausbedungen, daß die Schriften, die sich im Besitze der Hofkammer und der ungarischen Kammer sowie des Baron Rigoni und der Witwe Adam Zrinyis befanden, der Kammer in Graz, als Käufer, übergeben werden sollten<sup>3)</sup>. Infolge des Kaufes wurden sämtliche Güter und Schlösser samt ihrer Instruktion, Wälder, Weingärten, Eisenhütten, Mühlen samt allen Rechten, welche die vorigen Besitzer innegehabt hatten, übergeben. Die noch vorhandenen Schriften, welche diese Rechtsverhältnisse betrafen, wechselten also von neuem ihre Eigentümer.

Der Kontrakt verfügte auch für den Fall, als die Kammern (die Hof- und die Ungarische Kammer) von ihrem Vorkaufsrecht nicht Gebrauch machen sollten und die Kammer in Graz die Besitzungen jemandem anderen verkaufen würde, daß in diesem Falle das Vorkaufsrecht der Kammern immer von neuem ausbedungen werden müsse.

Das *ius territoriale*, die territoriale Souveränität, verblieb aber der ungarischen Kammer, und diesbezüglich verfügten die Kammern als Verkäufer, daß diese Güter erstens in die innerösterreichischen Länder nicht inkorporiert werden können, zweitens sie in ihrem Bestande unverändert zu behalten sind, drittens nach den Gewohnheiten und Gesetzen des Landes zu verwalten seien, insoferne diese Güter durch die ungarischen Könige den früheren Inhabern und Eigentümern, namentlich den Grafen Frangepan und Zrinyi, verliehen worden sind, und die althergegewohnten und bestimmten Privilegien nicht aufgehört haben<sup>4)</sup>.

So kamen das Gebiet zweier Komitate und die diesbezüglichen Akten in fremde Hände. D. h. das Urkundenmaterial sämtlicher Geschlechter der Komitate Modrus-Fiume und Lika-Krbava wurde in seinem Bestande verkleinert und zerstreut. Wir brauchen wohl kaum zu sagen, daß das verteilte Aktenmaterial auch 1692 der innerösterreichischen Kammer nicht vollständig übergeben worden ist, da ein großer Teil des politischen und historischen Materials weiter

---

<sup>3)</sup> Es ist zu bemerken, daß das vollständige Inventar der ganzen — sagen wir — konfiszierten Erbschaft der Frangepane erst am 1. Juli 1692 fertiggestellt worden ist.

<sup>4)</sup> Dieser Kontrakt wurde in drei Exemplaren ausgestellt, das eine wird im Gem. Finanzarchiv in Wien, das zweite im Ungar. Staatsarchiv (unterschrieben vom Präsidenten Grafen Christof Erdödy und vier Kammerräten), das dritte in Graz im Statthaltereiarchiv aufbewahrt. Am 28. Mai 1695 kamen auch die Domäne von Lika-Krbava und Bagi (Carlopag) — welche Graf Zinzendorf sich um 80000 fl. erstanden hatte — nach der Rückzahlung des Kaufpreises in den Besitz der Innerösterreichischen Kammer.

bei der Hof- und der ungarischen Kammer blieb, da die innerösterreichische sich nur für den juridischen Teil interessierte.

Als dann die Güter an der Meeresküste wieder erworben wurden, kamen die bei der Konfiskation inventarisierten Dokumente nur allmählich aus Graz zurück. Eine Menge Akten wurde 1759 an die Bancaldirektion in Krain nach Laibach gesendet. 1774/75 anlässlich gewisser Grenzstreitigkeiten mit Venedig kamen die Dokumente, welche die Grenzen betreffen, aus Graz nach Wien. Die noch in Graz aufbewahrten Reste wurden 1808 an die Hofkammer nach Wien geschickt, welche sie dann 1809 an die ungarische Hofkammer abtrat.

Aus der ungarischen Kammer ließ aber — wie bekannt — die absolutistische Regierung 1849 die auf Kroatien bezüglichen Akten nach Zágráb abliefern, darunter auch diejenigen, die die Frangepanischen Güter betrafen. Diese Lieferung scheint aber nicht vollständig in das kroatische Landesarchiv, sondern teilweise in Privathände gekommen zu sein. Als 1883 diese Akten wieder nach Budapest kamen, zeigten sich große Lücken in ihrer Reihe. Außerdem läßt sich kaum bestimmen, was für ein wertvolles Material bei den bewußten und gelegentlichen Skartierungen verloren ging.

Habent sua fata et scripta. All das bezieht sich nur auf das Hauptmaterial. Darüber aber, wie das Material, welches mit den weiblichen Linien in andere Familienarchive gelangte, nachzuweisen wäre, kann man überhaupt keine Rechenschaft ablegen.

Von jenen ungarischen Frangepanischen Urkunden, die ins Ausland kamen, haben wir nur zu einem kleinen Teil Kenntnis. Ein ziemlich großes Bruchstück gelangte durch die Witwe des Johann Corvin, Beatrix Frangepan, die sich zum zweiten Male mit Georg von Brandenburg vermählte, in das alte Ansbachische (Brandenburg) Archiv. Ein Teil dieser Schriften wanderte dann aus Ansbach nach München, in das bayerische Reichsarchiv. Ein anderer Teil dieser Schriften kam in das ungarische Staatsarchiv zurück. Auch Ende des 18. Jahrhunderts wurde ein Bruchstück dieses Ansbacher Archivs nach Wien geschickt, welches dann — zwar nicht vollständig — dem Archiv der ungarischen Kammer abgetreten wurde und seither dessen bzw. des ungarischen Staatsarchivs Eigentum bildet.

Es ist auch bekannt, daß 1670, als Franz Frangepan, der letzte Sprößling der Familie, wegen der Teilnahme an der Verschwörung verhaftet wurde, seine Frau, geborene Marchesina Giulia Naro (1721) mit Hilfe ihres italienischen «Verwandten» Orfeo Frangepan († 1680 bei Grenoble als Hauptmann in der französischen Armee) in Buccari alle ihre wertvollen Sachen und Mobilien verfrachten und alles nach Verlassen des Hafens auf ein bereitstehendes großes Schiff bringen



ließ<sup>5)</sup>. Die Flüchtlinge nahmen den Weg nach Monfalcone und zogen sich zuerst auf friaulisches Gebiet, dann nach Rom zurück. Bei dieser Gelegenheit wurde von den dort aufbewahrten Urkunden der Familie soviel mitgenommen, als man in der Eile zusammenraffen konnte. Auf die Frangepanischen Güter in Ungarn erhoben die Frangepane in Friaul Anspruch. Namentlich Cornelio, Sohn des Peter Frangepan, führte 1672 um die in Rom befindlichen Mobilien des letzten Frangepan einen Prozeß. Die Urkunden kamen als Andenken nach dem Aussterben der Familie Naro durch die Patrizis in das Archiv der friaulischen Frangepane, woher dann Graf Ludwig Frangepan dem königl. ungarischen Staatsarchiv dieses mit seinem Familienarchiv nicht zusammenhängende Material überließ.

All das mußte deshalb so umständlich erzählt werden, um die Mängel zu rechtfertigen, die ein Urkundenbuch der Familie Frangepan naturgemäß aufweist. Vielleicht wird einmal ein glücklicher Forscher auf einen anderen bis heute unbekannten Teil des Archivs der Frangepane stoßen. Trotzdem ist ein Urkundenbuch der Frangepane so reich an neuen Daten, die das Verhältnis Ungarns und der Adria betreffen, daß man es keinesfalls übersehen darf.

Ich will im folgenden keine pragmatische Geschichte der Familie Frangepan geben, weil das soviel bedeuten würde, als die historischen Probleme des alten Kroatiens zu erörtern, die bis jetzt einseitig nur als Dogmen erörtert worden sind. Da ich aber die Absicht habe, der Geschichtsforschung je früher dieses wertvolle Material zugänglich zu machen, will ich nur jene Ergebnisse kurz darstellen, die sich aus dem neuen Urkundenbuch gewinnen lassen: erstens was die Geschichte der Familie, zweitens einzelne wirtschaftliche und soziale Beziehungen des von der Familie innegehabten Gebietes, drittens die allgemeinen politischen Verhältnisse betrifft.

## 1. Familiengeschichtliches.

Mit der Geschichte der Frangepane hat sich bis jetzt der kroatische Historiker Dr. Alois Klaić eingehend beschäftigt<sup>1)</sup>. Er benützte kritisch das vor 1901 gedruckte Material und vernachlässigte auch archivalische Forschungen nicht. Im Verhältnis zum 1884 er-

---

<sup>5)</sup> Történehi Tár Jahrg. 1896 S. 401—418. Der Briefwechsel der italienischen und ungar. Frangepane. Ein Brief der Richter des Tacht Bukari vom 19. Juli 1673.

<sup>1)</sup> Vjekoslav Klaić: Krčki knzeovi Frankapani (Krk. kroat. Veglia Zágráb I. B. — 1480) 1901 S. 352 mit einem Stammbaum. Herausgegeben von der Matica Hrvatska. Die Studien von Dr. Moritz Wertner über die Frangepane siehe im Adler IV. B. (Neue Folge) S. 1—46.

schienenen Werke Gustav Wenzels<sup>2)</sup>), welches übrigens mehr zur An-eiferung geschrieben wurde, bedeutet das Werk von Klaić sowohl topographisch wie kritisch einen großen Fortschritt.

Julius Pauler war der erste, der in seinem grundlegenden Werk in das Dickicht der Fälschungen aus der Zeit der Arpaden Licht brachte und die bis dahin schematische Auffassung über die Rolle der ersten Frangepane gründlich änderte<sup>3)</sup>.

Samuel Barabás stellte, das Material des Bandes des Urkundenbuches analysierend, eine wichtige Hypothese auf<sup>4)</sup>, nach welcher Bartholomäus (1193), comes von Modrus, zwar aus demselben Geschlecht entstammte, wie die Frangepane von Veglia, selber aber kein Lehensherr in Veglia gewesen sei, also mit dem gleichnamigen comes von Veglia nicht identisch sein könne.

Was den Ursprung der Familie betrifft, so sind wir nicht weitergekommen, d. h. es ist nicht mit Sicherheit zu bestimmen, woher sie gekommen ist. Die Ansicht von Klaić, daß sich sowohl für die kroatische wie die römische Abstammung wahrscheinliche Beweise erbringen lassen (I. B. S. 29), ist sehr allgemein gehalten. Daraus, daß die Frangepane im 15. und 16. Jahrhundert ihren Namen kroatisch Frankapan schreiben, läßt sich auf ihre Abstammung kein Schluß ziehen. Die Zrinyis schreiben ihren Namen ungarisch und sind doch kroatischer Abstammung. Der Meinung von Klaić, daß sie eingeborene Vornehme von der Insel Veglia sind, (domać vlastela s otoka Krka), stimmen wir auch unbedingt zu.

All das, was vom genealogischen Zusammenhang der ungarischen Frangepane mit jenen von Rom und Friaul mit mehr oder weniger epischer Färbung durch Chroniken und Familientraditionen erzählt wird, verdient nur eine kurze Erwähnung.

Es war ein allgemeines Bestreben, die Genealogie der vornehmen Familien mit römischen Familien in Verbindung zu bringen. Die drei Frangepan-Familien verschiedener Herkunft haben solche Schönheitspflaster nicht notwendig. Daß diese drei Familien sich zur selben Abstammung bekannten, bzw. daß sich die vornehmere römische Familie, die ihre Abstammung bis zu den römischen Patriziern zurückführte, der Friauler und der ungarischen Frangepane

---

<sup>2)</sup> Kritikai tanulmányok a Frangepán-család Történetéhez. Budapest 1884. Hist. Abhandl. der ung. Akademie der Wiss. XI. B. S. 1—63.

<sup>3)</sup> II B. S. 762. — Richtige Bemerkungen bei Felix Schiller: Az örökös főrendiség eredete Magyarországon S. 31—32, 214—5.

<sup>4)</sup> Turul 1909. Sonderabdruck 1910. Bertalan modrusi comes.

annahm, ist ein immer wiederkehrender psychologischer Zug in der Genealogie<sup>5)</sup>.

Auf Grund der neuesten Forschungen wissen wir von der römischen Familie Frangipani, daß ihr Name ursprünglich Imperii, de Imperio, de Imperatore, de Imperato war. Sie sind die Herren von Cisterna bei Cori (in Latium) und besaßen ausgedehnte Güter zwischen Rom und Terracina. In Rom auf dem Palatin hatten sie einen Palast. Leone de Imperato nahm als Erster den Namen Frangipane bzw. Frajapane an, welcher in den Urkunden seit 1014 vorkommt. Sie standen mit den Ildebrandis in Verwandtschaft und samt diesen werden sie in Urkunden von Tivoli, Albano, Preneste, Cori, Terracina und Gaeta erwähnt<sup>6)</sup>.

Der Stammbaum der heute noch blühenden reichsgräflichen Familie Frangipane (Signori di Castello e Tarcento) kann bis zu Volrico (Voldorico-Ulrico-Odorico) 1186 zurückgeführt werden, der noch urkundlich nachweisbar ist<sup>7)</sup>.

Im XI. Jahrhundert haben sie Castello Porpetto vom Patriarchen Popo von Aquileja zu Lehen erhalten. Nach den Genealogen von Friaul soll sich die Familie aus den ursprünglich deutschen Elementen der von Karl dem Großen gegründeten istro-friaulischen Mark ausgeschieden haben<sup>8)</sup>. Daher gab es auch einen Genealogen, welcher aus den Taufnamen Guido (Vido), Feldricus (Fridericus) der Frangepane von Veglia auch auf solche deutsche Herkunft aus der Mark folgerte. Die friaulische Familie schrieb ihren Namen im 14. Jahrhundert de Castello. Ein Mitglied der Familie, Johann Franz, nahm an der Ermordung des Patriarchen Bertrand von Aquileja teil, weshalb er 1351 enthauptet wurde. Sein Sohn, Ricardus, stellte sich hierauf unter den Schutz des Grafen von Görz. Dieser comes von Friaul schrieb 19. Juli 1355 einen freundschaftlichen Brief an den

---

<sup>5)</sup> Ich werde die ungarische Familie konsequent Frangepan, die der Friauler Grafen Frangipani schreiben.

<sup>6)</sup> P. Luigi Pasquali: Santa Maria in Portico nella storia di Roma dal VI—XX. Roma. S. 69 (Tipografia Befani). Leider konnten wir bis jetzt diese Urkunden nicht sehen. Dieses Heft von Pasquali ist nur eine Einleitung, die Fortsetzung ist noch nicht erschienen. — Bei Klaić über die röm. Frangipani a. W. S. 21—25.

<sup>7)</sup> Ihre Genealogie wurde von Luigi Frangipane auf Grund des Familienarchivs in Porpetto (Friaul, provincia di Tarcento) zusammengestellt. Ihr Wappen ist ein quadrierter Schild. Im ersten und dritten roten Feld je ein gegen den andern gekehrter goldener Löwe, in den Pranken eine Kugel haltend, im zweiten und vierten blauen Feld eine Burg mit drei Zinnen, neben dem Tor rechts und links ein Fenster.

<sup>8)</sup> Die Familie stammt eigentlich von Federico di Caporiacco ab, der schon Porpetto besaß. Der hatte drei Söhne: Federico 1149—1212, Artico und der Ahnherr der Frangipani, Wolrico. Nach den Studien von Ludwig Frangipani.



ungarischen Bartholomäus Frangepan<sup>9)</sup>. Daraus läßt sich zwar auf die Verwandtschaft der zwei Familien kein Schluß ziehen, nur soviel ist sicher, daß dies das erste urkundliche Dokument der freundschaftlichen Verbindung beider Familien ist. Tatsache ist aber, daß das Helmkleinod eines Friauler Castellor: ein aus einer fünfzackigen Krone wachsender und eine dreiblättrige Rose haltender Löwe mit einer gewissen Änderung im XV. Jahrhundert auch seitens der ungarischen Frangepane angewendet wurde (das Wappen selbst: zwei stehende Löwen halten einen dreizinnigen Turm)<sup>10)</sup>.

Das freundschaftliche Verwandtschaftsgefühl beider Familien wurde erst — wie erwähnt — unter Orfeo Frangipane und dem letzten ungarischen Frangepan intim. Seither hält sich die italienische Familie für die ethische Nachfolgerin der ungarischen Familie<sup>11)</sup>.

Es ist kaum von Wichtigkeit für die Geschichte der Familie Frangepan, aus welcher Nation sie entsprungen ist und mit wem sie Verwandtschaft einging. Entscheidend ist, daß die Familie auf einem Schauplatz wirkte, welcher sie zu einem wichtigen Faktor sowohl der adriatischen Politik von Venedig, wie der Politik des ungarischen Reiches und zur Säule der Entwicklung Kroatiens machte. Wir wissen doch nicht mit Bestimmtheit, ob die Familie italienischer Herkunft war. Es ist wahrscheinlich, daß sie nicht kroatisch war, da sie keinem Geschlechte der terra ferma angehörte. Sicherlich ist sie nicht ungarisch. Wie ist zu erklären, daß von der kleinen Insel Veglia mit einer Küste von kaum 95 Seemeilen<sup>12)</sup> eine so mächtige Familie entstammte?

Die Insel Veglia liegt am nächsten zum ungarisch-kroatischen, damals oberen dalmatinisch-kroatischen Küstenland. Sie liegt von

---

<sup>9)</sup> Urkundenb. I. S. 132. Mit kleineren Fehlern publiziert im Tört. Tár. 1896. S. 430.

<sup>10)</sup> Auf den Siegeln der ungarischen Frangepane ist ursprünglich das Wappenbild: ein flüchtender Wolf kämpft mit einem nach rechts gewendeten Löwen. Das Helmkleinod: ein Adlerflügel mit einem sechszackigen Stern. 1. Apr. 1365. 26. Febr. 1404, 18. Febr. 1424, 15. Sept. 1428; dann: geteilter Schild, oben sechszackiger Stern, 16. Febr. 1442, 12. Sept. 1443, 26. März 1461, 12. März 1462, 2. Juli 1471. Auf einem nebenstehenden Schild: zwei gegenüberstehende Löwen mit erhobenem zottigen Schweif halten gemeinsam mit dem rechten bzw. linken Vorderfuß eine stilisierte Rose. Hier sehen wir also auf den zwei Schilden beide Wappen. Helmkleinod ist der Adlersflügel mit dem sechszackigen Stern. Dasselbe 4. Juni 1493, 2. Mai 1502, 10. August 1516. Der Forscher des frangepanischen Wappens muß auch die Siegel seit 1526 berücksichtigen.

<sup>11)</sup> Belege im Archiv von Porpetto.

<sup>12)</sup> Sie hat heute 21242 Einwohner; die gesamte Steuereinnahme war 1911 42443 Kronen.

Fiume bzw. Tersatto 6,5, Buccari 4 km, Zengg, jener Zeit dem Hafen des ungarischen Verkehrs 3,05, Zara, dem wichtigsten Punkt des dalmatinischen Verkehrs 56,5 Seemeilen weit. Veglia ist eigentlich ein abgelöstes Kettenglied des dalmatinisch-istrianer Küstenlandes. Von Sveti-Jakov liegt es nur 0,37 Seemeilen weit entfernt. Derjenige, dem die Insel unterworfen ist, beherrscht — wenn er geschickt ist — auch den Handel im Hinterlande. Als Venedig gegen die Kroaten der Herr dieser östlichen Ecke der Adria wurde und der Doge den Titel eines Herzogs von Dalmatien und Kroatien annahm, wurde die Insel Veglia der Brückenkopf ihrer kriegerischen Aktionen. Wir könnten sie heute eine Kohlenstation nennen und wir übertreiben nicht, wenn wir Veglia eine solche Wichtigkeit im kleinen zu jener Zeit zuschreiben, wie sie heute Malta für die Engländer im großen besitzt.

Auf diesen Platz konnte Venedig keinen Statthalter aus seinem Schoß schicken, denn ein Beamter, der das dortige Volksleben und die Verhältnisse des Reiches auf der großen Ebene Pannoniens nicht kannte und zu jeder Zeit zurückzuberufen war, konnte, wenn er nicht populär war, mehr schaden, als der eventuelle Nutzen wert war. Die Republik fand sich also einfach mit den Umständen ab, als sie mit der führenden Familie der Gesellschaft von Veglia, den Ahnen der Frangepane, einen Lehensvertrag abschloß. Der comes (ispán, knez) sichert der Republik den freien Verkehr, seine Interessen sind identisch mit jenen der Republik, und dafür gehört die Insel in Erbpacht (für einen jährlichen, kleinen Tribut) ihm bzw. seiner Familie. Die Souveränität wird von ihm in einem dem Dogen zu leistenden Eide anerkannt, er ist aber Herr der Insel. In den geistlichen Sachen teilt er seine Herrschaft mit dem Bischof, in Zivilsachen und nach auswärts ist er der einzige Tonangebende. Er ist in einer Person Beamter, Seeinspektor, Handelsagent, Polizist, Soldat. Venedig ist zwar mächtig, liegt aber 120 Seemeilen weit, die Geschlechter des gegenüberliegenden festen Landes wenden sich also in erster Reihe an die comites von Veglia. Bei einem solchen Wirkungskreis mußten sie unbedingt vermögend werden, denn unter dem Schutze Venedigs hatten sie von dem dalmatinischen Verkehr einen entsprechenden Nutzen. Sie sammelten allmählich Kapital und hatten auch auf dem festen Lande Schützlinge.

Die Republik betrachtete, als eine gut gegründete Aktiengesellschaft, den comes von Veglia als ihren Hauptvertreter, der dann an den Einkünften und an der Macht einen entsprechenden Anteil nahm. Die kleinen Leute auf der Insel und gegenüber auf dem festen Lande: Fischer, Schiffbesitzer, Holzhändler, Gewerbetreibende,

halten die Herren von Veglia für ihre unmittelbaren Souveräne, die sie auch bei der Signorie verteidigen. Diese Entwicklung zeigt sich uns aus dem Geiste des Materials des XII. Jahrhunderts, welches im I. Bande des Urkundenbuches der Frangepane mitgeteilt ist, bis zu dem wichtigen Ereignis, das mit der 1193 erlassenen Goldenen Bulle König Belas III. im Zusammenhang steht<sup>13)</sup>.

Dalmatien und das Gebiet des alten kroatischen Hinterlandes kamen erst Anfang des XII. Jahrhunderts in den Verband der ungarischen Krone. Bei der Thronbesteigung Belas III. sind also kaum sieben Jahrzehnte verflossen, daß diese Gebiete: einerseits die Stadtstaaten der Küsten — denn solche waren sie —, andererseits die waldigen, felsigen, nur hie und da bebauten Güter der Geschlechter einem anderen Herren, nämlich dem Herrscher von Byzanz unterworfen waren. Bela III., demjenigen Herrscher, welcher, meiner Meinung nach, den weitesten Gesichtskreis unter den Arpaden besaß, ist es gelungen, diese neu erworbenen Gebiete, welche von der ungarischen Entwicklung in jeder Hinsicht abstachen und unter sich auch sehr verschieden waren, mit der zentralen Macht endgültig zu verbinden.

In diesem Prozeß fiel Bartholomäus, comes von Modrus, der eines Stammes war mit der Comes-Familie von Veglia, eine hervorragende Rolle zu. Wenn wir die Goldene Bulle Belas III. aufmerksam lesen, so stellt sich heraus, daß Comes Bartholomäus schon seit längerer Zeit «aufrichtig und mit untertäniger Ehrfurcht» dem König diene, und es ist keine Phrase, wenn er in der Urkunde «fidelis noster comes» genannt wird<sup>14)</sup>. Ob er als ein Unternehmer der großen Handelsniederlassung von Venedig, der auf die dalmatinische Küste übersiedelte, oder unter anderem Titel, jedenfalls leistete comes Bartholomäus auf jenem Gebiet, welches er in Donation erhielt, dem ungarischen König längere Zeit wichtige Dienste. Deren Belohnung ist diese feierliche Donation des Königs, deren Urheber gewiß der Bischof Kalán von Fünfkirchen und zu jener Zeit Statthalter in Dalmatien und Kroatien war.

Der Gegenstand der Donation ist: das ganze Gebiet des Komitats Modrus mit allen Zugehörungen und Einkünften, die er und seine Nachkommen mit erblichem Recht für alle Zeiten bekommen.

An die Donation ist aber eine Bedingung geknüpft. Er ist ver-

---

<sup>13)</sup> Urkundb. I. Nr. VII.

<sup>14)</sup> Ob wir nun die gefällige Kombination von Samuel Barabás annehmen, welche eher überzeugend ist, als die Hypothesen von Klaić und Šišić, oder nicht, der belehnte Bartholomäus comes von Modrus war ein Anhänger König Belas und konnte nicht gleichzeitig comes von Veglia sein.



pflichtet innerhalb der Grenzen des Landes, d. h. zu seiner Verteidigung, zehn, außerhalb der Landesgrenzen, also gelegentlich eines Angriffskrieges, vier Bewaffnete zum kroatischen Heereskontingent zu stellen (*exercitus chroaticus*), welches durch den König einberufen wird.

Wenn er diese Beihilfe aus irgendeinem Grund entweder gar nicht oder nur mangelhaft stellen würde, so ist er verpflichtet, beim nächsten Feldzug die doppelte Anzahl bzw. so viele Leute mehr, als früher mangelten, einzustellen.

Er und seine Nachkommen erhalten auch die richterliche Macht auf jenem Gebiet. Der Sinn dieser Verfügung ist, daß alle Einwohner ausnahmslos seiner richterlichen Macht unterworfen sind. Dieses Privileg bedeutete aber nicht die Übertragung der obersten richterlichen Macht des Königs, denn der Vertreter des Königs, der Banus, besaß, solange er anwesend war, eine Gerichtsmacht. Wenn die Parteigegner des Comes sich an den Banus wenden, so ist er in diesem einen Falle verpflichtet, vor dem Gericht des Banus zu erscheinen.

Wenn der Belehnte ohne Nachkommen stirbt, so soll einer der Söhne seiner Verwandten (*unus ex filiis fratrum ipsius*) unter denselben Bedingungen dieses Gebiet erben.

Drei Tatsachen können wir aus dieser Urkunde feststellen:

1. Die Form der Donation weicht von der der ungarischen Donationen vollständig ab. Es sind gewisse feudale Beziehungen darin, aber
2. die Souveränität des Königs, bzw. das Recht der ungarischen Krone ist in bestimmter Form aufrechterhalten.
3. Es ist keine Erwähnung von venezianischen Beziehungen.

Wir wiederholen, es ist von Bela III. unmöglich anzunehmen, daß er gerade dem comes von Veglia das der Insel benachbarte Gebiet mit erblichem Recht überlassen habe.

Wenn wir kombinieren wollten, so könnten wir zur Erklärung des Ausdruckes *unus ex filiis fratrum* vorbringen, daß die Erbschaft jenem Sohne zufalle (im Mangel eines direkten Nachfolgers), der kein wirklicher comes von Veglia ist, sondern durch die Erbschaft aus dem Rechtskreis von Venedig scheidet. Aber nicht das ist das Wichtigste, die Familie kommt ja später in ein Lehenverhältnis auch zu Venedig.

Unsere Rechtshistoriker sehen in dieser Donation — und sie urteilen formell richtig — das erste Erscheinen der feudalen Motive. Sie geben aber keine deutliche Erklärung.

König Bela III. konnte nämlich eine andere Art der Donation auf diesem Gebiet nicht anwenden. Das kroatische Geschlechtsrecht und das besondere Recht der Küstenstädte war in dem neuen Macht-kreis auf andere Weise nicht zu vereinen, als daß die privatrechtlichen Verhältnisse aufrecht erhalten blieben, während auch die Souveränität der Krone zur vollen Geltung gelangte. Der oberste Herr ist der König, dessen Vertreter der Banus, die Häupter der Geschlechter unterwerfen sich der ungarischen Krone, sie leben aber nach ihren Gewohnheiten wie früher. Das ungarische Rechtsleben, das die Traditionen der verschiedenen Gegenden immer berücksichtigte, erstreckte sich nicht südlich der Linie Sau-Kulpa; es konnte sich aber auch nicht erstrecken, da der Schauplatz von der großen Ebene Ungarns, dem Kern des Reiches, ganz verschieden war; man konnte dort keine *tabula rasa* schaffen, da das illyr-römisch-slavische Rechtsleben zu eingewurzelt war. Abgesehen von diesem Umstande, konnte der König auch wirtschaftlich keinen größeren Nutzen erhoffen, als wenn er einem erprobten Anhänger dieses Gebiet verleiht, welches für ihn nur politisch wertvoll war.

Das Komitat Modrus und gewiß auch Vinodol — schon damals seine Zugehörung — hat mit dem heutigen Komitat Fiume eine Oberfläche von 847 923 Katastraljoch, d. h. 487 958 Hektar; die damalige Modruser Besetzung der Frangepane war bestimmt kleiner. Wenn wir die Liste der heutigen staatlichen Steuern durchsehen, so finden wir, daß das ganze Einkommen aus diesen Komitaten 1 220 000 Kronen beträgt, wovon die Grundsteuer 240 000 Kr., die Haussteuer 280 000 Kr., die Steuer der zur öffentlichen Rechenschaft verpflichteten Gesellschaften 41 000 Kr. (mit der Ersatzsteuer 53 000 Kr.), die Kapitalzinsen- und Rentensteuer nur 9700 Kr. aufweisen. Wenn der heutige Zustand ein so kleines Erträgnis zeigt, wie primitiv mußte es im XII. Jahrhundert zugegangen sein! Eigentlich nur der Handel, bzw. das Einkommen aus der Vermittlung des Verkehrs konnte die Kosten rechtfertigen, die den Besitzern die Instandhaltung der Güter machte. Denn wenn jene Gegend reich gewesen wäre, so wäre sie sicher nicht der Ausgang der pannonischen Ebene zum Meere geblieben, sondern sie hätte selber eine Machtstellung erreicht, und ihre Herren wären zu Souveränen geworden. In Venedig war Geld, in Ungarn Kraft, aus diesen zwei Quellen schöpfte jene Karstgegend. Von den Städten Dalmatiens blieb nur die kluge Republik Ragusa ein selbständiges Zentrum des Balkanhandels, wenn auch zweiten Ranges. Noch ärmer ist das Gebiet von Lika-Krbava, welches zwar von anderen Geschlechtern beherrscht wurde, aber bald zu dem Interessenkreis der Frangepane

gehörte. Mit einer Oberfläche von 1 790 307 Katastraljoch, 621 103 Hektar, bringt es heute ein Erträgnis von nur 526 016 Kr. ein. Im XII. Jahrhundert war es aber vielleicht relativ erträgnisreicher, da es reich an Wald und Menschen war; es ist aber sicher, daß die damalige Macht auf diesem Gebiet nur aus einem Grundbesitzerstand mit besonderer Stellung, welcher eine extensive Wirtschaft führte, einen Nutzen ziehen konnte.

Die Comes-Familie von Veglia scheint aber mit scharfem Blick schon damals die wirtschaftlichen Konjunkturen ausgenützt zu haben. Aus Ungarn, schon damals ein großes Wirtschaftszentrum, zogen die geschickten Handelsleute an der Adria einen nicht unbedeutenden Nutzen. Die oberitalienischen Städte, die damals aufblühten<sup>15)</sup>, und Venedig als Hauptvermittlerin kannten natürlich die Kaufkraft des ungarischen Reiches besser als die Ungarn, die von Agrikultur lebten und fortwährend kämpften. Da die comites von Veglia die Exponenten dieser oberitalienischen Elemente waren, verstehen wir auch ohne Belege, daß sie schon im XIII. Jahrhundert die Bankiers Belas IV. waren.

So können wir auch verstehen, daß diese italienische Handelsfamilie, welche auf kroatisch-dalmatinischem Gebiet zu einer Machtstellung gelangte, zwei Seelen hatte. Die eine zog sie zu Venedig, die andere zum König von Ungarn. Vergebens trachtete Venedig, die Herrschaft dieser Familie zu bekämpfen. Sie versuchte zwar kurze Zeit, eingeborene, venezianische Vornehme als Oberverwalter der Insel einzusetzen, aber bis 1358 blieb doch diese Familie mit ihrer doppelzüngigen Politik die Oberpächterin der Republik auf Veglia.

In Spalato, Trau und auf den benachbarten Inseln: Ossero, Arbe, entschied das Wort der comites von Veglia, und König Stefan V. bekleidete 21. Juli 1271 Guido, comes von Veglia, und seine Nachkommen mit der erblichen Verwaltungsmacht in Zengg: die Podestie, da «wir — wie er schreibt — einen treueren und besseren Anhänger für dieses Amt nicht finden könnten». Damit bekamen sie den Seehandel Ungarns in ihre Hände. Die Bankiers Belas IV. erhalten fast ein Monopol.

Im Jahrzehnt vor dem Aussterben des Hauses der Arpaden und auch nachher erweiterten die Frangepane geschickt ihre Macht, und seit der Regierung der Anjous, bis 1490, bis zum Tode König Matthias, steigt und hebt sich die Familie politisch und wirtschaftlich.

<sup>15)</sup> Dieses Aufblühen trägt im XIII.—XIV. Jahrh. seine Früchte und es ist leicht erklärlich, daß es unter der Regierung der Anjous am meisten zu bemerken ist. Betreffend die Geschichte der Industrie und des Handels siehe Davidsohn: Forschungen zur Geschichte von Florenz III. B. Berlin 1901.



## 2. Wirtschaftliche und gesellschaftliche Beziehungen der Gebiete der Familie Frangepan.

Das Gebiet, welches den Frangepanen gehörte, ist aus der Zupe von Modrus hervorgegangen und erstreckte sich allmählich — durch Heirat, Pfandleihe, Donation, Kauf und Erbschaft — auf das alte Slavonien, auf das ungarische Mutterland und, infolge der Verbindungen mit Krain, auch auf österreichisches Gebiet. Von größtem Interesse sind jene Verhältnisse, welche auf den kroatischen Besitzungen, von der Entwicklung des ungarischen Rechtslebens abweichend, zu verfolgen sind.

Die Kroaten im Küstenland, die dem Terrain gemäß unter anderen Verhältnissen lebten als ihre Stammesverwandten, gliederten sich bis zum Anfang des XVI. Jahrhunderts in Geschlechter. Diese Organisation löst sich unter dem Einfluß der wirtschaftlichen Entwicklung und der politischen Verhältnisse fortwährend in ihre Elemente auf und führt zur Ausgestaltung von Latifundien, welche mehr oder weniger mit großen politischen Privilegien ausgestattet waren. Auf Grund deren erhebt sich öfters eine oligarchische Interessengemeinschaft, deren Rolle, oft von großer Bedeutung, der Geschichte der Kroaten im Mittelalter einen besonderen Charakter gibt. Es gab eine Politik der Frangepane, eine Politik der Zrinyis, eine eigene Familienpolitik führten die Grafen von Korbavia, die Nelipić. Ihre Interessen stimmten oft überein, dann wurden sie zu gemeinsamen Interessen. In solchen Fällen suchten sie dort Unterstützung, wo sie eine Geldhilfe hofften, oder bei jenen, von denen sie für sich und ihre Familie Fortschritt oder Bereicherung an Gütern erwarteten. Wenn wir die Politik der Frangepane als doppelzünftig bezeichnen können, so hatte die Politik zahlreicher anderer Familien im Laufe des Mittelalters vier Richtungen: nach Ungarn, Venedig, Bosnien und Ragusa. Je nachdem es die politische Opportunität verlangte.

Abgesehen von dieser Erscheinung, welche im Mittelalter mehr oder weniger überall zu finden ist, konnte der kroatische Großgrundbesitzer im Mittelalter nicht anders handeln. Die einzelnen Župen (Komitate) sind eigentlich geographisch aneinander gereihte lange Täler, die man mit Burgen besetzen mußte, um den Verkehr schützen zu können. Der erbliche Burggraf, dort auf der Grenze sozusagen der Marchio, ist derjenige Große, der in die Burgen den Pfleger bzw. die Pfleger legt. Die Burg schützt das Allod, die Baština und die den Leibeigenen verpachteten Felder. Die Freien der Geschlechter werden mit der Zeit größtenteils Clientes und Familiaren des großen Herren, sie kämpfen unter seiner Fahne. Es

geht ihnen nicht schlecht dabei, denn mit Vorbehalt des königlichen Konsenses erhalten sie Güter von den Herren. Die Verwaltung wird durch den Župan geleitet, neben ihm sind Adelige, als Richter, schon im XIV. Jahrhundert *iudices nobilium* genannt<sup>1)</sup>). Die urteilen auf Grund des kroatischen Geschlechtsrechts, und zwar solange die lateinische Sprache keine allgemein gebrauchte Amtssprache wird, oft in Urkunden kroatischer Sprache. Beim Appellationsgerichte von Knin wurde ein Landtag vom Banus, als Vertreter des Königs, oder, wenn Slavonien — wie zur Zeit des Bruders König Ludwigs des Großen — einen dux hatte, vom dux einberufen, wo alle Adelige erschienen; ihre Führer waren aber die Großgrundbesitzer.

Jedoch befriedigte dieses primitive lokale Gewohnheitsrecht die Prozeßparteien schon im Laufe des XIV. Jahrhunderts nicht mehr. Das ungarische Recht ließ schon von Slavonien her seine Wirkung fühlen<sup>2)</sup>). 1377 war z. B. die Justizverwaltung so verwickelt, daß der König den *judex curiae*, Jakob Szepesi, als *judex specialis* nach Dalmatien und Kroatien entsandte<sup>3)</sup>). Dieser Delegierte urteilte zwar auch «*secundum consuetudinem regni Croatiae*», berücksichtigte aber auch andere Umstände. Das gewöhnliche Gericht war in erster Instanz das betreffende Komitat «*sedes nobilium croatorum*» . . . . man konnte aber von da nach Knin (*ad sedem iudiciariam Tininiensem*)<sup>4)</sup>, *ad presentiam domini bani* (*dominorum banorum*) appellieren. Die Bane erlaubten gewöhnlich, daß Schiedsrichter vor ihrer Ankunft die Sache vorbereiteten<sup>5)</sup>).

Diese privatrechtliche Selbständigkeit präjudizierte aber nicht den staatsrechtlichen Privilegien der *domini naturales*, der *comes perpetui*. Die auf ihren Gütern angestellten Verwalter waren eigent-

<sup>1)</sup> 3. Febr. 1397. Tinin. Nikolaus Garai, Banus von Dalmatien und Kroatien läßt die Urkunde der *comites* Adam und Nikolaus, Söhne von Kastellan, auf Bitte des Vikić, Sohn des Marko und seiner Brüder aus dem Dorf Lubić im Komitat Pezet aus dem Slavischen ins Ungarische übersetzen: «*litteris et sillabis slavonicibus conscriptum . . . in lingua sclava per nostrum notarium et scribam fidelem in ipsa littera sclava expertum et peritissimum de lingua sclava*». Nachdem dies geschehen, transsumiert der Banus die Übersetzung — Ung. Staatsarch. Frangipani-Schriften.

<sup>2)</sup> Archiv in Kismarton Rep. 42. F. 44. — Unter König Mathias ereignete sich dasselbe 1486. — Urkb. II. S. 175.

<sup>3)</sup> 4. Apr. 1388. In Ostrošić geschah ein *aldumasium* anläßlich des Verkaufes eines Hauses vor den «*probi viri*» (Ung. Staatsarch. Frangipani-Schriften).

<sup>4)</sup> *sedes generalis et originalis omnium croatorum* — s. Urkb. II. B. S. 163. 165.

<sup>5)</sup> Ung. Staats. DL. 33227. 9. Okt. 1506. *post adventum banorum in hanc patriam et hoc secundum semper consuetudinem huius patrie cum omnibus ipsorum iuribus*. — S. Urkb. I. S. 257.

lich die Leiter der öffentlichen Verwaltung und gehorchten dem Banus oft nur in dem Falle, wenn sie vor dem König Angst hatten oder die Verwandtschaft des Banus mächtig war<sup>6)</sup>).

Wir wollen mit der Aufzählung dieser Daten nur die Aufmerksamkeit unserer Rechtshistoriker wecken, sich mit dieser Frage, als einem partiellen Teil des ungarischen Rechtes, zu beschäftigen.

Was die wirtschaftliche Lage des Komitats von Modrus betrifft, enthält das Urkundenbuch der Frangepane noch mehr Belege als über das Rechtsleben, aber es ist unmöglich, bloß auf Grund deren die Zustände zu schildern. Es könnte uns so gehen, als wenn wir aus fragmentarischen römischen Inschriften das Leben einer Provinz in allen ihren Beziehungen darstellen wollten.

Es ist gewiß, daß die dalmatinischen Kommunen die zu ihrem Gebiet gehörenden Felder durch Ansiedler bebauen ließen. Ebenso bebauten die kroatischen Geschlechter des Binnenlandes ihre Güter gemeinsam. Allmählich wurden die Güter unter den Burgen unter gewissen Bedingungen von Leibeigenen besiedelt, und diese Siedlungen unter den Burgen wurden zu Approvisionierungszentren. Zusammenhängende Dörfer — ihr ursprünglicher Name ist *vas*, in Slavonien *ves* — bildeten sich nur in den Tälern. Daß der Ackerbau auf die Kulturen der alten römischen Kolonien zurückzuführen ist, bedarf keines Beweises. Was die Völkerwanderung vernichtete, organisierte die Kirche von neuem. Wir wollen nur das Statut von Vinodol erwähnen, dessen wirtschaftsgeschichtliche Bearbeitung manche lehrreiche Beziehungen aufklären könnte<sup>7)</sup>.

Der Ackerbau trug aber nicht genug ein. Nicht einmal die Weinärten an der Küste und auf den kleinen Inseln brachten genug Wein. Man benötigte in jeder Hinsicht einen Import.

Die Haupteinnahms- und Verpflegsquellen von Modrus und Lika sowie des alten Kroatiens (der heutige Bihaćer Bezirk Bosniens und einige Kreise des Bezirkes von Banjaluka) waren die Viehzucht (Ochs, Schaf, Schwein, Ziege) und die Waldwirtschaft. Man lebte davon, und deren Produkte waren die Hauptartikel des Exportes, z. B. Pferde-, Lamm-, Büffelhäute, Unschlitt, Wolle, Käse; Wolf-, Steinmarder-, Luchs- und Fuchspelze. Im Waldwesen herrschte natürlich Raubwirtschaft, der Herr ließ das Holz schneiden, wenn er Geld brauchte und eine größere Bestellung hatte. Brennholz konnte der

<sup>6)</sup> Was die Organisation des Banalamtes betrifft, s. Urkb. II. 21. Apr. 1509 — Urkb. I. S. 256.

<sup>7)</sup> Die grundlegende Edition ist von Jagić im 54. Bande der russ. hist. Gesellsch. und im IV. Bande der Mon. hist. iur. slav. mer. Das kleine Rechtsbuch umfaßt die Fragen des Acker- und Weinbaues, der Viehzucht. — Urkb. I. S. 24.



Leibeigene frei aus dem domanialen Wald nehmen, um so mehr der Hirt auf dem Schneegebirge. Die Langhölzer werden als Ruder verarbeitet<sup>8)</sup>. Venedig brauchte das Holz in erster Reihe zum Schiffbau, die Waldungen der Küste lagen hierzu am nächsten. Es ist charakteristisch, daß die Republik 1425, als sie gegen den Boykott König Sigismunds den Export aus Zengg untersagte, den Holzhandel nicht verhindert. Ich glaubte lange, daß die Bora die Waldungen des Karstes in der Gegend von Venedig vernichtete. Zwei interessante Belege beweisen aber, daß in der Stadt Zengg der Schiffbau blühte und Ruder und Maste gefertigt wurden, die man in großer Menge hatte. Der König von Aragon, Peter, zeigt nämlich 1. März 1381 unserem König Ludwig dem Großen an, daß er seinen Getreuen Simeon Canyada, um Bauholz nach Zengg und in die Umgebung gesandt habe und bittet um Erlaubnis zum Export. Dasselbe Ersuchen stellt er gleichzeitig an die comites Stefan und Johann von Veglia und Modrus, als Podesten von Zengg<sup>9)</sup>. Es ist klar, daß im Laufe einiger Jahrhunderte die Baumstämme ausgerottet wurden, und auf den zugänglichen Stellen das Vieh den Busch abweidete, und auf diese Weise das tote kahle Gebiet entstand, welches auf dem Velebit beginnt und sich bis zu den Küsten von Albanien erstreckt. Der Holzexport ist im XIV. bis XV. Jahrhundert bei Zengg, Buccari, Fiume am größten, man schwemmte aber auch in der Narenta genug Holz. Das meiste Bauholz wurde natürlich nach Venedig und in die italienischen Häfen an der Adria transportiert, es ging aber genug auch nach Griechenland, Malta und Sizilien. Was den Schiffbau betrifft, war Venedig tonangebend<sup>10)</sup>. Die Hindernisse des Handelsverkehrs waren die Verbote, welche hie und da von ungarischer, venezianischer oder neapolitanischer Seite aus politischen oder wirtschaftlichen Gründen erlassen wurden, die Monopole, die Prägung von Falschmünzen<sup>11)</sup> und die Piraten auf der See, die Räuber auf dem Festlande. Die Interessen des Handels vertrat in Zengg ein Konsul von Venedig<sup>12)</sup>, später hatte auch Ancona einen Vertreter in Zengg.

Der Binnenverkehr wurde auf schlechten Straßen (kaldrona) abgewickelt. Die Karawanen benützten mit ihren Pferden die alten

<sup>8)</sup> 5. Jän. 1397. — Urkb. I. S. 126.

<sup>9)</sup> Barcelona, Arag. Archiv. Registro 1101. fol. 43. 44.

<sup>10)</sup> S. diesbezüglich: galea, lignum, brigantina, gondola etc. Žreček: Staat und Gesellschaft im mittelalt. Serbien.

<sup>11)</sup> Martin Frangepan ließ falsche venezianische Münzen prägen. — Urkb. II. S. 4.

<sup>12)</sup> Das officium frumenti von Venedig war für die dalmatinische Küste das centrale Magazin. — Archiv v. Körmend. Man. 3. Febr. 1397.

steinigen Straßen oder sie rasselten auf alten Karren römischer bzw. vorzeitlicher Form, die mit Eisen nicht beschlagen waren, auf den Steigen, die über die steilen Berge führten. Auf den Panagyur (griech. Markt) der Städte wickelten der Leibeigene und der Hirt ihre Tauschgeschäfte ab, da deckten sie alle ihre größeren Bedürfnisse. In den unter den Burgen gebauten Städten wurden die Wochenmärkte abgehalten, welche den täglichen Bedarf befriedigten<sup>13)</sup>.

Und damit gelangen wir zu einer der Hauptfragen der kroatischen Küste und im allgemeinen der westlichen Ecke des Balkans: die Frage der Vlachen. In Serbien, Bosnien und auf dem Gebiet hinter der dalmatinisch-albanischen Küste waren nur ein Teil der Einwohner angesiedelte Ackerbauer. Den größeren Teil bildeten die mit ihren Herden wandernden Hirten — die Vlah. Ich habe hier keine Gelegenheit, die Hauptfrage der süd- und osteuropäischen Ansiedlung<sup>14)</sup>, den Einfluß des Hirtenlebens auf die Ansiedlung breiter zu erörtern. Ich will aber betonen, daß man keine innere Geschichte des alten Kroatiens, Bosniens und der Herzegovina und Süddalmatiens im Mittelalter schreiben kann, bevor die Lebensverhältnisse dieser Gebirgshirten klargelegt wurden.

Das Hirtenvolk, die Vlachen, bildete das Hauptelement der Bevölkerung des westlichen Balkans. Es gab königliche Vlachen auf dem zu den königlichen Burgen gehörenden Gebirge, gutsherrliche Vlachen in Lika, Krbava, Modrus, die Untertanen der Frangepane, der Herren von Korbavia usw., die sie auch anderswohin frei ansiedeln konnten<sup>15)</sup>. Der größte Teil der Untertanen der Nelipić im Komitat Czetina und im westlichen Teil des heutigen Bosniens bis Livno waren Vlachen<sup>16)</sup>. Nach Zuständigkeit gab es kroatische Vlachen<sup>17)</sup> (omnes Volahos Croatiae), bosnische Vlachen auf den Gütern des bosnischen Königs in der Nähe des Gebietes der Re-

<sup>13)</sup> Urkb. I. 148. 283. 284. 301—03.

<sup>14)</sup> In Polen urteilte man über die Ansiedler im Gebiete der Karpathen nach dem wallachischen (vlah) Recht. An der Spitze des Dorfes stand der Kniaź, der Schultheiß, d. h. der locator, der die Ansiedler hinbrachte. Mehrere Dörfer bilden eine Kraina, deren Vorsteher der Krajnik ist. Diese Einwohner beschäftigen sich mit Viehzucht und zahlen Zehnten nach Vieh und Schaf als Steuer. Das sind ständige Ansiedlungen, die nicht mehr wandern und im Sommer sich auf dem Gebirge aufhalten. Der eigentliche Vlah wandert fortwährend — s. Kutrzeba: Grundriß der poln. Verfassungsgeschichte, Berlin 1912 S. 79—80.

<sup>15)</sup> Z. B. in Almissa (Omiš) — Urkb. II. B. S. 110.

<sup>16)</sup> Bihac Ripac, Sokol, Cazin, Lap, Ermanj (früher kön. Burgen) 16. Mai 1430. Urkb. I. B. S. 231—3. Nobiles et valah sind überall unterschieden. Über die Vlachen von Sinj 26. Apr. 1335. Urkb. I. B. S. 201—2.

<sup>17)</sup> Urkb. I. B. S. 247.

publik von Ragusa, aber auch um Jajce, herzegovinische<sup>18)</sup>, ragusanische und serbische Vlachén.

Die Vlachén, die Hirten der Frangepane, waren in Zengg und Veglia<sup>19)</sup>, Ostrovica, Lika<sup>20)</sup> und auf ihren anderen Gütern zerstreut. Diese Hirten sind ebenso in Geschlechter eingeteilt wie die freien Adeligen. Im XV. Jahrhundert leben alle Hirtenfamilien in «catun-s» (canton, in Albanien *cuvënd*, *conventus*), an dessen Spitze der Katunar steht, der nach innen einen autonomen Wirkungskreis besaß, dem Gutsherrn und den Küstenstädten aber, als Appellationsbehörden, unterworfen war. An einzelnen Stellen sind diese Wanderer nicht organisiert und halten sich nur gelegentlich auf<sup>21)</sup>.

Die Hirten sind Viehzüchter und gleichzeitig Vermittler des inländischen Verkehrs. Ihr Reichtum bestand in ihrem Vieh. Sie hielten auch Esel und große Schweineherden. Sie versehen aus ihren Schaf- und Ziegenherden die Städte mit Fleisch, Käse und Milch. Aus den reichen Katunaren sind Vojvoden und häufig Adelige geworden. Der Präsident des Gerichtshofes eines Katuns ist der Katunar, der mit den ältesten Familienhäuptern urteilt<sup>22)</sup>. In den mit den Städten geführten Prozessen vertrat der Katunar seine Genossen. In Spalato, Zengg und auch anderswo wird das Vieh auch zum Export aufgetrieben. In den Preisen zeigt sich im XV. Jahrhundert eine große Steigerung. So werden viele von ihnen vermögend, und diese reichen Vlachén sind die besten Käufer von Tuch und Juwelen. Darin liegt der Grund zum Aufblühen der Goldarbeit in den Küstenstädten. Ohne ihre Mitwirkung stockt der Handel. Der Katun stellt die Pferde zu den Karawanen, sowie die Last- wie die Reitpferde, die dann von seinen Leuten begleitet werden. Die Begleiter tragen Sorge für die Pferde und schützen die Karawane gegen die Räuber. Es gibt kaum einen Fall, in dem sie ihren Vertrag brechen, welcher in wichtigen Fällen von einem öffentlichen Notar schriftlich festgelegt wird. Das größte Übel entstand natürlich aus dem Vertreiben der Pferde und des Viehs. In Fällen, in welchen ein Transport durch die bosnischen oder herzegovinischen Burghauptleute beraubt wird, werden ihre Catanas in den Städten oder ihre Forderungen dortselbst in Beschlag genommen. Die Katunare

<sup>18)</sup> Nomades yllyrici, quos valachos vulgo dicunt, duce Wladislao Cossicio (Kosača) Tubero: Com. 14. § XII.

<sup>19)</sup> Segnie et Wegle wolahs Urkb. I. S. 339.

<sup>20)</sup> Olakones de ostrovica Urkb. I. S. 139.

<sup>21)</sup> Urkb. I. S. 188.

<sup>22)</sup> 18. März 1449 «vice et nomine sociorum et confratrum» — Zaca: Arch. notarile.



einzelner Gutsherren lagen mit den königlichen Katunaren oft in Streitigkeiten, wobei aber die Blutrache die Hauptrolle spielt.

Die Ausschreitungen dieser Gesellschaft, die aus ihrer Lebensweise entsprangen, verursachten politisch große Wirren, die sich meistens auf Kosten des angesiedelten Elementes abspielten. Der Vieh- und Schafhirt sowie auch der Schweinehirt<sup>23)</sup> treibt seine Tiere absichtlich, aber auch unfreiwillig in verbotenes Gebiet. Die Tiere hatten häufig kein Wasser, und da kümmerte es den Hirten sehr wenig, wo er es für sein Vieh fand. Sie schlagen ihre Hütten auf und weiden das Vieh an den guten Stellen. Das Vieh frißt dann die Saat ab, macht große Schäden, und die städtische oder Komitatsbehörde hatte nicht den Mut, mit ihnen anzubinden. Manchmal zwingt auch die Dürre den Hirten, sein Vieh dorthin zu treiben, wo es Wasser erhält<sup>24)</sup>.

Obwohl die Hirten die besondere Erlaubnis der Städte und der Burggrafen brauchten, um die Zeit der Sommer- und Winterweiden zu bestimmen, wurde die Regel oft übertreten. Aus diesen Ausschreitungen entstanden dann die Grenzstreitigkeiten und die Kriege. Das Hirtenvolk stellte ein kräftiges und tapferes Militärmaterial für die Bane, die großen Herren sowie die bosnisch-herzegovinischen Könige. Sie versäumten keine Gelegenheit zur Erwerbung von Gütern, zur Beschädigung der Nachbarn. Sie stellten aber auch für fremde Mächte Streiter<sup>25)</sup>. Bis zum Beginn des XVI. Jahrhunderts blüht dieses Hirtenleben, und erst die türkische Eroberung machte ihm ein Ende. Im XV. Jahrhundert kam dieses vlachische Element in Dalmatien und Kroatien sogar in der Verwaltung zur Geltung. Aus königlichen Katunaren werden comites, die in einem Feldzuge Kontingente führten<sup>26)</sup>.

### 3. Allgemein Politisches.

Die Comites von Veglia bzw. die spätere Familie Frangepan gehört zu jenen Familien, deren jedes Mitglied sich nicht nur den Ver-

<sup>23)</sup> Große Schäden durch Schweine und Vicher: Urkb. I. 255. — II. 93—110.

<sup>24)</sup> S. das Urteil vom 25. März 1362 des Nikolaus Szecsi, Banus von Dalmatien, in welchem der Banus selber die Einwohner von Traù bittet, die königlichen Hirten bis Georgitag an ihrer Stelle zu lassen, damit ihre jungen, schwachen Lämmer nicht zugrunde gehen. — Lucius: Mem. Stor. di Tragurio S. 179 und Annuario Dalmatico 1259. I. B. S. 157—160.

<sup>25)</sup> 23. Dez. 1363 — Urkb. I. B. S. 83.

<sup>26)</sup> 18. Okt. 1468. Ein Brief Königs Matthias «Dalmatie et Croatie banis et necnon katunariis et comitibus valahorum». — Zara: Biblioteca Peravia. — Mit diesen verteidigte Peter Tárnok von Macskas 1490 die königl. Burgen, welche in den Besitz Johann Corvins gelangten. — Archiv v. Vörösvár. Capsa 47. Fasc. 5 nr. 1.

hältnissen anpassen kann, sondern die Entwicklung der Ereignisse vorausfühlt. Daher gelangen ihnen ihre Pläne immer.

Sie unterstützten die Anjous und bekamen dafür ihre Belohnung. Ihre Güter erweitern sich fortwährend durch die Gnade Karl Roberts<sup>1)</sup>, und sie wurden dadurch immer mehr in die Interessensphäre der ungarischen Krone gezogen. Sie führen ihr Amt von Veglia Venedig gegenüber so, wie es ihnen eben paßt. Sie zahlen die Steuer nicht, begünstigen die Feinde der Republik und verzollen die venezianischen Kaufleute in Zengg schwer<sup>2)</sup>. Je größer ihre Macht an der Küste ist, um so weniger wollen sie Venedig den Treueid leisten.

Aus dem Geiste der Urkunden ist zu entnehmen, auf welche Seite sich die Familie in jenem großem Kampfe stellen wird, den König Ludwig der Große mit Venedig um das Prinzip des *mare liberum* führen wird. Es ist zwar Tatsache, daß, als es König Ludwig im ersten Feldzug nicht gelang, Zara zu erstürmen, Bartholomäus, comes von Veglia, Venedig den Treueid leistete<sup>3)</sup>; er blieb aber im Herzen dem König treu. Die persönliche Freundschaft mit dem König erhellt aus dem Umstand, daß die Hochzeit des Sohnes des comes Bartholomäus 1361 in Visegrad in Gegenwart des Königs abgehalten wurde<sup>4)</sup>. Es kann uns nicht wundernehmen, daß die seit 1358 selbständigen comites von Veglia die Verbindung mit Venedig, damals der ersten Geldmacht Europas, nicht zerreißen. Woher hätten sie sonst das Geld genommen<sup>5)</sup>? Nur auf diese Weise können sie neue Güter erwerben<sup>6)</sup>. 1388 kann Stefan Frangepan seiner einzigen Tochter, der Frau des Grafen Friedrich von Cilli, 40000 Goldgulden als Mitgift geben<sup>7)</sup>. So erwarb er mächtige deutsche Verbindungen und streckt seine Hand über die westliche Grenze.

Zur Zeit der schwersten Heimsuchungen des ungarischen Reiches, in der ersten Zeit der Regierung Marias und Sigmunds, stand Johann Frangepan treu auf der Seite Sigmunds<sup>8)</sup>.

Zur Zeit König Sigmunds hat sich die Familie am meisten bereichert. Johann Frangepan war — wie aus den Urkunden ersicht-

<sup>1)</sup> Urkb. I. S. 40.

<sup>2)</sup> Urkb. I. S. 58. 59.

<sup>3)</sup> Urkb. I. S. 71.

<sup>4)</sup> Urkb. I. S. 82. Von welchem Sohn die Rede ist, wissen wir nicht.

<sup>5)</sup> 13. März 1375 gibt Venedig eine Anleihe von 2000 Goldgulden, schließt aber zugleich einen Kontrakt zur Lieferung von Rudern. — Urkb. I. S. 88.

<sup>6)</sup> 3. Juni 1380 nimmt die Republik von Stefan Frangepan, Sohn des Bartholomäus, die Burg Stenićnak in Pfand. — Urkb. I. S. 89.

<sup>7)</sup> Urkb. I. S. 104.

<sup>8)</sup> Urkb. I. 95.

lich ist — auch ein Unternehmer mit weiterem Gesichtskreis<sup>9)</sup>: Seine Frau verpfändet, als sie 1397 Geld braucht, ihre Juwelen in Venedig und löst sie gegen Ruder wieder aus<sup>10)</sup>.

Ihr Sohn Nikolaus, der spätere Banus, verhält sich zur Zeit der Unternehmung Ladislaus' von Neapel und der ungarischen inneren Revolution äußerst geschickt. Eine Weile unterhielt er ein gutes Verhältnis mit Venedig und dem Rivalen von Neapel, lenkt aber eigentlich selbständig sein Schicksal. Er zieht den letzten Comes von Cetin und Rama<sup>11)</sup>, den vermögenden Johann Nelipić, durch Union und Verbrüderung in seine Interessensphäre (17. Aug. 1406)<sup>12)</sup>.

Comes Nikolaus war eigentlich ein Anhänger Sigmunds, Nelipić hielt aber eine Zeitlang zu den Sigismund feindlichen Bosniern. Auch wenn Nikolaus mit König Sigismund an einem Feldzug gegen Nelipić teilnehmen müßte, sollte dadurch die Union und das Pobratimstvo (Verbrüderung) nicht aufgelöst werden. Das ist die Balkanpolitik in mittelalterlicher Edition.

Sechs Jahre später<sup>13)</sup> schließen die zwei Oligarchen ein neues Bündnis: «Sie haben einen Willen, dieselben Feinde, ihr Schicksal ist im guten und im schlechten verknüpft». Sie beschließen ihren Bund mit folgenden Worten: «servamus precipue honorem, fidelitatem, reverentiam et homagium sacre corone Hungarie, cuius sumus et esse intendimus subditi et fideles». Damals war schon Dalmatien infolge des Fehlers König Sigismunds und der Geschicklichkeit Venedigs für die ungarische Krone verloren, aber die ungarische Krone behielt trotzdem noch ihr Ansehen.

Ich will nicht die durch die Publizistik in Mode gekommene Phrase anwenden, daß dieses Versprechen ein Beweis der ungarischen Staatsidee sei. Der ungarische Staat bzw. die ungarische Krone war damals auf jenem Gebiet keine Idee, sondern eine Tatsache. Wenn einmal aber die Kraft der Tatsachen derart zur Idee wird, daß das Objekt des Besitzes verloren geht, dann ist es besser, sich darüber nicht zu äußern.

Nur Nikolaus Frangepan gewann durch diesen Vertrag. Sein

---

<sup>9)</sup> Als Anerkennung für seine und seiner Vorfahren Treue bekommt er 11. Nov. 1392 (Urk. I. S. 108) auf alle seine Güter ein Schurfrecht auf Gold, Silber, Zinn, Eisen und Metalle jeder Art ohne eine Abgabe. Der Bergbau von Modrus und Lika-Krbava hörte nach 1671 auf.

<sup>10)</sup> Urkb. I. S. 126.

<sup>11)</sup> Das Gebiet zwischen dem Fluß Rama bis zu seiner Mündung in die Narenta (30 km) und Isnotski bildete die Župe von Rama.

<sup>12)</sup> Urkb. I. S. 145.

<sup>13)</sup> 20. Januar 1411. — Urkb. I. S. 162. Diese Urkunde, welche an slavischen Wendungen so reich ist, war ursprünglich wahrscheinlich kroatisch abgefaßt.



Sohn Johann heiratete Katharina, die Erbin der Nelipić, und erwarb allmählich sämtliche Güter des alten Nelipić. Er verpfändete sie seiner Tochter angeblich wegen der großen Auslagen, die er bei der Verteidigung des Vaterlandes «in servitio et fidelitate sacre corone regni Hungarie» hatte<sup>14)</sup>. Nikolaus Frangepan wurde auch verdächtigt, daß er sich 1416, als Sigismund in Frankreich verweilte und Hervoja die Türken hereinrief, mit diesem verbunden habe. Sigismund schenkte dieser Verleumdung keinen Glauben, was eine seiner Urkunden beweist<sup>15)</sup>. Wenn man die Taten dieses hervorragenden Mannes nicht nach solchen Bruchstücken schildern müßte, so könnte er ohne Zweifel den berühmtesten Gestalten des Cinquecento an die Seite gestellt werden. Sein Zweig war ohnehin der hervorragendste. Er und seine Nachkommen begründeten den Ruf der Familie, der uns noch heute aus der Vergangenheit herüberleuchtet. Nikolaus Frangepan hatte Geld in der Bank von Venedig<sup>16)</sup>; 700—800 Reiter und Fußvolk begleiteten ihn auf seinen Reisen<sup>17)</sup>. Mit einem Wort, er war, abgesehen von seiner Treue zur ungarischen Krone und den materiellen Verpflichtungen Venedig gegenüber, sein eigener Herr. Er hatte auch etwas condottierehaftes, war aber kein Abenteurer, wie die italienischen Militärunternehmer, die demjenigen dienten, der sie besser bezahlte. Er war zwar ein Dynast, da sein Haus mächtig war, suchte aber in eigenem Interesse die Souveränität nicht, denn er fühlte, daß er als Souverän sich nicht halten könnte. In erster Reihe würden sich seine eigenen Verwandten gegen ihn aufgelehnt haben. Er sorgte mehr materiell für die Zukunft seiner Familie, da er elf Nachkommen hatte, die alle ein Vermögen brauchten. Banus Nikolaus lebte auch nicht umsonst († 1432), denn seine starken, lebenskräftigen Nachkommen — wenn auch nicht alle, hauptsächlich sein Sohn Stefan — sicherten den Ruhm seines Vaters.

Was die allgemeinen historischen Beziehungen betrifft, so griffen Stefan Frangepan und der von ihm abstammende Zweig am tiefsten in die Geschichte des Landes ein. Sein älterer Bruder Johann<sup>18)</sup>,

<sup>14)</sup> Urkb. I. S. 206. 212. 231. 250. — 1434 hat Nelipić schon abgewirtschaftet.

<sup>15)</sup> 2. Jän. 1416. Avignon — Urkb. I. 176.

<sup>16)</sup> Urkb. I. S. 179.

<sup>17)</sup> 22. Juni 1430. — Urkb. I. S. 234.

<sup>18)</sup> Urkb. I. S. 273. 274. Über die Rolle seiner Witwe, Katharina Nelipić s. Urkb. I. 277. 279. 286. Aus diesen Stellen erhellt, daß nach dem Tode des Johann Nelipić, d. h. nach dem Aussterben der männlichen Linie sämtliche Familien- und andere Güter dem König und «ad sacram regni sui Hungarie coronam devoluta et redacta». Die heilige Krone also als Quelle des Besitzes kommt im alten Kroatien in Verbindung mit der Rechtspflege nach den alt-

dann seine jüngeren Brüder, Martin<sup>19)</sup> und Sigismund<sup>20)</sup>, haben auch keine unbedeutende Rolle gespielt, in deren Einzelheiten einzugehen lediglich die Aufgabe des Geschichtschreibers der Familie Frangepan ist.

Nach der Regierung König Sigismunds, welche für die Familie von großer Bedeutung war, geriet sie in die politischen Strömungen, die einerseits durch die zwei Könige aus dem Hause Habsburg und anderseits durch Johann Hunyadi vertreten waren. Stefan Frangepan (1435) nimmt mit seinem Bruder Johann, Banus von Dalmatien und Kroatien, das vom bosnischen Vojvoden Sandalj innegehabte Gebiet Homljan für die ungarische Krone in Besitz<sup>21)</sup>, 1439 steht er, als Hauptmann von Krain, auch im Dienste des Herzogs Friedrich von Österreich<sup>22)</sup>. 3. März 1443 erhält er vom römischen König Friedrich das Privileg, nach Wiener Maß Geld zu prägen<sup>23)</sup>. Seine Frau war Isota, Witwe des Herzogs von Urbino, Tochter des Herzogs Nikolaus von Este. So war dieser Diplomat nach vier Seiten interessiert. Er knüpfte sich schon, als Hauptmann von Krain, an den innerösterreichischen Machtkreis, mit Venedig unterhielt er Freundschaft, durch seine Gemahlin nahm er an der mittel- und süditalienischen großen Politik teil, seine Güter, seine Vergangenheit machten ihn an der ungarischen Politik interessiert.

Die politische und diplomatische Laufbahn Stefan Frangepans kennen wir nicht ganz. Das Frangepanische Gebiet fühlte schon seit 1415 die türkische Gefahr, und deren Wirkung auf das Gleichgewicht konnte niemand besser beurteilen als Stefan. An der Ostküste der Adria hatte die ungarische kontinentale Macht seit 1433 nicht mehr die hinreichende Kraft, um im Seeverkehr zur Geltung zu kommen. Da taucht der großzügige Plan auf, durch den hervorragendsten Herrscher des XV. Jahrhunderts, König Alfons von Neapel, die führende Idee Johann Hunyadis: die Vertreibung der Osmanen von der Balkanhalbinsel, zu verwirklichen. Der Grundgedanke dieses

---

hergebrachten Gewohnheiten vor. Das Prinzip kommt also auf dem kroatischen Grenzgebiet noch deutlicher zum Ausdruck, als auf dem übrigen Gebiete Ungarns. — Vergleiche noch die Donationsurkunde König Ladislaus V. vom 2. Juli 1454, in welcher er Stefan Frangepan Dörfer im Komitat Knin verleiht: «per defectum seminis . . . ad sacram regni nostri Hungarie coronam, consequentesque nostram maiestatem juxta eiusdem regni laudabilem consuetudinem devoluto — Urkb. II. S. 4.

<sup>19)</sup> Er wird Besitzer der Güter Lipovac und Oklič im Komitat Zágrab durch seine Heirat mit Helene von Lipovec. — Urkb. I. S. 319. 335.

<sup>20)</sup> Was die Besitzverhältnisse der Frangepane betrifft, s. Urkb. I. 306.

<sup>21)</sup> Urkb. I. S. 265—6.

<sup>22)</sup> Urkb. I. S. 329.

<sup>23)</sup> Urkb. I. S. 339.

Planes ist zweifelsohne die Vorherrschaft Ungarns. Hunyadi verzichtete auf jeden persönlichen Ehrgeiz und wendet sich durch Stefan Frangepan direkt an Alfons.

Wenn wir die Verbindung der ungarisch-dalmatinischen Küste mit den östlichen Punkten der italienischen Halbinsel in Betracht ziehen, so sehen wir, daß Neapel und seinem Königshaus, als dem Bewahrer der Idee des alten oströmischen Reiches, eine große Rolle zukommt<sup>24)</sup>. Von diesem Umstand ist Johann Hunyadi ausgegangen, als er 1448 sein großes Unternehmen auf dem Balkan begann.

Zuerst mußte er die Frangepane für seine Zwecke gewinnen<sup>25)</sup>, unter ihnen den bedeutendsten, Stefan, der mit dem eigentümlichen Trieb der Familie den Plan Hunyadis sich ganz aneignete<sup>26)</sup> und mit größtem Eifer an dessen Verwirklichung arbeitete.

Stefan Frangepan fuhr also nach Neapel und legte schon 6. Nov. 1447 den Antrag Hunyadis im Namen des Landes «in personis universorum dominorum prelatorum et baronum eiusdem regni Hungarie» vor.

König Alfons möge dem Gubernator 100 000 Golddukaten zur Verfügung stellen, womit dieser 16 000 Krieger im Lande werben kann; außerdem werde das Land ebenfalls 16 000 Krieger stellen, und der Gubernator noch 10 000 Wallachen dazuführen, so daß zur Niederringung der Türken 42 000 Krieger zur Verfügung stehen würden. Dies sei eine Sache, welche Gott gefalle, ein allgemeines Interesse der Christenheit bilde und dem ewigen Ruhm des Königs diene. Der König werde dadurch nicht nur Ungarn, sondern auch das griechische Reich gewinnen. Der Gubernator verspreche, vom Geld nichts für sich zu behalten, sondern es unter die großen Herren des Landes zu verteilen, um sie zu bewaffnen und dem König den Treueid zu leisten.

Es sei aber notwendig, daß der König selber in das Land komme, zu diesem Zwecke werde der Gubernator mit 4—6000 Mann in See stechen und ihn in Sicherheit herüberbringen.

Der Gubernator übergebe sofort alle jene Burgen und Städte dem König, die sich in seinen Händen befinden, namentlich Buda, Temesvár oder die Burgen von Siebenbürgen, wenn das der König im Interesse seiner Sicherheit verlange. Wenn der König persönlich den Feldzug nicht antreten will, so möge er einen Feldherrn schicken,

---

<sup>24)</sup> S. meine Studie «Alfons der Große und die westlichen Balkanstaaten» in unserem Werke: *Bosnyák és szerb élet és nemzedékrajzi tanulmányok* 1909. S. 276 bis 280.

<sup>25)</sup> Martin gelobte 15. Aug. 1447 Johann Hunyadi Treue Urkb. I. 349.

<sup>26)</sup> 3. Mai 1447 war er noch Hauptmann von Krain. — Urkb. I. S. 350.



und der Gubernator will dann nichts unversucht lassen, um den Erfolg zu sichern.

Um sein Geld solle der König nicht besorgt sein, denn gleich im ersten Jahr werde er ohne irgendeine Anstrengung vom raitzischen Despoten, Georg Branković, und von den anderen unterworfenen Völkern soviel bekommen, daß diese Auslagen eigentlich als Investitionen betrachtet werden können.

Zur Sicherung seiner Versprechen stelle der Gubernator seinen erstgeborenen Sohn, «der ihm teurer ist, als alle Schätze der Welt» als Bürgen, bevor der König dem Plan zustimmt.

All das sei aber rasch zu vollziehen, damit schon am 24. April 1448 die Mobilisierung und die Offensive begonnen werden können.

Der Gubernator knüpfe aber seinerseits die Sache an zwei Bedingungen: einerseits solle der König auf seinen christlichen Glauben schwören und schriftlich bekräftigen, daß er treu bei seinem Unternehmen ausharren wolle, andererseits, daß, wenn der König nach Ungarn kommt, er den Gubernator in seiner hohen Würde auch weiter behalte und, geschähe was will, ihn nicht verlasse, sondern verteidige.

Nach all dem gelobt der Gubernator in seinem Namen und im Namen der Stände alles, was er versprochen habe, zu halten.

Dies ist der Vortrag Stefan Frangepans. Der Gesandte bat nun den König, dies alles schriftlich niederlegen zu lassen.

Alfons nahm den Antrag an, nur betreffend die Anweisung des Geldes hat er Ausbedungen, die Zahlung in zwei Raten vornehmen zu können. Die erste wird geleistet (50 000), sobald der Sohn des Gubernators als Bürge gestellt wird, am 24. April 1448, die zweite Ende Juni<sup>27)</sup>.

Dieses so schön begründete Bündnis blieb leider nur ein Plan. König Alfons ließ zwar dem Wunsche Stefan Frangepans gemäß schon 7. Nov. 1447 das Bündnis in einen Vertragsbrief fassen mit dem Vorbehalt, daß die ungarischen Stände und der Gubernator ihm oder seinem Sohne Ferdinand oder seinem Vertreter eidlich Treue geloben<sup>28)</sup>. Durch Stefan Frangepan, der sofort zurückreiste<sup>29)</sup>, schickte er den einflußreichen Bannerherren: Nikolaus Ujlaki, Ladislaus Garai, Ladislaus Pálóczi eine mündliche Verständigung und schrieb ihnen, Frangepan in Allem Glauben zu schenken.

In Ungarn rief die Nachricht unter den Mitgliedern des Reichsverwaltungsrates allgemeine Befriedigung hervor, und Nikolaus

<sup>27)</sup> Urkb. I. 355.

<sup>28)</sup> 11. Dez. 1447. — Urkb. I. 357.

<sup>29)</sup> 11. Dez. 1447. — Ebenda.

Dechant von Krakau wurde 1448 sofort als Gesandter zum König geschickt. Der König löste aber sein Versprechen nicht ein. Sein Einkommen, das verhältnismäßig sehr groß war, war für verschiedene Zwecke gebunden, so daß er den von ihm selbst festgesetzten Termin nicht einhalten konnte und die Stände am 22. Februar 1448 benachrichtigte, daß er sie zu den kommenden Pfingsten (12. Mai) durch seine Gesandten verständigen werde, alles Mögliche im Interesse des Landes tun zu wollen<sup>30)</sup>.

Hunyadi wünschte Taten, und als 28. Mai die Gesandtschaft des Königs Alfons Geschenke brachte<sup>31)</sup>, antwortete er sehr bündig und bedauerte, daß Stefan Frangepan den Bündnisvertrag noch nicht mitbrachte und säumte. Endlich kam Stefan Frangepan an und brachte den Vertragsbrief mit; die Ursache seines Säumens kennen wir nicht. All dies geschah im Juni. Der Gubernator ist für die Sache nicht mehr so begeistert wie vorher, bedauert den Zeitverlust, bleibt zwar bei seiner ursprünglichen Intention, das Versäumte — meint er aber — müsse ersetzt werden. Daher sendet er Frangepan mit neuen Instruktionen zum König (24. Juni), der entweder persönlich oder durch seine Gesandten dem König alles mitteilen soll<sup>32)</sup>.

Nun drängte der König den Gubernator zur Bestätigung des Bündnisvertrags, den er durch Stefan Frangepan gesendet hatte und beantwortete 3. Sept. den Brief Hunyadis vom 24. Juni — welchen ein Beauftragter Frangepans, Nikolaus Zárai, ihm übergeben hatte. König Alfons beschwerte sich, daß die Zeit vergehe, sandte aber kein Geld<sup>33)</sup>.

Diesen Brief erhielt der Gubernator schon zu Szeged nach der Schlacht am Amselfeld. All das — was der Brief des Königs enthalte — gehört der Vergangenheit an. Er antwortet ausweichend und betont, das Unglück habe ihn von der Verteidigung des Glaubens nicht zurückgeschreckt, er verzweifle nicht über das Mißgeschick, der Verlust habe sogar seine Seele gestählt, nicht gebrochen, vielmehr muntere er ihn zu Taten auf<sup>34)</sup>. Der kurze Inhalt der ganzen Angelegenheit ist, daß Hunyadi, der wußte und fühlte, es müßte schnell gehandelt werden, die Ergebnisse des umständlichen diplomatischen Verfahrens des Königs Alfons nicht erwarten konnte und

<sup>30)</sup> Urkb. I. 359.

<sup>31)</sup> Urkb. I. 361.

<sup>32)</sup> Ebenda.

<sup>33)</sup> Urkb. I. 362.

<sup>34)</sup> 20. Okt. 1448. Dieser Brief ist in wahrhaft klassischer Latinität geschrieben und lesenswert: „Igitur eo ardentius, fidentiusque exurgimus, quo magis edocti credimus, quod superna animadversio non internecionem sapit, sed eruditionem“.

seinen Plan anders faßte. Gewiß übereilte er diesen Feldzug, seine Verbündeten vom Balkan ließen ihn im Stiche, weil der Feldzug nicht gut vorbereitet war. Andererseits ist es wahr, daß er vergebens auf den Entschluß Alfons' gewartet hätte, es waren höchstens einige tausend Golddukaten in das Land gekommen, aber zu großen Entschlüssen war dieser Renaissancekönig nur auf dem Papier fähig. Auch Stefan Frangepan faßte selber das Ergebnis seiner Mission wahrscheinlich so auf. Er war nicht schuld daran, daß er keinen Erfolg hatte.

Diese diplomatische Mission änderte jedoch nichts an dem freundschaftlichen Verhältnis Stefans weder zu Kaiser Friedrich noch zu seinen Nachbarn. Er hatte auch zu Ulrich v. Cilli gute Beziehungen. Das bedeutet aber keine Kleinmütigkeit, denn Martin Frangepan kämpfte an der Spitze von 200 Reitern tapfer auf dem Amselfelde<sup>35)</sup>.

Nach den Veränderungen, welche nach dem blutigen Drama von Belgrad (1456—7) stattfanden, kamen Stefan<sup>36)</sup> und auch sein Bruder Martin<sup>37)</sup> mit König Mathias zu einem vollständigen Übereinkommen, da der König 15. Juli 1460 Stefan samt seinem Sohne Bernhard unter seinen Schutz nahm<sup>38)</sup>. Ein schöneres Zeugnis über Treue wurde kaum je einem ungarischen Magnaten ausgestellt als jenes, welches König Mathias für Stefan Frangepan — vermutlich durch Johann Vitéz — schreiben ließ, als er 6. Dez. 1463 in Jajce das Schloß Medve im Komitat Zagrab Stefan verlieh<sup>39)</sup>. Es war der Dank des Königs für die seinem Vater geleisteten treuen Dienste und für jene Verdienste, die er zu allen Zeiten sich um die heilige Krone erworben hatte. Der König bemerkt, seine Weisheit habe die slawonischen Burgen wieder erworben, die sich in den Händen der Ungetreuen befunden hätten.

König Mathias sah in den Frangepanen seine Stützen, und durch seine Gnade wurde Stefan Großgrundbesitzer in Slavonien und Martin Besitzer des Komitats Bušan und Bihać<sup>40)</sup>.

Infolge der böhmischen und österreichischen Feldzüge des Königs Mathias wurde das Treueverhältnis zum König im Süden immer loser. Nicht als wenn die Frangepane — Johann, den Sohn von Bartholomäus, abgerechnet<sup>41)</sup> — in Untreue verfallen wären, son-

---

<sup>35)</sup> Urkb. II. 58.

<sup>36)</sup> Urkb. II. 35.

<sup>37)</sup> Urkb. II. 53. Martin leistete im Feldzug wichtige Dienste.

<sup>38)</sup> Urkb. II. 39.

<sup>39)</sup> Urkb. II. 61 und 28. Apr. 1464. Buda Urkb. II. 68.

<sup>40)</sup> Urkb. II. 72.

<sup>41)</sup> Urkb. II. 148.



dern allmählich erwachte jenes Gefühl der Selbstverfügung in ihnen, das nur der starke König mäßigen konnte. Der Verlust der Insel Veglia scheint für die Familie ein großer Schlag gewesen zu sein (29. Juni 1480). Johann (Angelo) Frangepan war das schwarze Schaf in der Familie. In ihm sehen wir schon die Perversität der Renaissance. Er ist charakterlos, zum Meuchelmord bereit<sup>42)</sup> und nimmt an jeder Gewalttätigkeit teil. Veglia hatte jedoch für die Familie nicht mehr die alte Bedeutung. Der Comes von Modrus, Bernhard, der infolge seiner Ehe mit Louise von Aragonien mit dem König von Neapel und dem ungarischen König verwandt war, war schon ganz ein Dynast der Terra ferma, mit dem die Republik in ihrem eigenen Interesse eine gute Nachbarschaft zu halten gezwungen war. Er vertritt eigentlich Kroatien, als der vom König im Interesse seines Sohnes Johann Corvin (später Schwiegersohn Bernhard Frangepans), warm unterstützte reichste Magnat<sup>43)</sup>, der auch vom römischen Kaiser immer geachtet wird. Bernhard Frangepan ist nicht nur Magnat der ungarischen Krone, sondern ein Faktor jener Interessen, die sich an die Adria knüpfen, die vom Osten durch die Türken (schon 1463, besonders aber 1483 nach dem Fall der Herzegovina) immermehr gefährdet wurde.

König Mathias schob die türkische Gefahr nur auf, lenkte sie aber nicht ab. Er bewahrte die ungarischen Grenzfestungen, hielt, solange er lebte, in Slavonien und Kroatien die Rechtssicherheit und die Ordnung des Staates aufrecht. Nach seinem Tode erfolgte der Fall der Grenzfestungen und der Verfall der Kraft des ungarischen Reiches. Ungarn verarmt, zahlt nicht den Sold der Besatzungen, kann nicht die Übergriffe der Wahrer der staatlichen Ordnung verhindern, und zugleich mit der Finanzkrise erfolgt der Verfall der Reichspolitik.

Zahlreiche kleine Ursachen erweckten so allmählich in den Einwohnern der kroatischen Grenzgebiete die Überzeugung, daß sie unter solchen Umständen im Interesse ihrer Existenz ein mächtigeres Zentrum suchen müssen. Die ungarischen Magnaten, die Vladislaus beherrschten und die miteinander in Zwist lagen, konnten keine solche staatliche Kraft entwickeln, die den gefährdeten Gebieten in der unmittelbaren Nachbarschaft der Türken Sicherheit hätte gewähren können. In die Grenzfestungen wurde der Proviant in ungenügender Menge geliefert, und was auch geschickt wurde, behielt der Banus Johann Karlović für sich. Die Mauern der Burgen

<sup>42)</sup> Urkb. II. 195. Er trug seinen Plan zur Ermordung des Königs Mathias in Venedig vor, wurde aber abgelehnt.

<sup>43)</sup> 10. März 1488. — Urkb. II. S. 184.

zerfielen überall, sie hatten keine Dächer, und ihr Zustand war 1490 so elend, daß, wenn die Türken damals einen Feldzug unternommen hätten, sie alle leicht erstürmt hätten. In den Burgen selbst war kein Proviant für den Fall einer Belagerung vorhanden. Alles wurde in den Märkten unter den Burgen gegen Kredit gekauft. Von einer technischen Ausrüstung war keine Rede. Überall herrschte Mangel an Geschützen und Pulver. Die bosnischen und herzegovinischen Mohammedaner nahmen nicht nur die Kaufleute sehr leicht gefangen, sondern jedermann, der auf diesem Grenzgebiete Ungarns etwas zu tun hatte. Überdies erpreßte der habgierige Banus 20000 fl. als außerordentliche Taxe von diesem armen Volk. Er meldete natürlich nach Buda, alles wäre in Ordnung, und wie viel er für die Verteidigung gegen die Türken täte. Währenddem verlor aber der kroatische Adel seine Leibeigenen, da die Türken sie gefangen nahmen, und es blieb ihnen nichts als ihr Schwert. In Kroatien wurde Mathias ebenso betrauert wie in Ungarn. Denn wenn es notwendig war, schickte Mathias außerordentliche Richter in das Land und schuf Ordnung. Jetzt getrauten sie sich nicht einmal, sich zu beschweren<sup>44)</sup>.

In Buda ließ man die Boten aus den Grenzfestungen, die Geld verlangten, entweder ohne Geld die Rückreise antreten mit dem Bemerken, sie mögen warten, oder man vertrieb sie, wenn sie ungeduldig wurden. Die Küstenstädte empfanden deutlich aus der Abnahme des Verkehrs, daß die Macht der ungarischen Krone sank. Die zwei Umstände standen miteinander in ursächlichem Zusammenhang. Da in Ungarn jedermann danach trachtete, möglichst wenig Steuer zu zahlen, und die eingenommene Steuer treulos verwaltet wurde, und noch dazu die starke Hand fehlte, die Ordnung hätte schaffen können, ist es sehr natürlich, daß das verarmte Land auch als Handelszentrum trotz seines natürlichen Reichtums zurückging. In demselben Verhältnis begegnen wir auch an der ungarisch-kroatischen Küste nur kleinem Verkehr und Krämerhandel. Die Armut wurde noch erschwert, indem man für sein Leben fortwährend auf der Hut sein mußte. Dies ist die Erklärung dafür, daß die Politik Maximilians I. beim größten Teil der kroatischen Herren einen so fruchtbaren Boden fand. Mit ausgezeichneten Menschenkenntnis hat er die unzufriedenen Elemente (Johann Frang. Urk. II. 196, 213) ausgewählt und unterhielt die Beziehungen mit den kroatischen Herren auch dann, als sie nach dem Frieden von Pozsony Vladislaus als ihren König erklärt hatten. Von den Frangepanen

---

<sup>44)</sup> Ung. Staatsarch. D. L. 26097.

bringt am ernstesten Bernhard Frangepan die politische Denkungsart der kroatischen Herren zum Ausdruck, als er der Republik Venedig in einem Brief schreibt, wenn Kroatien verloren ginge, könne man nicht wissen, wann es wieder zu erobern sein werde<sup>45)</sup>. Er sieht nur eine Ausflucht: das Einsehen der christlichen Fürsten, insbesondere jener, die es in erster Reihe angeht: «unser ungarischer König und der römische König, dessen Besitzungen Kroatien benachbart sind, sowie die Republik von Venedig». Nicht der vom König Maximilian besoldete Johann Frangepan<sup>46)</sup>, sondern das Haupt der Familie macht diese ernste Äußerung, der kein Söldner ist, sondern auch für die anderen denkt.

In dem begabten, tapferen und stolzen Sohne Bernhard Frangepans, Christof Frangepan, kommen schon andere Gefühle zum Vorschein. Während der alte Bernhard Frangepan sein eigener Herr war, ist Christof Frangepan schon ein tapferer Soldat der Habsburger. Während seine Verwandten im Dienste des Königs stehen, und Gregor Frangepan, Erzbischof von Kalocsa, einer der hervorragendsten ungarischen Prälaten ist<sup>47)</sup>, ist Christof das Musterbild eines Landsknechtes des XVI. Jahrhunderts. Er dient Maximilian, Ferdinand, und haßt die ungarischen Herren. Er zählt sich zwar auch zum ungarischen Hochadel, erkennt den König Ludwig II. an, hat aber kein Gemeingefühl. Hängt nur an seiner Heimat, insoferne er von dort ist, sein Hauptelement ist aber der Kampf.

Ich will nur bemerken, daß die Doppelzüngigkeit der kroatischen Herren schon seit 1520 bzw. 1521 eine bestimmte Erklärung hatte<sup>48)</sup>. Ludwig II. schloß mit seinem Schwager, Erzherzog Ferdinand, zur Verteidigung der Grenzen der zwei Länder ein Schutz- und Trutzbündnis, welches das kroatische Grenzgebiet mit seinen Nachbarn in eine engere Verbindung brachte. Nach Istvánffy gewann 1521 Erzherzog Ferdinand infolge des Vertrages mit dem ungarischen König das Recht zur Besetzung der Burgen Kroatiens und des Banates von Jajce, bzw. wurde er durch den ungarischen König selber dazu aufgefordert. Es gibt keine Spur eines solchen Vertrages, wir wissen sogar, daß der Erzherzog von Österreich vor 1526 keine Besatzung in diese Plätze schickte. Es wurde zwar zwischen den zwei Herrschern verhandelt, aber erst nach dem Fall von Belgrad<sup>49)</sup>.

---

<sup>45)</sup> Urkb. II. 214.

<sup>46)</sup> Urkb. II. 229. 268. 278.

<sup>47)</sup> Urkb. II. 379.

<sup>48)</sup> Es mögen hier die Werke und Editionen Fraknoís als Hauptquellen dieser Jahre erwähnt werden.

<sup>49)</sup> S. diesbezüglich ein interessantes Konzept im Ungar. Staatsarchiv. DL. 36, 369.



Das Verhältnis der zwei Herrscher ist jedoch von einem ganz anderen Standpunkt zu beurteilen, als jenes zweier ganz fremder Fürsten. Der Ehekontrakt ist zwar hinsichtlich der Thronfolge infolge des Beschlusses von 1505 vom Standpunkt des ungarischen Staatsrechts wirkungslos, aber der persönliche Verkehr der zwei Herrscher bis 1526 kann intim genannt werden. Aus diesem Grund wurde zwar am Hof in Buda nicht gerne gesehen, daß Christof, Wolfgang, Georg, Mathias Frangepan und Stefan Blagay im Dienste Ferdinands standen<sup>50)</sup>; dieselben Herren verkehrten aber am Hof von Buda ebenso, wie sie vom Erzherzog Ferdinand den Sold annahmen. Sie konnten es damit begründen, daß sie als Grundbesitzer an der Grenze von Krain auch das österreichische Gebiet vor den Türken verteidigten, und dieser Sold eigentlich ein Beitrag des Erzherzogs zur Verteidigung seines eigenen Landes wäre.

Die Zugehörigkeit zum ungarischen Reich und die Königstreue waren auch damals noch keine leeren Wörter. Man kann den Brief der Einwohner von Scardona vom 29. März 1522 nicht ohne Rührung lesen, welcher durch einen besonderen Gesandten Balthasar Stipčić an König Ludwig II. geschickt wurde. Sie wollen die Treue zum König unbeschmutzt aufrechterhalten. Sie haben den König schon früher ersucht, für sie Sorge zu tragen und ihnen zu erlauben, ihre Sachen nach ihrer besten Meinung zu ordnen. Nun, da die Türken von drei Seiten nahen, bitten sie die königliche Majestät, als ihren Herren, ihre Boten zurückzusenden und ihnen die Erlaubnis zu geben — da sie in seinem Dienste weiter nicht verharren können — Abschied zu nehmen. Dies wird dann von ihrem Boten auch mündlich ausgerichtet<sup>51)</sup>.

Unter solchen Umständen kann es uns nicht wundernehmen, daß Christof Frangepan in Zorn geriet, als der Primas Georg Szathmáry ihn im Rat von Buda einen Lügner nannte und ihm ins Gesicht schlug. Hätte man ihn nicht zurückgehalten, so hätte er ihn niedergeschlagen<sup>52)</sup>. Psychologisch ist es erklärlich, daß dieser heftige temperamentvolle Mann des Südens nach der Schlacht von Mohács (25. Sept.) Franz Josefić, dem Bischof von Zengg, schrieb, die Schlacht bei Mohács wäre nur eine nützliche Lehre, sonst könnte man unter den stolzen Ungarn nicht leben.

---

<sup>50)</sup> 9. Dez. 1524. — Urkb. II. 271.

<sup>51)</sup> Dieser interessante Brief wurde von Georg Pray: *Epistolae* I. 168 mitgeteilt. Johann Stabillius empfiehlt 11. März 1522 in derselben Angelegenheit dem Palatin Stefan Báthori auf das wärmste, das einzige treue Städtchen Dalmatiens nicht gänzlich zu berauben. — Ung. Staatsarch. 24397.

<sup>52)</sup> Urkb. II. 379—380.

Derselbe Christof Frangepan stellte sich 1. August 1526 für 1000 Rheinischgulden in den Sold Ferdinands<sup>53)</sup>, traf aber schon 21. Dezember 1526 in Németújvár mit Johann Szapolyai ein Überkommen<sup>54)</sup> und wurde sein Anhänger. Und dieser tapfere Soldat, der für die Habsburger eine Gefangenschaft erlitt, wurde bei der Erstürmung von Varasd von den Truppen Franz Batthyáns getötet. Wir bemerken nur, daß Christof Frangepan nicht den Familientypus vertritt, der mit allen Umständen rechnet; sein Vater, der alte Bernhard, faßte die Lage besser auf und hielt zu König Ferdinand<sup>55)</sup>. Auch das Urkundenbuch der Frangepane endet mit jenem Zeitpunkte, wo das ungarische Reich aufgehört hat, seine Selbständigkeit im europäischen Staatensystem aufrechtzuerhalten. Die Familie, welche der ungarischen Krone im allgemeinen so treu war, blühte noch anderthalb Jahrhunderte, um in ihrem letzten Sprößling, als Vertreterin des selbständigen ungarischen Ständewesens, auf dem Schafott ihr Leben zu beenden.

## Die Legende des heiligen Gerhard<sup>1)</sup>.

Von Dr. Emerich Madzsar.

**D**IE Lebensgeschichte des Märtyrer-Bischofs von Csanád besitzen wir bekanntlich in zwei verschiedenen, inhaltlich aber mit einander verwandten Rezensionen. Der Text der *vita minor* ist nahezu vollständig in dem der größeren Fassung enthalten, die nach Kaindl<sup>2)</sup> im XIII. Jahrhundert durch Erweiterung und Ausschmückung der *vita minor* entstanden sein soll. Gegen die Ansichten Kaindls hat unlängst Friedrich Müller verschiedene Einwendungen erhoben<sup>3)</sup>. Er hält das letzte Kapitel der *vita maior*, das Ereignisse aus den Jahren 1361 und 1381 erzählt<sup>4)</sup>, nicht für einen späteren Zusatz, sondern führt auch dieses auf den Autor der übrigen Kapitel, auf einen Mönch des Marienklosters in Csanád, zurück, der sein Werk zwischen 1381 und 1421

<sup>53)</sup> Urkb. II. 381.

<sup>54)</sup> Urkb. II. 384.

<sup>55)</sup> Urkb. II. 390—91.

<sup>1)</sup> In einigen Punkten ausführlicher behandle ich dieses Thema in der Zeitschrift der ung. hist. Gesellschaft «Századok» (1913, S. 502) unter dem Titel «Über die größere Legende des heil. Gerhard».

<sup>2)</sup> Die Legenden des heil. Gerhard, Archiv f. österr. Gesch. Bd. XCI. I. Hälfte S. 1.

<sup>3)</sup> Quellen und Entstehung der größeren Gerhardlegende, Századok, 1913, S. 355.

<sup>4)</sup> St. Endlicher, Rerum Hungaricarum monumenta Arpadiana, S. Galli 1849, S. 233.

verfaßt hätte. Seine Vorlage soll dabei nicht nur die *vita minor* gewesen sein, sondern nebst dieser eine noch ältere Lebensbeschreibung Gerhards, von welcher die *vita minor* nur ein Auszug wäre. Müller bemüht sich nun, einzelne Kapitel der großen Legende als Bruchstücke dieser ältesten, derzeit verlorenen Biographie zu erweisen, so vor allem das 10. Kapitel, die stimmungsvolle Erzählung von der Besiegung Ajtonys, die seiner Überzeugung nach als ein fast gleichzeitiger Bericht zu betrachten wäre.

Diese letztere, von Müller stark betonte Behauptung, scheint mir ganz irrtümlich zu sein. Eine wie immer große Wichtigkeit man auch der Erwähnung griechischer Mönche beimessen wollte, die vermutlich auf die alte griechische Mission in Ungarn zu beziehen ist, so darf man doch andererseits den romantischen Charakter der ganzen Erzählung, sowie deren sagenhafte Einzelzüge keineswegs außer acht lassen. Die Sage von der Gründung des Klosters in Oroszlános ist eine der im Mittelalter bekanntlich vielbeliebten namendeutenden Erzählungen, und was weiter die Geschichte von dem Ausschneiden der Zunge Ajtonys betrifft, so hat man darin schon lange her ein internationales Märchenmotiv erblickt, das z. B. in der Tristansage mit ganz denselben Einzelheiten zu finden ist<sup>5)</sup>. Um ein Gleichnis zu gebrauchen: falls wir wirklich einen gleichzeitigen Bericht über Ajtony besäßen, würde sich dieser von unserer Erzählung ungefähr ebenso unterscheiden, wie z. B. Einhards kurzer Bericht über den comes Hruotlandus von den Rolandssagen späterer Jahrhunderte.

In einem Punkte kann ich wider Kaindl der Auffassung Müllers beistimmen: obwohl eine fast selbständige kleine Episode, konnte die Erzählung von Ajtony doch nicht erst später in die Legende aufgenommen werden. Wie Müller richtig bemerkt, nahm Kaindl keine Rücksicht darauf, daß von Csanád und Ajtony auch an anderen Stellen der Legende gesprochen wird, so in den Kapiteln 8, 11, 15 und 22, mit denen unser Kapitel also innerlich zusammenhängt. Neben diesen inhaltlichen Zusammenhängen kann man aber in unserer Legende auch äußere, d. h. sprachliche finden. Ohne allgemeinen Ausdrücken eine allzu große Bedeutung beilegen zu wollen, stelle ich hier einige verwandte Phrasen aus dem 10. und anderen Kapiteln zusammen. Der Kampf der Kreuzfahrer wird im 1. Kapitel mit folgenden Worten eingeleitet: *cum autem christiana acies expectaret auxilium de celo*; ebenso lesen wir von den

<sup>5)</sup> Siehe. besonders Jul. Sebestyén, *A magyar honfoglalás mondái*, Budapest 1905. (Die Sagen von der Landnahme der Ungarn, II. Bd. S. 198.)



Soldaten des Csanád, daß sie in dem Treffen bei Nagyösz «egressi sunt in prelium expectantes auxilium de celo»<sup>6)</sup>). Einige Zeilen weiter: Chanadinus subridens ait; und in dem Dialoge des 14. Kapitels wiederum: episcopus subridens ait. Das alles scheint darauf zu deuten, daß die angeführten Abschnitte von derselben Hand herrühren.

Doch nicht bloß das 10. Kapitel, sondern vielmehr der ganze Abschnitt von Kap. 7—12 soll nach Müllers Annahme aus einer in Verlust geratenen Redaktion herrühren. Daraus, daß in diesen Kapiteln König Stephan und sein Sohn Emerich fast immer, mit nur drei Ausnahmen «unter 44 Fällen» ohne die Attribute «sanctus» oder «beatus» erwähnt werden, ergebe sich nämlich, daß «diese Kapitel Stephan und Emerich noch nicht als Heilige kannten» und daher nichts anderes sein können, als Überreste «einer Biographie, die ein Zeitgenosse schon vor 1083 verfaßt habe».

Ein Blick in den Text der Legende genügt, um die Hinfälligkeit dieser Beweisführung ersichtlich zu machen. In Wahrheit steht nämlich die Sache so, daß in den drei Fällen, in denen der Name Stephans genannt wird, die Bezeichnung der Heiligkeit nur ein einzigesmal fehlt (regi autem Stephano S. 214), während in den übrigen, dieses Attributs entbehrenden Stellen von ihm einfach als von «dem Könige» gesprochen wird (cui rex ait; salutavit regem etc.). Es wäre auch wirklich etwas sonderbar, wenn Bischof Maurus, der Abt Anastasius oder Csanád, die alle Zeitgenossen Stephans waren, in ihren Reden von ihm als einem Heiligen sprechen würden. Den vorerwähnten ähnliche Fälle können wir aus unseren übrigen, unzweifelhaft nicht vor 1083 geschriebenen Legenden in beliebiger Zahl anführen<sup>7)</sup>, während in denselben die Ausdrucksweise «sanctus rex» oder «beatus rex» die seltenere ist. Müller scheint also ganz vergessen zu haben, daß die Bezeichnungen der Heiligkeit, im mittelalterlichen Sprachgebrauche nicht minder als im modernen, eigentlich nur mit dem Eigennamen zu einer festen Einheit verwachsen.

Mit der teilweisen Wiederherstellung einer verlorenen Legende sich nicht begnügend, will Müller auch den Verfasser derselben ent-

<sup>6)</sup> Als einen Beweis per analogiam könnte ich hier anführen, daß auch der Verfasser der kleinen Stephanslegende in den zwei Kampfszenen, die in seinem Werke vorkommen, sich u. a. desselben, wenn auch gar nicht seltenen Ausdrucks bedient. (c. 5. utrinque decertaverunt, c. 7. tunc utrinque decertatum est.)

<sup>7)</sup> So z. B. in der Legende s. Emerici (Endlicher, S. 193) von dem heil. Stephan: sed rex sciens (cap. 3); rex ipse affuit (cap. 4); dagegen: cum ad singulos sanctus rex diuissim accederet (c. 4).

decken. Indem er diesen, wenn auch nicht mit voller Bestimmtheit, in dem oftgenannten magister Valter der Legende erblickt, läßt er uns erkennen, daß die eigentliche Quelle und der Ausgangspunkt seiner ganzen Theorie nichts anderes als eine gewisse Stelle der großen Legende ist, die man nicht mit Unrecht als einen wahren Nährboden kühner Hypothesen bezeichnen könnte.

Die interessante kleine Geschichte von dem Gesange der Getreide mahdenden Magd (s. unten) erinnert einen unserer Philologen<sup>8)</sup> an die Lorelei, deren Singen die Schiffer ins Verderben lockt. Ein treffender Vergleich auch in weiterem Sinne. Es wurden nämlich nicht nur «hochwichtige musikgeschichtliche Folgerungen» aus dieser Episode gezogen, sondern sie führte auch auf den Gedanken, den Erzähler der Begebenheit und somit den Verfasser der ganzen Legende in Valter, dem Gesanglehrer der csanáder Domschule, zu suchen. Diese von mehreren aufgestellte Behauptung wird nun von Müller in teilweise veränderter Form wieder aufgenommen.

Es ist die unmittelbare Lebendigkeit des zwischen Gerhard und seinem Reisegenossen geführten Gesprächs, die zu der Annahme lockte, daß der Erzähler selbst oder wenigstens sein Gewährsmann dem Gespräche beigewohnt hätte. Man könnte dieser Annahme nur dann beistimmen, wenn man voraussetzte, daß dieses Gespräch wirklich historisch sei; anders ausgedrückt, wenn man der Meinung ist, daß die ursprüngliche Fassung dieser Episode in der großen Legende enthalten sei, nicht aber in der *vita minor*, wo eben dieses Gespräch vollkommen fehlt:

*Vita maior* (Endlicher S. 223).

Accidit autem quodam tempore, ut pro defensione cuiusdam ad regem properaret. Et in ejusdem regionis parte *silvosa*, quae usui *porcorum* erat apta, *sita erat quedam villa*, in qua *meridie* hospitatus est. Ubi circa mediam noctem audit strepitum molarium, *quod ipse alias non viderat. Mirabatur quidnam hoc esset. Continuoque mulier, que molam trahebat, cantare cepit. Admirans autem episcopus dixit ad Waltherum: Walthere audis symphoniam Ungarorum, qualiter*

*Vita minor* (Acta Sanctorum. Sept. VI. S. 723).

Tempore quodam, dum pro cuiusdam defensione ad eundem regem properaret, in ejusdem regione (sic) laboriosa<sup>9)</sup> parte, quā apta usui pecudum exstat, Vir Dei hospitatus est, ubi circa mediam noctem ancilla quaedam, dum manibus molam circumferens, triticum contereret, duriciam sui laboris cantilena demulcebat. Ad quam Pater sanctus expergefactus, accersito ministro, quid sit, inquit. Cui famulus, ut res erat insinuat.

<sup>8)</sup> Himpfner Béla, Die singende Magd der Gerhardlegende, Egyetemes Philologiai Közlöny 1910. 391.

<sup>9)</sup> In dem ursprünglichen Texte stand wohl *sabulonosa* oder *sablonosa* (sandig). In *silvosa* verdorben, hat dieses Wort dann in der großen Legende die Umwandlung des *pecudum* in *porcorum* nach sich gezogen.

*sonat, riseruntque ambo de carmine isto. Cumque mola solius manu traheretur mulieris, et cantus cresceret in altum, episcopus autem lecto interim iaceret, adhuc subridens ait: Walthere edissere mihi quis istius melodie cantus sit, qui meam cantoria sua cessare compellit lectionem. At ille: ista modulatio carminis est inquit, mulier que cantat ancilla est huius hospitis apud quem hospitamur, que molit triticum domini sui, tempore quo alia molendina in regione ista reperiri omnino non possunt. Cui episcopus: arte, inquit, currit an labore. Ait Waltherus: arte et labore, non quolibet trahendo iumento, se (sic) propria manu circumferendo. O miranda res, ait episcopus, qualiter se pascit humana generacio. Nisi enim esset ars, laborem quis posset tolerare. Felix, inquit mulier, que sub alterius potestate posita, sic dulciter debitum servitium absque murmuracione leta impendit. Cui eciam non modicum pondus pecunie portari precepit.*

Confestim Pastor pius lachrymis perfunditur: Felix, inquit, homo sub alterius potestate constituta, quae sic dulce debitum servitium absque murmuracione impendit, cui non minimum pondus pecuniae portare iussit.

Die Spalte rechts gibt uns eine kleine, einheitliche Geschichte, die dazu ganz legendenhaft zu nennen ist. Sie bietet uns ein Beispiel christlicher Demut und Unterwürfigkeit. Sowohl die Einheitlichkeit, wie auch die Tendenz dieser Erzählung wird in der großen Legende fast ganz verdunkelt durch Einschlebung eines längeren, ganz profanen Gesprächs. Die eigentümliche Abweichung der ganzen Vortragsweise der großen Gerhardlegende von dem bekannten Legendenstil wurde zwar schon öfters wahrgenommen, fast von jedem der Geschichtsforscher, die sich mit ihr befaßten, doch scheute man sich, die Konsequenzen daraus zu ziehen. Man darf aber die große Bedeutung des Typischen in der Literatur des Mittelalters keineswegs unberücksichtigt lassen. Die mittelalterliche Legende ist eben nie bloße Erzählung oder Biographie, sondern darüber hinaus eine Geschichte zum Zwecke religiöser Erbauung, mit der Bestimmung, die christlichen Tugenden dem frommen Leser in konkreten Beispielen vorzuführen. Enthält sie auch novellistische Elemente, so dienen diese doch dem religiös-didaktischen Zwecke der ganzen Erzählung. Widerspricht es nicht dem frommen Legendenstil, der asketischen Weltbetrachtung, wenn der andächtige Le-



gendenschreiber der Schilderung ephemere weltlicher Ereignisse ein ersichtlich großes Interesse zuwendet? Ich wenigstens empfinde es als einen Anachronismus selbst hinsichtlich des XI. oder XII. Jahrhunderts, daß der Verfasser einer Legende sich auf eine so ausführliche Schilderung von Ereignissen eingelassen hätte, die, wie die Ajtony-Episode, mit dem Leben des heiligen Mannes nur indirekt zusammenhängen; nicht minder, daß dieser Verfasser so umfangreiche Beschreibungen und so episch breit ausgeführte biographische Momente in sein Werk aufgenommen hätte, wie dies in der großen Legende geschieht. Dazu noch das Aufzählen nebensächlicher Begebenheiten einer Reise, wie die Verladung des Gepäckes, die Reiserichtung, die Namen der Führer und Stationen<sup>10)</sup> usw., — schließlich die Mitteilung eines scherzhaften Zwiegesprächs, das mit den christlichen Tugenden und der religiösen Erbauung doch so wenig zu tun hat.

Sowohl diese, wie auch andere charakteristische Züge weisen entschieden auf eine spätere Entstehungszeit der großen Legende hin. Das Fehlen eben dieser Züge in der *vita minor* müssen wir daher nicht mit Karácsonyi damit erklären<sup>11)</sup>, daß die *vita minor* die in eine Predigt nicht passenden Einzelheiten der großen Legende wegließ, sondern vielmehr damit, daß die *vita minor* ein echt hagiographisches Produkt ist, während die *vita maior* aus einem Zeitalter herrührt, in welchem das Heiligenleben, wie überhaupt die ganze Geistesrichtung, die es geschaffen, ihren ursprünglichen Charakter schon verloren hatte.

Doch nicht nur eine allgemeine Betrachtung, sondern auch ein genauerer Vergleich der Texte widerspricht der Annahme, daß die oben mitgeteilte Erzählung der *vita minor* durch Abkürzung der weitläufigeren Fassung entstanden wäre. Welchen Grund könnte der angebliche Epitomator gehabt haben, um an die Stelle des magister Valter einen einfachen famulus zu setzen? Bei der entgegengesetzten Annahme ist die Sache sofort verständlich. Es ist dann auch leicht zu verstehen, — worauf schon Pauler hinwies<sup>12)</sup>, — daß die Worte «*pastor pius lachrymis perfunditur*» in der großen Legende nur deshalb fehlen, weil sie zu der Stimmung der lachend gemachten Bemerkungen nicht gut paßten, während doch sonst dieses Motiv, wie ich der Bemerkung Paulers gleich hinzufügen, sowohl in

<sup>10)</sup> Vita s. Gerardi cap. 7. Die betreffende Stelle ist bei Wion (S. Gerardi Sagredo patricii Veneti vita, Venetiis 1597) besser erhalten.

<sup>11)</sup> Der heil. Gerhard, Bischof zu Csanád, sein Leben und seine Werke, 1887, S. 299.

<sup>12)</sup> Századok 1888, S. 59.

unserer Legende wie in analogen Fällen anderer, in denen die innere Ergriffenheit des Heiligen in einer pathetischen Äußerung zutage tritt, als eine natürliche Begleiterscheinung der feierlichen Worte fast niemals zu fehlen pflegt. Hier liegt also ein absichtliches Weglassen vor, während an einer anderen, wieder von Paulers Scharfblick entdeckten Stelle unser Verfasser sich weniger behutsam zeigt, indem er im letzten Satze des Kapitels das Wort «inquit» stehen ließ, obwohl dasselbe nach dem vorhergehenden «ait» schon überflüssig geworden war<sup>13)</sup>.

Nimmt man noch dazu, daß es auch bei den übrigen Abweichungen der zwei Texte fast immer logisch zulässiger erscheint, die Änderung auf den Verfasser der großen Legende zurückzuführen, so besitzen wir der Indizien genug, um auch in dem so oft behandelten Dialoge nur eine spätere Interpolation zu erblicken<sup>14)</sup>. Mit der Glaubwürdigkeit derselben fällt zugleich als unbegründet die Annahme der Autorschaft Valters.

Sollen wir überhaupt in unserem magister wirklich eine historische Persönlichkeit erblicken?

Es ist nun gewöhnlich kein dankbares Unternehmen, Verdacht zu erregen gegen Angaben, die bisher in der historischen Rekonstruktion mit Vorliebe benutzt wurden. Dennoch vermag ich nicht, meinen starken Zweifel zu unterdrücken, nicht nur an der Person Valters, sondern auch in Hinsicht der ganzen Erzählung, in welcher dieser eine Rolle spielt. Ich meine jene ausführliche Schilderung von dem raschen Emporblühen der neuen Kirchenprovinz, von der friedlichen und mustergültigen Entwicklung ihrer Institutionen, die uns in den Kap. 11—12 der großen Legende geboten wird<sup>15)</sup>. Ist diese Erzählung, in der schon die episch-ruhige Ausführlichkeit, das breite Ausmalen an die Vortragsweise anderer verdächtiger Stellen

<sup>13)</sup> In seinem Endlicher-Exemplar (gegenwärtig in dem Besitze der Universitätsbibliothek in Budapest) wirft Pauley in einer Randglosse auch die Frage auf, ob nicht der mit «Tempore quo» beginnende Teil der ersten Antwort Valters auch «der älteren Fassung» angehörte. Die angeführten Worte passen wirklich besser in den Mund des Verfassers, als in den Valters. Doch scheint mir, daß dieser Satz eine Antwort ist auf die in den Worten «audit strepitum molarium, quod ipse alias non viderat» zwischen den Zeilen ausgedrückten Neugierde des Bischofs. Der Satz ist weiterhin mit den über die Mechanik der Handmühle gefällten Bemerkungen zu verbinden. Zusammen bilden diese drei Stellen eine weitere kleine Interpolation, d. i. einen eingeflochtenen Gedanken über das eigenartige Wesen der Handmühle, worüber sich so weitläufig auszubreiten einem Legendenschreiber des 11. oder 12. Jahrhunderts kaum eingefallen wäre.

<sup>14)</sup> Auf eine interessante Übereinstimmung mit einer Stelle des Athenaios hat B. Himpfner hingewiesen (Egyetemes Philologiai Közlöny, 1910, S. 395).

<sup>15)</sup> Endlicher, S. 218 u. ff.

erinnert, nicht ebenfalls den erdichteten Teilen der großen Legende beizuzählen?

Die Spuren der Hand eines späteren phantasievollen Umarbeiters sind in dieser Legende unverkennbar. Leicht wahrzunehmen ist auch dessen Vorliebe, die Erzählung mit erdichteten Personen zu beleben. Nicht ohne Grund läßt sich vermuten, daß er Zustände seiner Zeit in das XI. Jahrhundert übertragen hat. Von solcher Art scheint mir besonders eine gewisse Stelle in Kap. 15 zu sein, wo sich der Verfasser über die Lebensweise der Kanoniker in Csanád verbreitet und auf einige dortige Mißstände in dem Tone eines strengen Zensors Anspielungen macht<sup>16)</sup>. Es wundert mich, daß Müller, der sonst diejenigen Indizien, die in der großen Legende auf einen Mönch des Marienklosters von Csanád als Verfasser hindeuten und dessen gegen die Ansprüche des dortigen Kapitels gerichtete Tendenz ganz richtig erkannt hat, nicht zugleich auch bemerkte, daß die oben erwähnte Stelle erst dann recht verständlich ist, wenn sie mit den erwähnten Indizien in Zusammenhang gebracht, und der Gegensatz zwischen Kloster und Kapitel vor Augen gehalten wird. Ich will gleich hinzufügen, daß auch andere Stellen in demselben Kapitel, mit denen die Stelle von dem Domherrn in inhaltlichem Zusammenhange zu stehen scheint, nicht über alle Zweifel erhaben sind. Die kleine Anekdote von dem Missetäter, der zum Galgen geführt wird, erinnert uns durch die Erwähnung der Marienkirche sogleich an unseren Mönch-Autor. Eben diese Marienkirche, von der die *vita minor* noch gar nichts weiß, wird in der großen Legende auffallend häufig erwähnt<sup>17)</sup>. Dazu ist diese Anekdote vielleicht nichts anderes als die späte Variante eines Legendenmotivs, das seinen ursprünglichen religiösen Gehalt schon eingebüßt hatte<sup>18)</sup>.

Aber nicht nur im Zusammenhange betrachtet, sondern auch

<sup>16)</sup> Endlicher, S. 225.

<sup>17)</sup> Die Existenz dieses Klosters ist übrigens urkundlich festgestellt (s. die Monographie Karácsonyis).

<sup>18)</sup> Wie aus den Gesetzen des heil. Stephan (II. 17.) und Ladislaus (II, 2., III. 4. 5. 17.) hervorgeht, müssen solche Fälle von einer Flucht in ein Asyl oft genug vorgekommen sein. Es ist dennoch interessant, unsere Anekdote mit denjenigen Fällen zu vergleichen, die in dem 24. u. 25. Kapitel der *Miracula S. Goaris* (Pertz SS. XV. S. 369) und in der Legende des heil. Maurilius (Surius, *Acta prob.* SS. 158 1. Tom. V. 2226. cap. 8) zu lesen sind. Hier wird der in die Kirche geflüchtete Sünder oder Gefangene infolge seiner inbrünstigen Gebete und durch die Vermittlung des heiligen Schutzherrn von seinen Fesseln befreit. In unserem Falle ergeht es dem Geflüchteten nicht nur schlecht, sondern er wird überdies noch ausgelacht. Klingt hier nicht derselbe scherzhafte und spöttische Ton an, der in dem Gespräch von der «Symphonie der Magyaren» zum Vorschein kommt und der Stimmung der übrigen gemeinsamen Partien beider Legenden vollkommen fremd ist?



wegen ihres Inhalts selbst ist die Stelle von den Kanonikern verdächtig. Die von unserem Verfasser angedeuteten Übelstände, wie das Aufhören des gemeinsamen Wohnens, die Verteilung der Einkünfte, die Verweltlichung in Tracht und Sitten usw. sind uns als Verfallssymptome dieser Institution aus der Kirchengeschichte wohlbekannt. Es ist doch kaum glaublich, daß in der eben errichteten ungarischen Diözese schon gleich zu Anfang alle jene Zustände sich gezeigt hätten, die in anderen christlichen Ländern erst im Laufe der Zeit sich bemerkbar machten.

Hier scheint demnach unser Verfasser die Züge einer späteren Entwicklung in das Kindesalter der ungarischen Kirche hineingetragen zu haben, während dagegen das Bild, das er in den genannten Kapiteln von dem Aufblühen des kirchlichen Lebens sowie des Unterrichts in der neuen Provinz entwirft, nicht nur mit dem eben Gesagten, sondern auch mit den wirklichen Verhältnissen des XI. Jahrhunderts nicht ganz gut zu vereinen ist. Dort sind die Schatten-, hier die Lichtseiten nicht genügend zeitgemäß. Karácsanyi will die letzteren durch eine ganz eigentümliche, plötzliche religiöse Stimmung erklären, wie eine solche bei heidnischen Völkern bisweilen zum Vorschein käme<sup>19)</sup>. Ist es nicht richtiger, anzunehmen, daß wir hier einfach ein später entstandenes, ideales Bild<sup>20)</sup> vor Augen haben, nicht aber wirkliche Zustände des XI. Jahrhunderts, jene primitive Kircheneinrichtung, die, nach den eingetretenen Ereignissen beurteilt, nicht viel mehr sein konnte, als eine dünne Humusschicht über einem vulkanischen Boden.

Ich wollte dies alles nur kurz berühren und die Möglichkeit andeuten, daß alles, was in der großen Legende nicht aus der vita minor oder aus einer alten Redaktion der «Ungarischen Chronik» herrührt, nichts anderes ist, als ein willkürliches Phantasiegebilde eines um 1400 lebenden Verfassers. Das einzige brauchbare Ergebnis der Ausführungen Müllers erblicke ich in der richtigen Erkenntnis der Zeit und der Umstände der Abfassung unserer Legende, nicht aber in der schwachen Hypothese einer sogenannten «Valter-Legende».

Ist es überhaupt wahrscheinlich, daß es einst außer den erhaltenen noch andere Gerhard-Legenden oder Redaktionen gegeben habe? Wir kennen die Geschichte des Gerhard-Kultes in Ungarn in ziemlicher Kontinuität besonders aus einer gewissen Gruppe von Text-

<sup>19)</sup> a. a. O. S. 110.

<sup>20)</sup> Was von dem religiösen Eifer der Neophyten gesagt wird: *populus autem ... verbum dei ferventi spiritu audiebat, meditando in lege domini die ac nocte*, ist eigentlich ein biblisches Zitat: Josue I. 8. u. Psal. I. 2.

quellen, die von den Forschern bisher nicht genügend ausgebeutet wurde. Wir besitzen zwar kein entsprechendes Verzeichnis<sup>21)</sup> jener ungarischen Breviarien, die vom XII.—XIII. Jahrhundert an bis Anfang des XVII., d. i. bis zur Einführung des *Breviarium Romanum* in einer nicht unbeträchtlichen Anzahl handschriftlicher Exemplare und gedruckter Ausgaben auf uns gekommen sind. Wir benötigten eine möglichst vollständige Bibliographie der Graner, Erlauer und Agramer Breviarien, desgleichen der Benediktiner, Pauliner und anderer geistlicher Orden sowie jener Offiziensammlungen, die unter dem Titel «*Propria sanctorum*» selbständig herausgegeben wurden. Doch in allen Exemplaren, die ich bisher einsehen konnte, habe ich fast überall das *Officium* des heil. Gerhard aufgefunden, und zwar als einen Auszug aus der *vita minor*, d. h. als eine zumeist ziemlich ungeschickte Verstümmelung derselben. Die Art und Weise des Excerptierens ist dabei in den einzelnen Ausgaben fast immer verschieden: ein Beweis dafür, daß die einzelnen Herausgeber oder wenigstens viele unter ihnen den Auszug nicht voneinander übernahmen, sondern immer wieder zu dem Urtext zurückkehrten. Die offizielle Kirche betrachtete also jahrhundertlang die *vita minor* als die eigentliche authentische Legende des Heiligen. Von einer anderen Rezension scheint sie nichts zu wissen<sup>22)</sup>. Wieviele unserer historischen Denkmäler im Laufe der Zeiten immerhin verschwunden sein mögen, so ist es doch kaum glaubhaft, daß von den angeblich ver-

<sup>21)</sup> Die von Ferd. Knauz im Jahrgange 1869 des «*Magyar Sion*» und S. 117 seiner *Chronologie* (Knauz, Kortan, Budapest 1876) zusammengestellten Verzeichnisse sind unvollständig. Es fehlt in ihnen z. B. jenes «*Breviarium Strigoniense saeculi XIII.*», aus welchem Ignaz Batthány die Lektionen über den heil. Gerhard herausgegeben hat (*Sancti Gerardi scripta et acta Albo-Carolinae* 1790. S. 360). Dieses *Breviarium* befindet sich gegenwärtig in der bischöflichen Bibliothek zu Gyulaférvár.

<sup>22)</sup> Der Verfasser des Benediktiner-Breviars aus dem Jahre 1506 (*Breviarium ordinis sancti Benedicti de novo in monte pannonie Sancti Martini: Ex rubrica patrum mellicensium summa diligentia extractum*) hat aber wahrscheinlich die *vita maior* gekannt, wie aus seinen folgenden Interpolationen hervorgeht: (*Gerardus*) *tendebat per mare ad orientem. Sed divina ordinatione vento flante contrario (vita maior c. 5: propter contrarium ventum) . . . Quem (rex) ubi ex moribus ac scripturarum (statt disciplinarum der vita minor) documentis bonum christi odorem fragrare intellexit . . . (in Bél) ieiuniis dictaminumque exercitiis (vita maior cap. 9: dictabat libros) deditus.* (Ich kenne und zitiere die Ausgabe von 1519, die aber nach Georg Ráth, *A pannonthalmi Szent Benedek-rend nyomtatott imakönyvei a Breviarium Monasticum behozatala elött*, Budapest 1894: Die gedruckten Gebetbücher des Benediktinerordens zu Pannonhalma vor der Einführung des *Breviarium Monasticum* — nur ein unveränderter Neudruck der obigen Ausgabe ist.) Ungefähr um dieselbe Zeit hat Pelbartus von Temesvár für sein *Pomerium* die *vita maior* benützt. Diese Spuren sind vorläufig auch ein Fingerzeig dafür, daß die *vita maior* erst gegen Ende des Mittelalters bekannt wurde.

lorenen Redaktionen keine einzige unmittelbare Spur auf uns gekommen wäre. Durch die Herbeiziehung der Breviarien gewinnen wir also einen ziemlich guten positiven Beweis für das frühe Alter der kleinen Legende<sup>23)</sup> und zugleich ein schwerwiegendes Argument sowohl gegen die Annahme, daß die große Legende die ältere und ursprünglichere sei, wie auch gegen alle Versuche, die Probleme unserer Legende mit Hilfe der Voraussetzung verlorener Redaktionen lösen zu wollen.

## Die Raiffeisenvereine der Siebenbürger Sachsen.

Von Dr. Fritz Krafft in Wien.

**I**N der bald 800jährigen Geschichte der Siebenbürger Sachsen bedeuten die 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts einen Wendepunkt von tief einschneidender Bedeutung. Seit der Einwanderung aus der deutschen Urheimat in der ersten Hälfte des XII. Jahrhunderts hatten die Sachsen im Rahmen des Königreichs Ungarn und später des Fürstentums Siebenbürgen eine staatsrechtlich autonome Körperschaft gebildet und waren mit Ausnahme einer zweimaligen Unterbrechung von wenigen Jahren bis 1876 in dem faktischen, wenn auch vielfach umstrittenen Besitz einer separaten Verwaltung gestanden, welche ihnen auf dem Gebiet der sächsischen Nationsuniversität, dem sogenannten Königsboden, weitgehende Privilegien gewährte. Nach den Ereignissen des Jahres 1866 und speziell seit der Vereinigung Siebenbürgens mit Ungarn und der Wiederherstellung der ungarischen Verfassung im Jahre 1867 war die Aufhebung dieser Autonomie nur noch eine Frage der Zeit und wurde durch die Legislative mittelst Gesetzartikels XII: 1876 verfügt.

<sup>23)</sup> In der Markusbibliothek zu Venedig befindet sich eine Abschrift der *vita minor* aus dem «XII. Jahrhundert» (nach Valentinellis Katalog cod. 117). Die Forscher der Gerhardlegende haben bisher nur die aus dem XV. Jahrhundert stammende Handschrift der Bibliothèque Mazarine (neue Signatur: ms. 1733) benützt. Ihre Ausgabe in den *Acta sanctorum* Sept. VI. 723 ist nicht ganz fehlerfrei; so steht cap. 2 christianissimus und nicht: Christi amicissimus, cap. 11 primus und nicht: praesentibus. Auch die Zahl der Handschriften der großen Legende kann ich hier um eine vermehren: es ist dies eine aus dem 15. Jahrhundert stammende Papierhandschrift der Münchener Hofbibliothek (Clm. 18624), die nebst anderem Inhalte dieselben fünf Legenden in derselben Reihenfolge (S. Stephanus, Emericus, Ladislaus, Gerhardus, Abraham eremita) enthält, wie der codex Lunaelacensis der Wiener Hofbibliothek (Nr. 3662). Sie ist entweder die Vorlage oder eine Kopie dieser letzteren Handschrift.



Dies Ereignis übte auf das öffentliche Leben der Siebenbürger Sachsen nach zwei Richtungen hin eine nachhaltige Wirkung aus. In politischer Beziehung drängte es sie in eine erbitterte und ganz unfruchtbare staatsrechtliche Opposition, in der sich die tiefe Verstimmung über den Verlust der alten Selbstverwaltung Luft machte. Noch folgenschwerer aber zeigte sich diese Maßnahme, besonders für die weitere Zukunft, in sozialer und wirtschaftlicher Hinsicht und hatte eine völlige Änderung der Physiognomie des ehemaligen Königsbodens zur Folge. Einwanderungsbeschränkungen für Fremdnationale und andere Vorrechte hatten es den Sachsen früher ermöglicht, ihre wirtschaftliche Monopolstellung auch bei sinkender Konjunktur unversehrt aufrechtzuerhalten, wengleich schon im Verlauf des XVIII. und XIX. Jahrhunderts manche Bresche in die alten Privilegien geschlagen worden war. Durch die Statuierung der vollständigen Gewerbefreiheit und Freizügigkeit aber wurde nun mit einemmal ein unvermittelter Umschwung herbeigeführt, der im Zusammenhang mit weitem ökonomischen Verschiebungen nicht nur den bisherigen Vorrang, sondern geradezu die wirtschaftliche Existenz der Siebenbürger Sachsen in ihren Wurzeln bedrohte. Fiel doch in dieselbe Epoche der Bau der ersten Eisenbahnen im Lande, wodurch wohl der Anschluß an den Weltmarkt hergestellt, zugleich aber auch die Konkurrenzfähigkeit der österreichischen Fabrikindustrie gegenüber dem sächsischen Gewerbe vervielfacht worden war. Die Landwirtschaft lag so sehr danieder, daß an einen Export agrarischer Produkte auf Jahre hinaus nicht zu denken war, und der katastrophale Zollkrieg mit Rumänien beraubte die Sachsen kurz darauf gerade jenes Absatzgebietes, das ihnen allein noch treu geblieben war und zur Überführung des sächsischen Handwerks in eine mittlere Fabrikindustrie immerhin eine ausreichende Unterlage geboten hätte.

Unter solchen Umständen konnte die nüchterne und stark realpolitische Veranlagung der Siebenbürger Sachsen es nicht lange bei der sterilen Opposition gegen die staatsrechtliche Neuordnung der Dinge in Ungarn bewenden lassen. Nach mehrjährigem unentschiedenem Schwanken und tappendem Suchen nach neuen positiven Zielen machten sich bereits in der ersten Hälfte der 80er Jahre deutliche Anzeichen eines beginnenden Umschwunges bemerkbar. Einen äußerlich sichtbaren Markstein fand diese Bewegung allerdings erst in den Beschlüssen des Sachsentages zu Hermannstadt (ungarisch Nagyszeben) im Jahre 1890, wo unter der Ägide des damaligen Superintendentialvikars und spätem Bischofs der evangelischen Landeskirche A. B. in Siebenbürgen, D. Dr. Friedrich Müller, der

politische Anschluß an das Ungartum angebahnt und zugleich ein umfassendes Programm für die kulturelle und besonders wirtschaftliche Organisation und Entwicklung des sächsischen Volkes aufgestellt wurde.

Den wichtigsten innern Abschnitt in dieser Raillierung aber bildete das Jahr 1885, in welchem Dr. Karl Wolff als geschäftsführender Direktor die Leitung des zweitältesten sächsischen Geldinstituts, der im Jahre 1841 gegründeten Hermannstädter Allgemeinen Sparkasse, übernahm. Diesem organisatorisch wie administrativ gleich hervorragenden Manne verdankt das ökonomische Leben der Siebenbürger Sachsen während der drei letzten Dezennien auf allen Gebieten die wertvollsten Anregungen; er ist speziell im engern Kreise, im sogenannten Altland, der ehemaligen Hermannstädter Provinz, der eigentliche Urheber und Führer des wirtschaftlichen Aufschwunges gewesen und wurde von der ungarischen Regierung in Anerkennung seiner Verdienste im Jahre 1912 in das Magnatenhaus berufen. Seine eigentliche Bedeutung aber und zugleich das Geheimnis seines Erfolges ist darin gelegen, daß er von Anbeginn erkannt hat, daß die wirtschaftliche Position der Siebenbürger Sachsen nur durch streng disziplinierte Kooperation aller vorhandenen Kräfte gerettet werden kann, und daß es ihm gelang, hierfür die geeignete Form ausfindig zu machen und zu verwirklichen.

Aus diesem Grunde ist die charakteristischste und wirtschaftspolitisch interessanteste Schöpfung Wolffs die im Jahre 1885 erfolgte Gründung des Verbandes siebenbürgisch-sächsischer Raiffeisenvereine, der heute 177 Kreditgenossenschaften, 50 Konsumvereine, 5 Weinhandelsgenossenschaften und eine Mühlengenossenschaft umfaßt und mit seltener Straffheit sozusagen die ganze sächsische Landbevölkerung zu einer ökonomischen Einheit verbindet.

Ganz ohne Vorläufer ist diese Gründung allerdings nicht gewesen; das Bewußtsein, daß eine Reform des wirtschaftlichen Lebens von der Verbesserung des Kreditwesens ihren Ausgang nehmen müsse, hat auch die führenden sächsischen Männer vor Wolff, vor allem den Gründer der Hermannstädter Bodenkreditanstalt, Baron Josef Bedeus von Scharberg, beseelt. Ja man kann geradezu sagen, daß auch die beiden ältesten sächsischen Geldinstitute, die bereits genannte Hermannstädter Sparkasse und die Kronstädter Sparkasse — im Jahre 1835 errichtet, als allererstes auf gemeinschaftlicher Basis stehendes Geldinstitut in ganz Ungarn — das gleiche Ziel anstrebten. Noch heute muß man sie als altruistische Institute im wahrsten Sinne des Wortes bezeichnen, obwohl sie sich inzwischen aus bescheidensten Anfängen zu ponderanten Faktoren des wirtschaftlichen Lebens in Sieben-

bürgen entwickelt haben. Auch ist diesen ersten Sparkassen in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts eine Reihe von kleineren Neugründungen gefolgt, größtenteils Vorschußvereine nach Schultze-Delitzsch, die in derselben Richtung arbeiteten. Während aber das charakteristische Merkmal dieser altruistischen Institute älterer Herkunft darin besteht, daß sie alljährlich aus dem Reingewinn größere Summen — 1912 insgesamt 584 244 K. — gemeinnützigen und wohlthätigen Zwecken zuführen, gelang es bei den Raiffeisenvereinen, den Verzicht auf jede Reingewinnpolitik zugunsten der Spareinleger einerseits und der Schuldner anderseits in ziemlicher Reinheit durchzuführen. Zugleich vermochte eine intensive Propaganda, weiteste Kreise der Landbevölkerung zur werktätigen Mitarbeit an der Raiffeisenorganisation zu gewinnen und in ihnen das Gefühl selbstbewußter Verantwortlichkeit zu erziehen.

Die ersten vorbereitenden Besprechungen über die Errichtung von Raiffeisengenossenschaften in Siebenbürgen nahmen im Sommer des Jahres 1885 in Hermannstadt (Nagyszeben) ihren Anfang. Die Anregung Wolffs fand jedoch nicht augenblickliche und kritiklose Zustimmung. Außer jenen in der Natur des Siebenbürger Sachsen liegenden psychologischen Widerständen, welche sich aus seinem durch und durch konservativen Beharrungsvermögen ergeben und die Verwirklichung jeder neuen Idee bis zu einem gewissen Grade hemmen, galt es, auch eine Reihe von positiven Schwierigkeiten zu überwinden. Vor allem schien es bei der zunehmenden Verarmung des Landvolkes schwer, ja so gut wie ausgeschlossen, die erforderlichen Betriebsmittel in zureichendem Maße aufzubringen. Ferner wurde nicht ohne Grund besorgt, daß es trotz der notorisch hohen Schulbildung des sächsischen Bauern nicht möglich sein werde, in den Landgemeinden die nötige Anzahl von geeigneten Personen für die Leitung und Geschäftsführung der zu gründenden Vereine zu finden. Schließlich mußte das Problem gelöst werden, wie bei einer größeren Zahl von Genossenschaften die unbedingt erforderliche regelmäßige und fachmännische Kontrolle ausgeübt werden solle. Speziell diese letztere Frage verursachte große Bedenken, da es im ganzen Lande keine ähnliche Organisation gab, die als Muster hätte dienen können, und die reichsdeutschen Vorbilder trotz mancher Analogie auf die siebenbürgischen Verhältnisse doch nicht ohne weiteres zu übertragen waren.

Auf alle diese Fragen sofort eine ausreichende und beruhigende Antwort zu geben, war nicht möglich. Da aber die intensive Propaganda Wolffs und seines Anhangs doch die Überzeugung befestigt hatte, daß sich der Raiffeisengedanke auch in Siebenbürgen lebens-



fähig erweisen werde, sah man zunächst wohl von einer großzügigen Aktion ab, beschloß aber, einen Versuch mit mehreren besonders geeigneten Gemeinden zu unternehmen. Zu diesem Zwecke wurde ein Aktionskomitee gebildet, das sich durch Versendung von Fragebogen über die Geneigtheit der einzelnen sächsischen Dörfer zur Gründung von Raiffeisenvereinen informierte. In Großscheuern (Nagycsür), Frauendorf (Asszonyfalva) und Arbegen (Szászegerbég), wo der Gedanke besonderen Anklang gefunden hatte, wurden sodann im Herbst des Jahres 1885 die ersten Kreditgenossenschaften errichtet, denen sich binnen Jahresfrist fünf weitere anschlossen.

Alle diese Vereine erhielten von der Hermannstädter Allgemeinen Sparkasse zu dem für damalige siebenbürgische Verhältnisse ganz außergewöhnlich billigen Zinsfuß von 5 % die erforderlichen Betriebsmittel, deren Höhe sich nach dem Bedürfnis und der Kreditfähigkeit der neugegründeten Vereine richtete und 2000 bis 10000 fl. betrug. Damit war die erste wichtige Frage, die Kapitalsbeschaffung, wenigstens für so lange einer befriedigenden Lösung zugeführt, als die Zahl der Genossenschaften nicht allzusehr anwuchs, beziehungsweise die aufsteigende Entwicklung der Sparkasse mit der Vermehrung der Vereine gleichen Schritt hielt. Tatsächlich hat ihr überraschender Aufschwung in den nächsten Dezennien die dauernde Unterstützung ihrer Schützlinge ermöglicht und damit den Sieg des genossenschaftlichen Gedankens entschieden.

Schon im Jahre nach der Gründung der ersten Vereine (1886) wurde das zunächst nur akzidentelle Bündnis zwischen Sparkasse und den Raiffeisenvereinen weiter ausgestaltet. Die Vereine schlossen sich unter der Ägide ihrer Protektorin zu einem Verbands zusammen, an dessen Spitze Wolff als Verbandsanwalt trat. Zugleich wurde eine einvernehmliche Lösung der Frage der geschäftstechnischen Beaufsichtigung angebahnt, indem die Sparkasse einigen ihrer Beamten gestattete, regelmäßige Revisionen vorzunehmen und zu diesem Zwecke die einzelnen Gemeinden zu bereisen. Durch diese gründliche Kontrolle und fachkundige Anleitung war es möglich, in kurzer Zeit eine Anzahl von Landleuten, Dorfschullehrern und dergleichen in den ungewohnten Buchhaltungs- und Kassengeschäften auszubilden und unter einem die Versuchung, die sich infolge der Manipulationen mit verhältnismäßig hohen Summen immerhin hätte einstellen können, von den Vereinsleitungen fernzuhalten.

Unter Verwertung der so gewonnenen Erfahrungen wurde in den nächsten Jahren allmählich, aber sehr behutsam an der Erweiterung der Verbandstätigkeit gearbeitet. Bis zum Sommer des Jahres 1888 waren erst vier weitere Vereine zugewachsen; der Jahresbericht pro

1889 zählte deren 14. Immerhin aber wurden schon jetzt Vorbereitungen für eine umfassende Propaganda getroffen, die zu gelegentlichem Zeitpunkt einsetzen sollte. Um die Vereine auf möglichst breite Basis stellen zu können, war die Geschäftseinlage überaus niedrig bemessen, in der Regel mit nur 10—20 fl., da sich schon eine unwesentliche Erhöhung als Hindernis für die Ausbreitung der Vereine erwiesen hatte. Vor allem aber kostete es viel Mühe, das Vorurteil der Wohlhabenden gegen die unbeschränkte Haftpflicht zu brechen. Allein aus Rücksicht auf die wünschenswerte Kreditfähigkeit der Vereine konnte von diesem Prinzip unter den spezifischen siebenbürgischen Verhältnissen noch weniger als anderwärts Umgang genommen werden. Und da es sich auch in der Praxis vollauf bewährt hat, anderseits aber in dem ganzen Vierteljahrhundert des Bestehens der siebenbürgisch-sächsischen Raiffeisenvereine nie der Fall eingetreten ist, daß irgend ein Mitglied mit seinem Vermögen oder auch nur mit seinem Geschäftsanteil zu Schaden gekommen wäre, so hat sich im Laufe der Zeit die anfängliche Besorgnis verloren.

Besonderes Gewicht legte die Verbandsleitung von Anbeginn darauf, zu verhindern, daß die Vereine zu spekulativen Unternehmungen ausarteten. Denn die unabwendbare Folge hiervon wäre das Bestreben der Vereine gewesen, möglichst viel Umsatz zu machen und — angesichts der oft nur geringen Seelenzahl der sächsischen Dörfer — den Geschäftskreis über den Rahmen der eigenen Gemeinde hinaus auszudehnen. Allein dies hätte die Geschäftsführung wesentlich erschwert und weniger übersichtlich gemacht. Die weitere Folge wäre eine verhältnismäßig größere Verlockung zu Unregelmäßigkeiten, wenn nicht gar Unredlichkeiten gewesen, was in Siebenbürgen, an der Schwelle des Orients, nur allzu leicht zum Verfall der ganzen Organisation hätte führen können, wie ihm unter ähnlichen Verhältnissen weit stärkere und aus öffentlichen Mitteln gestützte Genossenschaftsverbände aus demselben Grunde anheimgefallen sind. — Dieser vorsichtigen Leitung ist es daher vor allem zu danken, daß die ersten Versuche nach jeder Richtung hin befriedigend ausfielen, und daß schon nach Ablauf von wenigen Jahren zu einer weitausgreifenden Aktion übergegangen werden konnte.

Dieser Wendepunkt trat — ebenso wie für das übrige wirtschaftliche Leben der Siebenbürger Sachsen — im Jahre 1891 ein, äußerlich dokumentiert durch die Anstellung eines eigenen fachlichen Revisionsorganes für den Verband einerseits und anderseits dadurch, daß der Verband als solcher zu einer Genossenschaft ausgestaltet und dadurch auf handelsrechtliche Grundlage gestellt wurde. Auch

in der Zahl der Vereine machte sich plötzlich ein ungeahnter Fortschritt bemerkbar. Waren bis 1889 nur drei weitere zugewachsen, so daß der Verband aus insgesamt 17 Genossenschaften bestand, so traten nun binnen Jahresfrist nicht weniger als 20 neue Vereine hinzu. Und dies Tempo wurde beibehalten; Jahr um Jahr vermehrte sich die Zahl der Vereine um 4—10 Mitglieder. 1895 war das halbe Hundert erreicht, 1904 das erste volle Hundert überschritten. Am Ende des ersten Dezenniums des neuen Jahrhunderts erreichte die Zahl der dem Verband angehörigen Vereine die Ziffer 163. Seither erst wurde die jährliche Zunahme allmählich geringer; im Jahre 1913 umfaßte der Verband die eingangs genannte Zahl von 177 Vereinen.

Dies ist in großen Zügen die Entstehungsgeschichte des Verbandes der siebenbürgisch-sächsischen Raiffeisengenossenschaften. Wenn wir uns ein klares Bild von der lokalen Bedeutung dieser Organisation machen wollen, müssen wir berücksichtigen, einen wie großen Prozentsatz der Gesamtzahl der siebenbürgisch-sächsischen Landgemeinden der Verband umfaßt. Nach der sächsischen Agrarstatistik des Jahres 1885 von Dr. Oskar von Meltzl beträgt die Anzahl siebenbürgischer Landgemeinden, in denen eine geschlossene sächsische Bevölkerung wohnt, 227. Hiervon sind jedoch für die vorliegende Berechnung jene 14 Gemeinden in Abzug zu bringen, in denen ältere Vorschußkassen nach Schultze-Delitzsch bestehen, da es ein Grundprinzip des Raiffeisenverbandes ist, seine Tätigkeit nur auf solche Gemeinden zu erstrecken, in denen noch keine sächsischen Geldinstitute bestehen. Ferner muß in Betracht gezogen werden, daß in der obigen Zahl von 227 auch eine Reihe von ganz kleinen Gemeinden mit einer Seelenzahl von weniger als 200 enthalten ist, welche aus diesem Grunde zur Errichtung von selbständigen Raiffeisengenossenschaften ungeeignet sind. Von den erübrigenden rund 200 Gemeinden besitzen demnach bloß 23, gleich 11,5 %, keinen Verein. Dies ist aber eine so verschwindende Minderheit, daß man ohne Übertreibung behaupten kann, die Raiffeisengenossenschaft umfasse das gesamte von Sachsen bewohnte Gebiet Siebenbürgens.

Was nun die administrative und geschäftliche Organisation dieses relativ großen Körpers betrifft, so bietet hierüber die im Jahre 1910 erschienene Festschrift des «Verbandes Raiffeisenscher Genossenschaften a. G. in Hermannstadt», herausgegeben anläßlich der 25. Jahreswende der Gründung, erschöpfenden Aufschluß. Im Detail sind allerdings die Angaben dieser Publikation durch die rapide Entwicklung des Verbandes schon überholt, so daß in folgendem wohl in Anlehnung an die Gruppierung des Stoffes in derselben, aber unter



Ergänzung durch das authentische Datenmaterial bis auf das Geschäftsjahr 1912 und unter Vergleichung mit den korrespondierenden Daten des reichsdeutschen Raiffeisenverbandes und des ungarischen Landes-Zentral-Genossenschaftsverbandes aus dem Jahre 1910 der Versuch unternommen wurde, eine Darstellung der Tätigkeit der sächsischen Vereine zu bieten.

Was zunächst die Mitgliederzahl betrifft, so ist diese seit dem Jahre 1886 von 349 auf 15 209 im Jahre 1913 angewachsen. Auf einen Verein entfielen somit im Durchschnitt 88 Mitglieder gegen 96 beim deutschen Reichsverbande und 270 beim ungarischen Zentralverband. Die größte Mitgliederzahl weist die Gemeinde Deutschzepling (ungarisch Dextrád) mit 304 Mitgliedern, die kleinste Weißkirch (Fehéregyháza) bei Schäßburg mit 18 Mitgliedern auf.

Der Geschäftsanteil betrug im Jahre 1913 bei 5 Vereinen 10, bei 131 Vereinen 20, bei 34 Vereinen zwischen 20 und 50, bei 3 Vereinen über 50 Kronen. Auf einen Verein entfielen im Durchschnitt an eingezahlten Geschäftsanteilen 2132 K., auf ein Mitglied 24 K. gegen 2217 beziehungsweise 22,5 K. beim deutschen Reichsverband und 16 063 beziehungsweise 59 K. beim ungarischen Zentralverband. Diese Geschäftsanteile werden in der Regel wie die Spareinlagen verzinst, doch finden sich bei einzelnen Vereinen auch höhere Verzinsungen. Es kann aber festgestellt werden, daß diese Ansätze zu einer Dividendenpolitik en miniature in Übereinstimmung mit dem Raiffeisenschen Grundgedanken in ausgesprochenem Rückgang begriffen sind.

Spareinlagen nehmen die Raiffeisenvereine nicht allein von den Mitgliedern, sondern auch von Nichtmitgliedern entgegen, doch erhalten letztere in der Regel  $\frac{1}{2}$  bis 1 % weniger an Zinsen, als die Mitglieder. Am 31. Dezember 1912 betrug der Gesamtstand der Spareinlagen 10 523 216 K. Auf einen Verein entfielen somit im Durchschnitt rund 60 000 K. gegenüber 153 000 K. beim deutschen Reichsverband und 40 000 K. beim ungarischen Zentralverband. In normalen Zeiten beträgt der Zinsfuß für Spareinlagen bei einigen Vereinen 4 %, bei den weitaus meisten  $4\frac{1}{2}$  bis 5 %, ausnahmsweise vorkommende höhere Verzinsungen suchte die Verbandsleitung bisher immer in energischster Weise zurückzudrängen. Die abnormalen Verhältnisse der beiden letzten Jahre haben ihre Wirkung naturgemäß aber auch auf diesem Gebiet geltend gemacht und in die bisherige zufriedenstellende Zinsfußentwicklung störend eingegriffen, wovon an späterer Stelle im Zusammenhang mit den übrigen Folgen der wirtschaftlichen Krise die Rede sein wird.

Anlehen werden seitens der Raiffeisengenossenschaften in der

Regel nur bei der Hermannstädter Allgemeinen Sparkasse aufgenommen, die, wie bereits oben erwähnt, auch selbst Mitglied und zugleich eine Art Zentralkasse des Genossenschaftsverbandes ist. Für diese Darlehen, welche gegen Wechsel erteilt werden und überhaupt fast die einzige Form von Wechselgeschäften darstellt, deren Abwicklung die Sparkasse besorgt, hat sie während eines vollen Vierteljahrhunderts unverändert 5 % Zinsen gegenüber  $5\frac{1}{2}$  % beim ungarischen Zentralverband berechnet. Hierdurch wurden die sächsischen Raiffeisengenossenschaften instand gesetzt, auch in Zeiten größerer Geldknappheit und höheren Bankdiskonts eine einheitliche Zinsfußpolitik zu betreiben; erst der Ausbruch der Balkankrise vermochte die Sparkasse zu einer Verschärfung der Leihbedingungen zu bewegen.

Die Hermannstädter Allgemeine Sparkasse hat hiemit eine Aufgabe übernommen, wie sie für andere Genossenschaftsverbände in der Regel — wenigstens innerhalb der österreichisch-ungarischen Monarchie — durch öffentlichrechtliche Korporationen, den Staat selbst, einzelne Landesverwaltungen usw. versehen wird. Man wird kaum fehl gehen, wenn man gerade in dieser Eigentümlichkeit der siebenbürgisch-sächsischen Raiffeisenvereinigung, daß sie unmittelbar an ein uneigennütziges Bankinstitut angeschlossen ist, einen ihrer hauptsächlichsten Vorzüge sucht. Denn erstens fällt die Eifersucht der Geldinstitute, eine der größten Hemmungen der genossenschaftlichen Bewegung, infolgedessen eo ipso fort. Des weiteren aber pflegt das Verantwortlichkeitsgefühl öffentlichen Geldern gegenüber, welche zu derartigen Zwecken aufgewendet werden, in der Regel nicht sonderlich hoch zu sein. Schon der Umstand allein, daß solche, zur Förderung des Genossenschaftswesens gewidmete Summen in den betreffenden öffentlichen Budgets als gewöhnlicher Ausgabsposten figurieren, also vom Stifter gewissermaßen von vornherein als «fonds perdu» betrachtet werden, ist geeignet, eine vollständige Konsumption dieser Beträge als etwas ganz Ordnungsgemäßes erscheinen zu lassen. Infolgedessen pflegt der Anleihecharakter dieser Summen, welche von den öffentlichrechtlichen Körperschaften eigentlich bloß leihweise hergegeben werden, um die Genossenschaften vor allzugroßer Ausbeutung durch geldgebende Banken zu schützen und ihnen zu sozialpolitischen Nebenzwecken nach außen eine gewisse Unabhängigkeit zu verleihen, bis zur Unkenntlichkeit verwischt zu werden, wodurch der Diskreditierung des Genossenschaftswesens immer weiter Vorschub geleistet wird.

Allein selbst wenn man nicht geneigt sein sollte, diesen Grundsatz so allgemein gelten zu lassen, muß man doch zugestehen, daß sich das

sächsisches System unter den speziellen Verhältnissen in Siebenbürgen nach allen Richtungen hin, insbesondere aber auch in geschäftlicher Beziehung vollkommen bewährt hat, und man wird es begreiflich finden, daß sich bei der Verbandsleitung unter diesen Umständen ein starker Widerstand gegen den Vorschlag geltend macht, die sächsischen Raiffeisenvereine restlos in dem staatlich subventionierten ungarischen Landes-Zentralverbände aufgehen zu lassen. Denn fast alle Vorteile, die der Anschluß an diese Organisation bieten könnte, genießen die Mitglieder des sächsischen Verbandes durch die Verbindung mit der Hermannstädter Allgemeinen Sparkasse ohnedies. Hingegen würden jene Nachteile, die sich aus der großen räumlichen Trennung zwischen den siebenbürgischen Landesteilen und einer in Budapest befindlichen Oberleitung ergäben, um so schwerer ins Gewicht fallen, als die lokalen Verhältnisse in Siebenbürgen aus vielfachen ethnographischen und sozialen Gründen überaus kompliziert sind, und daher zur Geschäftsführung nur sehr genau orientierte bodenständige Elemente geeignet erscheinen. Um jedoch die innere Zugehörigkeit zu dem ungarischen Zentralverbände auch äußerlich zum Ausdruck gelangen zu lassen, ist der sächsische Verband dieser Organisation als Ganzes beigetreten, so daß ihn der bisweilen erhobene Vorwurf, unberechtigte separatistische Tendenzen zu nähren, ganz gewiß nicht trifft.

Bei der Bemessung der den einzelnen Raiffeisenvereinen zu gewährenden Anleihen geht die Sparkasse übrigens mit ganz besonderer Vorsicht zuwege, gleichfalls ein Vorteil vor staatlich subventionierten Organisationen, wo häufig die geschäftlichen Erwägungen von politischen in den Hintergrund gedrängt werden. Die Höhe der einzelnen Kredite richtet sich nach der Anzahl der Vereinsmitglieder, nach der Zuverlässigkeit der Geschäftsleitung und nach der Höhe des Vereinsvermögens. Außer diesen normalen Betriebskapitalien stellt die Sparkasse den einzelnen Vereinen jedoch in besonderen Fällen zu Grundankäufen und Parzellierungsgeschäften noch außerordentliche Kredite zur Verfügung. Diese werden erforderlichenfalls bis zur vollen Höhe des Kaufschillings inklusive der Transaktionskosten bemessen; ihre Deckung finden sie in der üblichen Solidarhaft der Vereinsmitglieder und in der Intabulation auf die gekaufte Realität.

Die gesamten, seitens der Hermannstädter allgemeinen Sparkasse eingeräumten Kredite beliefen sich Ende 1912 auf 5 213 174 K. Es entfielen somit auf einen Verein im Durchschnitt rund 30 000, auf ein Mitglied rund 350 K. Hierbei wird seitens der Verbandsleitung energisch darauf hingearbeitet, daß die Vereine die ihnen jeweils eröffneten Kredite nicht voll ausnützen, sondern einen Teil als



Reserve freihalten, um bei unerwarteter Zurückziehung von größeren Spareinlagen und in ähnlichen Notfällen eine Reserve zur Verfügung zu behalten. Die konsequente Durchführung dieses Prinzips ist nun allerdings vereinzelt auf Schwierigkeiten gestoßen; im großen und ganzen aber war sie möglich und hat besonders im abgelaufenen krisenhaften Jahr die wertvollsten Früchte gezeitigt.

Aus denselben Gründen, um nämlich einen kräftigen Rückhalt für alle Eventualitäten zu gewinnen, zugleich jedoch zur Stärkung der Betriebskapitalien wurde seitens der Verbandsleitung von Anbeginn streng darauf gesehen, daß alljährlich größere Rücklagen an Reserven erfolgten. Diese Tendenz hatte allerdings einen nicht zu unterschätzenden Widerstand zu überwinden, der an sich einer guten Absicht entsprang und im Nachahmungstrieb der Landbevölkerung gelegen war. Denn die einzelnen Vereinsleitungen waren in der Regel im Zwiespalt, ob sie nicht lieber nach dem Muster der größeren sächsischen Sparkassen aus dem Reinerträgnis zu gewissen gemeinnützigen Zwecken lokalen Charakters Stiftungen machen sollten. Auf diese Weise wäre indessen eine übermäßige Zersplitterung dieser im Grunde genommen geringen Reingewinne zu befürchten gewesen, so daß die betreffenden gemeinnützigen Aufgaben doch keine angemessene Förderung erfahren hätten. Andererseits wohnte der Ansammlung von entsprechenden Reserven eine wichtige volkswirtschaftliche Bedeutung inne, die in der Folge die Raiffeisenvereine in ihrer altruistischen Tendenz bestärken, also indirekt auf das charitative Gebiet zurückwirken mußte. Die Verbandsleitung machte daher ihren Einfluß tunlichst im Interesse der Ansammlung von Reserven geltend und erzielte das immerhin befriedigende Resultat, daß die Gesamtreserven des Verbandes Ende 1912 schon über eine Million Kronen, genau 1 212 425 K. ausmachten. Es entfielen somit auf einen Verein im Durchschnitt rund 7000 K. gegen 5300 K. beim deutschen Reichsverbande und 3600 K. beim ungarischen Zentralverband.

Was nun die in der genossenschaftlichen Literatur vielfach ventilierte Frage betrifft, wie hoch im idealen Fall der Reservefonds eines Raiffeisenvereins im Verhältnis zu den vom Verein verwalteten fremden Kapitalien sein soll, so darf diesbezüglich den spezifischen siebenbürgischen Verhältnissen noch nicht ein sonst vielleicht allgemein gültiger, aber auf westeuropäische Verhältnisse zugeschnittener Maßstab angelegt werden. Denn die wirtschaftlichen Verhältnisse sind in Siebenbürgen aus mancherlei Ursachen noch so wenig konsolidiert, daß ein innerlich reelles Unternehmen geradezu genötigt ist, seine Zuverlässigkeit auch nach außen ziffernmäßig in Bilanz

und Jahresabrechnung zum Ausdruck gelangen zu lassen; — ganz abgesehen davon, daß den Raiffeisenvereinen auch in didaktischer Hinsicht, als Erzieher der Landbevölkerung, eine Aufgabe zufällt, die mit der Unsicherheit der allgemeinen wirtschaftlichen Verhältnisse an Bedeutung gewinnt. Wenn daher z. B. der Verband landwirtschaftlicher Genossenschaften in Steiermark Reserven in der Höhe von 5 % des gesamten verwalteten Kapitals für vollkommen ausreichend deklariert, so wird man die Forderung der sächsischen Verbandsleitung, daß der Reservefonds tunlichst 10 % der gesamten Betriebskapitalien, mindestens aber 10 000 K. betragen möge, nicht als übertrieben bezeichnen können. Gegenwärtig stellt sich dies Verhältnis allerdings noch bedeutend niedriger; im dreijährigen Durchschnitt auf rund 5,56 %.

Das Betriebskapital der sächsischen Raiffeisenvereine setzt sich sonach einerseits aus dem eigenen Vermögen, das ist aus den Geschäftsanteilen und Reserven, und andererseits aus den fremden Kapitalien, Spareinlagen und Anlehen, zusammen. Ende 1912 verwaltete der Verband der sächsischen Raiffeisenvereine insgesamt ein Kapital von 17 341 600 K., so daß auf einen Verein im Durchschnitt rund 100 000 K. gegen 196 000 K. beim deutschen Reichsverband und 90 000 K. beim ungarischen Zentralverband entfielen. Im angegebenen Zeitpunkte konnten die Raiffeisenvereine 70 % dieser Betriebskapitalien selbst aufbringen, während sie 30 % aus der Hermannstädter Allgemeinen Sparkasse entlehnen mußten. Wenn man jedoch berücksichtigt, daß ein bedeutender Teil dieses entlehnten Kapitals nicht dem normalen Geschäftsbetrieb, sondern Bodenschutz- und Parzellierungszwecken diene, ferner, daß um die Jahreswende infolge der Balkankrise ganz außerordentliche Verhältnisse eintraten, so stellt sich die Selbsttätigkeit der Genossenschaften noch in weit besserem Lichte dar.

Untergebracht ist dies Betriebskapital der sächsischen Genossenschaften fast ausschließlich im Darlehensgeschäfte. Die Darlehen werden in der Regel auf Bürgschaft und nur ausnahmsweise gegen grundbücherliche Sicherstellung erteilt. Anfänglich waren Wechsel-darlehen bevorzugt worden. Da sich jedoch diese Form der Kreditgewährung auf dem platten Lande nicht bewährt hat, werden nach diesem Typus neue Darlehen nicht mehr gewährt und auch die alten allmählich in Schuldscheindarlehen umgewandelt. Darlehen werden im allgemeinen auch an Nichtmitglieder bewilligt; Ende 1911 z. B. hatten nur zehn Vereine keine Außenstände bei Nichtmitgliedern. Dieser Umstand bildet insofern eine bedeutende Gefahr für den sächsischen Raiffeisenverband, als es angesichts der in Ungarn herr-

schenden Strömungen nicht ausgeschlossen ist, daß gelegentlich einer gesetzlichen Neuregelung des Genossenschaftswesens die Tätigkeit der Kreditvereine auf den Kreis der eigenen Mitglieder beschränkt werden könnte. Allein auch aus anderen Gründen ist dieser durchaus unraiffeisensche Zustand von verschiedener Seite energisch gerügt worden; er bildet in der Tat sowohl in geschäftstechnischer als auch in ethischer Beziehung eine der stärksten Schattenseiten der sächsischen Raiffeisenorganisation. Ein Gutes wird man dieser Erscheinung aber immerhin doch nicht absprechen dürfen: die werbende Kraft nämlich, die darin gelegen ist, daß weitere, zunächst außerhalb der Raiffeisenbewegung stehende Kreise durch ihr Kreditbedürfnis mit derselben bekannt werden; der weitere Schritt bis zum eigenen Anschluß an die Genossenschaft ist dann für den Kreditnehmer bei genügendem Nachdruck nicht mehr so groß, wie für den materiell nicht interessierten Bauern.

Ende 1912 entfiel auf einen Verein im Durchschnitt ein Darlehensstand von rund 82 000 K. Die Amortisationsdauer für Anlehen beträgt zehn Jahre; in der Mehrzahl der Fälle wird diese Frist seitens der Kreditnehmer auch eingehalten. Es betrugen z. B. im Durchschnitt des ersten Vierteljahrhunderts seit der Gründung des Verbandes die rückständigen Zinsen im Verhältnis zum Darlehensstand bloß 0,76 %. Ende 1911 — das abnorme Jahr 1912 eignet sich nicht zum Vergleich und wird an späterer Stelle separat besprochen werden — hatten 26 Vereine gar keine Rückstände; 33 Vereine wiesen solche von weniger als 100 und nur 35 solche von mehr als 1000 K. auf. Insgesamt betrug der Zinsenrückstand des Verbandes zu diesem Zeitpunkte 106 032 K., um 10 403 K. weniger als im Jahre 1910. Der Zinsfuß für Darlehen an Mitglieder beträgt zu normalen Zeiten fast durchwegs 7 %, in vereinzelt Fällen auch bis 1 % weniger oder mehr. Nichtmitglieder zahlen in der Regel 1—2 % mehr als die Mitglieder.

Die stärkeren Vereine, welche überschüssiges Betriebskapital ansammeln, ohne es im eigenen Darlehensgeschäft unterbringen zu können, stellen dieses größtenteils den geldärmeren Vereinen zur Verfügung, und zwar geschieht dies durch Vermittelung der Hermannstädter Allgemeinen Sparkasse. Die betreffenden Kapitalien werden von der Sparkasse als Einlagen behandelt und tragen dem Verein einschließlich der Zinsensteuer 4,95 %. Den geldbedürftigen Vereinen hingegen berechnet die Sparkasse — wie oben bereits ausgeführt — 5 % Zinsen für Wechseldarlehen, so daß eine Zinsspannung von bloß  $\frac{5}{100}$  % resultiert, wodurch nicht einmal die Regiekosten der Anstalt gedeckt erscheinen. Ende 1911 waren derart



insgesamt 1 473 776 K. bei der Sparkasse — und seitens der entlegeneren Vereine zu einem geringen Teile auch bei anderen sächsischen Instituten angelegt. Da die Anlehen des Verbandes bei der Sparkasse gleichzeitig 4 427 798 K. betrugen, so stellten sich die von außen dem Verbande zur Verfügung gestellten Hilfskapitalien eigentlich zusammen auf bloß rund 3 Millionen Kronen.

Was nun den Reingewinn betrifft, so betrug dieser im Jahre 1911 insgesamt 146 038 K., im Jahre 1912 infolge der größeren Zinsgewinne sogar 165 951 K. Ende 1912 entfielen demnach auf einen Verein im Durchschnitt 959 K. an Reingewinn gegen 884 K. beim deutschen Reichsverband. Das Nettoerträgnis der siebenbürgisch-sächsischen Raiffeisenvereine ist also den reichsdeutschen gegenüber unverhältnismäßig hoch, insbesondere, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß ja der Umsatz der reichsdeutschen Kassen ganz bedeutend größer ist. Diese Erscheinung ist daher ausschließlich darauf zurückzuführen, daß sich die reichsdeutschen Vereine mit einer Spannung von bloß  $\frac{1}{4}$  bis höchstens 1 % zwischen den Aktiv- und Passivzinsen zu begnügen pflegen, während die Zinsspannung bei den siebenbürgisch-sächsischen Vereinen fast ausnahmslos 2 % beträgt. Es ist dies zweifellos ein an und für sich unraiffeisenisches Vorgehen; allein man wird sich wohl hüten müssen, hierüber anders als im Zusammenhang mit den gesamten wirtschaftlichen Verhältnissen in Siebenbürgen ein Urteil zu fällen. Während nämlich hinter dem einzelnen reichsdeutschen Raiffeisenverein ein Verband von nicht weniger als 12 797 Genossenschaften mit 1 208 997 Mitgliedern steht und ihm außerdem die Wohltat konsolidiertester geschäftlicher Verhältnisse zugute kommt, ist der sächsische Verein nur auf sich selbst gestellt und soll zugleich als Kulturpionier an der Grenze des Balkans wirken. Ferner darf man nicht vergessen, daß ein Zinsfuß von 7 % den landesüblichen Leihbedingungen gegenüber noch mindestens als nicht teuer bezeichnet werden muß. Vor allem aber wird der Reingewinn in der Mehrzahl der Fälle ungeschmälert den Reservefonds zugeführt und verleiht dadurch dem Raiffeisenverein jene innere Bonität, deren er zur Erfüllung seiner altruistischen Aufgabe bedarf.

Einer vollgültigen Kraftprobe ist der Verband im übrigen bereits ausgesetzt gewesen: das Krisenjahr 1912/1913, das nicht allein in den vom Kriege direkt betroffenen Balkanstaaten einen wirtschaftlichen Rückschlag von tief einschneidender Bedeutung zur Folge hatte, sondern auch in einzelnen Gebieten der österreichisch-ungarischen Monarchie beinahe zu einer wirtschaftlichen Katastrophe geführt hätte, und zwar nächst Galizien gerade in Siebenbürgen. Schon die zweite Hälfte des Jahres 1911 ließ sich in Siebenbürgen schwierig

an. Die andauernde Regenperiode, wie sie während des Sommers 1912 in ganz Mitteleuropa geherrscht hatte, war in dem sonst typisch wasserarmen Siebenbürgen eine ganz ungewohnte Erscheinung und führte zu Hochwasserständen, die den Ertrag der Ernte wesentlich beeinträchtigten. Allein im Herbst dauerten die Regengüsse fort, und als der Bauer — die drohende Kriegsgefahr vor Augen — an das Bestellen der Wintersaat schritt, stand das Wasser vielerorts hoch auf den Feldern; der Anbau von Winterweizen ging infolgedessen um volle zwei Fünftel gegen das Jahr 1911 zurück. Hierzu trat dann die würgende Geldnot, die sich im Verlauf der Balkankrise einstellte und das hypothekarische Kreditgeschäft vollkommen unterband.

Im Frühjahr 1913 schien eine kleine Besserung einzusetzen. Die Herbstsaat hatte dort, wo sie überhaupt möglich gewesen, sehr gut überwintert, und man bemühte sich, den Ausfall durch gesteigerten Anbau von Hafer und insbesondere von Gerste wettzumachen. Allein schon im April traten unerwartete Fröste ein und vernichteten sowohl den Obstertrag im Norden Siebenbürgens, dem sogenannten Nösnergau, als auch einen großen Teil der Weinernte in den beiden Kokeltälern. Anfang Juni nahm dann der Wetterverlauf genau denselben Weg wie im August des Vorjahres, doch nahmen die Hochwässer viel bösartigeren Charakter an als damals und zerstörten in mehreren Gebieten des Landes ganze Gemeinden. Wenn trotz alledem die Ernte nicht völlig vernichtet war, so ist das nur dem bergigen Charakter des Landes zu verdanken, sowie dem Umstande, daß der Ackerboden größtenteils auf den Hängen liegt, während in den Talgründen vielfach nur Wiesen angelegt sind. Jede Gemeinde sozusagen hat einen Teil des Anbaues auf Anhöhen verteilt, und auf diesen gelangte die Frucht, wenn auch verspätet, zur Reife. Der Gesamtertrag des Jahres aber blieb dennoch sogar hinter dem ebenfalls geringen des Vorjahres weit zurück.

Naturgemäß ist das Krisenjahr auf die Entwicklung des siebenbürgisch-sächsischen Raiffeisenverbandes nicht ohne starken Einfluß geblieben. Aus Geldmangel konnte im ganzen abgelaufenen Jahr kein einziger neuer Kassenverein errichtet werden — und auch bis zum Herbst 1913 nicht — obzwar von seiten mehrerer sächsischer Gemeinden mit entsprechenden Anträgen an die Verbandsleitung herangetreten wurde. Weiterhin äußerte sich die Wirkung der Geldkrise darin, daß die Sparkasse die Kreditgewährung scharf restringierte. Sobald sich aber herausgestellt hatte, daß ihr selbst kein ernstlicher Schaden drohte, ein mehrtägiger Run auf ihre Kassen nach Abhebung einer Million Spareinlagen ein Ende nahm und auch das

Rückströmen der Pfandbriefe hinter dem anfänglich befürchteten Ausmaß zurückblieb, griff die Sparkasse doch helfend ein, als einzelne Genossenschaften, die sich schon vor der Krise zu weit vorgewagt hatten, in Schwierigkeiten gerieten. Allerdings nicht ohne aus didaktischen Gründen die betreffenden Vereinsleitungen eine Zeitlang hangen und bangen gelassen zu haben, um für künftige Zeiten ein warnendes Beispiel zu statuieren.

Infolge dieser Interventionstätigkeit der Sparkasse ist in der ganzen Krisenzeit nicht ein einziger Raiffeisenverein notleidend geworden, so daß nach Wiederkehr geordneter Verhältnisse auf der alten, durchaus soliden Grundlage am weiteren Ausbau der Raiffeisenorganisation gearbeitet werden kann. Allerdings ist aber die Landbevölkerung durch die Einschränkung der Kreditgewährung gerade während einer doppelten Mißernte indirekt doch in hohem Maße geschädigt worden, so daß wiederum eine stärkere Neigung zur Auswanderung nach Amerika hervortritt. Hierzu kommt, daß während der ärgsten Geldknappheit größere Mengen von Spareinlagen ausschließlich zu dem Zweck abgehoben wurden, um zu Wucherzinsen anderweitige Verwendung zu finden, wodurch die Vereine natürlich in doppelter Hinsicht Einbuße erlitten. Auch durch Hinaufsetzung des Zinsfußes konnte diesem Übelstand nicht radikal abgeholfen werden, doch darf man hoffen, daß es eine ganz vorübergehende Phase bleiben wird. — Äußerlich kommt die Wirkung der Krise nicht nur in höheren Zinsengewinnen, sondern auch darin zum Ausdruck, daß die rückständigen Darlehenszinsen im Jahre 1912 bereits wesentlich höher waren, nämlich 156 417 K. gegen 106 032 K. im Jahre 1911, und auch im laufenden Jahre ist ein weiteres Anschwellen dieses Postens zu gewärtigen.

Wenn sich aber nirgends im siebenbürgisch-sächsischen Raiffeisenverbände Anzeichen einer dauernden oder irreparablen Schädigung gezeigt haben, so ist auch dies in hohem Grade der straffen Organisation desselben und der unermüdlichen Revisionstätigkeit seiner Organe zu verdanken, die in der Lage waren, jede Schwierigkeit zu beheben, jede drohende Gefahr rechtzeitig abzuwenden. Diese administrative Organisation des Verbandes, die mit dessen Wachstum naturgemäß ebenfalls ausgestaltet und erweitert werden mußte, stellt sich gegenwärtig folgendermaßen dar: Als Zentralstelle sämtlicher Vereine fungiert der «Verband Raiffeisenischer Genossenschaften als Genossenschaft», dessen Statuten am 9. Dezember 1892 handelsgerichtlich protokolliert wurden. An der Spitze des Verbandes steht der Verbandsanwalt, derzeit der Direktor der Hermannstädter allgemeinen Sparkasse, Dr. Carl Wolff. Ihm zur Seite stehen der An-



walt-Stellvertreter, ferner der Verbandsrevisor als Leiter der Verbandskanzlei und des Revisionswesens, und der Verbandssekretär; letzterer ist zugleich Organisator der inneren und äußeren Propaganda, Archivar und Herausgeber der Publikationen des Verbandes. Die Revision der Geschäftsgebarung der einzelnen Vereine wird derzeit durch fünf Verbandsbeamte, ferner im Nebenamte durch zwei Bankbeamte und durch zwei Vereinsvorsteher besorgt; letztere gehören dem evangelischen Pfarrerstande an, wovon weiter unten noch eingehend die Rede sein wird. Dementsprechend zerfallen die Vereine in mehrere Revisionsbezirke, zurzeit in acht, deren jeder einem Revisionsorgan zugewiesen ist. Für die Vornahme der Revision entrichtet der betreffende Verein jährlich eine bestimmte Revisionstaxe und hat außerdem für die Abholung des Revisors von der nächsten Bahnstation, für seine Unterkunft und Verpflegung, sowie für seine Rückfahrt zur Bahnstation bzw. Weiterreise zum nächsten Raiffeisendorf zu sorgen. Die Kosten der Bahnfahrt trägt der Verband.

Außer durch den direkten mündlichen und schriftlichen Verkehr ist der regelmäßige Kontakt zwischen der Verbandsleitung und den einzelnen Genossenschaften durch ein eigenes Organ, den «Siebenbürger Raiffeisenboten» vermittelt. Dies Blatt erscheint jeden zweiten Donnerstag; es enthält in erster Reihe die Mitteilungen der Anwaltschaft und anderweitige Verbandsnachrichten, verfolgt aber außerdem noch Propagandazwecke, informiert die Verbandsmitglieder regelmäßig über die genossenschaftlichen Bestrebungen außerhalb des Verbandes und pflegt den Gemeinsinn. Zur Instruierung der Landleute in den ungewohnten Rechnungs- und Kassengeschäften wird alljährlich in Hermannstadt (Nagyszeben) ein Kassiererkursus mit durchschnittlich 30 Teilnehmern abgehalten. Zu diesen Unterrichtskursen werden jedoch nicht allein die neuangestellten Funktionäre herangezogen, sondern es wird auch für späteren Nachwuchs und Ersatz Vorsorge getroffen; und die schon ausgebildeten und amtierenden Vereinsorgane nehmen zur Fortbildung von Zeit zu Zeit an diesen Kursen ebenfalls teil.

Eine Darstellung der siebenbürgisch-sächsischen Raiffeisenvereine darf übrigens nur dann auf Vollständigkeit Anspruch machen, wenn auch die Tätigkeit der evangelisch-sächsischen Geistlichen im Rahmen dieser Organisation entsprechend gewürdigt wird. Die geschichtliche Entwicklung der evangelischen Kirche A. B. in Siebenbürgen hat es mit sich gebracht, daß die evangelischen «Pfarrer» (Pastoren) von Anbeginn einen über die Seelsorge im engern Sinne hinausreichenden Wirkungskreis besaßen. Nach der Aufhebung der Autonomie ist die politische und sozialpolitische Aufgabe des «Herrn

Vaters», wie der sächsische Pastor von seinen Pfarrkindern angesprochen wird, naturgemäß noch wichtiger geworden und hat ihm eine gewisse patriarchalische Führerrolle auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens auf dem platten Lande eingeräumt.

Ganz im Einklang hiermit ist auch die Tätigkeit der Landpfarrer im Dienste der Raiffeisenorganisation gestanden. Kaum waren die Gründungsschwierigkeiten behoben, die anfänglichen Bedenken gegen die Raiffeisenvereine durch das praktische Beispiel widerlegt, so stellte sich die Geistlichkeit fast ausnahmslos der neuen Bewegung zur Verfügung und wurde in vielen Gemeinden ihr Bannerträger. Bis dahin hatte der sächsische Pfarrer vor allem auf dem Gebiete des Schulwesens wichtige Kulturarbeit geleistet, was insofern am nächsten lag, als ein großer Teil des sächsischen Pfarrerstandes aus Mittelschullehrern hervorgeht. Aber auch auf praktischen Gebieten, im Gartenbau, ja selbst in der Viehzucht und im Ackerbau hatte er sich mit vielem Erfolg betätigt und war insbesondere für die Abschaffung der mittelalterlichen Dreifelderwirtschaft auf das wirksamste eingetreten. Als berufene und einzig akademisch gebildete Berater, die dem sächsischen Bauern unmittelbar zur Seite standen, nahmen nun viele Mitglieder der Geistlichkeit — je nach Fähigkeit aktiv eingreifend oder nur anleitend — an der Gründung von Raiffeisenvereinen teil und bewiesen damit aufs neue, daß der Seelsorger auf Kolonialboden nicht schroff auf rein kirchliches Gebiet beschränkt sein darf; ein Grundsatz, den übrigens auch die katholische Kirche gelten läßt. So ist dem «Raiffeisenpfarrer», wie ihn ein reichsdeutscher Schriftsteller genannt hat, ein gut Teil des Erfolges der genossenschaftlichen Bewegung in Siebenbürgen zu danken. Dem Pfarrer an die Hand aber gingen der Dorfnotär, in der ungarischen Komitatsselbstverwaltung der Leiter der Gemeindekanzlei, der als Helfer in allen administrativen Angelegenheiten eine willkommene Stütze war, und der Volksschullehrer.

Auch über den sächsischen Volksschullehrer seien kurz einige Worte gesagt. Seine Ausbildung erhält er in dem Landeskirchen-seminar zu Hermannstadt (Nagyszeben), in einem Institut, das nach mannigfaltigen Wandlungen aus einer zur Zeit der Reformation gegründeten Schule hervorgegangen, aber von modernem pädagogischem Geist erfüllt ist. Die Anzahl der sächsischen Volksschulen beträgt 255 mit insgesamt 676 Lehrern, es entfällt also eine Volksschule auf je 900 und ein Volksschullehrer auf je 340 Sachsen. Diese Schulen werden von den Kirchengemeinden in der Regel ohne wesentliche staatliche Unterstützung erhalten; das große materielle Opfer, das sich die Bevölkerung ihretwegen auferlegt, macht sich

dadurch bezahlt, daß die Statistik so gut wie keine sächsischen Analphabeten ausweist. Dies Resultat ist zum großen Teil der unvergleichlichen Selbstlosigkeit der sächsischen Volksschullehrer zu verdanken, die sich ihrer nach vielen Richtungen schwierigen Aufgabe, insbesondere hinsichtlich des Sprachunterrichts, mit der größten Aufopferung und Fachkenntnis unterziehen, dabei aber Zeit und Lust für jede Arbeit im Dienste der Kultur, auch außerhalb der Schule selbst, erübrigen. Auf sie hat sich daher auch die Raiffeisenbewegung in hervorragender Weise gestützt.

Ein weiterer Bundesgenosse der Raiffeisenbewegung von kaum geringerer Bedeutung ist der «Siebenbürgische Landwirtschaftsverein» gewesen, der, im Jahre 1845 gegründet, ebenfalls sämtliche sächsischen Landgemeinden umfaßt. Seine Hauptaufgabe bildet die wirtschaftliche Förderung des sächsischen Bauernstandes, und er lehnt sich dabei an die Bodenkreditanstalt in Hermannstadt (Nagy-szeben), das Schwesterinstitut der Allgemeinen Sparkasse, an. Seiner Anregung ist die Einführung moderner Kulturmethoden und neuer Nutzpflanzen, vor allem aber die allgemeine Anwendung landwirtschaftlicher Maschinen zu verdanken. Ein ausführliches Gutachten hierüber ist in dem Werke «Az erdélyi százszok mezőgazdasága» (Die Landwirtschaft der Siebenbürger Sachsen) des ungarischen Fachschriftstellers Béla Dorner von Enese niedergelegt. Dies Buch, das dem deutschen Leserpublikum leider noch nicht zugänglich gemacht werden konnte, ist um so mehr als vorurteilslose Quelle zu betrachten, als der Verfasser den Sachsen aus politischen Gründen ursprünglich nicht sonderlich wohlgesinnt war. Als er aber als Delegierter des ungarischen Ackerbauministers in amtlicher Eigenschaft Gelegenheit hatte, das sächsische Dorfleben aus unmittelbarer Anschauung kennen zu lernen, trat ein völliger Umschwung seiner Auffassung ein. Sein Werk hat nach Angabe der Vorrede direkt die Aufgabe, die sächsische Landwirtschaft als mustergültig für ganz Ungarn hinzustellen, als ein nachahmungswürdiges Beispiel, wie es in Ungarn sonst nur noch auf großen Musterdomänen anzutreffen ist.

Dieser Hochstand der sächsischen Landwirtschaft ist in erster Reihe das Verdienst des Landwirtschaftsvereins, dem es in den wenigen Jahrzehnten seines Bestehens gelungen ist, den Übergang von einer völlig veralteten landwirtschaftlichen Betriebsmethode — verkörpert durch die bereits erwähnte Dreifelderwirtschaft — zu einer ganz modernen und den geographischen und klimatischen Verhältnissen des Landes auf das genaueste angepaßten Wirtschaftsweise zu vollziehen. Zwischen dem Landwirtschaftsverein und dem Verbands der sächsischen Raiffeisengenossenschaften aber bestand



von Anbeginn ein Verhältnis gegenseitiger Unterstützung, das sich besonders bei der Anschaffung von Maschinen, von Zuchttieren und bei allen anderen Arten von Investitionen auf das vorteilhafteste bewährte. In vielen Gemeinden hat sich der Zustand herausgebildet, daß die Bestellung der Maschinen usw. durch den landwirtschaftlichen Verein nach den modernsten fachlichen Gesichtspunkten gemacht wird, während der Raiffeisenverein die erforderlichen Mittel hierzu vorstreckt. Diese Kooperation hat sich so sehr bewährt, daß der im Jahre 1887 unternommene Versuch, im Rahmen des Raiffeisenverbandes eigene Maschineneinkaufsgenossenschaften zu gründen, bald wieder fallen gelassen wurde.

Es würde zu weit führen, alle einzelnen Phasen dieses Zusammenwirkens an dieser Stelle eingehend zu besprechen; es mag daher nur eine Frage von besonderer Wichtigkeit herausgegriffen werden, die auf diese Weise einer geradezu mustergültigen Lösung zugeführt wurde: die Rekonstruktion der durch die Phylloxera vernichteten Weingärten. Siebenbürgen besitzt ein Weinbaugebiet, das sogenannte «Weinland», von nicht unbeträchtlicher Ausdehnung; es ist dies das windgeschützte Hügelland inmitten des karpatischen Ringwalles, hauptsächlich die Täler der Großen und Kleinen Kokel samt der näheren Umgebung, sowie der sogenannte Unterwald und im Norden der Nösnergau. Es gedeiht hier ein Wein von verhältnismäßig großem Alkoholgehalt und starkem Aroma, wie er sonst in der österreichisch-ungarischen Monarchie nicht wieder anzutreffen ist, etwa ein Mittelding zwischen Rhein- und Moselweinen, ein merkwürdiges Naturspiel, da ja auch die Siebenbürger Sachsen nach dem Ergebnis der neuesten Forschungen beiläufig aus der Gegend um Coblenz im 12. Jahrhundert nach Ungarn gekommen sind. Der Weinbau stand in Siebenbürgen in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts auf einer relativen Höhe; vorerst noch bescheidene Exportversuche schienen eine günstige Zukunft zu verheißen. Die genossenschaftliche Bewegung beschäftigte sich daher schon zu Beginn mit dieser Frage, und es wurden in rascher Aufeinanderfolge vier Keller-genossenschaften im Anschluß an den Raiffeisenverband errichtet.

Da erreichte die Phylloxera auf ihrem verheerenden Zuge durch Europa das Land. Der Schlag traf die sächsischen Weinbauer um so härter, als sie alle Warnungen in den Wind geschlagen hatten und nicht im geringsten vorbereitet waren. Der Eindruck auf die Volkspsyche war daher so groß, daß die betroffene Bevölkerung sich lange aus der Lethargie nicht aufraffen konnte und zu Versuchen mit der amerikanischen Rebe direkt gezwungen werden mußte. Erst einem geschlossenen Vorgehen des Raiffeisenverbandes und des

Landwirtschaftsvereins gelang es dann im Lauf von zehn Jahren, die Rekonstruktion der Weingärten durchzuführen. In den weinbautreibenden Raiffeisengemeinden wurden im Anschluß an die Kreditgenossenschaften eigene Winzereien errichtet, deren im Jahr 1907 bereits 25 im Betriebe standen. Diese Winzereien wurden unter die fachliche Oberleitung eines Verbandswinzers gestellt und haben die doppelte Aufgabe zu erfüllen, einerseits ihre Mitglieder mit amerikanischen Reben zu versorgen, und andererseits durch Anlage von Musterweingärten ein dauerndes Vorbild zu schaffen. Überaus charakteristisch für die Verhältnisse in den sächsischen Dörfern ist es, daß zu dieser Rolle als Musterweingärten in der Regel die Kirchenweinberge ausersehen wurden, deren Ertrag der evangelischen Kirchenkasse zufließt. — Infolge einer Vereinbarung mit dem sächsischen Landwirtschaftsverein wurden diese Winzereien später (1909) der Oberaufsicht des von diesem Verein angestellten Wanderlehrers für Obst- und Weinbau unterstellt; in ihrer Entwicklung ist mit der fortschreitenden Wiederherstellung der Weingärten naturgemäß ein Stillstand eingetreten. Denn diese Institution war ja von vornherein nicht so sehr zu dauerndem Bestande berufen, sondern stellte vielmehr in erster Reihe eine Abwehrmaßregel gegen die Phylloxera von mehr vorübergehender Bedeutung dar.

Dennoch hat dieser Erfolg der Winzereien auch einen dauernden Niederschlag gefunden. Nachdem nämlich die Wiederherstellung der Weingärten gerade durch die Mithilfe der Genossenschaften so glänzend gelungen war, hatte die weinbautreibende Bevölkerung endlich zu dem genossenschaftlichen Gedanken jenes Zutrauen gefaßt, welches für die gemeinwirtschaftliche Verwertung der Bodenprodukte erforderlich ist. Hierauf wurde nun hingearbeitet. Unter Verwertung der mit den früheren Kellervereinen gewonnenen Erfahrungen versuchte man aber die Lösung der Aufgabe auf anderer Grundlage, indem nun Weinhandelsgenossenschaften in vorerst bescheidener Zahl gegründet wurden. Es bestehen zurzeit fünf solcher Genossenschaften mit zusammen 159 Mitgliedern, sowie eine Kellervereinszentrale in Mediasch (ung.: Medgyes). Die Mißernte der letzten zwei Jahre hat diese Bewegung allerdings zum Stocken gebracht. Seit 1911 sind keine neuen Vereine mehr gegründet worden, und die bestehenden konnten im Jahre 1912 keine irgend nennenswerte Tätigkeit entfalten; auch ist die ganze Bewegung noch viel zu jung, um schon heute ein abschließendes Urteil zu gestatten. Immerhin aber darf man sich wohl der Hoffnung hingeben, daß dieser Zweig des Raiffeisenverbandes nicht zum zweitenmal absterben werde, wenn man auch zu größeren Erwartungen nur dann berechtigt

wäre, wenn es gelänge, ein aufnahmefähiges Exportgebiet für die siebenbürgischen Weine zu erschließen. Denn trotz hoher Qualität entsprechen sie der Geschmacksrichtung innerhalb Österreich-Ungarns nicht sonderlich und stehen, wie gesagt, den reichsdeutschen Edelweinen am nächsten.

Bedeutend stärker als die Weinhandelsgenossenschaften ist ein anderer Zweig des Genossenschaftswesens geworden, der ebenfalls aus dem Kreise des Raiffeisenverbandes hervorgegangen ist und heute eine wirksame Ergänzung desselben bildet. Es ist dies die Bewegung zur Gründung von ländlichen Konsumvereinen, die gleichfalls erst vor kurzem, im Jahre 1904/1905 einsetzte, angeregt durch die ersten siebenbürgischen Gründungen des ungarischen Konsumvereinsverbandes «Hangya», dem unter anderem auch drei sächsische Gemeinden angehören. Dank der reichen Erfahrung, die inzwischen mit den Kreditgenossenschaften gesammelt worden waren, konnte das Konsumvereinswesen durch zielbewußtes, energisches Zugreifen der Raiffeisenverbandsleitung in bedeutend rascherem Tempo ausgestaltet werden. Schon im ersten Geschäftsjahr nahmen über 20 Konsumvereine ihre Tätigkeit auf und zu Beginn des Jahres 1913 konnte man deren 44 zählen.

Diese Genossenschaften haben sich auch ihrerseits zu einer Organisation, der «Verbandszentrale» zusammengeschlossen; ihr enger Zusammenhang mit dem Verbandsverbande der Kreditgenossenschaften dokumentiert sich dadurch, daß jede dieser beiden handelsrechtlich als Genossenschaften konstruierten Organisationen der anderen als reguläres Mitglied beigetreten ist. Die genannte «Verbandszentrale» fungiert in der Hauptsache als Zentraleinkaufsstelle und wird von einem Geschäftsdirektor verwaltet, dem ein ausreichendes Hilfspersonal zur Seite steht; ihr Sitz ist Hermannstadt (Nagyszeben). Da diese Stadt jedoch an der äußersten Südgrenze des von Sachsen bewohnten Gebietes gelegen ist und — obgleich Knotenpunkt von sieben Eisenbahnlinien mit einem Tagesverkehr von 50 Zügen — nur sekundäre Anschlüsse an das Hauptnetz der ungarischen Staatsbahnen besitzt, so mußte den entfernter gelegenen Gemeinden das Recht eingeräumt werden, wenigstens einen Teil der Waren regelmäßig von Privatfirmen aus anderen Städten zu beziehen. Im abgelaufenen Geschäftsjahr wurden 60 % aller Waren aus der Zentrale bezogen; von dem Rest waren 17 % ärarische Monopolwaren im Werte von 215 129 K., es figuriert daher in dem Rechnungsabschluß noch immer ein Anteil von 23 % an dem Gesamtwarenumsatz als nicht aus der Zentrale bezogen, trotzdem die Verbandsleitung energisch darauf dringt, daß alle Warenbestellungen rechtzeitig ge-



macht und nur in besonders dringenden, unvorhergesehenen Ausnahmefällen fremde Bezugsquellen in Anspruch genommen werden.

Die Zahl der Konsumvereine beträgt derzeit 50 mit zusammen 3020 Mitgliedern. Hiervon haben 44 Vereine mit 2758 Mitgliedern und 42 477 K. Geschäftsanteilen im abgelaufenen Jahr bereits Rechnung gelegt. Mit Verlust hat kein Verein gearbeitet; der Reingewinn betrug insgesamt 11 059 K. Der Gesamtumsatz der Vereine belief sich auf 1 042 970 K., um 115 308 K. mehr als im Vorjahre; im Rechnungsabschluß über das Jahr 1912 figurieren des weiteren folgende Hauptposten: Barbestände mit 18 857 K., Warenlager mit 350 844 K., Geschäftseinrichtung mit 38 141 K., Reservefonds mit 45 618 K. In dem oben ausgewiesenen Reingewinn ist die Warenrückvergütung von insgesamt 16 262 K. nicht eingerechnet, welche von 42 Vereinen, und zwar im Durchschnitt mit 3—4 % geleistet wurde. Zugenommen hat der Geschäftsumsatz (Tageslosungen) bei 35 Vereinen, ein Stillstand, bzw. Rückgang hingegen ist bei neun Vereinen zu verzeichnen.

Im großen-ganzen ist demnach das Bild der Konsumvereinsbewegung auf dem platten Lande ein durchaus erfreuliches, soweit es den Warenbezug für die Mitglieder selbst, also das eigentliche Wirkungsgebiet der Konsumgenossenschaft betrifft. Dagegen darf man sich nicht verhehlen, daß die Konsumvereine in einer anderen Hinsicht vollkommen versagt haben, worauf bei ihrer Gründung nicht geringe Hoffnungen gesetzt worden waren. Man hatte nämlich erwartet, daß es allmählich gelingen würde, die Konsumvereine gewissermaßen im übertragenen Wirkungskreise dazu anleiten zu können, daß sie auch den Vertrieb der von ihren Mitgliedern erzeugten Produkte übernähmen, speziell der in dem abgelegenen Siebenbürgen schwieriger verwertbaren, wie Eier, Gemüse, Obst, Milch und Molkereiprodukte und dergleichen. Eine wichtige Rolle war diesbezüglich einem großangelegten städtischen Konsumverein in Hermannstadt (Nagyszeben) zudedacht, der zunächst für den eigenen Bedarf eine Art Austausch zwischen ländlichen und städtischen Erzeugnissen hätte anbahnen und dadurch allmählich den Boden für Vertriebsgenossenschaften nach dänischem Muster hätte vorbereiten sollen. Allein dieser Gedanke erwies sich in der Folge als wenig glücklich. Schon frühere Versuche mit der Errichtung von diversen Produktiv- und Konsumtivgenossenschaften hatten in den sächsischen Städten regelmäßig fehlgeschlagen, weil unter den schwierigen und geschäftlich komplizierten Verhältnissen in Siebenbürgen für die Leitung von gewerblichen und kaufmännischen Unternehmungen noch mehr als anderswo eine einheitliche und tatkräftige

Leitung erforderlich war; der demokratische, nivellierende Zug aber, der die Siebenbürger Sachsen kennzeichnet, brachte es mit sich, daß diese Genossenschaften zu wahren parlamentarischen Körperschaften ausarteten.

Da der im Jahre 1909 errichtete Hermannstädter Konsumverein überdies die Interessen mehrerer großer sächsischen Handelshäuser und zahlreicher kleinerer Kaufleute und Gewerbetreibender empfindlich tangierte, wurde gegen ihn binnen kurzem eine heftige Agitation entfacht und diese alsbald auf politisches Gebiet übertragen. Mit der hierdurch im Jahre 1910 durchgesetzten Auflösung des Zentralkonsumvereins aber war gerade der gedachte Mittelpunkt der Absatzgenossenschaften vom Schauplatz verschwunden. Die ländlichen Konsumvereine setzten zwar ihre Versuche auf diesem Gebiet fort, speziell der Vertrieb von Eiern und Bohnen wurde durch sie in die Hand genommen, brachte jedoch so große Verluste, daß diese Geschäftszweige binnen kurzem wieder aufgelassen wurden. Diese Bewegung hat daher momentan vollständig ausgesetzt.

Gleichwohl muß aber dies als das nächste und größte Ziel des Genossenschaftswesens in Siebenbürgen angesehen werden. Denn infolge der großen räumlichen Entfernung von allen bedeutenden Absatzplätzen überwuchert der Zwischenhandel in Siebenbürgen noch immer in einem durchaus ungerechtfertigten Maße. Die Ware geht vielfach durch drei bis vier Hände, ehe sie auf den großen Markt gelangt, natürlich in erster Reihe zum Schaden des Produzenten. Von einer vollständigen Ausschaltung des Zwischenhandels kann in Siebenbürgen aus verschiedenen Gründen in absehbarer Zukunft nicht die Rede sein, dagegen wäre es denkbar, daß wenigstens ein Teil der heutigen Zwischenglieder durch entsprechende Organisation ausgeschaltet werden könnte, so daß der Urproduzent in der Lage wäre, im Wege seiner Genossenschaft direkt mit dem Großhändler zu verkehren.

Um dies Ziel zu erreichen, müßte jedoch eine ganze Reihe von Widerständen äußerer und auch innerer, volkpsychologischer Natur überwunden werden. Zunächst müßten die sächsischen Genossenschaften lernen, mehr kaufmännisch zu arbeiten. Kennzeichnet schon den Sachsen überhaupt eine gewisse Neigung zum Bürokratismus, so macht sich dieser im Geschäftsbetrieb der sächsischen Banken erst recht bemerkbar. Die spezielle Ursache hiervon ist allerdings nicht schwer zu erkennen. Um das Vertrauen des auswärtigen, insbesondere österreichischen Publikums zu gewinnen, waren die sächsischen Geldinstitute in den drei letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts genötigt, ihre Zuverlässigkeit und Sicherheit nach außen

gewissermaßen zu utrieren. Und an diesem Geschäftsprinzip wurde dann, zum Teil auf Kosten der kaufmännischen Rührigkeit, weiterhin festgehalten. Solange es sich aber um reine Hypothekenbanken handelt, mag ein kleiner Mangel an Geschäftsgeist für den einzelnen Kreditnehmer wohl hie und da unangenehm werden, im großen ganzen aber wird er nach keiner Seite hin Schaden tun. Bei ländlichen Kreditgenossenschaften muß man diese Erscheinung als wirksamen Schutz vor Unregelmäßigkeiten direkt mit Freude begrüßen.

Aber schon bei den gewöhnlichen ländlichen Konsumvereinen verschiebt sich das Bild einigermaßen. Wenn sie wirklich die Rolle des landesüblichen Gemischtwarenladens mit Erfolg übernehmen sollen, tritt in der Geschäftsführung das Moment der Geschäftskennntnis und Rührigkeit schon stark in den Vordergrund. Der Kassenverein darf in passiver Haltung verharren und den Kreditbedarf an sich herankommen lassen; der Konsumverein aber muß Umsatz machen, um stets frische Ware auf Lager zu haben und die Vorteile des Großeinkaufs auszunützen. Deshalb muß der Verkäufer in erster Reihe doch schon Kaufmann sein. Die Personalfrage spielt also beim Konsumverein eine ungleich wichtigere Rolle, und der Ausbau einer Konsumvereinsorganisation kann an der Unmöglichkeit scheitern, ein geeignetes Verkäuferkorps zusammenstellen. Diese Frage aber kompliziert sich bei den Siebenbürger Sachsen noch dadurch ganz außerordentlich, daß dies kleine Völkchen ohnedies schon einen ungewöhnlich großen Verbrauch an Intelligenz aufweist. Von den Volksschullehrern war schon oben die Rede. Dazu kommen des weiteren noch zehn Mittelschulen mit zusammen 105 Lehrkräften, der ganze Bedarf der evangelischen Landeskirche an Pfarrern und Predigern, eine Reihe von wissenschaftlichen Instituten und Bibliotheken; ferner die Verwaltung der sächsischen Städte und wenigstens teilweise auch der Komitate; 36 Geldinstitute; zahlreiche Rechtsanwälte; kurzum der ganze komplizierte Apparat, der es den Sachsen ermöglicht, in Siebenbürgen trotz der vollständigen ethnographischen Isolierung ganz aus eigener Kraft noch heute eine deutsche Kultur von achtungsgebietender Tiefe zu pflegen. Sodann darf man nicht vergessen, daß ein großer Prozentsatz der im Ausland, in Deutschland und Österreich studierenden Jugend, ferner der intelligenten jungen Kaufleute und Gewerbetreibenden sich dauernd draußen niederläßt; eine traditionelle Vorliebe zum Militärberuf führt der österreichisch-ungarischen Armee etwa dreimal so viel sächsische Offiziersaspiranten zu, als es dem allgemeinen Durchschnitt in Ungarn entspricht. Schließlich beginnt gerade in allerletzter Zeit Handel und Gewerbe wieder wie vor alters auf die



sächsische Intelligenz erhöhte Anziehungskraft auszuüben und bindet bereits einen erheblichen Teil des Nachwuchses.

Alle diese Abflüsse aber stellen sehr hohe Anforderungen an das Reservoir, das die Landbevölkerung repräsentiert, die überdies durch die in einzelnen Jahren stark hervortretende Auswanderung nach Amerika in Anspruch genommen wird. Trotz der notorisch hohen Durchschnittsintelligenz des sächsischen Bauern ist es daher direkt ein Kunststück, einen geschickten Geschäftsleiter für den Konsumverein zu finden. Hat man aber einen gefunden, so bleibt nichts anderes übrig, als ihn materiell durch eine relativ hohe prozentuelle Beteiligung am Gewinn an den Verein zu fesseln; anderenfalls etabliert er sich als selbständiger Kaufmann. Dies widerspricht aber nicht allein dem Grundgedanken der Raiffeisenschen Selbsthilfe, sondern auch einer eingewurzelten Lebensauffassung des Siebenbürger Sachsen: daß man im Dienst des öffentlichen Wohles nicht nur keinen Nutzen suchen, sondern direkt Opfer bringen solle. Alles, was die Sachsen im Laufe des XIX. Jahrhunderts zuwege gebracht haben, verdankt in letzter Linie nur der Selbstlosigkeit und Aufopferung des einzelnen wie des ganzen Volkes seine Entstehung; es ist daher begreiflich, wenn es sogar die leitenden Kreise Mühe kostet, sich im Einzelfalle von diesem Prinzip loszureißen. Aber es bestehen auch materielle Schwierigkeiten, die man bei keiner Aktion in Siebenbürgen aus den Augen verlieren darf, die drückende Kapitalsarmut vor allem, die das wirtschaftspolitisch vernachlässigte Land auch in Zeiten sinkenden Zinsfußes nie losgeworden ist.

Je weiter aber die Ausgestaltung des Genossenschaftswesens fortschreitet, um so schwerer wiegen diese Hemmungen. Der Leiter einer genossenschaftlichen Zentralverkaufsstelle, die mit den Produkten des Landes unmittelbar den Weltmarkt aufsuchen will, muß im Grunde genommen schon Großkaufmann mit feiner Empfindung für Konjunktur und wirtschaftliche Zusammenhänge sein. Für diese Zwecke wird zugleich der Bau von Lagerhäusern und Magazinen, Kühlhäusern und Zentralkellereien, ja wenn möglich sogar von landwirtschaftlichen Fabriken erforderlich sein, um die Produkte nicht allein zur günstigsten Zeit, sondern auch in der günstigsten Form, schon für den Konsum vorbereitet, auf den Markt bringen zu können. Hierfür wäre eine mindestens mittelgroße Bank nötig, die das Warengeschäft pflegt. Eine solche sächsische Bank gibt es aber nicht und es besteht in absehbarer Zeit auch keine Aussicht, eine solche zu errichten. Die drei größten sächsischen Geldinstitute repräsentieren alle den Typus der Hypothekarinstitute, und wenn sie zusammen auch ein Kapital von mehr als einer Viertel-

milliarde Kronen verwalten, so sind sie doch durch die vorzugsweise Pflege des Immobiliarkredites, wie auch durch die Herkunft ihrer Betriebskapitalien nach allen Seiten hin viel zu sehr gebunden.

Am deutlichsten erkennt man dies an der Hermannstädter allgemeinen Sparkasse, deren Opferwilligkeit — wie oben ausgeführt — die alleinige finanzielle Grundlage der sächsischen Raiffeisenorganisation bildet. Dieses Geldinstitut wurde im Jahre 1841 mit einem minimalen Gründungskapital von wenigen tausend Gulden errichtet. Nach verschiedenen, durch den Wandel in der handelsrechtlichen Gesetzgebung begründeten unbedeutenden Abänderungen wurde dies Kapital sodann auf 10 000 K. abgerundet und figuriert in der Bilanz noch heute mit diesem Betrage. Statutenmäßig darf nun nach diesem Kapital nicht eine höhere Verzinsung gezahlt werden, als jeweils der Zinsfuß für die eigenen Spareinlagen beträgt, in der Regel also 4—5 %, das sind im ganzen 400—500 K. Der Reingewinn ist zur Hälfte den Reserven, zur anderen Hälfte wohlthätigen und gemeinnützigen Zwecken zuzuführen. Da der Geschäftsgang des Institutes ein ununterbrochen vorzüglicher war, keinerlei Rückschläge oder Verluste die Entwicklung hemmten, so mußte durch diese statutarische Bestimmung der Reservefonds automatisch steigen und hat im Laufe von 70 Jahren Ende 1912 eine Höhe von 8 033 590 K. erreicht. Dies Kapital vertritt demnach bei der Sparkasse jene Rolle, wie sie sonst dem Aktienkapital einer Bank zuzukommen pflegt, und ermöglichte nicht nur die Annahme von 20 Millionen Kronen Spareinlagen zur Verwaltung, sondern auch die Ausgabe von steuerfreien Pfandbriefen, welche Ende 1912 im Betrag von 84 502 100 K. im Umlauf waren. Demgemäß war auch der Reingewinn des Institutes entsprechend hoch und betrug mehr als das Zwanzigfache des Stammkapitals.

So vorzüglich geeignet dies Geldinstitut ist, den Kreditgenossenschaften zur Unterlage, als finanzielles Rückgrat zu dienen, so wenig ist es seiner ganzen Konstruktion nach befähigt, jene großen Investitionen vorzunehmen, die oben im Interesse einer großzügigen Ausgestaltung des landwirtschaftlichen Genossenschaftswesens als erforderlich bezeichnet wurden. Als besonders erschwerend kommt aber noch der Umstand hinzu, daß das sächsische Siedlungsgebiet durchaus nicht ein einheitliches Ganzes bildet, sondern aus mehreren größeren und kleineren Enklaven besteht, die durch andere Volkselemente voneinander getrennt werden. Es würde daher außerordentlich schwer fallen, einen geeigneten Mittelpunkt für solche kaufmännische Genossenschaften zu finden, um so mehr, als Hermannstadt (Nagyszeben), der geistige Mittelpunkt des Sachsen-

tums, verkehrspolitisch isoliert ist und in kommerzieller Beziehung dem ebenfalls exzentrisch gelegenen Kronstadt (Brassó) nachsteht.

Von allen konkreten Vorschlägen scheint daher für die nächste Zukunft nur ein einziger gewisse Aussichten zu haben, und zwar der wiederholt angeregte und aus kleinlichen politischen Gründen immer wieder fallen gelassene Plan, diesbezüglich eine Kooperation zwischen der sächsischen Bauernschaft und den ihr an sozialer Struktur am nächsten stehenden Szeklern anzubahnen. Diesem äußersten, nach Osten vorgeschobenen Posten des Ungartums sind in der Vergangenheit und Gegenwart im Rahmen des staatlichen Lebens analoge Aufgaben zugefallen, wie den Sachsen. Vielleicht würde es einer Kooperation dieser beiden uralten Grenzvölker gelingen, den Staat zur Vornahme der notwendigen großzügigen Investitionen in den siebenbürgischen Landesteilen Ungarns zu veranlassen, ohne daß dadurch die Selbständigkeit und Selbsttätigkeit der bestehenden wirtschaftlichen Organisationen Einbuße erlitte. Hierdurch und durch eine gegenseitige Unterstützung in allen landwirtschaftlichen Fragen würde es vielleicht möglich sein, ein genossenschaftliches Ideal zu erreichen, wie es heute getrennt weder durch die staatliche Hilfsaktion für die Szekler, noch durch den sächsischen Raiffeisenverband völlig verwirklicht werden kann.

Zum Schlusse erübrigt es noch, die unmittelbare sozialpolitische Wirksamkeit der sächsischen Raiffeisenorganisation kurz zu würdigen. Eine solche tritt uns zunächst innerhalb des Verbandes insofern entgegen, als durch ein eigenes Pensionsinstitut sowohl für die Beamten des Verbandes, als auch für die Funktionäre der einzelnen Vereine vorgesorgt ist. Die Pensionsversicherung für die letztgenannten ist allerdings vorläufig insofern nur fakultativ, als die einzelnen Vereine nur dann verpflichtet sind, ihren Kassierer in der Pensionskasse einzurichten, wenn er das ausdrücklich verlangt. Im weiteren Kreise zeigt sich sodann eine sozialpolitische Tätigkeit des Verbandes — wenn man von der bloß moralischen Wirkung, von der rein erzieherischen Tätigkeit absieht — hauptsächlich nach zwei Richtungen. Einerseits sucht der Verband durch tätiges Eingreifen das Niveau des geselligen Lebens auf dem Lande zu heben. Die Mittel hierfür sind im großen ganzen dieselben, wie man sie zu dem gleichen Zweck allerorts anzuwenden versucht. Erwähnenswert wäre nur, daß der Verband unter anderem auch die Erbauung von sogenannten Raiffeisenhäusern anstrebt, welche analogen Zwecken dienen sollen, wie die Szekler Volkshäuser (Népházak). In der Regel enthalten diese Bauten ein Konsumvereins- und Kassenlokal, sowie einen für ländliche Zwecke geeigneten Saalbau.



Wichtiger als diese Kleinarbeit aber ist die Tätigkeit, die der Verband neuerdings auf dem Gebiet des organisierten Bodenschutzes entfaltet. Die sächsischen Ansiedelungen stehen nicht allein an den Grenzen mit fremden Nationalitäten in Kontakt, sondern das Siedlungsgebiet ist auch im Innern von solchen, hauptsächlich rumänischen Elementen durchsetzt, die in Anbetracht ihres geringen Grundbesitzes im Verhältnis zur Kopffzahl von einem großen natürlichen Bodenhunger beherrscht werden. Infolgedessen sind die Bodenpreise in Siebenbürgen zu einer durchaus unrealen Höhe angestiegen. Obgleich der Bodenertrag z. B. an Halmfrüchten im Durchschnitt um ein Drittel hinter der ungarischen Tiefebene zurückbleibt, bewegen sich die Bodenpreise in Siebenbürgen teilweise knapp an der Grenze der im Banat gezahlten Preise, und dabei werden auch diese letzteren vielfach als unreell, durch die agrarischen Schutzzölle und die Rivalität der südungarischen Nationalitäten künstlich in die Höhe getrieben bezeichnet. Insbesondere in Jahren mit erhöhter Auswanderung nach Amerika birgt dieser Umstand die ungeheuerere Versuchung in sich, den altererbten Grund und Boden zu veräußern. Den einzelnen Volksgenossen aber ist es in diesen Fällen außerordentlich schwer, rechtzeitig einzugreifen, da naturgemäß nicht immer ein Interessent für die zum Verkauf gebotenen Grundstücke und Hofstellen gleich zur Hand ist.

Hier hat nun der Raiffeisenverband mit seiner Tätigkeit in aller Stille eingesetzt und tritt jedesmal in Aktion, wenn ein Stück sächsischen Bodens in Gefahr schwebt, verloren zu gehen. Findet sich sofort ein Käufer, so erhält er das zum Ankauf erforderliche Geld vorgestreckt, andernfalls übernimmt der Verein wenn nur möglich das Grundstück selbst, um es nachher bei gegebener Gelegenheit in sichere Hände weiterzugeben. Erschöpfende statistische Erhebungen über die Ergebnisse des Bodenschutzes sind von authentischer Seite bisher nicht angestellt oder mindestens nicht veröffentlicht worden. Es mag auch nicht leicht sein, in jedem einzelnen Falle zu entscheiden, ob ein Grundankauf als Schutzarbeit anzusehen ist oder nicht. Aus privaten Schätzungen und aus einzelnen, in fachlichen Vorträgen bekannt gewordenen Ziffern aber kann man den Schluß ziehen, daß der Verminderung des sächsischen Grundbesitzes schon jetzt ein starker Riegel vorgeschoben ist. Eine eingehende Würdigung der vorhandenen Daten würde aber an dieser Stelle zu weit führen, und ebenso muß es eingehenderen Untersuchungen anheimgestellt werden, ob es durch weiteren Ausbau der Organisation, durch noch straffere Handhabung derselben möglich sein würde auf

dem Gebiet des Bodenschutzes von der Defensive zur Offensive überzugehen.

Obgleich diese Tätigkeit der Raiffeisenvereine auf dem Gebiet des Bodenschutzes rein wirtschaftlich ist und sich jeder leidenschaftlichen Agitation strenge enthält, ist doch von gewisser Seite gegen sie Stimmung gemacht worden. Ja man ist weiter gegangen und hat die ganze Organisation als ein Stimulans bezeichnet, dazu bestimmt, einem absterbenden Volk auf künstliche Weise noch für einige Jahrzehnte Lebensraum zu erhalten. Wer so urteilt, verkennt aber den volkpsychologischen Untergrund der Raiffeisenbewegung bei den Siebenbürger Sachsen vollkommen. Denn es handelt sich hier nicht um eine von außen, etwa durch die politische Führung dem Volk aufgedrungene Institution, sondern um die elementare Äußerung eines — man könnte sagen: endemischen Organisations- und Disziplinbedürfnisses, das sich im Raiffeisenverband eine feste Form geschaffen hat. Und da diese Organisation zugleich den Kernpunkt der Frage betrifft, die heute alle Nationalitäten in den siebenbürgischen Landesteilen Ungarns bewegt, nämlich das Streben, die wirtschaftlichen Entwicklungsmöglichkeiten des Landes zur Entfaltung zu bringen, so mußte ihr unter den gegebenen Umständen der erzielte, dem Fernerstehenden in mancher Hinsicht vielleicht unbegreifliche Erfolg naturnotwendigerweise beschieden sein.

---

## **Friedrich Schlegel am Bundestage in Frankfurt.**

Ungedruckte Briefe Friedrich und Dorothea Schlegels nebst amtlichen Berichten und Denkschriften aus den Jahren 1815 bis 1817. Von Prof. Dr. Jakob Bleyer. (Schluß.)

### **Anhang: Berichte und Denkschriften von Fr. Schlegel.**

I<sup>1)</sup>. (Zu Ungar. Rundschau. Jahrg. 1913, S. 664 ff.)

Erster Bericht über die Zeitungen; d. d. 17<sup>ten</sup> Januar 1816, besonders über die neue Bundeszeitung.

Durchlauchtigster Fürst!

Eure Durchlaucht haben mich beauftragt, und vorzüglich mit dafür bestimmt, daß ich streben soll, so viel als möglich Einfluß auf die öffentliche Meinung zu gewinnen, sowohl um sie dem wahren Geist

---

<sup>1)</sup> «Staatsk. Frankfurt 1816.» Der Bericht ist von fremder Hand geschrieben, von Schlegels Hand nur die Schlußformel.

des deutschen Bundes und der Absichten Österreichs gemäß zu lenken, als auch besonders, um dem schädlichen Einfluß der Unruhstiftenden Parthey entgegen zu wirken<sup>2)</sup>.

Ich habe demnach geglaubt auf die Zeitungen, in so fern sie für die hiesigen politischen Verhältnisse und den Wirkungskreis der Kaiserl. Österreich. Gesandtschaft am deutschen Bundestage brauchbar oder nachtheilig werden und wirken können, eine besondere Aufmerksamkeit verwenden zu müssen. Da alles, was bis jetzt in dieser Hinsicht geschehen, noch vor der Ankunft unsres verehrten Chefs, des Grafen von Buol-Schauenstein Exzellenz vorgegangen ist, so habe ich alle Beobachtungen, die ich in dieser Hinsicht zu machen Gelegenheit hatte, Seiner Exzellenz dem Minister Freyherrn von Wessenberg ausführlich vorgelegt, und es ist nicht der geringste Schritt in dieser Sache ohne seine Bewilligung geschehen.

Zuvörderst muß ich mit der Bemerkung anfangen, daß in der jüngst-verwichenen Zeit, besonders seit der im vorigen Sommer erfolgten Auflösung des General-Gouvernements die sämtlichen hier bestehenden Zeitungen in eine fast unbedingte Abhängigkeit von dem Preußischen Einfluße und namentlich von dem Preußischen Geschäftsträger Freyherrn von Otterstädt gerathen waren: von welchem Einfluße mitunter der stärkste und auffallendste Misbrauch gemacht wurde. — Die üble und gegen Österreich höchst undankbare Gesinnung des dermaligen provisorischen Frankfurter Stadt-Magistrats hat sich auch in dieser Hinsicht auf das deutlichste und tadelnswürdigste zu erkennen gegeben.

Seitdem indessen die Kaiserlich Österreichische Gesandtschaft am deutschen Bundestage hier aufzutreten angefangen, hat der Freyherr von Vrints<sup>3)</sup> der als Haupteigenthümer, Mitinteressent und auch als Ober-Post-Direktor einen entscheidenden Einfluß auf alle hiesige Zeitungen ausübt, von den allerbesten Gesinnungen für den Österreichischen Hof beseelt, sich zu allem erbötig erklärt, was nur irgend in seinen Kräften stehn, und der Kaiserl. Gesandtschaft irgend erwünscht seyn könnte. — Er hat namentlich auch mir, die Oberaufsicht über die deutsche Ober-Post-Amts-Zeitung ganz übertragen, was ich mit Bewilligung des Herrn Ministers einstweilen übernommen habe. Allerdings ist diese Zeitung mehr für das große Publikum als für die gebildete Klasse berechnet. Indessen hat der Freyherr von Vrints die bestimmteste Hofnung gegeben, daß die Redaktion der Ober-Post-Amts-Zeitung hinführo beßer und sorgfältiger seyn solle. Da diese Zeitung außerdem 9500 Abonnenten hat, so kann sie uns auf jeden Fall in der Folge für die Wirkung auf das größere Publikum sehr brauchbar werden. — Diese Zeitung wird mir nun seit 8—10 Tagen jederzeit Abends zuvor zur Durchsicht gebracht; ich habe jedoch bis jetzt von dieser Einwirkung absichtlich nur einen sehr mäßigen Gebrauch gemacht, um alles auffallende zu vermeiden.

Bey Gelegenheit eines neulich vorkommenden sehr ultra-Preußischen

<sup>2)</sup> Vgl. R. Schwemer, «Geschichte der freien Stadt Frankfurt a. M.» I. Bd., S. 201.

<sup>3)</sup> Al. Konr. Freiherr von Vrints-Berberich, fürstl. Taxisscher Generaldirektor der Reichspost.



Artikels<sup>4)</sup> habe ich durch eine zwar sehr freundschaftliche aber freymüthige Erörterung mit dem Freyherrn von Otterstädt mich mit ihm in ein solches Einverständniß gesetzt, daß ich demnächst keine solche Eingriffe wieder besorge. — Auch mit dem von Seiten der dermaligen Stadtbehörde autorisirten Zeitungs-Censor, dem Polizey-Sekretär Severus, habe ich mich dieserhalb in Verbindung gesetzt. Als ein ehemaliger Großherzoglicher Staatsdiener katholischer Religion ist er ohnehin in der Lage, die Protektion der Österreich. Gesandtschaft in vorkommenden Fällen sehr wünschen zu müßen.

Unser Verhältniß zu den bisher bestandenen Frankfurter Zeitungen entspricht demnach hinreichend den jetzigen oder künftigen Absichten der Kaiserl. Gesandtschaft, und ist fürs erste befriedigend festgestellt.

Noch ungleich wichtiger wegen der möglichen Folgen ist jedoch die neue Bundeszeitung, welche hier mit dem Anfang der Bundesverhandlungen selbst beginnen soll. Gleich nachdem ich hier angekommen war, eröffnete man mir, daß ein solcher Plan im Werke sey, der vorzüglich von Preußen begünstigt werde, Cotta sollte, wie er den deutschen Beobachter in Hamburg angelegt, so auch hier diese Pflanzung einer neuen Bundeszeitung begründen; der Freyherr von Otterstädt interbirte sich vorzüglich dafür, und der bekannte Oelsner<sup>5)</sup> ward als der dazu bestimmte Redakteur genannt. — Von Seiten der Stadt war man indessen eifersüchtig darauf, daß Herr Cotta, als ein Fremder ein solches Unternehmen hier in Frankfurt gründen solle. Ein hiesiger Buchhändler Willmanns, faßte den Plan, selbst eine solche Bundeszeitung zu unternehmen und Herrn Cotta dadurch zuvorzukommen; Redakteur sollte der Geheimrath Vogt<sup>6)</sup> seyn, ein Mann von Kenntnißen und Verdiensten und von dem sich für das Ganze und auch für uns alles Gute erwarten ließ. Aber von Ängstlichkeit ergriffen, sagte er sich plötzlich von der Sache wieder los. (Als ehemaliger Großherzoglicher Zentralsdiener ist er über seine Zukunft ungewiß und besorgt. Wenn die Kaiserl. Österreichische Gesandtschaft zur Erfüllung seiner sehr gemäßigten und gerechten Wünsche etwas beytragen könnte, so dürfte man sich unstreitig aller guten Dienste von ihm versehen.) — Ein anderer brauchbarer Redakteur war nicht zu finden. Unterdeßen kam Cotta hier an, vereinte sich sogleich mit Willmanns, und betrieb die Errichtung dieser neuen Zeitung mit der allergrößten Thätigkeit. Da ich mich über den Herrn Oelsner als vorgeschlagenen Redakteur bey jeder vorkommenden Gelegenheit sehr entschieden geäußert hatte, so

---

<sup>4)</sup> Zweifellos ist ein Artikel über Blücher in der Nummer vom 5. Jan. gemeint, der an der Spitze des Blattes steht, und in welchem es u. a. heißt: «Wem verdanken wir mehr die nahe Aussicht auf Rückkehr der ruhigen Zeiten, als den tapferen Preußen und ihrem sieggekrönten Anführer Fürsten Blücher.» (Freundl. Mitteilung des Herrn Direktors der Stadtbibliothek zu Frankfurt a. M.)

<sup>5)</sup> Konr. Engelb. Oelsner, Publizist, der 1817 als preuß. Legationsrat in Frankfurt a. M. lebte und die Zeitschrift «Die Bundeslade» herausgab (Frankfurt 1817), die jedoch sehr bald wieder eingegangen ist.

<sup>6)</sup> Nic. Vogt, Geschichtschreiber und Staatsmann, Frankfurter Senator und ehemaliger Lehrer Metternichs an der Hochschule zu Mainz.

war nun von diesem nicht mehr die Rede und es wurde ein Hofrath Jung als Redakteur genannt. Dieser ist hier ziemlich geachtet und beliebt, so daß sich nicht so gradezu gegen ihn protestiren ließ, obwohl er entschieden in dem Intereße der Preußischen Parthey steht. Das ganze Unternehmen wurde überdem, obwohl jederzeit mit dem Anschein der größten Deferenz gegen die Kaiserlich Österreichische Gesandtschaft von Preußischer Seite so lebhaft unterstützt, daß es der Kaiserl. Österreich. Gesandtschaft schwer geworden seyn würde, ihm unbedingt entgegen zu treten, ohne eine gleich im Anfang unangenehme Spannung und Reibung zu veranlassen. Die Unternehmer selbst haben es an allen möglichen Versprechungen und Anerbietungen hinsichtlich auf Österreich nicht ermangeln lassen. Sie haben sich in einem förmlichen Schreiben zunächst an die Österreichischen und Preußischen hier anwesenden Minister um Zustimmung und Protektion für ihr Unternehmen gewandt. Preußen hat sehr günstig geantwortet. Der Freyherr von Weßernberg hat seinerseits auch eine verbindliche und im ganzen zusagende Antwort gegeben; jedoch mit ausdrücklichem Vorbehalt, über die Nachrichten von den Bundesverhandlungen und deren Bekanntmachung „im Einverständniße mit den übrigen Gesandtschaften am deutschen Bundestage“ — erst das Nöthige festzusetzen. Dadurch ist nun alles frey und offen vorbehalten.

Je mehr diese Bundeszeitung einen offiziellen Charakter erhält, um so leichter wird es seyn, sie im Zaume zu halten, oder falls es nöthig seyn sollte, sie ganz zu unterdrücken. Wenn es nach dem Wunsche der andern mindermächtigen Gesandten gieng, an welche sich die Unternehmer jezt ebenfalls wenden wollen, so würde diese neue Zeitung, der sie wegen der Auspizien, unter welchen sie erscheint, größtentheils nicht geneigt sind, ganz untersagt, oder doch nur unter der Bedingung einer förmlich darüber festzustellenden Bundes-Censur erlaubt werden, welche wenn es dazu kommen sollte, wahrscheinlich Österreich übertragen werden würde. Um jedoch, bis sich dieses vollends entscheidet, gleich vom Anfang an eine Hand in diesem Unternehmen zu behalten, habe ich selbst, da mir Herr Cotta den Antrag machte, die Ober-Aufsicht über die Artikel von Österreich und Italien zu übernehmen, diesen Antrag nicht abgelehnt. Sollte diese neue Bundes-Zeitung, deren Anfang auf den 1<sup>ten</sup> Febr. angekündigt ist, die aber schwerlich vor dem 1<sup>ten</sup> März oder 1<sup>ten</sup> April wirklich beginnen wird, in der Folge eine sehr üble Wendung nehmen, so werden wir gewiß immer die Mittel in den Händen haben, das ganze Unternehmen zu vernichten oder die Redaktion ganz zu verändern. Wenn demnach über diesen Gegenstand auch für die Zukunft noch nicht alle Besorgniß beseitigt worden, so ist doch zur Sicherstellung für die möglichen Fälle alles geschehen, was erforderlich und zunächst thunlich war.

In dem Hamburger Correspondenten und selbst in der allgemeinen Zeitung, die im südlichen Deutschland so weit verbreitet ist, wird uns für die in unserm Sinne abgefaßten Correspondenz-Nachrichten über die Bundes- und andere deutschen Angelegenheiten immer eine Stelle offen stehen, und sonach glaube ich, daß in dieser Hinsicht unser Wirkungskreis auf die öffentliche Meinung schon so weit abgesteckt und gesichert sey, als es mittelst der Zeitungen geschehen kann.

Noch erlaube ich mir schließlich die Bemerkung hinzuzufügen, daß ich erst hier die große Wichtigkeit des Österreichischen Beobachters für Deutschland ganz habe einsehen lernen. Obwohl der Beobachter wegen der außerordentlichen Theurung, die durch das Bairische Post-Reglement, da es nur die Österreichischen Zeitungen so hart trifft, ohne Zweifel absichtlich erregt wird, indem er über 40 fl. Silbergeld kostet, hier keinen großen Debit hat; so ist er doch wegen der aufmerksamen Rücksicht, welche so viele andre Zeitungen besonders auf die räsonnirenden Artikel deßelben nehmen, für die Leitung der öffentlichen Meinung von großer Wichtigkeit. Durch eine mit Würde und Mäßigung durchgeführte Behauptung der streng monarchischen und anti-revolutionären Grundsätze, so wie sich dieselbe in der letzten Zeit mehrmals (nur immer noch zu selten) darinn ausgesprochen hat, wird dieses Blatt immer eine hohe Achtung und einen entscheidenden Einfluß auf die öffentliche Meinung genießen. Nächst dießer Reinheit und Strenge in den Grundsätzen selbst, ist das Wünschenswerthe und Wichtigste für den Oesterr. Beobachter eine ausführliche Gründlichkeit und wahrhafte Genauigkeit in allen Nachrichten, welche die kirchlichen Verhältnisse und die innern Italiänischen Angelegenheiten betreffen; um so mehr da beide Artikel in fast allen andern deutschen Zeitungen zum bedeutenden Nachtheil auch für Österreichs Interesse, in der Regel äußerst schlecht, nachlässig und unwahrhaft behandelt werden.

Verzeihen Eure Durchlaucht alle Mängel dieses ersten vorläufigen Berichts über einen Gegenstand, der für den Wirkungskreis der Kaiserl. Österreichischen Gesandtschaft am deutschen Bundestage allerdings nicht unwichtig ist, und über den es besonders auch mir sehr erwünscht seyn würde, von Eurer Durchlaucht in der Folge noch einige nähere leitende Winke und Vorschriften zu erhalten.

Ich empfehle mich Durchlaucht fernerer Gnade und bin mit schuldigster Ehrerbietung

Frankfurt, den 17<sup>ten</sup> Januar 1816.

Ew. Durchlaucht

unterthänig gehorsamster

Friedr. Schlegel.

## II 7). (Zu Ungar. Rundschau. Jahrg. 1913, S. 666 ff.)

### Bemerkungen über die Frankfurter Angelegenheiten<sup>8)</sup>.

Sowie der Frankfurter Magistrat schon im Jahre 1812, während man noch mit allerley Constitutions-Entwürfen beschäftigt war, sich den hiesigen Katholiken und auch den Israeliten entschieden abgeneigt zeigte, und dadurch veranlaßte, daß beide sich mit ihren Beschwerden an den Kongreß wandten<sup>9)</sup>, so hat derselbe auch nach erfolgter Ent-

<sup>7)</sup> «Deutsche Akten, Stadt Frankfurt, Kath. Gemeinde. F. 68.» Von fremder Hand geschrieben.

<sup>8)</sup> An der Spitze des Schriftstückes: «Seiner Excellenz dem Grafen v. Buol-Schauenstein überreicht den 30. Jan. 1816.»

<sup>9)</sup> Vgl. Schwemer, a. o. a. O. I. Bd. S. 132 ff.



scheidung deßelben sich in beiden Hinsichten fortdauernd widersetzlich gezeigt und in der letzten Zeit die Absicht deutlich verrathen, den Kongreßbeschlüssen in Betreff der Katholiken und Israeliten durchaus keine Folge zu leisten.

Zum größten Nachtheil aller auf die katholische Gemeinde sich beziehenden Angelegenheiten, und ganz gegen die in dem Kongreßbeschlusse festgestellte politische Gleichheit unter den verschiedenen christlichen Glaubensbekenntnissen ist fortwährend nur ein Katholik im Senat gegen sieben-und-zwanzig Protestanten, da nach einem billigen Maßstab der Bevölkerung den Katholiken, wenn ihre Rechte ungefährdet bleiben sollten, wenigstens ein Minimum von sechs bis acht Mitgliedern im Senat eingeräumt werden müßte, wie es auch früher ohne lauten Widerspruch in Vorschlag gekommen war, als man noch nicht den Muth gefaßt hatte, den Gerechtsamen der Katholiken und den Kongreßbeschlüssen so offenbar entgegenzutreten. Der Eine jetzt im Rath sitzende katholische Senator<sup>10)</sup> ist zwar ein Mann von so vieler Klugheit und Geschicklichkeit, daß er unter den übrigen 27 Protestanten einen sehr hervorstechenden Einfluß behauptet, und man ihn fast allgemein für die Seele des Senats und aller neueren Schritte desselben hält. Aber eben diesem Einflusse und dem Interesse eines persönlichen Ehrgeizes oder wenigstens seiner Senatorsstelle opfert er alles auf, ohne auf das Interesse der katholischen Gemeinde, die er doch im Senat vertreten sollte, weiter Rücksicht zu nehmen. Die katholische Gemeinde ist auf solche Weise in der That noch übler daran, als ob sie gar kein Mitglied ihrer Religion im Senat hätte; denn aus Friedensliebe und Rücksicht auf diesen Mann, und um ihn nicht zu beleidigen, muß sie sich manches gefallen lassen, was sie sich sonst nicht gefallen lassen würde. Auf jeden Fall erhellt daraus, wie übel die katholische Gemeinde mit Einem Senator berathen ist; denn wenn dieser nun auch ganz so wäre, wie man ihn nur wünschen könnte und auf das gewissenhafteste bemüht, die Gemeinde, der er angehört, zu vertreten; so wird jeder der die hiesigen Verhältnisse und Denkart kennt, doch gestehen müssen, daß er 26 größtenteils ziemlich intoleranten Lutheranern und einem Reformierten gegenüber einen sehr harten Stand haben und in jeder Hinsicht äußerst beklagenswert seyn würde.

Ohne ein solches, schon oben erwähntes nach einem billigen Maaßstabe der Bevölkerung festzusetzendes Minimum von wenigstens sechs oder acht katholischen Mitgliedern des Senats, je nachdem der Total-Numerus desselben für die Zukunft definitiv festgesetzt bleibt, wird es nicht möglich seyn, die Gerechtsame der hießigen Katholiken nach der im Kongreßbeschuß gesetzlich ausgesprochenen politischen Gleichheit aller Konfessionen, irgend sicher zu stellen und gegen fernere Eingriffe zu schützen.

Was die Beschwerde der Israeliten betrifft<sup>11)</sup>, so ist noch kürzlich eine derselben zur Sprache gekommen, nämlich die wegen der noch immer inhibirten Zahlung der auf die Retivitions-Summe für das Bürgerrecht der Israeliten ausgestellten Obligationen. Das desfalls von Seiner

<sup>10)</sup> v. Guaita, vgl. Schwemer, I, 218.

<sup>11)</sup> Vgl. Schwemer, I, 262 ff.

Durchlaucht dem Fürsten von Metternich so wie auch dem Kön. Preuß. Staatskanzler erlassene Schreiben d<sup>o</sup> 8<sup>ten</sup> und 13<sup>ten</sup> November 1815 hat der hießige Magistrat sich erdreistet, seit jetzt 2<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Monate unbeantwortet zu lassen, auch in seinem Verfahren vor wie nach nicht die mindeste Rücksicht darauf genommen. Wenn ein solcher Mangel an der schuldigen Ehrerbietung von Seiten des hießigen Magistrats ganz ungeahndet, wenn dessen übriges geradezu gegen die Kongreßbeschlüsse gerichtetes Verfahren ohne Zurechtweisung bleiben sollte; so würde dies für das Ansehen der Kaiserl. Gesandtschaft am Deutschen Bundestage und des allerhöchsten Hofes selbst die allernachtheiligsten Folgen haben; je mehr es in dem System desselben liegt, auch gegen die kleinsten deutschen Staaten durchaus gefällig und anspruchslos, milde und großmüthig zu erscheinen, je notwendiger dürfte es seyn, daß da, wo das Recht einmahl entschieden ist, und der Hof und das Ministerium seine Grundsätze und Absichten einmahl ausgesprochen hat, man dieses nicht wieder zurücknehmen, oder fallen lasse, sondern streng auf der gegebenen Entscheidung bestehe. In einem solchen jetzt wirklich zum Ehrenpunkte und zum entscheidenden Prüfstein für die in Zukunft zu behauptende Autorität gewordenen Falle dürfte es durchaus nothwendig seyn, daß man einmahl das Gewicht der Autorität zu fühlen gebe, damit nicht die schonende Nachgiebigkeit als Schwäche uns deutet und die schuldige Achtung am Ende außer Augen gesetzt werde. Was die Beschwerden der Israeliten im Allgemeinen betrifft, so kann man wohl zugeben, daß es für die Zukunft noch einer näheren Bestimmung bedürfe, in welchem Grade sie auch an dem aktiven Bürgerrechte Antheil nehmen und zu bürgerlichen Stellen und Ämtern fähig seyn sollen. Indessen ist es doch in jedem Falle höchst unbillig, daß der Magistrat eigenmächtig und ohne alle vorhergegangene rechtliche Erörterung, die Israeliten gradezu von dem geringsten aller Aktiven Bürgerrechte ausgeschlossen hat: der Theilnahme nämlich an der Wahl derjenigen, welche die Bürgerschaft vertreten und den Ausschuß derselben bilden sollen. Wenn die Israeliten nicht in Zukunft in irgend einer Stadtbehörde oder in irgend einem bürgerlichen Collegio jemand aus ihrer Mitte haben sollen, der vermöge seiner Stelle in einem solchen das unbestreitbare Recht besitzt, für seine Gemeinde zu reden und sie zu vertreten, so werden die Beeinträchtigungen und die Beschwerden in Betreff dieser Sache niemals ein Ende nehmen.

Der Magistrat ist aber noch nicht dabey stehen geblieben, die Israeliten von allem aktiven Bürgerrecht ipso facto und ohne alle weitere Erörterung auszuschließen. In dem neuen Constitutions-Entwurf<sup>12)</sup> giebt sich die unverkennbare Absicht kund, die Juden ganz in den alten Zustand zurückzusetzen, und auch des passiven Bürgerrechts völlig zu berauben, indem sie, mehrerer andern Beeinträchtigungen nicht zu gedenken, nach dem § 43 auch von den Handwerken und bürgerlichen Gewerben ausgeschlossen seyn sollen. Diese Maaßregel muß wohl auch ganz abgesehen von dem wohl erworbenen und vom Congreß anerkannten und bestätigten Rechte der Israeliten umsomehr gemisbilliget werden, da die bürgerliche Verbesserung der Juden auf eine gründliche

<sup>12)</sup> Vgl. Schwemer, I, 210 ff.

Weise vorzüglich nur dadurch bewirkt werden kann, daß man sie zu Handwerken und bürgerlichen Professionen vielmehr anleitet und ermuntert, als daß man sie davon, wie hier geschehen soll, verfassungsmäßig ausschließen und ihnen den Zutritt dazu verbieten will, was ein offener Rückschritt in die Barbarey seyn würde.

Was den erwähnten neuen Constitutions-Entwurf betrifft, den der Senat jetzt hat abdrucken und seit d. 20<sup>ten</sup> dies unter die Bürgerschaft vertheilen lassen, so ist derselbe eigentlich nichts weniger als neu, sondern bis auf einige unbedeutende Kleinigkeiten, die bloß das Innere betreffen, ganz derselbe, der schon im Juli 1814 bei Eichenberg im Druck erschienen ist<sup>13)</sup> und der nie irgend eine Sanktion erhalten hat, sondern vielmehr in dem § 46 der Congreßakte auf das deutlichste verworfen ist. Denn da es in diesem § 46 von der ville libre de Francfort ausdrücklich heißt: Les institutions seront basées — so ist durch diesen Ausdruck, der bloß von einer zukünftig zu bildenden Verfassung der Stadt Frankfurt redet, hinreichend zu erkennen gegeben, daß alle bis dahin gemachten Constitutions-Vorschläge, welche durch die dagegen geführten Beschwerden der Katholiken und Israeliten beim Congreß hinreichend bekannt waren, nicht anerkannt, als nicht vorhanden betrachtet, und durch jenen mit Absicht gewählten Ausdruck von einer künftigen Verfassung beseitigt werden sollten.

In dieser Hinsicht ist das bloße Factum des abermahligen Wiederabdruckes desselben schon zu Wien verworfenen Constitutions-Entwurfes von Seiten des Magistrats ein sehr anmaßender und tadelnswerther Schritt der offenbarsten Widersetzlichkeit gegen die Congreßbeschlüsse, der schon an und für sich und ganz abgesehen von dem Inhalt eine ernste Zurechtweisung verdient.

In der Vorrede zu diesem Constitutions-Entwurf sucht man die Congreßbeschlüsse durch allerley Künste zu umgehen, beruft sich überall auf eine vermeintliche Sanktion der ehemahligen Zentralverwaltung<sup>14)</sup> welche doch selbst an jenem Constitutions-Entwurf vieles gemißbilligt hat, und als eine bloß provisorische Behörde auf keinen Fall hierüber eine Definitive und dem Congreß vorgreifende Entscheidung fällen konnte; und sucht die Beeinträchtigten durch Hoffnung auf die Zukunft und bloße Redensarten zu beschwichtigen. So heißt es z. B. in Hinsicht der Katholiken und Reformierten in der gedachten Vorrede: Der Senat selbst wünsche in der Zukunft bey sich ergebenden Vakanzen noch ein oder das andere Mitglied dieser beiden Glaubensbekenntnisse in den Senat aufzunehmen. Da der Senat aber die jetzt bestehende Zahl von nur 28 Mitgliedern fest zu behaupten sucht, indem er diese kleinere Anzahl, durch welche die Besoldung der Senatoren auf eine einfache Weise erhöht und verdoppelt wurde, als nothwendig für die Wohlfahrt des Staates betrachtet, so dürfte die den Katholiken gegebene Aussicht und Hoffnung wohl nur sehr entfernt und beschränkt sein. Nimmt man noch dazu, daß das Vorrecht der alten patrizischen Familien und Gesell-

<sup>13)</sup> Vgl. ebenda I, 95 f.

<sup>14)</sup> An deren Spitze stand der Freih. vom Stein; über sein Eingreifen in den Frankfurter Verfassungsstreit vgl. Schwemer, I, 82 ff.



schaften auf 7 Stellen im Senate aufrecht erhalten ist, daß manche sonst qualificirte Person durch die zu Senatorstellen erforderliche Eingeborenheit (dagegen in andern freien Städten nur eine 5 oder 10jährige Ansässigkeit erfordert wird) ohnehin ausgeschlossen bleibt, und daß auch die wegen der von den Senatorstellen ausschließenden Verwandtschaftsgrade bestehenden Gesetze die Katholiken vorzüglich treffen würden, deren geringere Anzahl von angesehenen und zum Senat geeigneten Familien vielfach untereinander verwandt und verschwägert sind, so kann man leicht ermeßen, welche Reihe von Jahren vergehen könnte, ehe sich auch nur eine zu Gunsten der Katholiken anwendbare Vakanz ergeben möchte, und wie aufrichtig die ganze den Katholiken zur Beruhigung als eine Art von Gnade in der Vorrede gegebene Hoffnung gemeint sey.

Wenn das nach außen hin gerichtete Betragen des dermaligen Stadtmagistrates gegen die Congreßbeschlüsse, die Bundesakte und gegen Österreich insbesondere vielen Tadel verdient, so ist auch im Innern die Unzufriedenheit über sein Verfahren gegen die Bürgerschaft sehr groß; eine Unzufriedenheit, die zu allgemein und zu einstimmig ist, und sich auch so ruhig äußert, daß sie wohl nicht ohne allen Grund seyn kann. Die inneren Zwistigkeiten jedoch, welche dahier zwischen den verschiedenen Stadtbehörden und Partheien zwischen Magistrat und Bürgerschaft obwalten, sind von sehr verwickelter Art und daher für einen Fremden nicht ganz leicht aufzufassen, können jedoch im erforderlichen Falle genau dargelegt werden. In der Voraussetzung, daß es gar nicht in der Absicht des allerhöchsten Hofes liegen könne in diese inneren Streitigkeiten sich irgend einzulassen, falls er nicht auf eine unabwendbare Weise dazu aufgefordert würde, sondern daß derselbe sich darauf beschränken wird, nur auf die pünktlichste Erfüllung der Kongreß- und Bundesbeschlüsse mit allem Nachdruck und voller Autorität zu dringen, alles innere aber der Stadt selbst zu überlaßen; beschränke ich mich für jetzt nur auf wenige kurze Bemerkungen über den gegenwärtigen Stand der Dinge und über den herrschenden Geist.

Die Vorwürfe, welche dem Magistrat im allgemeinen von der Bürgerschaft gemacht werden, beziehen sich auf dessen in allen Hinsichten willkürliches und eigenmächtiges Verfahren, welches man mit den alten hergebrachten Gerechtsamen nicht vereinbar findet. Besonders glaubt aber auch die Bürgerschaft, daß der Senat sie von dem Rechte der Mitberathung über die künftige Verfassung zu sehr ausschließen und sich so gut wie allein die Entscheidung darüber vorbehalten wolle. Schon aus diesem Grunde war man unzufrieden mit den zuletzt von dem Magistrat eingeleiteten Maßregeln über die Wahl von 56 und durch diese von 7 Personen, welche die Bürgerschaft vertreten und mit 6 andern vom Senat und Bürgerkolleg die Monita über die Verfaßung anhören sollte<sup>15)</sup>. Noch mehr aber wurde diese Unzufriedenheit erhöht durch den Umstand, daß der in der That sehr kurz angesetzte Wahltermin die Absicht zu verrathen schien, die Bürgerschaft durch die Eile des Verfahrens zu überrumpeln. Allgemein bekannt wurde der Aufruf zu den Wahlversammlungen erst am 20<sup>ten</sup>. Die Wahl sollte schon am 22<sup>ten</sup>

<sup>15)</sup> Vgl. Schwemer, I, 211 ff.

vor sich gehen. Sie kam aber nicht zu Stande, da die Bürgerschaft einstimmig eine längere Bedenkzeit begehrte, indem die Sache zu wichtig sey. Dieses Verlangen war nach dem Urtheil aller Vernünftigen so billig und gerecht, daß selbst der Senat sich dadurch bewogen fand, in diesem Stücke nachzugeben und nun einen neuen Wahltermin auf den 1<sup>ten</sup> Februar ansetzte, deßen Erfolg man jetzt abwarten muß. Bei der Unzufriedenheit der Bürgerschaft, so laut sich dieselbe auch ausspricht, sind bis jetzt auch die Grenzen der Mäßigung und Ordnung noch auf keine Weise überschritten worden, so sehr sich auch der Senat bemüht die Furcht davor zu verbreiten. Überhaupt bedient sich derselbe mancher nicht zu lobender Mittel. Auffallend muß es einem Fremden seyn, wie sich die Gerüchte und die Besorgnisse, daß die Stadt bairisch werden sollte<sup>16)</sup> und daß fremde Truppen in dieselbe einrücken würden, fort-dauernd immer wieder erneuern; man weiß aus zuverlässigen Quellen, daß der Senat selbst diese Gerüchte verbreiten läßt, um die Bürgerschaft nachgiebig zu machen. Dieses geschieht sehr unter der Hand, in allen öffentlichen gedruckten oder persönlichen Ermahnungen des Senats an die Bürgerschaft geht die Tendenz immer dahin, diese zur Nachgiebigkeit zu bewegen, damit doch nur ja der Bundestag mit den Angelegenheiten der Stadt, wie es in der Vorrede heißt, «unbehelliget bleibe». Gleichwohl haben die Herren vom Senat, die an der Spitze stehen, auf jede Weise und in eigens dazu veranstalteten diplomatischen Zirkeln den Gesandtschaften aller andern deutschen Staaten sich gesellschaftlich anzunähern, sie mit einseitigen Darstellungen einzunehmen und sie für sich zu gewinnen gesucht, um im Voraus der Majora beim Bundestage, wenn es doch an diesen kommen sollte, versichert zu seyn.

Zur Beurtheilung des ganzen möge noch folgende allgemeine Bemerkung dienen. Der allgemeinste Fehler der sämtlichen bestehenden hiesigen Behörden dürfte wohl eine sehr hartnäckige und tief eingewurzelte Intoleranz seyn. Von diesem Fehler ist gewiß auch die Bürgerschaft nicht ganz frey, nur äußert er sich im Senat für jetzt wenigstens thätiger und schädlicher. Was die Individuen betrifft, die das ganze leiten, so sind sie wohl am meisten von einem ganz eigenthümlichen Souveränitätsdünkel beseelt. Man könnte geneigt sein, das als eine unschuldige Thorheit mehr zu belächeln als ernsthaft zu rügen, wenn nicht die Folgen so schädlich wären und die oben angegebenen Mitteln und Intriguen, deren man sich bedient, das unedle des ganzen Strebens bezeichnen.

Wenn überhaupt ein so kleiner Staat wie Frankfurt (durch einige Personen, die jetzt an der Spitze stehen, dazu verleitet) sich auch gleichsam als europäische Macht konstituiren und den Kongreßbeschlüssen und Bundesgesetzen Trotz bieten, und sich widersetzen will, denen derselbe doch nichts als lauter Wohlthaten und seine ganze Existenz verdankt; so ist dies freilich auf den ersten Anschein lächerlich genug. Es hat aber auch seine Ernsthafte Seite und was aus einem Solchen

---

<sup>16)</sup> Bayern machte in Verfolgung seiner großbayerischen Pläne wiederholt Anstrengungen, in den Besitz Frankfurts zu gelangen. Vgl. Schwemer, I, 69 ff., 113 ff.

Beispiel für die fernere Entwicklung und Nichtentwicklung oder Auflösung des gesammten deutschen Bundes folgen würde, ist zu einleuchtend, als daß es einer weiteren Auseinandersetzung bedürfte.

Nachdem die Frankfurter Angelegenheiten einmahl zu einer solchen Krisis gekommen sind, und sich bei dem Magistrat die unverkennbare Absicht kund gibt, seine Pläne gegen die ausdrücklichen Kongreßbeschlüsse und den deutlich erklärten Willen des österreichischen Hofes durchzusetzen, ist das Verfahren desselben in dieser Angelegenheit von der entscheidendsten Wichtigkeit für die ganze Stellung der Kayserlichen Gesandtschaft am deutschen Bundestage, deren Ansehen, wo nicht ganz gefährdet seyn, doch sehr darunter leiden würde, wenn man hier eine gewiß unverdiente Nachsicht, die man übrigens schon so oft verkannt hat, von neuem eintreten lassen wollte.

An wirksamen Maaßregeln und Zurechtweisungen des Kaiserlichen Hofes bei dem Magistrat mehr Nachdruck zu verschaffen, kann es wohl nicht fehlen. Selbst die abermahlige Ernennung des Syndikus Danz<sup>17)</sup> bietet vielleicht eine schickliche Gelegenheit dazu dar. Diese Wahl, die auch in Hinsicht der gewählten Person eben nicht glücklich zu nennen ist, kann eigentlich nicht wohl für gültig anerkannt werden, da der gegenwärtige Senat (nach der allgemeinen Meinung und nach seinem eigenen Geständniß nur eine provisorische Behörde) einen solchen Deputierten zu ernennen nicht berechtigt ist, was er erst dann seyn würde, wenn er — der Senat selbst — mit der gehörigen Anzahl katholischer Mitglieder nach der im Congreßbeschuß festgesetzten Gleichheit vollständig konstituiert und definitiv anerkannt würde. Daß der Syndicus Danz als Deputirter der damahls noch provisorisch verwalteten Stadt Frankfurt, dennoch zur Unterzeichnung der Bundesakte mit zugelassen wurde, war eine Vergünstigung, aus der man kein Recht folgern kann; und es geschah auch nur in der Voraussetzung, daß die definitive Verfassung der Stadt, und ein neuer vollständiger Senat mit nächsten zu Stande kommen und das Provisorium nicht von dem dermahligen Magistrate gegen das wahre Interesse der Stadt so lange fortgesetzt werden würde.

Wenn man von Seite des allerhöchsten Hofes und der kaiserlichen Gesandtschaft den Herrn Danz als Deputirten anzuerkennen verweigerte, oder wenigstens bis zur pünktlichen Erfüllung der Kongreßbeschlüsse ablehnte, so würde dies den Magistrat wohl etwas nachgiebiger stimmen und vielleicht wieder auf den rechten Weg zurückführen.

Wenn übrigens der § 46 in seinem zweyten Abschnitte für alle Diskussionen, die sich (unter den verschiedenen Stadtparteien) über die künftige Verfassung erheben sollten, an den Bundestag verweist, so ist die erste Hälfte desselben Artikels, welcher die vollkommene Gleichheit der Rechte zwischen den 3 christlichen Confessionen als absolutes und erstes Fundamentalgesetz festsetzt, von jener Verweisung nicht durchaus abhängig und darauf beschränkt. Es könnte nämlich der Fall eintreten, der bei der entschiedenen Majorität der Lutheraner in der Bürgerschaft und im Rath und bey der in ihnen vorherrschenden Ge-

---

<sup>17)</sup> Er war der Vertreter der Stadt Frankfurt auf dem Wiener Kongreß. Vgl. über ihn Schwemer, I, 37 und 102 ff.



sinnung sehr denkbar ist, daß Senat und Bürgerschaft in vollkommenem Einverständnis eine höchst intollerante, mit jenem vom Kongreß festgestellten Grundgesetz durchaus streitende Verfassung einführen wollten; wo denn also bey einem solchen Einverständnis gar keine Diskussionen über die Verfassung und also auch keine Verweisung an den Bundestag stattfinden; ja wenn die Katholiken durch Furcht oder Überredungskünste zum Stillschweigen gebracht wären, nicht einmal ein Kläger bey denselben auftreten würde, hätten dann in diesem vorausgesetzten Falle, der sehr bald zur Wirklichkeit kommen kann, nicht noch ganz abgesehen von dem Bundestage die vier alliirten Hauptmächte als Exekutoren der Congreßbeschlüsse und unter ihnen zunächst die beiden deutschen Hauptmächte und vor allen Österreich, als welches zuletzt das Provisorium in Frankfurt verwaltet und dasselbe dem gegenwärtigen Magistrat übergeben hat, das Recht ja sogar die Pflicht, auf die Erfüllung jenes so gerechten und weisen Congreßbeschlusses über die Religionsgleichheit als Fundamental Gesetz der Frankfurter Verfassung peremptorisch zu dringen?

Aus diesem Standpunkt scheint es, daß Österreich nicht bloß als den Vorsitz führende Mitglied des deutschen Bundes auch noch in einer viel allgemeineren Cathegorie das Recht und auch die Verpflichtung hätte, den anmaßlichen Schritten des Frankfurter Magistrats alle erforderlichen kraftvollen Maßregeln und ernste Zurechtweisungen entgegenzusetzen.

Fr. v. Schlegel.

### III<sup>18)</sup>. (Zu Ungar. Rundschau. Jahrg. 1913, S. 668 f.)

#### Aufsatz v. Schlegel über die Eintheilung der Materie.

Diejenigen Präliminarfragen und allgemeinen oder besonderen Gegenstände, welche bey der Bundesversammlung zuerst in Berathung zu nehmen sind, und gleich Anfangs in Anfrage kommen werden, zerfallen in verschiedene Claßen, je nachdem die Quelle verschieden ist, aus welcher die Nothwendigkeit oder die Wahrscheinlichkeit hervorgeht, daß sie sogleich oder doch sehr bald nach der Eröffnung des Bundestags vorkommen müssen.

Bev einigen gründet sich diese Nothwendigkeit, sie gleich Anfangs näher zu bestimmen, auf die Natur der Sache selbst, und auf das wesentliche

<sup>18)</sup> »Deutsche Akten 115.« Der Aufsatz ist nicht von Schlegels Hand geschrieben; die Aufschrift rührt wieder von einer anderen Hand her. Das Schriftstück ist weder datiert, noch von Schlegel unterzeichnet. Daß es jedoch von Schlegel verfaßt ist, verbürgt die Aufschrift vollkommen. Die Entstehung im Anfange des Jahres 1816 wird bewiesen durch Ausdrücke, wie: »Fängt man hingegen mit der Revision oder Erläuterung der Bundesakte an . . ., so würden gleich anfangs manche Diskussionen . . . wieder an die Reihe kommen, die schon in Wien sehr schwierig waren . . ., die hier aber . . . besser unberührt bleiben möchten«; und: »Dahin gehören manche Spezial-Gegenstände, wie z. B. für die Regulirung der Pensionen für die überrheinischen Geistlichen in der Bundesakte Art. 15 [von 1815] eine Jahresfrist, also der nicht mehr sehr entfernte Termin bis zum 8<sup>ten</sup> Juny d. J. [also 1816] bestimmt ist.« Ein Begleitschreiben Buols liegt dem Schriftstücke nicht bei.

Bedürfniß eines geregelten Geschäftsganges. Dahin gehören alle auf die Eröffnung, erste Constituirung und äußere Existenz der Bundesversammlung, und auf die Form der Bundesverhandlungen sich beziehenden Fragen. — Bey einigen Gegenständen gründet sich die Verpflichtung, sie baldigst in Berathung zu ziehen, darauf, daß sie vermöge ausdrücklicher Stipulationen in andern Staats-Verträgen, oder auch in der Bundes-Akte als Gegenstände einer baldigen oder der ersten Berathung der Bundesversammlung sind bezeichnet worden. Dahin gehört außer einigen Spezial-Gegenständen besonders die im Art. 10<sup>19)</sup> der Bundesakte als das erste Geschäft der Bundesversammlung festgestellte Anordnung der organischen Gesetze über die auswärtigen, inneren und militärischen Verhältnisse des Bundes. — Bey einer dritten Claße von Gegenständen liegt die Unvermeidlichkeit, sich schon vom Anfang an auf ihre Behandlung gefaßt zu halten, darinn, daß sie durch eine Anforderung von Außen gleich zu Anfang oder doch sehr bald der Bundesversammlung zur Berathung dürften hingestellt werden, wenn sie gleich ihrer Natur nach nicht eigentlich zu den Präliminarfragen gehören, sondern schon in das Wesentliche der gesammten organischen Bundes-Gesetzgebung eingreifen. Außer manchen speziellen Reklamationen und Petitionen, die sich nicht alle auf die Zukunft werden verweisen laßen, gehört hierher vorzüglich die Frage von der Zulaßung oder Nichtzulaßung der fremden Gesandten; eine Frage, auf deren Entscheidung die Erwartung des Publikums und das Interesse der Höfe gleich sehr gespannt ist.

Eine kurze Aufzählung und Betrachtung der einzelnen unter diese drey Claßen fallenden Gegenstände, wird sowohl ihre Menge, als ihre größere oder geringere Wichtigkeit deutlich machen:

1<sup>te</sup> Claße. Präliminar-Fragen über die Eröffnung des Bundestags, die Constituirung und äußere Existenz der Bundesversammlung, und den formellen Gang der Bundes-Geschäfte.

a) Eröffnung des Bundestags und Acceptation der zur Bundesakte durch unbedingte Aceßion hinzugetretenen Mitglieder.

Wenn die Feyerlichkeit und Form der ersten Eröffnung des Bundestags nur durch eine vertrauliche Präliminar-Berathung von der präsidierenden Gesandtschaft eingeleitet werden kann; so scheint sich, sobald die wirkliche Eröffnung durch die Legitimierung und gegenseitige Auswechselung der Vollmachten aller derjenigen Gesandten, welche die Bundesakte am 8<sup>ten</sup> Juny 1815 unterzeichnet hatten, geschehen und vollzogen ist, an dieses erste Geschäft kein anderes so nah und unmittelbar anzuschließen, als die formelle Einführung der neu hinzutretenden Bundes-Mitglieder oder die Acceptation der von Baden schon geschehenen, von Würtemberg zu erwartenden Aceßion, — Ob die in der Congreßakte Art. 48, 49 und 50 für Heßen-Homburg festgesetzte und ihm wieder ertheilte Landeshoheit

---

<sup>19)</sup> Der Art. 10 der Bundesakte, auf welchen Schlegel im folgenden wiederholt Bezug nimmt, lautet: «Das erste Geschäft der Bundesversammlung nach ihrer Eröffnung wird die Abfassung der Grundgesetze des Bundes und dessen organische Einrichtung in Rücksicht auf seine auswärtigen, militärischen und inneren Verhältnisse sein.» Ph. A. G. v. Meyer, «Corpus Juris confoederationis Germanicae». II, 3, 5.

Souverainität so zu verstehen sey, daß sie die Einführung dieses Hauses mit einer Stimme in das Plenum unmittelbar zur Folge haben muß, scheint wohl noch einer höheren Entscheidung zu unterliegen. Selbst in bejahendem Falle aber würde die Frage, welcher Curiat-Stimme in der engern Bundesversammlung der 17, Heßen-Homburg zugetheilt werden soll, einer weiteren Berathung bedürfen, und vielleicht erst später sie mit andern organischen Verfügungen zugleich zur Entscheidung kommen können.

b) Fragen, die demnächst und gleich in den ersten Sessionen näher bestimmt werden müssen, sind die über das Lokal, Tag und Stunde und die ganze äußere Einrichtung der Bundes-Conferenzen, der Protokollführung und der Bundes-Kanzley; über die Mittheilung der Protokolle u. s. w. aus der Bundes-Kanzley der präsidirenden Gesandtschaft an die übrigen Gesandtschaften; die Frage, ob die Sessionen bloß am Schluß jeder Sitzung für das nächstemahl zu bestimmen, oder ob sie regelmäßig wöchentlich 1 oder 2 mahl zu halten seyen; in welcher Weise die außerordentlichen Sitzungen durch die präsidirende Gesandtschaft angesagt, oder die ordentlichen in eintretenden Verhinderungsfällen abgesagt werden sollen u. s. f.

Auch die für die präsidirende Gesandtschaft so besonders wichtige Frage über die Substitution der Gesandten im Verhinderungsfalle dürfte um so mehr gleich Anfangs zur Sprache kommen, da wirklich eine eventuelle Substitution für die Eröffnung des Bundestags schon gegenwärtig Statt findet, von Seiten des Meklenburgischen Gesandten an den Königl. Dänischen.

Die gänzliche Unstatthaftigkeit einer Substitution des Präsidirenden Gesandten durch einen andern Bundes-Gesandten (eine Substitution, welche gar leicht als Einleitung zu einer Art von Condirektorium benutzt werden könnte), ferner das Recht, die ordentlichen Sessionen abzusagen, und die außerordentlichen anzusagen sind sehr wichtige Punkte für die freyere Wirksamkeit und den Einfluß der präsidirenden Gesandtschaft.

Noch ungleich wichtiger aber ist die Frage von dem Vortrag der Berathungsgegenstände, und der dabey zu beobachtenden Ordnung und Regel. Nach dem Art. 5 der Bundesakte ist es unläugbar, daß die präsidirende Gesandtschaft die höchst wichtige Befugniß haben soll, alle Propositionen zum Vortrag zu bringen, weil es sonst keinen Zweck hätte, daß ihr in demselben Art. „die Verpflichtung aufgelegt ist, die Vorschläge die jedes Bundesglied zu machen befugt ist, in einer zu bestimmenden Zeitfrist, der Berathung zu übergeben“. In welcher Form nun aber die Propositionen von den andern Gesandtschaften der den Vorsitz führenden und mithin auch den materiellen Gang der Geschäfte leitenden und die einzelnen Materien zum Vortrag bringenden Gesandtschaft mitgetheilt werden sollen; wie und in welcher Zeitfrist und Ordnung sie von dieser vielleicht für jede nächstkommende Confrenz im voraus anzukündigen und demnächst zum Vortrag zu bringen seyen, wie die ordentlichen und regelmäßigen Hauptberathungs-Gegenstände mit außerordentlichen Materien und urgenten Vorschlägen oder Anfragen, und Inzident-Punkten zu koordiniren seyen; das alles muß durch ein ausführliches Geschäfts-Regulativ sofort nach Eröffnung der Bundes-Versammlung von dieser selbst näher bestimmt werden. — Es läßt sich mit Wahrscheinlichkeit hoffen, daß in jedem Fall dies auf eine solche Weise geschehen wird, daß Österreich,



ohne eine allzu deutlich hervorstechende Prerogative, doch durch den im Allgemeinen schon eingeräumten Vorsitz einen sehr bedeutenden Einfluß auf die Leitung des Bundes sowohl für positive als für negative Zwecke erhalten wird.

Rathsam dürfte es wohl seyn, bey allem was wenigstens vorläufig gleich Anfangs über den formellen Gang der Geschäfte verfügt werden muß, sich die nähere definitive Festsetzung bey den organischen Gesetzen noch ausdrücklich vorzubehalten. Für den deutschen Bund als ein politisches Wesen von ganz neuer und eigner Art, können auch die ihm angemessenen Formen erst Schritt für Schritt mit der weitren Entwicklung des Bundes selbst ausfindig gemacht werden, und müssen sich durch die praktische Anwendung bewähren. Es ist wohl denkbar, daß bey der ersten provisorischen Einrichtung für den Gang der Bundes-Geschäfte noch einiges übersehen würde, dessen Bedürfniß man nachgehends fühlte, oder auch einiges verfügt wäre, was in der praktischen Ausführung nachher als unbequem oder nicht genügend befunden würde.

Für Österreichs Präsidium und Prerogative, die wenigstens für den negativen Einfluß nicht weit genug ausgedehnt werden kann, so schonend und unscheinbar sie auch besonders Anfangs hingestellt werden muß, würde dieser Vorbehalt einer definitiven Regulirung wohl eher vortheilhaft, in keinem Fall aber nachtheilig seyn. Österreich will, für jetzt wenigstens, nichts Positives von dem Bunde und mit dem Bunde; es muß sich aber und zwar gleich Anfangs, in die Stellung setzen, daß der Bund durchaus keine Richtung nehmen und überhaupt nichts werden kann, was Österreich nicht will.

Im allgemeinen müßte man bey der Regulirung des formellen Ganges der Bundesgeschäfte auch wohl besonders dahin sehen, daß nicht etwa der Regensburger Geschäftsgang zu sehr als Vorbild und Regel betrachtet werde, wohin einige Gesandtschaften allerdings zu neigen scheinen. Ein ganz natürlicher Grund, dieses eher zu vermeiden liegt schon darin, daß der neue Bund auch einer neuen Form bedarf. Und nachdem fast alles das, was der Reichstag auch in seiner letzten Form für Österreich und Deutschland aus der alten Zeit noch Großes und wahrhaft Vortheilhaftes hatte, verlohren und auf den Bund nicht mehr anwendbar ist, dürfte wenn man die Regensburger Formen zum Muster des Bundestags nehmen wollte, nur grade das Nachtheilige, Fehlerhafte und Schleppende der alten Reichs-Verfassung übrig bleiben, und dies dem Ansehn und Credit des Bundestags in der öffentlichen Meinung außerordentlich schädlich seyn. — Allerdings werden, um einen einzelnen Fall anzuführen manche wichtige Geschäfte auch bey dem Bundestage durch besondere Bundes-Deputationen bearbeitet und vorbereitet werden müssen; die aber deswegen in ihrer Form den alten Reichs-Deputationen gar nicht gleich zu seyn brauchen. Es ist um so weniger rathsam, für diese Bundes-Deputationen, deren Bedürfniß gleich mit dem Anfange der essentiellen Geschäfte fühlbar werden wird, gleich Anfangs eine bindende und beschränkende Form anzuerkennen oder festzustellen, je wichtiger die Einrichtung dieser Bundes-Deputationen für den Wirkungskreis der präsidirenden Gesandtschaft seyn wird.

Mit der Regulirung des äußeren Geschäftsganges, der Conferenzen, Protokollführung, Bundes-Kanzley hängt auch noch die Frage zusammen, unter welcher Garantie und Aussicht die etwaigen offiziellen Bekannt-

machungen der Bundesbeschlüsse und Akten geschehen und durch welche Mittel die nicht offiziellen und ungerufenen Bekanntmachungen gleicher Art verhindert werden sollen. Dieses führt die Frage von der Errichtung einer Bundes-Censur herbey, die im Namen der ganzen Bundes-Versammlung entweder durch die präsidirende Gesandtschaft, oder durch eine aus mehreren Mitgliedern bestehende Bundes-Commißion ausgeübt werden müßte.

c) Überhaupt gehören wohl c) auch die rechtlichen Exemptionen und gesandtschaftlichen Privilegien, welche für die Bundes-Versammlung von Seiten der Stadt Frankfurt zu stipuliren seyn möchten, zu den Gegenständen, welche nach der Natur der Sache gleich Anfangs eine nähere Bestimmung erheischen. Sollte die oberwähnte Bundes-Censur statt finden, so dürfte darüber eine Verabredung mit der Stadt Frankfurt um so mehr erfordert werden, als die offizielle Bekanntmachung der Bundes-Beschlüsse, so wie auch eine anerkannt offizielle Bundes-Zeitung, wenn eine solche nach dem gemachten Projekt bewilliget werden sollte, doch unmöglich der Stadt Frankfurter Censur unterworfen seyn könnte; dagegen aber selbst die dahier schon bestehenden Zeitungen, insofern sie nach Eröffnung des Bundestags Nachricht von den Bundes-Verhandlungen werden geben wollen, wohl einer geregelten Aufsicht zu unterstellen seyn dürften.

d) Noch giebt es aber d) einen besonderen Gegenstand von ganz eigener Art, der zwar nicht grade gleich bey der ersten Eröffnung, aber doch sehr bald und schon bey den bloß die Form betreffenden Berathungen, unvermeidlich zur Sprache kommen muß und der seiner Wichtigkeit wegen eine besondere Betrachtung verdient. Man wird sich bey den Berathungen, sobald diese nur irgend wesentlich anfangen, auf die einzelnen Artikel der Bundesakte beziehen, und da wird dann sehr bald fühlbar werden, wie diese Artikel weniger wegen einer undeutlichen Abfaßung, als wegen der so vieles unbestimmt lassenden Kürze fast überall einer Erläuterung und näheren Bestimmung bedürfen. An sehr von einander abgehenden Auslegungen einzelner Artikel fehlt es schon jetzt nicht; auch nicht an wenigstens scheinbaren Widersprüchen in einigen einzelnen Punkten, die eine authentische Erklärung und Entscheidung unausweichlich erfordern. Daß diese Lücken schon gleich bey den ersten, noch bloß den formellen Geschäftsgang betreffenden Berathungen schon fühlbar werden müssen, ist um so einleuchtender, da selbst der auf diesen Geschäftsgang sich beziehende und den Vorsitz Österreichs festsetzende 5<sup>te</sup> Art. der Bundesakte, so deutlich und klar er auch abgefaßt ist, doch in seiner Kürze allein schon eine ganze Reihe von Fragen veranlassen und eben so viele Erläuterungen erheischen könnte. Das Bedürfniß einer solchen authentischen näher bestimmenden, und hier und da auch berichtigenden Erläuterung der Bundesakte wird so allgemein gefühlt, daß es gar nicht zu verwundern seyn würde, wenn gleich zu Anfang irgend eine bedeutende Stimme mit dem förmlichen Antrag zu einer durchgehenden Revision der ganzen Bundesakte hervortreten sollte; um so mehr, da auch einige Schluß-Vota in den letzten Wiener Bundes-Conferenzen ihre Meinung über das Mangelhafte der Bundesakte entschieden genug aussprachen, und in der Bundesakte selbst die mögliche Abänderung der Grundgesetze (Art. 6) ausdrücklich vorbehalten ist. Wenn nun aber auch eine eigentliche Revision der Bundes-Akte anstößig und bedenklich erscheinen sollte, und also in dieser

Form wenigstens abgelehnt werden müßte, so wird man doch auf das Bedürfniß einer authentischen Erläuterung und näheren Sinnes-Bestimmung derselben zu vielfältig hingeführt, als daß man einen Beschluß über diesen Gegenstand umgehen oder auch nur so lange zurückhalten könnte.

Es ergeben sich hieraus zwey Fragen, die einer höheren Entscheidung unterliegen und bedürfen; erstlich, ob man eine eigentliche Revision und Umschmelzung der Bundesakte begünstigen oder unter der milderen Form einer authentischen Erläuterung alle nöthigen näheren Bestimmungen und Modifikationen der Bundesakte einleiten wolle; zweitens tritt die Frage ein, ob man unverzüglich nach beendeter Regulirung aller Formalien diese Revision oder authentische Erläuterung der Bundesakte eintreten laßen will, oder ob man zuvor zu der Abfaßung der sämtlichen organischen Gesetze schreiten will, die der Art. 10 der Bundesakte als das erste (nicht mehr bloß präliminäre und die Form betreffende, sondern in die wesentliche Aufgabe des Bundestages eingehende) Geschäft des Bundestages feststellt.

Das letzte scheint ungleich rathsamer; denn wenn die organischen Gesetze über alle militärischen, inneren und äußeren Verhältnisse einmahl festgestellt und beendet sind, so wird es nachher leicht seyn, die Bundesakte darnach zu erklären, und zu modifiziren; ja erforderlichen Falles in der Folge sogar ganz neu zu redigiren. Fängt man hingegen mit der Revision oder Erläuterung der Bundesakte an, wo man Artikel für Artikel durchgehen müßte, so würden gleich Anfangs manche Diskußionen (z. B. über die Curiat-Stimmen der Mediatisirten) wieder an die Reihe kommen, die schon in Wien sehr schwierig waren, wo doch der Wunsch des baldigen Abschlusses alle zur Nachgiebigkeit stimmte, die hier aber wenigstens für den Anfang wohl beßer unberührt bleiben möchten. Auch würde man sich durch die abermalige feyerliche Bestätigung so mancher Artikel, wenn man nicht den Schein haben wollte, die ganze Bundesakte umstoßen und neu zu machen, die Hände für die Zukunft zu sehr binden. Bleibt dagegen die Revision oder Erläuterung der Bundesakte noch ausgesetzt, und geht man unverzüglich an die Bearbeitung und Abfaßung der organischen Gesetze, so wird es viel leichter seyn, auf diesem indirekten Wege und in einer schonenderen Form zu jeder als nothwendig erkannten wesentlichen Verbeßerung oder Abänderung zu gelangen.

Die II<sup>te</sup> Claße der ersten Berathungs-Gegenstände der Bundesversammlung bilden diejenigen, welche durch frühere Stipulationen als solche festgestellt sind.

Dahin gehören manche Spezial-Gegenstände, wie z. B. für die Regulirung der Pensionen für die üerrheinischen Geistlichen in der Bundesakte Art. 15 eine Jahresfrist, also der nicht mehr sehr entfernte Termin bis zum 8<sup>ten</sup> Juny d. J. bestimmt ist.

Die weitere Regulirung über die Bundesfestungen wurde ebenfalls in einer der letzten Pariser Conferenzen an den Bundestag zur baldigen Berathung gewiesen, die auch von mehreren Gesandtschaften bestimmt gewünscht wird; dürfte aber wohl von den übrigen organischen Gesetzen über das Vertheidigungs-System und die militärischen Verhältnisse des Bundes nicht getrennt werden können.

Den wichtigsten Gegenstand dieser II<sup>ten</sup> Claße bildet ohne Zweifel, die



im oberwähnten 10<sup>ten</sup> Art. festgestellte Abfaßung der organischen Gesetze über die auswärtigen, inneren und militärischen Verhältnisse des Bundes. Von der Entscheidung dieser Frage und von den Resultaten dieser Arbeit hängt eigentlich die Stelle ab, welche der Bundestag künftig in Deutschland behaupten soll, sein ganzes äußeres Ansehn nicht minder, wie sein innerer Gehalt. Ehe diese wesentlichen Berathungen aber beginnen, dürfte es nothwendig seyn, ein festes und auf alle erdenkliche Fälle berechnetes System vorgezeichnet zu haben, wobey es auf die Hauptfrage ankommen wird, ob man den Bund fester knüpfen und bedeutender machen, ihm Leben, Kraft und Charakter geben, oder aber ob man ihn in fortdauernd negativer Behandlung so lose und schwach erhalten will, was aber in einem nicht gar entfernten Termin wahrscheinlich zu einer gänzlichen Auflösung oder Erlöschung deßelben führen dürfte, wovon sich die möglichen Folgen wohl schwerlich im voraus alle berechnen laßen. Daß die Abfaßung der organischen Grundgesetze das erste Geschäft der Bundesversammlung seyn sollen, ist in dem Art. 10 zu bestimmt ausgesprochen, als daß dieses Geschäft, sobald die Regulirung aller Formalien beendet seyn wird, länger aufgeschoben bleiben könnte, wenn nicht das Ansehn des Bundestags und der Credit des Bundes selbst außerordentlich darunter leiden sollen. Übereilt darf diese Arbeit, das eigentliche Hauptgeschäft des Bundes, freylich nicht werden, aber auch nicht zu lange ausgesetzt; je eher man vollständig vorbereitet und ausgerüstet an dieses Geschäft gehen kann, mit je mehr Ernst, Gründlichkeit und Würde es behandelt werden wird, je mehr Achtung wird der Bundestag und der Bund selbst gewinnen. Bey der Neuheit des Bundes ist es schwer, über die Dauer der Berathungen im voraus Vermuthungen mit irgend einiger Sicherheit zu wagen. Indeßen dürfte sich doch wohl ungefähr so viel bestimmen laßen, daß die Regulirung aller Formalien und bloßen Präliminar-Fragen, da die Conferenzen, wenn die Eröffnung nach so langem Aufenthalt einmahl geschehen ist, Anfangs nicht zu selten seyn dürften, vielleicht nur 6 Wochen, schwerlich aber mehr als 2 Monathe ausfüllen werden. Die Abfaßung der organischen Gesetze wird, wenn sie so gründlich durchgeführt wird, wie es dem Bedürfniß des Bundes und dem Sinn der Bundesakte gemäß ist, aufs mindeste 6 Monathe, wo nicht längere Zeit erfordern. Doch ist schwer, darüber im voraus etwas näheres zu bestimmen.

Die III<sup>te</sup> Claße der ersten Berathungsgegenstände der Bundesversammlung bilden diejenigen, welche durch eine Anforderung von Außen gleich Anfangs an den Bundestag kommen dürften. Wenn die Eröffnung deßelben noch einige Zeit ausgesetzt bleibt, so werden sich bis dahin schon manche Reklamationen, Beschwerden und Petitionen anhäufen, von denen doch eine oder die andere wohl eine Berücksichtigung oder auch des Zusammenhangs mit andern Verhältnissen wegen, eine unmittelbare Erledigung erheischen wird, wie z. B. die angesuchte Erlaubniß wegen einer Bundeszeitung. — Auch die Stadt Frankfurtische Verfaßungs-Behandlung dürfte ohne allen Zweifel bald nach Eröffnung des Bundestags an denselben kommen; in welchem Falle als dann selbst die Behandlungsweise eines solchen Gegenstandes richterlicher Entscheidung, als Regel für die Zukunft wichtig und auch gleich für das Ansehn und die Autorität des Bundestags in ganz Deutschland von entscheidender Wirkung seyn wird.

Die Frage von der Zulaßung oder Nicht-Zulaßung der auswärtigen Gesandten wird bloß deswegen fälschlich als eine Präliminarfrage betrachtet, weil die Erwartung des Publikums und das Interesse der Cabinette so sehr darauf gespannt ist. Aber mit dem größten Unrecht; denn daß die Fragen, ob die Bundesversammlung (die nicht einen Bundesstaat, sondern einen Staaten-Bund repräsentirt) als solche überhaupt Gesandte empfangen und absenden kann, ob die alten Reichs-Garantien mit der alten Reichs-Verfassung erloschen seyen oder nicht, ob die neue Garantie der 7 Congreßmächte stehende ordentliche oder außerordentliche Gesandtschaften ohne bestimmtes Objekt erheischen und begründen könne, oder nicht; zu den auswärtigen Verhältnissen gehören, welche in Art. 10 der Bundesakte ausdrücklich vorbehalten sind und durch die organischen Gesetze erst näher bestimmt werden sollen, wodurch diese höchst wichtige publizistischen Fragen erst entschieden werden müssen; das leidet wohl gar keinen Zweifel. Sehr rathsam dürfte es allerdings seyn, die Frage über die Zulaßung der fremden Gesandten auf die angegebene ganz konstitutionelle Weise vors erste ausweichend zu beseitigen und ihre Entscheidung auf die organischen Gesetze über die auswärtigen Verhältnisse zu verweisen. Durch den Aufschub wird vors erste schon Zeit gewonnen, um die allgemeine und besondere Stimmung über diesen so höchst wichtigen Gegenstand näher zu erforschen, und nach dem gefaßten Entschlusse zu bearbeiten. Und sollten ja Österreich und Preußen aus höheren Rücksichten der allgemeinen Europäischen Politik die Zulaßung der fremden Gesandten in der Folge unvermeidlich finden, so wird diese als dann weniger schädlich seyn; wenn der Bund erst durch die Abfaßung der organischen Gesetze mehr Festigkeit gewonnen haben wird; unter denen man die über die militärischen Verhältnisse und das Defensiv-System des Bundes zuerst, dann die das Innere betreffende, und zuletzt die über die auswärtigen Verhältnisse vornehmen müßte. Sollten aber die fremden Gesandten gleich bey der ersten Eröffnung des Bundestags zugelassen werden, so wäre daraus die größte Störung in dem Gange und den Verhältnissen des Bundestages selbst, so wie auch der nachtheiligste Eindruck auf die öffentliche Meinung und allgemeine Stimmung mit Gewißheit vorzusehen.

Im Allgemeinen dürfte, um dem Bundes-Tage Ansehn und Zutrauen zu verschaffen, nichts wirksamer seyn, als wenn der Gang der Bundesverhandlungen so regelmäßig als möglich in dem Hauptgeschäfte der ersten formellen Regulirung und dann der Abfaßung der organischen Gesetze fortarbeitete, ohne sich durch Spezialgegenstände und einzelne Debatten zu sehr abziehen und zerstreuen zu lassen. Regelmäßige und lieber seltne, aber desto inhaltsreichere und wichtigere Sitzungen, würden mehr Wirkung hervorbringen als häufige, aber kurze, in ihrem Geschäftsgange unregelmäßige und ihrem Inhalt wenig bedeutende Sitzungen. Selbst die Eröffnung des Bundestages, so sehr die baldigste Eröffnung desselben allgemein gewünscht wird, wird doch erst dann wahrhaft wünschenswerth seyn, wenn man gewiß seyn kann, daß nach der Eröffnung nicht gleich wieder eine neue Stockung oder Spannung eintreten, sondern die Bundesverhandlungen, wenn sie einmahl begonnen haben, dann auch ununterbrochen und kraftvoll fortschreiten werden.

IV <sup>20)</sup>. (Zu Ungar. Rundschau. Jahrg. 1913, S. 685 ff.)**Bemerkungen über den Königl. Preußischer Seits in Vorschlag gebrachten Traktat, die Einrichtung des deutschen Bundes betreffend.**

Das Bedürfniß einer festeren Consolidirung des deutschen Bundes wird fast einstimmig gefühlt und zugestanden; den Wunsch darnach haben schon bey der Unterzeichnung der Bundes-Akte mehrere Schlußvota deutlich und entschieden ausgesprochen.

Daß einige von denjenigen Mächten, deren Stimme von vorzüglichem und entscheidendem Gewicht in Deutschland ist, über diese gewünschte festere Consolidirung des deutschen Bundes vorläufig unter sich in ein näheres Einverständniß träten, dagegen läßt sich auch an sich nichts einwenden, vielmehr dürfte dies zu einer glücklichen Einleitung der ganzen Sache sehr dienlich seyn.

Nur müßte

1) dabey mit der möglichsten Schonung der einmahl feyerlich unterzeichneten und unter die Congreß-Beschlüsse aufgenommenen Bundesakte verfahren, und müßten alle Mittel einer weiteren Vervollkommnung und Consolidirung des Bundes auf dem in der Bundes-Akte selbst angedeuteten oder doch freygelassenen constitutionellen Wegen eingeleitet, der Grundvertrag selbst aber keineswegs wieder gleich umgestoßen oder ganz umgangen werden.

2) Würde es, wenn eine solche vorläufige Berathung als ein förmlicher Traktat allein zwischen den zwey Hauptmächten des deutschen Bundes abgefaßt werden sollte, nur den Schein erregen, als wollten diese eine eigentliche Diktatur über die sämtlichen andern deutschen Staaten einleiten und an sich reißen.

Fände man es nun auch zweckgemäß eine solche vorläufige nähere Verabredung und gemeinschaftlichen Behandlungs-Entwurf der deutschen Bundes-Angelegenheiten in Gestalt eines förmlichen Traktats abzufaßen, so dürfte es desfalls sehr rathsam seyn, gleich Anfangs wenigstens Hannover als die zweyte Hauptmacht im nördlichen Deutschland mit zu diesem Traktate herbeyzuziehn, und wo möglich noch vor dem Abschluß wenigstens auch der Zustimmung von Baiern sich zu vergewißern.

Ein vorläufiger Traktat, wie der gegenwärtig vorgeschlagene zwischen den zwey deutschen Hauptmächten allein abgeschlossen, würde den Schein einer doppelten Diktatur unvermeidlich an sich tragen, auch würde dadurch schon ipso facto das Preußische Condirektorium auf eine Weise constituirrt werden, welche mit dem Sinne der Bundes-Akte in offenbarem Widerspruche, den Wünschen und der Meinung aller übrigen deutschen Mächte diametral entgegen gesetzt und auch dem wohlverstandenen Interesse Österreichs durchaus nicht angemessen seyn würde.

Über die einzelnen Punkte des Vorgeschlagenen Traktats bieten sich noch folgende Erinnerungen dar.

Bey der in § 1 und § 2 in Vorschlag gebrachten Theilung der Direktorial-Vorrechte würde Österreich fast nur darauf beschränkt werden, die bloßen

<sup>20)</sup> «Staatsk. Deutsche Akten 104.» Nicht von Schlegels Hand geschrieben.



honores eines inhaltleeren Präsidiums bey dem Bunde zugemessen, und für Preußens Vortheil besorgen zu müssen, dem nach diesem Vorschlage alle reellen und wahrhafte Macht und Einfluß gebenden Vorrechte fast abschließend anheim fallen würden.

Aus der übrigens ganz bey Seite gelegten und erloschenen alten Reichsverfassung einzig die Reichs-Erzkanzler-Würde herausreissen, diese allein beybehalten und ihre Vorrechte für Preußen vindiciren zu wollen, ist eine ganz unhaltbare Idee. —

So wenig Österreich auf ein vorherrschendes Direktorium Anspruch macht, so dürfen doch auch die in dem ihm einmahl beigelegten einfachen Praesidio der Natur der Sache nach liegenden wesentlichen Bestandtheile nicht wieder davon abgerißen oder auf eine Weise zertheilt und zerspalten werden, die praktisch ja nicht ausführbar ist und nur Verwirrung herbeiführen würde.

Warum soll, und wie kann der Sitz der Bundeskanzley ein anderer seyn, als der Bundes-Conferenzen? Auch die Protokollführung läßt sich nicht wohl trennen von dem »Rechte, die Reihe der vorzunehmenden Materien nach gewissen darüber festzusetzenden Grundsätzen zu bestimmen.« — Soll eine Art von Controlle oder Mit-Aufsicht für das Bundes-Archiv und selbst für das Protokoll statt finden, so müßte dieselbe wohl eher dem gesammten Bunde zustehen, und von ihm ausgeübt werden, als von einer einzelnen zweyten deutschen Macht.

Wollte aber Österreich auch auf alle, selbst die durchaus unumgänglichen und wesentlichen Vorrechte des Präsidiums Verzicht leisten, und in allen Punkten Preußen gänzlich nachgeben; so dürfte damit die Schwierigkeit noch gar nicht gehoben seyn. Ein solches Condirektorium Preußens, wie es sich in § 1 und 2 so unverhohlen ausspricht, würde bey allen andern deutschen Mächten den lautesten Widerspruch finden, und würde wenn man es gewaltsam durchsetzen wollte, wahrscheinlich zu einer völligen Auflösung des Bundes führen.

In diesem Zusammenhange und in dieser Modalität dürfte der § 3 aufgestellte Direktorialrath selbst bey den Mächten des zweyten Ranges in Deutschland, welche dadurch begünstigt werden sollen, schwerlich die gewünschte Zustimmung erhalten. Es bedarf übrigens kaum einer Erinnerung, daß in diesem hier vorgeschlagenen Direktorialrathe das ganze System der alten Preußischen Central-Ideen von Kreis-Direktorien, einem deutschen Vollziehungsrathe u. s. w. die auf dem Wiener Congreß verworfen wurden, beschloßen liegt. Die in § 4 und § 5 über die Militärverfassung enthaltenen und angedeuteten Vorschläge mögen zum Theil sehr wohlgemeint und dem Zwecke angemessen seyn. Gewiß ist nothwendig, daß diese Gegenstände bey der organischen Gesetzgebung nach Art. X zugleich mit den auswärtigen und innern Verhältnissen näher bestimmt werden. Wollte man aber der ohnehin durch die Bundesakte bestimmten Berathung darüber gleich jetzt in einem einseitig aufgefaßten Traktat vorgehen, so würde dieses das Misstrauen gegen die beiden Hauptmächte und die Furcht vor einer gedoppelten Diktatur nur erhöhen. Das Resultat dieser Bemerkungen in Beziehung auf die Gesammtheit des in Vorschlag gebrachten Traktats dürfte demnach seyn:

1. daß wenn man auch die vorläufigen engeren Berathungen über die weitere Consolidirung des deutschen Bundes zu einem förmlichen Traktat

gedeyhen laßen will, es doch nicht rathsam seyn dürfte, diesen Traktat einseitig mit Preußen allein abzuschließen, sondern daß man wenigstens Hannover gleich mit herbeiziehen, und wo möglich auch Baiern dazu gewinnen sollte.

2. daß man bey allen zur weiteren Consolidirung des deutschen Bundes zu ergreifenden Maßregeln und zu treffenden Verabredungen der konstitutionellen, durch die Bundesakte selbst vorgezeichneten, theils wenigstens offen gelaßenen Weeg so wenig, als irgend möglich verlassen möge.

3. Daß Österreich die in dem einfachen Präsidium durchaus wesentlich und natürlich liegenden Vorzüge um so weniger aufgeben dürfe, wenn man dieselben, in weitaussehender Absicht, einseitig angreifen will; da sie ohnehin an und für sich so gering sind, daß sie gegründeter Weise weder Mistrauen, noch Eifersucht erregen können.

V<sup>21)</sup>. (Zu Ungar. Rundschau. Jahrg. 1913, S. 858 ff.)

**Bemerkungen über die vom Senat zu Frankfurt ddo. 25. Juli 1816 gegen die Katholiken und gegen den katholischen Vorstand erlassene Bekanntmachung.**

Die am 28-ten July dem katholischen Vorstände mitgetheilte, am 29. aber in einem zahlreichen Abdrucke unter die Bürgerschaft verbreitete Bekanntmachung des Senats von Frankfurt gegen die Katholiken hiesiger Stadt enthält:

1. Eine ausführliche Auseinandersetzung, daß den hießigen Katholiken in der neuen Constitution der VII./XIII.-er<sup>22)</sup>, welche am 17-ten und 18-ten d. durch eine Majorität von 2733 auf eine Anzahl von 4000—5000 stimmfähigen christlichen Bürgern angenommen worden, vollkommen hinreichende Rechte eingeräumt worden seyen, und daß die Katholiken sehr Unrecht haben, diese neue Constitution nicht annehmen zu wollen und dagegen Beschwerde zu führen;

2. Enthält die besagte Senatsbekanntmachung ein Andeuten an den Vorstand der katholischen Gemeinde, daß derselbe — zufolge der neuen Constitution — in Zukunft lediglich und allein auf kirchliche Angelegenheiten sich beschränken, Vorstellungen eines angeblichen katholischen Vorstandes aber in nicht kirchlichen und politische Rechte betreffenden Angelegenheiten nicht ferner angenommen werden könnten.

Der Senat geht in allen seinen gegen die Katholiken gerichteten Diskussionen von dem Grundsatz und der Ansicht aus, daß in dem 46-ten Artikel der Wiener Congressbeschlüsse nicht mehr liege und enthalten sey, als der auch den Katholiken dadurch eingeräumte Mitgenuß aller bürgerlichen und politischen Rechte; das Nichtausgeschlossen-seyn der Katholiken von allen politischen Vorrechten und Ämtern, das Nichtunterschieden-werden der katholischen und der protestantischen Staats-

<sup>21)</sup> «Deutsche Akten, Stadt Frankfurt, Kath. Gemeinde. F. 68.» Von fremder Hand geschrieben.

<sup>22)</sup> In die Kommission der XIII waren sieben aus der eigentlichen Bürgerschaft gewählt, drei aus dem Bürgerkolleg genommen, und drei vom Rate entsandt. Vgl. Schwemer a. o. a. O. I, 219.

und Stadtbürger in dieser Hinsicht oder mit einem Wort die **mögliche** Zulassung der Katholiken zu allen politischen Vorrechten und Ämtern. Wenn der Senat oder die jetzt herrschende Parthey der VII./XIII. wenigstens in Hinsicht der künftighin und gleich von jetzt an neu zu organisierenden Rathsstellen eine, wenngleich ziemlich sparsam angemessene, aber doch bestimmte Anzahl von Senatoren den Katholiken zugesteht, so sehen sie dieses selbst als eine außerordentliche und eigentlich schon die Grenze des strengen Rechts überschreitende Vergünstigung an, die im Grunde mit dem sonst von ihnen als einzige Richtschnur anerkannten Grundsatz einer bloßen Nicht-Ausschließung und Nicht-Unterscheidung der katholischen Mitbürger nicht vereinbar ist, daher sie auch jene Vergünstigung nur auf die Stellen im Senat beschränken, keineswegs aber auf die im Bürgerkolleg und im neuen gesetzgebenden Körper <sup>23)</sup> ausgedehnt wissen wollen. Die Katholiken ihrerseits finden sich dadurch sehr wenig gesichert, und besorgen vielleicht nicht mit Unrecht, daß bey dem schwankenden und selten sehr tolerant sich bewährenden Geiste der nach der neuen Frankfurter Constitution alles beherrschenden Majorität diese bloß mögliche Zulassung der Katholiken zu den bürgerlichen Vorrechten und Ämtern nur in seltenen Ausnahmen in die Wirklichkeit treten möchte; daher bestehen sie denn in Hinsicht aller Regierungs- und Administrations-Verhältnisse, nicht zwar auf einer materiellen und numerischen Gleichheit, die bey der entschiednen Minorität der Katholiken in der That sehr ungleich und ungerecht seyn würde, wohl aber auf einer nach der Proportion der Bevölkerung streng abzumessenden verhältnißmäßigen und genau bestimmten Theilnahme an allen diesen Vorrechten.

Gegen die Ansicht des Senats, daß den Katholiken vollkommen genug eingeräumt worden sey, da sie von keinem politischen Vorrechte und Amte mehr absolut ausgeschlossen sind, läßt sich aber folgendes erinnern:

1. entspricht dieses bloße Nichtausgeschlosseneyn durchaus nicht dem natürlichen Wortverstande des Art. 46 der Kongreßbeschlüsse: «*Ses institutions seront basées sur une parfaite égalité des droits entre les différens cultes de la religion chrétienne. Cette égalité des droits s'étendra à tous les droits civils et politiques et sera observée dans tous les rapports du gouvernement et de l'administration.*»

2. ist es schon eine tadelnswerte und rechtswidrige Anmaßung von Seiten des Senats, den wahren Sinn dieses Congreß Artikels, dessen authentische Erklärung den Kongreßmächten selbst und dem Bundestage zusteht, allein und eigenmächtig für sich zum Nachtheil der Katholiken bestimmen zu wollen statt die höhere Entscheidung darüber abzuwarten.

3. kann es umsoweniger befremden, wenn die Katholiken mit dem, was ihnen in der neuen Volks-Constitution bewilligt worden, nicht zufrieden sind, weil man ihnen wirklich schon bey den früheren Verfassungsprojekten vom Jahre 1814 <sup>24)</sup> weit mehr hat einräumen wollen; da nach dem Gutachten der damahligen Centralverwaltung den Katholiken sofort sechs, in der Folge aber zehn Stellen in dem Senat bey einer weit geringeren Anzahl von Senatoren eingeräumt werden sollten.

---

<sup>23)</sup> Bestand aus je 20 Mitgliedern aus Rat und Bürgerkolleg und 45 aus der Bürgerschaft. Vgl. Schwemer, I, 230.

<sup>24)</sup> Vgl. Schwemer, I, 60 ff.



Daß der damahlige Stadtmagistrat den wohlgemeinten Rath eines Ministers<sup>25)</sup> (mit dessen erschlicherener und indiskret bekannt gemachter Billigung sie sich jetzt so sehr brüsten)<sup>26)</sup> gar nicht beachtete, veranlaßte eben die Absendung eines Bevollmächtigten<sup>27)</sup> des Vorstandes der katholischen Gemeinde nach Wien, wo derselbe vom Congreß den für die unterdrückten so höchst erwünschten und weisen Art. 46 erwirkte. Wenn der Senat nun in dem zweyten Theile und Schluß seiner Bekanntmachung diesen Vorstand der katholischen Gemeinde selbst, welcher durch seine patriotischen Bemühungen beim Congreß jenen Art. 46 und die Befreiung der Katholiken erwirkte, feindlich angreift und in Gemäßheit des Art. 40 seiner neuen Constitution, in Hinsicht auf die politische Vertretung der Gemeinde rechtlich auflösen und vernichten will, so erklärt sich dies aus den Umständen zwar leicht und es geht eben daraus hervor, daß der Senat und die herrschende Parthey selbst sehr wohl einsehen, daß die Katholiken eben keine Ursache haben, mit der neuen Constitution sonderlich zufrieden zu seyn, und daß der Senat nur darum so sorgfältig bemüht ist, ihnen den Rekurs an den Bundestag abzuschneiden, und das natürlichste und zweckmäßigste Organ der Vertretung ihrer Rechte beim Bundestage — nämlich den Vorstand ihrer Gemeinde — zu entreißen und in aller rechtlichen Wirksamkeit zu vernichten.

Einleuchtend ist es aber doch, daß es dem Senat und der jetzt alles beherrschenden Majorität einseitig nicht erlaubt seyn dürfe, vermöge eines Artikels seiner selbst gemachten, neuen Constitution, den Katholiken oder auch irgendeiner andern Classe von Reklamanten oder in der Minorität befindlichen Parthey ihre bis jetzt in Besitz habenden und wohl erworbenen Rechte faktisch zu entreißen. (Auch in Hinsicht der Juden wurde dieses Prinzip, hinsichtlich der Verordnung vom 8-ten Juny anerkannt und darnach verfahren; und dürfte dasselbe zweifelsohne wohl auch auf alle andre Reklamanten und in der Minorität befindlichen Partheien anwendbar seyn.)

Als ein solcher «faktischer» Eingriff in wohl erworbene Rechte muß die widerrechtliche Maaßregel des Senats gegen den Katholischen Vorstand umso mehr erkannt werden, da:

1. der katholische Vorstand, selbst in der vorigen Zeit, als die Katholiken noch gar keine politischen Rechte zu Frankfurt hatten, den Magistrat in Auftrag der Gemeinde jederzeit beim Reichshofrath verklagen konnte;

2. der katholische Vorstand auch beim Congress zu Wien (s. das offizielle Schreiben des Herrn Ministers v. Wessenberg an den Bevollmächtigten desselben) ist anerkannt worden und eben bei demselben den 46-ten Artikel erwirkt hat; man daher

3. das Recht der politischen Vertretung und Beschwerdeführung was auch dem Vorstande der israelitischen Gemeinde dahier niemals ist streitig gemacht worden, und was von aufgeklärten Regierungen selbst

<sup>25)</sup> Nämlich des Freiherrn vom Stein, der damals Leiter der von den Mächten eingesetzten Zentralverwaltung war. Vgl. Schwemer, I, 871.

<sup>26)</sup> Es ist damit ein Brief von Stein (vom 13. Juli 1816) gemeint, in welchem er für den Verfassungsentwurf der Dreizehn eintrat. Vgl. Schwemer. I, 240 f.

<sup>27)</sup> Des Rates Fr. Schlosser. Vgl. Schwemer. I, 132 ff.

den unterdrücktesten Classen der Unterthanen noch gestattet wird, wohl schwerlich von einem hiesigen Magistrate der katholischen Gemeinde ent-rissen werden kann, welcher die hohen Mächte ihre Befreiung von dem bisherigen Druck und die Gleichheit aller politischen Rechte zugesichert haben. —

Es läßt sich zwar behaupten, daß, wenn die Katholiken die Rechte, welche ihnen der Congreß sichert, erst wirklich besitzen, sie sodann vielleicht keines solchen Vertreters ihrer Rechte, wie es der Vorstand bisher war, mehr bedürfen werden. Aber erst nach einer definitiven Feststellung ihrer Rechte, erst nachdem die Verfassung von Frankfurt vollkommen reguliert seyn, und ihre Sanktion von dem deutschen Bundestage erhalten haben wird, kann dies anwendbar und die bisher stattgehabte politische Vertretung der Gemeinde durch den Vorstand als nicht mehr erforderlich erscheinen. Bis dahin muß die Gemeinde, das für jetzt allein dazu geeignete Organ ihrer politischen Vertretung festhalten, indem sie, wenn man es ihr gewaltsam entreißen wollte, damit ihre beste und natürlichste Stütze verlieren würde.

Wer würde außer dem Vorstand der Gemeinde die Rechte derselben vertreten wollen und können? Etwa die katholischen Mitglieder des Senats? Der einzige bis jetzt vorhandene katholische Senator<sup>28)</sup> kann diese Vertretung augenscheinlich allein nicht auf sich nehmen. Die vier nun zu wählenden katholischen Mitglieder des Senats aber können, da ihre Wahl wieder nur von der herrschenden nicht katholischen Majorität bestimmt wird, noch keine sichere Garantie darbieten, ob sie auch das Vertrauen der Gemeinde besitzen, und die nöthigen Fähigkeiten um ihre Rechte zu vertreten haben werden. Überhaupt aber scheinen einige Mitglieder des Senats zur Vertretung und Aufrechterhaltung der politischen Rechte ihrer besonderen Gemeinde gar nicht geeignet zu seyn. Außer dem Senat sind diese Senatoren nur einzelne Mitglieder ihrer besonderen religiösen Gemeinde; im Senat aber müssen die einzelnen Mitglieder desselben zunächst nur ihrer Berufspflicht als solcher und dem Willen ihrer gesamten übrigen Mitsenatoren folgen; oder sollten diese 5 katholischen Mitglieder des Senats unter einer Zahl von 54 im Ganzen, also gegen 49 nicht katholische die Rechte der Gemeinde zu verwahren und zu vertreten im Stande seyn, so müßte eine wahre und förmliche *itio in partes* stattfinden, welche ja sonst der Senat so sehr verwirft. Zudem ist der Senat eine oberste Regierungsbehörde, mithin als solche auch zur Verwahrung und Vertretung der besonderen Rechte einzelner Corporationen ungleich weniger geeignet. Weit eher könnte dieselbe, hinsichtlich ihrer Gemeinde den katholischen Mitgliedern der ständigen Bürgerrepräsentation oder des Bürgerkollegs der Einundfünfziger<sup>29)</sup>, welches die Regierung kontrollieren, und die Rechte der Bürgerschaft und einzelner Korporationen gegen etwaige Eingriffe verwahren soll, oder auch denen des gesetzgebenden Körpers übertragen werden. Allein für die Theilnahme an dem Bürgerkolleg ist den Katholiken nur eine äußerst beschränkte und ganz unbestimmte Zusicherung gegeben; für den gesetzgebenden Körper aber ist ihnen gar kein bestimmter Antheil stipulirt worden.

<sup>28)</sup> nämlich v. Guaita.

<sup>29)</sup> Vgl. Schwemer a. a. O. I, 232.

In der Bekanntmachung des Senates sucht man durch eine gänzliche Verdrehung der natürlichen Ansicht und wahren Lage der Dinge den Vorwurf des Fanatismus auf die katholische Gemeinde und namentlich auf den Vorstand derselben zu wälzen. Wenn ja bei der bürgerlichen Anordnung eines kleineren Gemeindegewesens, wie das der freien Stadt Frankfurt, von so etwas die Rede sein kann, so ist einleuchtend, daß der Vorwurf der einseitigen Willkür und Intolleranz wohl nur die herrschende Religionspartei und die von ihr in Gang gebrachte neue Constitution treffen kann. Die Katholiken verlangen nichts als Sicherheit und eine hinreichende Garantie gegen despotische Willkür und widerrechtliche Eingriffe der herrschenden Majorität, diese Sicherheit und Garantie, wozu die Verheißung von ein paar Stellen im Senat durchaus nicht zureichend ist, gewährt ihnen nun die neue Constitution auf keine Weise, da vielmehr die letzten hiesigen Vorgänge nur zu sehr beweisen, wie übel alle in der Minorität befindlichen Partheyen und Corporationen bey einer solchen Herrschaft der Majorität, wie sie mit der neuen Constitution eingeführt worden, fahren werden. Eben darum hat auch die katholische Gemeinde in vollkommenem Einverständniß mit ihrem Vorstande, die neue Constitution nicht angenommen, wie in der Bekanntmachung des Senats selbst eingestanden wird. Von 300 stimmfähigen katholischen Bürgern haben bei weitem die meisten, in Beziehung auf die Protestation ihres Vorstandes, nicht gestimmt. Von den etlichen und 80, welche nach der Angabe des Senats gestimmt haben, hätte bemerkt werden sollen, daß die Meisten mit „nein“ stimmten. Die Zahl der stimmfähigen katholischen Bürger ist übrigens dem allgemeinen Dafürhalten nach, ungleich größer als 300.

Unter diesen obwaltenden Umständen scheint für die gegenwärtige Lage der katholischen Gemeinde, die fernere Vertretung ihrer Rechte durch den Vorstand allerdings ein Bedürfnis zu seyn.

Zwar hat streng genommen wohl jeder einzelne Katholik das Recht bei der Bundesversammlung zu klagen. Aber würde es auf diese Weise, wenn die Gemeinde als solche nicht zusammenhielte und keinen Einheitspunkt hätte, und jeder für sich klagen und handeln wollte, wohl möglich seyn, das Geschäft der rechtlichen Beschwerdeführung in einen ordentlichen und regelmäßigen Gang zu bringen und zu erhalten? Die Gemeinde aber würde bei einem solchen Mangel an Einheit und Ordnung in ihrer Vertretung, welche die Gegenparthey eben darum herbeizuführen wünscht, am meisten verlieren.

Aus diesen Gründen scheint es, daß für jetzt und bis diese Verhältnisse etwa definitiv anders bestimmt werden, der Bundestag sowohl als das Kayserlich österreichische Ministerium, den katholischen Vorstand und dessen Bevollmächtigte wenigstens vorläufig in seiner Eigenschaft als Vertreter der Gemeinde anerkennen müße, und nicht zurückweisen könnte, ohne die katholische Gemeinde auf das empfindlichste zu kränken und der neuen Constitution schon im voraus eine ganz unverdiente Anerkennung und Sanktion angedeihen zu lassen.

Ob nun ein Inhibitorium bei dem Magistrat von seiten des Kaiserl. österreichischen Hofes, um jeden Eingriff und alles faktische Vorschreiten nicht bloß gegen die Katholiken, sondern gegen alle in der Minorität befindlichen Partheyen und Reklamanten fernerhin zu verhüten, rathsam und für den gegenwärtigen Fall geeignet sey, das hängt zum Theil von manchen ande-



ren politischen Rücksichten ab und unterliegt einer höheren Entscheidung<sup>30)</sup>.

VI<sup>30a)</sup>. (Zu Ungar. Rundschau, Jahrg. 1913, S. 875 ff.)

An Sr. Excellenz den Kaiserlich Oesterreichischen Bevollmächtigten, Minister, und präsidiirenden Gesandten am deutschen Bundestage, Grafen von Buol-Schauenstein.

Frankfurt, den 20<sup>ten</sup> November 1816.

In Beziehung auf das hochverehrliche Rescript der geh. Hof- und Staatskanzley vom 16<sup>ten</sup> September über die litterarisch politische Wirksamkeit und den dadurch auf die öffentliche Meynung zu erhaltenden Einfluß, welches Ew. Exzellenz die Gnade hatten mir im Auszuge mitzutheilen, habe ich die Ehre E. Exc. theils was bisher in dieser Hinsicht geschehen ist, in der Kürze zu berühren, theils auch einige allgemeine Ideen, wie dieser Einfluß noch erweitert werden könnte, gehorsamst vorzulegen.

Die Gegenstände, auf welche es bey dem durch litterarische Mittel zu erreichenden Einfluß auf die öffentliche Meynung und die herrschende politische Denkart ankommt, und welche daher auch in dem gedachten hochverehrlichen Rescripte nach ihrer verhältnißmäßigen Wichtigkeit berührt und berücksichtigt werden, sind vornehmlich folgende: 1) Zeitungen; 2) Einzelne politische Schriften und Werke; 3) Sammlungen von Staats-Schriften und Aktenstücken; 4) Politische Zeitschriften; 5) Correspondenz mit Schriftstellern, und Aufmunterung der besseren, zur Berichtigung der politischen Denkart, und Belebung des vaterländischen Sinns; 6) Bestimmte Gelehrten-Vereine unter öffentlicher Autorität, zu dem gleichen Zwecke.

Zu einer desto klareren Uebersicht aller zu machenden Bemerkungen, wird es zweckmäßig seyn, diese Rubriken einzeln durchzugehen.

### § 1. Zeitungen.

Die officiellen Artikel unterliegen ihrer eigenthümlichen, streng diplomatischen Geschäftsform, gehören mithin zunächst nicht hierher. Für den Einfluß auf die öffentliche Meynung sind grade die nicht officiellen Artikel vorzüglich wichtig. Für diese in allen deutschen und nur irgend auf den Bund im voraus sich beziehenden Angelegenheiten sind seit einem Jahre der Hamburger Correspondent, und die Allgemeine Zeitung benutzt worden. Der erstere ist im nördlichen, die andere im südlichen Deutschland so weit verbreitet und vorherrschend, daß sie zur Verbreitung angelegener Nachrichten und Artikel vor allen

<sup>30)</sup> Diese Entscheidung ist nicht erfolgt; an der Feier der Beschwörung der Konstitution aber, die von der Stadt Frankfurt am 18. Okt. 1816 begangen wurde, nahm Buol ebensowenig, wie W. v. Humboldt, teil, da sie es nicht rätlich fanden, der Beschwörung einer Verfassung durch ihre Gegenwart den Schein einer officiellen Anerkennung zu geben, gegen die in der Folge reklamirt werden werde. Vgl. Schwemer, I, 248 f.

<sup>30 a)</sup> «Deutsche Akten 146a.» Von Dorothea Schlegel geschrieben, von Schlegels Hand nur die Namensunterschrift.

andern geeignet sind, und man die große Mehrzahl der übrigen Zeitungen nicht zu berücksichtigen braucht, sobald man diese beyden zum Gebrauch offen hat. Die angemessenste Norm für alle dergleichen Zeitungs-Artikel im Allgemeinen scheint zu seyn, daß sie so reichhaltig an zuverlässigen Tatsachen sind, als möglich, und nur seltner mit Reflexionen oder rasonnirenden Artikeln untermischt. Sie müssen in einem gemäßigten, rechtlichen, und allgemeinen deutschen Geiste abgefasst seyn, ohne daß eine irgend ausschließend oder einseitig Oesterreichische oder sonst besondere Ansicht darin allzu merklich würde. Denn dieß erregt leicht Reaction und führt am Ende zu einer wenig fruchtenden Partheyschriftstellerey. Eine doppelte Vorsicht wird bey den nicht officiellen Artikeln in den hiesigen Zeitungen zu beobachten seyn, um alle, auch die geringsten Collisionen zu vermeiden. Außer der Deutschen Zeitung, verdient dabey die französische — das Journal de Francfort — aus dem Grunde vorzügliche Rücksicht, weil die französischen und die englischen Zeitungen ihre Nachrichten über den Bundestag wohl größtentheils aus dieser Quelle schöpfen werden. — Noch glaube ich am Schluß dieses Abschnittes hinzufügen zu müßen, daß der Ton, welchen der Oesterreichische Beobachter über die deutschen Bundes Angelegenheiten halten wird, von sehr bedeutendem Einfluß ist. Die genauen und ausführlichen Nachrichten, welche der Oesterreichische Beobachter vom 16<sup>ten</sup> October an, und in den nachfolgenden Blättern, über die Bundes Angelegenheiten gab, haben allgemeinen Beyfall gefunden, und könnten auch für andre Zeitungen einen Maaßstab der wahren Publicität abgeben.

## § 2.

### Einzelne politische Schriften und Werke.

Die Zwecke welche durch einzelne politische Schriften und Werke erreicht werden können, sind mancherley nach der Beschaffenheit und Tendenz solcher Werke.

Der allgemeinste Zweck, welcher dadurch beabsichtigt werden kann, ist die Bildung einer auf richtige Einsicht und rechtliche Gesinnung gegründeten politischen Denkart bey dem Publikum; Berichtigung der herrschenden politischen Vorurtheile, und Widerlegung gefährlicher Irrthümer; als da sind, die unter mancherley Formen immer wieder aufkeimenden Revolutionsgrundsätze, Missbrauch und falsche Anwendung der an sich ganz richtigen liberalen Grundsätze, Uebertreibung der Souverainitäts-Idee, gegen das Constitutions Bedürfniß der Nationen und die Forderungen des Zeitgeistes u. s. w.

Dieser Irrthümer sind so viele, jener Zweck so umfassend und die Begründung und Verbreitung einer richtigen politischen Einsicht und Ansicht erheischt eine solche Mannichfaltigkeit der verschiedenartigsten historischen und praktischen Kenntnisse daß Ein Schriftsteller, wenn er auch noch so talentvoll und thätig wäre hier nur einen geringen Theil des Ganzen, was zur Aufhellung des Publikums und zur Bildung des Nationalgeistes erfordert wird, ausfüllen kann. Es müßen, um diesen Zweck immer mehr zu erreichen, mehrere Schriftsteller und Gelehrte in nähere Verbindung treten, ja so viel als möglich alle Gutgesinnten

und durch Kenntniße und Talent dazu geeigneten deutsche Schriftsteller durch Anerkennung und Aufmunterung immer mehr auf jenes Ziel vaterländischer Gesinnung und Erhaltung der rechtlichen Grundsätze hingeleitet werden. Einige fernere Bemerkungen über das Zusammenwirken der bessern, und rechtlich gesinnten politischen Schriftsteller werden unten bey dem Abschnitt von den Zeitschriften und Gelehrten Vereinen nach zu tragen seyn. — Einen andern für den gegenwärtigen Augenblick besonders wichtigen Gegenstand politischer Schriften, bildet die richtige Darstellung und Beurtheilung der deutschen National Angelegenheiten. Diesem Fache wünsche ich meine Kräfte, so weit dieselben reichen, vorzüglich widmen zu können. Von der politischen Schrift, mit deren Vollendung ich eben jetzt beschäftigt bin — „Historische Betrachtungen zur Beurtheilung der Europäischen, und zur Entwicklung der deutschen Angelegenheiten“ — behalte ich mir vor, den näheren Plan und Inhalt noch besonders vorzulegen. Nur einige ganz allgemeine Bemerkungen über politische Schriften dieser Art, erlaube ich mir noch hinzu zu fügen. — Nur Schriften von historischem Gehalt und Geist machen jetzt eine bedeutende Wirkung auf das Publikum; gegen bloß spekulative Schriften über politische Gegenstände, willkürliche Theorien, unausführbare Constitutions Entwürfe und revolutionäre Declamationen ist das deutsche Publikum durch die Menge solcher Flugschriften, mit denen man in den letzten Jahren überschwemmt wurde, abgestumpft, und nicht mehr dafür empfänglich; eine Veränderung die im Ganzen gewiß glücklich zu nennen ist, und die man möglichst benutzen muß, um diese Neigung zur historischen Belehrung, welche immer die gründlichste und zweckmäßigste bleibt, zu erhalten und immer mehr zu verbreiten.

Eine zweite Bemerkung die ich hier zu machen finde, ist die: daß Schriften dieser Art, in einem durchaus gemäßigten, gerechten und allgemein deutschen Geiste abgefasst, wo dann Oesterreichs Verdienst und Würde schon von selbst in das gebührende Licht tritt, einen größern und bleibendern Eindruck auf das Publikum machen, als wenn man dem Schriftsteller die absichtliche Vertheidigung und Lobpreisung des Oesterreichischen Staaten-Systems allzu sichtbar anmerkt. Einige sonst sehr verdienstliche Schriften von Adam Müller und Woltman<sup>31)</sup>, sind nicht ganz frey von diesem Fehler.

Noch ein ganz specieller Gegenstand jetziger politischer Schriften ist für Oesterreich besonders wichtig, weil er fortdauernd missbraucht wird, um die öffentliche Meynung irre zu leiten, und besonders auch Oesterreich in ein eben so unwahres als ungünstiges Licht zu stellen; ich meyne die Geschichte der Congreß Verhandlungen. Das Werk von Klüber über diesen Gegenstand (Uebersicht der Congreß Verhandlungen)<sup>32)</sup> dessen üble Grundsätze und gegen Oesterreich sehr feindliche Gesinnungen in seinen letzten Schriften so offenbar hervorleuchten — ist als ein bequemes Handbuch überall verbreitet, obschon es oberfläch-

<sup>31)</sup> Karl Ludw. von Woltmann, fruchtbarer Geschichtschreiber; starb bereits im Juni 1817 in Prag.

<sup>32)</sup> «Die Übersicht der diplomatischen Verhandlungen des Wiener Congresses.» Frankfurt, 1816.



lich, in vielen Stücken factisch unrichtig und verdreht, und bei dem äußern Anschein der Mäßigung im höchsten Grade — partheyisch, besonders auch gegen Oesterreich ist. Eine allgemeine Beleuchtung dieses Werks nach seinen vielfältigen Mängeln dürfte nicht schwer seyn, und ich werde, wenn ich die Zeit dazu gewinne, auch an meinem Theile eine solche, etwa in Ad. Müllers Zeitschrift<sup>33)</sup>, geben. Allein dieß ist bey weitem nicht zureichend; vollständig beseitigen lassen sich diese und andre ähnliche gemeinschädliche falsche Darstellungen der Congreß-Verhandlungen nur durch eine in einem bessern Geiste abgefasste, und aus den Quellen geschöpfte Geschichte jener merkwürdigen Epoche die nur in Wien abgefasst werden kann, wenn man es höhern Orts angemessen findet, dem dazu geeigneten Talente alle dazu erforderlichen Mittel und Materialien zu geben. Ich habe dieses Gegenstandes, der außer der Sphäre der mir obliegenden Thätigkeiten liegt, nur deswegen erwähnt, um darauf aufmerksam zu machen, wie höchst wichtig derselbe für die öffentliche Meynung und für Oesterreichs Ruhm und Interesse in Deutschland sey.

### § 3.

#### Sammlung von Staatsschriften und Aktenstücken.

Schon durch die Auswahl und Stellung, noch mehr aber wenn Erläuterungen hinzu gefügt werden, ist es leicht in einer solchen Sammlung von Actenstücken einen politischen Gegenstand in ein beabsichtigtes, bestimmtes Licht zu stellen, und das allgemeine Urtheil partheyisch zu leiten. Klübers ältere Sammlung über den Congreß<sup>34)</sup>, zeichnet sich bloß durch ihre chaotische Anordnung aus, ist aber doch, weil sie allein vollständig ist, allgemein in Besitz geblieben. Klübers neue Sammlung — das Staatsarchiv des deutschen Bundes<sup>35)</sup> — ist nun überall mit Raisonement unterwebt, und von der schädlichsten Tendenz. Es dürfte daher höchst nothwendig seyn, dieses für die Aufrechterhaltung und richtige Leitung der öffentlichen Meynung wichtige Geschäft so übel wollenden Händen zu entziehen. — Es fragt sich nur, ob nicht vielleicht die officiële Sammlung der Bundes Protokolle, wenn eine solche beliebt werden sollte, eine solche Einrichtung erhalten wird, daß jedes Privatunternehmen dieser Art, wie das obgedachte von Klüber, ohnehin überflüßig gemacht würde. — Sollte dieß aber nicht der Fall seyn, sollte das Klübersche Archiv fortgehen, so habe ich auf diesen Fall alles vorbereitet, um selbst eine besser geordnete Sammlung dieser Art herauszugeben, und den wahren Staats-Interessen der gesammten deutschen Nation anzupassen<sup>36)</sup>.

<sup>33)</sup> «Deutsche Staats-Anzeigen.» Leipzig, 1816—18.

<sup>34)</sup> «Acten des Wiener Congresses.» I—VIII. Bd., Erlangen 1815—19, IX. Bd., Erlangen 1835.

<sup>35)</sup> Das erste Heft erschien im Juni 1816; die Zeitschrift ging alsbald — mit dem sechsten Hefte — wieder ein.

<sup>36)</sup> Die «Allgemeine Zeitung» (13. Juni 1816) läßt sich am 4. Juni aus Frankfurt berichten: «Von den Bundesverhandlungen wird, wie man vernimmt, der Legationsrath v. Schlegel die Redaktion, die Wennerische Buchhandlung den Druck, und ein Buchhändler zu Wien den Verlag übernehmen.»

§ 4. Zeitschriften.

Zeitschriften werden jetzt vorzüglich angewandt, um die öffentliche Meynung irre zu leiten. Einige derselben — wie die *Allemannia*<sup>37)</sup>, die neue bayerische *Zeitschrift*<sup>38)</sup> — werden sogar von einzelnen deutschen Regierungen begünstigt und befördert, um ein einseitiges, dem allgemeinen deutschen National-Interesse grade entgegengesetztes Staats-System zu verbreiten. Desto wichtiger wird es seyn, auch diese Parthie nicht zu vernachlässigen und die wenigen bessern politischen Zeitschriften, welche eine gute Absicht zeigen, empor zu bringen.

Nach dem in der hohen Weisung enthaltenen Winke, werde ich die schon bestehende politisch-litterarische Correspondenz mit dem Oesterreichischen General Consul, zu Leipzig, Herrn Adam Müller, auf das lebhafteste fortsetzen, und ihm zu seiner Zeitschrift angemessene Beyträge liefern. In der gleichen Absicht habe ich geglaubt, einer Zeitschrift, welche von einer Gesellschaft ausgezeichneten Gelehrten hiesiger Rhein-egend, unter dem Namen *Concordia*, mit dem Anfang des Jahres beginnen, und nebst dem politischen auch auf den sittlich-religiösen Zustand der Nation gerichtet seyn wird, meine Mitwirkung nicht versagen zu dürfen; da nebst vielen andern rühmlich bekannten und gutgesinnten Schriftstellern auch der mit Recht gerühmte Nikolaus Vogt und andre in dem hohen Rescript mit Lob genannte Schriftsteller Antheil daran nehmen. Aufgeschoben wurde dieses schon lange vorbereitete Unternehmen, welches ich der Protection Ew. Excellenz, und Sr. Durchlaucht des Fürsten von Metternich im voraus zu empfehlen wage, bis jetzt, um sich der Entwicklung der deutschen Angelegenheiten desto vorsichtiger und passender anschließen zu können.

§ 5.

Correspondenz mit Gelehrten.

Ich werde mich fernerhin bestreben in dem Kreise meiner litterarischen Verbindungen und Bekanntschaften die in dem hohen Rescript ausgesprochenen Gesinnungen und Grundsätze des wahren Nationalbedürfnisses, nach besten Kräften zu befördern und zu verbreiten; und werde nicht versäumen, in der Folge auf alles dasjenige in dieser Sphäre aufmerksam zu machen, was mir wegen der Wirkung auf Deutschland oder auch für Oesterreichs Interesse wichtig genug, und einer Berücksichtigung werth zu seyn scheint.

Im Allgemeinen füge ich noch die Bemerkung an, daß durch Correspondenz mit Gelehrten, zwar wohl die schon gut und gleich gesinnten Schriftsteller zu einem gemeinschaftlichen litterarisch-politischen Unternehmen oder Zweck vereint werden können; will aber der Staat, die schriftstellerischen Talente auf eine mehr umfassende und wirksamere Art auf ein politisch nützliches Ziel lenken, so dürfte dieses durch jenes

<sup>37)</sup> «*Allemannia*, für Recht und Wahrheit.» Erschien von Anfang Januar 1815 bis August 1816 unter der Oberaufsicht des bayerischen Ministerpräsidenten Montgelas. Vgl. L. Salomon, «Geschichte des Deutschen Zeitungswesens». III, 184 ff. Redakteur war Joh. Christ. Freih. v. Aretin, vgl. Ungar. Rundschau, Jahrg. 1913, S. 876.

<sup>38)</sup> Wohl: «*Zeitschrift für Baiern und die angränzenden Länder*». München, 1816—17.

Mittel allein und ohne reelle Aufmunterung kaum zu erreichen seyn; durch ehrenvolle Auszeichnungen der Art, wie sie einzelnen Gelehrten auch wohl sonst zugetheilt werden. Dieß führt mich zu der letzten Betrachtung über größere unter öffentlicher Autorität und Protection zu bildende

### § 6.

#### Gelehrten-Vereine.

Einen recht großen und wirksamen Einfluß auf die deutsche Litteratur und durch diese auf die öffentliche Meynung würde Oesterreich wohl nur erreichen können, durch Stiftung einer deutschen Akademie der Wissenschaften zu Wien, die ohnehin als Culturbedürfniß gefühlt wird und in den Jahren 1810—1812 in Wien so lebhaft in Anregung kam. Wenn nun die Idee einer solchen Akademie, unter Sr. Durchlaucht, dem Fürsten von Metternich, als Protector, selbst in jenen gewiß nicht günstigen Jahren ausführbar schien, so darf man auch wohl die Hoffnung fassen, daß dieselbe um so mehr in der zunächst gesicherten Friedens Epoche realisirt werden könnte. Allerdings würde eine solche Stiftung, in dem Umfang und der Würde ausgeführt, wie es einer so großen Monarchie ansteht, dem Staate bedeutende Ausgaben verursachen; daher auch der gegenwärtige Augenblick noch nicht günstig und geeignet dafür erscheint. Indessen dürfte es möglich seyn mit viel geringerem Aufwande, und etwa nur mit Verwendung einiger der oberwähnten Aufmunterungen gleich jetzt schon unter Oesterreichs Schutz einen deutschen Gelehrten Verein „zur Aufrechthaltung der vaterländischen Gesinnungen und rechtlichen Grundsätze“ zu begründen, durch welchen gewiß viel Gutes und wenigstens ein Theil jener Wirkung erreicht werden könnte.

Wenn diese Idee im Allgemeinen ausführbar und angemessen scheint, und Se. Durchlaucht, der Fürst Metternich bewogen werden könnte einem solchen Unternehmen seine Protection zu gewähren, so werde ich um die Erlaubniß bitten, einen ausführlichern Plan dazu vorlegen zu dürfen. —

Nachdem ich nun hiemit die Grundsätze und Mittel E. Excel. vorgelegt habe, welche mir zur Erreichung der in dem hohen Rescript angedeuteten Absichten die angemessensten zu seyn scheinen, achte ich mich verpflichtet E. Exc. für die Mittheilung und Beauftragung mit diesem Gegenstande gehorsamst zu danken.

Zugleich wage ich es, noch eine Bitte hin zu fügen. Die durch die Absichten des hohen Ministeriums vorgezeichnete litterarisch politische Correspondenz und Wirksamkeit ist oftmals von sehr mannichfaltigen Umfang. Wenn Ew. Exc. nun gestatten wollten daß Herr v. Buchholz — versteht sich nur in den ganz freyen Nebenstunden, und ohne den mindesten Nachtheil für desselben anderweitige Geschäfte, und anbefohlene Arbeiten — mir bisweilen in dem, was zu diesem Auftrage gehört, behülflich seyn dürfte, so würde ich um so eher im Stande seyn der vorgeschriebenen Aufgabe mit stets ununterbrochener Thätigkeit zu entsprechen.

Ich ergreife diese Gelegenheit den Ausdruck meiner größten Verehrung zu erneuen.

Schlegel.



## Werke von Paul Troger in Ungarn.

Von Dr. Ladislaus Éber.

**S**IT der Mitte des XVII. Jahrhunderts war Österreich auf jedem Gebiet des geistigen Lebens vom italienischen Einfluß beherrscht. Die österreichische Barockkunst, welche nach der Türkennot so glanzvoll emporblühte, entwickelte sich auf dem Grunde italienischer Traditionen, des unmittelbaren Einflusses italienischer Meister, hie und da auch niederländische Züge aufweisend. Die Einwanderung italienischer Künstler und Werkleute ging ohne Unterlaß vor sich: Maler und Bildhauer, Architekten und Maurer, Stukkateure und Poliere strömten scharenweise ins Land herein, ließen sich oft ständig nieder, und die Tätigkeit einzelner Familien, förmlicher Dynastien, erstreckt sich auf lange Generationen. Besonders die Gegend des Comosees entließ auch jetzt noch zahllose Schwärme nach dem Norden.

Seit dem Ende des XVII. Jahrhunderts nimmt die österreichische Kunst eine selbständigere, nationalere Richtung ein. Es ist eine eigentümliche Erscheinung, wie die aus Italien entsprungenen Künstlerfamilien österreichisch werden, und wie die alten, manchmal auf das Mittelalter zurückreichenden Lokaltraditionen sich auch neben der italienischen Formenwelt geltend machen. Die großen Meister des XVIII. Jahrhunderts, die Fischer von Erlach, Raphael Donner, Hildebrand, sind Österreicher.

Aufzeichnungen, Rechnungen, Verträge haben uns sehr viele Namen von mehr oder weniger bedeutenden Künstlern, oft auch Handwerkern erhalten. Doch sind darunter die handgreiflichen, bedeutenden Persönlichkeiten gar selten. Es ist charakteristisch, daß um die Autorschaft einiger der großartigsten Werke der österreichischen Barockarchitektur, z. B. der Salesianerinnenkirche in Wien oder des Stiftes Klosterneuburg auch jüngst noch heftig gestritten werden konnte.

Im Gefolge der Architekten und Baumeister strömten große Scharen von Dekorateurs herbei: Bildhauer, Stukkateure, Maler. Die Innendekoration wird im XVII. Jahrhundert von der Plastik, namentlich von jenem Zweige derselben beherrscht, der die massenhafte, schnelle Produktion am meisten begünstigte. Dieses Jahrhundert ist die Blütezeit des Stukko, und das Innere von Palästen und Kirchen erhielt prunkvolle, hie und da selbst überreiche Dekorationen in manchmal wunderbar kurzer Zeit. Die Meister sind zu meist Italiener; seit dem Anfang des XVIII. Jahrhunderts aber wird

der Stukko allmählich von der Malerei verdrängt, und in den einzelnen Ländern des Reiches kommen treffliche Maler auf, die das Bedürfnis der Zeit mit einer fast unglaublichen Fruchtbarkeit zu befriedigen suchen.

Als Hauptaufgabe erhielt auch die Malerei die Ausschmückung der Prunksäle von Schlössern, Palästen, Stiften, zumeist jedoch von Kircheninneren. Das Ziel war in den meisten Fällen die künstlerische Ausbildung der großen Deckenflächen. Eine unübersehbare Schar von Stukkateuren und später auch von Malern hat sich mit diesen dekorativen Aufgaben beschäftigt. Im XVII. Jahrhundert fällt die führende Rolle noch jenen zu, und wenn die Malerei auch zu Worte kommt, beschränkt sich ihre Rolle zumeist nur auf die Herstellung von größeren oder kleineren Einzelbildern, in die Felder der von Stukkrahmen gegliederten Flächen eingefügt. Diese Gemälde haben in ihrer tektonischen Einrahmung im wesentlichen noch eine geschlossene Bildwirkung, während seit dem Anfang des XVIII. Jahrhunderts der Stukko in den Hintergrund gedrängt wird, und die manchmal riesigen Flächen der Plafonds von mächtigen Gemälden bedeckt werden, in welchen statt der Dekoration mit Einzelbildern der illusionistische Stil der Untersicht und des Durchbrechens der festen Decke sich immer mehr geltend macht.

Diese ganze Kunstweise ging zweifellos von den großen italienischen Meistern aus. Das Beispiel Correggios, Michelangelos, der Caracci behielt ihre Geltung jahrhundertlang bei, doch die Weiterentwicklung der Deckenmalerei traf nirgends auf einen so fruchtbaren Boden wie in Österreich. Der Tiroler Andrea Pozzo, einer der gefeiertsten Meister seiner Zeit, war der siegreiche Verbreiter jener Deckenmalerei, die mit perspektivisch-architektonischen Mitteln die Grenzen der Architektur und Plastik gleichsam aufhebt und den geschlossenen Raum mit kühnen Konstruktionen durchbricht. Er fand viele Nachfolger, ebenso wie später Giovanni Battista Tiepolo. In der Geschichte der dekorativen Malerei sind diese beiden Meister die Vertreter zweier Generationen und verschiedener künstlerischer Prinzipien: in Pozzo triumphiert der Geist des Barocks, in Tiepolo der Geist des Rokoko. In den früheren und mittleren Jahrzehnten des XVIII. Jahrhunderts durchdringt der Einfluß Tiepolos beinahe die ganze österreichische Deckenmalerei<sup>1)</sup>. Es gibt kaum einen von den bedeutenderen Malern, der seine Lehrjahre nicht in Italien zugebracht hätte, doch neben dem italienischen Einfluß und selbst bei

---

<sup>1)</sup> Vgl. Hammer, Die Entwicklung der barocken Deckenmalerei in Tirol. Straßburg 1912. S. 244.



Apotheose der heil. Elisabeth von Ungarn.  
Kuppelgemälde in der Elisabethkirche in Pozsony.





Apotheose der heil. Elisabeth von Ungarn.  
Detail des Kuppelgemäldes in der Elisabethkirche in Pörsdorf.



Inneres der Benediktinerkirche in Győr.

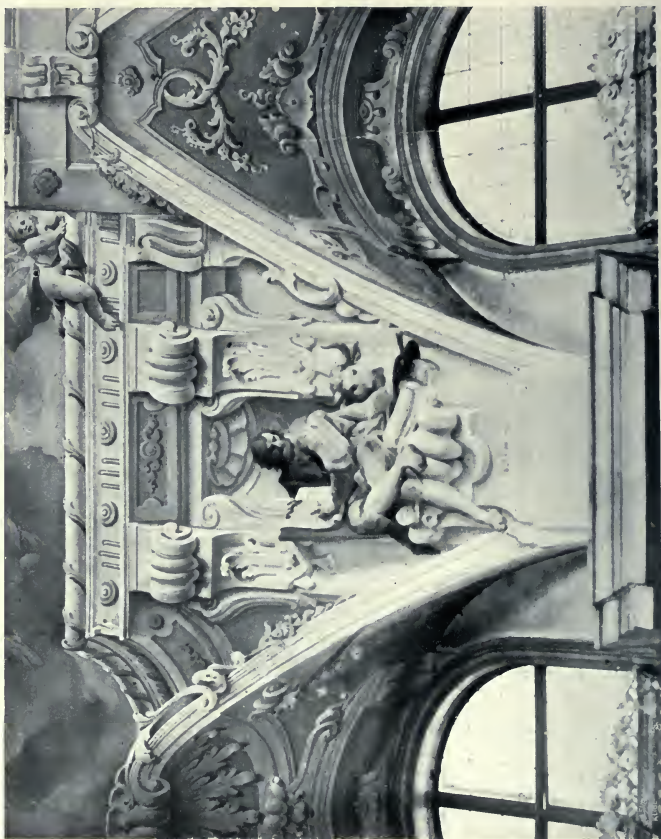


Der englische Gruß.  
Deckengemälde in der Benediktinerkirche in Győr.





Deckengemälde in der Benediktinerkirche  
in Győr.



Der Evangelist Lukas.  
Deckenbild in der Benediktinerkirche in Győr.



Prophet.  
Deckenbild in der Benediktinerkirche in Győr.





der starken Wirkung der Kunst Tiepolos entwickelt sich doch irgendein spezifisch österreichischer Charakter. Schon bei der Würdigung der Tätigkeit von Johann Michael Rottmayr (1654—1730), eines der frühen Barockmaler Österreichs, konnte jene Selbständigkeit hervorgehoben werden, womit er die fremden, italienischen und niederländischen Elemente verwertet, und jene Entschiedenheit, womit er das allgemein-österreichische Problem der Raumdurchbrechung erfaßt hat<sup>2)</sup>.

In der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts ist Anton Maulpertsch der fruchtbarste, bekannteste Meister. Seine Werke, die in den Kirchen, Schlössern der österreichischen Länder in großer Zahl erhalten sind, zeigen neben dem starken Einfluß Tiepolos eine interessante Entwicklung, die, von der malerischen Leichtigkeit, den feinen dekorativen Wirkungen des Rokoko ausgehend, sich zuletzt im Schoße des Klassizismus ausruhte. Auch die beträchtliche Zahl seiner in Ungarn befindlichen Werke weist die einzelnen Etappen seiner Laufbahn auf.

Einer früheren Zeit der österreichischen Malerei gehört ein anderer Meister an, der die Durchschnittsmaler dieses Zeitalters der Massenproduktion weit überragte und neben dem bedeutenden, doch etwas überschätzten Daniel Gran vielleicht der hervorragendste österreichische Maler seiner Zeit gewesen ist: der Tiroler Paul Troger (1698—1762). Nach alten Nachrichten hat Troger in Bologna, Mailand, Rom und Venedig gelernt. Durch seine Meister, Giovanni Battista Crespì, Francesco Solimena, Sebastiano Conca schloß er sich am ehesten an die Traditionen der Bologner Schule an, doch lernte er auch in Venedig bei Piazzetta und mag ein Zeuge der ersten Schritte des jungen Tiepolo gewesen sein. Um 1726 ließ er sich in Wien nieder, wo er von 1751 bis 1759 auch der Leiter der Kunstakademie war. Große Aufträge riefen ihn oft aus Wien weg.

«Unter den glanzvollen Malern der österreichischen Barocke paßt wohl auf keinen die Bezeichnung des Virtuosen so unbedingt wie auf Troger, und vielleicht gleicht gerade sein Schaffen mehr als das seiner Konkurrenten einem Triumphzuge durch die österreichischen Klöster»<sup>3)</sup>. Die Gemälde in Melk, Geras und Göttweig und besonders die im Stifte und in der Kirche zu Altenburg in Niederösterreich zeigen seine Schaffenskraft, seine Fruchtbarkeit von der glänzendsten Seite. Im Jahre 1732 ist ihm die Ausmalung der Kirche zu

<sup>2)</sup> Tietze, Johann Michael Rottmayr. Jahrbuch der k. k. Zentralkommission. 1906. col. 83; ders., Österreichische Kunsttopographie III (1909) B. XXXIV.

<sup>3)</sup> Tietze, Österreichische Kunsttopographie V. (1911). S. LX.

Altenburg übertragen worden; daran schlossen sich später die Fresken des Marmorsaaes, des Treppenhauses, der Bibliothek und anderer Räume des Stiftes, hervorragende Denkmäler der Prunkliebe der österreichischen Klöster des XVIII. Jahrhunderts. Später, von 1748 bis 1750, schmückt Troger den restaurierten Dom zu Brixen. Eines seiner großartigsten Fresken ist das apokalyptische Gemälde in der mächtigen ovalen Kuppel der Kirche zu Altenburg. Die in dem Riesenraume inmitten dicht wallender Wolken sich bewegenden Gestalten leben ein leidenschaftliches Leben und sind um vieles ernster, packender als jene Himmelfahrten, himmlischen Glorien, die an ähnlichen Stellen im XVIII. Jahrhundert so oft vorkommen. Eine unübersehbare Menge mächtig gestalteter, pathetischer Heiligen und Engel bevölkert das riesige Tonnengewölbe über dem Längsschiff des Brixener Domes, in dichten Gruppen um das Symbol des Lammes. «Sich vom Zwang der Architektur zu befreien, die hemmende Decke zu sprengen, aufzuheben und den entzückten Blick in ungemessene Fernen zu führen, wo sich ihm die jubelnden Glorien der himmlischen Heerscharen entschleiern oder die Geisteswelt der Allegorie verkörpert» — hierin erblickt Tietze das Hauptproblem der Trogerschen Kunst. Dieses Streben ist jedoch nicht sein besonderes Eigentum, sondern durchdringt die ganze dekorative Malerei seiner Zeit und macht sich bis zum Schlusse des Jahrhunderts in steigendem Maße geltend. Die Kunst Trogers, unter dem starken Einfluß des Stils des Seicento, zeigt sogar eher noch eine plastische Tendenz und ist von der Kunst Tiepolos oder Maulpertschs, des österreichischen Tiepolo, wesentlich verschieden.

Paul Troger hat in seinen besten Jahren auch in Ungarn gearbeitet. 1742, dem Jahre der Vollendung der Fresken in der Bibliothek zu Altenburg, hat er die Elisabethkirche in Pozsony (Preßburg), zwei Jahre später die Benediktiner-, damals Jesuitenkirche in Győr (Raab) mit Gemälden geschmückt. In der nicht gar großen, doch vornehm ausgeführten, von Marmor glänzenden Pozsonyer Kirche erhielten die drei Kuppelgewölbe Freskenschmuck. Die westliche Kuppel über der Orgelempore enthält reiches, doch nicht gerade günstig wirkendes barockes Zierwerk. Auch das über dem Chor befindliche Kuppelgemälde ist nicht besonders bedeutend. In der Mitte sitzt eine Frauengestalt auf Wolken. In der einen Hand hält sie Rosen, das Attribut der heiligen Elisabeth. Sie ist offenbar die Personifikation der Barmherzigkeit. Links zieht ein Engel zwei zu ihm flüchtende kleine Kinder liebevoll an sich, während unter der Mittelfigur ein anderer Engel mit einer auf die Barmherzigkeit hinweisenden Schriftrolle (*Beati Misericordes quoniam ipsi Misericordiam con-*



sequentur) schwebt. Außerdem schwebende Kinderengel, geflügelte Engelköpfe, die ständigen Erscheinungen derartiger Gemälde. Von allen interessiert am meisten der die Kinder schützende große Engel, welcher mit seinem Typus, seinen Körperformen an die mächtigen Engelgestalten Raphael Donners, die damals den Hochaltar der Krönungskirche in Pozsony geschmückt haben, erinnert. Die bunte, unangenehme Farbenwirkung des Gemäldes ist kaum Troger selbst zuzuschreiben: den etwas ostentativ angebrachten Inschriften nach wurde das Innere der Kirche im vorigen Jahrhundert, gewiß nicht mit der gebotenen Vorsicht, wiederholt restauriert<sup>4)</sup>.

Umfangreicher und von reicherer Komposition ist das Gemälde der Mitteltuppel, deren ursprünglicher Charakter von den Restaurierungen offenbar mehr verschont wurde. Es ist die Apotheose der heiligen Elisabeth von Ungarn. Die Heilige nähert sich dem im Himmel thronenden Christus, der sie mit einer strahlenden Glorie bekrönt. Um diese Hauptgruppe sind die himmlischen Scharen dargestellt, jubelnd musizierende, Wolken hebende und ordnende große Engel, deren zwei das Kreuz Christi halten. Überall erblickt man bewegte Massen; die Wolken verdichten sich zu schweren Ballen und lassen nur einen verhältnismäßig kleinen Teil des Himmels frei. Die Figuren sind im Verhältnis zum Raume groß dimensioniert, und das Ganze ist von der Wirkung der Körperhaftigkeit beherrscht, während von Tiepolo und seinen Nachfolgern zu meist eine leichtere Atmosphäre mit freischwebenden kleineren Gestalten dargestellt wird. Auch ist es charakteristisch, daß in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts die in ähnlichen Kompositionen unentbehrlichen Wolken in einer weniger kompakten, eher zerschlissenen Bildung vorkommen.

Die viel und schnell produzierenden Maler der Barockzeit haben einzelne Motive, ja Kompositionen oft an verschiedenen Stellen verwendet. Engelfiguren, Gruppen kommen in fast identischer Weise an den Deckengemälden Trogers vor. Die Komposition der Hauptgruppe des mittleren Kuppelgemäldes in Pozsony ist von dem Meister, wenigstens im wesentlichen, im Gemälde an der Decke des Chores des Domes zu Brixen (Ankunft der heiligen Jungfrau im Himmelreich) wiederholt worden.

Die vier Pendentifs der Kuppel sind mit Bildern symbolischer

---

<sup>4)</sup> Unter einer der an den Pendentifs der Mitteltuppel gemalten vier Frauen gestalten erblickt man die Signatur des Meisters: P. Troger fecit 1742. Unter einer zweiten Gestalt haben die Restauratoren ihre Namen verewigt: Fr. u. Mich. Geilling u. J. Streicher reno. 1835. — Renoviert durch den k. k. Hof-Kunstmarmorierer et Stuccateur A. Detoma im Jahre 1893. — A. Bononi Pittore Ristauro Pornato 1893.

Frauengestalten geschmückt. Es sind Personifikationen von Tugenden, deren Darstellung, auf Grund mittelalterlicher Anschauungen, neben anderen, oft verwickelten und schwerverständlichen symbolischen und allegorischen Darstellungen, eine so große Rolle in der nordischen Kunst des XVIII. Jahrhunderts gespielt hat. Die Figuren sind in gemalte Nischen, jedoch auf Wolken gesetzt, welche, die architektonischen Linien durchbrechend, dieselben gleichsam in höhere Regionen erheben. Die Demut erscheint in der Gestalt einer ärmlich gekleideten, mageren Alten, mit einem Joch in der Hand. Die sich auf einen Elefanten stützende junge Frau ist offenbar die Jungfräulichkeit, nach der mittelalterlichen Ikonographie. Unbestimmter ist die Deutung der beiden übrigen Bilder. Eine blühend-schöne Frau hält zwei Füllhörner, deren eines eine Krone und Juwelen, das andere Blumen enthält. Es ist vielleicht die Personifikation der Mäßigung, während die vierte Figur, ein schönes, junges Weib, eine brennende Kerze in der einen Hand, die andere Hand an die Brust gelegt und schwärmerisch in die Flamme blickend, die Liebe darstellen dürfte<sup>5)</sup>.

An große Flächen, schnelle Arbeit gewöhnt, boten die Dekorationsmaler des XVIII. Jahrhunderts in den Wand- und Deckenmalereien ihr Bestes. Ihre Ölgemälde, Altarbilder, mit welchen sie die von ihnen ausgemalten Kirchen geschmückt haben, sind im allgemeinen schwächer als ihre Fresken, oft auch nur Werkstattprodukte, welche den Mangel an Vertiefung verraten und, während die Wandgemälde zumeist auch technisch vorzüglich sind, gerade infolge nachlässigen Verfahrens oft gar schnell verdorben sind. Die in der Elisabethkirche in Pozsony befindlichen Altarbilder Trogers reichen an die Deckengemälde heran. Das Bild des Hochaltars stellt die vor einem Altar knieende heilige Elisabeth von Ungarn dar. Ein Kinderengel hält das Kreuz des Erlösers vor sie hin, es erscheinen noch ein großer Engel mit der Dornenkrone, schwebende Kinderengel, im Vordergrund Bettler und Krüppel. Das Ganze tritt gleichsam als eine Vision vor Augen, hinter einem grünen Vorhang, der von einem Engel weggezogen wird. Es ist ein farbiges Bild mit starken Lichteffekten, sehr geschickt komponiert. Das Helldunkel herrscht auch in der Wirkung des Altarbildes der heiligen Familie vor, in dem auch die realistische Darstellung der Details — Tischlerwerkzeuge, Korb, Kräuter — bemerkenswert ist, während das dritte Altarbild mit der Darstellung der den toten Christus beweïnenden Engel durch eine helle Gesamt-

<sup>5)</sup> Ähnliche Figuren hat Troger im Marmorsaal des Stiftes in Altenburg gemalt. Vgl. Dollmayr, Paul Trogers Fresken zu Altenburg in Niederösterreich. Berichte und Mittheilungen des Alterthumsvereins, Wien. XXVI. (1890). S. 8.

wirkung, einen stark pathetischen Ausdruck auffällt. «Mit proteusartiger Wandelbarkeit weiß er Art und Stil nach Ort und Aufgabe zu verändern und immer entwindet er sich dem, der versucht, seinen künstlerischen Charakter zu fassen» — urteilt Tietze über den Meister. Auch in Pozsony ist der Charakter seiner Decken- und Altarbilder sehr verschieden, doch wurzelt sein Stil im allgemeinen in der Bologneser Schule und er verleugnet dieselbe auch da nicht, wo er in seinen Deckenbildern unter dem Einflusse der venezianischen und österreichischen dekorativen Malerei neue, leichtere, luftigere Wirkungen erstrebt.

Bei Virtuosen, wie es die österreichischen Maler im allgemeinen sind, die mit frühzeitig angeeigneten Kunstmitteln arbeiten und einzelne Motive, Formeln mit außerordentlicher Geschicklichkeit, Findigkeit, Anpassungsfähigkeit immer wieder verwerten, kann von einer tieferen, individuellen Entwicklung kaum gesprochen werden. Auch der langlebige, fruchtbare Maulpertsch steht schon in seiner Jugend fertig vor uns, und der abweichende Charakter seiner späteren Werke beruht eher auf einer durch die Mode verursachten Wandlung als auf einer inneren, persönlichen Entwicklung. In der Laufbahn Trogers ist der bedeutendste Schritt, wo die stärkere Farbigkeit, die rötliche Farbstimmung seiner Werke von einer helleren Farbgebung, der Vorherrschaft eines feinen Grau abgelöst wird.

Die Fresken in der Kirche zu Pozsony verraten noch seine frühere Manier. Zwei Jahre später, in den Deckenbildern der Benediktinerkirche in Győr erkennen wir schon einen anderen Charakter.

Die Kirche der Jesuiten in Győr, im Jahre 1802 den Benediktinern übergeben, ist von Georg Széchényi, Erzbischof von Kalocsa, vom Jahre 1641 an erbaut worden. An das weiträumige einzige Längsschiff der Kirche schließen sich beiderseits je drei Kapellen an, die ihren Schmuck bereits im XVII. Jahrhundert erhalten haben. Ihre Altäre sind von schwerem architektonischen Aufbau, dunkelbraun, mit vergoldeten Statuen geschmückt. Die Decken und Fensterumrahmungen der Kapellen weisen prachtvolle Stuckreliefs auf, deren starke, entschiedene Plastik, streng symmetrische Verteilung den Charakter des XVII. Jahrhunderts verrät. Die in die Stuckrahmen eingefügten Gemälde sind nicht besonders bedeutend.

Chor und Schiff der Kirche mögen im XVII. Jahrhundert unvollendet geblieben oder nicht befriedigend geschmückt worden sein, erhielten daher erst hundert Jahre später ihre heutige Einrichtung und Dekoration. In dieser Zeit entstanden der großartige Hochaltar, die reichgeschmückte Kanzel, sowie — als Hauptschmuck der Kirche — die Gemälde Paul Trogers. Während die Fresken in



der Elisabethkirche in Pozsony infolge wiederholter Restaurierung mehr oder weniger gelitten haben, sind in Győr die Werke des Meisters in vorzüglichem Zustande, offenbar unberührt erhalten. Hier, in der weiträumigen Kirche, bot sich seiner Tätigkeit ein weiteres Feld als in der bedeutend kleineren Pozsonyer Kirche. Chor und Längsschiff sind mit je einem mächtigen Tonnengewölbe bedeckt, mit Stichkappen über den Fenstern. Hierzu kommt noch das Gewölbe der Orgelempore. Alle diese großen Flächen erhielten eine einheitliche malerische Ausbildung: die Decken des Chores und des Schiffes sind mit je einem großen Gemälde geschmückt, während über der Orgelempore ein kleineres Bild angebracht ist.

Die mit den Mitteln der Malerei erzielte architektonische Ausbildung der ungegliederten großen Flächen — seit der sixtinischen Kapelle ein wichtiges Problem der Deckenmalerei — ist ziemlich bescheiden. Über den Stichkappen zieht sich ein mächtiges Gesims herum. Darüber beginnt schon das Reich der Malerei, es öffnen sich himmlische Regionen. Über den Kapitälern der Pilaster, zwischen den Stichkappen ist in massiven, stark barocken Umrahmungen je eine gemalte Nische angebracht, in welchen auf hervorspringenden Konsolen sitzende Gestalten Platz finden: im Chor die vier Evangelisten, im Schiff vier Propheten.

Man wird unwillkürlich an die ähnlich angebrachten Propheten und Sibyllen Michelangelos erinnert. Doch bei Troger würden wir das tiefe, leidenschaftliche Innenleben jener umsonst suchen. Es sind prachtvoll, mit hervorragendem dekorativem Gefühl gemalte Gestalten. Der Prophet Daniel, ein Jüngling mit langem Schnurrbart und einem Turban auf dem Kopf, ist etwas exotisch. Jesaias, ein langbärtiger Greis, ist der bewegteste von allen. Der Prophet, ihm gegenüber (Ezechiel?), der ein Buch aus der Hand Gottes empfängt, kauert in einer unbequemen Stellung auf seinem engen Platze. Auch die Evangelisten sind mehr äußerlich charakterisiert, ohne tieferen Ausdruck des Seelenlebens. Dies ist nicht die Stärke des Meisters und seiner Zeit. In dem Bild des heiligen Lukas, mit der Malerpalette neben sich, hat Troger offenbar sein eigenes Bildnis gegeben. Die Züge des schönen, männlichen, bärtigen Kopfes sind stark individuell und es ist kaum ein Zufall, daß man unter dieser Gestalt die Signatur des Meisters, sowie die Jahreszahl 1744 erblickt.

Die großen Deckengemälde gehören zweifellos zu den hervorragendsten Werken Trogers, dem hier große Flächen zur Verfügung gestanden sind, die er in ihrer ganzen Größe zu seinen künstlerischen Zwecken ausgenützt hat. Über der wirklichen und gemalten Architektur blicken wir gleichsam über die Grenzen des Innenraumes

hinaus in die Höhe. Über einem ähnlich wie in Brixen an dem großen Deckengemälde des Domes gestalteten Rahmen hört das Erdendasein, das Gesetz der Schwere auf und die Schar der himmlischen Gestalten schwebt ebenso frei im Raum wie die Wolken, die sich da dicht zusammenballen, dort vor dem himmlischen Licht öffnen. Gleichsam als Übergang erscheint noch der untere Teil des Bildes des englischen Grußes im Schiff, wo Maria im Rahmen einer reichen Barockarchitektur, über einem verwitterten Ziegelunterbau, vor einer auf einen Thronstuhl gesetzten, noch leeren Korbwiege kniet. Ringsherum schwärmt schon die Schar der Himmlischen, größere und kleinere Engel, in abwechslungsreicher Haltung schwebend, frohlockend und in der ungefähren Mitte des Bildraumes der Erzengel Gabriel, die Lilie in der Hand herniederschwebend und mit der anderen Hand dorthin emporweisend, wo das Licht der Gottheit erstrahlt.

Das Deckenbild im Chor ist ganz transzendental. Inmitten von Wolken, von Engeln umgeben, erscheint die Dreifaltigkeit, weiter unten die heilige Jungfrau, sowie ein großer Engel mit einem strahlenden Edelstein in den Händen. Dieser Stein wiederholt sich unten im Bild des Hochaltars, wo ihn der auf Wolken knieende heilige Ignatius von Loyola in der Hand hält. Darüber das Monogramm IHS in einer strahlenden Glorie. Der Edelstein ist der Name Christi, von dem Heiligen und seinem Orden zu den Völkern getragen, worauf sich auch das Zitat am Oberteil des Altars bezieht: *Ut portet nomen meum coram gentibus*. Im Vordergrund des Bildes erscheinen Personen verschiedenen Alters und Ranges, zwei halbnackte Bettler und ein Besessener, von einem anderen gehalten: das Volk, in dessen Kreise der heilige Ignatius und sein Orden lehrt, wirkt und auch Wunder verrichtet. Das Bild ist stark nachgedunkelt, doch die goldgestickte, rosenrote Kasula des Heiligen ist noch immer von prächtiger malerischer Wirkung. Der unbedeckte Körper der Bettler erinnert an die italienischen Maler des Seicento, und das ganze Bild überhaupt gemahnt an die pathetisch-realistische Richtung der mit starken Mitteln charakterisierenden italienischen Malerei des XVII. Jahrhunderts.

Wie hell und luftig erscheinen die großen Deckengemälde in der Höhe! Ein silbergrauer Ton überzieht die weiten Flächen. Die Farben der Gestalten und Kleider sind gedämpft, fein gebrochen. Troger verrät hierin den fortschrittlichen Geist der Kunst des XVIII. Jahrhunderts, obwohl die Komposition noch von der barocken Auffassung getragen ist.

An Tonnengewölben ist die konsequente Durchführung des Untersichtsprinzips im allgemeinen schwerer und seltener als an Kuppeln. Dieses Problem ist erst von Tiepolo und seinen Nachfolgern auf eine annehmbare Weise gelöst worden. Die Gemälde Trogers sind tatsächlich noch auf die Normalsicht berechnete und einfach an den Decken angebrachte Bilder, und es entsteht sogar ein Gegensatz, wo er der Aufgabe bewußt, diesen Gegenstand zu überbrücken versucht. Im Bild des englischen Grubes ist die knieende Maria und ihre architektonische Umgebung durch die Untersicht stark verkürzt, während unmittelbar darüber sich schon ein völlig anderer Gesichtspunkt geltend macht.

Auch die Wolken und Gestalten sind, wie in den Pozsonyer Kuppelbildern, stark plastisch und die Anordnung derselben regelmäßig, sich der völligen Symmetrie annähernd. Besonders bemerkenswert ist in dieser Hinsicht die Komposition des Erzengels Gabriel und der ihn umgebenden großen Engelschar im Bild des englischen Grubes. Der Kopf der knieenden Maria fällt in die Axe der Kirchendecke und diese Axe bestimmt auch die Komposition des Deckenbildes im Chor. Das ist noch Barockkunst. In demselben Jahre hat Tiepolo das Deckenbild der Übertragung des heiligen Hauses nach Loreto an der Decke des Schiffes der Kirche St. Maria degli Scalzi in Venedig vollendet und damit das wichtigste Problem der Deckenmalerei des Rokoko in einer wunderbar leichten, asymmetrischen Form gelöst.

Die Decke der Orgeltribüne ist mit dem Bild eines Engelkonzertes in ovalem Feld geschmückt. Um einen orgelspielenden Engel in der Mitte gruppieren sich auf verschiedenen Instrumenten musizierende blühend schöne Engelgestalten. Bereits im Jahre 1737 hat der Meister die Orgeltribüne der Gruftkapelle der Grafen Kuefstein zu Röhrenbach und später die des Brixner Domes mit sehr ähnlichen Deckenbildern versehen<sup>6)</sup>. Die Wiederholung solcher nebensächlicher Kompositionen ist in dem Zeitalter der großen, oft in unglaublich kurzer Zeit durchgeführten malerischen Unternehmungen nicht ungewohnt.

Hier, an den beiden Seitenmauern der Orgeltribüne befinden sich noch zwei, fensterartig in hölzerne Rahmen gefaßte Fresken. An der Nordwand blickt man durch ein geöffnetes Fenster in ein Zimmer, an dessen Mauern verschiedene Musikinstrumente hängen. Am Fenster ist ein lesender Mann, offenbar der Kapellmeister der Kirche dargestellt. Auf der anderen Seite erblickt man durch das Fenster eine Violine und eine große Trompete. Es sind mit großer Sorgfalt

---

<sup>6)</sup> Österreichische Kunsttopographie, V. S. 471; Dollmayr, Paul Trogers Fresken im Dome zu Brixen. Mitteilungen der k. k. Zentralkommission, 1890. S. 175.



gemalte, stillebenartige Bilder, — charakteristische Produkte des vielseitigen Künstlers und des dergleichen illusionistische Kunststücke liebenden Zeitalters.

---

## Dialektik der ethischen Prinzipien.

Von Professor Mor. von Kármán.

### I.

**E**S sei mir gestattet, zuvörderst einige Annahmen ohne Begründung und ohne Diskussion vor auszuschicken. Es seien dies Postulate im alten, aristotelischen Sinne, wonach auch ihr Gegenteil behauptet werden, ja sogar die gewöhnliche Meinung für sich haben mag und wir dennoch sie unseren Erörterungen zugrunde legen, weil dadurch unsere Erfahrung klarer beleuchtet und deutlicher bestimmt werden kann. Wohl bleiben hierbei unsere Ergebnisse nur bedingt wahr; es läßt sich jedoch erwarten, daß sie sodann vielleicht auch von der entgegengesetzten Annahme aus als richtig sich erweisen und somit, wie es eben mit allen wesentlichen Lehren der Euklidischen Geometrie der Fall war, unbedingte, absolut wahre Geltung erlangen. Einstweilen aber begnügen wir uns damit, daß unsere verworrene empirische Kenntnis bei diesem Verfahren rationellen Sinn und Bedeutsamkeit erhält.

Eine erste Annahme betrifft das Problem der Ethik selbst. Ich halte diese Disziplin für keine praktische, keine normative Wissenschaft; sie hat niemand Vorschriften zu erteilen, keinem Gesetzespflichten aufzuerlegen oder Ratschläge zu geben. Die Ethik ist, wie jede isolierte Wissenschaft, der eine besondere Erfahrungstatsache zu bearbeiten obliegt, rein theoretisch, und die Anwendung ihrer Lehren, wo sie etwa nützlich oder nötig scheint, verbleibt anderweitigen Überlegungen. Sie ist ferner eine abstrakte Wissenschaft. Wohl bezieht sie sich, wie jedes einzelne Wissen auf einen Teil der konkreten Wirklichkeit; dieser ist für sie die Gesittung, die Gesamtheit der geregelten Sitten und Gebräuche, das Verhalten und die Handlungsweise der Individuen als Glieder einer geordneten, organisierten Lebensgemeinschaft. Aber sie behandelt diese höchst komplexe Tatsachengruppe nicht in der Totalität aller vereinten Momente. Sie hebt bloß eines, das als alle übrigen wesentlich bestimmend gilt, besonders hervor und sucht es in seiner abstrakten Vereinzelung zu begreifen, durch Zurückführung auf bestimmte Gründe verständlich zu machen, als deren rationale Folge zu er-

weisen. Dies wesentliche Moment aller Gesittung ist die Sittlichkeit, eine Bewußtseinsform, welche als Resultat eines Urteils sich ergibt, der über jeden Zug des individuellen Verhaltens und Handelns, über die Erfolge derselben und schließlich über die Gesittung der ganzen Lebensgemeinschaft, die in Betracht kommt, gefällt wird und diese alle, einzeln und vereint, entweder als recht und gut billigt oder als schlecht und böse tadelt. Demnach wäre die Ethik die abstrakte Theorie der Sittlichkeit, eine rationale Begründung, prinzipielle Deutung aller sittlichen Urteile.

Die andere Annahme bestimmt nun das Objekt der Ethik, die Sittlichkeit und die für sie wesentlichen Urteile des Lobes und Tadels näher als Bewußtseinsgegenstände historischer Art. Sie sind dies nicht etwa, weil sie nicht wie die Urteile mathematischen Inhaltes von Ewigkeit her gültig sind, sondern sichtlich nach Ort und Zeit bedingt erscheinen, denn etwas dergleichen fände sich vielleicht auch an Naturereignissen, sofern in ihnen Bewegung, Veränderung oder Entwicklung sich kundgibt. Auch ist nicht allein der Umstand entscheidend, daß die sittlichen Urteile, sofern sie zeitlich gefällt werden und zur Geltung gelangen, inhaltlich von früheren, vergangenen Momenten bedingt sind; ähnliches könnte auch von zeitlich sich einstellenden Naturprozessen, allmählich sich gestaltenden Naturdingen behauptet werden, obgleich in diesen die einzelnen Momente nur von uns, den bewußten Beobachtern, als der Gegenwart oder der Vergangenheit entstammend betrachtet werden können, an sich aber nie den Charakter bekunden, erinnerte Momente zu sein, der allein dem Bewußtsein eigen ist. Das eigentümlichste, wesentlichste Merkmal aller historischen Bewußtheit bleibt demnach stets die absichtliche Beziehung auf Zukünftiges, die nun auch insbesondere alle sittliche Wirklichkeit kennzeichnet.

In der Tat scheint mir allem sittlichen Bewußtsein, somit auch dem sittlichen Urteil ein bestimmtes Gefühl des Tatbestandes zugrunde zu liegen, daß die Verwirklichung menschheitlicher Aufgaben der dauernden Arbeit, konsequenten Betätigung der auf einander folgenden Generationen bedarf. Es gibt im Bereich menschlicher Lebensgemeinschaft kein Ziel und kein Arbeitsfeld, das innerhalb der Zeitgrenzen individuellen Lebens oder einer Generation vollständig erreicht oder gehörig bestellt werden könnte. Somit kann auch die Ethik ihre Aufgabe nicht lösen, ihrem Objekte nicht gerecht werden, ohne dieses eminenten Zuges humaner Bestrebungen eingedenk zu sein. Schon die gemeine Erfahrung hegt keinen Zweifel darüber, daß die Sittlichkeit des Kindes, der Jugend und des reifen Alters sichtlich verschieden sich gestaltet; dasselbe gilt für die verschie-

denen Zeiten und Perioden der Völker- und Menschheitsentwicklung. Nicht als im Vorhinein, einmal für alle Zeit festgelegtes Endziel steht der Gehalt sittlicher Wesenheit vor dem menschlichen Blicke. Dem Fortschritte seiner Bewußtheit gemäß erkennt das Individuum je höhere Ziele und auch jeder Lebensgemeinschaft eröffnen sich mit der allmählichen Entfaltung ihrer Bildung, zeitlicher Ausgestaltung ihrer Organisation immer neue, früher nicht erfüllbare, ja gar nicht geahnte, gänzlich unbekannte sittliche Aufgaben. Die Ethik dürfte also ihr Problem kaum anders lösen, als daß sie in der Analyse und Bestimmung der wandelbaren Sittlichkeit, der bunten Mannigfaltigkeit sittlichen Urteilens dem Gesichtspunkte einer zeitlich bedingten Stufen- und Entwicklungsfolge ihrer Gründe und Prinzipien Rechnung trägt. Ihre Lehren haben nicht etwa bloß über die Richtung irgend welcher Endziele prinzipiellen Aufschluß zu geben, sondern auch mit genauer Festlegung der mittleren Ziele die Richtungen, etwa auch Krümmungen auf dem Wege, der zu ihrer Erreichung führt, somit die einzelnen Stadien des sittlichen Fortschrittes klar zu stellen und pünktlich zu begründen.

Die Lösung dieses Problemes einer dem historischen Wesen aller Gesittung entsprechenden Grundlegung der Ethik möchte ich als Dialektik der ethischen Prinzipien bezeichnen.

## II.

Der Rahmen einer Abhandlung verbietet hier den sonst didaktisch so lehrreichen Gang zu verfolgen, den Aristoteles der Welt gelehrt, und die früheren bemerkenswerten Versuche einer Klassifikation und Systematik ethischer Grundansichten, der typischen Formen und prinzipiellen Methoden ethischer Theorien eingehend zu berücksichtigen. Neben höchst wertvollen, selbständigen Werken, wie die neueren von James Martineau (*Types of Ethical Theory*) und Henry Sidgwick (*The Methods of Ethics*), finden sich dergleichen Übersichten aller möglichen Standpunkte in allen systematisch angelegten Arbeiten origineller Denker, schon bei den Alten, beispielsweise auch in Platos *Philebos*, insbesondere aber in der Ethik des Aristoteles, bei den neueren etwa in Adam Smiths *Theorie of Moral Sentiments* (Part VII, Sect. II) und Kants *Kritik der praktischen Vernunft* (§ 8 Anm. II.); und in unserer Zeit sind sie ein ständiges Lehrstück aller ethischen Lehrbücher, großer und kleiner gleichermaßen.

Alle diese Versuche — wie ich sie wohl bei aller Ehrerbietung für ihre Verdienste um die Theorie der Sittlichkeit bezeichnen darf —



leiden jedoch an einem Erbfehler. Sie sind im Sinne und zur Rechtfertigung einer einzelnen prinzipiellen Richtung unternommen und bemühen sich allzumal, die Mängel und Lücken der anderen entgegengesetzten Richtungen scharf auseinanderzusetzen, um deren Unzulänglichkeit zu erweisen. Eine Vergleichung aber der so von verschiedenen Seiten, nach verschiedenen Prinzipien geführten Kritik der Grundlegung der Sitten macht die alte Bemerkung von der Eigenheit philosophischer Untersuchungen ganz erklärlich, daß diese insgesamt recht haben dürften in allem, was sie behaupten, hingegen unrecht in allem, was sie bestreiten. Eine objektive, unparteiische Beleuchtung von Prinzipien muß vielmehr in anderer, gerechten Weise darauf Nachdruck legen, wiefern es jeder einzelnen gelang, mindestens einen Bruchteil ihres Erfahrungsobjektes der Theorie zugänglich gemacht zu haben. Überdies ist gerade im Erfahrungsbereiche der Gesittung jede Aufdeckung der Gründe unserer Urteile und die Auseinandersetzung der Folgen zugleich auch selbst eine sittliche Tat, ein wirksamer Faktor der jeweiligen Lebensgestaltung, zumal sie meistens von der Zeiten Not, den Wirrnissen und dem Drangsal der Sittenzustände bedingt und ihnen abzuhelpen bestimmt war. Führende Geister, die epochebildend einer ganzen Periode die Signatur aufdrücken, wie Sokrates und Kant, sind wahrhaft sittlich genial angelegte Naturen gewesen, Entdecker neuer, tieferer Wertschätzungen, beispielsweise der erstere der Wertung jeder auf Selbstkenntnis beruhenden Individualität, der andere der in der allgemeinen Menschenwürde der Person begründeten Rechtsforderung jedes einzelnen auf gleiche Freiheit und Selbstverwirklichung. Aber auch die übrigen Ethiker sind meistens als Moralisten Reformer, entweder Erneuerer alter vernachlässigter, mißverstandener Überzeugungen oder Lebenskünstler, Virtuosen sittiger Lebensart. Ist man nun auch nicht der Meinung, die von Moralskeptikern und Relativisten öfter geäußert wird, daß bereits alle möglichen Prinzipien erdacht und angewandt worden sind, ohne daß eine derselben sich geeignet erwies, die Mannigfaltigkeit und den Wandel der sittlichen Gesinnung und Lebensführung begreiflich zu machen, so kann man doch andererseits die Hoffnung hegen, daß eine Systematisation all dieser Prinzipien, die der Eigentümlichkeit jedes einzelnen in dem Bereiche seiner Gültigkeit gerecht zu werden strebt, möglicherweise jene Unbegreiflichkeit und scheinbare Irrationalität der Sittenwelt heben könnte. Es gälte nur, bei dem dialektischen Aufbau des Systems mit strenger Sorgfalt Rücksicht zu nehmen auf die Beziehung der einzelnen Prinzipien zu den Zuständen und Überzeugungen der vorwissenschaftlichen sittlichen Entwicklung.

Diesem methodischen Leitfaden folgt gegenwärtige Klarstellung aller möglichen Gründe der sittlichen Beurteilung und deren Beziehungen zueinander. Dabei hält sie, da es sich um begriffliche Fassung der Sittlichkeit handelt, das große Prinzip aller Begriffsentwicklung, den Satz des Widerspruchs, in vollen Ehren und läßt in der Analyse des Begriffsinhaltes die Verschiedenheit der Momente, vor allem aber in untergeordneten Begriffsreihen die Kontrarietät der Glieder zur vollen Geltung kommen. Nichts war in aller Vergangenheit für die strenge Genauigkeit wissenschaftlichen Denkens so nachteilig, als das Vorurteil, daß Vermittelung von Gegensätzen ein Zeichen von Scharfsinn und philosophischer Tiefe sei, während sie geradezu, weil bei Abschwächung des Gegenteiligen für die Verschwommenheit der Vermittelung gar leicht, mit Umdeutung seines Sinnes ein altes Wort sich findet oder mit kühner Bildung ein neues sich prägen läßt, den Sinn für die Wirklichkeit lähmt und alle Sachkenntnis zu bloßem Wortkram erniedrigt.

### III.

Unser Unterfangen der analytischen Klärung der ethischen Prinzipien sucht diese durch methodische Einteilung der verschiedenen sittlichen Urteile zu gewinnen. Als allgemeinsten, festbestimmten Gesichtspunkt bietet sich hierzu das Objekt der Beurteilung. Dieses kann nun teils sachlich die Handlung, teils persönlich der Handelnde sein. Im ersten Falle dient ein Ziel, das zu erreichen, ein sittliches Gut, das zu erlangen sei, als Maßstab; nach ihm bemißt sich der Wert der Handlung. Im andern Falle gibt das Gefühl der Verpflichtung, das Pflichtbewußtsein des handelnden Subjekts das Maß, und entscheidet demgemäß die Würde der Person. Alle Mannigfaltigkeit sittlichen Urteilens kann demnach ganz deutlich in wertende und würdigende Beurteilung eingeteilt werden. Unzweifelhaft ist ferner, daß die erstere Art der Beurteilung zugleich die frühere sein muß, weil ihr Gegenstand, die Handlung, offener ist und die Aufmerksamkeit leichter beschäftigt, als die inneren verborgenen Bewußtseinsmomente der Verpflichtung. Und so zeigt es sich auch, daß der reflektierende Geist den Problemen ersterer Art zeitiger sich zuwandte und das Ziel menschlicher Bestrebungen sich klar zu machen und vielfach zu deuten versuchte, bevor er noch ahnte, daß Motive und Gesinnungen, welche allen Willensbestrebungen unterliegen, bei Bewertung der Sittlichkeit gleichfalls in Betracht zu ziehen sind. Man kann sogar geradezu ohne Übertreibung behaupten, daß vorzugsweise hierauf der Unterschied antiker und moderner Ethik beruht. Der alten Welt war zumeist Ziel und Zweck

der Gesittung fraglich; sie suchte, wie die römische Formel lautet, die Bedeutung des *summum bonum*, dem menschliches Leben und Wirken zuzustreben hat. Unserer neueren Gesellschaft ist hingegen Sinn und Grund der Verpflichtung problematisch; unser Gemüt beunruhigt der Gedanke der persönlichen Pflicht und wir wünschen, in analoger Weise ausgedrückt, der Bedeutung der *summa obligatio* einsichtig und gewiß werden zu können.

Indes empfehlen lediglich logische Rücksichten der Deutlichkeit vorerst die ganze Folge der Prinzipien der Beurteilung nach den Zielen der Handlungen, in bezug auf alle ihre inhaltlichen Momente, klarzulegen, und nur alsdann den Gründen persönlicher Würdigung der Handelnden, gemäß der Art ihres Pflichtbewußtseins nachzugehen. Sowie es jedoch selbst in Gedanken nicht leicht fällt, auch nicht ganz gelingen mag, bei Wertung der Handlungen abzusehen von den handelnden Subjekten, und ebenso bei der Würdigung der Personen die Sache nicht in Betracht zu ziehen, der sie sich widmen; so muß auch, um dem Sittlichkeitsbegriff vollauf gerecht zu werden, der isolierten Betrachtung der Ziele und der Verpflichtung sodann eine sachgemäße Verknüpfung der vereinzelt Resultate folgen. Es muß geradezu die Probe der Richtigkeit der so gewonnenen Prinzipien und Gründe sein, daß eine solche Verknüpfung nicht allein möglich ist, sondern zugleich die erwünschte Aufklärung über die tatsächliche Entwicklung und den jeweiligen Stand des sittlichen Lebens gibt.

Den zwei Gruppen sittlicher Beurteilung entsprechend kommen sonach in unserer Zusammenstellung gesondert zur Behandlung vorerst die Prinzipien, die von den Zielen der Handlung aus der Wertschätzung derselben zugrunde liegen, sodann die anderen, welche im Pflichtbewußtsein der handelnden Person den Grund zur Würdigung derselben finden. Es läßt sich jedoch leicht zeigen, daß sowohl im Begriffe des sittlichen Zieles, wie dem der Verpflichtung je zwei Momente scharf zu trennen und gesondert in Erwägung zu ziehen waren, um alle die Verwicklungen sittlicher Zustände begrifflich aufzuklären. In ersterer Beziehung war die sachliche Frage, was das Ziel sittlichen Handelns sein könne, streng zu scheiden von der andern persönlichen Frage, wem das Ziel zu gelten habe, wem der Erfolg der Handlung zugute kommen soll. Ebenso war bezüglich des Pflichtbewußtseins die Frage nach dem Grunde desselben im Verpflichteten recht zu scheiden von der anderen nach der Verpflichtung, wer eigentlich der Verpflichtende, oder was das Zwingende sei. Somit ergaben sich im Laufe der ethischen Überlegungen für jede Gruppe der Beurteilung je zwei Reihen sittlicher



Prinzipien, und wir haben demnach vier Reihen derselben in allen ihren unterscheidbaren Formen und bestimmbarren Momenten zu beleuchten.

Indem ich nun dies auszuführen und ein strenges dialektisches System der ethischen Prinzipien und Gründe aufzustellen versuche, muß ich schon der Kürze, aber auch der Klarheit halber mich mit Vermeidung allen Details auf die Hervorhebung der wesentlichen Züge sittlicher Auffassungen beschränken. Es kann und darf dies füglich geschehen, weil der Aufgabe gemäß in dem Zusammenhange des Systems nur wesenhafte Auffassungen Berücksichtigung verdienen, solche Richtungen der Ethik, die nicht etwa bloß logischen Schulübungen oder literarischem Geschick ihr Dasein verdanken, sondern wirklichen Bedürfnissen der Lebensgemeinschaften entsprachen, welchen sie entsprungen sind, und durch ihre Wirksamkeit zugleich ihre Wahrheit bezeugten. Meine Darlegung verhält sich auch, abgesehen von der Ordnung und Beziehung der einzelnen Ergebnisse, im ganzen wie ein Referat über dieselben und vermeidet jede fremdartige Terminologie.

#### IV.

Die erste Reihe der Prinzipien orientiert sich nach obigem an der Frage: welches Ziel menschlichen Handelns kann als Maßstab sittlicher Beurteilung gelten. Hierfür bieten sich mit Aussicht auf Erfolg eben nur die zwei Momente dar, welche in jeder Handlung, jedem zielbewußten Streben als gemeinsame Merkmale enthalten sind. Es ist dies erstens ein wünschenswerter, begehrter Zustand, auf dessen Erreichung das Streben sich zu richten hätte und der inhaltlich zum Vergleich und Maßstab dienen kann für jedes menschliche Handeln; sodann zweitens eine rechte Art und Weise des Strebens selbst, die gewissermaßen die Erreichung jeglichen Zweckes verbürgte und deshalb formell für alles sonstige Bestreben und Wirken gültig sein kann.

Was nun jenen gehaltvollen Zustand betrifft, so konnte er auf verschiedenen Stufen der Kultur und Bildung sehr verschieden gedacht und ersonnen werden; eine Bedingung mußte er jedoch allenfalls erfüllen: er mußte alle Wünsche befriedigen und damit allem sonstigen Streben ein Ende setzen können. So allgemein gefaßt, bestimmt man ihn als einen Zustand des höchsten Wohlbefindens, voll Glück und Seligkeit. Der griechische Sprachgebrauch hatte zu seiner Bezeichnung das Wort «Eudaimonia» geprägt, das Begabtheit mit einem guten Gotte oder Genius bedeuten mag, aber allgemeiner auf alles Wohlgefühl, auf Wohlstand und Wohlhaben angewandt wurde. So

bezeichnete man das Prinzip dieser ethischen Richtung als Eudäemonismus.

Auch der Gesichtspunkt der rechten Betätigung konnte je nach der Verschiedenheit der Geistes- und Gemütslage in verschiedenen Kulturkreisen und Perioden verschieden sich gestalten; aber allgemeiner gefaßt mußte an ihr das Eigentümliche aller rechten Kraftbetätigung ersichtlich sein: sie muß zur Erlangung dessen, wozu sie wesentlich sich eignet, genügen und dann in dem Maße zur Verwendung kommen, daß sie ihr Ziel auch erreicht. Für eine solche Fassung ließ sich im Griechischen der Ausdruck Eudäemonie noch verwenden und wird selbst bei Aristoteles in diesem Sinne gebraucht. In neuerer Zeit hat jedoch Paulsen aus dem Aristotelischen Sprachgebrauch den Ausdruck für jede nach bestimmtem Ziele gerichtete Kraftbetätigung, «*Energeia*», zur Bezeichnung dieses zweiten ethischen Standpunktes glücklich verwendet und ihn *Energismus* benannt. Er verdient in diesem Sinne allgemein zu werden, ohne Furcht, daß man ihn mißdeuten könnte<sup>1)</sup>.

Diese wären demnach die zwei allgemeinsten Verschiedenheiten, die in der ersten Reihe der Prinzipien sich genau bestimmen ließen. Aber auch für die konträren Gegensätze ihrer Unterarten hat die ethische Theorie früh die genaue Formulierung ermittelt. Es ist für unsern Zweck sehr lehrreich zu bemerken, daß diese Gegensätze fast gleichzeitig oder doch in schnellem Wechselschritte bald nacheinander erkannt und bekannt wurden. Der Eudäemonismus erschien in seinen beiden Formen des Hedonismus und des Aszetismus sogleich in den ersten Anfängen der griechischen Ethik, als die Lehre der Kyrenaiker und der Kyniker, und feierte bekanntlich, auch nach der Erreichung ihres wissenschaftlichen Höhepunktes in Aristoteles, eine Wiedergeburt im Garten des Epikur und in der Säulenhalle der Stoa. Sie bilden auch seitdem einen festen Bestand ethischer Kultur und erscheinen zu allen Zeiten als bleibender Hintergrund für das Wechselspiel und den Kampf der sittlichen Mächte. Es kamen in ihnen die beiden möglichen Auffassungen von dem Verhältnis des Menschenlebens zur Welt und ihrer sinnlichen Naturwesenheit zum Ausdruck. Der Hedonismus, optimistisch überzeugt, daß in einem einsichtsvollen Verkehr mit der Welt die Lust stets das Leid, der Genuß den Schmerz überragen und überwinden kann,

<sup>1)</sup> In moralischem Sinne gebraucht bereits Wilhelm von Humboldt das Wort in seiner Jugendschrift: *Ideen zu einem Versuch, die Gränzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen* (Breslau, 1851), in welcher die Energie als die erste und einzige Tugend des Menschen gefaßt erscheint, und die Trägheit als das eigentlich böse Prinzip.

sieht in der Natur die Quelle für alles Menschenglück, die Grundlage für alle Wohlfahrt und Glückseligkeit; er lehrt demgemäß, daß Sittlichkeit die rechte Vorsicht ist, diese Quelle so zu benützen, daß, wie das sinnreiche Wort Aristipps lautet, man die Dinge sich, nicht aber sich den Dingen anzupassen habe, um glücklich zu leben. Hingegen betrachtet der Aszetismus die Natur, wenn nicht immer als allem Menschenglück feindlich und unhold, so doch stets als ein gefühlloses Hindernis der wahren Glückseligkeit, deren Quelle allein im Menschengeiste und Gemüte zu suchen ist. Der äußeren Welt entsagend, ist des Menschen rechte Aufgabe seine Innerlichkeit zu pflegen, nicht Herr der fremden Dinge, sondern Meister aller inneren Wünsche und Begehungen zu sein. In sich zu ruhen, sich ganz zu kennen und zu beherrschen: ist des Lebens Ziel. So streben eigentlich beide, Hedonist und Aszet, nach Glückseligkeit; nur glaubt der erstere sie in Naturgütern zu finden, in deren weiser Benützung alles Lebensglück besteht; der andere dagegen findet seine Befriedigung im sicheren Besitz seiner Geistesgaben und seiner Gemütsinnerlichkeit, und ist bereit ihrethalben, wenn nötig, auf alle Naturgaben zu verzichten.

Analog ist die Gegensätzlichkeit der beiden energistischen Formen der Sittlichkeit. Eine sieht in den Natur- und Geisteskräften gleicherweise bestimmt gegebene Mittel der sittlichen Betätigung; ihnen gegenüber ist unsere einzige Aufgabe, sie insgesamt in entsprechender Weise, den Zwecken des menschlichen Lebens gemäß zu gebrauchen, so daß sie einander nicht hemmen, sondern im harmonischen Zusammenwirken fördern. Die andere hingegen sieht, wenn auch nicht die Naturkräfte, so doch die menschlichen Fähigkeiten und Vermögen nicht bloß als entwicklungsfähig an, sondern auch als entwicklungsbedürftig: Naturumgebung und Menschenwelt sind eigentlicherweise nur die Gebiete, alle Geistesgaben und Gemütskräfte zu üben. Kein erreichbarer Zustand ist für sie ein endgültiges höchstes Ziel, sondern nur eine Stufe in dem Werdegang und Fortschritt menschheitlicher Kultur und Bildung. Für diese letztere Form ist die Bezeichnung Perfektionismus gebräuchlich; die erstere hat wohl recht vornehme Vertreter unter den ethischen Theoretikern; Plato war einer der einflußreichsten derselben; aber sie erschien weniger als selbständige, besondere Auffassung, so daß bisher kein eigener Name für sie in Gebrauch kam. Man könnte sie ganz entsprechend als Harmonismus bezeichnen.

Damit wären die vier ethischen Prinzipien der ersten Reihe als bestimmte Typen der Ziele menschlicher Gesittung gekennzeichnet und bestimmt. Der hedonistische und aszetische Eudaemonismus, der harmonistische und perfektionistische Energismus erweisen sich als



konträre Gegensätze der Sittlichkeit, deren zwei äußerste Glieder, Hedonismus und Perfektionismus, den größten Kontrast bilden, während die inneren zwei, Aszetismus und Harmonismus, gleichsam die Übergänge zwischen ihnen bilden und somit die vier Typen im ganzen als einheitliche Entwicklungsreihe erscheinen. Eingehendere Erörterung, die nicht allein das Schema des Systems zu beleuchten, sondern auch der ganzen Fülle sittlicher Erscheinungen gerecht zu werden strebte, könnte überall noch Zwischenglieder und Mischtypen finden oder bilden, so daß sich eine kontinuierliche Reihe ergeben würde. Diese Bemerkung hielt ich angezeigt schon hier zu machen, weil sie auch für alle folgenden Typenreihen gültig ist, ich aber unterlassen möchte, sie wiederholt anzuführen.

## V.

Alle Reihen der ethischen Prinzipien zeigen nämlich gleicherweise einen Zwiespalt, der sich vierfältig gestaltet. Die zweite geht, wie erwähnt, von der Frage aus, wem denn die sittlichen Ziele gelten, wem der Erfolg sittlicher Betätigung zugute kommen soll? Der grundsätzliche Gegensatz beruht hier auf der Tatsache, daß alle Sittlichkeit die rechte Beziehung und das entsprechende Verhalten der Individuen zu der Lebensgemeinschaft bedeutet, deren Glieder sie sind. Eine Auffassung nun, ersichtlich die frühere, hält die Gestaltung der Lebensgemeinschaft für den einzelnen als gegebene, nicht leicht veränderliche Ordnung, gleichsam als einen Teil der Naturumgebung; alle Ziele menschlicher Tätigkeit gelten daher bloß den einzelnen, den Individuen. Es ist dies die Auffassung des Individualismus. Ihr gegenüber steht eine andere, welche bei der Kürze alles Einzellebens, und zumeist von der Unsicherheit des Menschenschicksals geängstigt, in der dauernden, Geschlechter verbindenden Lebensgemeinschaft das Objekt sieht, dem das sittliche Wirken zu dienen bestimmt ist. Wir gebrauchen für diese Formulierung der ethischen Ziele die Bezeichnung: Sozialismus.

Jede dieser Auffassungen entfaltet nun ihre zweifache Gegensätzlichkeit. Der Individualismus als Egoismus bezieht alle Lebensziele auf das Subjekt selbst, durch dessen Sorgfalt und Energie dieselben erreicht werden können; hingegen billigt eine andere, spätere Ansicht nur solche Tatkraft, die der Beziehung des einzelnen zu den anderen, die mit ihm in Lebensgemeinschaft sind, nicht vergißt und sich daher Ziele stets im Einklang mit dieser Beziehung, mit Rücksicht auf die anderen setzt, oft bis zur Selbstverleugnung. Man gebraucht für diese prinzipielle ethische Auffassung die neuere Bezeichnung: Altruismus.

Analog sich entfaltend sieht nun eine Art des Sozialismus die Lebensgemeinschaft als die alleinige sittliche Wirklichkeit an, deren Ordnung für alles Wirken und Sinnen jedes ihrer Glieder als entscheidend zu gelten habe. Das Individuum ist als Teil eines Organismus diesem verbunden und muß seine Lebensziele, all sein Streben und Mühen mit Rücksicht auf das Ganze bestimmen. Es ist dies der Standpunkt, für den wir den Namen Kollektivismus verwenden, weil andere, wie etwa Kommunismus, mit fremden Nebenbedeutungen gebräuchlich sind. Die andere sozialistische Meinung betrachtet die rechte Ordnung der Lebensgemeinschaft nicht als reale Wirklichkeit, sondern als eine ideale Aufgabe, die durch stetige, gleichberechtigte Mitarbeit aller einzelnen stets erneut der rechten Lösung harrt. Die Stellung des einzelnen und sein Arbeitsgebiet innerhalb der Gemeinschaft wird daher keinesfalls durch bleibende Bedürfnisse eines gleichsam fertigen Organismus bestimmt, sondern durch individuelle Einsicht und Bereitschaft, dem Fortschritte der Gemeinschaft zu dienen. Diese allgemeine Berufung jedes einzelnen mitzuarbeiten an der Verwirklichung der idealen Ordnung einer stetig sich erweiternden humanen Lebensgemeinschaft bezeichnet man als den Standpunkt des Universalismus.

Ein flüchtiger Ausblick auf die inneren Beziehungen zwischen den entwickelten zwei Reihen, welche die erste, nach Zielen der Handlung orientierte Gruppe der ethischen Prinzipien bilden, mögen schließlich einige für ihre Bedeutung wichtige Punkte klarer beleuchten. Es scheint eine wesenhafte Gemeinschaft zu walten zwischen den Einzelstufen der zu einander gehörenden Reihen. Ein Hedoniker ist folgerichtig zugleich Egoist. Mit naiver Deutlichkeit bezeugt dies das Xenophontische Gespräch zwischen Sokrates und dem Begründer der ersten hedonistischen, der kyrenäischen Schule. (Memor. II, 1.) Es zeugt dafür ferner in der Entwicklung moderner Ethik der vielfach mit Scharfsinn erneuerte Versuch mancher Hedoniker nachzuweisen, daß alle sogenannte höhere Moral nur klugberechnete Selbstsucht sei. Der Aszet neigt hingegen konsequent zum Altruismus. Kyniker und stoische Morallehrer wollen geradezu als Ärzte der sittlichen Gebrechen ihrer Zeit, als Erzieher ihrer törichtereren Mitmenschen gelten. In der modernen Welt bietet die pessimistisch-asketische Empfehlung buddhistischer Weisheit und die Lehre Schopenhauers und seine scharfe Bekämpfung aller egoistischen Regungen ein lautredendes Beispiel. Selbst in unserer Gegenwart sucht ein sinniger Moralist (Bureau) die Notwendigkeit dessen nachzuweisen, daß eine Anzahl enthusiastischer Individuen zum Wohle

und Besten der Gemeinschaft, gleichsam als lebendes Beispiel idealer Gesinnung sich einem asketischen Lebenswandel zu widmen habe.

Ebenso ist das Streben nach Harmonie des Geistes und Gemütes folgerichtig mit kollektivistischem Sozialismus verbunden in der ersten und erfolgreichsten Konstruktion einer für alle Zeiten gültigen Staatsidee (Plato), während die auf der Idee freier Gleichen beruhende Staatslehre und die erste Formulierung einer perfektionell energistischen Ethik (Aristoteles) auch die ersten Spuren enthält einer universalistischen Anschauung vom Menschengeschlechte und seiner sittlichen Gestaltung. In dem Völkergewirr sodann, der das spätere Altertum kennzeichnet, das durch denselben bedingt auch einen Rückgang der Kultur und Gesittung zeigt, bietet der Bestand der bekannten vier Philosophenschulen gleichsam ein Probeexempel dieses innerlichen Zusammenhanges der dargelegten Prinzipien. Zugleich bezeugt jedoch die sonderbar krause Mischung der Philosophenschulen im Ausgange der antiken Bildung, ferner der Verlauf aller späteren, traditionelle Elemente benützenden ethischen Entwicklung auch die prinzipielle Besonderheit jeder einzelnen Reihe. Neben folgerechtem egoistischem Hedonismus kommt nicht selten auch ein altruistischer zu Wort (neuestens Comte), ebenso ein kollektivistischer (Fourier) und ein universalistischer (Condorcet, auch Mill). Und so fänden sich genugsam Beispiele für alle möglichen Verknüpfungen eines jeden der prinzipiellen Typen erster Reihe mit jedem Prinzip der zweiten. Beispielsweise faßt Kants sonst in anderer Hinsicht tiefgehende Ethik, in der Tugendlehre, die größten Kontraste verbindend, die Idee der Vollkommenheit rein individualistisch, geradezu egoistisch auf und gleicher Zeitauffassung huldigt die von humanistischer Idealität ganz durchtränkte Staatslehre W. v. Humboldts.

## VI.

Die dritte Reihe der prinzipiellen Auffassungen, welche als erste der zweiten Gruppe sittlicher Urteile entspricht und die handelnde Person nicht nach ihren Zielen, sondern nach dem Maße ihres Pflichtbewußtseins würdigt, entfaltet die Gegensätze ethischer Beurteilung aus Ansichten darüber, wie das verpflichtete, persönliche Bewußtsein sich bildet. Die ethische Theorie zeigt in der Lösung dieses Problems einen unentschiedenen Zwiespalt. Eine Anschauung, zeitlich die frühere, hält das Bewußtsein der Pflicht als geworden, auf Grund geeigneter Erfahrungen erworben, und die sittliche Würde bestände nach ihr in der rechten Fähigkeit und der ernststen Bereitschaft der Person zu einem den Resultaten der Erfahrung gemäßen Lebens-



wandel. Die andere Auffassung betrachtet hingegen das Pflichtgefühl als eine wesenhafte Eigenschaft des Menschengeschlechtes, als jeder Person gleichsam ursprünglich angeboren, und das sittliche Urteil würdigt im Handel und Wandel jedes einzelnen seine Absicht und Kraft: wahrhaft Mensch zu sein. Man verwendet zur Bezeichnung dieser Gegensätze Namen, die für einen ähnlichen erkenntnistheoretischen Zwiespalt gebräuchlich sind und spricht demnach von ethischem Empirismus und ethischem Nativismus.

Der weitere Ausbau beider theoretischen Anschauungen erfolgte vielfach im Zusammenhange mit den prinzipiellen Gegensätzen der früheren Reihen, die auf die Ziele der Handlungen sich beziehen, zumeist um einen oder anderen Standpunkt zu stützen, die übrigen zu bekämpfen. Der Empirismus zeitigte so vorzugsweise in Verbindung mit eudaemonistischer Auffassung die zwei einflußreichsten Richtungen der englischen Moralphilosophie, den Utilitarianismus und den Evolutionismus. Beiden gilt gleichmäßig die Erfahrung der unvermeidlichen Folgen unserer Handlungen als Grund allen Pflichtbewußtseins. Nur nimmt der erstere diese Folgen rein äußerlich und erwartet zumeist von den Gefühlen der Lust oder des Leides, dem Genuß oder dem Schmerz, die für jeden einzelnen aus seinem Lebenswandel sich ergeben, oder auch für andere, soweit sie davon betroffen sind, eine Witzigung und somit Beherrschung jener Folgen und den rechten Entschluß fest zu beharren im Guten, das ist von erwünschter Folge begleitetem Verhalten, oder eine Rückkehr und Besserung der Lebensweise, sofern sie zu nachteiligen Folgen führte. Aller Fortschritt in guter Sitte und treuer Pflichterfüllung ist demnach ein Erfolg reicherer Lebenserfahrung. Die andere Auffassung nimmt hingegen vor allem auf die innere, geistige Rückwirkung jener Folgen Rücksicht und sieht unter ihrem Einfluß unsere Geistes- und Gemütsverfassung als in steter Ausgestaltung und Entwicklung begriffen an. Somit dient alle Erfahrung sittlicher Art dem rechten Aufbau einer besseren, der menschlichen Wesenheit immer mehr entsprechenden Gemütsanordnung, durch welche das Bewußtsein der Verpflichtung sich stetig verfeinert und für alle Lebensführung entscheidend wird.

Auch der Nativismus entfaltete sich vorzugsweise mit dem Eudaimonismus verknüpft, in analoger Gegensätzlichkeit. Einer ersten Anschauung gemäß ist das angeborene Pflichtbewußtsein das Gewissen, welches jede Gemütsregung, jede Betätigung der Person begleitet und sie gleichsam aburteilt und richtet. Wahre Sittlichkeit besteht demnach darin, der Stimme dieses unfehlbaren Richters Gehör zu geben und Folge zu leisten. Wie jede angeborene Fähigkeit

kann wohl auch das Gewissen durch Sorgfalt in reiner Wirksamkeit bewahrt, vielleicht auch wirkungsvoller gestaltet werden, sowie es durch Vernachlässigung an Freiheit und Kraft Verlust erleidet; aber weder die Richtigkeit seiner Weisungen, noch die Eindringlichkeit seiner Mahnung erheischt irgendwelche Korrektur durch anderweitig nachfolgende Erfahrung. Das ist der Standpunkt des Intuitionismus. Hingegen hält die andere Ansicht das Gefühl der Verpflichtung wohl gleichfalls für eine Mitgabe des menschlichen Gemütes, glaubt aber, daß es einer steten Pflege und strenger Kontrolle von seiten der Vernunft bedürftig ist, um einsichtig, mit Berücksichtigung aller Umstände, inmitten einer sich ausbauenden und stets verwickelteren Lebensgemeinschaft ein Urteil zu fällen, das den Handlungen als leitendes Motiv dienen könne. So erfordert die Sittlichkeit nicht bloß, daß das Gewissen, das Pflichtbewußtsein wachsam und rege sei, und die Person seinem Ausspruche sich unterwerfe, sondern auch daß der Gewissenspruch vorher durch vernünftige Überlegung sich geeignet erweise, ihrem absichtsvollem Streben und Tun innerhalb der humanen Lebensgemeinschaft Ziele zu setzen. Man bezeichnet dieser Bestimmung gemäß die zweite Art des Nativismus als Intentionalismus.

## VII.

Die vierte Reihe der Prinzipien endlich knüpft sich ergänzend ebenso an die dritte, wie früher die zweite an die erste. Sie bestimmt die sittliche Verpflichtung, die als Verhältnis des Verpflichteten zum Verpflichtenden erscheint, nachdem ihr subjektiver Grund klargestellt ist, von der anderen Seite, indem sie ihrem realen Grund nachforscht. Man faßt die Verpflichtung auch als Gesetz, das dem Verpflichteten auferlegt sei; das Problem stellt sich demnach so, daß man fragt, wer denn eigentlich der Gesetzgeber ist, dem Gehorsam zu leisten wäre. Es war insbesondere Kant, der in allgemeinsten Fassung den Zwiespalt in der möglichen Lösung der Frage aufzeigt. Er bezeichnete ihn als den Gegensatz der ethischen Heteronomie und Autonomie. Nach der ersten Anschauung ist es eine fremde Macht, welcher die sittliche Person verbunden erscheint; sie hat sich ergeben in den Dienst jener zu stellen; auf der Dienstestreue beruht alle ihre Würdigkeit. Nach der zweiten gibt die Person selbst sich das Gesetz ihrer Lebenshaltung; treu zu sein dem eigenen Wesen, ist ihr höchster Ruhm, ihre eigenste Menschenwürde. Man kann füglich behaupten, daß folgerichtig der ethische Empirismus zugleich heteronom ist, während die Autonomie die strenge Konsequenz der nativistischen Ethik

zu sein scheint. Die fernere gegensätzliche Entfaltung entspricht auch beiderseits. Der utilistischen Moral muß die Macht, die unerbittlich die Folgen an die Handlung knüpft, notwendig als eine fremde und zugleich höhere Autorität erscheinen, die, ohne selbst verbunden zu sein, die Erfüllung der von ihr gesetzten Pflichten nicht bloß zu fordern, sondern auch zu erzwingen weiß. Nach der evolutionistischen Auffassung herrscht hingegen eine gewisse Gegenseitigkeit: die bindende Macht ist gleichsam selbst gebunden durch ein allgemeines Gesetz der Entwicklung, demgemäß alle Wesenheit im Sinne einer stets entsprechenderen Gestaltung, eines stetigen Fortschrittes ihrem Ziele entgegengeht. Die persönliche Würdigkeit des einzelnen liegt hier in der Tatsache, ein nötiges und bewußt wirkendes Glied in der Kette der Entwicklung zu sein. Die erstere Art der sittlichen Beurteilung erfolgt, wie man sagt, nach dem Prinzip des Autoritativismus; die andere pflegt man, da die sittliche Gebundenheit fast wie ein Naturgesetz allgemeiner Art wirkt, als Naturalismus zu bezeichnen; sie könnte auch Legalismus, eigentliche Gesetzesmoral genannt werden.

Die autonome Art sittlicher Verpflichtung zeigt gleichfalls, der intuitiven und der intentionellen Auffassung entsprechend, eine zweifache Entfaltung. Als erste Form kann jene ethische Anschauung gelten, welche jedem einzelnen das Recht wahrt, seiner eigenen festen Überzeugung getreu zu leben, mag diese auch in der Gemeinschaft, welcher das Individuum angehört, allein stehen, ohne Widerhall zu finden. Es ist dies die Form subjektiver Gewissenhaftigkeit, die mit dem Ausruf: Hier stehe ich, ich kann nicht anders — bereit ist, mit Leib und Seele für die Wahrheit dessen, was ihr Pflichtbewußtsein gebietet, einzustehen. Wir können sie daher, ohne Mißverständnis, ethischen Subjektivismus nennen. Eine andere Form ist bestrebt, in strenger Prüfung der Stimme ihres Gewissens alle Motive ihres Pflichtbewußtseins danach zu beurteilen, ob sie, wie Kant dies ausdrückt, auch geeignet sind, als Maximen zur Grundlegung einer allgemeinen Gesetzgebung zu dienen. Diese sittliche Persönlichkeit begnügt sich nicht mehr mit der Rechtfertigung einer eigenartigen Geistes- und Gemütsrichtigkeit; sie wünscht ihre Würdigkeit von aller Welt anerkannt zu wissen. Den Gegensatz zur ersteren betonend, mögen wir für diese Auffassung die Bezeichnung Personalismus gebrauchen.

## VIII.

Mit der Entfaltung dieser letzten Reihe hat die Aufgabe, das System möglicher Prinzipien der sittlichen Beurteilung nach ihren



dialektischen Gegensätzen zu entwerfen, ihre abschließende Lösung gefunden. Sofern in dieser Zusammenstellung, welche in einem schematischen Quadrate — der Zahl, die einst Pythagoras als das Symbol der Gerechtigkeit definierte — nach vier (zweimal zwei) Gesichtspunkten ebensoviel, je vier Stufen ethischer Auffassungen nachweist, jede namhafte, für die Entwicklung humaner Gesittung bedeutsame Theorie ihren bezeichnenden Ort erhalten hätte, könnte derselben mindestens ein didaktischer Wert kaum abgesprochen werden. Das System dürfte jedoch höheren Anspruch erheben. Mir erwies es sich in vieljähriger Anwendung auf historische Fragen, wie etwa zur Bestimmung der Entwicklungsphasen der Sitten und Institutionen, ferner in pädagogischen Überlegungen, wobei die sittliche Entwicklung der Individuen in Betracht zu nehmen war, als hilf- und lehrreich<sup>2)</sup>. Hier möchte ich nur abschließend an einem Beispiele in allgemeinen Zügen die Richtung kennzeichnen, wie die Anweisungen des Systems vorteilhaft nutzbar werden.

Indem man nämlich die nach den verschiedenen Gesichtspunkten auf gleicher Stufe erhaltenen ethischen Auffassungen entsprechend vereint, so ergeben sich im ganzen vier Stufen oder Typen sittlicher Entwicklung. Dies führt entsprechend auch zur Unterscheidung von vier typischen Entwicklungsstufen humaner Lebensgemeinschaft.

Der erste sittliche Typus zeigt sich seinen Zielen nach als egoistischer Hedonismus und seinem Pflichtbewußtsein gemäß als utilitarischer Autoritativismus. Ich glaube nach der gegebenen analytischen Charakteristik der Prinzipien der Kürze halber von weiterer Ausführung ihrer Folgen absehen zu können. Dieser Typus der Gesittung findet sich nun in voller gewünschter Klarheit in der ersten Art aller humanen Lebensgemeinschaft. Die Gestaltung derselben beruht auf der Verbindung ihrer Glieder durch Blutsverwandtschaft; die Glieder der Gemeinschaft beseelt ihr Glaube, daß sie einem gemeinsamen Ahn entstammen. Gleiche Denkweise, eiförmige Lebensordnung halten das sittliche Gefühl der einzelnen in den Schranken solcher einfacher Affekte, die im egoistischen Streben nach Lust und Genuß wurzeln; sie schwanken zwischen den klaren, wenn auch starken Strömungen der Liebe und des Hasses, im allgemeinen der Vergeltung mit Dank oder Rache. Die gesellschaftlichen Beziehungen regelt die Sitte, durch das Bewußtsein gestützt, daß sie urzeitliche Tradition sei. Einzelne Schwierigkeiten des Ge-

<sup>2)</sup> Vgl. meinen Aufsatz: «Das System der ethischen Ideen und die Entwicklung der Sittlichkeit», in dem «Jahrbuch des Vereins für wissenschaftliche Pädagogik». 44. Jahrgang, 1912, ferner in *Atti del IV. Congresso Internazionale di Filosofia*, Bologna, MCMXI. Vol. III, 64—73.

meinlebens ordnet und richtet das Haupt der Sippe oder des Stammes; bloß zu größeren Unternehmungen bildet sich ein Bund mehrerer Sippen oder Stämme, doch stets unter Führung eines hervorragenden Stammesfürsten. Die Autorität, der Kultus der Ahnen, knüpft sogar die Folge der Geschlechter an die transzendente Welt der Götter, deren Blute zumeist auch die Stammeshäupter entstammen.

Altruistischer Aszetismus und naturalistisch-legaler Evolutionismus bilden den Gesittungstypus zweiter Stufe. Ihr historisches Abbild zeigt die zweite Entwicklungsstufe aller Lebensgemeinschaft, das nach den Verschiedenheiten der Gemeinbedürfnisse und den Unterschieden der Gemeinaufgaben ständisch gegliederte Volkstum. Der Gegensatz der Interessen, die Abweichungen im Denken und Fühlen führen zu einem Wettkampf sich bildender Volksklassen; in einem Wechsel von Streit und Versöhnung findet sodann das Gemeinsame der Überzeugungen klaren Ausdruck in bestimmten Satzungen, die das Leben jedes einzelnen in feste Zucht nehmen; an die Stelle traditioneller Sitte tritt das Gesetz und die Herrschaft des Statuts. Jeder einzelnen Volksklasse schreiben ihre besonderen Verhältnisse eine eigentümliche Lebensordnung vor: so werden die Klassen zu Ständen. Denn wie innerhalb der einzelnen Klasse die Stufenordnung der Offizien entscheidend ist für die Denkweise und Sittenführung jedes einzelnen, so strebt, im Streit der Stände, das ganze Volkstum nach Feststellung der Abstufungen, bis sich eine ständische Hierarchie bildet, wie man die Stufenfolge allgemein nach dem Beispiele des führenden, ersten Standes zu nennen pflegt. Es ist für diese ständisch gegliederte Gemeinschaft der zweiten Stufe charakteristisch, daß selbst im Verkehr der Völkerschaften mehr der Stand des einzelnen maßgebend ist, als ihr Heimatsverband oder die Landsmannschaft. Der Geistliche, Edelmann oder Bürger fühlt sich dem fremdländischen Standesgenossen sittlich viel mehr verbunden, als seinem Heimatgenossen und den Mitgliedern der übrigen Stände seines Vaterlandes. Es scheint fast, als sei der Patriotismus eine gänzlich unbekannte Idee oder wenigstens verdunkelt neben der klaren Pflicht der Standestreue. Ist doch die ganze Ordnung des irdischen Lebens ein Abglanz der himmlischen Hierarchie; an dem Vorbilde der oberen und unteren Gottheiten oder Heiligen orientiert sich alle gesetzgebende und sittigende Weisheit.

Der dritten Stufe sittlicher Entwicklung, in ihren Zielen durch kollektivistischen Harmonismus und dem Pflichtbewußtsein nach durch intuitiven Subjektivismus gekennzeichnet, scheint prinzipiell ebenso eine dritte Stufe der Lebensgemeinschaft zu ent-

sprechen, die man als national zu bezeichnen pflegt, und welche in unserem europäischen Kulturkreise den größeren Staatenbildungen zugrunde liegt. Man kann füglich sagen, daß wie alle Stammesgemeinschaft in der Vergangenheit wurzelt, in den Traditionen der Vorzeit und dem Angedenken der Ahnen, und wie alle Regungen und Richtungen ständischer Lebensgemeinschaft fast in allem von den Interessen der Gegenwart abzuhängen scheinen, so ist es vorzugsweise die Hoffnung einer neuzugestaltenden idealen Zukunft, welche Glieder und Körperschaften einer Nationsgemeinschaft verbindet. Die nationale Idee erscheint überall mit dem Bewußtsein und der Forderung einer gemeinsamen Bildung; eine staatlich zu organisierende allgemeine Erziehung wird als unumgängliche Notwendigkeit zum Wohle des Ganzen betrachtet. Denn wie die Gerechtsame des einzelnen, so war auch bisher seine Bildung und seine Gesittung einseitig beschränkt, in den einzelnen Ständen nach Gehalt und Form höchst verschieden. In der neuen nationalen Staatsgemeinschaft sollen, so die Botschaft, ferner nicht das Blut und die Abstammung entscheiden über Herrschaft und Dienst, keine Standeshoheit und Treue dem einzelnen seine Stelle im Volksleben anweisen, sondern allein die Berufstüchtigkeit hat über die Würde der Person zu entscheiden. Selbst der Religionsgemeinschaft bietet fortan nicht der Gott der Väter Schutz und Schirm, auch besteht kein gesetzlicher Bund mehr, kein Testament zwischen den irdischen und himmlischen Mächten, — die Religion hat allein in der subjektiven Überzeugung der Individuen Halt und Gewähr. Das Recht subjektiver Gewissensfreiheit bezeichnet ausdrucksvoll alle Tendenzen dieser dritten Stufe nationaler und staatlicher Lebensgemeinschaft.

Mit den sittlichen Ideen des universellen Perfektionismus und eines intentionellen Personalismus, wie unsere systematische Analyse diese ethischen Prinzipien bestimmt, scheint in unseren Zeiten eine neue Stufe der Gesittung angebrochen zu sein; sollte sie etwa einer neuen vierten Entwicklungsstufe der Lebensgemeinschaft die Wege bahnen, die man die menschheitliche nennen könnte — wer will dies entscheiden? Keine Wissenschaft ist zur Prophetie verpflichtet; ihre eigentliche Aufgabe ist Klärung und Deutung bestimmter Erfahrungstatsachen, nicht die Verkündung des Zukünftigen. Solche Transzendenz gebührt nur der Dichtung und der Religion; allenfalls kann sie noch berechtigt sein im Hinblick auf historische Lebensaufgaben, die jedoch kein Wissen, sondern einzig allein das ethisch erleuchtete und sittlich berechtigte Handeln zu lösen vermag.

\*

\*

\*



## Dialektik der ethischen Prinzipien.

A. Ziel der Handlung (Wert)		B. Das Pflichtbewußtsein (Würde)	
I. Was ist Ziel	II. Wem gilt das Ziel	III. Ursprung	IV. Grund der Verpflichtung
1. Eudaemonismus: a) Hedonismus, b) Aszetismus.	1. Individualismus: a) Egoismus, b) Altruismus.	1. Empirismus: a) Utilitarianismus, b) Evolutionismus.	1. Heteronomie: a) Autoritativismus, b) Naturalismus (Legalismus).
2. Energismus: c) Harmonismus, d) Perfektionismus.	2. Sozialismus: c) Kollektivismus, d) Universalismus.	2. Nativismus: c) Intuitionismus, d) Intentionalismus.	2. Autonomie: c) Subjektivismus, d) Personalismus.

Die Lage und Vergangenheit der Stadt Durazzo in Albanien<sup>1)</sup>.

Von Prof. Dr. Constantin Jireček in Wien.

**D**AS albanesische Küstenland von der Mündung des Drin bei der alten Stadt Alessio bis in die Gegend von Valona ist eine breite, niedrige Ebene, mit wenigen trockenen Stellen oder Anhöhen. Im Winter soll sich das ganze Land von Skutari bis Valona in einen Sumpf verwandeln. In früheren Zeiten waren die Hafenplätze und Mittelpunkte dieses Landes teils die Vorberge, teils die Mündungen der großen Flüsse. Die alten Hellenen von Korkyra (Korfu) haben hier zwei Kolonien gegründet, deren Silbermünzen heute noch im ganzen Norden der Halbinsel, sogar auch nördlich von der Donau gefunden werden. Eine dieser Ansiedlungen war Durazzo, welches immer eine wichtige Seestadt dieser Gebiete geblieben ist. Die zweite etwas jüngere Kolonie, weiter gegen Süden gelegen, war Apollonia «am Jonischen Golf», erbaut etwas weiter vom Meeresufer zwischen den Mündungen des Semeni, welcher im Altertum Apsos, im Mittelalter Devol hieß (heute ist Devol nur der Oberlauf), und der Vojussa, des alten Aous. Apollonia war einige

<sup>1)</sup> Diese Abhandlung, ein Teil der Vorlesungen des Verfassers über die Geographie der Balkanhalbinsel im Mittelalter an der Universität zu Wien, ist serbisch im «Glasnik» der serbischen geographischen Gesellschaft in Belgrad II, 2. Heft (1913), S. 182—191 erschienen. Die Übersetzung wurde vom Verfasser selbst besorgt und mit einigen neuen Details vermehrt.

Jahrhunderte hindurch eine große und reiche Stadt, ist aber später infolge der ungesunden Lage zwischen Flüssen und Sümpfen verödet; die letzte Erwähnung ist aus dem 6. Jahrhundert nach Chr., aus der Zeit des Kaisers Justinian. Übrig geblieben ist auf einer Anhöhe das griechische Kloster «Panagia tis Apollonias» mit dem von Wlachen (Aromunen) bewohnten Dorf Pojani (vgl. Weigand, Die Aromunen I, 84 und Patsch, Das Sandschak Berat in Albanien, Wien 1904, in den Publikationen der Balkankommission der Kaiserlichen Akademie). Der Erbe von Apollonia wurde die weiter südlich gelegene Stadt Aulon (aulon griech. Tal, Graben, Kanal), erwähnt schon im 2. Jahrhundert nach Chr. bei Ptolemaios, das heutige Valona mit der Burg Kanina.

Zehn Kilometer südlich von der Mündung des Drin befindet sich die Mündung des Mat, mit einem Bregmati genannten Dorf. Die Ragusaner erwarteten 1323, daß der serbische König Stephan Uroš III. (der Stifter des Klosters Dečani) nach Dulcigno oder «a la Mate» kommen werde (Monumenta Ragusina I, 79). Georg und sein Bruder Balša datieren 1375 einen Brief an die Ragusaner «na brêg Mati», am Ufer des Mat (Pucić 2, 27). Von diesen Flüssen Albaniens wurde Bauholz, vor allem Eichenholz, aus den Küstenwäldern ausgeführt, von denen es heute nur kleine Überreste gibt, ferner Seide, Öl, Fleisch und Leder, Fische, besonders Aale, sowie gesalzener Fischroggen (bottarga), zumeist aber Getreide. Eingeführt wurde aus den Ländern jenseits des Meeres Wein aus Dalmatien, Tücher aus Italien, Waffen und Eisenwaren aller Art, Zucker, Pfeffer, Goldwaren, Spiegel usw.

Weiter südlich mündet ins Meer der Išmi, welcher von der Stadt Tirana kommt, im 14. und 15. Jahrhundert bekannt als Isamo, Dyssamum, mit einem kleinen Marktplatz, welcher zu Anfang des 14. Jahrhunderts auf dem Gebiet des Königs Stephan Uroš II. Milutin gelegen war. An der Mündung wurden damals auch Schiffe gebaut.

Nach dieser Flußmündung folgt das Vorgebirge Rodoni (121 m), das Westende einer 200—300 m hohen Hügelkette. Im Mittelalter hieß Rodoni die ganze Landschaft um das Vorgebirge herum, zwischen den Flüssen Išmi und Arzen. Auf dem Kap selbst gab es kleine Kirchen und Klöster. Schon 1324 wird im Gebiet der Familie Topia «Sancta Anastasia alli Rodoni» genannt, noch im 17. Jahrhundert bekannt. Daneben lag das Kloster «Sancta Maria de Rodono», mit einem katholischen Abt, wie es scheint des Dominikanerordens; die Kirche war schön und reich eingerichtet, mit einem Garten. Auf der Südseite des Vorgebirges befand sich eine Kirche des hl. Peter. Skanderbeg (Georg Kastriot) erbaute auf dem Kap

eine Burg, deren Ruinen noch sichtbar sind. Die Ragusaner gaben ihm 1455 den Rat das «oppidum ad Redonos» nicht zu bauen, aber er korrespondierte noch 1467 mit den Venetianern über die «instauratio loci Rhodonorum» (Ljubić, Listine 10, 399). Jetzt steht auf der Nordseite das Franziskanerkloster des hl. Antonius, albanesisch Šnanoi genannt, nach dem Erdbeben des Jahres 1852 neu erbaut; die alte Kirche daneben ist eine Ruine im romanischen Stil, mit Fresken und griechischen Inschriften (beschrieben von Ippen im Glasnik des bosnischen Landesmuseums 1901, 577). Auf dem Vorgebirge steht gegenwärtig ein Leuchtturm. Im 14.—16. Jahrhundert standen die «Redonesi» im üblen Ruf, weil sie in ihren leichten Booten gern in der Nacht kleine Handelsschiffe überfielen, welche hier vorübersegelten.

In der fruchtbaren, fünf Stunden langen Ebene Šjak zwischen den Vorgebirgen Rodoni und Pali befindet sich die Mündung des großen Flusses Arzen, des Charzanes der Anna Komnena, in den Quellen des 16.—17. Jahrhunderts Argenta, Arzenta genannt.

Das Territorium der Stadt Durazzo ist ein Höhenzug, von Nord nach Süd an 10 km lang, dessen Gipfel sich bis 184 m über den Meeresspiegel erheben. Diese Hügelkette war ursprünglich ohne Zweifel eine Insel des Meeres, noch im Altertum eine Halbinsel. Jetzt ist sie vom Festland getrennt durch eine große Lagune, einen sumpfigen Salzsee, der im Norden und Süden gegen das Meer durch Sanddünen abgeschlossen ist. Das Nordende dieser alten Insel bildet das Vorgebirge Pali (39 m hoch), schon bei Anna Komnena im 12. Jahrhundert als Palia oder Palus erwähnt (*Παλλία, Πάλους*), in den ragusanischen Denkmälern des 14. Jahrhunderts als «portus Pali», «ad Palos». Am Südende liegt am Meer die Stadt Durazzo, Epidamnos und Dyrrhachion der alten Hellenen, Dyrrhachium der Römer, im Mittelalter lateinisch Durachium, Duracium; albanesisch lautet der Name Dúrrës (der Einwohner Durrësák), italienisch Durazzo, in altfranzösischen Denkmälern Duras. Der Umfang der Stadt hat sich im Lauf der Jahrhunderte oft geändert; ebenso hat auch die Linie der Meeresküste durch die großen Erdbeben ohne Zweifel starke Veränderungen erlitten, durch Senkungen des Bodens.

Die Altertümer dieser Landschaft haben eingehend untersucht die Franzosen in der Zeit Napoleons III., welche sich auf Wunsch des Kaisers mit der Geschichte des Julius Caesar beschäftigten, besonders Léon Heuzey. Es gibt darüber zwei Werke: *Mission archéologique des Macédoine par Heuzey et Daumet*, Paris 1876 (mit Plan und Bild von Durazzo); Léon Heuzey, *Les opérations militaires de*



Jules César, étudiées sur le terrain par la mission de Macédoine, ouvrage accompagné des cartes et des vues d'après nature, Paris 1886 (mit Umgebungskarte und Ansicht der Stadt).

Durazzo haben Hellenen des dorischen Stammes von der Insel Korkyra, dem heutigen Korfu, um 625 vor Chr. gegründet an der Küste, wo damals der illyrische Stamm der Taulantier wohnte. Die Kolonie hieß Epidamnos. Herrschend war in der Gemeinde eine kaufmännische Aristokratie, mit alljährlich neu gewählten Beamten; stärker an Zahl war das Volk, der «Demos», welcher später den städtischen Adel wegen seiner politischen Rechte eifrig bekämpfte. Die Stadt hatte eine «Akropolis», eine Burg auf der Anhöhe (98 m hoch) westlich vom heutigen Durazzo. Im Innern der Stadt gab es, wie Polybios berichtet, starke Quellen guten Trinkwassers; zu ihnen gehörte vielleicht die heutige Fontana Civile im Westen außerhalb der jetzigen Stadt. Thukydides sagt, die große und wohlbewohnte Stadt sei auf einen Isthmus erbaut; Strabo, ein Zeitgenosse des Kaisers Augustus, schreibt, sie liege auf einer Halbinsel (*χερσόνησος*). Die Kämpfe zwischen dem Stadtadel und dem Volk waren eine der Ursachen des großen «Peloponnesischen Krieges» (431—404 vor Chr.), als die damaligen großen Parteien in Hellas diese lokalen Parteien zu unterstützen begannen. Der alte Name Epidamnos begann zu schwinden, und man nannte die Stadt mehr Dyrrhachion. Heuzey meint, Epidamnos sei ursprünglich die Akropolis auf der Höhe gewesen, Dyrrhachion die untere Handelsstadt am Hafen. Das beste Zeugnis über den großen Handel und die Blüte der Gemeinde in dieser Zeit geben die Silbermünzen der Stadt, welche in Albanien, Dalmatien, Bosnien, Serbien und Bulgarien, ja sogar auch in Kroatien, Ungarn und Siebenbürgen gefunden werden. Im 3. Jahrhundert vor Chr. beunruhigten diese hellenische Kolonie die Illyrier der Königin Teuta, aus dem illyrischen Königreich, welches seine Mittelpunkte in Skutari, Risano und Medun hatte. Einmal kamen die Illyrier, wie Polybios erzählt, mit ihren Schiffen in den Hafen, unter dem Vorwand, Wasser und Lebensmittel zu holen, und gingen aufs Land mit Krügen, in denen sie ihre Schwerter verborgen hatten; unversehens hieben sie die Wächter des Stadtttores nieder und besetzten die Mauern, wurden aber von den tapferen Dyrrhachinern wieder vertrieben. Seit 229 vor Chr. stand die Stadt unter dem Schutz von Rom und hieß nur noch Dyrrhachium; der Name Epidamnos erinnerte die Römer gar zu sehr an «damnum», Schaden oder Verlust. Von hier aus führte die «via Egnatia», eine große römische Heerstraße, nach Salonik und in den fernen Osten. Der Dichter Lucanus sagt, ein unbedeutender Hügel sei Ursache, warum die Stadt

nicht eine Insel sei (*exiguo debet, quod non est insula, colli*); bei Sturm springe das Meer auf die Häuser und Tempel der Stadt und Meeresschaum bedecke die Dächer. Ein zweiter Dichter, Catullus, nennt die Stadt die «Schenke des Adriatischen Meeres» (*Durrachium Adriae taberna*); bei der großen Anzahl der Reisenden hat man die Venus hier viel verehrt.

Dyrrhachium wurde berühmt im Kriege zwischen Caesar und Pompeius im Jahre 48 vor Chr. Pompeius war im Besitz der Stadt, Caesar belagerte ihn, mußte aber abziehen, wodurch der Kriegsschauplatz nach Thessalien übertragen wurde (Caesar, *de bello civili* III cap. 32—71). Nach Beendigung der Bürgerkriege siedelte der erste Kaiser Augustus eine römische Kolonie in Dyrrhachium an. Seit dieser Zeit beginnen die lateinischen Inschriften des Ortes, die bis zum 6. Jahrhundert nach Chr. reichen. Über die Größe des alten Dyrrhachium geben das klarste Zeugnis die Reste der Stadtmauern, welche drei Linien bilden. Die älteste Mauer lag weit im Norden. Die zweite mittelalterliche Mauer ist heute bezeichnet durch den Turm des epirotischen Despoten Theodor aus dem 13. Jahrhundert. Die dritte Mauer aus der neapolitanischen und venezianischen Zeit, später nochmals von den Türken verkürzt, umschließt die heutige kleine Stadt, die nur 600 m lang und 250 m breit ist. In der römischen Zeit besaß Dyrrhachium eine große Wasserleitung, gegründet vom Kaiser Hadrian und erneuert vom Kaiser Alexander Severus; Vibius Sequester schreibt, das Wasser sei vom Flusse Ululeus hergeleitet worden, den Heuzey für den heutigen Arzen hält. Im 1. bis 3. Jahrhundert nach Chr. gehörte Dyrrhachium zur Provinz Macedonia, deren Hauptstadt Thessalonich war. Nach der neuen Provinzeinteilung des Kaisers Diocletian wurde Dyrrhachium die Hauptstadt der neuen Küstenprovinz Epirus nova, zu welcher im Binnenlande auch Lychnidus (Ochrid) gehörte. Frühzeitig fand das Christentum Eingang; es werden auch Bischöfe der Stadt erwähnt, voran der hl. Astius, ein Märtyrer der Zeit Kaiser Trajans. Eine große Katastrophe war das große Erdbeben im Jahre 345 nach Chr., welches auch in Rom und in Kampanien bei Neapel stark empfunden wurde. Eine gleichzeitige Beschreibung des römischen Reiches behauptet, Dyrrhachium sei von Gott wegen der Schlechtigkeit der Einwohner bestraft, zerstört und in die Tiefe versenkt worden (*in profundum, deo irascente, submersa non comparuit*, *Geographi graeci minores* II, p. 513).

Nach der Teilung des römischen Kaisertums in das weströmische und oströmische Reich bekam Durazzo die Stürme der Völkerwanderungen zu verkosten. Unter Kaiser Zeno gefiel die hiesige Land-

schaft sehr den Ostgothen, deren König Theodorich 478 Durazzo besetzte, aber nur für eine kurze Zeit. Die Ostgothen zogen bald nach Italien ab. In diesen Jahren wurde ein Dyrrhachiner Kaiser in Konstantinopel. Es war Anastasius I. (491—518), der Nachfolger des Kaisers Zeno. Nach Berichten, welche Suidas in seinem Wörterbuch erhalten hat, ließ er in seiner Heimat viele Bauten ausführen, besonders ein Hippodrom, und überdies seine Geburtsstadt durch eine dreifache Mauer befestigen. Vielleicht stammt aus dieser Zeit eine Mauer 7 km nördlich von Durazzo auf dem Wege zum Kap Pali, 1 m stark, aus schönen byzantinischen Ziegeln erbaut, mit einem Tor, bekannt als *Porta*. Diese Quermauer hatte ohne Zweifel das kultivierte und bewohnte Stadtgebiet zu schützen. Unter dem Nachfolger des Anastasius, unter Justinus I., litt Dyrrhachium abermals durch ein Erdbeben, ebenso wie Korinth, und der Kaiser mußte die Stadt mit großen Kosten erneuern. Diese Bauten setzte dann der berühmte Kaiser Justinian I. fort.

Im 7.—12. Jahrhundert war Durazzo die Hauptfestung der Byzantiner am Adriatischen Meere, denn es lag auf dem Wege nach Italien. Die Bevölkerung der Provinz oder des «Thema» von «Dyrrhachion» hatte sich nicht wenig verändert durch die Ausbreitung der Slawen auf der Halbinsel; aber die Majorität war in diesen Landschaften stets albanesisch (illyrisch), mit griechischen Städten im Süden, romanischen im Norden, wo Skutari, Dulcigno und Antivari noch auf dem Boden dieses Thema lagen. Die Lagune östlich von der Stadt hieß im 15. Jahrhundert *Balta*, ebenso wie der See von Skutari und die kleinen Seen bei Dulcigno. Die Stadt Dyrrhachion war in der byzantinischen Periode viel kleiner als in der Römerzeit. Das offene Feld nördlich von der damaligen Stadtmauer war voll Resten alter Häuser; in diesen Ruinen befand sich nach den Berichten der Anna Komnena und des Wilhelm von Apulien in Hütten das Lager der Normannen, als sie 1081 Dyrrhachion belagerten. Anna Komnena unterscheidet eine Akropolis und eine Unterstadt. Die Stadtmauern waren so breit, daß oben auf ihnen vier Reiter nebeneinander reiten konnten. Auf der Mauer standen viereckige Türme, 11 Fuß hoch. Auf einem Hügel befand sich in der Mauer selbst das «Praetorium» (*praetorium*), der Sitz des byzantinischen Statthalters oder *Dux*; nach Heuzey war es das heute sichtbare Gemäuer bei dem Dorfe Stani nördlich von Durazzo, oberhalb des sogenannten *Exobazari*, des «äußeren Basars». Über dem nördlichen Haupttor stand eine alte eherne Reiterstatue; erwähnt wird sie bei Anna Komnena und gesehen hat sie noch 1436 der italienische Reisende Cyriacus von Ancona. Dem griechischen Metropoliten in Dyrr-



hachion waren in der älteren Zeit, wie es scheint im 8.—10. Jahrhundert, 15 Bischöfe untergeordnet, von Antivari und Skutari bis Valona, aber seit dem 11. Jahrhundert waren davon nur 4 geblieben, denn der Norden hatte sich wieder der römischen Kirche angeschlossen. In der Stadt wohnten nach Anna viele italienische Kaufleute, besonders Venezianer und Amalfitaner; in päpstlichen Urkunden wird noch 1362 der Archidiakon der Marienkirche «Malfitanorum» in Durazzo erwähnt.

Auf die historischen Schicksale der Stadt hatte Einfluß im 9. Jahrhundert die Ansiedlung der Araber an der italienischen Küste in Bari und Tarent, bis sie von den Griechen nach einem dreißigjährigen Kampfe wieder vertrieben wurden. Später war hier der Schauplatz der Kriege zwischen dem Kaisertum von Konstantinopel und den Zaren von Ochrid. Zar Samuel, welcher Schwiegersohn des hiesigen Bürgermeisters oder «Proteuon» Johannes Chryselios geworden war, besetzte Durazzo (nach 989) und ernannte zu seinem Statthalter den Armenier Ašot, den Gatten seiner Tochter (aus einer früheren Ehe) Miroslava. Diese Details, über Agathe, Samuels Frau und Tochter des Chryselios, und über Miroslava, die Tochter dieses Zaren, hat man aus einer Handschrift der Chronik des Johannes Skylitzes erfahren, welche Dr. B. Prokić zuerst genau beschrieben hat. Aber die Byzantiner gewannen den Chryselios und Ašot wieder für sich und besetzten mit ihrer Flotte Durazzo (nach der Chronik des Lupus Protospatharius 1005). Endlich fiel der letzte Zar von Ochrid Johannes Vladislav 1017 bei der Belagerung von Durazzo, im Kampfe mit dem byzantinischen Statthalter Niketas Pegonites.

Als das griechische Kaisertum wieder zu verfallen begann, haben sich in Durazzo öfters Feldherren oder Statthalter zu Kaisern proklamiert, um von hier den Marsch gegen Konstantinopel anzutreten: der berühmte Feldherr Maniakes 1043, Nikephoros Bryennios 1077, der Paphlagonier Basilakios. Später kämpften bei Durazzo die Normannen als neue Herren Unteritaliens mit den Byzantinern und deren Verbündeten, den Venetianern. Der Herzog Robert Guiskard erschien 1081 vor Durazzo, hob die Belagerung auch nicht auf, als der venetianische Doge Domenico Silvio die normannische Flotte bei dem Kap Pali besiegte, und erfocht in der Ebene östlich von der Stadt bald einen Sieg über das heranrückende Entsatzheer, unter der persönlichen Führung des Kaisers Alexios Komnenos (18. Oktober 1081). Der Albanese Komiskortis und die Venetianer verteidigten dann die Mauern, bis die Stadt durch den Verrat eines venetianischen Adligen fiel (14. Februar 1082). Aber nach Roberts Tod wurden die Byzantiner wieder Herren von Durazzo. Die hiesigen Statthalter waren

dann meist Verwandte des Kaisers Alexios, Johannes Dukas, Johannes Komnenos, die mit den Serben, dem König Bodin und dem Großžupan Vukan kämpften, zuletzt ein Alexios, Neffe des Kaisers. Dieser Alexios hat Durazzo (1107—1108) im zweiten Normannenkrieg mit Erfolg gegen die Angriffe Boemunds, des Sohnes Roberts, verteidigt, der die Mauern mit Kriegsmaschinen, beweglichen Türmen und unterirdischen Gängen zu nehmen suchte.

Als die Kreuzfahrer und Venetianer Konstantinopel eroberten (1204), kam Durazzo nach einer kurzen Belagerung in den Besitz Venedigs (1205), doch diesmal nur auf kurze Zeit. Später herrschten hier die griechischen Despoten von Epirus, welche ihre Residenzen in Arta und Janina hatten. Auf einem viereckigen Turm außerhalb der jetzigen Stadt liest man noch eine stolze Inschrift in griechischen Versen vom Jahre 1225, mit großem Lob des Despoten Theodoros Dukas Komnenos, der später Kaiser und Schwiegervater des serbischen Königs Stephan Radoslav wurde (Faksimile bei Hahn, Alban. Studien 1, 118, 122). Die damaligen Bürger von Durazzo kennen wir aus einigen lateinischen und griechischen Urkunden. Ihre Namen sind meist griechisch, weniger lateinisch, wie Kyr Pascalis Sarippi, Martin Basababa, Nicolaus Gadeleto, David Lakkiotes, Georgios Paganos Akturios (Notar 1258), Demetrios Kavasilas, Theodoros Rhigopulos usw.; es gibt auch einige slawische, wie 1243 Kir Cumano de Succoterno (suhi trn, trockener Dorn) und die Familie Vrana (siehe Miklosich et Müller, Acta graeca 3, 239 und die ragusanischen Urkunden bei Smičiklas, Codex dipl., besonders aber die Acta et diplomata res Albaniae mediae aetatis illustrantia von L. von Thallóczy, Const. Jireček und Dr. Em. von Sufflay, Bd. 1, Wien 1913, S. 42 f.).

Der Despot Michael II. suchte gegen die Griechen von Nikaia, welche ihre Macht auf der Halbinsel energisch verbreiteten, Hilfe bei den Franken. König Manfred von Neapel, der letzte der Staufener, heiratete Michaels Tochter Helena und erhielt als Mitgift Durazzo, Valona und Berat (1258). Als Manfred im Kampfe gegen Karl I. von Anjou, den Bruder des französischen Königs Ludwigs IX. des Heiligen (1266) den Tod fand, besetzten die Epiroten Durazzo wieder für sich, aber schon 1272 mußte sich die Stadt dem König Karl ergeben, der die Insel Korfu und die Städte Kroja, Berat und Valona besetzt hatte. Karl schrieb sich dann auch König von Albanien, Herr des »regnum Albaniae«. Sein Generalkapitän residierte in Durazzo, wo die Franzosen auch einen katholischen Erzbischof eingesetzt hatten. Gleich anfangs litt Durazzo sehr stark durch ein Erdbeben im März 1273, worüber es Berichte in den neapolitanischen Urkunden und bei dem griechischen Historiker Pachymeres gibt.

Schon einige Tage zuvor hörte man in der Nacht eine Art Donnergetöse. Der Erdstoß erfolgte zur Nachtzeit. Die Häuser in den engen Gassen stürzten ein und verschütteten die Bürger; zugleich trat auch das Meer aus seinen Ufern. Nur die Akropolis blieb unversehrt. Viele Bürger flohen in die Berge und nach Berat. Am ersten Tage sammelten sich Albanesen aus der Umgebung, gruben viele verschüttete Unglückliche aus, plünderten aber auch, wo sie nur konnten. Bald erschien der Generalkapitän Anselm de Chau mit starken Truppen, erneuerte die Stadt und bevölkerte sie wieder. Einige Flüchtlinge wagten es erst 1284 in die Stadt zurückzukehren. Nach den neapolitanischen Urkunden, die Hopf in seiner Geschichte Griechenlands zitiert, baute man dann alle Jahre bis 1284; Mauern und Türme, wie die «*turris magistra*», der Turm mit der Zisterne und der Turm mit der Kapelle, wurden erhöht, die Tore mit Eisen beschlagen. Die Stadtgemeinde (*universitas civium terre Durachii*) erhielt wiederholt königliche Privilegien. Neben dem Kapitän stand ein Kastellan, Befehlshaber der Söldnertruppen, unter denen es auch Araber (Sarazenen) aus Unteritalien gab. Die Stadtbeamten hatten griechische Namen: Kastrophylax, Prokathemenos (Präsident), Protonthinus, Thesaurarius, neben den Richtern (*judices*). Die Personennamen in den Urkunden zeigen, daß es unter den Bürgern Griechen, Italiener, Albanesen und einige Slawen gab, z. B. Basilius Bonacose, Conradus Ystrigo, Petrus Romano (*judex* 1302), Dimitrius de Bergo (*judex* 1338), Sgorus Prone, Nicheta Mataran, Angelus quondam comiti Angeli, frater Demetrius Bochachii (Dominikaner 1374), Alexius de Ricardo Maçay, Bladius Bassarada miles (1379), Theodorus Ylarion, Johannes Formica, Proculus Sachat (1388) und Andreas Sachat (1397), der Priester Andreas Scamandra, Zacharias quondam Zacharie Schura (1405); slawische Namen sind: Johannes Slugubica 1344, Andreas de Miroslavo 1355 u. a. Erwähnt wird auch eine jüdische Kolonie. Hauptgegenstand der Ausfuhr war das Salz von Durazzo in drei Arten, weiß, schwarz und braun; man exportierte es bis zur Bojana und Narenta. Im Handel machte Valona den Bewohnern von Durazzo eine starke Konkurrenz. Es gab hier auch Steinmetze und Baumeister. Magister Andreas Alexi de Durachio hat 1448—1477 Kirchen und Altäre in Arbe, Trau (die Taufkapelle des Doms) und Spalato gebaut; die Nachrichten über ihn hat Kukuljević in seinem Lexikon der südslawischen Künstler gesammelt. Daneben wurde über die Piraterie der Dyrrhachiner, besonders in der Umgebung des Vorgebirges Pali, öfters Klage geführt.

Die Anjus von Neapel begannen bald in Albanien an Boden zu



verlieren. Kroja, Berat und Valona wurde von den Feldherrn des Kaisers von Konstantinopel erobert, die einmal auch Durazzo selbst besetzten. Aber schon 1296 nahm es ihnen der serbische König Stephan Uroš II. Milutin weg (Starine 30, 340). Bald darauf finden wir in der Stadt abermals neapolitanische Statthalter. Das Territorium von Durazzo war klein. Mit den albanesischen Edelleuten aus den Familien Topia, Musachi, Sgura, Matarango u. a. hatten die neapolitanischen Kapitäne oft Schwierigkeiten. Die Anjous überließen diese Länder bald einer Sekundogenitur ihrer Dynastie, von welcher viele den Titel eines Herzogs von Durazzo (dux Durachii) führten und sich in der Stadt durch einen Kapitän vertreten ließen. Der Comes Tanusius Topia, Herr des Landes zwischen den Flüssen Mat und Škumbi, war 1329—1338 der mächtigste Dynast in der Nachbarschaft. Als der serbische Zar Stephan Dušan nach 1343 Kroja, Berat, Valona und die ganze Umgebung besetzte und als die Anjous in Neapel untereinander kämpften, wollte sich Durazzo 1350 den Venetianern unterwerfen, aber die Republik nahm dieses Anerbieten damals nicht an. Später besetzte Durazzo 1368 der albanesische Fürst Karl Topia, verlor es aber noch einige Male, als 1372 Ludwig, der Herzog von Durazzo, persönlich hierher kam und als 1379 Robert d'Artois, Gemahl der Herzogin Johanna von Durazzo, die Stadt mit spanischen Söldnern aus Navarra besetzte<sup>2</sup>). Mit Topia kämpfte auch der serbische Dynast Balša Balšić, damals Herr von Valona und Berat, der sich 1385 in einer Urkunde «von Gottes Gnaden Herzog von Durazzo» (duka drački) schriëb. Aber schon erschienen in der Umgebung die Reiterscharen der Türken. Karl Topia bot aus Furcht vor den Türken 1386 Durazzo wieder den Venetianern an. Sein schwer kranker Sohn und Nachfolger Georg Topia, Gatte der Vojislava, einer Schwester des serbischen Fürsten Vuk Branković, nahm zu seinem Schutz venetianische Truppen in einen Turm auf und überließ die Stadt noch vor seinem Tode ganz der Republik des hl. Markus (August 1392).

Die Venetianer besaßen Durazzo 108 Jahre, von 1392 bis 1501. Sie bestätigten die alten Stadtprivilegien und zahlten Pensionen an die albanesischen Edelleute, welche fortan mehr in der Stadt, als in der Umgebung zu wohnen begannen. Neben großen Herren gab

---

<sup>2</sup> Zur Linie von Durazzo gehörte auch Karl, unter König Ludwig I. 1369—1376 Dux von Kroatien, seit 1381 mit Ludwigs Unterstützung König von Neapel, endlich bis zu seinem tragischen Ende König von Ungarn (1385—1386), der letzte aus dem Hause Anjou. Ludwig I. nahm damals die Oberhoheit über Durazzo für sich in Anspruch. Vgl. Dr. M. v. Sufflay, Ung.-alban. Beziehungen im Mittelalter, «Pester Lloyd», 29. Januar 1913.

es unter diesem Adel auch Arme, die alle ihren Besitz verloren hatten. Der venetianische Statthalter hieß «baiulus et capitaneus» und wurde stets nach zwei Jahren von seinem Nachfolger abgelöst. Der Hauptwunsch der Einwohner war, die Venetianer mögen Durazzo in eine Insel verwandeln (quod terra ponatur in insula, Ljubić 4, 291), durch Gräben (fossae) und Kanäle (cavae). Man arbeitete daran noch 1455. Am nördlichen und südlichen Ende der Lagune wurde gegraben, um die «Balta» mit dem Meere so zu vereinigen, daß das Meerwasser bei der Flut in die Lagune hinein- und bei der Ebbe wieder hinausfließen könnte: «fiant tales cavationes de marina ad Baltam, quod crescentibus aquis maritimis intrent dictam Baltam et descendentibus exeant ad mare, tam a parte superiori, quam inferiori dicte Balte» (Ljubić, Listine 10, 50, 81). Die Grabungen leitete ein venetianischer «ingeniarius». Die Arbeiter (operarii) sammelte man in Durazzo, Skutari, Drivasto, Alessio und in anderen Orten. Andere sendeten die albanesischen Fürsten, Skanderbeg, Arianit, Topia; Topia allein versprach 5000 Mann zu diesem Unternehmen. Man hoffte dadurch auch die Luft verbessern zu können (resanatio aëris). Heute noch erzählen die Sagen der Einwohner, daß damals Galeeren in die Lagune hineinsegeln konnten, wie denn auch die Spuren der alten Einfahrten noch sichtbar sind. In Durazzo gab es damals zwei Festungen, die obere oder Hauptburg (castrum principale, castello di sopra), auch Burg des hl. Elias genannt (castellum Sancti Elie), mit einer kleinen Kirche und der Wohnung für den Kastellan und 26 Armbrustschützen (ballistarii), und die äußere Burg (castel de fora). Den weiten Umfang der Mauern haben die Venetianer 1403 verkleinert, weil sie unter den Einwohnern nicht genug Leute zum Wachtdienst auf den Mauern vorfanden (reduci in minorem circuitum, Ljubić 5, 10). Die Bürger behielten ihre alte Verwaltung, mit einem Stadtrat (consilium universitatis civitatis Durachii) und jährlich gewählten Beamten, welche in der Loggia ihren Sitz hatten. Es wird auch ein Statut der Stadt erwähnt, eingeteilt in 35 Kapitel, dessen Original 1398 im Franziskanerkloster verwahrt wurde. Kirchen gab es sowohl lateinische, als griechische. Der Handel war nicht unbedeutend; aus Serbien kamen Karawanen mit Blei und anderen Waren. Als aber nach dem Tode Skanderbegs (1468) die Türken die ganze Umgebung sich unterwarfen, begann der Verfall von Durazzo. Der junge deutsche Ritter Arnold von Harff aus dem Herzogtum von Jülich am Niederrhein, welcher hier 1496 nach Palästina durchreiste, erwähnt «Duratzo» als eine große «verstörte» (zerstörte) Stadt in Albanien, «jetzund unterworfen den Venetianern», und gibt dabei in seinem Tagebuch ein hier notiertes kleines

Glossar der «albanischen Sprache», die älteste Sprachprobe, die wir besitzen (Die Pilgerfahrt des Ritters Arnold von Harff, herausgegeben von Dr. E. von Groote, Köln 1860, S. 65). Die Zahl der Einwohner verringerte sich durch die «schlechte Luft» (*malignità del aiere*), die Malaria, welche sich durch die Ausdünstungen der wieder versumpften Lagune verbreitete. Bald begannen auch die Mauern sogar der oberen Burg zu zerfallen. Über diese verzweifelte Lage führte während eines neuen Türkenkrieges bittere Klage die Gemeinde in dem Schreiben an den Dogen von Venedig vom 19. September 1500, noch mehr der letzte Bailo Vinciguerra Querini in einem Bericht vom 25. Februar 1501 (beides bei Sanudo, gedruckt in *Arkiv des Kukuljević* 5, 139 und 6, 203). Schon am 17. August 1501 zogen die Türken in Durazzo ein, nachdem sich die Venetianer kaum auf ihre Schiffe flüchten konnten.

Die Türken haben Durazzo 1502 sofort verkleinert, indem sie im Innern der Stadt eine starke neue Mauer aufzuführen begannen. Sie ist zusammengelegt, wie man noch sieht, aus den Steinen der alten Ruinen, aus Marmorfragmenten, alten Skulpturen, römischen, byzantinischen und venetianischen Inschriften, Grabsteinen mit Wappen usw. (Sanudo im *Arkiv* 6, 217; Abbildungen bei Heuzey). Die «*porta grande*» in einem viereckigen Turm sieht mit diesen Altertümern wie ein Museum aus. In der Türkenzeit war Durazzo eine kleine Stadt mit kaum 200 Häusern, von festen Mauern umgeben, mit einem engen und seichten Graben, aber mit ungesundem, salzigem Wasser, weil die Hauptquelle einen Büchschenschuß außerhalb der Umwallung geblieben war. Der Hafen ist eine offene Reede, auf der Westseite von felsigen Untiefen (*secca*) umgeben; in stürmischen Zeiten finden die Schiffe einen besseren Schutz bei dem Vorgebirge von Pali oder Rodoni, als in Durazzo. Die Kirchen wurden von den Türken in Moscheen verwandelt. Der katholische Erzbischof durfte nicht mehr in der Stadt wohnen, sondern in einem Dorf der Umgebung, früher in Kurbino, jetzt in Delbiništ.

Der Umfang des städtischen Territoriums im Mittelalter ist nicht bekannt; es gab darin Weideplätze, Weinberge, Getreidefelder, Obstgärten, Salinen und Mühlen (1393, *Ljubić* 4, 310), sowie zahlreiche Kirchen. Bei der Kirche des hl. Nikolaus befand sich 1081 das Lager des Kaisers Alexios Komnenos. Die Kirche des hl. Michael war damals der Mittelpunkt der großen Schlacht zwischen den Byzantinern und Normannen, welche eben in dieser Kirche die kaiserliche Garde der Warangen umzingelten, die aus skandinavischen Söldnern bestand; nach Heuzey stand sie östlich von Durazzo im heutigen Dorfe Šemicholj (St. Michael). Am Meere lag die Kirche



oder das Kloster des hl. Theodor. Julius Caesar hatte sein Lager südlich von Durazzo am Meeresufer; die Stelle hieß im Altertum und Mittelalter Petra, italienisch heute noch Pietra bianca, der weiße Felsen. Das Zentrum der fruchtbaren Ebene ist jetzt das Städtchen Tirana, erwähnt schon bei Barletius in der Geschichte Skanderbegs. Das heutige Petreila mit einer alten Burg am Fluß Arzen wird schon bei Anna Komnena, der Tochter des Kaisers Alexios Komnenos, als Petrula genannt. Im Mittelalter hieß die Landschaft zwischen Durazzo und Tirana Scuria, nach einer Adelsfamilie Scura oder Zgura. Hahn schreibt, daß die Gegend um das Städtchen Nderenje noch in unseren Zeiten die Große und Kleine Manskuria genannt wurde, beim Volk auch Mánese. Eine zweite im Mittelalter oft erwähnte Landschaft war Chunavia, in welcher einst auch ein griechischer Bischof residierte (*ὁ Χονναβίας*), nach Akropolites zwischen Durazzo und dem Flusse Mat. Eine altserbische Schrift, herausgegeben von Šafarik in seinen «Slawischen Altertümern», vergleicht die Völker mit Tieren; unter anderen ist der «Arbanasin» (Albanese) ein Biber, der «Chunav» ein Hase. Später gab es hier 1310—1529 einen lateinischen «episcopus Canovinsis» 1310—1529, mit einer Kirche des hl. Demetrius (Farlati 7, 408). Ein anderer griechischer Bischof der Metropole von Durazzo residierte in Stephaniakoi (*Στεφανιακῶν*), doch läßt sich die Lage des Ortes nicht mit Sicherheit bestimmen. In der neapolitanischen und venetianischen Periode war sein Nachfolger ein lateinischer «episcopus Stephanensis», doch sein Sitz war meist vereint mit zwei anderen Bistümern, dem im heutigen Städtchen Pressia (Prešja) zwischen Tirana und dem Fluß Išmi und dem in der Landschaft Benda, der heutigen mohammedanischen Gegend Bena östlich von Tirana (episcopus Bendensis et Priscensis 1404, Stephanensis et Bendensis 1363 und 1418).

---

## Die Sonette Michelangelos und Shakespeares.

Vortrag von Geheimrat Albert von Berzeviczy.

**W**IE glücklich muß uns die Zeit erscheinen, wo die Menschen noch ein seelisches Bedürfnis empfanden, Sonette zu schreiben und sich an ihnen zu ergötzen! Denn wie das Sonett schon vermöge seiner künstlerischen Struktur, trotz seiner Kürze, den Eindruck des abgeschlossenen Ganzen macht, so daß eine Fortsetzung undenkbar scheint und nichts

weggenommen oder hinzugetan werden kann, erweckt es auch inhaltlich den Glauben, daß zum Schlusse — welchem Sturm der Gefühle immer es sein Entstehen verdankt —, im Ausgleich der paarweise oder verschränkt, bald zu zweit, bald zu dritt zusammenklingenden Reime auch der Dichter das vollkommene seelische Gleichgewicht gefunden habe.

Das Sonett als lyrische Kunstform entstammt der eigensten Heimat der Troubadoure und des ritterlichen Frauendienstes: der Provence; von dort wurde es nach Italien verpflanzt, wo es in Petrarca sein goldenes Zeitalter erlebte. Seitdem versuchte sich darin fast jeder Dichter der italienischen Renaissance, und vielleicht eben das auch von Lorenzo Medici gepriesene Kunstvolle, Schwierige seiner strengen Form reizte den dichterischen Ehrgeiz. Sein Gegenstand war gewöhnlich die Liebe, zuweilen der Wein, der Frühling; Anschauung und Empfindsamkeit, Reflexion und Träumerei hüllten die Person, an die es gerichtet schien, immer in ein zauberhaftes Dunkel, wie wir uns ja vergeblich bemühen, aus den 240 Sonetten, welche Petrarca seiner Laura gewidmet hat, etwas von der Persönlichkeit oder dem Leben derselben zu erraten.

Die Form bildete sich inzwischen mit großer Bestimmtheit und strenger Unveränderlichkeit aus. Das gewohnte Schema des Sonetts waren vierzehn Zeilen, zumeist in fünffüßigen Jamben; je vier — also zwei Vierzeiler oder Quatrain — bildeten die ersten beiden aufsteigenden Strophen, zwei fallende Dreizeiler oder Terzinen schlossen den Gesang ab und enthielten für gewöhnlich den epigrammatischen Ausspruch, die Schlußsentenz, das Couplet. Die Anordnung der Reime war in den Quatrainen anders, als in den Terzinen. Zimmermann erblickt im ersten Quatrain die Exposition des Bildes, des Gedankens oder der Empfindung, d. h. die Thesis, der zweite Quatrain enthält den Gegensatz, die Antithesis; die Terzinen gleichen in synthetischer Form den Gegensatz aus.

Diese in Italien ausgebildete Form ging dann — auf den Wegen der übrigen Wirkungen der Renaissance — in die Dichtkunst anderer Völker, so auch der Engländer, über. Hier zeigen Sidney und Spenser die italienische Einwirkung im sechzehnten Jahrhundert am stärksten. Von ihnen hat auch Shakespeare gelernt; bei ihnen hat sich bereits der englische Sonettentypus zu solchen vierzehn Zeilen entwickelt, von denen zwölf verschränkt geordnete, die beiden letzten paarweise gestellte Reime haben: a, b, a, b, c, d, c, d, e, f, e, f, g, g.

Trotz der geringfügigen Verschiedenheit der italienischen und der englischen Form zeigt der Charakter des Sonetts im Norden und im

Süden eine parallele Entwicklung. Immer mehr kommt sein von einer Person an die andere gerichteter Sinn zur Geltung; es wird eine Art dichterischer Korrespondenz, enthält Frage oder Antwort, Nachricht oder Aufforderung, bezieht sich auf irgendein gemeinsam durchlebtes oder wechselseitig erwecktes Gefühl, ist Geständnis oder Vorwurf, gekränkter Abschied oder verzeihendes Wiedersehen. Sein stark subjektiver Charakter macht es immer sentimentaler; der seine Geliebte Beweinende bittet und erhält vom Freunde Trost, die Dichterin dankt dem Künstler im Sonett für sein Bild, Sidney tröstete gelegentlich seine Frau in einem Sonett, als diese über — Zahnschmerzen klagte.

Es ist nur natürlich, daß das Sonett solcherart im letzten Abschnitt der Renaissance so sehr zu einer persönlichen und der Gelegenheit dienenden Offenbarung wurde, daß es gar nicht als vor die Öffentlichkeit gehörig betrachtet, sondern bloß handschriftlich, im vertrauten Freundeskreise von Hand zu Hand weitergegeben wurde; gewöhnlich gelangte es ohne Wissen, vielleicht oft sogar gegen den Willen des Verfassers, auf dem Wege der Vervielfältigung mittels Druckes, in die Hände des Publikums.

So stand es um die Sonettendichtung, als auf ihrem Gebiete die beiden größten künstlerischen Geister, die von den ersten Jahrhunderten der Neuzeit hervorgebracht wurden, einander zufällig begegneten.

Michelangelo und Shakespeare brachte ihr Los auch sonst in eine eigenartige Beziehung zueinander. Den Geburtstag des englischen Dichters trennen kaum zwei Monate von dem Todestage des italienischen Künstlers. Es scheint, als wäre der Flammgeist des einen in dem anderen neu erstanden.

Ich nannte ihre Begegnung auf dem Gebiete der Sonettendichtung einen Zufall, denn es ist völlig ausgeschlossen, daß die Sonette Michelangelos Shakespeare beeinflusst hätten. Die italienischen Sonette waren wohl im allgemeinen von Einfluß auf ihn, jedoch wahrscheinlich bloß durch die die italienischen Vorbilder nachahmenden englischen Dichter; die Sonette Michelangelos aber konnte Shakespeare gar nicht gekannt haben, da deren erste Ausgabe nach seinem Tode erschien und zu seinen Lebzeiten selbst den Italienern nur wenige davon bekannt waren.

Es soll damit nicht das Vorhandensein gewisser Neigungen bei Shakespeare geleugnet werden, welche ihn mit Michelangelo in einige Verwandtschaft bringen; diese Verwandtschaft, welche unter anderem auch in ihren Sonetten zum Ausdruck gelangt, werde ich im folgenden nachzuweisen bestrebt sein.



Shakespeare wählt bekanntlich mit Vorliebe zum Schauplatze seiner Dramen Italien, läßt Italiener auftreten, und benutzt italienische Namen auch in solchen Schauspielen, deren Handlung nicht auf italienischem Boden geschieht. Die Ortskenntnis, welche er bezüglich Venedigs im «Othello» und im «Kaufmann von Venedig» vertritt, hat allenthalben den Glauben erweckt, daß er selbst Italien bereist und die italienische Sprache beherrscht habe. Einzelne Schriftsteller haben den einschlägigen Streitfragen ganze Studien gewidmet.

Obwohl nun diese zufällige Begegnung zweier großer Geister den Vergleich ihrer Sonette geradezu herausfordert, ließ die Literatur dieses Thema meines Wissens bisher unberührt. Diese Studie, zu der mich die eingehende Beschäftigung mit dem Lebenswerk dieser beiden außerordentlichen Gestalten der Renaissance veranlaßt hat, will das Thema nicht erschöpfen, sondern nur die Aufmerksamkeit darauf hinlenken.

Michelangelo, der letzte und vollkommenste Vertreter der geistigen Universalität der italienischen Renaissance, nahezu gleich groß als Bildhauer, Maler und Architekt, war offenbar im ganzen Verlauf seines Lebens auch Dichter; nur hat er seine Jugendgedichte zum größten Teil vernichtet, und auch von den späteren sind viele in Verlust geraten. Die meisten seiner vorhandenen Gedichte stammen aus seinem höheren Alter. Er dichtete längere Kanzenen, zumeist aber Sonette und Madrigale.

Bereits seine Zeitgenossen wußten um seine Dichterschaft und schätzten seine wenigen bekannten Gedichte höher, als die Generation der seinem Tode unmittelbar folgenden Epoche. Schon zu seinen Lebzeiten schrieb Benedetto Varchi einen Kommentar zu einem seiner Sonette, einige seiner Madrigale wurden schon damals in Musik gesetzt. Seine gesammelten Gedichte aber gab sein gleichnamiger Großneffe erst im Jahre 1623, neunundfünfzig Jahre nach seinem Tode, aus Furcht vor der Inquisition in verstümmeltem Zustande und mit willkürlichen Änderungen heraus. Erst im vergangenen Jahrhundert gelang es der sorgfältigen Arbeit Cesare Guastis, den dichterischen Nachlaß des großen Künstlers an der Hand der Originalhandschriften in möglichst authentischer Gestalt der Öffentlichkeit zu übermitteln. Auf Grund dieser Publikation entstanden neuere Übersetzungen, und heute sind die Gedichte Michelangelos ins Französische und mehrfach ins Deutsche übersetzt; für die Engländer hat kein Geringerer die Übersetzung in metrischer Form besorgt, als John Addington Symonds, einer der tiefsten Kenner der italienischen Renaissance. Die besten Kommentare hat

die deutsche Literatur in den Werken Karl Freys und Henry Thodes geliefert.

Die treue und dabei genußbietende Übersetzung der Sonette Michelangelos ist mit den größten Schwierigkeiten verbunden. Ihre Form, besonders die Anordnung der Reime, die streng der italienischen literarischen Tradition entspricht, hat auch ihrem Dichter offensichtliche Schwierigkeiten verursacht. Das Schema der Reime ist: a, b, b, a, a, b, b, a, c, d, e, c, d, e. Die 14 Zeilen hindurch hat der Reim also nur 5 Variationen. Dies erklärt auch, daß von den bekannten Sonetten des Michelangelo bloß 77 vollendet, 29 aber unvollendet sind, und auch unter den vollendeten finden sich mehrere, die der Dichter in verschiedenen Varianten abfaßte, bis er zu der besten gelangt ist. All dies zeugt von dem schweren Kampf mit der Form. In der weniger gebundenen Form des Madrigals hat sich der Dichter um vieles freier und leichter bewegt, weshalb auch 97 Stücke dieser Kunstgattung fertig und nur fünf unvollendet sind. Die Madrigale sind auch bedeutend gefühlvoller, leidenschaftlicher, in den Sonetten herrscht entschieden die Reflexion, der Intellekt über die Gefühle vor, denn diese müssen durch die komplizierte, starre Form hindurchdringen. Man hat diese Gedichte mit Recht den in Marmor gehauenen Werken Michelangelos verglichen; seinen Gemälden sind sie insofern ähnlich, als sie die weitschweifige, detaillierte Schilderung ebenso meiden, wie seine Gemälde die Landschaft, und wie die Gestalten der letzteren nicht eigentlich lebende Individuen sind, sondern vielmehr den Eindruck symbolischer Idealtypen machen, so erscheinen uns auch diejenigen, an welche die Sonette gerichtet sind oder auf welche sie sich beziehen, zumeist in visionär-abstrakten, undeutlichen Umrissen.

Zweifelloos hat Michelangelo bei der Abfassung seiner Gedichte nicht an deren Veröffentlichung gedacht; sie sind fast immer an Personen gerichtete Gelegenheitsgedichte und tragen den Charakter eines Geständnisses, eines Monologs, oft geradezu eines Gebetes. Auf die dichterische Ausdrucksform und den Gedankengang ihres Verfassers war auch Petrarca von großem Einflusse, außer diesem aber Dante, dessen charakteristische Ausdrücke er oft benutzt und zu dessen Verherrlichung er ebenfalls Verse dichtete (Frey: CIX. 37 und 49); von entscheidendem Einflusse auf sein dichterisches Schaffen war ferner Platos Philosophie.

Die Gefühlswelt, die sich in diesen Sonetten offenbart, ist die Liebe, aber nicht jene Liebe, die gewöhnlich das lebenspendende Element der lyrischen Dichtkunst zu sein pflegt. In den Sonetten begegnen wir nicht, wie zuweilen in den Madrigalen, der leidenschaft-

lichen, nach dem Besitz der Frau strebenden, selbstsüchtigen, sieghaischenden Liebe. Die Wirkung der für ein Weib gefühlten Liebe auf den Liebenden selbst, die durch dieses Gefühl erzeugte Veredelung der Seele sind das Element, das die Quelle der Sonettendichtung Buonarottis zu sein scheint. Hieraus entwickelt sich der anbetungsartige Kult des abstrakten Schönen, des Schönen der Gefühle und des Geistes, das, allmählich höhere Regionen erklimmend, durch die Erkenntnis, daß die menschliche Schönheit die Liebe Gottes lehrt, sich zur religiösen Idee vergeistigt und den Dichter im Greisenalter auch mit dem Gedanken an den Tod und das Jenseits versöhnt.

In diese Tonleiter der Empfindungen greift, wie man sieht, sehr fühlbar der Liebesbegriff Platos ein, wie ja die Verschmelzung der Platonischen Philosophie mit der religiösen Auffassung des Christentums bekanntlich ein Traum der größten Denker der italienischen Renaissance war. Der Platonischen Weltanschauung vollkommen entsprechend ist eine große Zahl der Sonette Michelangelos an seinen jungen Freund Tommaso Cavalieri gerichtet, in einigen findet auch die Verherrlichung der männlichen Schönheit Raum (F. K. XLIII., XLVI., LV., LXIV., LXV., LXXIX., CIX. 94. 105.)

Von größtem Interesse ist der geistige Einfluß einer Frau auf die Sonettendichtung Michelangelos. Vittoria Colonna, die Witwe des heldenmütigen Marchese Pescara, war fünfzig Jahre alt, als der sechzigjährige Michelangelo sie in Rom kennen lernte. Vittoria, selbst eine gefeierte Dichterin, schrieb vornehmlich Sonette, wie Michelangelo; sie konnte keineswegs als schön gelten, war aber ohne Zweifel eine der geläutertsten Seelen, einer der höchststehenden Geister ihrer Zeit. Von da an füllte ihre Gestalt, ihr Geist die dichterische Ideen- und Gefühlswelt Michelangelos fast vollkommen aus: ihre lebende Gestalt, solange sie lebte, die Erinnerung an sie, als sie siebzehn Jahre vor dem Künstler starb. Mit ihrem Hinscheiden wird die Dichtung Michelangelos ganz transzendental, die Religion gelangt in ihr zur Herrschaft. Er widmete seine schönsten Sonette der angebeteten, an Rang und Geist gleicherweise fürstlichen Frau. (S. besonders: XLIV., LXXXIII., LXXXVIII., LXXXX., LXXXXII., C., CI., CII., CIX. 82. 91. 92. 100. CXIX.).

In sehr kühnem Tone richtete Michelangelo Sonette an den Papst Julius II. (III. X.), ferner an den Erzbischof Lodovico Beccadelli (CL), an seinen Schüler und Biographen Giorgio Vasari (CXXXIII. CXLVII.), an Gandolfo Porrino, Luigi del Riccio und Giovanni da Pistoia. In seinen Sonetten werden auch seine Leiden während der Sixtinischen Arbeit laut (IX.), die Verherrlichung der Kunst ebenso (LXXXV.), wie die Unzufriedenheit mit seinen Wer-



ken und Klagen über die von den Menschen erlittene Unbilligkeit (X., LXIV., LXXXVIII., CIX. 49).

Als wandelten wir in der reinen, aber kalten Atmosphäre hoher Bergespitzen, so wirkt auf uns die Dichtung Michelangelos. Sein leidenschaftliches Schwärmen reißt ihn nie vom festen Boden des strengsten sittlichen Ernstes hinweg; seine bescheidene, selbstverleugnende, fast selbstdemütigende Verehrung für die als viel höherstehend angesehene Frau verleugnet nie ihre seelische Hoheit, ihr künstlerisches Selbstgefühl. Das Düstere in seiner Seele ist der Schmerz eines Titanen, nicht das Leben des gewöhnlichen Sterblichen leben zu können. Nur manchmal bricht aus seiner Dichtung die bittere Klage hervor, die wir von den Lippen seiner schönsten Marmorgestalten zu vernehmen meinen:

«O che miseria è dunque l'esser nato!»

(XXXII., L., LXXXVIII., CIX: 19. 21. 111.)

\*                      \*

Wenden wir uns von der Charakterisierung der besonders bei uns weniger bekannten Sonette Michelangelos der viel bekannteren Sonettendichtung Shakespeares zu, so sehen wir uns nicht geringeren, eher größeren Schwierigkeiten gegenüber.

Denn es gibt kaum eine schwierigere Aufgabe, als kurz von jenen Sonetten zu sprechen, bei denen jede Charakterisierung eine Stellungnahme bedeutet; eine Stellungnahme in einer Debatte, die eine große, noch keineswegs abgeschlossene Literatur hat.

Die Sonette Shakespeares sind in ihrer Gesamtheit noch zu Lebzeiten des Dichters, gewiß aber ohne sein Wissen und Zutun, veröffentlicht worden. Die ganze heute bekannte, aus 154 Stücken bestehende Sammlung besitzt die ungarische Literatur in der vorzüglichen Übersetzung von Karl Szász und Wilhelm Györy. Sie muß schon vor der Vervielfältigung durch den Druck zum großen Teil bekannt gewesen sein, denn im Jahre 1598 erwähnt Francis Meres in einer Besprechung Shakespeares, in dem seiner Meinung nach der Geist Ovids haust, neben den erzählenden Gedichten keine Dramen, sondern die «zuckersüßen Sonette»; im folgenden Jahre erschienen zwei Sonette in dem Gedichtzyklus «Passionate Pilgrim». Die Gesamtausgabe ist im Jahre 1609, sieben Jahre vor dem Tode des Dichters, von dem Buchhändler Thomas Thorpe als eine Sammlung Shakespearischer Sonette mit der Bemerkung: «newer before imprinted» und folgender Widmung herausgegeben worden:

«To the onlie Begetter of these insuing Sonnets Mr. W. H. all

happinesse and that eternitie promised by our everliving Poet wiseth the wellwishing Adventurer in setting forth. T. T.» (Thomas Thorpe.)

Diese verschnörkelte Dedikation wurde zu einem der wichtigsten literaturhistorischen Dokumente, denn sämtliche Kommentare der Shakespeareschen Sonette sind mehr oder minder auf eine Auslegung dieses Textes gegründet.

Seit ungefähr hundert Jahren zerbrechen sich besonders die englischen und deutschen Literaturhistoriker die Köpfe, wie das Wort «Begetter» in der Widmung zu verstehen sei und wer wohl jener Mr. W. H. sein könne, dem der Herausgeber das Buch zugeeignet hat.

Die Frage dreht sich im Wesen um die Deutung des Wortes «Begetter»: denn ist darunter lediglich jenes Individuum zu verstehen, das die Gedichte erworben, eventuell gesammelt und dem Herausgeber übergeben hat, das also bloß in diesem Sinne als der Urheber des Erscheinens des Gedichtbandes anzusehen ist, dann haben wir es nicht nötig, nach einer innigen Beziehung zwischen seiner Person und dem Dichter zu forschen; dann können wir die Lösung der eventuellen subjektiven, biographischen Bedeutung und der persönlichen Beziehungen der Sonette in diesen selbst suchen. Muß aber unter «Begetter» jene Person verstanden werden, die zur Entstehung der Gesamtheit oder zumindest eines großen Teiles der Gedichte die Ursache geliefert hat — die dunkle Einfügung der von dem Dichter versprochenen Unsterblichkeit in die Widmung läßt darauf schließen —, so verbirgt sich hinter den Anfangsbuchstaben W. H. unzweifelhaft jemand, dessen Persönlichkeit auf die Kunst und vielleicht auch auf das Leben Shakespeares entscheidenden Einfluß ausgeübt hat.

Der Umstand, daß Shakespeare selbst keinerlei biographische Aufzeichnungen, ja nicht einmal Briefe hinterlassen hat und in seinen Dramen die entgegengesetzten Charaktere und Erlebnisse mit so gleichmäßig vollendeter Plastizität vergegenwärtigt sind, daß es unmöglich ist, aus denselben Selbstgeständnisse herauszulesen, macht uns den Heißhunger verständlich, mit welchem die Shakespeare-Forscher in den überaus subjektiv klingenden Bekenntnissen der Sonette nach Enthüllungen des eigenen Geisteslebens Shakespeares stöberten und als Schlüssel dazu die hin- und hergedeutelte Dedikation von Thorpe zu benutzen suchten.

Ich will hier die verschiedenen Hypothesen nur flüchtig berühren, welche fast ohne Ausnahme mit großem Scharfsinn und noch größerem kritischem und philologischem Apparate von einzelnen

verfochten, von anderen aber in ebenso gründlicher und eklatanter Weise widerlegt wurden.

So wurden die Anfangsbuchstaben W. H. einerseits auf William Herbert Earl of Pembroke, anderseits aber — unter Voraussetzung der Vertauschung der Reihenfolge zur absichtlichen Irreführung — auf Henry Wriothesley, Earl of Southampton bezogen. Beide glänzende Gestalten am Hofe der Königin Elisabeth, beide in Ungnade gefallen, ja für einige Zeit sogar in den Kerker geworfen, bei beiden auch nachweislich gewisse literarische Verbindungen: Pembroke selbst Dichter, dem von demselben Thorpe, der Shakespeares Sonette herausgab, auch andere Werke dediziert wurden, — Southampton, bekannt als Gönner Shakespeares, der ihm die erzählenden Dichtungen «Venus und Adonis» und «Lucretia» widmete. Die Erklärer der Sonette bezeichnen nun bald den einen, bald den anderen, oft auch beide zugleich als den schwärmerisch verherrlichten Jüngling, den Shakespeare zur Heirat drängt, um seinen Stamm zu erhalten, dann als den treulosen Freund, den der Dichter der Sonette der Verführung seiner Geliebten anklagt, mit dem er sich aber doch wieder versöhnt und in Freundschaft vereinigt. Diese Spur weiter verfolgend sucht man unter den mit den beiden Aristokraten in einem Liebesverhältnisse stehenden Frauen diejenige, die den Gegenstand der, scheinbar an eine Frau gerichteten Sonette Shakespeares gewesen sein mochte, die «dark beauty», die lieblich musizierende dunkle Schönheit, in deren Fesseln der Dichter billigerweise schmachtet (127, 128, 130, 132), und man glaubte diese bald in Elisabeth Vernon, der späteren Gemahlin Southamptons entdecken zu können, bald in der liederlichen, aber bezaubernd schönen Lady Penelope Rich, der Schwester und Mitverschworenen des unglücklichen Grafen Essex, die bekanntlich blondes Haar und schwarze Augen hatte, — bald in Mrs. Mary Fitton, der musikkundigen Hofdame der Königin, die mit Pembroke tatsächlich ein Liebesverhältnis hatte.

Dagegen halten weniger romantisch angelegte Literaturhistoriker es für unwahrscheinlich, daß ein armer Verleger in seiner Widmung so mächtige, große Herren einfach als Mr. W. H. bezeichnet hätte und glauben den geheimnisvollen Helden der Shakespeare-Sonette in einem gewöhnlicheren Sterblichen entdecken zu können — z. B. in William Harth, dem Neffen des Dichters, dem er testamentarisch fünf Pfund Sterling vermachte, der aber bei der Herausgabe der Sonette wahrscheinlich noch ein Kind war, oder in einem unbekannten William Hall, oder in einem nicht minder unbekannten William Hughes (Hewes oder Hews), auf dessen Namen man aus



einem Wortspiele des 20. Sonetts glaubt schließen zu können. Solche nebelhafte Gestalten vertragen leichter die Proteusrolle, die wir dem Helden Shakespeares zuteilen müssen, wenn wir sämtliche Variationen der in den Sonetten besungenen persönlichen Beziehungen auf ein und dasselbe Individuum zusammentragen wollen. Allerdings wird durch diese Voraussetzung die beinahe unterwürfige Schwärmerei unverständlich, welche sich in manchem dieser Gedichte als Huldigung für eine, auch gesellschaftlich hoch über dem armen Dichterkomödianten stehende Persönlichkeit und als Empfindung seiner geradezu beschämend niedrigen Stellung ausspricht. Dann aber gab es auch scharfsinnige Kommentatoren, welche die Streitfrage mit einem witzigen Einfall des guten Thomas Thorpe glaubten lösen zu können, indem sie meinten, er habe Shakespeares Gedichte als deren unzweifelhaftem Urheber dem Dichter selbst gewidmet und unter den beiden Anfangsbuchstaben sei «William Himself» zu verstehen.

Was nämlich die autobiographische Erläuterung der Sonette überaus erschwert, ist, daß, wie schon erwähnt, die in denselben besungenen Situationen und Verhältnisse, sowie die hieraus sich ergebenden Empfindungen nicht nur abwechslungsreich, sondern einander sozusagen widersprechend sind, was sich um so schwerer beseitigen läßt, als die Reihenfolge der Sonette in ihrer ersten Ausgabe gewiß nicht der Zeitfolge ihrer Entstehung entspricht, für welche wir eher aus den verwandten Ausdrücken und Ähnlichkeiten der chronologisch leichter zu ordnenden Dramen Schlüsse ziehen können. Manche Widersprüche sind aber ganz und gar nicht auszugleichen. So z. B. daß der Dichter sich wiederholt alt nennt (22, 62, 138), wo wir doch wissen, daß er nach seinem vierzigsten Lebensjahre kaum mehr Sonette geschrieben hat; oder, daß er über seine schwache Feder und über die meisterhaftere Hand anderer klagt, während er sein Lied «alles überlebend», «ewigdauernd» nennt (18, 32, 63, 81).

Man pflegt die Sonette ihrem Gegenstand nach gewöhnlich folgendermaßen zu gruppieren: 1. solche, in denen der Dichter seinen jungen Freund zur Heirat drängt (die sogenannten Prokreations-sonette); 2. in denen er seinem Freund vorwirft, daß dieser seine Geliebte verführt hat, dem er dann verzeiht; 3. in denen er sich über die Entfremdung seines Freundes beklagt und ihn an die Vergänglichkeit des Lebens erinnert; 4. in denen er seinem Freunde zürnt, weil dieser für die Lobpreisung durch andere Dichter empfänglicher ist, und in denen er ihn vor Fehlern warnt; 5. in denen er sich selbst gegen den Vorwurf der Gleichgültigkeit und der Un-

treue und gegen allerlei Verleumdungen verteidigt; 6. schließlich jene, in denen er dem Geliebten Untreue vorwirft. Diese Einteilung erschöpft natürlich keineswegs alle Variationen und Gefühlsnuancen. Jede eingehende Studie der Sonette erschwert die einheitliche biographische Hypothese, die auf subjektiver Grundlage harmonisierende Erklärung und macht vielmehr die Annahme jener sehr angesehenen Kommentatoren immer verständlicher, die mit der autobiographischen Theorie überhaupt brechen und an ihrer Statt die sogenannte Inpersonalitätstheorie aufstellen. Diese glauben nämlich in den Sonetten Shakespeares weniger die eigenen Erlebnisse des Dichters, als eher den Ausdruck der Gefühle in meistens fiktiven Situationen, eventuell von anderen suggerierte oder vielleicht für andere geschriebene Geständnisse zu sehen. Und schließlich, wenn der Dramendichter Shakespeare mit solch wunderbarer Kraft der Phantasie und der dichterischen Vermittlung die entgegengesetzten Charaktere und Situationen glaubhaft machen, geradezu versinnlichen konnte, warum sollten wir ihm diese Fähigkeit in den Sonetten absprechen, nur darum, weil wir gewöhnt sind, die lyrische Poesie für subjektiver zu halten, als die dramatische?

Die literarische Wertung der Sonette Shakespeares im Vergleiche mit seinen Dramen hat im Laufe der Zeit eine große Wandlung durchgemacht. Ich habe bereits einen seiner Zeitgenossen erwähnt, der seine Gedichte und Sonette verherrlicht und seine damals schon bekannten zahlreichen Theaterstücke unbeachtet läßt. Noch bezeichnender bedauert der berühmte Kritiker seiner Zeit, Thomas Nash, daß Shakespeare um Broterwerb auch Dramen geschrieben habe; denn diese setzen das Verdienst des Dichters, das er sich als Verfasser der Sonette, von «Venus und Adonis» und «Lucrezia» erworben hat, herab. In diesen — sagt Nash — lebt der Geist Petrarcas; Shakespeare hätte immer nur in italienischer Art schreiben sollen!

Daß die Sonette damals eben so sehr in Mode waren, erklärt gleichzeitig ihren Konventionalismus auch bei Shakespeare; dieser Konventionalismus ist die Ursache vieler in ihnen enthaltenen und absichtlich scheinenden dunklen Stellen, der Gekünsteltheit, der vielen Wiederholungen und der gelegentlichen Monotonie.

Die Gegenwart hat sich natürlich ein ganz anderes Urteil zurecht gelegt. Es steht doch außer Zweifel, daß unser Interesse für die Sonette Shakespeares vornehmlich darin ihren Ursprung hat, daß sie die Gedichte eben des großen Dramendichters Shakespeare sind. Diese ihre sekundäre Rolle im Lebenswerk des englischen Dichters bedeutet nicht die Geringschätzung ihrer allgemein anerkannten

großen dichterischen Schönheit. Das Genie Shakespeares sprengt auch in ihnen — wie in seinen Dramen — die Fesseln des Konventionalismus. Die Sonette sind überreich an glänzenden Naturbildern (7, 73, 74) und anderen dichterischen Metaphern (43, 47, 99). Tiefe Gedanken wechseln mit frei schweifenden Stimmungen ab, hamletischer Pessimismus (66, 124) mit Liebesdithyramben (116); dazwischen seelische Paradoxa, die an der Grenze des Zynismus, sogar der Perversität stehen (20, 41, 42, 138) und all dies in eine unwiderstehlich klangvolle, einschmeichelnde dichterische Form gekleidet: das ist die Welt der Shakespeareschen Sonette. Delius hat vollkommen recht, daß, wenn diese Gedichte Shakespeare, den Menschen auch in zweideutigem und nebelhaftem Lichte erscheinen lassen, der Dichter Shakespeare dafür in umso strahlenderem Lichte erglänzt.

\*                      \*                      \*

Schon aus dieser kurzgefaßten Charakteristik der Sonette der beiden großen Genien springen uns gewisse verwandte Züge und gewisse Gegensätze in die Augen; ich will versuchen, sie näher zu bezeichnen.

Im künstlerischen Schaffen beider setzt die heutige Beurteilung ihre Sonettendichtung auf eine verhältnismäßig untergeordnete Stufe, denn beide verdanken ihre Unsterblichkeit anderen Leistungen: Michelangelo seinen Schöpfungen in der bildenden Kunst, Shakespeare seinen Dramen. Das scheinen beide gefühlt zu haben, denn eigentlich hatte keiner von beiden die Sonette für die Öffentlichkeit bestimmt: im Freundeskreise gingen diese von Hand zu Hand, zumeist an Personen gerichtet, fast immer Gelegenheitsgedichte, manchmal geradezu die Form der poetischen Korrespondenz annehmend und gemeinsamen, d. h. italienischen Mustern folgend.

Während wir aber die Sonette Shakespeares als Werke seiner Jugendzeit betrachten können, sind Michelangelos bekannte Gedichte fast ausnahmslos die späten Früchte seines hohen Alters. Die Sonettendichtung des englischen Sängers muß schon vor seinem 45. Lebensjahre abgeschlossen gewesen sein, da die Sammlung dieser Gedichte vor dem Jahre 1609 erfolgte; übrigens hat Shakespeare, der bekanntlich mit 52 Jahren starb, das Alter gar nicht erreicht, in welchem Michelangelo sich erst für die Dichtkunst erwärmte. Mit diesem Umstande, teils auch mit der gewählten Form, jedenfalls aber mit dem ungleichen Maß der dichterischen Begabung hängt es zusammen, daß Michelangelos Sonette viel mehr Vertiefung erfordern und eine weniger genußreiche Lektüre bieten, als Shakespeares bei ihrer stellenweise gekünstelten Ausdrucksweise noch immer glatt



hinfließende, melodisch klingende Strophen. Die Sonette des letzteren hängen oft auch mit seinen Dramen zusammen; öfters erkennen wir Situationen, Gedanken, Ausdrücke, welchen wir auch in seinen Dramen begegnen, so daß es auch an Interpreten nicht fehlt, welche in den Sonetten nur Stoff für die spätere dramatische Verarbeitung zu erblicken glauben. Dagegen können wir bei dem italienischen Künstler die im Verhältnisse zu seiner langen Laufbahn spärlichen dichterischen Offenbarungen höchstens mit seinen plastischen und malerischen Werken in symbolische Verwandtschaft bringen; es sind dies die Erzeugnisse eines tief liegenden seelischen Bedürfnisses, oft monologartig, dem Seelenleben des Dichters sozusagen unwillkürlich entströmende Geständnisse, deren vollkommene Subjektivität viel weniger in Frage kommen kann, als die der Sonette des britischen Dichters.

Rätsel geben sie uns beide in ihren Sonetten auf, doch sind dieselben fast ausnahmslos bei Michelangelo leichter zu lösen, als bei Shakespeare.

So vor allem die Frage nach dem Verhältnisse zu der in den Sonetten angesprochenen Person, besonders, inwiefern die schwärmerische Verherrlichung einem Manne oder einer Frau gilt? Unstreitig drücken beide in einem Teile ihrer Sonette ihre tiefe Neigung zu einem jungen Manne aus: Michelangelo in dem kleineren Teile seiner Gedichte, der größere feiert eine ideale Frau; bei Shakespeare stellt sich die Ziffer umgekehrt. Doch beide haben Gedichte, bei welchen es nicht zu entscheiden ist, ob sie an eine Frau oder an einen Mann gerichtet sind; besonders bei dem nordischen Dichter hat dies viele Kontroversen verursacht, was Shelley schließlich zu dem ungeduldigen Ausbruche hinriß: was fragt ihr immer, ob es einem Manne oder einer Frau gilt? wenn es nur als Poem entzückt. Bei dem italienischen Dichter können wir Tommaso Cavalieri nennen, bezüglich des Helden der Shakespeareschen Sonette bewegen wir uns auf dem weiten Gebiete der Vermutungen. Während aber bei Michelangelo, der übrigens in der Welt platonischer Ideen lebte und gerade in der in Rede stehenden Zeit ungeteilte, hohe Verehrung genoß, dieses poetische Verhältnis, wie es scheint, niemals zu Mißdeutungen Anlaß gab, war Shakespeare gezwungen, für die Reinheit seiner Sonette Zeugnis abzulegen, und klagt in seinen Gedichten über allerlei Verdächtigungen und Angriffe (72, 121), dergleichen manches Sonett wirklich leicht erwecken konnte.

Überhaupt fällt die viel größere sittliche Würde, der höhere Ernst und die lautere Reinheit auf, welche den Sonettendichter Michelangelo vom Sonettendichter Shakespeare unterscheidet. Mag die

Liebe, der Schmerz, die Zerfallenheit mit sich selbst oder auch der Tod der Gedanke sein, welcher im Sonette nach Ausdruck ringt, die Verschiedenheit der sittlichen Welt beider Poeten ist an allem zu erkennen.

Shakespeares Liebe ist sinnlicher, ihrem Gegenstande gegenüber unterwürfiger und kühlt auch dann nicht ab, wenn sie die Geliebte im Sündenpfuhle sieht. Die Liebe Michelangelos äußert sich zu einem wahrhaft idealen Wesen, vor dessen Seelengröße, nicht aber dessen verführerischer Schönheit sie sich beugt und dem sie die schönsten Blüten ihrer Schwärmerei aufs Grab legt.

In der Sonettendichtung beider herrscht die düstere Stimmung vor: Petrarcas «dolendi voluptas», das dichterische Ergötzen am eigenen Schmerz. Beide sind — nach ihrer Art — in der Liebe unglücklich; aus beiden bricht die Klage aus über die Verderbtheit der Welt, über unwürdige Nebenbuhler, manchmal sogar auch über die Unzulänglichkeit ihrer dichterischen, beziehungsweise künstlerischen Kraft; beide erleiden Unbilligkeit, beide sind eigentlich mit sich selbst zerfallen und denken oft an den Tod und beide suchen im Sonette Linderung für ihren Schmerz.

Während aber Shakespeare diese Linderung oft nur in der veröhnlichen Nachsicht für den unwürdigen Freund oder die unwürdige Geliebte und nur zuweilen im Gefühl seiner Unsterblichkeit findet, schaffen dem italienischen Meister eben die Leiden die Läuterung, mit welcher seine Seele sich emporhebt. Äußerst charakteristisch ist es, daß Shakespeare in den Sonetten sich in bezug auf Religion vollkommen gleichgültig oder höchstens als Zweifler zeigt, der Gedanke an den Tod löst bei ihm nur das Gefühl des Grauens vor dem physischen Vergehen, vor dem Vermodern und vor den Würmern aus (12, 71, 74, 81, 122); dagegen erscheint Michelangelo der Tod als letzte Erlösung und Läuterung, als Vereinigung mit Christus und mit den abgeschiedenen großen Seelen.

Diese Parallele kann freilich nur insofern bestehen, als wir die Sonette beider Dichter als die eigensten Offenbarungen ihrer Seele akzeptieren wollen. Ich war bemüht, nachzuweisen, daß wir bei Michelangelo kaum Grund haben, daran zu zweifeln, wogegen wir die Geständnisse in Shakespeares Sonetten kaum als ganz subjektiv betrachten können. Dies kommt demnach dem großen Briten zugute, der ja die Welt der Bühne nicht darum nebst den klassischen Bösewichtern auch mit bewunderungswürdig edeln Seelen belebte, damit die Nachwelt sich von seinem eigenen Seelenwerte nur nach einigen Sonetten zweifelhaften Sinnes einen Begriff mache.

---

## Rákóczi im Exil.

Von Ignaz Peisner.

**K**EINE Epoche der ungarischen Geschichte hat so viele Bearbeiter gefunden, als jene, welcher der Freiheitskrieg Franz Rákóczis II. den Stempel aufgedrückt hat. Ganz abgesehen von den zeitgenössischen Darstellungen, unter denen die eigenen Schriften des Fürsten den ersten Rang behaupten, abgesehen auch von den eine Bibliothek füllenden Abhandlungen, Büchern, Diplomataren usw. Koloman Thalys, hat gerade die neueste Zeit — wohl im Hinblick auf die zweihundertste Jahreswende jener Ereignisse — eine schier unübersehbare Fülle von zum Teil recht umfangreichen Werken über Rákóczi und seine Zeit produziert. Wir erinnern nur — um die neuesten zu erwähnen — an die vortreffliche, drei umfangreiche Bände fassende Rákóczi-Monographie des Kolozsvärer Universitätsprofessors Alexander Márki und an die großangelegte Arbeit unseres gewesenen Washingtoner Botschafters Frhr. v. Hengelmüller, von welcher der erste Band vorliegt. Trotzdem mangelt es noch an einem abschließenden Geschichtswerk über die Rákóczi-Epoche, ja, das Verlangen nach einer förmlichen Revision der auf die Rákóczischen Freiheitskämpfe bezüglichen Geschichtsschreibung macht sich immer mehr geltend. Wohl als Ausfluß dieses nur allzu berechtigten Verlangens kann das Buch des jungen Historikers Julius Szekfű: «Rákóczi im Exil»<sup>1)</sup> betrachtet werden, welches kürzlich im Büchereditionsunternehmen der Ungarischen Akademie der Wissenschaften erschienen ist und wegen des mancherlei neuen Materials, das es bringt, wegen der neuen Gesichtspunkte, die es mit Geschick vertritt, der Beachtung würdig ist. Wohl behandelt er nur die letzten zwanzig Jahre aus dem Leben Rákóczis, aber diese mit rücksichtsloser Offenheit und unerschrockener Objektivität, die jedoch die Wärme des Tones und die Innigkeit der patriotischen Gesinnung nicht vermissen lassen. Diesen Vorzügen gesellt sich ein klarer, überzeugender, nicht selten zu klassischer Vollendung sich erhebender Stil, so daß man Szekfűs Buch füglich den besten heimischen Geschichtswerken anreihen kann.

Darüber, was ihn zur Abfassung seines Werkes veranlaßt hat, spricht sich der Autor im Vorworte und in einem in den Anmerkungen enthaltenen Exkurse aus. Der letzte Aufenthalt Rákóczis in Frankreich und sein Exil in der Türkei — sagt er — sind von zwei Gesichtspunkten einer neuen, eingehenderen Beleuchtung wert. Der eine

<sup>1)</sup> A száműzött Rákóczi. Budapest 1913. Verlag der Akademie.



enthält ein auch menschlich interessantes, psychologisches Problem: von welcher Wirkung die Verbannung und ihre ständigen Begleiter: das Alleinsein, die moralische und politische Isoliertheit, die materielle Unsicherheit auf den fern von seinem Vaterlande umherirrenden Fürsten sein mochten. Der zweite ist eher von universal-historischer Beziehung: die Einstellung der politischen Bestrebungen des Exilierten in die damaligen europäischen diplomatischen Bewegungen. Was speziell den Aufenthalt in der Türkei betrifft, so war eine gründliche Sichtung des vorhandenen historischen Materials infolge der irreführenden Unzuverlässigkeit der sich als *laudatores temporis acti* gerierenden Geschichtsschreiber, besonders aber Koloman Thalys, notwendig geworden. Thaly war kein methodisch geschulter Historiker; sein politisches Ideal war das Ungarn Rákóczi, die Kurutzenzeit. Seine Diktatur gereichte nicht nur der Aufarbeitung der Rákóczi-Epoche, sondern der ganzen ungarischen Historiographie zum Schaden. Niemand wagte Thaly entgegenzutreten; die Kritiker, die — wie Pauler und Gyulai — in früheren Jahren ihm hart zugesetzt hatten, verstummten allmählich, und Thaly konnte sich schrankenlos in seine Kurutzenträume stürzen, aus denen ihn niemand erweckte. Er gewahrt nicht das kümmerliche Elend des Rodostoer Hofes und sucht eine glänzende Hofhaltung dort, wo die Einfachheit der Armut, ja Geldnot herrscht. Er erträgt es nicht, daß «sein» Fürst nur einen Hofmeister habe, und läßt den simplen Sibrik konsequent als Obersthofmeister figurieren. Die prächtigen, lebenswahren Schilderungen Klemens Mikes' (in den «Törökországi levelek») behagen Thaly nicht, und wiederholt spricht er sich über dieses Werk geringschätzend aus. Wie befangen Thaly den auf Rákóczi bezüglichen Quellen gegenüber ist, zeigt in drastischer Weise ein symptomatisches Beispiel. Er zitiert aus der lateinisch geschriebenen Geschichte der Rodostoer Minoritenmission einen Passus, um nachzuweisen, daß die Hofhaltung Rákóczi in Rodosto sechzig Personen umfaßte, und schreibt wörtlich: «Noch eine interessante historische Angabe finden wir in Caratellis Werk; er schreibt nämlich, daß Rákóczi in Rodosto etwa sechzig Getreue hatte (*qui erant circiter sexdecim*), für deren Seelenfürsorge er eine Seelsorgerstelle kreierte.» Und dann stellt er eine Liste von 58 Emigranten zusammen, auf die sich seiner Ansicht nach die Angabe Caratellis bezieht, und ruft vor Freude aus: «Diese durchaus nicht vollständige Liste ergibt nahezu die von Caratelli erwähnte Zahl sechzig.» Thaly verstand gut lateinisch und wußte ganz gewiß, daß *sexdecim* sechzehn bedeute, aber in seinem Eifer, in seinem Wahne — denn an der *bona fides* Thalys ist nicht zu zweifeln — übersieht

er, daß sexdecim nicht sechzig sei, und er gewahrt in seiner Verblendung, in seiner Leidenschaft den Irrtum nicht einmal in der Korrektur! Daß er in gutem Glauben gehandelt hat, geht schon daraus hervor, daß er seiner falschen Übersetzung den lateinischen Urtext beifügt. Er vermochte eben beim Lesen des Wortes sexdecim nicht an sechzehn zu denken; diese Armut hätte zu dem Ruhme seines Fürsten nicht gepaßt... So kann denn die literarische Wirksamkeit der letzten Jahrzehnte Thalys nicht als ernste Geschichtsschreibung angesehen werden, wenn auch seine großen Verdienste um die Erweckung des Interesses für jene Heroenzeit der ungarischen Nation und um die Ermittlung und Veröffentlichung der Quellen zu ihrer Geschichte volle Würdigung verdient. Aber für den objektiven Historiker sind seine zahlreichen Publikationen nur mit Vorsicht zu verwenden.

\*

\*

\*

Während des fast acht Jahre dauernden Freiheitskrieges war König Ludwig XIV. von Frankreich der Freund und Verbündete Rákóczis gewesen. Aber nach dem Szatmárer Frieden (1711) trat in den Beziehungen des französischen Hofes zu dem siebenbürgischen Fürsten eine starke Erkaltung ein. Frankreich selbst war, besonders finanziell, vollständig erschöpft, und Ludwig XIV. wollte um jeden Preis Frieden schließen, daher ihm der «Rebellenführer» Rákóczi höchst unbequem war. Schon im Juli 1711 ließ er Rákóczi durch Torcy wissen, daß er ihn nicht mehr als Souverän betrachte, sondern nur als Untertan, daß er daher mit seinem Gesandten nur als einem Privatmanne verkehren könne. In Wirklichkeit hatte Ludwig XIV. für Rákóczi und seine Sache niemals wahre Sympathien gehegt, wie er denn auch nie ein formelles Bündnis mit ihm geschlossen hatte. Er nützte ihn eben nur für seine Zwecke aus, sah aber den Untergang Rákóczis kaltblütig mit an. Rákóczi selbst hielt den König von Frankreich noch immer für seinen besten Freund und Gönner, und als er sein Vaterland für immer verlassen mußte und die Königin von England ihm infolge des Protestes des Wiener Hofes kein Asyl gewähren wollte, beschloß er, sich in Frankreich niederzulassen. Am 13. Januar 1713 stieg er in Dieppe ans Land, wo er zwar freundlich und höflich, aber nicht als Souverän empfangen wurde. Übrigens hatte Rákóczi selbst in taktvoller Weise eventuellen Etiketteschwierigkeiten vorgebeugt. Er kam incognito als «Comte de Charoche» (Graf von Sáros), und erleichterte sich dadurch den Aufenthalt am Pariser Hof, wo der gesellschaftliche Verkehr auf das genaueste festgestellt war, und derjenige, der auch nur um eine Haaresbreite die

zulässige Grenze überschritt, auf das schroffste in die Schranken gewiesen wurde. Rákóczi, der den Rang unter den nicht regierenden Prinzen erhielt, drängte sich nicht vor. Nur im Verkehr mit dem Minister des Äußern beanspruchte er den Titel prince de Transylvanie, aber die Unterredungen zwischen ihm und Torcy (später d' Huxelles) gelangten niemals zur Kenntniss der auswärtigen Mächte.

Der französische Hof war damals nicht mehr die Stätte einander jagender prunkvoller Festlichkeiten und Belustigungen. Der Roi soleil war alt und müde geworden, die vielen Schicksalsschläge und Niederlagen bedrückten sein Gemüt; er hielt sich meist in den Appartements der Madame Maintenon auf, wo hie und da, aber immer seltener, Dilettantenvorstellungen abgehalten wurden. In dieser traurigen, kalten Gesellschaft schloß sich Rákóczi an einige wenige Personen an, deren Seelenleben mit dem seinigen am besten zu harmonieren schien. Solche waren der Graf von Toulouse und dessen Bruder, der Herzog von Maine, sowie der Marquis Dangeau und der Marschall de Tessé. Im übrigen nahm er innerhalb der von der Etikette vorgeschriebenen Grenzen an allen höfischen Veranstaltungen teil. Es waren das Jagden, Besuche, Gartenpromenaden im Gefolge des Königs, Kartenpartien und höchst selten Maskenbälle in Paris. Von der Partei des späteren Regenten, Philippe von Orléans, war es nur dessen Mutter, die deutsche Elisabeth Charlotte — die berühmte Liselotte —, zu der sich Rákóczi hingezogen fühlte und zu der er übrigens durch seine Gemahlin in allerdings sehr ferner Verwandtschaft stand. Die betagte Prinzessin sah Rákóczi, der durch seinen sittlichen Ernst so vorteilhaft von den frivolen Höflingen abstach, gerne bei sich, und in ihren Memoiren und Briefen gedenkt sie seiner stets lobend. Sie wundert sich, daß Rákóczi, der so viele Leiden durchgemacht, sich seinen Frohsinn gewahrt hat — ein Urteil, das, wie Szeckfü richtig bemerkt, nur von relativem Werte ist. Die Prinzessin war eben vergrämt, verbittert, während Rákóczi wohl schon über das Alter hinaus war, in dem man die Freuden des Lebens im Übermaß zu genießen geneigt ist, aber schon vermöge seines Temperaments und der bis zu seinem Tode in ihm fortlebenden Hoffnungen auf einen günstigen Wandel seines Geschickes nicht, wie die Prinzessin, mit dem Leben abgerechnet hatte. Sein Sanguinismus ließ ihn auch die materiellen Sorgen verschmerzen, mit denen er zu kämpfen hatte. Wohl hatte Ludwig XIV. für ihn in fürstlicher Weise sorgen wollen; er hatte für ihn prächtige Appartements in seinen Schlössern einrichten lassen und ihm eine Jahrespension von 24 000 Talern ausgesetzt, die er später um 10 000 Taler erhöhte; auch gab er ihm eine Anweisung



auf die Einkünfte des Pariser Hôtel de Ville, die Rákóczi 200000 Taler jährlich abwerfen sollten. Allein das stand alles zumeist nur auf dem Papier; in Wirklichkeit bekam Rákóczi von all diesen Revenuen nur wenig zu Händen, und auch das Wenige blieb nach dem Tode des Königs aus. Bekannt ist, daß der mit dem Inkasso der Einkünfte aus dem Hôtel de Ville betraute Abbé Brenner die eingehobenen Gelder für sich behielt und über eine Beschwerde Rákóczis in die Bastille gesteckt wurde, wo er auch starb; wie es heißt, verübte er Selbstmord. Gegenüber den prekären Einnahmen hatte Rákóczi kolossale Ausgaben; mußte er doch sein Gefolge erhalten, für welches er in Paris ein großes Zinshaus gemietet hatte. Sein Gefolge war ziemlich groß; von seinen Edelknaben hatte er u. a. Klemens Mikes und Johann Ilosvay bei sich; später kamen aus der Türkei Szentiványi, Gosztonyi und Giczei zu ihm; als sein Hofmeister fungierte Sibrik, als sein Diplomat der erwähnte Brenner, der den Titel Zipser Propst führte. Im Mai 1715 kaufte er in Grosbois ein an das Kamaldulenserstift stoßendes Häuschen, in welchem er fortan in Zurückgezogenheit lebte. Um die erheblichen Bedürfnisse seines Hofhalts decken zu können, duldete Rákóczi, daß in dem von ihm gemieteten Pariser Hause, das unter dem Namen Hôtel de Transylvanie bekannt war, eine Spielhölle eingerichtet wurde, etwas, was bei der damaligen französischen Aristokratie gang und gäbe war. Rákóczi, der selbst nicht spielte, soll (?) aus Kartengeldern 40 000 Livres jährlich bezogen haben<sup>2)</sup>. Die Pariser Polizei nahm wiederholt Anlaß gegen die Spielhölle im Hôtel de Transylvanie einzuschreiten, aber der Intervention hochgestellter Personen gelang es meist, die polizeilichen Maßnahmen hintanzuhalten; in ein bis zwei Fällen, in welchen Spieler dennoch verurteilt wurden, erließ der König ihnen die Strafe.

Rákóczi selbst beschäftigte sich in Grosbois mit der Abfassung seiner Memoiren und religiösen Übungen. Der Regent, dem er einmal einen Besuch abstattete, empfing ihn zwar freundlich, aber nicht so, daß Rákóczi davon befriedigt gewesen wäre. Sein Verkehr mit

---

<sup>2)</sup> Der Abbé Prévost, der Verfasser des berühmten Romans «Manon Lescaut», schreibt in seinen Memoiren: «Le principal théâtre de mes exploits devait être l'hôtel de Transylvanie, où il y avait une table de Pharaon dans une salle et divers autres jeux de cartes et de clés dans la galerie. Cette académie se tenait au profit de M le prince de R... qui demeurait alors à Clugny, et la plupart de ses officiers étaient de notre société.» Im Hôtel de Transylvanie war es daher, wo der chevalier Des Grieux spielte, um das für seine Manon erforderliche Geld zu gewinnen. — Eine auf archivalischen Forschungen beruhende Geschichte des Hôtel de Transylvanie hat der Bibliothekar der Bibliothèque nationale Le Mouton im Jahre 1907 veröffentlicht.

der Regierung des Regenten beschränkte sich auf das notwendigste. Nach dem Rastatter Frieden forderte der Wiener Hof energisch die Entfernung des «Rebellen» Rákóczi aus Frankreich. Es fanden langwierige diplomatische Verhandlungen statt, als deren Ergebnis dem Fürsten Rákóczi wohl die französische Gastfreundschaft nicht gekündigt wurde, aber die französische Regierung die Garantie dafür übernahm, daß Rákóczi, solange er auf französischem Boden weilte, nichts gegen den Kaiser unternehmen werde. Dies hinderte Rákóczi nicht, Verbündete zu suchen, und als es im Jahre 1718 zum Krieg mit der Türkei kam, bot er der Pforte ein Bündnis an. Im Mai erschien er beim Prinzen von Orléans in Audienz und meldete ihm, daß er Frankreich verlasse und sich nach der Türkei begeben, um im Verein mit ihr gegen den deutschen Kaiser zu kämpfen. Der Regent redete Rákóczi zwar der Form halber von seinem Vorhaben ab, ließ ihn aber gerne ziehen, konnte ihm doch ein Feldzug gegen seinen Erbfeind nur Vorteile bringen. Damit schloß die erste Etappe des Exils Rákóczis.

\*

\*

\*

In lichtvoller Darstellung behandelt Szekefi die Frage, weshalb Rákóczi seine stille Klausur in Frankreich verließ und sich nach der Türkei begab, um auf neue Kriegsabenteuer auszugehen, wo doch in seinem Vaterlande, über das so heftige Stürme dahingebraust waren, die Ruhe wieder eingekehrt war, das Volk seinem Erwerbe nachging und höchstens der drohende Türkenkrieg zu militärischen Vorkehrungen veranlaßte. Es war das keine Sinnesänderung Rákóczis, vielmehr blieb er seinem Charakter und seinem Streben treu. Er wollte um jeden Preis das siebenbürgische Fürstentum wiedererlangen, und da er in Frankreich keine Aussicht hatte, sein Ziel zu erreichen, wandte er sich nach der Türkei. Der bevorstehende Krieg weckte neue Hoffnungen in ihm. Er wollte unter den in der Türkei ansässigen ungarischen Emigranten ein Heer werben und an der Seite der Osmanen kämpfen, um sich sein Fürstentum wiederzuerobern. Es würde uns zu weit führen, wollten wir dem Autor in der Schilderung der damaligen europäischen Konstellation, der Unterhandlungen Rákóczis mit der Pforte, mit Spanien und den nordischen Höfen und des Verlaufs der kriegerischen Ereignisse folgen, die er zum Teil in neuer Beleuchtung vorführt. Als Rákóczi in Gallipoli türkischen Boden betrat, war der Krieg schon so gut wie zu Ende. Die Türkei war derart geschwächt und hatte vor dem Prinzen Eugen v. Savoyen solche Furcht, daß sie am liebsten Frieden geschlossen hätte, ehe es noch recht zum Draufschlagen kam..

Rákóczi aber forderte von der Pforte ein förmliches Bündnis, für den Fall des Friedensschlusses die Sicherung des siebenbürgischen Fürstentums. Nicht mehr als comte de Charoche trat er auf, sondern mit allen Prätensionen eines Fürsten. In seinen Bemühungen, den Sultan für seinen Plan zu gewinnen, legte er eine staunenswerte Zähigkeit an den Tag; aber trotzdem er sich auf die Freundschaft des französischen Regenten berief und die Vermittelung des französischen Gesandten in Anspruch nahm, kam seine Sache nicht vorwärts, und er mußte sich eine Demütigung nach der anderen gefallen lassen.

Der Passarovitzer Friede machte alle Hoffnungen Rákóczis zu nichts. Die kaiserlichen Kommissäre Virmont und Talmann forderten, daß die Pforte ihnen Rákóczi und seine Genossen in Ketten geschlagen ausliefere, «damit sie ihre verdiente Strafe entgegennehmen». Darauf ließ der Großvezier sagen, es sei Ehrensache der Pforte, ihren Schützlingen kein Haar krümmen zu lassen. Nach längeren Pourparlers einigten sich die Kompaziszenten dahin, daß Rákóczi und seine Genossen nach Belieben der osmanischen Regierung untergebracht, aber von den an die kaiserlichen Dominien grenzenden Gebieten ferngehalten werden sollten. Sieger und Besiegter, Kaiser und Sultan, kamen dahin überein, daß der Verbannte, der sich Fürst von Siebenbürgen nannte, nichts weiter sei, als ein die Gnade des Sultans genießender Schützling, dem jener nach Belieben eine Unterkunft anweisen könne. Rákóczi bat den Sultan um die Erlaubnis, nach Konstantinopel kommen zu dürfen. Von hier aus wollte er in die christliche Welt zurückkehren, nach Frankreich, wo er seine Grosboiser Einsiedelei wieder zu beziehen gedachte. Es kam ihm gar nicht in den Sinn, daß die Haltung der französischen Regierung ihm gegenüber sich geändert haben könne. Aber er sollte eine bittere Enttäuschung erfahren. Der Graf von Toulouse, zu dem er stets freundliche Beziehungen aufrechtgehalten hatte, teilte ihm schonend mit, daß der Prinz von Orléans die gegenwärtigen Verhältnisse nicht geeignet finde für seine Rückkehr. Und einige Wochen später brachte Bonnac ihm in offizieller Form zur Kenntnis, daß Ludwig XV. sein Los beklage und ihm gerne helfen würde, aber der mit dem Kaiser letzthin abgeschlossene Vertrag mache Rákóczis Rückkehr nach Frankreich vollständig unmöglich. Bonnac wies dem Fürsten gleichzeitig den offiziellen Text der Quadruple alliance vor. Rákóczi ertrug alle diese Schicksalsschläge mit Heroismus und Ergebung. Er hörte nicht auf, mit verschiedenen europäischen Höfen zu unterhandeln, er hätte jetzt statt des siebenbürgischen Fürstentums gerne die polnische Königskrone angenommen, aber die Zeiten



der politischen Abenteuer waren vorüber, das europäische Gleichgewicht war hergestellt und Konflagrationen für absehbare Zeit gänzlich ausgeschlossen. Dabei war Rákóczi derart isoliert, daß er von den Vorgängen in der Welt niemals informiert war und selbst jene Geschehnisse, die ihm sehr nahe gingen, oft erst ein halbes Jahr später erfuhr. Das Schlimmste indes sollte noch kommen. Bisher hatte Rákóczi die Gastfreundschaft des Sultans, wenigstens der Form, dem äußeren Scheine nach, in vollstem Maße genossen; er konnte sich frei bewegen, sich als den Gleichgestellten, den Verbündeten des Sultans betrachten. Aber Österreich gab keine Ruhe; peremptorisch forderte es, daß der «Rebell» aus Konstantinopel entfernt werde. Lange zögerte die Pforte, aber schließlich gab sie nach, wenn auch nicht in dem vom österreichischen Botschafter verlangten Ausmaße. Die in der Walachei ansässigen Ungarn, darunter die Generale Esterházy und Csáky wurden in einen entlegenen Winkel Mazedoniens transferiert, Rákóczi und seinem Gefolge wurde das am Marmarameer gelegene Rodosto als Asyl angewiesen.

\*

\*

\*

So war Rákóczi auf seiner letzten Leidensstation, die er nicht mehr lebend verlassen sollte, angelangt. In der ersten Zeit seines Rodostoer Aufenthalts lenkten die kleinlichen Sorgen der Einrichtung seine Aufmerksamkeit von seinem großen Seelenschmerze ab. Für die materiellen Bedürfnisse sorgte die Pforte in ausgiebiger Weise. Der Fürst erhielt ein Tain (Taggeld) von 100, später nur von 60 Piastern zur Erhaltung seines Hofstaats. Im armenischen Viertel, dem wohlhabendsten Stadtteil, wurden die Besitzer von vierundzwanzig Häusern delogiert und in diese zogen die ungarischen Emigranten ein. Allmählich scharten sich die alten treuen Diener Rákóczi um ihn: Sibrik, Zay, Mikes, Ilosvay, ferner einige französische Offiziere, die noch in Ungarn für die Sache der Kurutzen gekämpft hatten: so Oberst Charrières, Molitard und ein gewisser Genevière, dann sein Hofgeistlicher Johann Radulovics, sein Arzt Dr. Ambros Lang, General Graf Forgách und dessen leichtsinniger Sohn Sigmund. Bercsényi hatte seinen eigenen Hofhalt. Das Leben und Treiben in Rodosto hat Klemens Mikes so trefflich, so lebenswahr geschildert, daß dem kaum etwas hinzugefügt werden kann. Rákóczi ergab sich immermehr den religiösen Betrachtungen und brachte seine frommen Gedanken tagtäglich zu Papier. So entstanden seine «Confessiones et aspirationes principis christiani». So sehr er aber von aufrichtiger Gottesfurcht durchdrungen war,

fühlte er sich dennoch auch weiterhin durch und durch als Fürst. Nicht als Einsiedler, sondern als Fürst lebte er in Rodosto, wie denn seine andächtigen Betrachtungen von den Spinnwebfäden seiner eingebildeten Souveränität durchbrochen sind. Die organische Verknüpfung der Religion und Politik war vielleicht das individuellste, jedenfalls aber von seinem Gesichtspunkte das glücklichste Produkt des Seelenlebens Rákóczis, das einzige, was ihm in Rodosto reine Freude bereitete und ihn vor Verzweiflung sowie vor der genauen Erkennung seiner Lage bewahrte.

Dabei setzte er seine diplomatischen Unterhandlungen unverdrossen fort; immer wieder suchte er Anknüpfungen und ließ sich durch kein Fiasko abschrecken. So gratulierte er dem neuen französischen Kardinal Dubois und fügte seinem Schreiben ein Memorandum über die europäische Konstellation bei. Er führte aus, Frankreich sei der ewige Feind des deutsch-römischen Kaisers gewesen und es müsse, wenn es prosperieren will, auch jetzt zu dieser Politik zurückkehren, wozu Anlaß reichlich vorhanden sei: Böhmen und Ungarn seien unzufrieden und harren der französischen Aufmunterung zum Aufstande. Der Kardinal ließ das ausführliche Memorandum Rákóczis unbeantwortet. Drei Monate später wendet sich Rákóczi an den französischen Regenten selbst, dem er von seiner Auffassung der europäischen Angelegenheiten Mitteilung macht. Er empfiehlt ihm ein Bündnis mit Rußland und macht sich erbötig, in seinem — des Prinzregenten — Namen mit Peter dem Großen, der ein alter Bekannter von ihm sei und den ungarischen Wein sehr liebe, zu unterhandeln. Der erste Schritt hierzu wäre, daß er — Rákóczi — selbst nach Paris kommen könne. Der Prinz von Orléans blieb die Antwort schuldig und erst zehn Monate später erfuhr Rákóczi durch eine Mittelsperson, daß der Regent zu seinem Bedauern die Rückkehr Rákóczis nach Frankreich nicht gestatten könne. Auch mit dem spanischen Hofe pflog Rákóczi vergebliche Unterhandlungen. Eine finanzielle Katastrophe bedeutete für Rákóczi der Krach der Lawschen Bank; Brenner hatte das ganze Vermögen Rákóczis, die auf das Hôtel de Ville bezüglichen Wertpapiere auf Lawsche Aktien umgewechselt und Rákóczi kam nicht nur um sein eigenes Vermögen, sondern er ging auch infolge der Zerrüttung der französischen Staatsfinanzen der Pension verlustig, die er von dort bezogen hatte. Erst nach drei Jahren gelang es ihm durch die Vermittelung des Grafen von Toulouse zu erwirken, daß ihm von der französischen Regierung neuerlich eine Pension von insgesamt 6000 Livres jährlich flüssig gemacht wurde.

Mit der Zeit wurde Rákóczi ernst, vergrämt. Sein Gesichtskreis

ward immer enger, und er hatte kein Maß mehr für die Beurteilung der ihn umgebenden Menschen und der Ereignisse. Eine der traurigsten Seiten des Rodostoer traurigen Lebens waren die französischen Agenten, die fremden Abenteurer. Mit tiefer Betrübniß sahen die Ungarn, wie hoch angeschrieben die Fremden beim Fürsten waren. Sie beuteten ihn aus, sie lebten auf seine Kosten in Saus und Braus und übernahmen Missionen an fremde Höfe, die viel Geld verschlangen und Rákóczi nichts nützten. Solche Abenteurer waren u. a. der Engländer Ploutman, der Däne Paul Wilhelm Bohn — nicht zu verwechseln mit dem französischen Bon, der seine Interessen seit 1720 in Frankreich redlich vertrat und sicherlich nichts dafür konnte, daß er die Bewilligung zur Rückkehr Rákóczis nach Frankreich nicht zu erwirken vermochte. Der gefährlichste aber unter diesen fremden Ausbeutern war der Franzose Vigoureux, den Rákóczi sehr lieb gewann. Vigoureux ließ sich auf seinen ausländischen Reisen 200 Piaster monatlich zahlen und machte dabei noch Schulden. Dann meldete er sich krank und bat um die Erlaubnis, sich in Frankreich kurieren zu lassen, wofür er — infolge Murrens der Ungarn nur als Vorschuß — 3000 Piaster erhielt. Zurückgekehrt, übernahm Vigoureux die Finanzverwaltung Rákóczis; er stellte Ersparnisse von 6000 Francs jährlich in Aussicht; in Wirklichkeit stiegen die Ausgaben um 2000 Francs. Dabei verriet er den Fürsten auf Schritt und Tritt; er unterhandelte fortwährend mit dem Wiener Hofe, von dem er für den Verrat an dem Fürsten die Grafenwürde forderte. Von all diesen Intriguen wußte Rákóczi nichts. In seinen politischen und religiösen Träumen befangen, gewahrte er nie, in welchem Schlamm er watete. Dem einen Abenteurer folgte ein Schwarm auf dem Fuße. Ein solcher stieg auch im Jahre 1727 im Gefolge des jüngeren Sohnes Rákóczis, Georg, in Rodosto ans Land. Ein sehnächtiger Wunsch des Fürsten ging damit in Erfüllung; aber es war ihm vom Schicksal nicht gegönnt, reine Freude zu genießen. Die Söhne Rákóczis wurden auf Kosten des Kaisers erzogen, der ihnen später, als sie erwachsen waren, im Königreich Neapel große Besitzungen schenkte. Sie waren an Wohlleben, an Luxus gewöhnt, und dem jungen Rákóczi behagte das Rodostoer Einsiedlerleben absolut nicht. Nach einem halben Jahre verließ er den Vater für immer.

Und nun trat in der Seele Rákóczis eine Wandlung ein, hervorgerufen durch ein mächtiges menschliches Empfinden, die väterliche Liebe. Er sah, daß der letzte Rákóczi seinen — des Vaters — Lebenszweck sich nicht zu eigen machen werde; der fernere Kampf hatte daher mehr keinen Zweck. Zwanzig Jahre lang hatte er Armut, Entbehrungen, Demütigungen ertragen, weil er sich als der ge-



schworene Feind des mächtigsten Herrschers Europas gerierte; nun aber war er geneigt, für das Glück seines Sohnes das zu tun, wozu ihn einst alles Zureden Pálffys und Károlyis nicht hatte bewegen können: vor dem Habsburg-Herrscher das Knie zu beugen. Zunächst warb er um die Hand der reichbegüterten Fürstin Konstantine Jablonovski, einer ihm gewogenen Polin, um auf diese Weise zu einer seinem Rang entsprechenden materiellen Position zu gelangen. Die Fürstin lehnte nicht ab, verlangte aber, daß Rákóczi vorerst seine Sache mit dem Kaiser in Ordnung bringe. Rákóczi schickte nun seinen Vertrauten Vigoureux zum König von Polen, den er ersuchen ließ, er möge bei der Pforte seinen freien Abzug aus der Türkei erwirken. Vom polnischen Hofe begab sich Vigoureux zum König von Preußen, den Rákóczi ersuchen ließ, er möge seine Versöhnung mit dem Kaiser vermitteln. Der Kaiser möge ihm und seinem Sohne gestatten, nach Polen zu gehen, er möge ihn als Fürsten von Siebenbürgen anerkennen, seinem Sohne aber die Markgrafschaft Burgau und die Landgrafschaft Nellenburg geben, mit einem Jahreseinkommen von mindestens 200000 Talern. Von ihm — Rákóczi — verlange der Kaiser keinen Treueid, aber wenn es notwendig ist, so sei er geneigt, von Polen aus in einem ehrfurchtsvollen Schreiben dem Kaiser seine Huldigung auszudrücken. Das Resultat dieses Schrittes konnte nicht zweifelhaft sein; das Rodostoer Anerbieten wurde von der Wiener Regierung, an deren Spitze Prinz Eugen von Savoyen stand, rundweg abgewiesen. Wenn Rákóczi — so wurde diesem bedeutet — wirklich Ruhe und Frieden wünscht, so solle er sich bedingungslos und unterwürfig, wie es einem Untertan geziemt, an den Kaiser selbst wenden. Nicht am Willen, sondern an der Kraft gebreche es ihm, neue Unruhen zu stiften. Es wäre gegen die Ehre des Kaisers, mit einem Rebellen zu unterhandeln, der sich mit so vielen Missetaten besudelt hat. Damit war der ganze Plan Rákóczis, auch der seiner Eheschließung, in die Brüche gegangen.

\* \* \*

Im Schlußworte seines, im obigen nur in großen Zügen resumierten Buches gibt Szekefi eine packende Charakteristik Rákóczis im Exil. «Es ist unmöglich zu verkennen,» — sagt er — «daß in Rodosto nicht mehr der Freiheitsheld, sondern ein Thronprätendent den Schutz des Sultans genossen hat. Ein Thronprätendent, der abgeschlossen von der Welt die Träume seines Fürstentums webt, aber bei der Berührung mit der schroffen Wirklichkeit erschrocken zusammenfährt. Auch er kann sich der kleinlichen, aber natürlichen

menschlichen Empfindungen nicht erwehren, ebensowenig, wie andere Thronprätendenten und Exilierte. Inmitten der materiellen Wirren klagt er verzagt; im Interesse der Befreiung aus seiner traurigen Lage läßt er sich durch nichts anderes leiten, als von dem uns allen gemeinsamen Selbsterhaltungstriebe. Als Ersatz des in eine endlose Ferne versunkenen siebenbürgischen Fürstentums sucht er mit erregter Systemlosigkeit andere Länder, um seinem Range und seinen fürstlichen Prätensionen entsprechend leben zu können. Im Interesse der anständigen Versorgung seiner Familie ist er bereit, seine ganze Vergangenheit von sich zu werfen; gegen die Sicherstellung der materiellen Unabhängigkeit würde er sich auch mit dem leeren Titel des Fürstentums begnügen. Auch er war ein Mensch, nichts Menschliches war ihm fremd... Die Strebungen Rákóczis endeten zu seinen Lebzeiten mit vergeblicher Resultatlosigkeit, weil in der neuen Entwicklung des nationalen Lebens für sein siebenbürgisches Fürstentum kein Platz übriggeblieben war. All' das, was dem nationalen Leben neuen Anstoß gab, war ein dem Standpunkte Rákóczis vollständig fremder Faktor. In den entscheidenden Augenblicken, wenn auf die Gestaltung der Zukunft Rücksicht zu nehmen war, nahm niemand zu seinem längstvergangenen Ideal seine Zuflucht. Die mächtige Krätesammlung des XVIII. Jahrhunderts, das zu Ende der Herrschaft Josephs II. aufflackernde Strohfeuer, dann die Renaissance des ungarischen Geistes und der ungarischen Nationalität, die große Katastrophe, und schließlich die glückliche Fundamentierung des neuen ungarischen Staats: all das vollzog sich, ohne daß, sei es von den Führern, sei es von der Menge, der Name Rákóczis auf die Lippen genommen worden wäre. Der Rodostoer Verbannte war der Sohn einer vergangenen Periode, jener tragischen Zeit, die länger als ein Jahrhundert den Ungar gegen den Ungar kämpfen gesehen hatte. Mit der Herstellung der Einheit der Nation, mit der Verharschung der alten Wunden drang die mächtige nationale Entwicklung stolz vorwärts, ihren neuen Aufgaben zu, welche die Kinder früherer Jahrhunderte nicht einmal in ihren Träumen ahnen konnten. Die Leiden der Verbannung Rákóczis blieben ohne Folgen, es ging aus ihnen keine lebendig wirkende, initiativreiche, historische Kraft hervor. Seine Zeit und sein Verhängnis haben ihm die sterile Tragik des historischen Unbedeutendwerdens, des historischen Rollenverlustes bestimmt. Aus dem öffentlichen Leben, für das er in der Zeit des Aufstandes richtunggebend war, wurde er in die Gewichtslosigkeit des Privatlebens hinausgestoßen, und er mußte die Energie, welche historischen Aufgaben angemessen war, auf die Wiedererwerbung einer für immer verlorenen Rolle mit zwecklosen

Versuchen verschwenden. Seine Laufbahn ist die der Welle, die ausgetreten ist und in untätiger Stagnation auf dem Strande versumpft, während ihre Gefährtinnen mit elementarem Gleichmut weiterreisen in dem nimmer versiegenden, ewigen Bette.»

In diesen elegisch anmutenden Worten klingt Szekfüs «Rákóczi im Exil» aus. Wie ganz anders erscheint uns dieser im Lichte der Wahrheit der vom Autor benutzten authentischen Geschichtsquellen, als in der verherrlichenden Apotheose des von poetischen Lizenzen allzuviel Gebrauch machenden Koloman Thaly und der in seinem Fahrwasser segelnden Historiker. Und indem Szekfü der Wahrheit gerecht wird, wird er auch dem Menschen Rákóczi gerecht; der leidende, entbehrende, bei seinem Gotte Trost suchende und für sein Ideal und seine Familie bis an sein Lebensende kämpfende, unterhandelnde und selbst intriguerende Rákóczi ist uns menschlich viel näher und sympathischer als der in entlehntem, falschem Glanze sich sonnende Fürst Koloman Thaly.

---

## Ein ungedrucktes Memorandum Benjamin von Kállays über die Annexion Bosniens.

Mitgeteilt von Professor Eduard von Wertheimer.

**I**N der österreichisch-ungarischen Monarchie hat es kaum einen Mann gegeben, der über den Orient besser unterrichtet gewesen wäre, als der verstorbene gemeinsame Finanzminister Benjamin v. Kállay. Keiner hatte gewiß mehr Eignung, ein Urteil über Bosnien zu fällen, als er. Wegen seiner umfassenden Kenntnis der orientalischen Verhältnisse und seines politischen Scharfblickes, schlug ihn Graf Andrassy zum Generalkonsul in Belgrad vor, zu welcher verantwortungsvollen Stellung er auch, ohne je im Konsulardienste beschäftigt gewesen zu sein, am 27. Januar 1868 ernannt wurde. Belgrad war der Punkt, von wo aus sich für Kállay ein Blick nach Bosnien als etwas ganz Natürliches ergab. In der Politik der serbischen Aktionsmänner spielte damals die bosnische Frage eine nicht unbedeutende Rolle.

Die Lösung ihres eigenen Geschickes erblickten sie in der Entscheidung über das Schicksal Bosniens. Aber auch in Wien wurde damals der Besitz dieser türkischen Provinz als eine Lebensfrage für die Monarchie erachtet. Im Einverständnis mit dem ungarischen Ministerpräsidenten Grafen Andrassy wies aber Kállay wenigstens einem Teile von Bosnien und der Herzegovina eine andere Bestimmung zu: sie sollten als Sprengmittel des Zusammenhanges zwischen Rußland und Serbien dienen. Durch Überlassung einzelner Gebiete der beiden türkischen Provinzen sollte eine intime Freundschaftspolitik zwischen dem serbischen Fürstentum und der Mon-



archie begründet und die unseren Grenzen so nahen Serben gänzlich von den Russen getrennt werden<sup>1)</sup>).

Heute kann wohl kein Zweifel darüber bestehen, daß die Durchführung dieser von den besten Absichten diktierten Politik ein verhängnisvoller Fehler gewesen wäre und die Monarchie für immer dieses für Dalmatien so notwendigen Hinterlandes beraubt hätte. Rücksichten auf die allgemeine politische Lage Europas haben den Gedanken, Serbien durch Teile von Bosnien zu vergrößern, aufgeben lassen<sup>2)</sup>. Nie ist Kállay wieder darauf zurückgekommen; vielmehr wurde er später, als die Verhältnisse die Auflösung der Türkei in nahe Aussicht stellten, ein beredter Befürworter der Annexionspolitik gegenüber Bosnien und der Herzegovina. Kállay war zu sehr Mann der Realität, um nicht klar zu sehen, daß, wenn einmal die Türkei dem Untergang verfallen sei, nur Österreich-Ungarn allein der Erbe der beiden türkischen Provinzen sein könne und dürfe. Er schloß sich daher vollkommen der orientalischen Politik Andrássys an, der ihn aller Wahrscheinlichkeit nach in seine letzten Ziele gegenüber dem Orient eingeweiht haben wird. Nur so mag sein entschiedenes Auftreten für Andrassy im ungarischen Parlamente zu erklären sein, dem er seit seinem Rücktritte vom Belgrader Generalkonsulat als Abgeordneter angehörte. Hier hielt er am 26. Juni 1877 eine großes Aufsehen erregende Rede, in der er rücksichtslos der in Ungarn herrschenden turkophilen Begeisterung entgegentrat und sich nicht scheute, es offen auszusprechen, daß das Osmanentum unausgesetzt seiner Auflösung entgegenle. Diese Rede erhält erst ihr richtiges Relief, wenn man erfährt, daß Kállay bereits am 10. April desselben Jahres sein hier von uns veröffentlichtes Memorandum über die Annexion Bosniens verfaßt hatte. Er stellt sich darin sogar auf den Standpunkt, als wäre die Annexion schon eine vollzogene Tatsache. Man geht gewiß in der Annahme nicht irre, daß das Memorandum für Graf Andrassy, den damaligen Minister des Äußeren, bestimmt war, mit dem er in fortwährendem Kontakt stand. Die Denkschrift ist eigentlich das erste bekannte Schriftstück, das sich in so eingehender Weise schon um diese Zeit mit der Einrichtung und Verwaltung Bosniens durch die Monarchie beschäftigt. Man bedenke nur: sie wurde entworfen, noch ehe auf dem Berliner Kongreß die Würfel über das Schicksal Bosniens gefallen waren und noch bevor unsere Truppen es erobert hatten. Das Memorandum selbst ist ein glänzendes Beweisstück für die politische Voraussicht Kállays, die ihn dann auch befähigte, später als gemeinsamer Finanzminister die oberste Leitung Bosniens und der Herzegovina in seine Hände zu nehmen und aufs erfolgreichste durchzuführen.

In seiner vortrefflichen Denkrede über Kállay erwähnt Ludwig von Thallóczy ganz kurz das Memorandum vom 10. April 1877<sup>3)</sup>. Das Original, das wir hier in deutscher Übersetzung wiedergeben, ist ungarisch verfaßt und ganz und gar von Kállays Hand geschrieben.

<sup>1)</sup> Eduard von Wertheimer, '«Graf Julius Andrassy», I. Bd., S. 460 und 461.

<sup>2)</sup> Ibidem 462.

<sup>3)</sup> «Budapesti Szemle» (Budapester Revue), 138. Bd., S. 342.

## **Memorandum über die Annexion Bosniens.**

Budapest, 10. April 1877.

Die oft entgegengesetzten Interessen der nach Sprache, geschichtlicher Entwicklung und den gegenwärtig bestehenden Institutionen so verschiedenen Völker der österreichisch-ungarischen Monarchie sind nur allein unter dem Druck der dynastischen Idee ausgleichbar und miteinander in Harmonie zu bringen, da sich im Reiche (birodalom) ein einheitlicher, alle Verhältnisse des staatlichen Daseins durchdringender gemeinsamer Geist nicht einzubürgern vermochte. Das dynastische Prinzip oder eigentlich die Dynastie selbst ist daher jener unerschütterliche Fels, der die einzig feste Grundlage des österreichisch-ungarischen Staatsorganismus zu dessen weiterer einheitlicher Entwicklung bildet.

Das höchste staatliche Interesse erfordert daher, daß der dynastische Gedanke nicht nur unversehrt erhalten bleibe, sondern daß er immer mehr und mehr zur Geltung gelange, auch in seinen äußeren Kennzeichen immer sichtbarer in den Vordergrund trete.

Jede territoriale Vergrößerung, sei sie nun das Ergebnis eines siegreichen Krieges oder die Frucht geschickt vorbereiteter Unterhandlungen und Verträge, wird jederzeit zu einer bedeutenden Stärkung des dynastischen Gedankens führen. Denn auch in den allerkonstitutionellsten Staaten erscheint jeder außerhalb der Grenzen des Staates erreichte Erfolg als die ureigenste Tat des Herrschers. Eine so nachdrückliche Äußerung der Macht des Fürsten vermehrt aber nur jenen wohlthätigen Einfluß, den der dynastische Gedanke in jeder Hinsicht ausüben kann.

Von diesem höchsten Gesichtspunkte aus ist die Frage der Annektierung Bosniens zu beurteilen. Es kann nicht die Aufgabe dieses Memorandums sein, sich mit der Durchführung der Annexion zu befassen, sie ist schon als vollzogen zu betrachten. Hier können daher nur jene allgemeinen Gesichtspunkte in Betracht kommen, die bei der Einrichtung der Regierung der neuerworbenen Provinz als Richtschnur zu dienen haben.

### **I.**

Bosnien wäre an keine der beiden Hälften der Monarchie zu gliedern, sondern hätte ein unmittelbares Gebiet der Monarchie zu bilden mit einer vollständig selbständigen Regierung. Es ist wohl überflüssig, auf jene Schwierigkeiten, ja vielleicht unüberwindlichen Streitigkeiten hinzuverweisen, die in dem Fall entstehen würden, wenn Cis- oder Transleithanien in dieser Provinz direkten Einfluß

und das Verfügungsrecht gewännen. Die Reibereien wären nur dadurch zu vermeiden, wenn Bosnien zur unmittelbaren Reichs-provinz erklärt würde. Als solche kann sie nur in den Wirkungskreis des gemeinsamen Gesamtministeriums (közös összmíniszterium) gehören.

Und beide Hälften der Monarchie können ihren Einfluß insofern geltend machen, als sie einen solchen im allgemeinen auf die Handlungen des gemeinsamen Ministeriums ausüben.

Dieser Zustand würde jedenfalls nur ein provisorischer sein, aber bei der Langwierigkeit des Überganges von der Barbarei zur Zivilisation müßte dieses Provisorium, Bosnien betreffend, vorläufig als Definitivum zu gelten haben, und zwar so sehr, daß es gegenwärtig nicht einmal nötig erschiene, die Aufmerksamkeit auch auf die eventuellen späteren Gestaltungen auszudehnen.

Soviel scheint festzustehen, daß Bosnien in dem Rahmen keines einzigen verfassungsmäßigen Systems der österreichisch-ungarischen Monarchie seinen Platz finden könnte. So wäre es zum Beispiel in dem jetzigen Entwicklungsstadium der dortigen Zustände sogar gefährlich, das Prinzip der Volksvertretung — gleichgültig in welcher Form — auch auf jene Provinz zu erstrecken.

Einzig innerhalb der Form einer strengen, aber unparteiisch geleiteten zentralistischen Verwaltung könnten sich die heute in Bosnien noch schlummernden natürlichen und moralischen Kräfte entsprechend entwickeln.

## II.

Was die äußere Form der Regierung betrifft, so müßte sie eher bürgerlich als militärisch sein. Die Inaugurierung einer Militärherrschaft in der neuen Provinz würde zweifellos sowohl in Cis- als in Transleithanien auf starken Widerstand stoßen, da sie den Gedanken an eine neu zu schaffende Militärgrenze wieder aufleben ließe. Aber es erscheint auch sonst als wünschenswert, daß Bosnien keine eigene militärische Organisation erhalte, sondern, daß es je eher der gemeinsamen kaiserlich königlichen Armee<sup>1)</sup> einverleibt werde. Ob daneben eine aus Eingeborenen bestehende Organisation für den Krieg oder lieber für die Verteidigung geschaffen werden solle (sei es nach dem Muster der österreichischen Landwehr oder der ungarischen Honvéd), die Erörterung dieser Frage fällt nicht mehr in den Rahmen des Memorandums.

---

<sup>1)</sup> Im Jahre 1877 war die gemeinsame Armee noch k. k.



### III.

Das gegenwärtig bestehende türkische Verwaltungssystem ist so ungenügend und so unbrauchbar, daß das sofortige Inslebentreten neuer Anordnungen und Institutionen ein Gebot der Notwendigkeit wäre. Nur müßte man in dieser Beziehung jedem theoretischen Doktrinarismus sorgsam aus dem Wege gehen. Anfangs muß man sich auf die allernotwendigsten Veränderungen beschränken, erst allmählich und immer mit Berücksichtigung der bestehenden Gewohnheiten und Gebräuche sind die Zustände auf dem Gebiete der Verwaltung, des Rechtes und der Finanzen umzugestalten. Demnach wäre es ein sehr verfehltes Vorgehen, wollte man ein in irgendeinem Teile der Monarchie zu Recht bestehendes und selbst ausgezeichnetes Gesetzbuch plötzlich, ohne jeden Übergang, auch in Bosnien einbürgern. Die traurigen Folgen eines solchen Vorgehens sind am ehesten in Serbien zu erkennen, wo man nach Verkündung des Ustav<sup>2)</sup> aus dem Jahre 1838 mit einem Male daran ging, österreichische, preußische und französische Gesetze ganz einfach zu übersetzen und zu verkünden, Gesetze, die auch bis zum heutigen Tage noch nicht in das Bewußtsein des Volkes eingedrungen sind, ja, die sogar mit schuld an der Unsicherheit der Rechtsverhältnisse sind.

### IV.

Eine der größten Schwierigkeiten, zugleich aber auch der größten Vorteile liegt in jenem Gegensatz, der zwischen dem Christentum und dem Islam besteht. Das mohammedanische Element (obzwar es sich durch Ursprung und Sprache von dem christlichen nicht unterscheidet) bildete bis jetzt die allein herrschende Klasse. Diese privilegierte Stellung wäre natürlich nicht aufrecht zu erhalten, ja, man müßte sogar sogleich nach der Annexion die Gleichberechtigung sämtlicher Bewohner Bosniens aussprechen. Nachdem jedoch das mohammedanische Element berufen zu sein scheint, als stärkster Damm gegen eventuell auftauchende panslawistische Gefahren zu dienen, stellt es sich als zweckmäßig heraus, diesem Element — weit entfernt, es verkümmern zu lassen — im Gegenteil sogar seine ferneren Existenzbedingungen und sein Dasein zu sichern. Dazu ist es nötig, daß der bis heute herrschende mohammedanische Glaube nach der Annexion nicht etwa auf die Stufe der geduldeten Konfessionen herabsinke, sondern, daß er zum mindesten gleiche Rechte genieße mit den christlichen Bekenntnissen. Das Vakuf oder die

---

<sup>2)</sup> Der Divan erließ 1838 ein organisches Statut, Ustav genannt, für Serbien.

mohammedanischen geistlichen Besitztümer (deren Einkommen bisher zur Erhaltung der Moscheen, zur Bezahlung der Chodscha [eine Art Lehrer in den Moscheen], für Schulen usw. verwendet wurde) müßte man im Besitze der Mohammedaner lassen und ihnen über dieselben freies Verfügungsrecht sichern.

Nächst den religiösen Verhältnissen verdienen keine geringere Aufmerksamkeit die Besitzverhältnisse. Gegenwärtig sind die Beys und Agas die einzigen Grundbesitzer; die Christen aber bebauen als deren Pächter die Erde, indem sie gleichzeitig sowohl dem Besitzer als auch dem Staate eine drückende Steuer zahlen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß sofort nach der Annexion das vollkommen freie Besitzrecht der Christen ausgesprochen und gleichzeitig dahin gewirkt werden müßte, daß diese außer dem Rechte dazu auch tatsächlich zu eigenem Grundbesitz gelangen. Es wäre den gegenwärtigen mohammedanischen Grundherren gegenüber nicht nur unberechtigt, aber auch nicht zweckmäßig, wenn einfach dekretiert würde: jeder christliche Pächter könne das durch ihn bearbeitete Feld in der Zukunft als sein Eigentum betrachten. Für jeden Fall wären die Grundherren zu entschädigen, wodurch die Christen zu eigenem Grundbesitz kämen, die Mohammedaner aber Großgrundbesitzer blieben. Die Schadloshaltung könnte entweder auf einmal durch die Monarchie geschehen in Form von Grundentlastungsobligationen; oder aber solchergestalt — und diese Art wäre vielleicht viel billiger und als den dortigen Verhältnissen entsprechender wohl auch zweckmäßiger —, daß die ehemaligen christlichen Pächter durch eine gewisse festgesetzte Zeit hindurch ohne Entlohnung eine fixierte Menge von Arbeiten zu leisten hätten, gleichsam als Ersatz für das erhaltene Stück Erde. Dieser Ablösungsmodus scheint schon deshalb zweckmäßig zu sein, weil die mohammedanischen Grundbesitzer, wenn ihre christlichen Pächter zu eigenem Grundbesitz gelangen, insbesondere anfangs keine Arbeiter bekommen und rasch in Elend verfallen würden, und zwar teils infolge der Animosität, die zwischen Mohammedanern und Christen besteht, teils wegen der schütterten Bevölkerung und ferner, weil die von den vielen Lasten befreite christliche Bevölkerung mit der Bebauung des eigenen erlangten Besitzes beschäftigt wäre.

## V.

Was nun die christlichen Bekenntnisse betrifft, so ist es natürlich, daß der Staat zwischen diesen wenigstens keinen in die Augen springenden Unterschied machen kann. Trotzdem scheint es ungemein wichtig zu sein, daß die Katholiken, allerdings ohne Aufsehen, aber doch in fühlbarer Weise bevorzugt werden. Unter den Katholiken

wird die panslawistische Propaganda nie Raum gewinnen, was leider nicht auch von den Griechisch-Nichtunierten gesagt werden kann. Diese zwar nicht amtliche, aber doch tatsächliche Bevorzugung der Katholiken hätte derart zu sein, daß es als ein Vorteil erscheinen müßte, zur katholischen Kirche zu gehören. Es ist wohl kaum wahrscheinlich, daß infolgedessen viele Griechisch-Nichtunierte übertreten würden; so viel scheint trotzdem zum mindesten sicher zu sein, daß die Mohammedaner, wenn sie, was früher oder später von selbst erfolgen wird, den Islam verlassen, den katholischen Glauben annehmen werden, wodurch in Bosnien der Katholizismus zu einem Übergewicht gelangen würde.

## VI.

Was oben betreffs der neu einzuführenden Rechts- und Verwaltungsinstitutionen gesagt wurde, gilt auch vom Steuersystem. Man kann dies nicht plötzlich derart umgestalten, daß es dem in den einzelnen Teilen der Monarchie herrschenden Systeme vollkommen entspreche. Die einzige Neuerung, die sofort ins Leben zu treten hätte, bestände darin, daß die bisherige, in Naturalien erstattete Steuer in Barzahlung umzuwandeln wäre, und daß die Steuerpflicht ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses auf alle Einwohner ausgedehnt werden müßte. Nach welchem Schlüssel die Zahlung der Steuer in Bargeld zu erfolgen hätte, das könnte freilich nur auf Grundlage der dort gesammelten Daten bestimmt werden. Andere finanzielle Reformen wären erst später, je nach Maßgabe der Entwicklung der gesamten Verhältnisse der Provinz, der Notwendigkeit und den lokalen Umständen entsprechend zu verwirklichen.

## VII.

Die sofortige volle Durchführung des Gleichheitsprinzips in der Gerichtspflege erscheint nicht zweckmäßig. Die Gegensätze zwischen dem mohammedanischen und christlichen Element sind so groß, daß infolgedessen endlose Reibereien und unbesiegbare Antipathien entstehen würden. Mit Bezug auf die zwischen Mohammedanern schwelenden Angelegenheiten müßte man, wenigstens provisorisch, die besondere Gerichtsbarkeit im Sinne des Korans bestehen lassen. Wenn dagegen Streitfragen zwischen Mohammedanern und Christen vorkommen, so müßten diese natürlich vor die ordentlichen Gerichtsorgane gelangen, ebenso auch die zwischen Christen obwaltenden Prozesse. Dieses zugunsten der Mohammedaner gewährte Zugeständnis würde von guter Wirkung sein und wahrscheinlich auch nicht lange in Anspruch genommen werden, nachdem der Moham-



medanismus durch die Macht der Zivilisation sehr bald in den Hintergrund gedrückt werden würde.

Betreffs der aufzustellenden Gerichtshöfe und des Gerichtsverfahrens kann im allgemeinen nur soviel bemerkt werden, daß, entsprechend den primitiven Verhältnissen, anstatt drei Instanzen nur zwei ins Leben zu rufen wären, und daß in den Bezirken neben ein bis zwei Obergerichtshöfen das gemischte System der aus Einzelrichtern und höchstens drei Beisitzern bestehenden Richterkollegien einzuführen wäre.

### VIII.

Nach mehreren Gesichtspunkten erscheint es wichtig, daß nicht nur anfangs, wegen Erleichterung der Durchführung der Annexion und ihrer Sicherung, sondern auch längere Zeit hindurch eine größere Anzahl gemeinsamer Truppenkörper dauernd in Bosnien untergebracht werden; nicht immer dieselben Truppen, was im Sinne des Wehrgesetzes undurchführbar wäre, aber doch wenigstens durch drei Jahre immer dieselben. Als nötig erweist sich diese Maßregel, ohne nur die Sicherheit der Provinz in Betracht zu ziehen, besonders aus zwei Gründen. Erstens wäre das Prinzip der allgemeinen Wehrpflicht leichter und erfolgreicher durchzuführen, wenn die bosnischen Truppen, in ihrer Heimat verbleibend, in die regulären Regimenter eingereiht würden, aber doch so, daß sie zusammen eine kompaktere Masse bilden, was dadurch zu erreichen ist, wenn größere Truppenkörper in Bosnien garnisonieren. Zweitens könnte durch aus den übrigen Teilen der Monarchie nach Bosnien versetzte Truppen einigermaßen auf die Kolonisation der Provinz gewirkt werden, wenn drei Jahre lang gediente Soldaten im Falle der Niederlassung neben vorteilhaften Bedingungen Land bekämen. Wenn sich auch nicht sofort viele zur Niederlassung entschließen, so wäre doch auf diese Weise irgendein Vorteil zu erreichen, sowohl mit Rücksicht auf die Vermehrung der Arbeitskräfte, als auch in der Hinsicht, daß das fremde Element inmitten der rein südslawischen Bosniaken anwachsen würde. Diesbezüglich hätte es natürlich als unabweisbare Bedingung zu gelten, daß die nach Bosnien zu sendenden k. k. gemeinsamen Truppenkörper ausschließlich aus Deutschen und Ungarn, aber in keinem Falle aus Slawen bestehen dürfen.

\* \* \*

Nach Vorausschickung dieser Gesichtspunkte wäre noch kurz zu erwähnen, wie die Regierung der Provinz einzurichten wäre.

An der Spitze derselben steht ein durch Seine Majestät ernannter Gouverneur oder Statthalter, der dem gemeinsamen Ministerium

untergeben ist, von dem er seine Weisungen erhält und an das er Berichte erstattet. Die von ihm (Gouverneur) zu bewerkstellenden Reformen, Änderungen und neuen Institutionen bedürfen der Sanktion des gemeinsamen Ministeriums. Innerhalb dieser Schranken muß jedoch der Gouverneur oder Statthalter einen ausgebreiteten Wirkungskreis besitzen.

Neben ihm gibt es vier Räte, die das gemeinsame Ministerium ernannt. Diese leiten die in Sektionen eingeteilte Regierung der Provinz. Diese vier Sektionen sind: 1. Innere Angelegenheiten d. h. Administration und Polizei; 2. Justizsektion, die die Oberaufsicht über die Gerichtspflege, die Gerichtshöfe und die Richter hat, 3. die Sektion der kirchlichen und Schulangelegenheiten, zu der ohne Religionsunterschied alle dergleichen Angelegenheiten gehören; 4. die Sektion der materiellen Sachen, die sich mit den Steuer-, Verkehrs- und Finanzangelegenheiten zu befassen hätte. Vom Wirkungskreis, der Kategorie und der Zahl der niedereren Administrativ-, Gerichts- und Finanzbeamten kann hier kaum eingehender gesprochen werden, da diese Dinge gemäß den lokalen Verhältnissen zu ordnen sind. Diese niederen Beamten müßte auf Grundlage des Vortrages des Gouverneurs gleichfalls das gemeinsame Ministerium ernennen, oder aber der Gouverneur selbst, nach Anhörung seiner Räte. In jedem Falle aber hätten sie Staatsbeamte und pensionsfähig zu sein.

Der im Range hochstehende General, der als Militärkommandierender der Provinz fungieren würde, hätte natürlich, unter der Leitung des gemeinsamen Kriegsministeriums, vollkommen unabhängig vom Gouverneur, die militärischen Angelegenheiten zu erledigen; er dürfte sich nicht in die Administration einmischen; im allgemeinen wären der Gouverneur und der Militärkommandierende verpflichtet, sich in allem gegenseitig zu unterstützen.

Die Steuern ergeben gegenwärtig in Bosnien eine Summe von 4 Millionen Gulden, ohne Hinzurechnung des allerdings geringen Einkommens aus den Zöllen, das nach der Annexion ohnehin aufhören würde, indem dann ja die Zollschranken fallen müßten. Diese 4 Millionen bilden unter den gegenwärtigen Verhältnissen eine übermäßige Last. Sicher ist jedoch, daß, selbst wenn diese Summe herabgemindert würde, die durch die Provinz zu leistende Steuerzahlung noch immerhin genügend wäre zur Deckung der Ausgaben für die anfangs sehr einfach einzurichtende Regierung. Infolge der Schaffung zivilisierter Verhältnisse wird indessen sehr bald die Zahlungsfähigkeit der Provinz wachsen, so daß bei einer richtigen Verwaltung

sich schon nach einigen Jahren ein gewisses Plus zur Deckung der nötigen Investitionen ergeben wird.

Im allgemeinen wäre mit den umfassenderen Investitionen (Wege, Eisenbahnen, Bergwerke) nicht zu eilen, die, ohne einen entsprechenden Ertrag, der Monarchie eine übermäßige Last aufbürden würden. Dagegen sollte der Eintritt der natürlichen Entwicklung abgewartet, mit deren Hilfe, und sie langsam fördernd, Bosnien in den Rahmen der vollen Zivilisation einbezogen werden.

### Aus den Denkwürdigkeiten der Helene Kottannerin, 1439—1440.

Von Alice Wengraf (Wien).

Unter dem Luxemburger Siegmund waren Böhmen und Ungarn zum ersten Male mit Deutschland durch die Person eines gemeinsamen Herrschers geeint. Dies schuf lebhaft politische und kulturelle Wechselbeziehungen zwischen den Ländern deutscher und nichtdeutscher Zunge. Des Kaisers Hofstaat setzte sich aus Elementen zusammen, die aus allen Teilen seines Reiches stammten. Trotzdem war seine Hofhaltung ganz deutsch, ebenso die seiner Tochter Elisabeth, die, für die Regentschaft in Ungarn erzogen, der Landessprache zwar vollkommen mächtig war, sich aber mit Deutschen umgab. So erwuchs im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts manches bedeutungsvolle Geistesprodukt auf fremdem Boden, das doch ganz und gar der deutschen Literatur angehört.

Ein solches literarisches Erzeugnis von besonderer Wichtigkeit sind die «Denkwürdigkeiten der Helene Kottannerin», die um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts entstanden. Der Schauplatz der Erzählung ist Ungarn, wohin die deutsche Verfasserin ihr Beruf als Hofbedienstete führte. In ihrer Eigenschaft als Kammerfrau und Vertraute der Königin Elisabeth ist sie Zeugin weltbewegender Ereignisse. Ihre Aufzeichnungen erlangten großen historischen Wert, da sie wichtige politische Begebenheiten wahrheitsgetreu schildern. Drei Momente spielen darin die Hauptrolle: die Geburt des Ladislaus Posthumus, der Raub der heiligen Stephanskrone und die Krönung des Neugeborenen mit der erbeuteten Krone.

Elisabeths Vater Siegmund hatte die ungarische Krone durch die Heirat mit Maria, der Tochter Ludwigs des Großen errungen. Nach dem frühen Tode seiner kinderlosen Gattin in zweiter Ehe mit Barbara von Cilly vermählt, vermochte er es nicht ohne Kämpfe, seiner in dieser zweiten Ehe geborenen Tochter Elisabeth durch die Stände Ungarns das Erbfolgerecht zu sichern. So ging, da Siegmund keine männlichen Erben hatte, die Krone des heiligen Stephan zum dritten Male innerhalb von hundert Jahren an ein landfremdes Herrschergeschlecht, an die Habsburger über. 1422 wurde Elisabeth mit Herzog Albrecht V. von Österreich vermählt. Im Jahre 1438 wurde Albrecht auch zum König von Böhmen und zum deutschen König gewählt. Bald darauf mußte er, um die Türken abzuwehren, an die untere Donau hinabziehen. Dort holte er sich den Keim zu einer tödlichen Krankheit und wurde in sterbendem Zustand nach Oberungarn gebracht. Seine Reiche ließ er, von äußeren Feinden bedrängt und von inneren Wirren



zerrüttet, zurück. Elisabeth befand sich bei seinem Tode in harter Bedrängnis in Ungarn.

Die Denkwürdigkeiten der Kottanner, die leider nur in einer einzigen, stark beschädigten und unvollständigen Handschrift<sup>1)</sup> erhalten sind, setzen mit dem Tode Albrechts ein. Das Bruchstück schildert die Ereignisse der Jahre 1439 und 1440, und erzählt folgendes: Nach dem Hinscheiden König Albrechts erhebt der ungarische Adel die Forderung, angesichts der drohenden Türkengefahr dem Lande einen neuen König zu geben, der es zu verteidigen imstande wäre. Die Edlen bestürmen Elisabeth, die sich nach der Plintenburg (der Festung Visegrad an der Donau zwischen Gran und Pest) begeben hat, dem König Wladislaw von Polen ihre Hand zu reichen. Elisabeth aber sinnt nur darauf, den Erben Albrechts den Thron von Ungarn zu erhalten. Ihre ganze Hoffnung setzt sie, die sich aufs neue Mutter fühlt, nunmehr in die Geburt eines Sohnes. Sie zieht mit ihrem Hofgesinde nach Komorn und betraut Helene, ihre Kammerfrau, mit der schwierigen und gefährvollen Mission, unterdessen aus der sorgfältig bewachten Plintenburg heimlich die heilige Stephanskronen herbeizuschaffen, um, falls sie einem Sohne das Leben geben sollte, ihn sofort zum König von Ungarn krönen lassen zu können. Die Kottanner vollführt mit Hilfe eines getreuen Ungarn das kühne Wagnis und bringt die geraubte Krone in einem Kissen verborgen, unter vielen Fährlichkeiten auf einem Schlitten nach Komorn. Zu derselben Stunde, wo sie dort eintrifft, wird auch die Königin schon von der Geburt überrascht. Zwölf Wochen darauf läßt Elisabeth den nachgeborenen Sohn Albrechts als Ladislaus V. von dem Erzbischof von Gran zu Stuhlweißenburg unter dem Beistande Ulrichs von Cilly, vieler adeligen Herren und ungarischen Bürger zum Könige krönen. Alle Bedingungen, die die Ungarn an eine rechtmäßige Krönung knüpfen, sind erfüllt: daß der Erzbischof von Gran die Krönung vornehme, daß sie zu Stuhlweißenburg geschehe und daß sie mit der Reichskrone des heiligen Stephan vorgenommen werde. Nach der Krönung zieht die Witwe mit ihrer Familie nach Raab. Dort wird beschlossen, den kleinen König unter dem Schutze Ulrich Eizingers nach Ödenburg zu senden. Die Kottanner begleitet ihn und trennt sich schweren Herzens von der Königin und ihrer eigenen Familie. Bei ihrem Eintreffen in Ödenburg erfahren die Begleiter des Ladislaus, daß der König von Polen den Grafen von Cilly gefangen genommen habe, um mit dessen Hilfe seine Krönung zum König von Ungarn vornehmen zu lassen. Der Graf glaubte die Reichskrone noch in der Plintenburg verwahrt, da die Schlösser und Siegel, die das Heiligtum verschlossen, scheinbar unversehrt waren. Mit dieser letzten Bemerkung bricht der Bericht der Kottanner mitten im Satze ab.

Es ist nicht anzunehmen, daß die Verfasserin, die den kurzen Zeitraum zwischen dem Tode Albrechts und der Krönung Ladislaus mit so prachtvoller Anschaulichkeit beschreibt, sich mit dieser geringen Probe ihres starken Talents freiwillig begnügt hätte. Ihre weitere Geschichte verliert sich jedoch im Dunkeln, und es ist unbekannt, ob gewaltsame Ereignisse den Faden der Erzählung vorzeitig abrisen oder ob die Aufzeichnungen der Kottanner zu dem von ihr geplanten Abschluß gelangten. Die vor-

---

<sup>1)</sup> Im Besitze der k. k. Hofbibliothek zu Wien. Handschriftensammlung Kodex Nr. 2090.

handene Niederschrift ist, ob sie nun das Originalmanuskript oder nur eine Abschrift sei, auf keinen Fall beendet. Denn der Eigennamen der Verfasserin, der sehr häufig im Laufe der Erzählung erscheint, sollte dem Anschein nach auch hier, wie es in der vorguttenbergischen Zeit der Brauch war, nach allen Regeln der Schreibkunst durch besondere Schrift kenntlich gemacht werden. Doch der Platz, wo der volle Name der Kottanner ein Recht hatte, nach altem Herkommen in markanten Lettern zu prangen, ist leer. Und nur im Anfang der Erzählung hat eine wenig schriftgewandte, ungefüge Hand den Namen Helene und Lina Quottannirin<sup>2)</sup> zu ewigem Gedächtnis in den Kodex eingezeichnet. Gerade der Drang aber, daß ihr Name auf die Nachwelt komme, beseelte die Verfasserin offenkundig. Dies dokumentiert sich nicht nur in der häufigen Nennung ihres eigenen Namens, denn diese Eigentümlichkeit findet sich auch bei anderen alten Chronisten und besonders stark bei ihrem Zeitgenossen Eberhard Windecke. Aber er äußert sich vor allem in dem ganzen Charakter des Schriftstückes und in seiner für Deutschland bis dahin unbekannten und vereinzelt dastehenden, exceptionellen Memoirenform. Denn die Verfasserin selbst steht als Hauptperson im Mittelpunkt der Ereignisse. In erster Linie dürften ihre Aufzeichnungen als Denkschrift für König Ladislaus bestimmt gewesen sein. Durch den frühen Tod der Elisabeth konnte der Sohn aus dem Munde der Mutter nicht mehr erfahren, welche wichtigen Dienste die treue Dienerin ihrer Gebieterin in schweren Stunden geleistet hatte. Da aber die Dienerin die Überlebende war und sonst niemand darüber richtig Bescheid wußte, mußte diese den Wunsch haben, den König über die Ereignisse bei seiner Geburt in geeigneter Weise zu unterrichten. Diese Absicht geht besonders deutlich aus zwei Stellen der Schrift hervor. Die erste ist die, wo die Kottanner, als ihr Helfer die erbeutete Krone aus dem unter der Kapelle der heiligen Elisabeth befindlichen Gewölbe heraufträgt, am Altare ein Meßgewand und ein Altartuch gelobt, und hinzufügt: «Das soll mein gnädiger Herr, König Laßla, bezahlen!» Die zweite diejenige, wo Elisabeth nach der Krönung allein an der Wiege ihres Sohnes im Gemach weilt und Helene vor sie tritt: «Da kniete ich nieder vor der edlen Königin und mahnte Ihro Gnaden an die Dienste, die ich Ihro Gnaden und auch dem edlen König und auch anderen Kindern Ihrer Gnaden, dem edlen Fürstengeschlechte geleistet hatte. Da bot mir die edle Königin ihre Hand und sprach: ‚Stehet auf. Ist es, daß Gott gibt, daß die Sache gut wird und vorwärts geht, so will ich Euch und all Euer Geschlecht erheben. Das habt ihr wohl verdient und habt so an mir und meinen Kindern gehandelt, wie ich selber nicht hätte tun mögen noch können.‘ Da neigte ich mich demütiglich nieder und dankte Ihrer Gnaden des guten Trostes.» Es klingt dies wie eine Mahnung an Ladislaus, Versprechungen einzulösen, die seine Mutter gab. Zudem scheint es mehr als wahrscheinlich, daß Ladislaus' Vormund Friedrich III. den Knaben bald von der treuesten Anhängerin des albertinischen Hauses trennte und die

<sup>2)</sup> Der Mädchenname der Helene Kottanner ist unbekannt. Trotzdem der Name ihres Mannes nach Deutschland weist, ist die Annahme nicht ganz von der Hand zu weisen, daß sie selbst eine gebürtige Österreicherin gewesen sei, zumindest gibt ihre Ortskenntnis von Wien (Endlicher S. 23) und das Gelöbnis einer Wallfahrt nach Mariazell Anhaltspunkte für diese Annahme.

Kottanner daher den schriftlichen Weg benutzen mußte, um Ladislaus von den Ereignissen während der Regierungszeit seiner Mutter in Kenntnis zu setzen. Der genaue Zeitpunkt, wann sie ihre Aufzeichnungen machte, ist aus der Denkschrift nicht klar ersichtlich. Sicher ist nur, daß sie erst nach dem Tode Elisabeths, also nach 1442 entstanden ist<sup>3)</sup>. Sie blieb wahrscheinlich damals ein geheimes Familiendokument, das keinerlei Verbreitung fand. Erst im Jahre 1846 wurde sie von Stephan Endlicher getreu nach dem Wortlaut im Drucke veröffentlicht. Seither hat auch Gustav Freytag die Aufzeichnungen der Kottanner nach dem Endlicherschen Texte in ziemlich veränderter und verkürzter Gestalt in seine «Bilder aus der deutschen Vergangenheit» aufgenommen.

Der Inhalt selbst ist als authentisch in die Geschichte übergegangen, seine vollkommene Glaubwürdigkeit als Quelle wird von den Historikern jedoch verschieden beurteilt<sup>4)</sup>. Daß Ladislaus tatsächlich mit der ungarischen Reichskrone gekrönt wurde, darf wohl nicht bezweifelt werden. Denn der Polenkönig, der kurz nach der Krönung Ladislaus' nach Stuhlweißenburg kam, um sich seinerseits des Thrones von Ungarn zu bemächtigen, mußte sich mit der Totenkrone des heiligen Stephan begnügen, die man dem Grabe entnahm. Die Kottanner aber, die in allen Dingen so gut Bescheid wußte, von allen politischen Vorgängen genau Kenntnis hatte und schon lange in Ungarn weilte, konnte sich gerade in einer solchen wichtigen Angelegenheit, wie es die Beschaffung der Reichskrone war, nicht täuschen. Hätte es sich um irgend eine Hauskrone gehandelt, dann wäre Elisabeth auf jeden Fall die rechtmäßige Besitzerin gewesen. Das Privateigentum der Königin hätten ihre Feinde aber nicht so sorgfältig bewacht, wie es mit der Krone in der Plintenburg der Fall war. Die Kottanner ist sich auch wohl bewußt, aus Liebe und Aufopferung für die Königin eine unrechte Handlung zu begehen, und sie sucht dieselbe durch Gebete und Gelöbnisse zu sühnen. Es klingt auch nicht unwahrscheinlich, daß die Krone gerade in der festen Plintenburg in Verwahrung war, weil auch Siegmund, der vierzig Jahre lang über Ungarn herrschte, kostbare Heiligtümer dort unter Verschuß zu halten pflegte, wie sein Biograph Eberhard Windecke erzählt. Und der Vorgang der Besichtigung der Krone durch die ungarischen Magnaten, wie die Kottanner sie beschreibt, findet sein genaues Analogon in dem Vorgang bei der Krönung Siegmunds mit der Wenzelskrone, die Kaspar Schlick aus Ungarn nach Böhmen holt und

<sup>3)</sup> Dem Historiker Ottokar Lorenz ist in seinem Werke «Geschichtsquellen im Mittelalter» (Bd. I, S. 187) diesbezüglich ein Irrtum unterlaufen. Er sagt nämlich: «Daß aber sowohl Ladislaus als auch die Königin Elisabeth zur Zeit der Abfassung noch am Leben waren, dürfte unschwer zu erkennen sein, weniger sicher ist dies vielleicht von König Wladislaus von Polen.» Dem ist aber entgegenzuhalten, daß die Kottanner ausdrücklich sagt: «Die Wunder und Zeichen der Hilfe Gottes, die sich da begeben hatten, die wußte Ihro Gn. (die Königin) nicht und ist auch so gestorben, daß sie des nie inne worden ist.» Elisabeth starb am 19. Dezember 1442, Wladislaw von Polen fiel erst 1444 in der Schlacht bei Warna.

<sup>4)</sup> Lorenz bezweifelt es, daß die Kottanner die echte Stephanskronen entwendet habe. (Geschichtsquellen im Mittelalter.) E. Birk hält die Krone für echt, die an Ulrich Eizinger urkundlich verpfändete Krone für die Krone der Elisabeth, die eine genaue Nachbildung der Stephanskronen war. (Quellen u. Forsch. zur vaterl. Geschichte, S. 209.)



die die böhmischen Stände im Beisein Siegmunds zu Iglau eingehend besichtigen<sup>5)</sup>).

Wenn die Echtheit der von der Kottanner geraubten Krone bezweifelt wird, wird damit die ganze Erzählung hinfällig.

Wenn sich also auch keine vollgültigen Beweise für die von der Kottanner gemachten Angaben erbringen lassen, so sprechen doch mehr Gründe für als gegen die Authentizität derselben. Vollkommen unwiderleglich ist jedoch der große literarische Wert der Denkwürdigkeiten.

Manche Redewendungen, manche Eigentümlichkeit in Stil und Ausdrucksweise, wie die Anreden an die Leser «Nun merket aber», «Das sollt Ihr wissen», «Wie Ihr hören werdet», die die Verfasserin mit anderen Chronisten gemein hat, beweisen ihre geschichtlichen Kenntnisse. Vergleicht man sie aber beispielsweise mit ihrem Zeitgenossen Eberhard Windecke<sup>6)</sup>, so muß man ihr unbedingt den Vorzug geben. Um wie viel straffer ist die Form ihrer Erzählung, um wie viel besser ihre Beobachtungsgabe, ihre Kunst der Schilderung und um wie viel gewandter und ausdrucksvoller ihre Sprache! Obwohl Eberhard oft sehr persönlich wird und viele Angaben über seinen eigenen Lebenslauf in den Fluß der Erzählung einstreut, ist seine Person doch nicht organisch mit dem Leben Siegmunds verbunden. Sein in unzählige Kapitel zerhackter Stoff ist nicht genau chronologisch geordnet, er weiß nicht anschaulich zu schildern und begnügt sich mit der trockenen Aneinanderreihung räumlich und zeitlich auseinanderfallender Tatsachen. Wie reizvoll sind dagegen Helene Kottanners Schilderungen in ihrer kernigen Sprache, und was erfährt man nicht alles aus ihnen! Ohne sich jemals in uninteressante Details zu verlieren, liefert sie höchst wertvolle Schilderungen, die die Sitten und das Leben am Hofe und die Zustände im Lande beleuchten. Schon aus dem Bruchstücke ihrer Denkwürdigkeiten läßt sich ein klares Bild gewinnen von der prekären Lage, in der sich die Königin befand, von den Parteispaltungen, die das Land erregten, von der schlechten Beschaffenheit der Landstraßen, der Raublust und Unsicherheit im Lande und von der Wichtigkeit, die prächtigen Aufzügen und prunkvollen Staatsgewändern beigemessen wurde.

Hätte die Denkschrift der Kottanner in vielen Abschriften Verbreitung gefunden und wäre zu ihrer Zeit Gemeingut geworden, so hätte sie in Deutschland bahnbrechende Kraft haben müssen. Denn in der deutschen Literatur war die Memoirenform, in der sie schrieb, etwas ganz Neues. Zwar blühten in den Städten die Familienchroniken und Selbstbiographien. Aber das Memoirenschreiben faßte erst viele Jahrhunderte später in Deutschland festen Fuß, als diese Gattung in Frankreich schon längst in höchster Blüte stand und die Schriftsteller es meisterhaft verstanden, die Geschichte ihrer eigenen Person harmonisch mit den politischen Ereignissen zu verflechten und dabei kulturhistorische Gemälde von großer Farbenpracht zu entrollen.

Die schlichte, durch und durch deutsche, urwüchsige Helene aber ist eine bescheidene Vorläuferin jener pompösen, historischen Kammerfrauen, die nachmals in dem Geburtslande höfischer Sitte durch ihre literarischen Be-

<sup>5)</sup> Siehe Palacky, Geschichte der Böhmen nach Urkunden und Schriften, Bd. III.

<sup>6)</sup> Leben König Siegmunds. Herausgeg. von Hagen. 1886.

kenntnisse berühmt wurden: jener Mme. de Motteville, die in dem weiblichen Federkriege der Fronde eine so hervorragende und ehrenvolle Rolle spielte, jener Mme. de Hausset, deren Memoiren sich größerer Glaubwürdigkeit erfreuten, als die ihrer Herrin, der Talmikönigin Pompadour, bis herauf zu jenem bis in den Tod getreuen Fräulein d'Avrillon, die die verstoßene Josephine ins Exil begleitete.

Helene Kottanner vertritt durch ihre literarische Betätigung offiziell eine Gruppe von Frauen, die sich in dem Berufe der Hofbediensteten zusammenfanden. Die Konsolidierung der großen europäischen Herrscherhäuser und ihre innigen verwandtschaftlichen und politischen Beziehungen zueinander schufen ein internationales Hofzeremoniell, das ein großes Heer männlicher und weiblicher Dienerschaft erforderte. Der größere oder geringere Aufwand an den einzelnen Königshöfen hing von dem Reichtum und der Prachtliebe des jeweiligen Oberhauptes ab. Auf jeden Fall aber wurde durch diesen Hofdienst in jedem Lande eine ganze Anzahl von Frauen, die der städtischen Bevölkerung oder dem unfreien Ritterstande angehörte und niedrig geboren war, aus der engen Begrenztheit von Haus und Hof herausgehoben. Ihre Stellung am Fürstenhofe gab ihnen Vorrechte und ein Übergewicht über die Frauen des Standes, aus dem sie hervorgegangen waren, wenn sie auch häufig noch strengerem Zwange unterworfen und unfreier waren, als die reichen Bürgersfrauen in den rasch emporgeblühten Städten. Und die von Intriguen geschwängerte Luft, in der sie sich bewegten, das unmittelbare Miterleben weltbewegender Ereignisse, ihre widerrechtliche oder unfreiwillige Mitwirkung, ihr unmittelbarer Anteil an politischen Geschehnissen gab ihnen ein ungeheueres Selbstbewußtsein und die Überzeugung von der Wichtigkeit ihres Amtes und ihrer Person. In diesem buntgemischten Regiment des Hofgesindes war die Kammerfrau die wichtigste und einflußreichste Persönlichkeit der königlichen Frauengemeinchen. Sie kam in häufigster Berührung mit der Gebieterin, war ihre Bevollmächtigte und ihre Vertraute, und manche verwickelten Fäden heimlicher Veranstaltungen liefen durch ihre geschickten Hände. An den großen Höfen Europas bekleideten meistens Edelfrauen aus altadeligen Geschlechtern dieses verantwortungsvolle Amt, des öfteren schwangen sich aber auch nichtadelig geborene Frauen zu dieser leitenden Stellung empor.

Am Hofe der Elisabeth von Ungarn behauptete Helene Kottanner eine solche einflußreiche Stellung. In der demütigen Haltung einer einfachen Dienerin ist sie Hüterin und Erzieherin der Königskinder, die Beraterin in Stunden der Not, die Trösterin im Schmerze und die mutig Handelnde, wo es gilt, den Moment zu nützen und wichtige Dinge von weiter, politischer Tragweite zu vollbringen. Sie ist von aufrichtiger, heiliger Scheu erfüllt vor dem Gottesgnadentum der kleinen Majestät, die sie in den Armen trägt. Und vor der Hoheit ihrer Gebieterin neigt sie sich in stummem, unbedingtem Gehorsam, der auch dann Gefolgschaft leistet, wenn das Schwerste und Äußerste an Selbstverleugnung von ihr verlangt wird. Nur dann, wenn diese geistesgegenwärtige, umsichtige, kluge und tapfere Frau Gefahr für ihre Herrin wittert, verweigert sie den Gehorsam. Helene erzählt in ihrer drastischen Art, wie Elisabeth einstmals der Mut verließ und sie den Kronenraub wieder ungeschehen machen wollte. Die Königin verlangte deshalb von ihrer Dienerin, daß sie die Krone wieder heimlich in die Plintenburg zurückbringe. «Meine gn. Frau hatte nun Sorge, ihr Vetter

Laßlaban (Ladislaus von Gara, der der ungarischen Nationalpartei angehörte) würde ihr ungünstig werden, weil sie die heilige Krone hatte und nahm mich heimlich beiseite und sprach zu mir also: «Liebe Kottannerin, wie wollt Ihr mir raten? Herr Laßlaban hat eingewilligt, er wolle mir die Krone geben, wie täte ich nun, daß sie wieder in der Plintenburg wäre?» Da ich das hörte, da erschrak ich so sehr, daß ich es in allen meinen Gliedern empfand, wie sehr der Mut der weisen Frau sich also verkehrt hatte und gedachte mir wohl, daß es der Teufel wäre, mochte nicht länger warten und gab ihr eine zornige Antwort und sprach also: ‚Frau, davon laßt ab. Das tu ich nicht und wage mein Leben solchermaßen nicht mehr und rate auch nicht dazu, es zu tun. Wiedergeben könnt Ihr immer noch; der jetzund Euer Freund ist, der möchte darnach Euer Feind werden.‘ Da das die edle Königin hörte, daß ich ihr aus Zorn also gröblich geantwortet hatte, da schwieg sie still und sprach weder ja noch nein und ging ohne Antwort von mir und redete auch fürbaß nicht mehr von dieser Sache. Und wäre die Krone so lange auf der Plintenburg gewesen, so wäre sie sicher in die Hand des Polen gekommen, als wie Ihr hernach wohl hören werdet.» So ist Helene bei aller Devotion dennoch frei von niedrigem Servilismus. Ebenso weit entfernt ist sie auch von indiskreter Geschwätzigkeit. Kein Wort weiblicher Klatschsucht verunziert ihren rein sachlichen Bericht. Ja, es ist geradezu erstaunlich, wie unpersönlich sich die Verfasserin verhält. Sie tritt handelnd auf und steht immer im Vordergrund der Erzählung, aber sie betrachtet sich nur als Werkzeug, nicht als Individuum. Von ihren eigenen Schicksalen, ihrem Geburtslande und ihrem Lebenslauf erfahren wir gar nichts. Nur zweimal erwähnt sie flüchtig ihren Mann und ihre Kinder, ohne jedoch irgend welche näheren Charakteristiken hinzuzufügen. Und dieselbe Zurückhaltung bewahrt sie gegenüber der Person der Elisabeth. Die Königin erscheint im Rahmen ihres Berichtes als kluge, weltgewandte Regentin und aufopfernde Mutter, über Charakter, Aussehen und Lebensgewohnheiten derselben bleibt der Leser jedoch völlig im Unklaren.

Der berühmteste Historiker des fünfzehnten Jahrhunderts, der Schöngeist Aeneas Silvius, befließt sich durchaus nicht einer gleichen Sachlichkeit. Er liebt es, das Aussehen und den Charakter der Personen zu schildern, von denen er berichtet. Er lobt und tadelt und läßt sich aus parteipolitischen, oft bloß ästhetischen Gründen zu Enunziationen verleiten, die den Tatsachen widersprechen. Und seine Leser traktiert er jederzeit gerne mit pikanten Histörchen, eines Boccaccio würdig. Man möchte sie diesem angeblichen Frauenkenner gerne aufs Wort glauben, wenn ihre auffallende Konformität nicht Mißtrauen erweckte. Seine Frauen sind alle nach einer Schablone geschnitten, bei der ihre Tugend in jedem Falle schlecht wegkommt. Besonders schlecht ist er auf Barbara, die Mutter der Königin Elisabeth, zu sprechen, was natürlich erscheint, da er seine Personen sorgfältig in ein freundliches und feindliches Lager teilt<sup>7)</sup>. Elisabeth, die Gegnerin Friedrichs III., nennt er herrschsüchtig und behauptet, sie habe Albrecht vollständig unterjocht und willenlos gemacht, läßt aber ihrem Intellekt so weit Gerechtigkeit widerfahren, daß er sie ein kluges Weib

<sup>7)</sup> Als Sekretär und Parteimann Friedrichs III. verunglimpfte er manchen Gegner des Kaisers in dessen Biographie.



nennt, die einen männlichen Geist im weiblichen Leibe habe. Dieses Bild wendet er des öfteren auch auf andere Frauen an. Auch nach dem Zeugnis anderer Zeitgenossen waren Barbara und Elisabeth ungewöhnlich kluge, unterrichtete Frauen, und diesem Milieu geistiger Regsamkeit, in dem sich die nicht minder kluge Kottanner bewegte, dürfte letztere auch ihren Drang zu literarischer Betätigung verdanken. Derselbe Kreis löste noch ein anderes deutsches, literarisches Dokument aus: die Selbstbiographie des Ritters Ulrich von Lapiz<sup>8)</sup>, der sich in dem Gefolge des Grafen von Cilly befand und der nach dessen Ermordung Ladislaus Posthumus diente. Er schrieb seine Lebensgeschichte zur Belehrung für seine Kinder nieder. Auch er berichtet von einer Krönung, da er die Romfahrt Kaiser Friedrichs mitmachte. Der große Unterschied zwischen der männlichen und der weiblichen Berufssphäre offenbart sich in diesen beiden gleichzeitigen Chroniken. Ulrich erzählt von Turnieren, Jagden und Federspielen, von Schlachten und Wanderzügen, Helene von den Freuden und Nöten der Wochenstube, und ihre Domäne bleibt doch immer, wenn sie auch zu Pferde zu sitzen vermag und wie ein tapferer Rittersmann Gefahren trotzen kann, das Frauengemach, wo sie mit Nadel und Schere hantiert. Und ihr weicheres Frauengemüt zeigt sich bei mehr als einer Gelegenheit, wenn ihr Herz in Mitleid für arme, ausgeplünderte Bauern schlägt und sie das Handwerk der Raubritter schilt.

So läßt sich denn aus dem Torso der Denkwürdigkeiten dieser hervorragenden Frau eine ganze Fülle interessanter kulturhistorischer und psychologischer Details auslösen. Diese Schriftstellerin repräsentiert fernab von der Heimat in einem Lande, das noch ohne jedwede Eigenkultur ist, das Element der gebildeten deutschen Frau, wie es sich das ganze Mittelalter hindurch erst nur in der Einsamkeit des Klosters, später in der abgeschiedenen Ritterburg vorgefunden hatte. In Helene Kottanner aber steht der geschichtsschreibenden Nonne zum ersten Male eine weltliche deutsche Chronistin als neuer Frauentypus gegenüber, dem kaum hundert Jahre später, im Reformationszeitalter, ein zweiter, die streitbare Patriotin, folgte.

---

## Die Erzählung *Turkish Spy* (1687—93) über Ungarn.

Von Prof. Alex. Fest.

Der Roman *Turkish Spy* gehört nach D'Israeli (*Curiosities of Lit.*, London 1807. Vol. II. 134—137) zu denjenigen, welche «uns in unserer Jugend entzückten, an die man auch später gerne zurückdenkt.» Die lebhafteste Schilderung politischer Ereignisse, eigenartig, aber immer spannend miteinander verwoben, die neue Form der Komposition und schließlich die Ungewißheit über den Verfasser dieser Briefe gab oft zu verschiedenen Forschungen Anregung. Die letzte Frage wurde besonders viel erörtert; heute jedoch ist sie als halb und halb gelöst zu betrachten.

Die Angabe von Mrs. Manley (1672?—1729), der erste von den acht Bänden sei von ihrem Vater geschrieben worden, ergab sich demnach als falsch. Ebensowenig konnte Bradshaw oder Sault der Verfasser gewesen

---

<sup>8)</sup> *Collectanea geneal. histor. ex arch. inc. Austriae*, Vienna 1705.

sein (vgl. John Nichols: *Literary Anecdotes of the 18<sup>th</sup> century*. London 1812; Duntton: *Life and Errors*). Am glaubwürdigsten ist, daß der Italiener Giov. Paolo Marana wenigstens teilweise der Verfasser sei (s. D'Israeli's angeführte «*Curiosities*» und außerdem *Dict. of Nat. Biogr.*). Die Richtigkeit von Charpentiers Angaben kann nicht angezweifelt werden.

Der erste Band des englischen Romans (*The eight volumes of Letters writ by a Turkish Spy, who liv'd five and forty years undiscover'd at Paris, giving an Impartial account to the Divan at Constantinople of the most remarkable Transactions of Europe: And discovering several Intrigues and Secrets of the Christian Courts, especially of that of France, continued from the Year 1637 to the Year 1682.* — London 1687—93) ist also der gekürzte Inhalt jener vier Bände, welche von Marana in französischer Sprache abgefaßt wurden (die ersten drei 1684, 1685, 1686). Wer die übrigen sieben Bände geschrieben hat, warum sie in englischer Sprache erschienen, ist noch nicht zur Genüge nachgewiesen. Die Mutmaßungen, Marana sei der Verfasser auch der letzten sieben Bände, er habe sie in englischer Sprache herausgegeben, weil ihm in Frankreich Hindernisse widerfahren seien, bedürfen noch der Bestätigung.

Der Inhalt zeugt für eine «lebhaft Phantasie und für ein wunderbares Gedächtnis». (D'Israeli.) Freilich wird viel berührt, ohne daß sich der Verfasser irgendwo vertiefen würde, wie dies die Kritik schon wiederholt hervorhob.

Ungarns politische Verhältnisse werden oft erwähnt, ungarische historische Namen knüpfen sich an die europäischen politischen Ereignisse. Der Geschichtsforscher findet freilich vieles in ganz eigenartiger Beleuchtung und manches historisch Unrichtige, da es dem türkischen Spion ja darum zu tun war, die geheimen Beziehungen der europäischen Höfe zu erfahren. Ohne diese Geheimnistuerei hätte die Erzählung viel von ihrer Anziehungskraft eingebüßt. Dadurch reizte gerade der Inhalt und das Lesepublikum konnte von der interessanten Lektüre nicht genug bekommen. Wie sehr mysteriöse Erzählungen politischer Verbindungen und Beziehungen dem damaligen Geschmack entsprochen haben, ist genügend bekannt (s. Mrs. Manley's Werke, Addison's bekannte Kritik darüber).

\* \* \*

Wenn wir nun in den folgenden Zeilen die ungarischen Elemente des *Turkish Spy* hervorheben, so kann es uns nach dem Zuvorgesagten nicht um die Frage zu tun sein, ob diese historisch wahr sind, sondern eher darum, in welche Verbindungen mit der europäischen Politik die ungarischen Ereignisse durch den Verfasser gebracht werden. Was weiß er über Ungarns Geschichte? Wie erklärt er deren Zusammenhang mit den großen Ereignissen damaliger Zeit? In welchem Licht sieht der türkische Spion die so mannigfaltigen Begebenheiten in Ungarn?

Seine Briefe sind von Paris datiert. Er erhält oft Nachricht aus Wien und schreibt auch oft dahin an den Juden Ben Saddi. Durch diesen Briefwechsel wird er über Ungarn informiert. Wir nehmen die Briefe, die sich auch auf Ungarn beziehen, in ihrer Reihenfolge.

Paris, den 10. April 1639. Der ungarische König schickte zwei Gesandte nach Rom. Ihr ungarisches Gewand wird «*Barberes une*» genannt.

Paris, den 27. Juli 1644. (Der Brief ist an Vizir Azem an der hohen Pforte gerichtet). Seit den Verlusten, die der deutsche Kaiser vom Fürsten «Ragotski» erlitten hat, ist der Kaiser entschlossen, wie Ben Saddi berichtet, eine Gesandtschaft an den Sultan mit der Bitte zu schicken, er möge dem Fürsten nicht beistehen. Ragotski ist von unbändigem und unstemem Charakter, und es ist ihm nicht zu trauen. Doch liegt es im Interesse des Sultans, ihn lieber durch Freundschaft zu gewinnen, als sich ihn zum Feind zu machen. Er ist an der Spitze eines mächtigen Heeres, hat «Solnok, Breden, Mernatz, das starke Schloß Sendar (nahe zu Cassovia)» genommen. Seine Bahn ist frei, wenn er vom Sultan unterstützt wird. So wird er also dem Sultan den Dienst erweisen, den der Schakal dem Löwen tut. Er wird die Beute aufscheuchen und sie seinem Herrn sichern. Des Fürsten Kriegsglück ist groß . . . Wenn ihn der Sultan jetzt verlassen würde, könnte er mit ganz Siebenbürgen den Schutz des deutschen Kaisers suchen und bekommen. Dies wäre nicht klug. Siebenbürgen kann sich nicht aus eigener Kraft erhalten. Entweder der Sultan muß dort das Protektorat aufrecht erhalten oder aber der Kaiser schickt sein Heer in die vier Hauptstädte dahin.

Paris, den 27. Juli 1645. Er (der türkische Spion) ist am französischen Hofe einem privaten Boten des Fürsten «Ragotski» begegnet. In Mazarinis Gegenwart hat er Gelegenheit, ihn zu sehen. Doch derselbe spricht in slawischer Sprache. Der Spion wird bei dieser Gelegenheit entdeckt, ins Gefängnis geworfen, wo er sechs Monate lang bleibt.

Paris, den 4. August 1645. Der Bote ist noch immer am Hof. Zu Ragotski dagegen wird Croissy geschickt. Mazarini schöpft den Verdacht, Ragotski unterhandle im geheimen mit dem deutschen Kaiser im Fall, daß der Sultan ihm seinen Schutz entziehen würde. Croissy darf den Vertrag solange nicht unterfertigen, als Ragotski seine zu den Kaiserlichen nach «Tyrne» (nahe «Preßburg») geschickten Boten nicht zurückruft. Außerdem soll der Fürst mit seinem Heer näher zu Torstenson, dem schwedischen General kommen. Doch ist dies nach dem Spion nur ein Vorwand, um Ragotski den Schweden näher zu bringen, die Tyrne einnehmen . . . Torstenson traut nicht, besonders den ungarischen Soldaten nicht. Viele haben das Heer verlassen, die übrigen jedoch erhoben einen solchen Tumult, daß sich ihre Führer mehr vor ihnen fürchteten, als vor dem Feind. Wegen «Preßburg» bestehen Gegensätze zwischen dem Fürsten und dem schwedischen General. «Ragotski» will nicht zugeben, daß dieser wichtige Platz vom Schweden eingenommen werde. Der Fürst hat, wie der Franzose versichert, ähnliche Absichten, jedoch seine Offiziere sind meistens kaisertreu und wollen Frieden. Nur seine Frau, sein Sohn und einige seiner Ratgeber reden ihm zu, mit den Schweden zusammen zu bleiben. Der junge Fürst habe zu den Ratgebern auf seiner Mutter Veranlassung, in Anwesenheit seines Vaters folgendermaßen gesprochen: er soll dem deutschen Kaiser nicht glauben, gerade wo er im Bündnis mit den Franzosen und Schweden so stark ist. Der Deutsche wolle nur Frieden, um sich für den Krieg vorbereiten zu können. Siebenbürgen könnte jetzt zum Königreiche erhoben werden. Es soll nirgends Schutz suchen, weder in der Türkei, noch aber in Deutschland; es soll aus eigener Kraft unabhängig werden. Dem Fürsten Ragotski hat diese Rede seines Sohnes nicht



gefallen. Er vermutete, sein Sohn stehe im geheimen Briefwechsel mit Torstenson, was er nicht gern hatte. Torstenson erwidert sein Mißtrauen.

Ein türkischer Bote brachte Ragotski des Sultans Verbot, in die Erbländer einzufallen; der Sultan fürchtet, «Ragotski» würde sich dem Kaiser anschließen. Der Fürst bleibt bei seinem ersten Vorhaben. Sein Heer besteht aus 25 000 Mann (Ungarn, Deutsche, Siebenbürger, Rumänen).

Paris, den 30. Juli 1656. Von Ben Saddi aus Wien erfuhr er, daß der Kaiser einen Boten zum Fürsten von Siebenbürgen geschickt hat, um dessen Neutralität zu sichern. Doch der junge Ragotski ist so unbändig, wie sein Vater und «läßt sich nicht an der Nase führen».

Paris, den 15. Mai 1657. Ragotskis Versprechen, welches er dem Schweden gegeben hat, wird wohl nicht zu trauen sein.

Paris, den 3. Juni 1658. Der Fall von Tenedos (an die Türken) erinnert an «Nadast» (Nádasdy), den Gouverneur von Buda, als diese Burg von Solymán eingenommen wurde. Nadast war ein Mann von großer Treue und unerschrecklichem Mut, doch seine Soldaten banden ihn an einen Stuhl und übergaben die Burg dem Türken. Doch dieser durchschaut den Verrat, beschenkt Nadast und läßt die Verräter töten. Sie verdienten es auch, — denn der Fürst kann einen Verräter zwar ausnützen, doch tötet er ihn mit Recht, wenn das Werk getan ist.

Paris, den 5. Juni 1664. Es wäre gut gewesen, Ragotskis Tod beizeiten zu erfahren; er hatte immer einen geheimen Briefwechsel mit dem französischen Hof. Der Spion hat auch vom Gegensatz zwischen «Michael Apafi» und «Kemini Janos» gehört. Er freut sich über diese Uneinigkeiten; dadurch wird ja der Türke gekräftigt. Der Türke nahm kürzlich «Newhawssel», «Leventz» und «Novigrod». Große Panik im deutschen Reiche.

Paris, den 19. August 1664. Der Sultan verwüstet mit einem Heer von 200 000 Mann ganz Ungarn. Er zieht gegen Wien. Und unterdessen unterhält man sich in Paris.

\* \* \*

Im Vorwort zum siebenten Band wird erzählt: der politische Agent in Wien fördert die Angelegenheit der «ungarischen Rebellen», um den deutschen Kaiser zu schwächen. Graf Serini, Frangipan und Nadasti wurden als Anführer geköpft. Große Unruhen herrschen in Ungarn.

Der nächste und zugleich letzte Band soll besonders über «Teckeleys» Aufstand berichten, der überall soviel Aufsehen erregte. Es soll von seinen Taten und vielen seiner Intriguen erzählt werden<sup>1)</sup>.

Paris, den 23. Juni 1667. Er schreibt an Nathan Ben Saddi nach Wien, daß er durch die Förderung der Unzufriedenen in Ungarn dem Sultan einen großen Dienst erweist. Graf Peter von Serini ist ein geeignetes Werkzeug. Der Tod seines Bruders, seine eigene Unzufriedenheit, Montecucculis wachsendes Glück erfüllt ihn mit Neid und Eifersucht. Er wollte Carlestat bekommen und bat es auch. Wenn er zu einer Revolution zu bewegen ist, dann schließen sich Tausende von Dalmatinern und Kroaten ihm an. Die Heirat seiner Tochter mit Fürst «Ragotski» gewinnt

<sup>1)</sup> Was der Verfasser im Vorwort verspricht, hält er später nicht. Die Geschichte der «Rebellion» wird nur oberflächlich berührt.

auch die Siebenbürger. «Nadasti» ist auch unzufrieden. Er wollte gern Palatin von Ungarn werden. Auch wenn es nicht zu offenem Bruch kommt, so ist die Lage doch sehr günstig. Die Ungarn sind mit dem letzten Friedensbündnis unzufrieden. Sie werden immer «Newhawse!» zurückfordern, das sich jetzt in türkischer Hand befindet. Du (schreibt er Nathan Ben Saddi weiter) mußt trachten, daß es zu einem Krieg zwischen dem Wiener Hof und Ungarn komme. So werden beide Parteien geschwächt.

Paris, den 3. Juli 1667. Der König von Frankreich unterstützt gern die Ungarn. Mit türkischer Hilfe können die Ungarn ein starkes Heer zusammenbringen.

Paris, den 17. November 1668. Der türkische Spion weist Nathan an, zwischen den Katholiken und Protestanten seine Neutralität zu bewahren, «obzwar die Edlen von Siebenbürgen und Ungarn mehr um ihre Güter, als um ihre Kirchen bekümmert sind». Sie wissen, der kaiserliche Hof benötigte Geld, und so ist es für jeden Ungarn ein Verbrechen, reich zu sein. Ein Vorwand zur Verurteilung eines Reichen ist leicht zu finden. Serini bat Carlstadt zum zweitenmal, doch wurde er zurückgewiesen. Nathan muß es dahinbringen, daß die Unzufriedenen um des Sultans Hilfe bitten.

Paris, den 5. Juli 1677. Dieser Brief enthält einiges über Johanna, Königin von Neapel, die ihren Mann, den ungarischen Prinzen Andreas, hängen ließ<sup>2)</sup>.

Paris, den 5. August 1682. An Ben Saddi. Tököli ist der geeigneteste Führer der Unzufriedenen. Seine Herkunft bestimmt ihn dazu. Die Franzosen haben Vertrauen zu ihm. Es muß immer für Führer gesorgt werden. Fällt einer, so muß ein anderer an dessen Stelle treten. Die Unzufriedenen verhandeln immer in Tökölis Schloß. Dort schmieden sie ihre Pläne.

Paris, den 6. November 1682. Tököli wird in diesem Brief erwähnt. Über die Ungarn wird der Spion keine Nachrichten mehr vom Juden Ben Saddi aus Wien erhalten, da dieser getötet wurde. Wer der Täter sein mag, bleibt ein Geheimnis. Er fürchtet, nach Ben Saddi komme nun die Reihe an ihn.

\*                      \*                      \*

Soviel weiß der türkische Spion über Ungarn zu berichten. Daß er in der Geschichte wohl unterrichtet gewesen, bedarf keines weiteren Beweises. Es ist aber hinzuzusetzen, daß seine Kenntnisse ziemlich oberflächlich sind, wenn ihn sein Gedächtnis auch nur selten im Stiche läßt. — Auffallend jedoch ist es, wie lose die angeführten Ereignisse der ungarischen Geschichte in die Erzählung hineingewoben sind. Diese Elemente sind auch jetzt noch als bloß hinzugefügt zu erkennen. Eine engere Verknüpfung mit dem Faden einer Erzählung ist nicht zu bemerken, und vielleicht gehen wir nicht zu weit, wenn wir annehmen, daß die ungarischen historischen Beziehungen ebenso lose, oft nur äußerlich angefügt sind, wie die vielen philosophischen Betrachtungen über Moral und Religion, Sitten und Gewohnheiten.

---

<sup>2)</sup> Dieser Stoff wurde bekanntlich von W. S. Landor in einem Drama behandelt: *Andrea of Hungary and Giovanna of Naples*. 1839.

## Ungarische Sprichwörtersammlungen.

Von Prof. Wilhelm Tolnai.

Die Sprichwörter wurden lange Zeit, auch von Fachmännern, als das eigenste Gut einer Nation angesehen. Die neuere Forschung macht in dieser Frage einen Unterschied zwischen dem Inhalte und der Form der Sprichwörter. Dem Inhalte nach sind sie Gemeingut der gesamten Menschheit, da sie ohne Unterschied der geographischen Lage und des Klimas, auf den allergewöhnlichsten Anschauungen des menschlichen Lebens beruhen. Sie sind das Kleingeld der praktischen Lebensphilosophie, «die Weisheit auf der Gasse», wie sie nach dem Alten Testamente (Sprüche Salomos 1, 20) benannt werden. Was nun die Form betrifft, so finden wir hier schon geographische und vor allem nationale Unterschiede. Die Art und Weise der sprachlichen Einkleidung, die stilistischen Behelfe des Ausdrucks, die Tropen und Figuren weisen meistens ein nationales Gepräge auf und hängen innig mit den kulturellen Umständen des Volkes, dem sie entsprungen sind, zusammen. Darum lassen sich Sprichwörter höchst selten aus einer Sprache in die andere übersetzen. Natürlich muß hier das Lehnwort, ebenso wie in der Sprache und der Literatur, ausgetauscht werden; denn es gibt ebensogut internationale, überall herumwandernde Sprichwörter, wie Lehnwörter und literarische Motive ähnlichen Charakters. Bodenständige Sprichwörter können nur dem Sinne nach durch andere, inhaltlich gleichbedeutende Sprichwörter einer anderen Sprache ersetzt, von Wort zu Wort aber nicht oder in höchst seltenen Fällen übersetzt werden, es müßten denn die äußeren Umstände, denen die Anschauung ihre Bilder entnimmt, auch völlig entsprechen. Da tut sich nun vor dem Paroemiologen ein weites Feld auf, und die vergleichende Sprichwörterkunde bietet nicht weniger Interessantes als irgendeine andere wissenschaftliche Vergleichung.

Zu solchen Untersuchungen hat nun Heinrich Schlandt in seinem Deutsch-magyarischen Sprichwörter-Lexikon (Brassó 1913) reichhaltiges Material geliefert. Das Buch ist eigentlich der Schule entsprungen, erweiterte sich aber in der Hand des Verfassers zu einem stattlichen Bande, der, ohne gelehrt sein zu wollen, doch von innigem Verständnis der Sache und von umfangreicher Kenntnis des deutschen und ungarischen Sprichwörterschatzes zeugt. Der Verfasser hat die deutschen Sprichwörter in der alphabetischen Reihe der Sprichwörter geordnet und begleitet ein jedes mit dem, nicht wörtlich, sondern dem Geiste nach entsprechenden ungarischen Sprichworte. Das Material ist im ganzen der Volkssprache entnommen, wozu auch der Sprichwörterschatz der Bibel zu rechnen ist, der sowohl dem Deutschen wie auch dem Ungar gleich geläufig ist; mitunter kommen auch Elemente der Umgangs- und Schriftsprache vor, geflügelte Worte der volkstümlichen Schriftsteller und Dichter, deren Gedanken Gemeingut geworden sind und daher den Charakter der Sammlung nicht beeinträchtigen. Es wäre wünschenswert, wenn es dem Verfasser möglich wäre, auch den zweiten: ungarisch-deutschen Teil seines Buches oder wenigstens ein Verzeichnis der ungarischen Stichwörter zu veröffentlichen. Dadurch würde es erst zu einem Vollständigen werden und den Wörterbüchern als willkommene Ergänzung dienen. Das Buch ist allen Lehrern der ungarischen und deutschen Sprache aufs beste zu



empfehlen wie auch allen, die sich für den meist abweichenden, oft aber auch übereinstimmenden Geist der beiden Sprachen interessieren. Der Verfasser weihte sein Werk dem Andenken des großen Dichters und Denkers Josef von Eötvös, dessen hundertster Geburtstag im vergangenen Jahre im ganzen Lande gefeiert wurde.

Im Anschlusse an diese Besprechung möchte ich einige Daten über die, den deutschen Fachmännern wenig bekannte ungarische Paroemiologie erwähnen. Meines Wissens erwähnt ungarische Sammlungen nur Nopitsch in seiner «Literatur der Sprichwörter» (Nürnberg 1833), und zwar Meliboeus (S. 252), Szirmay S. 252) und Dugonics S. 237). Von diesen kennt er aber nur den Meliboeus, die beiden anderen bloß aus Besprechungen. — Ungarisches Material kommt dann noch im «Sprichwörterbuche in sechs Sprachen» von Georg von Gaal (Wien 1830) vor, woraus seine ungarischen Belege K. F. W. Wander in sein Riesenwerk: «Deutsches Sprichwörter-Lexikon» (Leipzig 1867—1880) aufgenommen hat. Dies sind nun sehr dürftige Proben aus der verhältnismäßig reichen ungarischen Sprichwörterliteratur, die seit dem XVI. Jahrhundert eine lange Reihe von großen und kleinen Sammlungen aufweist. Ich habe in einer akademischen Abhandlung die ganze Bibliographie der ungarischen Sprichwörterliteratur zusammengestellt und kritisch behandelt. Da die Abhandlung nur in ungarischer Sprache erschienen ist, werde ich die wichtigsten Werke und ihre Bedeutung hier kurz erwähnen<sup>1</sup>.

Die erste Sammlung stammt von Johann Decsi her. Der Titel: «Adagiorum graecolatinoungaricorum Chiliades quinque . . . studio ac opera . . . Joannis Decii Baronij . . . Bartphae . . . 1598» zeigt schon die Zuständigkeit seines Werkes an. Es gehört in die große Familie der Adagiorum Chiliades von Erasmus. Die Vorlage war eine aus dem Jahre 1574 stammende Sammelausgabe der Erasmischen Adagia, woraus Decsi bei 3500 Zitate nahm, welche er aus anderen Quellen auf 4796 ergänzte. Den griechischen und lateinischen Zitaten fügt nun Decsi die ungarische Bedeutung bei, die im seltensten Falle eine wörtliche Übersetzung oder eine Umschreibung ist, sondern meist eine sinnverwandte, inhaltlich entsprechende Redensart oder ein Sprichwort. So wurden nun Decsis Adagia zur Grundlage und zum Ausgangspunkte aller folgenden ungarischen Sammlungen, die ihr Material zumeist aus seinem Werke nahmen, wie die Wörterbücher von Albert Molnár (1611—1708), Franz Pápai-Páriz (1708—1801), die Adagia von Peter Kisviczay (1713) und beinahe alle Sprachlehren des XVIII. Jahrhunderts.

Reiches, unmittelbar der Volkssprache entnommenes Material enthalten die Sammlungen von Paul Kovács (1794), Johann Földi (1801), David Szabó von Barót (1803), Anton von Szirmay (1804 und 1807), und besonders von Andreas Dugonics (1820), der in zwei dicken Bänden über zwölftausend Sprichwörter und Redensarten herausgab. Ein großer Fehler aller dieser Sammlungen ist, daß die Sprichwörter entweder ohne alle äußere und innere Ordnung zusammengehäuft sind, oder ein so ver-

<sup>1</sup>) Meine Abhandlung ist in der Monatsschrift: Magyar Nyelv (Ungarische Sprache) der Ungarischen Sprachwissenschaftlichen Gesellschaft erschienen (Bd. V. VI, 1909—1910). — Sonderabdruck: A szólásokról. (Über die Redensarten. Mitteilungen der Ungarischen Sprachwissenschaftlichen Gesellschaft. Nr. 12, 1910.)

wickeltes System verfolgen, daß die Auffindung der einzelnen Daten beinahe unmöglich ist. Erst um die Mitte des XIX. Jahrhunderts verwenden Moritz Ballagi (1850) und Johann Erdélyi (1851) das Stichwortsystem, wodurch das Auffinden eines jeden Sprichwortes leicht möglich ist. Die reichhaltigste und systematisch vollkommenste Sammlung ist die im Millenniumsjahre 1896 erschienene Sammlung von Eduard Margalits («Ungarische Sprichwörter und sprichwortartige Redensarten»). Das Buch enthält über fünfundzwanzigtausend Zitate, dem Verfasser nach das vollständige Material aller vorhergehenden Sammler. Dies ist zwar nicht wörtlich zu nehmen, da sehr viele Quellen dem Verfasser unbekannt waren, aber auch so ist sein Werk das vollständigste und handlichste. Schade aber, daß Margalits die Belege der älteren Quellen nicht in der ursprünglichen Orthographie belassen hat und sie nicht pünktlich, nach Seitenzahl zitiert, so daß sein Buch zu gewissen wissenschaftlichen Arbeiten unbrauchbar ist.

Außer diesen Sammlungen, deren Zahl schon ein halbes Hundert erreicht, gibt es in der ungarischen Literatur eine große Anzahl von theoretischen Abhandlungen über die Sprichwörter und Redensarten im allgemeinen<sup>2)</sup>, und besonders in den sprachwissenschaftlichen Zeitschriften sprachliche, sachliche und geschichtliche Erklärungen einzelner Sprichwörter. Zurzeit beschäftigt man sich in der ungarischen Sprachwissenschaft weniger mit dem Sammeln derselben als vielmehr mit ihrer vergleichenden und kulturhistorischen Deutung, wozu sie unerschöpflich reiches Material bieten.

## Aus den Memoiren eines österreichischen Generalstäblers.

Von Ludwig Molnár.

In der Hauptstadt der grünen Steiermark genießt sein otium cum dignitate ein einundachtzigjähriger Greis, der eine glänzende Offizierslaufbahn durchgemacht und im dänischen Kriege als Hauptmann des Generalstabs die rechte Hand Gablenz' war, dann aber, als seine militärische Karriere infolge einer Säbelaffaire jäh abbrach, sich dem Eisenbahndienste widmete und es auch da zu einer hohen Position brachte. Ein Kind der Natur, schwärmt er für diese und ist ein leidenschaftlicher Tourist, der die ganze Steiermark durchwandert hat und seine Wanderungen in fesselnder Weise zu schildern versteht. (Sein «Grazer Tourist», einer der besten Führer für Graz und Umgegend, ist erst kürzlich in vierter, erweiterter Auflage erschienen.) Aus der Feder dieses Greises — Wilhelm Ritter Gründorf v. Zebegény — ist nun in der bekannten Memoiren-Bibliothek von Robert Lutz ein autobiographischer Band<sup>1)</sup> erschienen, der den besten zeitgenössischen Memoirenwerken angereiht werden kann. Kein Geringerer als der bekannte Historiker Oncken sagt in seinem Geleitworte von diesem Buche: «Ich habe diese frischen und farbigen Memoiren um so lieber ge-

<sup>2)</sup> In meiner erwähnten Abhandlung angeführt und kritisch beleuchtet.

<sup>1)</sup> Memoiren eines österreichischen Generalstäblers 1832—1866. Von Ritter Gründorf von Zebegény. Mit Geleitwort von Universitätsprofessor Dr. H. Oncken. — Preis 6 Mk. Verlag von Robert Lutz, Stuttgart.

lesen, je weniger mir derartige, in den lebendigen Geist des österreichischen Heeres einführende Quellen bisher bekannt waren. Die ungeschminkte, offene Art, in der sie sich geben, wirkt gewiß für den Fernerstehenden sehr österreichisch, aber eben darum höchst lebenswahr, und hinterläßt einen sympathischen Eindruck. Ihre kriegsgeschichtlichen Höhepunkte liegen in den Feldzügen von 1859 und 1864: wenn der Erzähler auch nicht selbst an leitender und verantwortlicher Stelle stand, so war er als Generalstabshauptmann diesen Stellen doch so nahe, daß er interessante Dinge von historischem Quellenwerte zu erzählen weiß.» Hat schon der deutsche Historiker dem Werke lebhaftes Interesse entgegengebracht, um wieviel eher geht es uns Ungarn nahe, da ja einerseits *de nostra re agitur*, andererseits der Autor durch manche Fäden an Ungarn geknüpft ist und einige der von ihm geschilderten bedeutsameren Ereignisse sich auf ungarischem Boden abspielen.

Wilhelm Gründorf, der als dritter männlicher Sproß des fürstlich Lichtensteinschen Verwalters der alten Riegersburg in Steiermark in der Nacht vom 2. auf den 3. Oktober 1832 zur Welt kam, verbrachte eine frohe, glückliche Knabenzeit. Auf dem Schloß und den weitläufigen Besitzungen in Feld und Wald konnten sich die Kinder nach Herzenslust tummeln. In Graz absolvierte Wilhelm die Realschule. Als Fünfzehnjähriger trat er beim Tanzunterricht mit der damals vierzehnjährigen Marie Geistinger, der Tochter einer russischen Hofschauspielerin, und mit ihrer älteren Schwester Olga in Berührung. «Marie — so heißt es in den Memoiren — war schon damals ein reizendes Wesen und bezauberte mich mit ihren tiefblauen Augen, die schelmisch unter schöngeschwungenen Brauen zwischen langen Wimpern hervorblickten. Hierzu noch das von dichten, kastanienbraunen Flechten umrahmte, fein gezeichnete Köpfchen, der liebeliche Mund, die kleinen Ohren, Hände und Füße! All das bezauberte mich und andere gleich bei der ersten Begegnung. Ich fühlte Marien gegenüber wahre Liebesglut in meinem Herzen. Unter meinen zahlreichen Rivalen befand sich zwar auch ein reicher Italiener, welcher die schöne Marie mit allen möglichen Aufmerksamkeiten umgab und so reichlich für Blumen, Bonbonnières usw. sorgte, daß ich armer Student es gar nicht wagen konnte, auf diesem Gebiet in ernste Konkurrenz zu treten. Meine platonische Liebe wurde aber nicht verschmäht, und ich glaube sogar, daß ich der einzige war, von dem sich mein kleiner Abgott küssen ließ, während der reiche Italiener ihr nur öffentlich huldigen durfte.»

Die achtundvierziger Revolution fand Wilhelm als Hörer der Technik; er sollte alsbald den Ernst des Lebens kennen lernen. Ohne eine rechte Ahnung von den Vorgängen jener Zeit zu haben, machte er als Student die Märzrevolution mit, während sein älterer Bruder Karl, der sich später als Dichter hervortun sollte, sich als Redakteur eines demagogischen Flugblättchens bei der Behörde unangenehm bemerkbar machte. So war der Name Gründorf im schwarzen Buche der Polizei notiert und die beiden Brüder kamen auf die Proskriptionsliste und sollten als gemeine Soldaten in die Armee eingereiht werden. Ein Großoheim, Artillerieoberst Franz v. Axster, wandte das Verhängnis von Wilhelm ab, indem er ihn in aller Eile als *ex propriis* Unterkanonier beim 3. Feldartillerieregiment aufnehmen ließ. «So wurde ich Soldat, und wie ich meine, keiner der schlechtesten.» Anfangs Mai 1849 gelangte er als «gut konduitisierter» Oberkanonier in das



Bombardierkorps nach Wien und später mit diesem nach Olmütz. Hier nahm er an einer, zu einer Meuterei aufgebauchten Demonstration teil und geriet in den Profosenarrest, aus welchem er am 18. August 1853 nebst zwölf engeren Freunden als Artillerieoffizier herauskam. Nach achtwöchigem Urlaub nach Ungarn kommandiert, garnisonierte er in Pest, wo seine älteren Kameraden ihm so manchen Schabernack spielten. So hängte man ihm ein gefährliches Chargenpferd an, mit dem er manch unangenehmes Abenteuer zu bestehen hatte. «Aus Anlaß der bei Orsova aufgefundenen ungarischen Kroninsignien — erwähnt der Autor — wurden alle berittenen Offiziere der Pester Garnison in die Suite des Erzherzogs Albrecht, des Kommandeurs und Gouverneurs von Ungarn, befohlen. Wir empfingen die Stephanskronen am Staatsbahnhof und begleiteten den feierlichen Einzug von dort bis in die Burg. Solange die aus zirka sechzig Offizieren bestehende Suite des Erzherzogs Schritt für Schritt durch die dichtgefüllten Straßen von Pest ritt, ging alles ganz gut; als aber nach der Ankunft in Ofen der Erzherzog vorsprengte, um die Truppen defilieren zu lassen, war mein Brauner nicht mehr zu halten, er wollte absolut Vorderster sein. Alle meine Bemühungen, das Tier zu bändigen, waren vergebens, und als ich ganz nahe an dem Erzherzog noch einen letzten Versuch machte, meinen «Cäsar» zurückzuhalten, rief mir der hohe Herr lachend zu: «Lassen Sie das Luder nur rennen, ich kenne schon seine Mucken, das ist ja der gewisse Braune von Batterie Nr. 1, der immer der erste sein will.» Einige Wochen später in die zweite Equitation nach Gödöllő abkommandiert, bewohnte er den sogenannten Reitschultrakt des Schlosses und ritt in derselben Manege, welche 18 Jahre später von der Kaiserin-Königin Elisabeth so fleißig benutzt wurde. Der forsche Offizier knüpft hier manch zarte Bande an. Der Ball des Gödöllőer Kasinos galt als Ereignis der Saison, und Gründorf hatte sich bei der reizenden Tochter Sidonie des Güterdirektors Lits auf zwei Tänze pränumeriert. Am Abend des Balles stand Leutnant Gründorf fix und fertig da, als er plötzlich zum Kommandanten befohlen wurde. Da gab es folgenden kurzen Dialog:

— «Also du willst trotz des wohlwollenden Abmahns Bibras auf diesen Kossuth-Ball gehen?»

— «Ich bin engagiert und kann nicht zurückbleiben!»

— «Nun wohl, dann bitte ich um deinen Säbel, du hast Zimmerarrest bis auf weiteres!»

Den andern Morgen wurde ihm der Säbel vom Kommandanten mit folgenden Worten zurückgegeben: «So, jetzt ist der Arrest aufgehoben, der dich vor einer großen Verlegenheit bewahrt hat. Heute Nacht wurde aus der Mitte der Ballgäste ein verkappter Agent Kossuths mit Gendarmeriegewalt herausgeholt, wobei deine Anwesenheit als kaiserlich österreichischer Offizier schlecht am Platze gewesen wäre!»

Bald kamen ernste Zeiten. Anfangs April 1854 waren die Verwicklungen zwischen Rußland und Österreich so weit gediehen, daß die Equitanten zu ihren Batterien einrücken mußten. Gründorf marschiert durch Galizien; über seine dortigen Erlebnisse weiß er recht unerbauliche Mitteilungen zu machen. Zu seinem Glück währte dieser Zustand nicht lange; schon nach einjähriger Dienstleistung bei der Truppe wird dem kaum 21jährigen Leutnant eine Lehrkanzel für Mathematik, Geschichte und Geographie anvertraut. Er nimmt dabei lebhaften Anteil am gesellschaftlichen Leben Wiens

und macht u. a. im Februar 1855, also an 28 Tagen, 32 Bälle mit! — Infolge einer allerhöchsten Kabinettsordre, wonach in der Kriegsschule auch die Artillerie vertreten sein solle, meldete sich Gründorf zur Aufnahme und bestand die Prüfung glänzend, resignierte jedoch zugunsten eines Kameraden und wurde infolgedessen erst ein Jahr später aufgenommen. In der Kriegsschule hörte er Strategie und Kriegsgeschichte vom späteren Kriegsminister Kuhn, dessen, selbst vor Mitgliedern des Herrscherhauses nicht haltmachende derbe Kritiken schon damals von sich reden machten. So äußerte er sich einmal über den Erzherzog Karl, den Sieger von Aspern: «Der Erzherzog macht schon wieder eine strategische Rekognoszierung. Abgesehen von dem inneren Widerspruch, welcher schon in der Zusammenstellung dieser beiden Worte liegt, deutet eine solche Aktion stets auf Verlegenheit. Wenn der Feldherr nichts Gescheites anzufangen weiß, macht er eine strategische Rekognoszierung.» -

Da es nicht Absicht dieser Besprechung ist, ein erschöpfendes Exzerpt des Buches zu geben, so sei nur kurz erwähnt, daß Gründorf Gelegenheit hatte, sich im italienischen Feldzug auszuzeichnen. Mit fünfundzwanzig Jahren war er bereits Hauptmann im Generalstab. Ein Jahr darauf errang er sich bei Solferino den Orden der Eisernen Krone und der Sechszwanzigjährige wurde geadelt. Nach dem italienischen Krieg sehen wir ihn militärischen Eisenbahnstudien obliegen; 1864 organisiert er den Truppentransport nach Dänemark, wo er den Krieg als die rechte Hand Gablenz' und Chef des Spionagedienstes mitmacht. Als rechte Hand des bekannten Heerführers beobachtete er die Kriegsereignisse aus nächster Nähe und hat sich als aktiver Teilnehmer an den blutigen Gefechten von Oberselk, Oeversee und Veile von größter Tapferkeit gezeigt. In seinen Memoiren widmet er dem deutsch-dänischen Krieg nicht weniger als acht Kapitel. Nach dem dänischen Kriege nahm Gründorf an der Landesmappierung in Ungarn teil, und in Temesvár arrivierte ihm jene Katastrophe — die Untreue seiner Gattin —, die in weiterer Folge zu einem blutigen Rencontre im Wiener Kriegsministerium und in letzter Linie zu seinem zwangsweisen Ausscheiden aus der Armee führte. Das bemerkenswerte Urteil des Kriegsgerichts lautete: «Hauptmann Ritter v. Gründorf des Generalquartiermeisterstabes, derzeit in Pension, ist schuldig, ein Rencontre im Kriegsgebäude provoziert zu haben und wird deshalb nach dem Militärstrafgesetz zu einer Kerkerstrafe in der Dauer von sechs Monaten verurteilt. In Anbetracht seiner ausgezeichneten Konduite und der Verdienste, welche er sich im Kriege sowohl wie im Frieden erworben hat, werden ihm die Kerkerstrafe und die damit verbundenen Rechtsfolgen nachgesehen. Derselbe hat somit im Besitz seiner Orden und sonstigen Auszeichnungen sowie des erworbenen Ritterstandes zu bleiben. Er wird aus dem Verbands der k. k. Armee unter Einem entlassen.»

Und so stand Gründorf nach achtzehnjähriger Militärdienstleistung, die mit den beiden Feldzügen 1859 und 1864 rund zwanzig Jahre betrug und eine fortgesetzte Reihe von Auszeichnungen enthielt, nun — wie er sich ausdrückt — vis-à-vis de rien! Er widmete sich nun dem Eisenbahndienste, in welchem er es bis zum Generalinspektor der öst.-ung. Staatseisenbahngesellschaft brachte; als solcher trat er dann in den Ruhestand. Als sein alter Gönner Kuhn Kriegsminister wurde, wollte er Gründorf rehabilitieren, dieser lehnte jedoch ab. Kuhn wurde später Korpskommandeur in Graz.

Über seinen jähen Sturz weiß Gründorf recht pikante Mitteilungen zu machen. Als nämlich das deutsch-österreichisch-ungarische Bündnis geschlossen wurde, sprach sich Kuhn darüber sehr abfällig aus. «Wir sind jetzt — sagte er — die Vasallen des deutschen Kaisers, nichts mehr! Ein solches Bündnis ist keinen Pfifferling wert! Vollends seit Andrassy gefallen ist, wird Bismarck keinen der langen Kerls von Potsdam riskieren. Der Kanzler traut ja den Habsburgern nicht und zählt eigentlich nur auf die Ungarn. Dort sitzen mehr Politiker beisammen, als für die Dynastie gut ist!» Bismarck erhielt Kenntnis von diesen Äußerungen Kuhns und beschwerte sich in Wien, worauf Kronprinz Rudolf damit betraut wurde, «dem alten Brummbär einen Ring durch die Nase zu ziehen». «Als nun Kuhn — erzählt Gründorf — dem Thronfolger gegenüber in seiner klaren, überzeugenden Weise darstellte, wie tief die Habsburger gegenüber den Hohenzollern gesunken seien, loderte die wilde Glut in der Brust des Kronprinzen so heftig auf, daß er nach seiner Rückkehr nach Wien dem kaiserlichen Herrn offen erklärt haben soll, Kuhn denke ganz richtig und der Generalarmeeinspekteur sei nicht in der Lage, dessen Argumente zu widerlegen.» Bald darauf wurde Kuhn, der in den besten Jahren stand, wegen Gebrechlichkeit in Disponibilität versetzt.

Das hochinteressante Memoirenwerk, das einen tiefen Einblick in die Verhältnisse der österreichisch-ungarischen Armee gewährt, wird sicherlich zahlreiche Leser finden.

---



## Kleine Beiträge zur deutschen Literatur.

### Briefe von Julius Leopold Klein an Varnhagen von Ense.

Mitgeteilt von Dr. Josef Trostler.

Spärlich, fast allzu spärlich fließen die Nachrichten über das Leben dieses eigentümlichen Dichters. So mußte schon Gustav Heinrich in seiner akademischen Denkrede<sup>1)</sup>, die auch heute noch nicht bloß die umfassendste, sondern auch die feinsinnigste Würdigung von Kleins literarischer Tätigkeit darstellt, sich mit einer knappen biographischen Skizze begnügen. Die späteren Aufsätze wiederholen Bekanntes oder ergehen sich in leeren Allgemeinheiten. Wurzbach<sup>2)</sup> oder die Allg. D. Biogr.<sup>3)</sup> versagen hier vollends, und auch bei Szinnyei<sup>4)</sup> vermißt man die gewohnte Kritik in der Sichtung des gesammelten biographischen Materials. Wertvolle Ergänzungen brachten dagegen W. Wetz<sup>5)</sup> und H. H. Houben in seinem «Jungdeutschen Sturm und Drang»<sup>6)</sup>.

Ein Zeitgenosse der Großen von 1813, der O. Ludwig, Hebbel und Richard Wagner, mit ihnen durch typische Erlebnisse und ähnliche Probleme verwandt, mit seinen oft verworrenen Träumereien von einem aufsteigenden, neuen Geschlecht an Nietzsche und Ibsen gemahnend, vermag Klein von dem Einflusse Shakespeares sich zeit seines Lebens nicht zu emanzipieren. Der überschwengliche Shakespeare-Enthusiasmus ist ihm zum erdrückenden Verhängnis geworden. Man könnte ihn mit vollem Recht den konsequentesten Shakespeareomanen des XIX. Jahrhunderts nennen. Seine stets überhitzte Phantasie, die sich oft schon an dem Klange der eigenen Sprache berauscht, bringt Gebilde hervor, die über die Grenzen aller Bühnenmöglichkeiten hinausgreifen. Für den Läuterungsprozeß, den Hebbel und zum Teil auch O. Ludwig durchgemacht haben, fehlt ihm die zielbewußte, künstlerische Energie. Bei einem fast abergläubischen Selbstvertrauen besitzt er nicht die Kraft, sich über Enttäuschungen und Mißerfolge zu neuer Tätigkeit aufzuraffen, was notwendigerweise zu einer langsamen Vereinsamung des Künstlers und des Menschen führen mußte. Und die letztere vor allem mußte ihn schmerzlich berühren.

Geistreich, von einer erstaunlichen Dialektik und Belesenheit, ist er ein stets willkommener Gast der literarischen Kreise in Berlin, wo man ihn

<sup>1)</sup> Emlékbeszéd Klein Lipót Gyula kültag felett. Budapest, 1882.

<sup>2)</sup> Wurzbach, Biographisches Lexikon, 12 [1864] 58f.

<sup>3)</sup> AD B. 16, S. 96 f.

<sup>4)</sup> Szinnyei, Magyar írók élete és munkái 6, p. 492 f.

<sup>5)</sup> W. Wetz, J. L. Klein als Berliner Journalist. Voss. Ztg. B. 1901, Nr. 31—5.

<sup>6)</sup> H. H. Houben, Jungdeutscher Sturm und Drang. Leipzig, 1911, S. 404. «Die der Dissertation angehängte Selbstbiographie nennt als Geburtsdatum nur das Jahr 1808; auch die Akten der Berliner Universität enthalten nichts Näheres. In der Wiener Universitätsmatrikel kommt Kleins Name überhaupt nicht vor.» In Berlin promovierte er am 15. Okt. 1834. — Zur Würdigung der «Zenobia» vgl. R. Asmus, Zenobia von Palmyra in Tradition und Dichtung. Euphorion. 18 [1911], S. 305 ff.

seiner ungewöhnlichen Sprachkenntnisse wegen wie einen zweiten Mezzofanti anstaunt. Man sieht in ihm den Dichter der Zukunft und stellt ihn mit Kleist, später mit Hebbel in eine Reihe. Varnhagen, der geborene Gönner junger Literaten, nimmt sich seiner an, ohne ihm indessen volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen<sup>7)</sup>. Theodor Mundt<sup>8)</sup>, der nervöse und geschäftige Heinrich Stieglitz<sup>9)</sup>, der zur eigenen dichterischen Tätigkeit immer wieder fremder Anleihen bedarf, und dem Klein seine Dissertation, «De pertussi», gewidmet hat<sup>10)</sup>, fühlen sich von ihm angezogen. Charlotte hat sein innerstes Wesen erfaßt, wie kaum einer der Zeitgenossen<sup>11)</sup>. Dann aber folgte die Zeit des journalistischen Kleinkrieges im «Berliner Modenspiegel» (1842—46), in der «Berliner Zeitungshalle» (1847—48)<sup>12)</sup>, der auch sein Landsmann Kertbeny als Mitarbeiter angehörte, seine dumpfe Polemik gegen den Wagnerenthusiasten E. Kossak und den hegelianischen Hebbelapostel Rötcher in Berlin. Die Ablehnung seiner Dramen, der Kampf gegen die Not läßt ihn immer härter und unversöhnlicher werden, und macht ihn schließlich auch Freunden und Bekannten unzugänglich.

Über den Anfängen dieser Berlinischen Kämpfe lag bisher ein undurchdringliches Dunkel. Die folgenden Briefe, die aus der Handschriftensammlung der Kgl. Bibliothek zu Berlin mitgeteilt werden, können zwar dieses Dunkel auch nicht bannen, doch lassen sie die Gestalt des streitbaren Dichters in einigen festeren Umrissen erscheinen.

## 1.

## Geehrtester Herr Geheimerath!

Sie erhalten anbei den Chamisso mit bestem Danke zurück. Die Briefe haben mich durch und durch erwärmt und erquickt. Es ist eine edle, eigenfühlige, ritterliche Seele; der Styl eines Römers und die Gesinnung eines Paladins. Amadis von Gallien mit Tacitus' Griffel würde solche Briefe geschrieben haben. Deutsche Kraft und französischer Rittergeist waren in diesem merkwürdigen Manne zart und innigst vereint.

Dr. Meyen<sup>13)</sup> wird wohl schon mit Vigand wegen der russischen Uebersetzung gesprochen haben; vielleicht ist Ihnen bereits das Nähere darüber zugekommen.

Ich bitte mich durch Ueberbringer wissen zu lassen, wie Sie sich befinden, und ob der Husten aufgehört.

<sup>7)</sup> Den Briefen liegen zwei kurze Charakteristiken Kleins von Varnhagen bei, scharf, doch einseitig und ungerecht.

<sup>8)</sup> Vgl. den Brief Mundts an Stieglitz vom 14. August 1833. Houben, S. 399—401.

<sup>9)</sup> Vgl. Heinrich Stieglitz. Eine Selbstbiographie. Vollendet und mit Anmerkungen herausgegeben von L. Curtze. Gotha. 1865. S. 145.

<sup>10)</sup> De pertussi. — Discipulo integerrimo, formabili, dilecto Comiti de Lusi nec non Amico candido, spectatissimo, humano, Henrico Stieglitz, Doctori philosophiae, poetae insigni, humile hoc inaugurale specimen amantissima mente devovet Autor. Vgl. Houben, 404.

<sup>11)</sup> Vgl. Charlotte. Ein Denkmal. Herausgeg. von Theodor Mundt. Berlin, 1836. S. 239.

<sup>12)</sup> Vgl. Wetz a. a. O.

<sup>13)</sup> Dr. Ed. Meyen, Literat vgl. über ihn Gutzkows Brief an Alexander Jung vom 7. Juli. 1838.

Empfehle mich Ihrer freundlichen Gewogenheit, mit größter Hochachtung verharrend

Ihr Ergebenster

28./11. 38.

Klein.

2.

Geehrtester Herr Geheimerath!

Ich antichambriere in der Erwartung, daß es Ihnen gefallen möge, mir auf einige Augenblicke ein gütiges Gehör zu schenken. Der wohlwollende Rath, den ich mir von Ihrer Einsicht und Delicatesse erbitte, möge mir Ihre nachsichtige Entschuldigung gewinnen, wenn ich Sie abermals zu belästigen mir die Freiheit nehme.

Einem freundlichen accueil entgegensehend

Ergebenst

6./1. 39.

Klein.

3.

Geehrtester Herr Geheimerath!

Was ich gestern zu erwähnen vergessen hatte, bin ich so frei, heute nachzuholen. Vor einiger Zeit hatten Sie sich gütigst erboten, meine bei H. Xeller<sup>14)</sup> befindlichen Gemälde beim Banquier Fränkel zur Sprache zu bringen. Da ich voraussetze, daß Sie sich mit diesem Herrn von Zeit zu Zeit zusammenfinden, und daher ohne besondere Veranlassung nur by the by darüber ein Wort fallen lassen können; so glaube ich auf jene freundliche Zusage mich berufen zu dürfen, ohne diesem Erinnern den Schein eines vorgreifenden Andringens zu geben. Ein zufällig entlassenes Wort hat oft große Dinge bewirkt: vielleicht kann auch bei dieser Gelegenheit der Hidalgo (das algo ist der nervus rerum) zu dem genialen Einfall angeregt werden, besagte Bilder zu kaufen. Zwar ist das bedeutendste derselben eine Madonna, allein selbst abgesehen davon, daß der reiche Mann zu jenen Auserwählten gehört, die das «ewigweibliche» vorurtheilsfrei zu schätzen wissen, würde er schon desshalb dem dritten ökumenischen Concil, wo der Cultus der Maria promulgirt worden, unbedenklich beitreten, weil es doch auch Marienthaler giebt. So getröste ich mich denn einer vergnügten Hoffnung, und verharre in herzlichster Hochachtung und Ergebenheit.

Ihr bereitwilligster

3./3. 39.

Klein.

4.

Geehrtester Herr Geheimerath!

Wären Sie vielleicht aufgelegt, heute, wo die Gemälde im Hôtel St. Petersbourg zum letzten mal zu sehen, eine Wanderung dahin anzutreten? Wahrscheinlich ist die beau monde zahlreicher daselbst versammelt; als Veranlassung zu einer solchen promenade pittoresque scheinen mir die Bilder besuchenswerth.

---

<sup>14)</sup> Christian Xeller (1784—1882), Maler, Restaurator; seit 1830 ständig in Berlin, Vgl. ADB. 44, 580—581. — Fränkel gehörte zu dem Bekanntenkreise Varnhagens.



Es soll mir zum schmeichelhaftesten Vergnügen gereichen, wenn Sie mir erlauben, Sie zu bestimmter Stunde für den Spaziergang abzuholen.

Mit größter Hochachtung

Ihr Ergebenster

9./6. 39.

Klein.

5.

Geehrtester Herr Geheimerath!

Wenn Sie sich die Mühe nehmen, beikommende Broschüre anzusehen, werde ich dies für keine geringe Gunst halten<sup>15)</sup>. Eine Broschüre — diese ist es von innen und außen — zumal eine à bâtons-rompus geschrieben, kann höchstens als Lückenbüßer dienen, die leeren Stellen im Bücher-schrank auszufüllen. Das Obercensurcollegium am Ihierazuni-Platz, die Coterie Meyen, hat dies und jenes daran auszustellen, namentlich daß der Styl nicht popular genug ist; von der vorjährigen meinte Herr Rellstab<sup>16)</sup>, selbe wäre gemeinverständlich abgefaßt. Der Schriftsteller ist ein geplagtes Wesen. Mein Grundsatz ist, weder rechts noch links hinzuhören, sondern geradeaus zusteuern, wie es die Magnetnadel im Busen deutet. Ein Urtheil unter vier Augen, von einem erprüften Geiste, ist die höchste Instanz. Mir gilt ein solches mehr als die sogenannte vox populi; leider sind meine Leistungen so geringhaltig, daß ich weder auf das eine noch auf das andere Anspruch machen darf. — Einen Fingerzeig von Ihnen, was künftig zu meiden und zu verbessern sei, will ich als den einzigen und letzten Erfolg der 7 Druckbogen betrachten. Die Broschüre bleibt wegen ihrer Druckfehler merkwürdig.

Mich Ihrem freundlichen Wohlwollen empfehlend, habe ich die Ehre zu verharren

Ihr ganz Ergebenster

[12.] Nov. 39.

Klein.

6.

Geehrtester Herr Geheimerath!

Ihr freundliches, rosiges, schmeichelhaftes Billetchen machte mich schamroth, nicht das Papier, sondern die anmuthige Weise, mit welcher Sie einen Vorwurf fein und artig in die herzlichste Begrüßung zu verwandeln wissen. Begehe ich künftig wieder ähnliche Unterlassungssünden, geschieht es gewiß nur aus Verlangen nach so allerliebster Absolution. Beneidenswerthe Gabe! Neben so vielen großen Vorzügen zeichnet Sie noch die Grazie der Kleinigkeiten aus, der infiniment petits. Wenn Ihr Herz mit starken Fasern in der Zeit wurzelt, spielen zarte Hauche des vergangenen Jahrhunderts in den Blättern Ihres reichen Geistes. Sie gleichen einem vollen, kräftigen Strom, der auf seinem Grunde Zahl-perlen rollt.

Sie sehen, wie wenig ich selbst das zu üben verstehe, was mir an Ihnen so sehr gefällt. Das Verbindliche, das Ihrer Feder entfließt, wie zwanglos

<sup>15)</sup> Ich vermag diese Broschüre nicht nachzuweisen.

<sup>16)</sup> Vermuthlich der Berliner Musikkritiker und Schriftsteller H. Fr. Ludw. Rellstab. 1799—1860. Seine Selbstbiographie «Aus meinem Leben» (Berlin 1860, 2 Bände) ist reich an interessanten Einzelheiten. Vgl. auch ADB. 28, 781 ff.

quillt es hin in seinen leisen Wendungen! Bei aller Gewähltheit einfach, offen und klar, weil zierlich umwunden. Ein feines Sieb vom edelsten Metall, aus dem ein erquickender Thau hell und reichlich strömt. Ich dagegen sage Ihnen Artigkeiten wie Grobheiten ins Gefühl, herzlich gemeint, aber so direkt, so geradezu; aufrichtig, aber wie ein schwieliger Händedruck, bei dem man aufschreit. Die alte Fabel vom Bären und der Fliege!

Mit bestem Dank das «Ehrengedächtnis» zurück. Es ist zugleich das Ihrige. Dieser Hammerschlag war der schwächste nicht auf C—'s Sarg<sup>17)</sup>.

Es zirkuliren mancherlei Gerüchte durch die Stadt. Man spricht von Entlassung. Spuren wie beim seligen Tzschoppe und dem seeligen Scheele<sup>18)</sup> sollen sich zeigen. Die fixe Idee — so hörte ich — wäre der ausgezeichnete Empfang von Seiten der Königsberger Universität, auf den man schwört. Ist Wahnwitz nicht der regelrechte Schluß zu verückten Prämissen. Die einzige Logik, die letzte nothwendige Consequenz im Denken solcher Köpfe. Sie fangen da erst an ihrer Amtsstellung würdig zu werden, wenn sie selbe durch ausgesprochene Tollheit verwirken. Ihre Geistesabwesenheit sind die einzigen Spuren, die ihr Geist zurückläßt.

Keinen wertheren Partner zu Ihrem freundlichen Briefchen als Herrn GeheimR. Schulze<sup>19)</sup> konnten Sie mir zugesellen. Es ist der Einzige, mit dem ich dessen schmeichelhafte Zusicherungen ohne Eifersucht theile.

Meine Frau dankt aufs verbindlichste für Ihren ehrenden Gruß. Sie will à mon corps défendant, ihre Autographensammlung mit dem Billeto zieren.

Ihr gewogenen Freundlichkeit uns bestens empfehlend, verharre ich in hochachtungsvoller Ergebenheit.

Ihr treu gehorsamster

15./10. 44.

Klein.

7.

Geehrter Herr Geheimerath!

Sind Sie im Besitze von Hormayrs Werk über die Erhebung Tyrols (es existirt ein besonderes Buch darüber von H.)<sup>20)</sup>, würden Sie mich sehr verbinden, wenn Sie es mir freundlichst auf kurze Zeit borgen wollten.

In gewohnter Hochachtung und Ergebenheit

Klein.

8./4. 58.

---

<sup>17)</sup> Zum Gedächtnisse Adalberts von Chamisso. Ausgewählte Schriften von K. A. Varnhagen von Ense. XVIII. [1875]. Chamisso starb bekanntlich am 21. Aug. 1838.

<sup>18)</sup> Geheimrat v. Tzschoppe, Mitglied des Obergerichtskollegiums, spielte mit Scheele in der gegen das Junge Deutschland eingeleiteten Untersuchung eine führende Rolle. Vgl. Varnhagen, Tagebücher, I. S. 276. Houben, 55 ff.

<sup>19)</sup> Ministerialrat Joh. Schulze, Freund Varnhagens, verheiratete Klein mit der Witwe Cosmars.

<sup>20)</sup> Vgl. darüber Wurzbach, Biogr. Lexikon, 9 (1863), S. 280—281.

## Münchener Holzfiguren ungarischer Tänzer aus dem XV. Jahrhundert. (Mit vier Abbildungen.)

Im vergangenen Sommer war ich eben im Begriff, Paris zu verlassen, als wir vor der Abreise über Reiseprogramme und ausländische Spuren ungarischer Kultur plauderten, und da erwähnte jemand, der keine gewöhnliche kunsthistorische Bildung besaß, daß es der Mühe wert wäre, über München fahrend, die sogenannten kleinen ungarischen Maruska-Tänzer näher zu betrachten, jene Tänzerfiguren, die in den neueren Auflagen Baedekers als sehenswert bezeichnet werden. Aus dem Heere der sich nach und über München hinziehenden Ungarn haben sich dafür scheinbar sehr wenige interessiert; aufmerksam wurden sie fast von keinem Reisenden betrachtet. Niemand erwähnte sie bei uns. Mein Gewährsmann, der die geschnitzten Holzfiguren ganz flüchtig kannte, maß ihnen ebenfalls keine besondere Bedeutung bei. Er meinte vielmehr lächelnd, daß jene Maruskas wahrscheinlich fiktive Ungarn seien, und sie könnten von uns ruhig weiter verborgen bleiben im Dunkel des alten Rathaussaales von München.

Ich bin auf der Heimreise Ende August in München abgestiegen, und eines schönen, hellen Vormittags besuchte ich das alte Rathaus. Durch die bunten Butzenscheiben strahlte das Licht in breiten Strömen in den ehrwürdig-altertümlichen großen Saal herein, und es war sehr leicht, die gesuchten Holzfiguren durch ein Fernglas ins Auge zu fassen. Eine Renovierung des alten Münchner Rathauses wurde im Jahre 1474, also zur Zeit der angehenden deutschen Renaissance, vollendet. Damals baute man den gewaltigen Saal mit der Bestimmung, daß er als würdiger Schauplatz für Versammlungen, Festlichkeiten und für die Bälle der Stadt diene. Der Rat ließ ihn reichlich schmücken. Über dem Prachtsaal wölbt sich eine Tonnendecke. Diese ruht auf einem in Holz geschnitzten Fries von Länder-, Städte- und Geschlechtswappen. Der Wappenfries wird unterbrochen durch eine Anzahl von kleinen Konsolen, auf welchen farbige Statuetten stehen. Dies sind die ungarischen Maruska-Tänzer.

Der erste Eindruck der ungefähr dreiviertel Meter hohen Holzfiguren war überraschend. Aus ihren Bewegungen strahlt graziöse Lebendigkeit und frisches Feuer. Unbändige, ausgelassene Lustigkeit erfüllt sie alle. Ihre Tracht ist sehr phantastisch; Kleider und Hosen sind bei den meisten mit Schellen besetzt. Es muß das Werk eines bedeutenden Talentes sein, der das Holz mit einem solchen Schwung durchhauchen konnte. In den Gesten, Physiognomien, Grimassen und Kostümen der einzelnen Figuren zeigt sich große Formgewandtheit, liebevoller Kunstfleiß, lebendige Durchbildung und individuelle Mannigfaltigkeit. Ich suche nach dem Namen des Künstlers. Es ist Erasmus Grasser, Münchner Steinmetz und Architekt aus dem letzten Viertel des XV. Jahrhunderts. Er arbeitete am alten Rathaus zusammen mit dem Architekten Jörg Ganghofer von Haslbach, dem Erbauer der Frauenkirche. Grasser erhielt den Auftrag, eine Anzahl von Figuren zu verfertigen, die die teilweise Zweckbestimmung des großen Saales symbolisieren sollten. Nach einer gleichzeitigen Quelle<sup>1)</sup>, den

<sup>1)</sup> Über Erasmus Grasser verdanke ich manches den persönlichen Mitteilungen des Oberbibliothekars der Stadt München Ernst von Destouches. Vgl. auch seine



Rechnungen der städtischen Kammer, soll «Meister Asm der Pildschnitzer» 1480 172 rheinische Gulden erhalten haben für «XVI. pilden Maruskantant», welche Bilder ungarische Tänzer darstellten. Von den 16 Statuen sind im Laufe der Zeit 6 zugrunde gegangen. Die noch vorhandenen 10 Figuren zeugen genügend von der ausgezeichneten Begabung ihres Schöpfers. Ich befrage um Rat das große Werk von Berthold Riehl, dem ausgezeichneten Topographen<sup>2)</sup> der bildenden Kunst Bayerns. Er bestätigt historisch die günstige Beurteilung nach einer bloßen Impression. Grassers Narrenfiguren — diese irrtümliche Bezeichnung der ungarischen Tänzer kommt wegen ihrer phantastischen Tracht vor — gehören zu den hervorragendsten Schöpfungen der Münchner Bildhauerkunst. Als Werke der profanen gotischen Bildhauerei sind sie fast von epochaler Bedeutung. Ihre Technik bezeugt eine siegreiche Behandlung der Materie, ihr ganzer Ausdruck ist ein Triumph über die asketischen Gebärden des Mittelalters. Diese sind im XV. und XVI. Jahrhundert vielfach zu äußerlichen Posen herabgesunken, welche dann den ersten religiösen Bildwerken unsicher und gezwungen standen. Die Wende des XV. und XVI. Jahrhunderts ist eine Glanzzeit der deutschen Plastik. Auch die Münchener Skulptur löst sich aus ihrer mittelalterlichen Gebundenheit. Münchens Holzplastik steht fast in derselben Höhe, wie die von Nürnberg. Ihr großer Aufschwung hängt mit der Ausstattung der für München so charakteristisch gewordenen Frauenkirche zusammen, die zwischen 1468 und 1494 erbaut wurde. Die Münchner Kunst strahlt auf die Umgebung der Stadt aus, und in benachbarten Ortschaften (Blutenburg, Pipping) sieht man auch heutzutage Holzfiguren, die aus dem Ende des XV. Jahrhunderts stammen. Von den Tanzfiguren Erasmus Grassers gibt Berthold Riehl<sup>3)</sup> folgende Beschreibung: «Grasser schwelgt bei diesen Tänzern geradezu in den schwierigsten Verrenkungen, durch die, wie durch die höchst charakteristischen Physiognomien er Temperamente und Stimmungen der Tänzer und Tänze mannigfaltig schattiert. Fein streift er dabei mit der komischen Steigerung der Affekte im Tanz an Karikatur, zu der ja diese Belustigung so sehr lockt, nicht nur bei den temperamentvollen Maruska-Tänzern, sondern sogar heute noch, wenn die Paare geziert und steif, wohlgemessen durch den Saal walzen. Da hüpf't zur Introdution ein Jüngling mit langwallenden Locken sicheren Sprunges siegesbewußt herein. Ungelenk und leidenschaftlich stampft neben ihm ein Ungar seinen Tanz, das Haupt mit einer Art Turban umwickelt; anderen mag er häßlich erscheinen, sich selbst, wie sein Blick sagt, gefällt er. Mit Feuer sind alle bei der Sache, besonders aber auch jener, dessen phantastischen Kopfputz eine Schlange ziert, und der uns mit rollenden Augen und zugreifenden Händen entgegenspringt (Fig. 1). Zu einem starken, wirbelartigen Dreher holt der Mann mit der hohen, schellenbesetzten Mütze aus, während jener mit dem Federbusch im Kopftuch durch sentimentale Grazie bezaubert; langsames Dehnen gibt ihm günstige Gelegenheit, die schlanke Schönheit seiner Taille zur Geltung

Aufsätze: Säkularbilder aus Münchens Vergangenheit (S. 22), weiter einen Artikel in der Münchener Gemeindezeitung. 1886. Extrablatt, Nr. 46.

<sup>2)</sup> Berthold Riehl: Die Kunstdenkmale Bayerns I, 2, S. 1177—78. Daraus entnommen Fig. 1. 2. 3.

<sup>3)</sup> B. Riehl: Die Münchner Plastik in der Wende vom Mittelalter zur Renaissance. (Abhandlungen der Kgl. Bayer. Akademie der Wissenschaften. III. Klasse. XXIII. Bd. II. Abteilung München. 1904. S. 406—7).

zu bringen, während sein häßliches, derbes Gesicht im komischen Kontrast zu seinem gezierten Wesen steht (Fig. 2). Ein anderer schließlich, der einem fidelen Schneiderlein ähnlich sieht, hüpfte fröhlich herum, ist er es doch, der des Tanzens höchsten Witz erfaßt hat (Fig. 3). Nicht in holder Anmut wiegen sich Grassers Tänzer, sondern im ausgelassensten Jubel, voll Schnurren und Fröhlichkeit, jagen sie durch den Saal.»

Die kunsthistorische Stellung der Bildwerke Grassers ist somit bestimmt. Nun möchten wir ihre kulturgeschichtliche Bedeutung, und im Zusammenhang damit ihre speziell ungarischen Beziehungen beleuchten. Die Fragen, die sich uns hier aufdrängen, sind folgende: Was bedeutet das Wort Maruska? Was für ein Tanz war jener Maruska-Tanz? Wie wurde er mit den Ungarn in Verbindung gebracht? Haben die Ungarn einen ähnlichen Tanz jemals in München vorgeführt?

Das Ende des XV. Jahrhunderts ist das Zeitalter einer leidenschaftlichen Tanzliebhaberei in den deutschen Städten<sup>4)</sup>. Man tanzte zu dieser Zeit sogar in den Klöstern, in den Refektorien und Kreuzgängen. Überall ist das Rathaus der vornehmste Schauplatz dieser Tanzbelustigungen. München war besonders berühmt durch seine lokalen und eigentümlichen Tanzfeste. Zu diesen gehörte das siebenjährlich abgehaltene, karnevalartige Fest der Münchner Schächflergesellen, der berühmte Aufzug zum Schächflertanz, dessen Spuren sich in den heutigen Volksfesten erhalten haben<sup>5)</sup>. Im reichdekorierten Ballsaal der Stadt wurden damals die «Geschlechtstänze» aufgeführt, und bei solchen Gelegenheiten erschienen auch bayerische Herzöge im Kreise der schmucken und schönen Bürgerfrauen. Aus den wiederholten Verordnungen der Konzile geht hervor, daß die Mode der aus dem Auslande gekommenen unzünftigen Tänze feste Wurzeln geschlagen hat. Zu diesen feurigen Tänzen gehörte auch der Maruska-Tanz, den Heckels Lautenbuch (1562) folgenderweise erwähnt: «der Maruska-Tanz das ist Maurischer Tanz, Morisque». Andere Bezeichnungen desselben sind: Morisca, Moresca, La Moresque, morris-dance<sup>6)</sup>. Im heutigen Deutsch heißt er Mohrentanz.

Die Morisca oder Moresca ist die italienische Bezeichnung für den Tanz der Mauren. Das Wort Morisco bedeutete im Spanischen einen Abkömmling der mit Gewalt zum Christentume bekehrten Araber. Die Moresca wurde in Spanien gewöhnlich von einer Anzahl junger Leute mit Schwertern in den Händen unter seltsamen Sprüngen zur Darstellung gebracht; er war also eine Art Schwert- oder Waffentanz. Dieser hat sich hauptsächlich in jenen Ländern verbreitet und seine unbändige Originalität ungeschwächt erhalten, wo man gegen die Türken, Sarazenen und Araber, das heißt gegen den Islam kämpfte<sup>7)</sup>. Die Moresca ist zwar im XIV.,

<sup>4)</sup> Alwin Schultz: Deutsches Leben im XIV. und XV. Jahrhundert. Zweiter Halbband. Wien 1892. S. 489—94.

<sup>5)</sup> Rudolf Voß: Der Tanz und seine Geschichte. Erfurt, 1868. S. 155.

<sup>6)</sup> Franz Magnus Böhme: Geschichte des Tanzes in Deutschland. Leipzig, 1886. II. S. 73. 108. 186—7.

<sup>7)</sup> Böhme a. a. O. I: S. 132—4. Albert Czerwinski: Geschichte der Tanzkunst. Leipzig. 1862. S. 65. — Wir haben bisher leider keine zusammenhängende historische Darstellung der ungarischen Tänze. Das Wort moresca kommt weder bei Grimm, noch in Schmellers bayerischem Dialektwörterbuch, noch im Historischen Wörterbuch der ungarischen Sprache vor.



Fig. 1.



Fig. 2.



Fig. 3.



Fig. 4.





XV. und XVI. Jahrhundert auch in West- und Nord-Europa beliebt, aber in Frankreich schrumpft sie zu einer Balletteinlage zusammen, in England wird sie zu einer Volksbelustigung gemildert. Der englische morris-dance ist der Maskenzug gewisser stereotyper Figuren, die hanswurstartig gekleidet erscheinen<sup>8)</sup>. Der Mohrentanz bewahrt seinen ursprünglichen Charakter im Osten und Süden, in Ländern und unter Völkern, wo er die symbolische Darstellung der christlich-heidnischen Kämpfe bleiben konnte, so auf der Insel Korsika, in Orieichenland, dann unter den Serben, Montenegrinern, Albanesen und Dalmaten (war vielleicht Kinizsis ungestörter Tanz nach seinem berühmten Siege eine Moresca?). Ich wage unbedingt zu behaupten, daß die mauresque sich auch bei uns verbreitete, da sie den Geist der Türkenkämpfe frappant verkörpern konnte.

Meine Annahme kann ich zwar durch keine einheimische Quelle unterstützen, ich bin jedoch zufällig auf eine italienische Quelle geraten, die unbedingt beweist, daß gegen 1500, also zur Zeit, da Grasser seine Holzskulpturen ungarischer Tänzer als Animierfiguren für den Münchener Stadtsaal verfertigte, der Mohrentanz durch Ungarn tüchtig getanzt wurde. Pietro Aretino, der »göttliche« Humanist, die Geißel der Fürsten, erwähnt in seinen berühmten, schlüpfrigen Dialogen, daß ganz Rom bewunderte jene Ungarn, die im Jubeljahr 1500 um Sündenerlaß nach Rom pilgerten und dort mit einer leidenschaftlich-feurigen Moresca Aufsehen erregten. Welch stilvolles Aufsehen im Rom der dämonischen Gelüste eines Alessandro Borgia! Im ersten Teil der Ragionamenti des Aretino<sup>9)</sup> führen zwei römische Hetären ein Zwiegespräch. Antonia befragt tröstend die trübsinnige Nanna, warum sie so traurig sei. Sie hätte keinen Grund dafür, da ganz Rom in sie vernarrt sei, und man tanzt einen Mohrentanz um sie herum so stürmisch, wie es die Ungarn im Jubeljahre taten.

Die Münchner Statuen dürfen also nicht ohne Grund für Abbildungen ungarischer Tänzer betrachtet werden. Gegen die Wende des XV. und XVI. Jahrhunderts waren die ungarischen »Maruska-Tänzer« weithin berühmt. Es lohnt sich zu erwähnen, daß in Haartracht, Schnurrbart, Gesichtsform und Kopfbedeckung eine der Münchner Figuren merkwürdige Übereinstimmungen zeigt mit der Gestalt des Zebedeus (1566), wie dieser auf einem Altar des Kaschauer Domes<sup>10)</sup> dargestellt ist (Fig. 4).

Aber auch aus den allgemeinen historischen Verhältnissen ist leicht zu erschließen, wie es vor ungefähr 400 Jahren dazu kommen konnte, daß ungarische Tänze in München bekannt wurden. Die Wittelsbacher stehen um 1470 im regsten Verkehr mit unserem König Matthias Corvinus. Christoph, der Bruder Albrechts des Weisen, des regierenden Herzogs von

<sup>8)</sup> Ihre Beschreibung mit Abbildungen vgl. bei Czerwinski a. a. O. S. 217—226. Manche der englischen Figuren weist Ähnlichkeiten auf mit den Münchner Figuren.

<sup>9)</sup> Capricciosi & piacevoli Ragionamenti di M. Pietro Aretino. Nuova Edizione. Stampati in Cosmopoli. L'Anno 1660. S. 17. Antonia: «...e sempre la casa tua è piena come l'uovo le tutta Roma ti fa intorno quella moresca, che si suole veder fa da gli Ongari al Giubileo.»

<sup>10)</sup> Divald: Magyarországi csúcsíveskori szárnyasoltárai. I. Budapest, 1908. S. 11. (Die Flügelaltäre Ungarns aus dem Zeitalter der Gotik.) Daraus Fig. 4. — Für diesen wertvollen Hinweis bin ich dem Kunsthistoriker Dr. Hugo Kenczler verpflichtet.

Bayern, tritt als Lehnsmann in den Dienst des ungarischen Königs, und dieser verwendet den vornehmen deutschen Ritter für einen Vertrauensdienst. Christoph wirbt in Neapel im Namen seines Lehnsherrn um die Hand der späteren ungarischen Königin Beatrix von Aragonien. Im Jahre 1487 erscheinen am ungarischen Hofe bayerische Gesandte, um ein gemeinsames Vorgehen gegen Kaiser Friedrich III. zu erwirken. Ungarn grenzt zu jener Zeit direkt an Bayern, da Matthias in Salzburg mehrere Burgen eroberte<sup>11)</sup>.

Die deutsche Kunstgeschichte setzt als gleichartige Schöpfungen an die Seite der Grasserschen Tanzfiguren die markanten Statuen der zwölf Apostel in der Kapelle von Blumenburg. Dieses Dorf liegt in der unmittelbaren Nähe Münchens. Ich machte einen Ausflug in diese kleine Kapelle, die 1488 erbaut wurde, und siehe! das ungarische Wappen ist hier zweimal abgebildet: einmal auf der Wand, zweitens in der Mitte eines schönen alten Glasfensters. Auf der Wand sieht es blaß aus, auf dem Fenster leuchtet es jedoch mit den lebendigsten Farben. Diese spärlichen ungarischen Beziehungen hat die Münchner Kunst aus dem Ende des XV. Jahrhunderts aufbewahrt.

Andreas Sass.

## Zu den deutschen Bearbeitungen der Geschichte von der schönen Irene.

Von Dr. Josef Trostler in Temesvár.

Die Geschichte der schönen Griechin gehört seit dem XVI. Jahrhundert dem Bestand der internationalen Wanderstoffe an<sup>1)</sup>. Bandello führt sie in die Weltliteratur ein (1554), Boisteau übersetzt sie ins Französische (1570), der Engländer William Painter nimmt sie in seine Sammlung *The palace of pleasure* (1566—67) auf, und Joachim Camerarius macht sie durch seine lateinische Überarbeitung (*De rebus turcicis commentarii duo*, MDXCVIII) hoffähig. Dramen, Novellen und Romane erscheinen in ihrem Gefolge bis tief in das XIX. Jahrhundert hinein. Früh finden sich deutsche Bearbeiter ein. Hans Sachs bringt die lateinische Darstellung des Martinus Crusius in deutsche Verse (München, Codex Germanicus. Nr. 5102. 11.). Die Geschichte erscheint als selbständige Erzählung im Glücks- und Liebeskampf (1615, vgl. G. Heinrich, a. a. O. S. 24); Jacob Ayser verwebt sie in seine *Schröckliche Tragedi. Vom Regiment vnnd schändlichen Sterben des türkischen Keisers Machumetis des Andern*, Gryphius in seine *Catharina von Georgien* (1657), auf Grund eines lateinischen Gedichtes von Ludovicus Cellotius und der *Icaria* (1637) des Schwaben Joh. Bisselius (vgl. *Egyetemes Philologiai Közlöny*, 1910. XXXIV, S. 152 f. und S. 378 f.), der Vielschreiber Happel entlehnt sie dem

<sup>11)</sup> Riezler: Geschichte Bayerns. III. S. 488. 521—2.

<sup>1)</sup> Vgl. M. St. Öttering, Die Geschichte der schönen Irene in den modernen Literaturen. Würzburg, 1897 u. Zeitschr. f. vgl. Literaturgeschichte XIII, 27, 146; das ungarische Drama «Mohamed II.» von Wolfg. Bolyai, herausgegeben von Gustav Heinrich, Budapest 1899, in der wertvollen Einleitung.



Camerarius (Ungarischer Kriegs-Roman. 1686, II. 712f. vgl. Egy. Phil. Közlöny. 1890. XIV. S. 374f. und G. Heinrich, a. a. O. S. 23f.), und noch am Ende des Jahrhunderts taucht sie auf dem Spielplane der Hamburger Oper auf (Mahomet II. 1696). C. von Ayrenhoffs Trauerspiel Irene (1881) und die Anspielung einer Haupt- und Staatsaktion (K. Weiß, Die Wiener Haupt- und Staatsaktionen, 152, u. G. Heinrich, a. a. O. S. 31) leiten hinüber zu Heinrich Stieglitz' Bilder des Orients (1831—33, vgl. Egy. Phil. Közlöny. 1902. XXVI, 349), dem Drama A. Schnetgers (Mohammed und Irene. Leipzig 1857) und dem Roman eines Unbekannten Mohammed und Irene (Gratz. 1858).

Ich vermag diesen Bestand der deutschen Bearbeitungen durch einige bisher unbekannte zu ergänzen. Denn die Geschichte hatte Eingang gefunden in jene kompilatorischen Sammelwerke des XVII. Jahrhunderts, die so vielen Stoffen ihr literarisches Leben fristen halfen, bis sie am Ende des XVIII. und am Anfang des XIX. Jahrhunderts romantisch aufgebauscht zu neuem Leben erweckt wurden. Allerdings ist keine dieser Bearbeitungen von einem größeren Umfang oder einem besonderen literarischen Interesse. Sie beruhen auf gemeinsamen Quellen, deren Darstellung sie wortgetreu übernehmen, und an deren Bilder und Wendungen sie sich mit einer für die Zeit charakteristischen kompilatorischen Sorgfalt klammern. Sie sind skizzenhaft und anekdotisch abgestimmt, verzichten auf jede künstlerische Wirkung und operieren mit den verbrauchten Requisiten des modischen Stiles. Ihre Bedeutung ist somit eine rein stoffgeschichtliche. Sie bezeugen das ungeschwächte Fortleben der Geschichte und füllen die Lücken der literarischen Überlieferung aus.

1. Der Pegnitzschäfer Siegmund von Birken eröffnet die Reihe (Spiegel der Ehren des Höchstlößlichen Kayser- und Königlichen Erzhauses Oesterreich... Nürnberg. 1668. pag. 609 f.). Sein Gewährsmann ist Camerarius, den er ohne Selbständigkeit übersetzt. Die Gegenüberstellung einiger Sätze des Originals und der Übersetzung möge ihr Verhältnis veranschaulichen.

Camerarius:

Post dies paucos principes Aulae universos cum ductoribus praecipuis copiarum conuocari iussit, et ad eos processit adducens Irenem, et ornatu precioso et exquisito cultu spectandam. Quam qui conuenerant intuentes, ita affici, ut facile ignoscerent imperatoris erga ipsam affectioni.

Ibi fertur Mahometha cum propter se assidentem Irenem deprehendisset, interrogasse praesentes: an perperam facere sese arbitrentur, qui talem foeminam singulari amore complecteretur? Cum nemo hoc facto ipsum peccare, ac contra omnes dicerent fructum amoris istius percipientem illum nequaquam delinquere: ‚at mihi‘ inquit Mahometha,

Birken:

Nach etlichen tagen liesse er alle Bassen vnd andere vornehme Hof- und Kriegsbediente in seinen Palast zusammen beruffen: zu denen er/die schöne Irene aufs herrlichste geputzt/und daher noch schöner an der Hand führend/heraustratte. Als alle Anwesende ob diesem Schönheitswunder erstaunten/vnd den Sultan bey sich selber/wegen seiner Liebe zu diesem himmlischen Bilde/ganz vor entschuldigt hielten; fragte er sie: Ob sie dann meynten/dass er unrecht gethan/indem er dieses aller schönste Weibsbild so inbrünstig geliebet. Es ward eines Mundes gewantwärtet: Er und niemand sey zu verdenken/wann er/so einer schön-

ut regni negotia et nostrorum omnium dignitatem et meam quoque existimationem curae imprimis esse perspiciatis, et studium amplificandi nomen Othomanicum in me nequaquam refrixisse. Id quod mihi charissimum est in hoc orbe terrarum, una cum animi mei inclinatione et sententia, quoniam ob stare et impedimentum moramque inferre fortunae publicae priuataeque prosperitati videtur, mea sponte alienaturus, et his quasi vinculis conatus virtutis nostrae sum liberaturus? Et his dictis nouacula, quam secum attulerat, subito collum Irenes incidit, ut statim ante pede sipsius cum omni praesentium stupore, qui quasi attoniti astabant, mortua illa consideret.

heit zu geniessen gelegenheit suche. Darauf fuhre er fort gegen ihnen zu reden/mit diesen Worten. Ihr sehet/vnd müst bekennen/dass ich grosse Vrsach gehabt/seither dieses Weibsbilds freywilliger Gefangener zu seyn. Damit ihr aber glaubet/dass die Sorgfalt/das Othomanische Reich zu mehren/auch mein vnd eure Ehre und Wolfahrt zu handhaben/bey mir noch nit erloschen: so wil ich euch hiemit zeigen/dass ich mein selbst und meiner Begierden Herr vnd Meyster sey/indem ich desjenigen/was mir auf Erden am liebsten ist/weil es der Aufnahme des Muselmanischen Reichs zu wider ist, mich selber freywillig berauben werde. Solches sagend/zuckte der Tyrann ein Scheermesser/so er mit sich genommen/vnd gabe damit der vnseeligen Irene einen Schnitt in die Gurgel/dass sie alsobald todt neben ihm niederfiele/vnd die Anwesenden hierüber vor entsetzen erstarrten.

2. Aus Camerarius schöpft auch der fruchtbare Erasmus Francisci (vgl. Jöcher, Gelehrten-Lexicon II, 1750, pag. 703—705) in seinem dem Treurtoonnel Der Doorluchtige Mannen des Niederländers Van den Bosch nachgebildeten Trauer-Saal. (Der Zweyte Trauer-Saal steigender und fallender Herren: Oder Auf- und Untergangs der Großen Ander Theil. In welchem/mancherley Stands und andre fürnehme Personen/mit ihrem wunderbaren Glücks-Wechsel/eiteler Ehr/geruinirtem Stande/und auf kurtzes Wohlwesen erfolgtem Unglück/der Nach-Welt zum betrübten Anblick/und traurigem Beyspiel/kläg- und beweglich erscheinen. Fügtelsettel/durch Erasmus Francisci. Nürnberg/In Verlegung Joh. Georg Endters. Im Jahr. 1687. Nr. XXVII. S. 795 ff. Constantinus/der letzte Griechische Keyser/und die Griechische Hof-Dame Irene . . .) Die Bearbeitung ist frei und nicht ungeschickt. Wie in anderen Erzählungen Franciscis, sollen auch hier kleine Zusätze und Verzierungen den Schein der Selbständigkeit erwecken.

3. Ev. Gvernerus Happel nimmt die Geschichte nicht nur in den Ungarischen Kriegs-Roman auf (s. oben), sondern er schmückt damit auch seinen wunderlich zusammengelesenen Thesaurus Exoticorum Oder eine mit Ausländischen Raritäten und Geschichten wohlversehene Schatz-Kammer (von Ev. Gvernoro Happelio. Hamburg. 1688. S. 140. Vgl. noch Magyar Nyelvőr. 1913. 42, 318.) Die Darstellung stimmt im Wortlaut mit der des Kriegs-Romans überein und setzt die Bekanntschaft mit Francisci voraus.

4. Aus Francisci schöpft der nicht weniger fruchtbare Jacob Daniel Ernst.

(Die Neu-zugerichtete historische Confect-Tafel, worauff in Einhundert anmuthigen SchaaLEN / viel und mancherley ausserlesene / sehr denckwürdige / und meistentheils neue Trauer- Lust- und Lehr-Geschichte also auffgesetzt werden / daß iedwede mit angenehmer Kürtze auffgetragene Erzehlung / einen sonderbaren Spruch heiliger Schrifft / mit ihrer Haupt-Lehre bestätigt . . . Zum andermal gedruckt und verlegt von Gottfried Ritters / im Jahr 1690 zu Altenburg. I. LXIII. S. 370 ff.) Seine «Seltsame Überwindung der Liebe» bedeutet selbst Happel gegenüber keine Entwicklung.

5. An Francisci lehnt sich auch der Verfasser der berühmten und noch vom Romantiker E. T. A. Hoffmann ausgeschriebenen Asiatischen Banise (1689, vgl. Zf. f. d. Phil. 22, 60. 168), Heinrich Anshelm von Ziegler und Klipphausen an. (Täglicher Schauplatz der Zeit. Frankfurt. I. 627—628.) Er ändert an Franciscis Erzählung kaum ein Wort und schließt seinen Bericht mit der ziemlich unpoetischen Grabschrift:

Irene.

Mein Spiegel rettete mir anfangs Leib und Leben/  
Und ich muß Ehr und Krantz in die Rappuse geben.  
Man soll auf diese Grufft nicht Blum und Rosen streun/  
Weil nicht Irene will der Keuschheit Märtrer seyn.

6. Eine Irene-Romanze des österreichischen Dichters B. J. Roller veröffentlicht der von J. F. Ratscky und A. Blumauer redigierte Wiener Musenalmanach auf das Jahr 1789 (S. 19—22) unter dem Titel «Mohamed II.» Technisch weist das Gedicht auf die ältere Romanzendichtung, und wenn es sich auch nicht vergleichen läßt mit Coppées *La tête de la sultane* (*Les récits et les élégies*. Paris 1878), so übertrifft es an Lebendigkeit, vor allem durch den halb ernst, halb komisch gemeinten Schluß Stieglitz' breitspurige Erzählung. — Der Kaiser zieht in das erstürmte Konstantinopel ein und erblickt die schöne Griechin:

So schön wie die Sonne, so sanft wie der Mond,  
Die Wangen so rosig, die Locken so blond,  
So jugendlich, wie der erwachende May,  
Wie fühlte der Kaiser sich selig dabey.

Sein Busen dem Felsen im Meere sonst gleich,  
Wie ward er auf einmal so fühlend, so weich;  
Wie brannte der Liebe verzehrende Glut  
Zu Zunder den unüberwindlichen Mut.

Drey Monden verseuft er im einsamen Schloß,  
Und lag wie versunken der Liebe im Schoos,  
Vergaß im Genusse Regierung und Staat,  
Und schwelgte im Taumel der Lüste sich matt.

Die Bassen machen ihm Vorwürfe:

O Kaiser, vor kurzem ein Held,  
Und nun von der Liebe zum Sklaven entstellt.  
Schnell wie ein Gewitterschlag traf ihn das Wort,  
Er sandte zum Divan die Mächtigen fort;  
Bald hatt er auch stattlich in fürstlicher Tracht —  
Irenen zur großen Versammlung gebracht.



Hier seht, ob diess Weib nicht auch Helden bethört,  
So rief er, und riß aus der Scheide sein Schwert,  
Rings scholl ein Gemurm, kaum hörbar und dumpf,  
Und huy flog ihr Kopf von dem blutigen Rumpf.

Ihr küßlichen Fräulein, erbaut euch daran,  
Und herzet ja nicht einen türkischen Mann:  
Teutonias Helden zu minnen ist Pflicht,  
Die kosen euch feiner, und köpfen euch nicht.

\* \* \*

Wir wollen zum Schluß in chronologischer Reihenfolge die ungarischen Bearbeitungen des Stoffes anführen:

1. Benedikt Árkosi, *Imádságos könyo* (Gebetbuch) aus dem Jahre 1660. (Handschrift. Eine kurze Anekdote daraus veröffentlichte Fr. Kanyaró, *Egyetemes Philologiai Közlöny*. 1908, XXXII, 476.)

2. Joh. Taxonyi, *Az emberek erköltseinek és az Isten igazságának Tükörei*. Győr 1743, II, 467. (Ein Buch religiös-erbaulichen Inhalts, erzählt die Geschichte auf Grund einer Predigt des Mauritius Nattenhaus, vgl. L. Katona, *Egy. Phil. Közlöny*, 1900, XXIV, 502.)

3. Klemens Mikes (1690—1762). Knapp abgerundete Erzählung in seiner 1796 erschienenen Briefsammlung. (Nr. LXIII. Der Brief datiert vom 7. September 1725. — Seine Quelle war vermutlich: Guillet, *Histoire du regne de Mahomet II*. Paris 1681, vgl. G. Király, *Egy. Phil. Közlöny*. 1909, XXXIII, 270.)

4. Wolfgang Bólyai, II. Mohamed vagy a ditsőség győzedelme a szerelmén. Szom. játék III felvonásokba. 1817. (Trauerspiel in drei Aufzügen. — Seine Quelle ist Mikes' Brief, vgl. G. Heinrich a. a. O. S. 4 ff.)

5. Karl Kisfaludy, Iréne. Szomorújáték öt felvonásban. 1820. (Jambendrama in fünf Aufzügen. — Sein Gewährsmann ist Bólyai.)

## Johannes Duchon.

Von Desider von Rexa, Archivar in Székesfehérvár.

In dem unaufgearbeiteten Materiale der Alsó-Kubiner «Bibliotheca Csaplovisiana Arvensis» fand ich einen fingerdicken Quartband, in welchem eine Menge kleiner, aus dem Anfange des XVII. Jahrhunderts stammender Abdrücke zusammengebunden war. Vom Colligato, das ich zwecks des richtigen Sortierens auseinander heftete, ergab sich, daß es einst den Besitz des in Moson (Wieselburg) in Ungarn geborenen Johannes Duchon bildete, der zu Ende des ersten Viertels des XVII. Jahrhunderts Hörer der Universitäten Wittenberg und Rostock war.

Unter den diesem Sammelwerke einverleibten Abdrücken fand ich auch ein von demselben stammendes Gedicht, das folgenden Titel hat:

HOSCHIANA SACRVM || Nuptiarum Solemnitati auspicatissimæ || Viri Reverendi, Doctrina & pietate || clarissimi || DN. M. IOHANNIS || CHRYSOLTI || Ecclesiæ D. Nicol : apud Rostoch : pasto || ris vigilantissimi, meritißimi : || ET || Pientissimæ [sic] lectissimæq. virginis || DORO-

THEÆ ALWARDIÆ || Integerrimi & spectatissimi Viri || DN. JACOBI  
 ALVVARDI, Civis || Rostochiensis primarij p. m. Filiæ, || Ad aram || OB-  
 SERVANTIÆ || GRATITVDINIS || Interpretibus amicis & contereaneis, accla || matum. || Ex Rhodopolitano Portu Musarum || Exscribente  
 typis JOACHIMO PEDANO || ANNO MDCXXV. (4<sup>o</sup> A+B+C, = 2<sup>1/2</sup> Bg.  
 = 10 numm. Bl.)

Am unteren Rande des Titelblattes mit Handschrift:

Literiss Dn Dūchoni [sic!]  
 mittit. Starckius

Offenbar ist dies Buch eine Spende des jungen Erfurter Heinrich Starcke, der die letzte der Dichtungen, ein langes lateinisches Poem, verfaßte. Wahrscheinlich war er auch der Mäcen, dessen Freigebigkeit den Druck des Heftes ermöglichte.

Die in lateinischer und griechischer Sprache geschriebenen Festgedichte stammen, mit Ausnahme eines, dessen Verfasser unser Duchon ist, von Deutschen, namentlich von: M. Andreas Schlussemburgius Superint. Neobrand., M. Henr. Boltenius H. W. Ecclesiæ Sundanæ ad. S. Nicol. Archidiaconus, M. Joh. Watkins ἐνθύσιος καὶ ἐνχαρίστω, Joh. Botsak Hervod. Westph. S. Theol. Studios. Gerch. Gulith Osnabrugensis. Phil. Jac. Fabricius, Gobelinus Schrage Lippia. Westph. J. Andrea W. Herm. Meier Quakenbergensis Westph. Thom. Eddelerus Mindensis, David Pestel Mindensis, Theod. Balhornius Susat, Westf. Zach. Brockmannus Cygneus Meier SS. Th. St. Henrikus Steltmannus Susat. — Sein Gedicht setzt sich aus zwei Gruppen zusammen; die erste (I.) besteht aus sechs, die zweite (II.) aus vier Distichen. Unter dem Gedichte steht:

Fac. Witeb.  
 JOHANNES DUCHON  
 Ung.

Außer seinen poetischen Ergüssen enthält dieser Sammelband auch andere, nicht uninteressante Produkte seines Geistes, die den Nachweis liefern, daß die noch hie und da bestehende Methode, ein Doktorat zu erwerben, sich seit drei Jahrhunderten nicht geändert hat.

Dies entdeckte ich in Duchons colligato, insofern als das nachfolgend beschriebene Büchlein, obwohl unter dem Namen des Schlesiers August Puchner erschienen, doch Duchons Werk ist. Der Titelblatttext des Büchleins lautet:

ENCOMIVM || VITÆ RUSTICÆ || Sen || Elegantis illius problematis || Num Agricultura inter omnes || reliquos victum quærendi modos princi- || patum obtinere possit; || plana ac perspicua discubio, || quam || Post Censuram || Viri Consultiß. & Excellentiß. || DN IOHANNIS AVENNARI || J. V. Licent. Eloquentiæ Romanæ Prof. Publici || & p. t. DECANI Spectabilis, || Rublicè pronuntiavit || AVGVSTINVS PVCHNER || Crosnâ-Silesius, || in illustris ac florentißimæ || WITTENBERGENSIS ACADEMIÆ || Auditorio Majori || XVI. KL. Sextil. || Anno æræ Christianæ || M DC XXV. || Ex Typographeo JOHANNIS GORMANNI. (4<sup>o</sup> A—C = 3 Bg = 12 numm. Bll.)

Dies der gedruckte Text des Titelblattes. Doch mit Duchons Handschrift ist auf dem Titelblatte noch nachfolgendes zu lesen: Labor Johannis Duchonis.

Gleichsam zur Erhärtung seiner Autorschaft schreibt er an den Rand des Titelblattes folgendes Distichon:

Et linguam et numos dedit hic PUCHNERIA Virt[us]  
Pallas DUCHONis cætera cuncta dedit.

Ich weiß nicht, ob der Strafsenat der Wittenberger Universität erfuhr, daß August Puchners Dissertation tatsächlich das Werk Duchons war. Doch die Sonne brachte es an den Tag — wenn auch nach mehr als 250 Jahren.

Unser Autor schrieb aber außer für Puchner auch noch für andere Arbeiten, denn ein Jahr vor dem Erscheinen der Pseudo-Puchnerschen Dissertation erschien in Rostock ein folgendermaßen betitelter Werkchen:

D. J. O. M. A. || Quod felix faustumque sit || JOHANNI || TARNOVIO ||  
S. S. Theologiæ Doctori & || Professori, || quum || Lectiſſimam Virginem  
ELIZABETHAM Knorken/ || ad fecunda vota transiens || 15. Junij || in matri-  
monium duceret || GRATULABANTUR || Collegæ, fautores. || Amici ||  
ROSTOCHI || Typis exſcripsit Joachimus Pedanus, Acad. Typ.  
|| ANNO M. DC. XXIV. (4º. A + B = 2 Bg = 8 numm. Bil.)

Das letzte Gedichtchen dieser Drucksache besteht aus acht Distichen, unter die als Autor der Freund des glücklichen Bräutigams nachfolgendes zeichnete:

†.  
JOACHIMVS ALBINVS  
Patchimo-Megapol.

Neben diese Unterschrift schreibt aber Duchon die Bemerkung:

Joh Duchon  
fecit im gram. alteri.  
cuj. nn supposito.

Rev. Dn. Joachimus Albinus schmückte sich also auch mit den Federn des Ungarn Johannes Duchon, und empfing gewiß stolz die anerkennenden Glückwünsche für das wirklich schön fließende und stimmungsvolle Gedicht.

## Lilla von Bulyovszky und der Münchener Dichterkreis.

Von Professor Dr. Robert Gragger.

Ungarn hat viele berühmte Schauspieler und Schauspielerinnen, die auch über die Grenzen ihres Vaterlandes bekannt wurden, und eine Anzahl solcher Künstler, die sich als Interpreten der deutschen Klassiker einen Ruhm erwarben.

Seit dem Jahre 1859 gastierte eine ungarische Schauspielerin auf den besten deutschen Bühnen und war in wenigen Jahren bis zur Höhe einer gefeierten Tragödin Deutschlands gestiegen. Ihre seltene Schönheit, der hoheitsvolle Adel ihrer Erscheinung, die klangvolle Modulation des Organs, die geistvoll eigentümliche Auffassung ihrer Rollen, etwas pikant von dem konventionellen Typus deutscher Schauspielerinnen abweichend, führten ihr bald zahlreiche Bewunderer, auch aus Dichterkreisen, zu. Nach zwei Jahrzehnten ruhmreichen Wirkens zog sie sich wieder in ihre Heimat zurück. Vor kurzem erwarb die Handschriftenabteilung des Ungarischen Nationalmuseums ihren Nachlaß, aus dem die interessanteren Dichterbriefe hier folgen mögen.

Lilla von Bulyovszky, die Tochter des vorzüglichen Schauspielers Paul von Szilágyi, ist am 25. Mai 1834 zu Kolozsvár (Klausenburg) geboren.



Sie gehörte seit ihrer frühen Kindheit der Literatur und Bühne an und wurde bis zu ihrem zwölften Jahr als Tänzerin verwendet. Nach einer zweijährigen Pause trat sie zum Soubrettenfach über und wurde 1847 engagiert. In den zwei Jahren, die sie auf dieser Bühne wirkte (1847—49), hatte ihr Talent noch keine bestimmte Richtung genommen. Mit 16 Jahren (1849) verheiratete sie sich mit dem Schriftsteller und Ministerialsekretär Julius von Bulyovszky und betrat 1851 das Nationaltheater in Budapest. Ihr Mann und die Direktoren des Theaters führten sie zur Tragödie; schon bei ihrem ersten Auftreten als Luise in «Kabale und Liebe» hatte sie einen großen Erfolg, der dann in der Darstellung des Szigligetischen Dramas «Das Porträt» einen bedeutenden Aufschwung nahm. Sie spielte meistens nur Klassikerrollen im Schauspiel sowohl, wie im Lustspiel: besonders Shakespeare und Schiller, aber auch Alex. Dumas und Victor Hugo. Auch schriftstellerisch war sie in dieser Zeit tätig. 1855 gab sie zwei Bände Novellen heraus, auf die noch zwei andere folgten; einige davon erschienen auch im Feuilleton deutscher Zeitungen. Auch übersetzte und bearbeitete sie eine Anzahl Theaterstücke für die Pester Nationalbühne. Im Jahre 1857 unternahm sie eine Reise nach Deutschland und Paris, wo sie auch in literarischen Kreisen verkehrte. Besonders mit Alexander Dumas fils war sie in Beziehungen getreten und erhielt von ihm manchen guten Rat für ihre Kunst. Sie beschrieb ihre Eindrücke in einem Reisetagebuche, welches auch deutsch erschien («Mein Reisetagebuch», Pest 1858) und günstig besprochen wurde<sup>1)</sup>. Rührend ist darin die Erzählung ihres Besuches am Sterbebette der Rachel.

Schon auf dieser Reise hatte sie sich vor dem französischen und deutschen Publikum versucht. Ihr Vortragsabend in Paris wurde von Alexander Dumas und Jules Janin auch öffentlich gepriesen. Nach Pest zurückgekehrt, mochte sie sich nicht mehr in die früheren Verhältnisse fügen, und sie verließ die Bühne ihrer ersten großen Erfolge und kam 1858 nach Berlin, wo sie die Schülerin Theodor Dörings wurde. Hier lernte sie eifrig deutsch, wobei ihr der Publizist Eduard Fischel<sup>2)</sup> besonders an die Hand ging, der auch die Übersetzungen ihrer Schriften korrigierte. Er eiferte sie auch zu ununterbrochenem Studium an. «Sitzen Sie auf bei nächtiger Lampe, röten Sie Ihre schönen Augen, aber werden Sie schnell zur Julia, Maria, Diana, Luise! Eilen Sie, unsre Nation braucht etwas Feuer in ihrer zeitigen Winterkälte. Kann man Sie als Hexe nicht verbrennen, so entzünden Sie die trägen, sich dahinschleppenden Deutschen. Sie haben als Tochter Árpáds noch das Werk nationaler Rache zu vollziehen. Auf Deutschlands Boden modern Hunderttausende Ihrer Landsleute; zur Sühne legen Sie 40 Millionen Deutsche zu Ihren und zugleich zu Ungarns Füßen.» Mit Versen und Briefen, lobend und tadelnd suchte Fischel die Künstlerin der deutschen Bühne zuzuführen, denn er war mit der Berliner Theaterleitung höchst unzufrieden. «Sie sehen, das hiesige Repertoire gleicht einem Schlemmer, der, nachdem er sich am Feuerwein Shakespeares, Schillers und Moretos übersättigt, sich zur Abkühlung sofort in das Birchpfeiffer-

<sup>1)</sup> H. Marggraf in den Blättern für literarische Unterhaltung. 15. Sept. 1859.

<sup>2)</sup> Geb. 1826. Er schrieb u. a.: Deutsche Federn in Österreichs Doppeladler. Berlin 1860. Palmerston unmasked. Answer to Ismaels reply. London 1860. Männer und Maßregeln. Berlin 1861. Die Verfassung Englands. Berlin 1862, auch in englischer Übersetzung 1863. Im Juli 1863 wurde er in Paris überfahren.

sche Schlammbad stürzt. Das brave Weib gleicht dem Orion. Je näher die Weihnachtszeit herannah, je glänzender pflegt ihr Gestirn aufzugehen. Ende Februar erscheinen Schiller, Goethe und der arme Engländer gegen ihr Licht nur wie Sterne dritten Ranges am Himmel des hiesigen Reper-toires.»

Durch einige Vorträge wurde Lilla v. Bulyovszky in der Berliner Gesellschaft alsbald bekannt und beliebt. Schon 1858 wurde sie vom Generalintendanten der Königlichen Schauspiele, Botho von Hülsen, zu Gastspielen aufgefordert, doch wagte sie es zu der Zeit noch nicht, deutsch zu spielen. Aber im März 1859 trat sie doch schon im Hoftheater zu Gotha, das damals, von unmittelbaren Ratschlägen Gustav Freytags unterstützt, blühte, als Maria Stuart, Donna Diana und Clärchen auf. Kossak und Mundt schrieben Berichte darüber in Berliner Blättern und konnten neben lautem Lob nur noch hie und da fremdartige Härten der Aussprache feststellen. Die *«Augsburger Allgem. Zeitung»* schrieb: «Seit einiger Zeit gastiert auf dem Coburger Hoftheater die ungarische Schauspielerin Frau Lilla v. Bulyovszky. Sie gehört zu der sehr kleinen Zahl fremder Künstler, welche es vermöge ihres ausgezeichneten Talents und ihres alle Schwierigkeiten überwindenden Fleißes dahin brachten, dramatische Charaktere, die in einer fremden Sprache gedichtet sind, mit höchster Meisterschaft darzustellen. Wir sahen sie bis jetzt als Maria Stuart, Donna Diana, Clärchen in *«Egmont»* und als Herzogin von Langeais in *«Freund Grandet»* mit fast gleicher Vollendung diese so verschieden gearteten Charaktere darstellen. Nach dem, was sie uns bis jetzt vorführte, halten wir ihre Maria Stuart und ihre Herzogin von Langeais für ihre besten Leistungen. Hie-mit stimmen auch, soweit diese Behauptung ihre Maria Stuart betrifft, alle Urteile der Kritik, welche uns zu Gesicht kamen, namentlich aber das Urteil E. Kossaks, Th. Mundts, R. Gottschalls, H. Marggrafs usw. überein. Das Organ der Frau v. Bulyovszky ist klangvoll und der weichsten Modulation fähig, es stehen ihr alle Töne, von dem sanften, einschmeichelnden Laute der einfachsten Kindlichkeit bis zu den dämonischen Akzenten der fortreißenden Leidenschaft zu Gebote; sie weiß mit der reichen Musik ihrer Sprache alle Saiten unserer Seele erzittern zu machen, ohne daß sie irgendwie jene Grenzlinie des Schönen überschritte, welche leider so oft von deutschen Künstlerinnen außer acht gelassen wird. Ihre Bewegungen zeichnen sich durch Schönheit und Adel aus; es ist die vollendetste Weiblichkeit, welche sich in ihrer ganzen Erscheinung ausspricht. So kommt es denn auch, daß sie, obwohl sie alle, selbst die feinsten Nuancierungen einer Rolle herausarbeitet, sich doch nirgends im einzelnen verliert, sondern dem Zuschauer immer ein harmonisches Ganzes vorführt. Auch wir sind in Anbetracht ihrer reichen Begabung der Ansicht R. Gottschalls, daß sie in den Shakespeareschen Frauencharakteren noch mehr Glück machen muß, als in den Schillerschen... Wir haben jedenfalls in Frau v. Bulyovszky ein eminentes Talent vor uns.»

Die ersten Erfolge ermunterten die Künstlerin zu neuen Gastspielen. Sie folgte 1860 den Rufen nach Breslau (März) und Hamburg (April), und sie wurde mit großem Beifall aufgenommen. Von ihren Kritikern war Rudolf von Gottschall wieder der Tonangeber. Er begrüßte sie als einen großen Gewinn für die deutsche Bühne und stellte sie der Rachel gegenüber; sie sei — schrieb er — ein ebenso bedeutendes Talent, je-

doch Liebreiz und Grazie, nicht dämonische Wildheit sei die Seele ihrer Kunst, und er verwarf den ihr gegebenen Namen der «ungarischen Rachel». In Hamburg schrieb Feodor Wehl begeistert von ihr, und in Meiningen, Weimar, Frankfurt a. M., Stuttgart brachte sie die erwähnten vier Stücke sowie Grillparzers Sappho zu großem Erfolg.

Besondere Verehrer ihrer Kunst waren der Herzog und die Herzogin von Meiningen. Feodora, Erbprinzessin von Meiningen, schrieb entzückt von den Darstellungen der Bulyovszky in ihren Briefen, besonders von Julia und Sappho. Georg, Erbprinz von Meiningen, der die Meininger Bühne zu ihrem Ruhm führte, pflog einen regen Briefwechsel mit ihr. Er gab ihr sehr kunstverständige Ratschläge, empfahl ihr Rollen, wie die der Prinzessin im «Tasso» und «Iphigenie». «Ausgezeichnete Iphigenien und Leonoren sind jetzt selten. Ich glaube, mit beiden Rollen würden Sie Ihren Ruf sicher in Deutschland begründen und würden prägnant das Fach bezeichnen, dem Sie als Schauspielerin angehören wollen. Geben Sie diese Rollen, bin ich mit Freuden, wie auch zu anderen guten Rollen erbötig, Kostümzeichnungen zu besorgen.» (Meiningen, 18. Dezember 1859.) Tatsächlich verfertigte der Prinz mit großer Gewandtheit eine Anzahl Feder- und Bleistiftzeichnungen zu verschiedenen klassischen Rollen für die ungarische Schauspielerin. Besonders eingehend bespricht der Herzog in seinen Briefen seine bekannten Darstellungsprinzipien der dramatischen Dichtung. Ein entschiedener Gegner jeder Umarbeitung, bespricht er, wie die Hauptrolle in «Der Widerspenstigen Zähmung» zu behandeln sei, und ruft wiederholt «Fort mit Deinhardtstein!» Sein Prinzip, ein Bestreben nach einheitlichen lebens- und stimmungsvollen szenischen Darstellungen bedeutender dramatischer Werke, kommt in diesen Briefen energisch zum Ausdruck.

Von diesen Gastspielen nach Budapest zurückgekehrt, wurde Lilla von Bulyovszky mit Begeisterung empfangen. Man war stolz darauf, daß der Liebling des Pester Publikums auch in Deutschland als Meisterin anerkannt wurde. Freilich hoffte man, daß sie, das Mitglied des Nationaltheaters, nun hier verbleiben würde. Aber ihr Drang nach Wechsel des Publikums und die Aufforderungen aus Deutschland zu Gastspielen ließen ihr nicht Ruhe. 1860 wurde sie in Dresden nach drei Gastspielen als Maria Stuart, Julia und Herzogin Langeais in «Freund Grandet» am 1. September als Königl. Sächs. Kammerspielerin engagiert.

Als Lilla von Bulyovszky mit dem Dresdener Hoftheater ein Engagement einging, stand dasselbe auf einem Gipfelpunkte seiner Wirksamkeit. In den Opernvorstellungen war noch der Einfluß der persönlichen Leitung Richard Wagners zu verspüren. Im Schauspiel brachten die hervorragenden Leiter der Bühne Gutzkow, Eduard Devrient und dann Bogumil Dawison eine literarische Tradition, die sich an die Gipfel hielt, die Dramen Otto Ludwigs zum Sieg führte und überall mit kühner Originalität neue Auffassungen, ursprüngliche Gestaltungen durchsetzte. Das Repertoire war stattlich, das Hoftheater suchte darin die Führung zu übernehmen. Man spielte neben den Klassikern Stücke von Grillparzer, Hebbel, Dingelstedt, G. Freytag, Paul Heyse, O. v. Redwitz, Bauernfeld, Halm, Laube. Die Bulyovszky wurde mit großem Beifall aufgenommen<sup>3)</sup>, doch alsbald begann sich der Neid zu regen. Emil Devrient

<sup>3)</sup> S. Robert Pröbß, *Geschichte des Hoftheaters zu Dresden*. Dresden 1878. S. 583 ff., 589, 658.



berichtet darüber an den Theaterintendanten Max von Wangenheim nach Coburg, mit dem er wiederholt über die Künstlerin Briefe wechselte<sup>4)</sup>, vom 16. September 1860 folgendes: «Unterdeß ist Fr. v. Bulyovszky hier auch eingetreten und hat zweimal, als Stuart und Donna Diana, debütiert. Sie wurde sehr gut aufgenommen, und besonders in letzterer Rolle hat sie sehr große Fortschritte gemacht; — sie scheint demnach auf dem besten Wege zu sein, nur fürchte ich, wird sie hier zu wenig in Tätigkeit kommen, denn die Eifersucht der Beyer Bürck ist schon rege und wird ihr viel Hindernisse streuen.» Diese Befürchtungen Devrients erwiesen sich bald als berechtigt. Die Künstlerin fühlte auch alsbald ein Unbehagen in der intriguvollen Umgebung, unternahm im Frühjahr 1861 wieder Gastspiele und verließ im Herbst endgültig Dresden. Devrient schreibt darüber am 14. April 1861 an Wangenheim: «Frau von Bulyovszky hat ja einen Gastumzug gehalten, mit Weimar angefangen (wo Sie sie wohl sahen?) — und sehr verschiedene Erfolge erlebt. In München zu viel, — in Wien zu wenig, — geht es jetzt in Köln wieder glänzend — wie ich höre<sup>5)</sup>.» Sie spielte im Wiener Burgtheater, an verschiedenen deutschen Bühnen, öfter in Berlin, war längere Zeit hindurch Mitglied des Münchener Hoftheaters und kehrte 1875 endgültig nach Budapest zurück.

Ihre größten Triumphe feierte sie in München, wo sie am 1. März 1861 zum erstenmale auftrat. München hatte sich unter König Maximilian II. rasch zu einer hervorragenden Kunststätte entwickelt. Seit 1852, als Geibel dahin berufen wurde, blühte das, bis dahin zurückgebliebene literarische Leben empor. Bald nach Geibel kam Paul Heyse, 1854 folgte aus Moskau Fr. Bodenstedt, 1855 wurde Graf v. Schack eingeladen, und die von den einheimischen Dichtern schief betrachtete Gesellschaft vereinigte sich 1856/7 in den Kreis des «Krokodils». — Das Münchener Hof- und Nationaltheater stand noch unter dem Eindrucke der Bühnenleitung des 1857 abgegangenen Dingelstedt<sup>6)</sup>. Die Freigebigkeit und der hohe Kunstsinn des Königs hoben das auch äußerlich restaurierte Theater zu prächtiger Blüte. In diesem verständnisvollen Milieu erhielt die Künstlerin die vollste Anerkennung<sup>7)</sup>. Der Dichterkreis umgab sie mit allen Zeichen seiner Verehrung. Bodenstedt und Redwitz, Heyse und Schack bewunderten ihre Darstellungen. Am meisten hingerissen aber war Geibel. Schon Redwitz hatte neue Stücke mit Rollen für die Bulyovszky im Kopfe, Geibel aber war durch ihre Anregung ganz neu zur Dichtung erwacht und trug außer Dramenplänen mit den Hauptrollen für sie, auch summende Verse an sie mit sich herum. Als sie München verließ, folgte ihr Geibel nach Köln, wo er einige Tage das Liebesglück genoß, und schrieb dann sehnsuchtsvolle Briefe und Gedichte an sie.

<sup>4)</sup> Siehe H. H. Houben, Emil Devrient. Sein Leben, sein Wirken, sein Nachlaß. Frankfurt a. M. 1903. S. 163, 419 f., 424, 425, 429, 432, 433. Vgl. Moritz Heydrich, Dramaturgische Skizzen. Dresden 1861. 1. Lilla v. Bulyovszky.

<sup>5)</sup> Siehe auch Feodor Wehl, Zeit und Menschen. Altona 1889. I., S. 134.

<sup>6)</sup> Der Briefwechsel zwischen Lilla v. Bulyovszky und Dingelstedt ist von keinem sonderlichen Interesse. Die Briefe befinden sich im Nationalmuseum zu Budapest und in der Königl. Hof- und Staatsbibliothek zu München.

<sup>7)</sup> Über ihre Gastspiele und ihr Engagement s. Franz Grandaur, Chronik des Königl. Hof- und Nationaltheaters in München. München 1878. S. 172, 175, 178, 179, 180, 192.

Das Bild, welches sich für Geibel aus diesen Briefen ergibt, weicht ziemlich ab von dem, das der Leser seiner Gedichte vor sich hat, und welches Wilhelm Scherer, Karl Goedeke, Heinrich Löbner, Reinhold Steig, Stephan Waetzold, W. Deecke von ihm entworfen haben. Es ergänzt und bestätigt vielmehr dasjenige, welches wir aus den neu aufgedeckten Quellen erhalten, die darüber sprechen, weshalb sich Geibel von seiner Braut trennte. Wie nun bekannt, geschah dies nur deswegen, weil die Braut natürlich nichts davon wissen wollte, daß der Dichter auch bei anderen Frauen danach suche, was sein Herz bewegen könnte. Geibel aber hielt an seinem Prinzip, nach Anregungen zu suchen, auch weiterhin fest. Er sagte, seinem Vater, einem protestantischen Pfarrer, habe er die ernste Festigkeit der Lebensführung zu danken. Aber in der Mutter «floß noch ein Tropfen leichten französischen Blutes» schrieb er. — In derselben Zeit, da er sein «Witwenleid» beklagte, fand er in Lilla von Bulyovszky eine Muse, die seinem dichterischen Schaffen zu neuer Frische verhalf. Aus diesem Verhältnis entstand die «Sophonisbe», aus demselben keimte ein großer Teil der Gedichte auf, die in dem Bande «Gedichte und Gedenkblätter, 1864» gesammelt sind. — Auf dieses Verhältnis deuten die Lieder «In diesen Frühlingstagen, da genesen...», «O wo ist, wo ist das Glück zu Hause...»

Aus jenem Lenz 1861 stammt die «Rheinfahrt», und auf seine Reise nach Köln zu ihr beziehen sich die an Wilh. Müllers «Ungeduld» und Goethes «Mignon» anklingenden Verse:

O Herz, du möchtest mit dem Schwane ziehn,  
Du möchtest mit dem Bach zur Tiefe fliehn,  
Du möchtest fahren in die Welt hinein  
Mit Märzenwind und Frühlingssonnenschein —  
Wohin? Wohin? — O still! Was fragst du viel?  
Du weißt die Richtung und du kennst das Ziel.  
In hohen Wassern braust der grüne Rhein,  
Die Berge schau'n die Burgen still hinein;  
Durch Felsgeklüft und Reblaub geht die Bahn;  
Dort haust die Fey, die dir es angetan.  
Spann' aus die Flügel denn! Was zögerst du?  
Zu ihr! Zu ihr! Denn dort nur hast du Ruh!

Dann kommt die Rheinfahrt: «Nun geht's auf dampfbeschwingtem Schiffe zutal vom Fels der Loreley ...» und auf seine Ankunft in Köln deutet das Ende des Liedes:

Ein Jauchzen geht durch meine Seele:  
Du schönes Weib, ich grüße dich!

In den Tagen des vollen Liebesglückes entstand das Gedicht «Liebesleben»:

Märchen dämmern herauf  
Reizende Märchen.

Wir aber ruhen  
Unter dem weichgefederten Fittich  
Sicher gebettet

Aug' in Auge  
Arm in Arm,  
Einsam selig.

Märchen leben wir  
Reizende Märchen.

Als sie dann verfliegen waren, diese Märchen, schrieb Geibel den Vers «Vorüber».

Das Dampfroß schnaubt entlang der Halde . . .

Es kehren die Bilder seines «Waldes schlanker Fey» der «lockendunkler Melusine» immer wieder. Charakteristisch ist es für Geibel, wie er sein Glück beschreibt:

Mir schoß das Blut in Stirn und Wangen,  
Der Lipp' entfuhr ein Freudenschrei;  
Mit Armen durft' ich sie umfassen —  
Es war im schönen Monat Mai.

Ihr Sterne, die mit klarem Funkeln  
Ihr in dies Tal herniederscheint,  
Ihr wißt allein, wie wir im Dunkeln  
Geküßt, gejubelt und geweint!  
Ihr wißt's, wie wir so selig waren,  
So selig und so rein dabei,  
Rein, wie man ist's mit achtzehn Jahren  
Es war im schönen Monat Mai.

Es war ein Balsam auf seine «Wittwentrauer»:

O denk ich dran, so fliegt der Schauer  
Noch heut mir durch die müde Brust;  
Erquickend fließt in meine Trauer  
Ein Sonnenblick vergessner Lust.  
Mag nimmermehr diess Herz genesen,  
Sind Glanz und Frühling längst vorbei:  
Glücklich bin ich auch gewesen  
Es war im schönen Monat Mai.

Unterwegs jauchzt noch aus seinem Liede die Erinnerung:

Ist es denn möglich?  
Und so viel Jahre  
Lebt' ich schon früher  
Sah' Himmel und Erde,  
Und lacht' und härmte mich  
Um Schatten?

Und nun, urplötzlich,  
In dreien Tagen  
Lieben und Scheiden!

O halte mein Herz,  
Halte die Fülle!  
Nun erst brach ich  
Vom Baume des Lebens,  
Hab' ich gekostet  
Vom Baum der Erkenntnis,  
Und weiß, was Freud' und was  
Leid ist.

In Lübeck heimgekehrt, entsteht das Lied:

So bist du's wieder  
Vertrauter Raum?

Hier kehrt dann immer wieder die Erinnerung zurück. Auf die Kölner Tage bezieht sich das Distichon, dessen Inhalt in den hier mitgeteilten Briefen fast wörtlich zu lesen ist:

Jeglichem wurde das Recht zu lieben. Glücklich zu lieben  
Ist ein Göttlich Geschick, das du aus Gnaden empfängst.



Lange noch, bis in den Herbst schmerzt ihn die Erinnerung. Das Genesen ist in dem Gedicht besungen:

Nun sich blau und blauer immer  
Über mich der Himmel tieft . . . .  
Ja getaucht in Sonnenstille  
Überströmt von Sonnenkraft  
Badet sich der kranke Wille  
Rein vom Schmerz der Leidenschaft.

Geibel hatte eine reiche Ernte von Gedichten zu jener Zeit, wie er in seinen Briefen berichtet, auch in diesem Liede:

Und ein Nachwuchs heitrer Lieder  
Zeigt, daß ich genesen bin.

Die Korrespondenz hat, wohl deshalb, weil die Künstlerin nur ganz selten antwortete, nach fünf Monaten aufgehört. Die «Sophonisbe» geschah nach anderer Art, als der Dichter sie geplant, sie verfiel ins Heroische, und Geibel übergab sie der Fanny Janauschek; das entworfene Tristan-Drama aber ist nicht entstanden. Noch einmal traf Geibel mit seiner ungarischen Muse zusammen. Auf ihrer Nordlandfahrt besuchte die Bulyovszky den Dichter in Lübeck, traf ihn jedoch nicht, auf dem Rückwege aber war sie glücklicher<sup>8)</sup>. — Die erhaltenen Briefe aber sind der unmittelbarste Kommentar dazu, wie fest zuweilen auch bei Geibel Erlebnis und Dichtung zusammenhängen.

# I.

München, Donnerstag, 14. März 1861. Abends.

Gnädige Frau und Freundin! Unser Abschied gestern wurde so vielfach verstört, daß ich das Bedürfnis fühle, Ihnen heute noch einmal schriftlich Lebewohl zu sagen und dabei auszusprechen, wie ich unser ganzes Begegnen als ein unverhofftes Glück für mich empfunden habe. Das Anschauen Ihrer Darstellungen und das kurze Zusammenleben mit Ihnen hat mich auf das wohlthätigste erquickt und angeregt. Sie haben mir den wankenden Glauben an eine dramatische Kunst der Gegenwart und an die Möglichkeit der hohen Tragödie, auch für unsere Zeit, wiederhergestellt und mir Mut gemacht, nach dichterischen Zielen zu ringen, die ich fast als unerreichbar aufgegeben hatte. Wenn ich jetzt für die Bühne noch etwas Würdiges schaffe, so wird dies zum großen Teile Ihr Werk sein. Daß Sie mir neben dieser schöpferischen Anregung auch persönlich ein freundliches Entgegenkommen schenken, nehme ich als eine unverdiente Gunst des Himmels mit bescheidener Dankbarkeit hin. Es waren eben schöne unvergeßliche Tage, an deren Nachglanz ich noch lange zu zehren habe.

Über den Erfolg Ihres gegenwärtigen Schauspieles bin ich völlig beruhigt. Sie werden die Wiener hinreißen, wie Sie uns hungerissen haben; denn das wahrhaft Schöne wirkt überall unwiderstehlich. Der alte Grill-

<sup>8)</sup> Bulyovszky Lilla, *Norvégiából. Uti Emlékek.* Pest 1866. I. Bd., S. 6. (Aus Norwegen. Reiseerinnerungen.)

parzer wird sich bei Ihrer Sappho froh verjüngt fühlen, und ich gönne ihm vom Herzen die reine Freude, wenn ich ihn auch ein klein wenig beneide. Grüßen Sie ihn ja von mir und legen Sie ihm meine aufrichtige Bewunderung zu Füßen. Auch Frau Rettich<sup>9)</sup> bitte ich zu grüßen und meinen Freund Münch<sup>10)</sup>, wenn Sie ihn sehen.

Und nun im Interesse Ihres Ruhmes noch eine Bitte, die sich dem Freunde aufdrängt, und die ich rückhaltlos aussprechen muß, auf die Gefahr hin, Sie zu erzürnen. Suchen Sie nicht so ängstlich das Lob und den Beifall der Kleinen und zeigen Sie nicht bei jeder Gelegenheit so auffallend, wie viel Ihnen daran liegt, daß über Sie geschrieben werde. Ich für meinen Teil weiß mir Ihr Gefühl als einen naiven Ehrgeiz allenfalls zurechtzulegen; in den Augen der Leute aber schadet Ihnen dies Wohlgefallen an jeglichem Zeitungslob mehr, als die boshafte Kritik. Ein großes Talent, wie das Ihrige, hat dessen wahrhaftig nicht Not; Ihre Schöpfungen reden für sich selbst und werden Ihnen allezeit so viel begeisterte und freiwillige Anhänger zuführen, daß Sie der aufgeforderten nicht bedürfen. Die Reklame ist in Deutschland eine zweischneidige Waffe. Etwas derart mag hier und da nötig sein, aber wo sie bemerkbar hervortritt, verstimmt sie jedesmal den besten Teil des Publikums und läßt ihren Gegenstand an nachhaltiger Hochachtung verlieren, was er vielleicht an augenblicklichem Lärm gewinnt. Denken Sie an die Seebach, die sich auf diesem Wege in der öffentlichen Meinung vollständig ruinirt hat<sup>11)</sup>. Auch liegt es ja in der Natur der Sache, daß da, wo der gesamte Chorus der literarischen Alltagsfrösche sein gellendes Trompetenconcert aufführt, die gewichtigeren Stimmen, auf denen doch zuletzt die Entscheidung beruht, leicht eine gewisse Zurückhaltung für nötig erachten, so daß nicht einmal von einem wirklichen Gewinne mehr die Rede sein kann. Darum halten Sie sich an die Gipfel! Und das übrige lassen Sie gehen, wie es will. Der schöne Kranz, den Sie verdienen, wird Ihnen dennoch nirgends ausbleiben; er wird nur voller und unvergänglicher grünen.

Verzeihen Sie, daß ich dies berührt habe. Ich tat es nur um Ihretwillen, und weil es der einzige kleine dunkle Punkt ist, der mir noch an Ihrer hohen Erscheinung haftet, die ich so gerne ganz makellos und herrlich sehen möchte. Nicht wahr? Sie verzeihen dem Freunde, und bedenken sich es einen Augenblick, ob er nicht vielleicht doch Recht haben könnte?

Inspector Schmitt<sup>12)</sup> habe ich diesen Morgen gesehen. Wir saßen oben auf dem wohlbekannten Theaterbureau und plauderten lange von Ihnen. Daß er nicht verstimmt ist, wie Sie befürchteten, wird Ihnen sein freundlicher Morgengruß nach Wien schon gesagt haben. Im übrigen

<sup>9)</sup> Die hervorragende Künstlerin des Burgtheaters Julie Rettich, Halms Freundin. Über sie: Betty Paoli, Julie Rettich, Ein Lebens- und Charakterbild. Wien 1866 und Alexander v. Weilen, Julie Rettich. Erinnerungsblätter zum Gedächtnisse ihres 100. Geburtstages. Wien 1909.

<sup>10)</sup> Der Dichter Halm.

<sup>11)</sup> Marie Seebach, «der Stern des Nordens» (1834—1897). Vgl. O. F. Gensichen, Aus Marie Seebachs Leben. Berlin 1900. C. Duncker.

<sup>12)</sup> Wilhelm Schmitt, Theatersekretär und Hausinspektor des Hof- und Nationaltheaters in München, vom Januar 1862 an Intendantzrat daselbst.

war uns beiden ziemlich öde zu Mute; es war wie im dichten Nebel nach schönen Sonnentagen.

Nach den erschütternden Aufregungen der letzten Zeit fällt es mir recht schwer, mich wieder in das gewöhnliche Gleis des Alltagslebens hineinzufinden. Die Gestalten der vorigen Tage halten mich noch immer gefangen, das wilde Kätchen und die königliche Maria, die unwiderstehliche Julie und vor allen diese Sappho<sup>13)</sup> mit dem sinnbethörenden Zauber ihrer tödtlichen Leidenschaft. Ich sehe Sie wieder vor mir, Ihren Gang, Ihre Stellungen, Ihre Gebärde, und einzelne Verse des Stückes flattern mit dem Klange Ihrer Stimme fort und fort durch mein Gedächtnis. Wann werde ich dieses Eine Wort: Phaon?<sup>14)</sup>, in dem eine ganze Welt von Schmerz und zertrümmerten Hoffnungen lag, so wieder hören?

Und nun leben Sie wohl, meine gnädige Frau! Ich wünsche Ihnen reiche Lorbeeren und Nachts guten und gesunden Schlaf, um darauf auszuruhen. Wenn Antonie<sup>15)</sup> mit nächstem einmal eine Minute findet, um mir zu sagen, daß Sie wohl sind und mir wegen des oben Ausgesprochenen nicht zürnen, so wird mich das sehr froh machen. Nochmals leben Sie wohl! Ich küsse Ihre schönen Hände und bleibe in aufrichtiger Verehrung treu und dankbar der Ihrige

Emanuel Geibel.

## II.

Göttingen, Samstag, d. 13. April 61.

Heute, meine gnädige Freundin, nur einen flüchtigen Gruß aus Göttingen, wo ich gestern Nachmittag glücklich eingetroffen bin. Die vorige Nacht brachte ich in Cassel zu. Freilich traurig genug, denn ich konnte nicht recht schlafen, und Sie wissen am besten, was mir fehlte. Es ist immer schwer, nach so viel Glück wieder darben zu sollen.

Unterwegs im Coupé las ich eine Novelle von Legouvé: *Beatrix, la madone de l'art*<sup>16)</sup>, die mich anzog, weil sie ganz für meine Stimmung paßte; sie behandelt das Schicksal einer jungen deutschen Schauspielerin, die mich in manchen Zügen an Jemand erinnerte, der mir wert ist.

Den heutigen Tag wollte ich mit meinem und Kruses Freunde Curtius verbringen, mit dem ich Jahrelang in Griechenland zusammenlebte. Aber er ist abwesend; so fahre ich schon diesen Mittag nach Hannover, wo ich meinen Buchhändler aufsuchen muß, und gedenke Morgen Abend in Lübeck zu sein. Wie freue ich mich auf die blauen Augen meines Kindes.

Ich sende Ihnen dies inhaltslose Blatt nach Düsseldorf, weil ich nicht genau weiß, ob es Sie in Köln noch treffen wird. In Düsseldorf lebt noch in vielen die Erinnerung der in ihrer Art klassischen Immermannschen Bühne<sup>17)</sup>; dazu kommen die Künstler; Sie werden also jedenfalls vor

<sup>13)</sup> Katharina in «Der Widerspenstigen Zähmung», Julia in «Romeo und Julia», Maria Stuart und Grillparzers «Sappho» waren Glanzrollen der Künstlerin.

<sup>14)</sup> Am Schluß des dritten Aufzuges in Grillparzers «Sappho».

<sup>15)</sup> Die Zofe der Künstlerin.

<sup>16)</sup> *Béatrix ou la madone de l'art.* Comédie en 5 actes en prose. Par Ernest Legouvé. Paris 1860.

<sup>17)</sup> Siehe Karl Immermann, Theaterbriefe. Herausgegeben von Gustav v. Puttlitz. Berlin 1851. Vgl. Richard Fellner, Geschichte einer Musterbühne. Stuttgart 1888.



einem viel kunstsinnigeren Publikum spielen, als in Cöln. Meine besten Wünsche begleiten Sie.

Hemsen<sup>18)</sup> wird Ihnen meine letzten Grüße gebracht haben! Lassen Sie mich denselben noch eine Bitte hinzufügen. Ich habe Ihnen in Cöln manches gute Wort gesagt, von dem Sie fühlen mußten, daß es wahrhaft und ernst gemeint war; vergessen Sie darüber das eine unglückselige, das, bei dem Himmel nicht aus meinem Herzen kam. Ich will mich, Ihnen gegenüber, nicht für einen Tugendhelden geben; aber das mögen Sie mir glauben, daß meine Seele fern ist von wirklicher Frivolität.

Leben Sie wohl! Mein Gefühl gegen Sie bleibt das unendlicher Dankbarkeit für Alles, was mir die Künstlerin, was mir die Freundin schenkte. So blickt man wehmütig aber doch erinnerungsselig dem scheidenden Frühling nach, der uns mit Blüten überschüttete.

Mit tausend Grüßen treu der Ihrige

Geibel.

### III.

Lübeck, d. 16. April 1861.

Meinen kurzen Gruß aus Göttingen werden Sie erhalten haben. Heute schreibe ich Ihnen aus der Heimat, aus einem stillen sonnigen, aber etwas wüsten Zimmer. Denn ich bin noch nicht eingerichtet und habe nicht einmal meine Reiseeffekten ausgepackt, ein prächtiges Bild der Julia ausgenommen, das meine Wand schmücken soll.

Am Samstag Mittags fuhr ich nach Hannover, besorgte dort meine Geschäfte und brachte den Rest des Tages mit alten Freunden zu. Man drang in mich, Frau Niemann-Seebach<sup>19)</sup> zu besuchen, die ich von früherer Zeit her kenne. Aber ich konnte mich nicht dazu entschließen. Wunderlich genug, mir war es, als beginge ich eine Art von Treulosigkeit damit. So reiste ich gleich am nächsten Morgen weiter nach Hamburg, speiste dort bei meiner Freundin, Frau Marianne Wolf, die in erster Ehe mit Immermann verheiratet war, dessen schöner Dichtername Ihnen gerade jetzt in Düsseldorf öfters begegnen wird, und fuhr noch denselben Abend nach Lübeck. Mein erster Gang war zu meinem Kinde. Aber die Kleine schlief schon und konnte sich nicht ermuntern, obwohl ich sie aus dem Bettchen in meine Arme nahm. Ich gönnte denn auch der Natur ihr Recht, deckte sie wieder zu, küßte sie noch einmal auf die rotgeschlafenen Backen und ging, meine Brüder aufzusuchen, die noch beim Nachtessen saßen und mich mit hellem Jubel empfingen. Mein Töchterchen traf ich dann am folgenden Morgen, als sie eben aus der Schule kam. Sie war überglücklich, weinte und lachte durcheinander und fragte und plauderte dann wieder so lieb und verständig in die Ergüsse ihrer Zärtlichkeit hinein, daß mir das Herz weit aufging. Als sie später meine Papiere durchstöberte, kam sie auch an Ihr Bild. Wer ist die Dame? fragte sie. — «Du hast ihren Namen noch nicht gehört. Gefällt sie dir?» — Ja, sie ist hübsch. Ist sie

<sup>18)</sup> Benjamin Wilhelm Hemsen, Journalist in Köln, Theaterreferent der «Kölnischen Zeitung».

<sup>19)</sup> Marie Seebach, die nach ihrer Vermählung mit dem Heldenetenor des Hoftheaters in Hannover, Albert Niemann (1859), unter dem Namen Niemann-Seebach auftrat.

deine Freundin, Papa? — Vielleicht, sagte ich. Das Kind sah mich mit seinen großen blauen Augen ernsthaft an und sagte sehr bestimmt: Das mußt du doch wissen, Papa.

Mit meiner Gesundheit geht es ganz leidlich, entschieden besser, wie früher. Meine Freunde finden mich auffallend viel wohler, fröhlicher, jünger, wie im Herbst. Ich antworte darauf: Ich habe eben viel Glück gehabt seit Beginn des Jahres, und Glück macht gesund. Das Beste und Liebste darf ich freilich nicht sagen.

Wenn ich hier nur Jemand hätte, mit dem ich von Ihnen reden könnte! Das heißt, nicht bloß von der Künstlerin, denn das tue ich mit Jedermann, der für solche Dinge irgend Verständnis hat und Sie haben keinen treueren Herold, als mich. Aber von Ihrem ganzen Wesen, von Ihrer Erscheinung, ihrem Gemüt und Charakter. Wäre Wilbrandt hier, oder Hemsen, der Verkehr mit ihnen würde mir jetzt doppelt wert sein, da ich in ihrer Seele einen Wiederhall finden würde für das, was mich innerlich so vielfach beschäftigt. Nun muß ich alles für mich allein behalten; darum sein Sie gütig, und schicken Sie mir nächstens einmal ein Paar Zeilen.

Ich bin einer Lesegesellschaft beigetreten, um die Kölnische Zeitung zu haben; heute Nachmittag will ich hin und über Adrienne Lecouvreur und besonders über Sappho nachlesen.

Und nun leben Sie wohl für heute! Ich muß Besuche und Einkäufe machen. Für ihr Gastspiel in Düsseldorf die besten Wünsche von

Ihrem getreuen Freunde

E. G.

P.S. Für Antonien einen herzlichen Gruß! In der Novelle von Legouvê fand ich neulich eine treffende Äußerung: *Il y a un grand remède contre l'amour; ce sont les amoureux.* Das scheint mir aus Ihrer Seele gesprochen.

#### IV.

Lübeck, den 23. April 1861.

Wo in aller Welt, meine schöne Freundin, soll ich Sie heute mit meinen Gedanken suchen? Ich weiß es in der Tat nicht. Denn von Düsseldorf, wo ich Sie noch vermuten möchte, klingt keine Silbe herüber, weder durch Tony noch durch die Zeitungen. Auch die Kölnische, die ich täglich nach Ihnen durchsehe, schweigt seit dem Berichte über Adrienne und Sappho mit steinerne Beharrlichkeit. Was ist geschehen? Haben Sie sich mit Hemsen entzweit? Oder hat ein junger schöner bärtiger Maler Sie entführt? Oder sind Sie, da sie doch einmal am Rhein waren, zu Ihrer Schwester Loreley ins Felsenschloß gezogen und helfen ihr nun die Männer verachten und die armen Schiffer in den Strudel singen?<sup>20)</sup> Fast glaub' ich das letzte, denn für die genannten Beschäftigungen haben Sie entschiedenes Talent. Ihr schönes Julienbild hängt daher auch in meinem Zimmer unmittelbar unter Johns prächtiger Loreley. — Aber Scherz bei Seite! Lassen Sie mich durch unsere gute Tony doch mit Einer Zeile wissen, wie es um Sie steht, damit ich nicht zu sorgen brauche. Denn daß Sie selbst bei der Lebensweise, die Sie während Ihrer Gast-

<sup>20)</sup> Zu jener Zeit erschien Geibels Textbuch, für Mendelssohn geschrieben: «Die Loreley». Große romantische Oper. Musik von Max Bruch. Hannover 1861.

spiele führen müssen, zwischen diesen ewigen Proben und Besuchen, Vorstellungen und Gesellschaften, nicht schreiben können, selbst wenn Sie möchten, das weiß ich leider aus eigenster Anschauung. In Dresden wird das hoffentlich anders werden.

Ich lebe hier jetzt leicht und harmlos dahin, mit größerem Wohlsein, als ich es seit Jahren gekonnt habe. Die schönen Aufregungen der Reise haben mir nachhaltig wohlgetan. Aber ich müßte lügen, wenn ich sagen wollte, daß ich völlig zufrieden wäre. So unersättlich ist der Mensch. Der helle Frühling umgiebt mich, der trotz des tollen Durcheinanders von Blüten und Schneeflocken auf Stunden doch wunderbar reizend ist, die Glocken meiner Kindheit läuten um mich her; ich habe meine Jugendfreunde, meine Geschwister, mein Töchterchen, das mit unendlicher Innigkeit an mir hängt. Und doch überkommt mich häufig ein Gefühl von Rastlosigkeit, von Ungenügen, von Leere. Mir fehlen die Erschütterungen Ihrer Kunst, die Anregungen Ihres Umgangs. Mir fehlt Ihr sonniger Morgengruß, der mir den ganzen Tag aufhellte, mir fehlt das süße nächtliche Geplauder, der freundliche Blick aus dem schon vor Müdigkeit dämmernden Auge, der kleine weiße Fuß, der in meiner Hand lag. Ach, wird das jemals wiederkommen? So — gewiß nicht. Ein wenig anders — vielleicht, ja hoffentlich. Aber was die Zukunft auch bringen möge, ich darf und will nicht klagen, habe ich doch mein reiches Teil der Freude gehabt, und das schöne Bild jener Tage und Nächte, der stille Nachglanz meines Glückes sind mir für alle Zeit zum unveräußerlichen lieben Besitze geworden.

Den 29sten April. Das Blatt ist liegen geblieben und ich habe indessen Briefe von Tony und von Hemsen erhalten. Aus Düsseldorf hatte ich auf bessere Nachrichten gehofft, und ich kann mich lebhaft in Ihre Verstimmung hineindenken. Aber lassen Sie sich nicht irre machen und gehn Sie hoch und stolz Ihres Weges weiter, wenn Ihnen auch noch die hingebende Anerkennung der Besten den Jubel der Gründlinge im Parterre ersetzen muß. Das ist besser und zukunftsreicher, als wenn es umgekehrt wäre. Bleiben Sie nur sich und Ihren großen Zielen getreu. Der volle Kranz entgeht Ihnen sicherlich nicht; er wird Ihrer schönen Stirne nur um so prächtiger stehn, mit je größeren Opfern er errungen wurde.

Hemsen schrieb mir frohbewegt. Er hatte das Bedürfnis, sein Glück auszuschütten, und so erzählte er mir, wie lieblich Sie ihn über die Schwelle seines neuen Lebensjahres geführt. Der Beneidenswerte! Und doch gönnt' ich es ihm. Sie haben ein gutes Werk an ihm getan. Ich hoffe, daß die unverhoffte Freude seine stockenden Säfte etwas in Fluß bringen, und seine hochbegabte, aber etwas eingeschnürte Natur zu größerer Freiheit lösen soll.

Neulich habe ich hier in einer Gesellschaft die Sappho mit entschiedenem Erfolge vorgelesen; am Schlusse war allgemeine Verwunderung, daß man das treffliche Stück bis dahin gar nicht gekannt hatte. Wenn ich erträglich las, so dank' ich's Ihnen. Mehr als einmal überwältigten mich die Erinnerung und der Inhalt so, daß ich kaum vor Thränen weiter konnte. Auch der Inhalt. Denn fast auf jeder Seite steht für mich die erlebteste Wahrheit, ich brauche nur die Geschlechter zu vertauschen. Die Stellung des in sich jugendlichen, nur äußerlich alternden Dichters zu Leben und Liebe ist niemals schöner ausgesprochen worden.



An die Sophonisbe bin ich noch nicht wieder gekommen. Der lyrische Strom flutet mir noch immer mächtig fort, und ich mag ihn nicht gewaltsam unterbrechen. Ist doch die Muse des Liedes die einzige Vertraute, mit der ich von Ihnen reden kann.

Übermorgen haben wir den ersten Mai. Ich erschrecke fast, wenn ich bedenke, was ich in wenigen Wochen erlebte, seit jenem ersten März, wo ich im Saal des Münchener Theaters die unbekannte schwarze Dame mit dem Lorbeerkranze auf dem Schooße sitzen sah. Welche Welt von Sturm und Stille, von Sehnsucht und Zweifel, von Glück und Glanz liegt zwischen jenem Augenblick und heute!

Die Ballade von Bothwell und Maria lege ich Ihnen in Abschrift bei<sup>21)</sup>. Meine gedruckten Schriften will ich Ihnen senden, sobald ich sie selbst erhalte. Bestellt sind sie schon.

Gute Nacht, schöne Frau! Ich möchte noch lange fortplaudern. Aber wenn ich Ihnen Alles sagen wollte, was ich auf dem Herzen habe:

Ich rief' wohl Gute Nacht, bis ich den Morgen sähe!

Das Glück sei Ihnen freundlich, wie Sie es mir waren.

Treu und dankbar der Ihrige

Geibel.

V.

Lübeck, 4. Juni 1861.

Endlich, meine gnädige Freundin, kann ich Ihnen die versprochenen Schriften senden. In dem beigeheften Päckchen erhalten Sie die erste und dritte Sammlung meiner Gedichte —, die Juniuslieder, die in der Mitte stehen, besitzen sie schon; daneben das von mir und Heyse gemeinschaftlich gearbeitete spanische Liederbuch, und ein Lustspiel: Meister Andrea, das in München mit Beifall aufgenommen wurde<sup>22)</sup> und in Berlin durchfiel. Außerdem bin ich so frei, ein Exemplar der Brunhild für Ihren Freund Heyderich<sup>23)</sup> beizulegen und bitte ihn, dasselbe mit einem hochachtungsvollen Grusse freundlich anzunehmen.

Es dauerte lange, bis ich hier in einer Stadt, die außerhalb aller Literatur liegt, die Bücher beisammen hatte. Leider aber war diese Verzögerung nicht der einzige Grund meines Schweigens. Ich war recht krank, seit ich Ihnen zum letzten Mal schrieb. Nach einigen Wochen ungewöhnlichen Wohlseins geriet ich infolge des winterlichen Maiwetters in einen peinlichen Zustand von Erkältung, der zuletzt, da ich seiner nicht allzuviel achten wollte, in einen heftigen Anfall von Brustkrampf und Blutspen auslief. Doch behauptete der Arzt, daß die Lunge unverletzt sei. Jetzt befinde ich mich in leidlicher Rekonvaleszenz, bin aber noch immer so ermattet, daß ich kaum etwas Geistiges vorzunehmen vermag.

Sie haben indessen, wie ich zu meinem Leidwesen durch unsre gute Tony höre, auch einen rauhen Mai durchgemacht, der Ihnen wenig Freude

<sup>21)</sup> In die Sammlung „Gedichte und Gedenkblätter“, Stuttgart 1864, unter dem Titel „Bothwell“ aufgenommen (S. 69).

<sup>22)</sup> Am 13. Februar 1855 zum ersten Male in München gegeben. Grandaur a. a. O. 158.

<sup>23)</sup> Moritz Heydrich in Dresden, Verfasser des „Tiberius Gracchus“, Historische Tragödie in 5 Aufzügen. Leipzig 1851.

brachte. Ich bin in die Dresdner Verhältnisse zu wenig eingeweiht, um in dieser Angelegenheit mitreden zu können. Aber ich vertraue dem glücklichen Instinkt Ihrer hohen Natur, daß er Sie auch diesmal das Richtige wählen ließ. Wenn ich Ihnen nur für die nächste Zeit unmittelbar nach Ablauf Ihres Contractes etwas Bestimmtes zu raten wüßte! Denn später gehen Sie ja nach Weimar und zum Frühjahr unwiederruflich nach München. Leider aber habe ich zu keiner Theaterverwaltung — die Münchener ausgenommen — irgendwelche Beziehungen, nicht einmal zu der Lübecker, womit Ihnen freilich nichts geholfen wäre, da die hiesige Bühne erst nach Mitte Oktobers eröffnet wird, und nur Oper, Vaudeville und Posse giebt. Sonst wäre das Publikum hier nicht übel und das Theater ist mir wie ein Königspallast erschienen nach jenem öden Stall in Cölln<sup>24)</sup>.

Bei alledem ist mir nicht bange um Sie. Ihr großes Talent wird Ihnen schon neue Bahnen eröffnen und Sie über Flut und Brandung an ein glückliches Gestad führen. Wagen hat schon oft gewonnen, und ein wenig Leichtsinn kann manchmal nicht schaden. Nur bleiben Sie sich selbst und Ihrem Genius getreu! Treten Sie nur, oder doch vorzugsweise nur in großen und würdigen Rollen auf. Ja, tun Sie es aus Klugheit, wenn Ihre Begeisterung einmal für Augenblicke durch die Jämmerlichkeit der Dinge oder Menschen irre werden sollte. Sie bedürfen des hohen Stiles, bedürfen der Poesie, um ganz zu zeigen, was Sie sind. In der niederen Sphäre können andere mit Ihnen rivalisieren, ja Sie überbieten; auf den Gipfeln der großen Dichtung werden Sie immer den Kranz erringen. Haben Sie nur Mut, und noch einmal Mut und zum dritten Male Mut. Die Kraft wohnt in Ihnen. Aus Mut und Kraft aber wird zuletzt immer der Sieg. Nur muß man freilich bisweilen etwas Geduld haben. Und die ist denn allerdings oft schwer für Künstlernaturen, deren Blut heiß fließt wie Tokayer.

Von mir ist wenig zu berichten. Ich lebe so dahin und freue mich herzlich des Verkehrs mit meiner Familie. An Sophonisbe habe ich nicht viel tun können. Während meiner Krankheit aber ist mir mancherlei durch den Kopf gegangen, woraus sich später einmal etwas machen ließe. Ihre eigentliche Rolle wäre eine «Isolde» in einem freilich erst zu schreibenden Stücke gleiches Namens, das die Tristangeschichte behandelte<sup>25)</sup>. In dieser leidenschaftlichen Gestalt, in welcher Unschuld und Jugendglut, Liebreiz und Wildheit, Treue und Treulosigkeit unaufhörlich durcheinander wogen, würden alle Töne, die Sie besitzen, sich in reichstem Concerte verwenden lassen. Nun, wer weiß, was die Zukunft bringt!

Die Cöllner Tage liegen jetzt weit hinter mir, wie ein Traum aus Tausend und Einer Nacht. Aber ich denke gern und dankbar an diesen Traum zurück, und meine Lieder wissen von ihm zu erzählen. Von Hemsen habe ich lange nichts gehört, freilich durch eigne Schuld, da ich seinen letzten Brief unbeantwortet ließ.

<sup>24)</sup> Geibel meint das Thaliatheater in der Schildergasse, wo in jener Zeit, wegen des Brandes im Stadttheater, gespielt wurde.

<sup>25)</sup> Lilla v. Bulyovszky hat eben zu der Zeit die Rolle der Isolde in dem Tristan-Drama von J. Weilen erhalten, erhielt später die Rolle der Brangane, spielte aber keine von beiden, da sie das Theater, bevor das Stück aufgeführt wurde (24. Oktober 1861), endgültig verließ.

Leben Sie wohl, verehrte Freundin! Und nochmals: verlieren Sie den Mut nicht. Jetzt nicht, und niemals. Der Pfad ist mitunter unbequem, aber das Ziel, das Sie sich gesteckt haben, zu hoch und schön, als daß Sie es aufgeben dürften. Eine geringeres aber wäre wahrhaftig der Opfer nicht wert, die Sie schon brachten. Also vorwärts mit hohem Haupte! Und Ihr Genius geleite Sie!

In aufrichtiger Verehrung und treuem Grusse der Ihre

Emanuel Geibel.

## VI.

Retzien<sup>26)</sup> bei Wittenberge, den 20<sup>sten</sup> Juli 1861.

Haben Sie herzlichen Dank, liebe verehrte Freundin, für Ihren freundlichen Brief, den ich unmittelbar vor meiner Abreise erhielt. Seit einigen Wochen treibe ich mich nämlich wieder in der Welt umher, begrüße Freunde, suche alte Erinnerungen auf und lüfte mich in Wald und Feld, um die Nachwehen meiner Krankheit zu überwinden. So bin ich in kleinen Tagereisen über Hamburg in die Mark geraten und hause diesen Augenblick bei meinem Freunde Gustav zu Putlitz, der Ihnen durch sein «Testament des großen Kurfürsten» bekannt sein wird<sup>27)</sup>. Wir haben hier, obwohl Forst und Wiesen umher mehr zum Idyll herauszufordern schienen, doch viel Dramatisches und Theatralisches besprochen, und Sie können sich denken, daß auch von Ihnen oft genug die Rede war. Ist es mir doch eine liebe Pflicht jedem, der unseren Theaterzuständen mit Teilnahme folgt und dessen Urteil hier oder dort einmal von Einfluß sein könnte, so gut als möglich ein Bild von den gewaltigen Eindrücken zu entwerfen, die ich Ihren tragischen Darstellungen verdanke. Auch in Hamburg habe ich in den Gesellschaftskreisen, die ich besuchte, viel von Ihnen und Ihren Münchener Erfolgen erzählt. Leider ist es mit der großen Stadtbühne dort gegenwärtig recht traurig bestellt; doch soll das Thaliatheater unter Maurice<sup>28)</sup> sich sehr gehoben haben und seit einiger Zeit auch größere Stücke mit Glück zur Aufführung bringen. Selbst überzeugen konnte ich mich freilich nicht davon, da in den Tagen meines Verweilens nicht gespielt wurde.

Für die freundlichen Worte über meine Schriften besten Dank! Ich bin glücklich, daß Ihnen Meister Andrea nicht ganz mißfällt. Hätte ich zu der Zeit, als ich das Lustspiel schrieb, Sie bereits gekannt, so würde

<sup>26)</sup> Eigentlich Retzin, kleiner Flecken zwischen Perleberg und Pritzwalk.

<sup>27)</sup> Gustav zu Putlitz (1821—1890) verwendete seinen Einfluß wiederholt für Geibel. Das erwähnte Stück, unter W. Alexis und H. v. Kleists Einfluß entstanden, stammt aus 1858 und wurde am 30. November desselben Jahres in München aufgeführt. Daher kannte es die Künstlerin. Siehe Franz Grandaure, Chronik des Königl. Hof- und Nationaltheaters in München. München 1878. S. 167.

<sup>28)</sup> Chéri Maurice (Pseud. für Charles Schwarzenberger) leitete 1843—1885 das Thaliatheater, welches mehrmals mit dem Stadttheater vereinigt wirkte. Siehe Reinh. Ortmann, Fünfzig Jahre eines deutschen Theater-Directors. Hamburg 1881. Kaufmann, Maurice der Sündenbock. 1853. Alfred Schönwald und Herm. Peist, Geschichte des Thaliatheaters in Hamburg. Hamburg 1868. Alfred Schönwald, Das Thaliatheater in Hamburg. Hamburg 1893.



ich die Partie des Mädchens mehr in den Vordergrund gerückt und reicher ausgeführt haben; es wäre dann vielleicht eine dankbare, dem wider-spensigen Kätchen verwandte Rolle für Sie daraus erwachsen. Jetzt ist die ganze Gestalt der Malgherita zu leicht und skizzenhaft hingeworfen, als daß ich einem Talente von dem Range des Ihrigen zumuten möchte, sich mit der Bagatelle abzugeben. Hoffentlich darf ich Ihnen einmal Bedeutenderes bieten; an der Isolde, unserer deutsch-mittelalterlichen Julie forme ich, trotz der fast unüberwindlichen Schwierigkeiten des Stoffes, im Stillen mit Beharrlichkeit weiter; mich verlangt umso dringender, diesen Charakter ganz nach Ihren Wünschen zu Stande zu bringen, als mir die Sophonisbe im Verlauf der Arbeit dennoch wieder vorzugsweise ins Heroische schlägt.

Aus den Zeitungen ersehe ich, daß Sie indessen in dem neuen Stück von Kühne Treffliches geleistet haben, daß aber das Stück selbst ohne rechten Erfolg geblieben ist<sup>29)</sup>. Das erscheint mir immer als das Schwerste in Ihrem Berufe, daß Sie so häufig Fleiß und Zeit an Dinge verschwenden müssen, die, wenn Sie endlich zur Erscheinung kommen, klang- und danklos vorübergehen.

Aber ich will keine wunde Stelle berühren, sondern lieber wiederholen, was ich Ihnen täglich und stündlich sagen möchte: Lassen Sie trotz alledem den Mut nicht sinken! Der Tag des Sieges bleibt Ihnen nicht aus, und ich will stolz darauf sein, ihn jederzeit treu und unbeirrt vorherverkündigt zu haben.

Lassen Sie mich doch wissen, wie lange Sie noch in Dresden bleiben und wohin Sie sich zunächst wenden werden, damit ich im Stande sein möge, Ihnen ab und zu ein Lebenszeichen zu senden, oder, falls mein Weg mich in Ihre Nähe führen sollte, Sie persönlich aufzusuchen. Wie gerne sähe ich Sie einmal wieder, auf der Bühne und außer der Bühne! Auch wenn es mir nicht so gut werden sollte, wie in Cölln. Das waren eben Tage, wie ich sie kaum wieder hoffe: Frühling, Wohlsein, Poesie zugleich, und das alles auf dem schillernden Goldgrund eines heftig bewegten Gemütes. Ich kann nicht ohne Sehnsucht daran zurückdenken.

Unserer guten Antonie einen herzlichen Gruß. Ich würde ihr sehr dankbar sein, wenn sie mir aufschreiben wollte, in welchen Rollen Sie aufgetreten sind, seit wir uns nicht sahen. Sie glauben nicht, wie sehr mich das interessirt.

Ich meinstetils werde in wenigen Tagen nach Lübeck zurückkehren, um dort für's erste zu bleiben und ungestört zu arbeiten. Den Gasthof, in dem ich wohnte, habe ich jetzt verlassen und mir ein eigenes Quartier eingerichtet, das über weite stille Gärten hinaus auf die Türme unseres alten Domes sieht. Meine Adresse bleibt die alte: bei Dr. Reuter.

Leben Sie wohl, teure Frau Lilla, und schenken Sie mir hin und wieder einen freundlichen Gedanken. Ich küsse Ihre schönen Hände und bleibe mit

---

<sup>29)</sup> Es war das nach einer Novelle des Bandello geschriebene Stück Gustav Kühnes »Kuß und Gelübde«; es gelangte am 4. Juli 1861 zur Aufführung auf dem Hoftheater in Dresden und erlebte nur eine Wiederholung. Robert Pröbß, Geschichte des Hoftheaters zu Dresden. Dresden 1878. S. 625.

den herzlichsten Grüßen in unwandelbarer Dankbarkeit Ihr treuer Freund  
und Verehrer

Emanuel Geibel.

Nach der Aufzeichnung der Künstlerin gab es auch noch einen siebenten Brief, doch ist dieser im Nachlasse nicht erhalten.

(Schluß folgt.)

---

## Lenau in Winnental.

Von Emil Rombauer. (Mitgeteilt von R. Gragger.)

Die ausführlichsten und treuesten Nachrichten über Lenaus letzte Monate in Schwaben geben die Aufzeichnungen Emilie Reinbecks, welche, von Anton Schlossar herausgegeben, in Roustans Biographie und in Hertha Königs Roman benützt wurden. So sind uns auch die Äußerungen seines Arztes, des Direktors Zeller, bekannt, der in der Anstalt Lenaus wahrer Freund wurde.

Drei Jahrzehnte nachdem Lenau die Anstalt verlassen, besuchte der vor kurzem verstorbene k. ung. Oberstudienrat Emil Rombauer das Irrenhaus. Er fand Lenaus einstigen Arzt noch immer an der Spitze der Anstalt und befragte ihn über Lenau. Die Äußerungen Zellers sind in Rombauers Tagebuchblättern erhalten und erweisen sich so unmittelbar und charakteristisch, daß sie wert scheinen, mitgeteilt zu werden. Auch hier zeigt sich jener Optimismus, mit dem Lenau in die Anstalt aufgenommen wurde: er hätte noch können gerettet werden. Bezeichnend sind die Details über Lenaus Gebaren. Seine Freude am Frühlingsmorgen, seine Religiosität und sein Geigenspiel werden von einem nahen Zeugen berichtet; dem jede Einzelheit ein unvergeßliches Andenken blieb. Beleuchtet wird auch die kluge, gütige Gestalt Zellers und die Umgangsweise mit den Kranken, so daß Rombauers Aufzeichnungen eine willkommene Ergänzung zu der Darstellung Emilie Reinbecks bilden.

Stuttgart. 17/III 876.

Um  $\frac{1}{4}$  auf 11 fuhren wir hier ab, und zwar bis Waiblingen mit der Bahn, von da bis Winnenden, dem Städtchen, neben dem die Irrenanstalt liegt, mit einem Omnibus. Onkel Emil ging zu Herrn Obermedizinalrat von Zeller zum Essen. Während Onkel Emil mit dem Herren Obermedizinalrat seinen kranken Freund besuchte, führte mich der Sohn und Assistent des H. O. M. R. in die Kirche, die vom Oberbaurat v. Leins, aber ziemlich unglücklich restauriert ist, es steht darin ein prächtiger in Holz geschnitzter Hochaltar. —

Ehe ich fortfahre, will ich über die Anstalt, das Gebäude nämlich, so viel sagen als ich weiß. Es besteht aus einem Mittelbau und zwei Flügeln, die nach rückwärts aber unter verschiedenen Winkeln an diesen angebaut sind. Das Schloß, diesen Namen führt es bis heute, diente zu verschiedenen Zwecken, als Jagdschloß, als Wittwensitz etc., bis es endlich zu einer Irrenanstalt umgewandelt wurde.

Der bedeutendste Bewohner der Anstalt ist wohl ihr Arzt und Vorstand selbst, Obermedizinalrat v. Zeller. Er ist klein und zart, und sehr alt, jeden-

falls nahe an 80, wenn nicht darüber; eine hohe Stirne, kleine dunkle Augen mit einem scharfen durchdringenden Blick, eine Habichtsnase, scharf und eigentümlich individualistisch, dann ein zahnloser, eingefallener Mund. Unser Gespräch lenkte sich sehr natürlich auf die in der Anstalt gewesenen Ungarn. Was er über sie, es sind nur drei, erzählte, ist so interessant, daß ich nicht umhin kann, es niederzuschreiben.

Der erste war ein Pfarrer Sáros aus Csaba, der zweite Graf Árpád Beleznay; der dritte Ungar, der Winnenthal bewohnte, war auch der größte Kranke der Anstalt, es war Lenau. Obermedizinalrat v. Zeller erzählte, nie habe er sich mit einem Kranken so gut, so geistreich unterhalten wie mit Lenau. Er sei ein so scharfer, im besten Sinn kritischer Verstand gewesen, wie kaum je ein Dichter, und sei dies eine Seite an ihm, die fast unbekannt und viel zu wenig gewürdigt worden sei. Über seine Krankheit meinte Dr. Zeller, daß sie, während er in der Anstalt gewesen, die edleren Teile seines Geistes noch gar nicht angegriffen, und er mußte bedauern, als man ihn nach Döbling brachte, da er nur gezwungen von hier ging und ihn händeringend bat, er möge es nicht gestatten, daß man ihn von hier wegbringe; denn könne er noch genesen, so könne er es nur hier. Seine Wiener Freunde wollten es besser wissen; es endete traurig.

Als er einst schwermütig in seinem Zimmer saß, wurde es seinem Arzt und Freund Dr. Zeller weh ums Herz und er bedeckte sein Gesicht mit der Hand. Da sprang Lenau auf und ergriff seine Hand, und fragte: «Warum trauern Sie? Um mich? O trauern Sie um mich nicht, ich habe hier mehr gewonnen als verloren! In der bösen Welt dort draußen habe ich den Glauben an einen Gott, einen persönlichen Gott verloren, hier bei Ihnen habe ich ihn wieder gewonnen! Kann da von einem Verlust die Rede sein, ist da Grund zum Trauern vorhanden?»

Es war kurz vor seiner Abreise aus Winnenthal, am ersten Mai, und es war über Nacht Frühjahr geworden, und den herrlichen Morgen benutzte Dr. Zeller zu einem Spaziergang mit Lenau. Er war von der Schönheit der Natur tief ergriffen, und überwältigt vom Gefühle des hereinbrechenden Frühlings, streckte er beide Arme gegen den blauen Himmel über ihn und rief: O Vater im Himmel, wäre es denn möglich, daß die Welt mir und ich der Welt wiedergegeben werde! Da erklangen die Glocken in Winnenden, und Lenau kniete im Grase nieder und — betete.

Ich fragte, ob Lenau nicht mehr gedichtet, seitdem er krank geworden. Er habe es versucht, sagte mir Dr. Zeller, doch wie all sein Fühlen und Sehnen, so wurden auch seine Gedichte zu Musik. Er war Meister auf der Guitarre gewesen; seitdem er aber erkrankt war, fühlte er eine unbezwingliche Abneigung gegen dieses Instrument, und die Melodien, die er in seinen Kinderjahren einst die Zigeuner spielen hörte, die er in manchem Gedicht so schön verherrlicht, sie wachten in ihm auf, und er ergriff die Geige und klagte ihr und durch sie seinen Freunden sein Leid. König Wilhelm war einmal mit der Königin in Winnenthal, sie lauschten seinem Spiel aus einem Nebenzimmer. Der König blieb über eine Stunde dort und kam erst wieder, nachdem Lenau aufgehört zu spielen. Er habe sehr ergriffen ausgesehen und geäußert, es sei gut, daß Lenau aufgehört. Sein Spiel sei dämonisch gewesen, und wer auch nie Zigeunermusik gehört, wußte: dies ist sie, aber von einem Lenau gespielt.



Wie traurig wurde sein Ende, sein Tod war Wohltat, war Erlösung. Sein Tod? Ist Lenau gestorben? Als man ihm mitteilte, Erzherzog Karl sei gestorben, sah er seinen Freund, der ihm dies gesagt, lächelnd an, schüttelte sein Haupt und sagte: «Erzherzog Karl stirbt nie!» . . . .

Wir machten einen Gang durch die Anstalt, doch habe ich davon keinen besonderen Eindruck behalten, mit Ausnahme der Art und Weise, wie Herr Obermedizinalrat Zeller mit seinen Kranken umgeht. Er hat eine Zigarrentasche bei sich, aus der er jedem Kranken eine Zigarre reicht, und es ist mir ganz unbegreiflich, daß sie nicht ausgegangen sind. Dann war auch die Ehrfurcht, die alle Kranken ihm bezeugten, schon auch äußerlich, durch tiefe Bücklinge, bemerkenswert. . . .

So verging die Zeit, und es kam zum Aufbruch.

---

## Ein altes Urteil über die ungarische Lyrik.

Von Dr. Adolph Kohut, Königl. Rat in Berlin.

Während heutzutage das Charakterbild der neueren ungarischen Dichtung weder von dem Haß noch von der Gunst der kritischen Parteien verzerrt wird und im großen und ganzen die Würdigung derselben seitens der berufenen und maßgebenden Literaturhistoriker nicht mehr schwankt, sondern eine gerechte ist, war dies vor einem Menschenalter noch lange nicht der Fall. In der vormärzlichen Zeit, namentlich vor dem bahnbrechenden Auftreten Alexander Petöfis, konnte man in der deutschen beziehungsweise österreichischen Presse noch so manche schiefe und ungerechte Urteile lesen. Die objektive Berichterstattung gehörte jedenfalls zu den größten Seltenheiten. Um so erfreulicher ist es zu konstatieren, daß das damals tonangebende österreichische kritische Journal, «Oesterreichische Blätter für Literatur und Kunst» in Wien, mit löblichem Eifer bestrebt war, durchaus unparteiisch vorzugehen und sine ira et studio sein Gutachten abzugeben.

Die heutzutage nur schwer zugänglichen «Oesterreichischen Blätter» wurden von Dr. A. Adolf Schmidl redigiert (Wien, gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe & Sommer). An denselben arbeiteten hervorragende Schriftsteller, Forscher, Dichter und Denker mit. Wir nennen hier nur die beiden Freiherren Joseph v. Hammer-Purgstall, Ernst v. Feuchtersleben sowie Franz Miklosich. In ihrem 2. Jahrgang Nr. 86 vom Jahre 1845 veröffentlichte nun diese Zeitschrift einen noch heute sehr interessanten und lehrreichen Aufsatz über die neuere ungarische Dichtung von Professor Gustav Wenzel an der Spitze des Blattes. Um die echt wissenschaftliche, durchaus objektive Haltung dieser literarischen Zeitschrift zu kennzeichnen, mag daraus hier nur einiges auszugsweise mitgeteilt werden:

«Freunden der ungarischen Literatur ist es bekannt, daß seit dem Erscheinen der mit Recht berühmten Himfyschen Liebeslieder von Alexander Kisfaludy für die ungarische Lyrik ein neuer Zeitraum begann. Nicht bloß bahnten diese der ungarischen Poesie Zugang in den Kreisen, wo sie früher keine Aufnahme gefunden hatte, nicht bloß gewann durch sie die ungarische Sprache einen bedeutenden Aufschwung, sondern die Lyrik

selbst erhielt auch seither in Ungarn eine Frische, welche man in den älteren lyrischen Dichtungen dieser Literatur vergebens suchen würde. Und eben deshalb werden auch die Namen von Kazinczy, Kölcsey, Berzsenyi, Karl Kisfaludy, Vörösmarty u. a., an welche sich dieses rasche Emporblühen der ungarischen Lyrik knüpft, stets in der ungarischen Literatur mit Ruhm genannt werden.

Wir haben es uns jedoch nicht zur Aufgabe gemacht, diese Präzedentien der modernen ungarischen Lyrik weiter zu entwickeln. Aus Franz Toldys (Schedels) «Handbuch der ungarischen Poesie» und «Blumenlese aus ungarischen Dichtern» sind sie ohnedies auch dem deutschen Publikum bekannt. Wir wollen bloß die neuesten Erscheinungen auf diesem Felde, vorzüglich seit dem Jahre 1830, dem geneigten Leser vorführen.

Als zwei angesehene lyrische Dichter, welche noch aus der unmittelbar früheren Zeit in die Gegenwart herübertreten, müssen Michael Vörösmarty und Gregor Czuczor genannt werden. Sie wirken noch immer in voller Frische ihrer Kraft, während ihre übrigen Genossen theils zurücktraten, theils durch den Tod der Literatur entrissen wurden. An jene schließt sich nun eine jüngere Generation von Dichtern an, von denen in der Lyrik folgende einen Namen haben: Andreas Kunoss, Franz Császár, Johann Garay, Johann Erdélyi, Anton Sujánszky, Bar. Josef Eötvös, Friedrich Kerényi, Alexander Petöfi, Ignaz Risskó, Ladislaus Szelestey, Emil Buczy, Josef Szász, Josef Szenvey, Sigmund Beöthy, Paul Lukács, Alexander Vachott, Kolomann Lisznyay, Béla Tárkányi, Julius Sárossy u. a.; Bajza, der sich auf diesem Felde früher auszeichnete, scheint sich in neuerer Zeit ganz der Geschichte zugewendet zu haben, deshalb erwähnen wir hier seiner nicht näher.

Fragen wir nun vor allem im allgemeinen nach dem herrschenden Charakter der Werke dieser Dichter in Bezug auf die Anforderungen, welche Kunst und Literatur an sie machen, — so glauben wir wohl das Urtheil eines der angesehensten Kritiker Ungarns, Franz Schedels, hier anführen zu müssen. Seiner Ansicht nach wäre gegenwärtig die ungarische Lyrik im Rückschritte begriffen, und zeigte weder in Ansehung des Stoffes, der sich überall nur auf Liebe, Vaterlandsliebe und die politischen Richtungen des Tages beschränkte, noch auch in Ansehung der Formvollendung solche Vorzüge, die eine Gleichstellung mit denen der jüngstverflossenen Jahrzehnte gestatteten. Die übrigen Angelegenheiten und Interessen des geistigen Lebens, die Natur, die Seele und Gefühlswelt, die tausend Seiten des geselligen Lebens bleiben von den neueren ungarischen Lyrikern fast ganz unbeachtet; und dazu gesellt sich der Mangel von Vorstudien, deren doch auch der Dichter, trotz des Sprichwortes, wonach derselbe geboren werden müsse, nie entbehren kann.

Wir leugnen nicht, daß diesem Urtheile des bekannten ungarischen Gelehrten eine richtige Beobachtung und vom Standpunkte der absoluten Kunstkritik ein allerdings in mancher Hinsicht nicht ganz erfreulicher Sachverhalt zugrunde liegt. Doch glauben wir in vielem doch am Ende mehr die Spuren eines Überganges zu einer neuen Entwicklungsphase als die des Rückganges zu bemerken. Denn wie sollte sich auch eben die dem Gefühle des Dichters entkeimende Lyrik ganz frei erhalten von den Einflüssen einer so viel- und mannigfach bewegten Zeit, als diejenige ist, die gegenwärtig Ungarn durchlebt? Nur muß man nicht gleich Verfall

dort bemerken wollen, wo ein freilich dann und wann etwas keck und regellos emporstrebender Jugendgeist wirksam ist! Auch scheint uns der Stoff, den die neuere ungarische Lyrik bearbeitet, wenigstens bei einzelnen Dichtern keineswegs so arm und so wenig vielseitig, als das angeführte Urteil ihn faßt.

Wir glauben diese unsere Auffassung schon dadurch hinlänglich rechtfertigen zu können, daß wir in den neueren ungarischen Lyrikern mehr deutlich ausgesprochenen Charakter, mehr Markiertheit bemerken, als die älteren aufwiesen. An Ruhe, tiefem poetischen Gefühle, Lebendigkeit der Bilder, Korrektheit der Sprache und Sicherheit der Form noch ein Sprößling der früheren Zeit, in welcher Daniel Berzsenyi, der Meister der ungarischen Lyrik, wirkte, nunmehr sich diesem mit Recht an die Seite stellend, steht Michael Vörösmarty da, gewissermaßen der Chorführer der neuern ungarischen Dichter und allgemein für den größten der gegenwärtig lebenden ungarischen Lyriker gehalten. Bei weitem mehr ausgezeichnet in der epischen Poesie, jedoch auch in der Lyrik eine hervorragende Erscheinung, weist Gregor Czuczor eine Frische des Geistes, einen Reichtum der Phantasie auf, der ihm in jeder anderen Literatur die nämliche hervorragende Stellung geben würde, deren er sich in der ungarischen erfreut. Auf unübertreffliche Weise weiß er sich in den verschiedenen Situationen des ungarischen Volkslebens zu bewegen. B. Josef Eötvös ist durch seinen Roman «Der Karthäuser» auch dem deutschen Publikum bekannt. Aber auch als patriotischer Lyriker ist er ausgezeichnet. Die Gedichte Johann Garays haben ihm im verflossenen Jahre den Preis der ungarischen Akademie erworben. Seine Romanzen und Balladen dürften wohl das Beste sein, was in diesem Genre die ungarische Poesie bisher geleistet hat. In der eigentlichen Gefühlsdichtung, obgleich er hie und da in der Form nicht ganz die strengste Probe aushält, zeigt er doch so viel Empfindung und so viel wahrhaft dichterischen Geist, daß er mit Recht unsern ersten Dichtern beigezählt wird. — Die klagende Muse Andreas Kunos', im korrektesten Sprachgewande und in der vollendetsten Form auftretend, hat ihm und seinem traurigen Schicksale die Teilnahme des Publikums zugewendet. Johann Erdélyi, ein rein ungarischer Sänger, hat sich äußerst vielseitig in der Lyrik gezeigt: Vaterland, Nationalgefühl, Religion, die verschiedenen Verhältnisse des geselligen Lebens, Freundschaft, Liebe, Rückerinnerungen aus der Kindeszeit und den Jünglingsjahren usw. werden von ihm in ausgezeichnete poetische Weise besungen. Anton Sujánszky folgt einer streng religiösen Richtung und vertritt die geistliche Poesie in der ungarischen Literatur. Alexander Petöfi neigt sich mit Vorliebe dem Volke zu und sucht seine Gedanken und Empfindungen mit in das Bereich der Poesie zu ziehen. Diese Beispiele in Betracht gezogen, glauben wir eine Literatur, in der die einzelnen Dichter jugendliche Fülle und Kraft in so markierten Richtungen offenbaren, wohl kaum von der Gefahr des Verfalles bedroht. Freilich ist auch unser Wunsch, die Dichter mögen sich nicht zu sehr auf ihr angeborenes Talent verlassen, sondern damit tüchtige und zweckmäßige Vorstudien und Sorgfalt der Form verbinden. Haben ja selbst die gefeiertsten Dichter der in Ansehung ihrer Literaturen hervorragenden Nationen nur so ihre Vollkommenheit erreicht.»

Um die Leser in den Stand zu setzen, selbst einen tieferen Blick in die neuere ungarische Lyrik zu werfen, teilt der Verfasser in magyarischer



Sprache einige Gedichte von Vörösmarty, Baron Josef Eötvös, Johann Erdélyi, Johann Garay u. a. m., sowie seine Originalübersetzungen dieser Poesien mit.

Derselbe Verfasser hat in seinen einleitenden Ausführungen zu seiner Besprechung der ungarischen Literatur der neuesten Zeit den Standpunkt, der ihn dabei geleitet, mit der für die magyarische Dichtung sehr sympathischen Bemerkung gekennzeichnet: «Einerseits erscheint die ungarische Literatur dem deutschen Publikum im ganzen als eine fremde Literatur. Andererseits hat auch in neuester Zeit eine teils in Journalen teils in Flugschriften rührige, meistens verkappte, keck absprechende Tagespresse bezüglich der Zustände Ungarns und namentlich auch der literarischen vor das deutsche Publikum Absichten und Urteile gebracht, die den wahren Sachverhalt eher zu verwirren als ins klare Licht zu stellen geeignet sind. Die Stellung nun, die ich einnehme, ist eine Vermittlungsstellung zwischen dem deutschen Publikum und der ungarischen Literatur. Es soll eine Zusammenstellung versucht werden, die ein getreues, leicht erfassliches und möglichst erschöpfendes Bild der gegenwärtigen literarischen Zustände Ungarns gibt. . . . . Vor allem müssen wir die Fragen beantworten: Wie äußert sich der ungarische Nationalgeist? Welches ist seine Bedeutung für die ungarische Literatur? Wie müssen wir uns hier seine Fixierung durch Schrift und Presse denken? Wie und mit welchem Erfolge bewegt er sich in der Richtung der Wissenschaft, der Kunst und des Lebens? . . . . . Der ungarische Nationalgeist stellt auch für die Zukunft manche schönen und glänzenden Erfolge in Aussicht, insbesondere für die Literatur scheint er seit den letzten 50 Jahren eine sehr hohe, und was die individuelle Existenz der Nation betrifft, früher vielleicht nie dagewesene Bedeutung gewonnen zu haben»

## Die Beziehungen eines ungarischen und eines deutschen Antikantianers.

Von Professor Ludwig R á c z in Sárospatak.

Der ungarische Antikantianer war Josef Rozgonyi, Professor der Philosophie an der Hochschule zu Sárospatak, — der deutsche Gottlob Ernst Schulze, Professor der Philosophie an der Universität zu Göttingen.

Rozgonyi wurde im Jahre 1756 zu Sárospatak (Ungarn) geboren. Nachdem er daselbst seine theologischen und philosophischen Studien absolviert hatte, besuchte er in den Jahren 1785—88 die Universität Utrecht, wo er ein sehr geschätzter Schüler des Philosophen und Mathematikers Hennert<sup>1)</sup> war. Von Utrecht aus begab er sich im Jahre 1788 nach Oxford, wo er mit dem englischen Empirismus nähere Bekanntschaft machte. Darauf besuchte er im folgenden Jahre Paris, die Schweiz und traf im Herbst

<sup>1)</sup> Johann Friedrich Hennert (geb. im Jahre 1733 zu Berlin), ein Schüler von Sulzer und Leonh. Euler, wurde im Jahre 1764 Professor an der Universität Utrecht. Sein Hauptwerk ist: *Elementa Matheseos purae*, und *Elementa Matheseos duplicatae* (9 Bde.), seine philos. Vorlesungen erschienen 1781 unter dem Titel: *Aphorismi Philosophici*. In der Philosophie ist er ein Anhänger der Auffassung von Beattie und der schottischen Schule, ein Commonsens

1789 in Göttingen ein<sup>2)</sup>); hier wollte er die Philosophie Kants kennen lernen, siedelte aber zu diesem Zwecke schon im Frühjahr 1790 nach Halle zu Jacob<sup>3)</sup>, und bald darauf nach Jena über, um da Reinholds<sup>4)</sup> Vorlesungen zu hören. Die Vorlesungen dieser Philosophen haben seltensamerweise seine antikantische Richtung nur verstärkt. Er besprach mit ihnen in Privatunterhaltungen die Hauptpunkte der kantischen Philosophie und legte ihnen seine Ansichten und Argumente gegen dieselbe dar. Diese Gründe und Zweifel faßte er im Jahre 1791, als er — heimgekehrt — in Losoncz Gymnasiallehrer geworden war, in dem Werke zusammen: «Jos. Rozgonyi, in Gymnas. Losontzensi P. P.: Dubia de initiis transcendentalis idealismi Kantiani. Ad viros clarissimos Jacob et Reinhold (Pestini, typis Math. Trattner, MDCCXCII. p. 152).» Dieses Werk war ein Vorbote des Feldzuges, der in den folgenden Jahrzehnten gegen die kantische Philosophie in Ungarn losbrach. Die an Jacob und Reinhold gerichtete Widmung lautet:

«Viris clarissimis Jacob Halensis, Reinhold Jenensis academiae professoribus S. P.

«Is ego sum, qui mense ut recordor anni superioris Aprili, patriam repetiturus, commentandi causa Vos fidissimos Kantii Interpretes conveni, Vestrisque Colloquiis suavis aequae ac doctis, Tuis praesertim Cl. Reinholde saepius fueram usus. Tanta profecto tunc Vestra in me fuit humanitas & facilitas, ut si id temporis augustiae permisissent, in interiora quoque Philosophiae Kantianae me introduxissetis. At festinanti mihi nec arcana ejus recludere, nec dubiis, quorum quaedam jam tunc animo conceperam, diu aures praebere poteratis, polliciti tamen vos ea, quae scripto tenus Vobis missurus sum, lubenter lecturos. Ego itaque in itinere versus patriam, domique id negotii credidi mihi dari, ut Kantii Criticae Purae Rationis, legerem diligenter, obscuraque ejus loca ex Critica Practicae Rationis, Vestrisque in Kantium Commentationibus interpretarer, dubia suborta consignarem, quae nunc eo, quo Vobis sisto, ordine digesta, ut molestiae lectionis occurrerem, typis literarum inprimi curavi. Quod dum facerem vehementer metuebam ne id mihi quoque quod plerisque Anti-Kantianis contigisse dicitur, ut Kantium prius refutarent, quam intelligent eveniret.»

Philosoph und Eklektiker; den Skeptizismus von Hume bekämpfte er im Namen des gesunden Menschenverstandes. Hennert war kein grosser Freund der Spekulation; er schätzte Kant, mehr aber die Wahrheit. Er war kein starrer Schulgelehrter oder trockener Mathematiker, sondern ein praktischer Weltweiser, ein feiner, origineller und lebhafter Geist.

<sup>2)</sup> Er wurde den 25. November 1789 in das Verzeichnis der Studenten aufgenommen; den 21. Januar und 4. Februar finden wir seinen Namen in den Ausleiheregistern der Univ. Bibliothek verzeichnet (Freundl. Mitteilung des Herrn Oberbibliothekars Dr. J. Reicke).

<sup>3)</sup> Ludw. H. Jacob (1759—1817) Prof. zu Halle, Verfasser mehrerer, im Geiste der kantischen Philosophie abgefaßten philos. Werke.

<sup>4)</sup> Karl Leonh. Reinhold (1758—1823) Prof. zu Jena; seine populär gehaltenen Briefe über die kantische Philosophie (1786—1787) trugen wesentlich bei zur weiteren Verbreitung der kritischen Philosophie. In seinem «Versuch einer neuen Theorie des menschlichen Vorstellungsvermögens» (1789) sucht er für die kantische Lehre eine neue Basis zu gewinnen, aber seinen Standpunkt, den er Elementarphilosophie nannte, erkannte er später als unzureichend und gab ihn auf (Überweg-Heinze, Gesch. d. Phil. III<sup>9</sup> S. 376).

«Non tamen despondi animum, probe gnarus Culpam Communionem reddi leviozem, hicque cum Pindaro Philosophorum agi, Cujus verborum reconditos sensus, si assequi vellem, implumi mihi daedaleis in sublime esset, evolandum pennis. Imprimis vero illud Flacci animum mihi addidit: 'Est quadam prodire tenus si non datur ultra.' Tenuis haec Disputatis non altercandi, sed ingenii tantum periclitanti Causa conscripta est. Levia itaque haec in proferendis dubiis Virium experimenta quaeso aequi bonique consulite. Valet. Dabam Losontzini in Hungaria. A. MDCCXCI.»

Rozgonyi erklärt im Vorworte, daß derjenige, der Kants Philosophie studiere, die Werke von Hume nicht nur nicht entbehren könne, sondern sie müßten ihm ganz in Fleisch und Blut übergehen; die ganze Philosophie Kants sei nämlich aus den Überresten des nicht ganz erloschenen Feuers von Hume entstanden. Demgemäß untersucht er im I. Kapitel des ersten Theiles das Verhältniß von Kants System zu der Auffassung Humes von der Kausalität. Rozgonyi teilt diesbezüglich weder des einen, noch des anderen Auffassung, sondern findet in beiden Punkte, die er bekämpft. Das II. Kapitel handelt davon, daß die Gewißheit der metaphysischen Sätze nicht in Begriffen a priori zu suchen sei, das III. von den Erscheinungen und vom transzendentalen Idealismus, das IV. von der Natur und von der Erfahrung. Das I. Kapitel des zweiten Theiles handelt von der sinnlichen Wahrnehmung, von dem Raume und der Zeit, das II. von dem reinen Verstande, das III. von der reinen Vernunft; — das ganze Werk ist also eine Kritik, und zwar hie und da eine scharfe Kritik der Kantischen Erkenntnislehre. Rozgonyi sucht nachzuweisen, daß Kants Argumentation sowohl in der «Kritik der reinen Vernunft», als auch in derjenigen der angewandten Vernunft prinzipienlos sei, so daß, wenn man seine Voraussetzungen nur im geringsten bezweifele, das ganze System unbeweisbar, und da auch die entgegengesetzten Voraussetzungen möglich seien, eine unhaltbare Konstruktion sei. Wie ein späterer Rezensent sagt, «Rozgonyi prüft in seinem Werke von allen Seiten mit scharfem Geiste die Prinzipien, die in Kants «Kritik der reinen Vernunft» vorherrschen, dabei auch die ausgezeichneten, großen Verdienste Kants in der Erweckung der philosophischen Wissenschaften zu neuem Leben anerkennend»<sup>5)</sup>.

Rozgonyis Werk, das er, wie man aus der Widmung ersieht, im Jahre 1791 ausarbeitete, erschien im Jahre 1792. Im selben Jahre kam auch in Deutschland ein heftiger Angriff gegen die Erkenntnislehre Kants heraus. Der Verfasser dieses Angriffs war Gottlob Ernst Schulze (1761—1833), seit 1788 Professor der Philosophie zu Helmstädt, und dann von 1810 ab an der Universität Göttingen. Der Titel seines Werkes hieß: «Aenesidemus, oder über die Fundamente der von dem Herrn Professor Reinhold in Jena gelieferten Elementarphilosophie, nebst einer Vertheidigung des Skeptizismus gegen die Anmaßungen der Vernunftkritik» (1792). Sein Werk erschien ohne den Namen des Verfassers; später, nachdem sein Name bekannt geworden, wurde er dann meist als Aenesidemus-Schulze von andern desselben Namens unterschieden. Ein paar Jahre früher hatte er einen «Grundriß der philos. Wissenschaften» (2 Bde. 1788—90) herausgegeben. Beide Werke enthalten eine scharfe Kritik von Kants und Reinholds System. Sein Hauptwerk — Aenesi-

<sup>5)</sup> Almási Balogh Pál, *Philosophiai pályamunkák* (I. 1835), S. 42.



demus — sucht nachzuweisen, daß die kritische Philosophie zum Skeptizismus führe, daß der konsequente, kritische Philosoph zum Skeptiker werden müsse. Die kritische Philosophie vermag, auch nach Schulze, den Einwendungen Humes gegenüber ihren Platz nicht zu behaupten. Denn sie stütze sich, ähnlich wie die dogmatische Philosophie, auf den Satz der Kausalität und suche einen jeden Faktor der Erkenntnis aus je einem Grundvermögen der menschlichen Vernunft abzuleiten, d. h. sie gehe von denselben Voraussetzungen aus, welche Hume bekämpft und widerlegt hat. Wir begegnen in der Darstellung Kants überall demselben Beweisverfahren: weil etwas so und nicht anders gedacht werden muß, darum ist es so und nicht anders. Der Schluß setze voraus, gedacht werden müssen sei gleich sein, aus der subjektiven Notwendigkeit des Denkens gehe unmittelbar die objektive Notwendigkeit des Seins hervor, was dem ontologischen Argument, d. h. der Schlußart der dogmatischen Metaphysik entspreche. Aus dieser Voraussetzung (gedacht werden müssen ist gleich sein) folge auch die Erkennbarkeit des unerkennbar genannten Dinges an sich. Nach Schulze ist die reine Vernunft auch ein Ding an sich, und so sei die Ableitung der Erkenntnis aus dem Gemüt an sich nicht begreiflicher, als die aus dem Dinge an sich; die kantische Theorie setze an die Stelle einer Unbegreiflichkeit eine andere. Wenn die Kategorien auf das Ding an sich nicht anwendbar seien, dann komme diesen weder Realität noch Kausalität zu; aber dann könne man dieselben Kategorien auch nicht auf die reine Vernunft anwenden, d. h. die reine Vernunft könne der Grund unserer Erkenntnisformen nicht sein. Daher sei die ganze Grundlage der kantischen Kritik unmöglich. Die Vernunftkritik zeige überall Widersprüche, führe zum Skeptizismus<sup>6</sup>).

Rozgonyi wurde im Jahre 1797 als Professor der Philosophie nach Sárospatak berufen. Seine Antrittsrede, die er am 2. Mai 1798 hielt — «Oratio inauguralis de Socratica philosophandi ratione nostris temporibus revocanda. Habita S. Patakini 1798 2-da Maji (S. Patakini)» — war ganz gegen Kant gerichtet. Hier in Sárospatak hat er dann im Jahre 1816 auf eine Rezension seiner *Dubia* geantwortet, die schon im Jahre 1793 anonym erschienen war<sup>7</sup>), mit der folgenden Antikritik: «Responsio ad immodesti anonymi recensentis: Crises, contra *Dubia de initiis transcendentalis idealismi Kantiani allatas*, et vol. I. *Annal. Ecclesiasticorum anni 1793. insertas*. S. Patakini, 1816, p. 61.» In der Vorrede derselben erwähnt er, daß er in den *Dubia* die Herren Reinhold und Jacob höflich und bescheiden interpelliert hätte, aber diese bescheidenen Männer schwiegen. S. 10 begegnen wir zuerst dem Namen Schulzes: «Ab eruditissimis quibusdam Viris, praesertim ab Aenesidemo (Sceptico) Scriptore anonymo et Celeb. Schultzio (qui, si mihi ex sana solida et simili utriusque auctoris cogitandi ratione conjicere liceat, idem forte cum Aenesidemo est) quibus opusculum meum visum nunquam fuit (nec mihi eorum), qui tamen eandem meam in refellendo Kantio, regiam sanae Rationis viam institerant, aliquot post editionem *Dubiorum meorum* annis adoptari etc.».

<sup>6</sup>) K. Fischer, Geschichte der neueren Philosophie. 1884. Bd. V<sup>2</sup>. S. 164—168.

<sup>7</sup>) Diese Rezension erschien in der Zeitschrift: *Novi eccles. et scholast. Annales Evangelicorum Aug. et Helv. Conf. in Austr. Monarchias*. Volumen I., trimestre II. (Schemnitzii 1793), — in der Rubrik: «Recensiones librorum, Ex philosophia», p. 60—89.

Aber auch an anderen Stellen seines Werkes gedenkt er Schulzes, so S. 12: «Eximius ille vir qui sub Aenesidemi (vel Sceptici) nomine latet, moderato suo Scepticismo, Philosophiae Kantiano-Reinholdianae lethale inflixit vulnus»; S. 54: «Celeb. Schultzius, cui Scholae Germanicae tamquam alteri Philosophiae Restauratori plurimum debent, in plurimis quidem mecum consentit, sed forundam  $7+5=12$  affirmat semper esse analyticam»; S. 55: «Bona insignis hujus Viri venia ab eo discedere . . . debeo.»

Nach dem Gesagten, da Rozgonyi seiner Hochachtung gegen Schulze und seinem mit ihm übereinstimmenden philosophischen Standpunkte einen so klaren Ausdruck gab, kann man es nur natürlich finden, daß er diese Gesinnung, diese Anschauung auch Schulze bekanntzugeben wünschte. So ist es gekommen, daß er im April 1817 seine lateinischen philosophischen Werke (Dubia, Oratio inauguralis, Responsio) in Begleitung eines warm geschriebenen Begrüßungsschreibens an Schulze abgesandt hat. Dieser, wahrscheinlich lateinisch geschriebene Brief ist nicht auf uns gekommen; weder Rozgonyi bewahrte eine Kopie desselben, noch fand sich derselbe in dem Nachlasse Schulzes. Dagegen ist uns, dank der Fürsorge Rozgonyis, der interessante, sowohl in philosophischer, als auch in allgemein kultur-geschichtlicher Hinsicht höchst beachtenswerte Brief erhalten, mit welchem Schulze die Begrüßung erwiderte und für die Bücher Dank sagte. Rozgonyi hat den Brief, mit lateinischen Lettern, hier in Sárospatak (4 Seiten in 8<sup>o</sup> ohne Jahreszahl) herausgegeben und ihn in der Zeitschrift: Tudományos Gyűjtemény (Jahrg. 1817, Heft XI, S. 121—123) auch in ungarischer Übersetzung veröffentlicht. Der Brief lautet wie folgt:

Titelblatt: «Literae M. Consiliarii et in Universitate Göttingana philosophiae professoris Gottlob Ern. Schulze ad philos. professorem Josephum Rozgonyi, de magno eorundem in idealismo Kantii refutando consensu. Anno 1817. die 2. Maji scriptae.»

Innere Seite: «Sein. Wohlgebornen dem Herrn Comitats-Assessor und Professor Joseph Rozgony, zu S. Patak in Ungarn.

Göttingen den 2-ten Maji 1817.

Wohlgeborner und Hochverehrter Herr!

Ew. Wohlgeborn haben mir durch die in Ihrem Briefe, welchen ich gestern erhielt, geäußerten Gesinnungen, und durch das Geschenk Ihrer Philosophischen Schriften eine ausnehmende Freude bereitet, wofür ich den herzlichsten Dank abstatte. Es war allerdings etwas unerwartetes für mich, dasz in Ungarn ein mit mir in der Bestreitung des Kantischen Idealismus so sehr übereinstimmender Philosoph lebt, und zwischen uns musz eine seltene Geistesverwandtschaft statt finden, weil sonst eine solche Übereinstimmung nicht vorhanden gewesen seyn würde. Um so mehr freue ich mich also des Guten, dasz Sie, wie mir durch Ihre Schüler bekannt geworden ist<sup>8)</sup>, in so reichem Masse stiften, und es ist mein inniger Wunsch, dasz die Vorsehung Sie recht lange Ihrem Wirkungskreise und der Beförderung wahrer, über Einseitigkeit erhabener Geistescultur erhalten möge.

<sup>8)</sup> In den Jahren 1810—1817 haben 48 junge Männer aus Ungarn und Siebenbürgen in Göttingen Theologie und Philosophie gehört, darunter aus Sárospatak M. Kézy (den seine, anläßlich der Vermählung des Kaisers Napoleon mit Marie Louise geschriebene lateinische Ode so berühmt machte, daß ihn in Göttingen

Die Periode, worin man die Kantische Kritik der reinen Vernunft als ein Evangelium für die Philosophie bewunderte und pries, ist jetzt in Deutschland ganz vorüber. An den Streitigkeiten mit Fichte, welcher gefunden haben wollte, dasz das Ich in jedem Menschen der Schöpfer seiner Welt sey, und mit Schelling, der sich in eine phantastische Ausbildung pantheistischer Vorstellungen vertieft hat, habe ich aber wenig Antheil genommen. Diese beyden Philosophen sprechen von einer intellectuellen Anschauung des Absoluten, aus der sie alle ihre besondere Weisheit her haben wollen. Mit demjenigen aber, welcher eine solche Weisheitsquelle in sich zu haben vorgiebt, ist nicht gut streiten, weil er den Gegner immer mit dem Vorwurfe des Mangels dieser Quelle abfertigt. Auch haben Fichte und Schelling nur bey jungen Köpfen, voll lebhafter Einbildungskraft Beyfall gefunden. Das System des ersten ist bereits abgestorben, das des letzten aber, das nur im südlichen Deutschland vielen Eingang fand, im Absterben begriffen, und wird immer mehr seinem Unwerthe nach eingesehen. Was mich aber selbst betrifft, so bin ich immer noch den Grundsätzen, welche ich vor zwanzig Jahren für wahr hielt, der Hauptsache nach zugethan, habe sie aber genauer ausgebildet, und mein Antidogmatismus hat mich auf einen Standpunkt geführt, von welchem aus ich den Streitigkeiten der Dogmatiker in der Philosophie ganz ruhig zusehe, wohl wissend, welchen Ausgang sie haben werden. Es sind Ideen von einer moralischen Weltregierung, von der Freyheit und Möglichkeit wahrer Tugend im Menschen, welche ich festhalte, und der allgemeinen Einrichtung des menschlichen Geistes gemaesz bey den Lesern meiner Schriften und bey meinen Zuhörern zur Überzeugung zu bringen, mir noch hauptsächlich angelegen seyn lasse. Denn die Beschaeftigung mit der Philosophie hat in meinen Augen keinen Werth, wenn sie den Menschen nicht wirklich weiser macht, und nicht dazu dient, das Schauspiel der Dinge in der Welt von einem höhern Standpunkte aus zu betrachten. Ew. Wohlgeboren bitte ich jedoch diese Erklärung über meine Bestrebungen in der Philosophie nur als eine Erwiederung des Vertrauens, womit Sie mich zuerst beehrt haben, anzusehen.

Die jungen Maenner aus Ungarn und Siebenbürgen, die in Göttingen studieren, zeichnen sich insgesamt durch ihren groszen Fleisz und durch musterhafte Aufführung vor allen andern aus. Ach! würde es ihnen doch nicht durch den jetzigen Cours im Oesterreichischen Staate so schwer und kostbar gemacht, ihre Wiszbegierde, welche sie nach Deutschland führt, zu befriedigen. Seyn Sie versichert, dasz ich und alle meinen Collegen auf Ihre Landsleute unter unsern akademischen Mitbürgern sehr viel halten, und dasz wir es als eine heilige Pflicht ansehen, zur Beförderung der Absichten, welche sie zu uns führt, nach Möglichkeit beyzutragen.

Wenn dieses Schreiben nicht über die Grenzen eines Briefes hinaus ausgedehnt werden soll, so darf ich wohl nichts weiter beyfügen, als die Bitte um die Erhaltung Ihres mir vorzüglich theuern freundschaftlichen Wohlwollens, und die Versicherung, dasz ich immer mit Gesinnungen einer

---

Heyne, der bekannte Prof. der klass. Philologie — als er sich ihm vorstellte — mit den Worten empfing: *Nosco te!*) und J. Somossy, beide später Professoren in ihrer Heimat.



vorzüglichen Hochschätzung und mit Gefühlen der Freude über unsere Geistesverwandschaft bleiben werde.

Ew. Wohlgeboren

ganz gehorsamster

Diener und aufrichtiger Verehrer

G. E. Schulze.»

Die Veröffentlichung des Briefes von Schulze hat in der ungarischen Literatur kräftigen Widerhall gefunden. Stefan Márton (1760—1831), Professor der Philosophie zu Pápa, der eifrige Kantianer, dessen «Kleiner christlicher moralischer Katechismus» (1817) — in welchem er die allgemeine Gültigkeit der sittlichen Prinzipien lehrte und auch die Religion auf Grund der sittlichen Prinzipien betrachtete — von vielen Rezensenten stark angefeindet wurde (Tudományos Gyűjtemény. 1817. Bd. X. S. 100—108 und 1818 Bd. I. S. 78—86), kommt in seiner Antwort (Recenziók és azokra adott feleletek. Béts, 1818, Stück II. V. VIII) S. 78 auch auf den Brief Schulzes zu sprechen: Schulze, sagt er, sei der Widerleger des vor 30 Jahren nicht verstandenen Kant; sein Brief entstamme der freundlichen Herablassung und schmeichelnden Gunstbezeugung gegen einen Ausländer; die Feststellung, die Kantische Philosophie sei in Deutschland im Absterben begriffen, wenn sie auch wahr wäre, während es eine Erzläge sei, müßten wir anderswoher, sua via, und nicht von den Ranzenträgern erfahren. Auch Franz Kazinczy (1759—1831), der große Schriftsteller und Spracherneuerer, vergaß in seiner, gegen einen Rezensenten von Márton gerichteten Antwort (dasselbe Werk S. 92—101) des Briefes von Schulze nicht: «Fürchten wir uns vor der Wahrheit nicht, — sagt er; der verhaßte (nicht verstandene) Kant, Fichte, Schelling sind aus der Mode gekommen; siehe, der Herr Professor Schulze zu Göttingen spricht seinen Dank dem Herrn Professor Rozgonyi zu Sárospatak aus, daß er den Weisen von Königsberg bekämpft» (S. 101). Auf diese Erwiderungen und Seitenhiebe Mártons antwortete Rozgonyi im Jahre 1819 mit dem kleinen Werke: A pap és a doctor a sinlődő Kánt körül (Der Pfarrer und der Doktor um den dahinsiechenden Kant herum, — ohne Ortsangabe, aber in Sárospatak gedruckt), in welchem er die Hauptpunkte der Kantischen Philosophie wiederum einer scharfen Kritik unterwirft. Hier sagt er S. 9: «Auch der Herr Schulze blieb nicht unberührt, weil dieser Herr sich erlaubte, einem anderen ungarischen Lehrer, und nicht dem Verfasser des Katechismus, zu schmeicheln.»

Rozgonyi gab im Jahre 1819, als den ersten Teil seines philosophischen Systems, folgendes Werk heraus: «Aphorismi psychologiae empiricae et rationalis, perpetua philosophiae criticae ratione habita a Iosepho Rozgonyi, Incl. Zempliniensis etc. Comitatum Tab. Jud. Assessore, et in ill. Collegio Ref. S. Patak. Philosophiae Professore, in usum Scholae suae scripti» (S. Patakin, impressi per Andream Nádaskay, 1819 p. 329). Dieses Werk hat er mit der folgenden Widmung versehen: «Viro magnifico, consultissimo, celeberrimo G. Ernesto Schulze, potentissimi regis M. Britanniae a consiliis, verae philosophiae apud Germanos restitutori, eiusdem scientiae in nobilissima universae eruditionis palaestra Göttingensi Professore P. O. leve hoc opusculum praesidio tanti Nominis tutandum, perpetuaeque venerationis monumentum pia mente offert, inscribitque auctor.»

Rozgonyi folgt in diesem Werke — das nach einem allgemeinen, die Philosophie behandelnden Teile auf den Seiten 28—278 die empirische, auf den Seiten 279—327 die rationale Psychologie behandelt — besonders seinem einstigen Meister in Utrecht: Hennert, und den englischen Philosophen, namentlich Beattie und Reid. Er sendete sein Werk im Sommer des folgenden Jahres an Schulze, der ihm dafür in dem folgenden, von Rozgonyi ebenfalls in Sárospatak veröffentlichten Briefe Dank sagte:

Titelblatt: «Literae, in quibus magnificus consiliarius, et philosophiae professor Göttinganus G. Ernestus Schulze, Libri Aphorismorum psychologiae empiricae a Josepho Rozgonyi Auctore anno 1820 mense Augusto sibi dono missi et inscripti grate meminit.»

Innere Seite:

Göttingen den 11. August 1820.

Wohlgeborner und hochzuverehrender Herr!

Sie haben in Ihrer Psychologie, welche ich vor einigen Tagen erhielt, Gesinnungen gegen mich zu erkennen gegeben, die meinem Herzen theuer sind, und mir die lebhafteste Freude gewährten. Denn unter den Belohnungen für die Bestrebungen nach Wahrheit und deren Verbreitung ist der Beyfall solcher Männer, welche von denselben Bestrebungen beseelt sind, und darin durch Talente und tiefe Kenntnisse des zu erstrebenden Ziels geleitet werden, unstreitig die vorzüglichste und am meisten schätzbare. Ich bin Ihnen daher zu dem innigsten Danke verbunden, dass Sie in Ihrer Psychologie, die so viele Beweise eines ausgezeichneten philosophischen Scharfsinnes enthält, ein bleibendes Denkmal Ihres für mich ehrenvollen Urtheils über das, was ich als Philosoph zu leisten bemüht gewesen bin, errichtet haben.

Der Befehl, wodurch die Verbindung, welche bisher zwischen Deutschland und Ungarn durch die, unsere Universitäten besuchenden jungen Theologen bestand, aufgehoben worden ist, hat mich mit grosser Betrübnis erfüllt<sup>9)</sup>. Denn es war ja nur das Verlangen nach wissenschaftlicher Bildung, was diese Jünglinge unsern Universitäten zuführte. Wenn inzwischen die Haupttheile der Philosophie mit der Gründlichkeit und in dem Umfange vorgetragen werden, als diess von Ihnen in Ansehung der Psychologie geschieht, so kann zum wenigsten kein unphilosophischer, Verstand und Vernunft verachtender Geist unter den protestantischen Theologen in Ungarn herrschend werden.

Erhalten Sie mir Ihr schätzbares Andenken und Wohlwollen, und seyn Sie versichert, daß ich immer mit Gesinnungen der vorzüglichsten Hochschätzung bleiben werde

Ihr gehorsamster Verehrer

G. E. Schulze.»

Außere Seite: «Accedit Scheda M. Consilarii Reusz Göttingensis Bibliothecarii.

Von Herrn Prof. Jos. Rozgony erhielt die Königl. Bibliothek in Göttingen durch Hrn. Hofr. Schulze als ein schätzbares Andenken: Jos. Rozgony, Aphor. Psychologiae Empiricae etc. S. Patakin 1819. 8-vo, welches mit

<sup>9)</sup> Der ungarische Statthaltereirat hat im Jahre 1818, bzw. 1819 den Besuch der deutschen Universitäten den ungarischen theol. Studenten verboten.

dem verbindlichsten Danke erkennt. Göttingen den 1 ten Aug. 1820. Hofr. Reusz, Bibliothekar.»

Rozgonyis Psychologie wurde in der Zeitschrift: Göttingische Gelehrte Anzeigen Jahrg. 1821, Bd. III. S. 1998—1200 besprochen; der Name des Rezensenten ist zwar nicht angegeben, aber nach einem handschriftlich geführten Register über die Rezensionen aus jenen Jahren, das die königl. Universitäts-Bibliothek zu Göttingen aufbewahrt, und in dem auch die dafür bezahlten Honorare angegeben sind, hatte diese Rezension Schulze verfaßt<sup>10)</sup>. Nach einer allgemeinen Einleitung, in welcher über die Anhänger und Gegner der Kantischen Philosophie in Ungarn berichtet wird, äußert sich der Rezensent über Rozgonyis Werk folgendermaßen:

«Rozgonyi hat in seiner, dem Hofrath Schulze zugeeigneten Psychologie die Lehren dieser Wissenschaft vorzüglich nach ihrer Beziehung auf die Philosophie dargestellt, und daher auf die Streitigkeiten über den Umfang und den Werth der menschlichen Erkenntniß sehr viel Rücksicht genommen, auch die Systeme des Materialismus und des Idealismus, ferner die Lehre von der Freyheit und Nothwendigkeit des menschlichen Handelns nach ihren verschiedenen Formen, vom Standpunkte der Psychologie aus, der Prüfung unterworfen. Diess hat die Folge gehabt, dass den größeren Theil des Werkes diese Prüfung und nicht die ausführliche Darstellung und Aufklärung der mannichfaltigen Thatsachen und Erscheinungen des geistigen Lebens im Menschen einnimmt. Man darf es jedoch nicht übersehen, dass dasselbe zum Leitfaden für Vorlesungen bestimmt ist, in welchen also vieles vollständiger vorgetragen werden kann, was im Leitfaden nur den Hauptpunkten nach angeführt worden ist. Obgleich aber die Psychologie in ihren einzelnen Lehren durch das Werk nicht an Erweiterung gewonnen hat, so liefert doch das Ganze eine sehr wichtige Uebersicht der Natur und der Wirkungen des edleren Theils im Menschen und wird dadurch, so wie auch durch den guten lateinischen Vortrag zur Ausbreitung richtiger Erkenntnisse vom Geiste und Gemüthe des Menschen im Vaterlande des Herrn Verfassers gewiss viel beytragen<sup>11)</sup>.»

Weitere Nachrichten über Beziehungen zwischen Rozgonyi und Schulze besitzen wir nicht. Es ist wahrscheinlich, daß Rozgonyi auch seine später erschienenen Werke — *Aphorismi historiae philosophiae* (1821) und *Aphorismi Juris Naturae* (1822) — an Schulze geschickt hat, um so mehr, da sich diese Werke auch in der königl. Universitätsbibliothek zu Göttingen befinden, das erstere mit der folgenden Widmung des Verfassers:

«Excipe discipuli prolem sine matre creatam,  
Göttingano pio Bibliotheca sinu

Auctor.»

Das andere kam als Geschenk des Sohnes (mehrere Jahre nach des Vaters Tode) in den Besitz der Bibliothek, wie dies aus der folgenden Eintragung erhellt:

«Jus hoc Naturae dono misit B.-thecae filius Auctoris — velint percipere libellum humc — data quietancia.

Göttingen, 1831. 13. May

Lud. Zsarnay<sup>12)</sup>»

<sup>10)</sup> <sup>11)</sup> <sup>12)</sup> Freundliche Mittheilungen des Herrn Oberbibl. Dr. J. Reicke.



Das Werk gelangte also durch die Vermittlung L. Zsarnays (des späteren Professors der Pastoraltheologie zu Sárospatak und von 1860—1866 Superintendenten) nach Göttingen, der damals — in den Jahren 1829 bis 1831 — in Göttingen studierte.

Rozgonyi, unstreitig der eifrigste und tiefsinnigste Bekämpfer der kritischen Philosophie in Ungarn, «bis ans Ende ein lebhafter Bestreiter aller, die Erfahrung überschreitenden Anschauungen», verschied bald nach dem Erscheinen des letzteren Werkes, den 25. April 1823. Schulze lebte und wirkte noch zehn Jahre an der Universität Göttingen.

---

## **Zu dem Artikel über die österreichischen Hausgesetze.**

(Ungar. Rundschau 1914. I. Heft.)

Herrn Privatdozent Dr. Felix Schiller.

Sehr geehrter Herr Doktor!

Schon bei der Lektüre Ihrer Rezension über Dr. Gábors Studie, noch mehr heute, bei der allerdings nur flüchtigen Durchsicht Ihres Aufsatzes in der «Ungar. Rundschau», habe ich bedauert, daß Sie von mir glauben (S. 28), ich hätte behaupten wollen, «die ungarische Gesetzgebung habe den Rechtsinhalt der [1722!] vorgelesenen Urkunden in seiner Totalität, vollends auch die in diesen Urkunden gar nicht enthaltenen hausrechtlichen Normen, alle ohne Unterschied und Ausnahme sich zu eigen gemacht.»

Nein, glauben Sie mir's, sehr geehrter Herr Doktor, das konnte nie und nimmer meine Absicht sein, weder 1906, noch 1911, noch 1912. Da das Finden historischer Wahrheit unser gleicher Zweck ist, die Kritik nur Mittel zur Erreichung dieses Zweckes, so werden Sie es mir, dessen bin ich sicher, nicht übel nehmen, daß ich mich selbst zitiere, um Ihnen zu zeigen, daß ich wirklich auch im Band II meiner Grundlagen, ebensowenig wie in der von Ihnen leider nicht erwähnten Jubiläums-Ausgabe vom 19. April 1913 eine solche Absicht nicht gehabt haben durfte und konnte, die zu «ungeheuerlichen» Konsequenzen logischer Art führen müßte. Ins Gebiet des Privatrechtes habe ich mich bei meinen Ausführungen nie begeben. Dieses war auch gar nicht Gegenstand des Beschlusses der ungarischen Legislative.

Ich schrieb S. 210 (Bd. II): «Die Ungarn legten 1722 Gewicht darauf, daß die Thronfolge . . . » S. 221: «Ungarn [sollte] sich auf diese Grundlage gleicher Thronfolge ausdrücklich berufen.» S. 222 Anfang des ganzen Kapitels: «Sind die Hausgesetze auch für Ungarn bindend?» sagte ich: «soll gezeigt werden, daß . . . auf Grund eigenen Rechtes des Landes auch autonome Verfügungen der Dynastie über die Thronfolge in complexu gesetzlich anerkannt wurden.» Im folgenden ist immer nur von Thron- und Regierungsrecht (Jubiläumsausgabe S. 149 Zeile 4 f.) die Rede. Auch S. 231, Bd. II, letzte Zeile, S. 232 erste Zeile: «Alle autonomen Verfügungen der Dynastie über die Thronfolge», S. 232 wiederholt: «Identität der Thronfolge», «hausgesetzliche Thronfolge»; ferner S. 234:

«nehmen die ungarischen Stände alle autonomen Verfügungen der Dynastie über die Thronfolge . . . an»; oder S. 236: «die Thronfolge-Normen» . . «Identität der Thronfolge», «Normen der . . . Erbsukzession»; S. 237: «Ebendieselbe Sukzession . . .»

Deutlich war S. 237, Mitte des Textes, resümiert: «Alles was als ‚Norm‘ oder ‚Sukzession‘ im außerungarischen Gebiete . . . garantiert war . . . wird nun auch für Ungarn verbindlich.» S. 238 spreche ich wieder nur von «Norm» bzw. «Sukzession der Hausgesetze» und sage: «Zu gut hat Ungarns Gesetz für die Identität der Thronfolge gesorgt». Dann spreche ich S. 243ff. von Detailbestimmungen über die Bedingungen der Thronfähigkeit, behandle S. 244 «Thronfolge», darunter die «*praerogativa masculorum*», (über die ich in der Jubiläumsausgabe S. 176 Anm. 63! handle), wofür wohl auch S. 466 (II. Bd.) Abs. 12, maßgebend war. S. 250 sage ich resümierend: «Die bisher erörterten vier Detailbestimmungen . . . als Folgen . . . der hausgesetzlichen . . . Norm der Sukzession». S. 255: «sicher in der Absicht des ungarischen Gesetzgebers von 1722 . . . auch die bisher im Erzhause üblichen Bedingungen der Thronfähigkeit restlos . . . zu inkorporieren». «Diese B. d. Thronfähigkeit». . . S. 256: «Was aber den allein hier in Betracht kommenden thronfolgerechtlichen Teil des Statuts von 1839 betrifft.»

Im folgenden ist wieder nur von Thron- und Regierungsrecht . . . . S. 266 von «dem nicht zum Erzhause im thronfolgerechtlichen Sinne gehörigen Vater», S. 267, 268 von «Norm der Sukzession», S. 268 «nicht bloß» von «Thronfolge sondern auch» von «Regierung» die Rede.

Vielleicht ist das Resumé S. 268 über das ganze Kapitel durch das Ausbleiben eines Wortes «thronfolgerechtlich» vor: «für Ungarn alles verbindlich» nicht präzise genug geraten. Aber selbst dieses Wort scheint mir im Zusammenhange mit dem Vorausgehenden, das nie vom Privatrecht handelt, heute noch entbehrlich.

Ich habe tatsächlich nur den Teil der vorgelesenen Hausgesetze gemeint, der sich auf Thronfolge und Regierung bezieht.

Gestatten Sie mir, Sie bei diesem Anlasse auf meine Jubiläumsausgabe der P. S. vom 19. April 1913 aufmerksam zu machen, die wie so manches neu, auch Bemerkungen über das «*contra omnem vim . . .*» und über die Interpunktion nach «*utriusque Sexus Austriae Archiduces*» (S. 152 Anm. 6, S. 155 Anm. 34, S. 181 Anm. 102) gebracht hat, ebenso über «*eiusdem*» bzw. *eiusdemque* auf S. 182 letzte Zeile, S. 183 erste Zeile. Ich darf sagen, daß nirgend ein so buchstaben- und interpunktionsgetreuer Wiederabdruck des ersten allein authentischen Druckes von 1724 (Februar erst ausgegeben, wenn auch Ende 1723 fertiggedruckt) für das ungarische Gesetz von 1723 vorliegt wie in dieser Jubiläumsausgabe. Gerade der Text der ungar. Pragm. S. ist durch einen höheren Beamten des k. u. k. geh. Haus-, Hof- u. Staatsarchivs auf s a l l e r g e n a u e s t e überprüft worden (ein Ungar). Ich habe über die erste allein authentische Textausgabe und über zwei Stellen, wo auch der am 17. Juli 1722 überreichte Text herangezogen werden soll, mich geäußert.

Gerne würde ich Ihnen ein Exemplar, das ich noch zu vergeben habe, zur Verfügung stellen, wenn Sie es wünschen. Ihren Aufsatz konnte ich nur im Zeitschriftenzimmer der Univ.-Bibl. erlangen.

Ich behalte mir ja vor, auf Ihre Einwendungen gegen Darstellung und Auffassung der Materie mich zu äußern; vielleicht am Schlusse des zweiten Bandes, von dem leider, weil ich mich überangestrengt hatte, die Seilern-Biographie noch unvollendet geblieben ist.

Mit dem Ausdrücke ausgezeichnete Hochschätzung verbleibe ich,  
hochgeehrter Herr Doktor,

Ihr

ergebener

Wien, 6. II. 14.

Dr. G. Turba.

\* \* \*

Der Adressat, einer unserer ausgezeichnetsten Fachmänner und ein kaum ersetzbarer hochverdienter Mitarbeiter dieser Rundschau, Dr. Felix Schiller, ist, erst 36 Jahre alt, am 30. Januar d. J. nach kurzer Krankheit unerwartet von uns geschieden. Wir werden ihm alle ein treues und dankbares Gedenken bewahren.

Herrn Dr. Turbas obige Einwendungen müssen infolgedessen vorläufig unbeantwortet bleiben.

Gustav Heinrich.



▣ Verlag von Duncker & Humblot, München und Leipzig. ▣

---

## **Geschichte Bismarcks.**

Von

**Max Lenz.**

**Vierte, durchgesehene Auflage.**

Preis geheftet 8 Mark, in Leinwand gebunden 9 Mark 60 Pf.

Bei Erscheinen der dritten Auflage äußerte sich Carl Theodor von Heigel in der Allgemeinen Zeitung, München: «Es zeugt von gesundem Urteil des deutschen Lesepublikums, daß die ‚Geschichte Bismarcks‘ von Max Lenz schon in dritter Auflage erschienen ist. Der Verfasser hat von den Ergebnissen der neuesten Forschung auf dem Gebiete der Kriege und diplomatischen Waffengänge von 1866 und 1870 so ausgiebigen Gebrauch gemacht, daß tatsächlich von einem neuen Werk gesprochen werden darf. Die gewandte Sichtung des ungeheuren Quellenstoffes, die Vornehmheit der Auffassung, die Straffheit und Geschlossenheit der Komposition, die Treffsicherheit des Ausdrucks weisen dem Buch einen Ehrenplatz unter den vornehmsten Werken unsrer Geschichtschreibung an.»

---

## **Grundlegung der Soziologie des Rechts.**

Von

**Eugen Ehrlich,**

Professor der Rechte an der Universität Czernowitz.

Preis 10 Mark.

Neue Freie Presse: «... So ist das Buch für Juristen und Nationalökonomen gleich wertvoll und durch die Fülle der Belege und die geistvollen Untersuchungen stets interessant und fesselnd.»

---

## **Die Bewegung der Weizenpreise und ihre Ursachen.**

Von

**Louis Perlmann.**

Preis 2 Mark.

## **Die Entwicklung der Landwirtschaft in den Vereinigten Staaten von Nordamerika und der Einfluß auf die Preisbildung landwirtschaftlicher Erzeugnisse.**

Von

**Max Augstin.**

Preis 4 Mark.

---



## Professor Hermann Vámbéry, 1832—1913.

Von Dr. Bernhard Munkácsi.

### I.

**E**IN glänzender Stern am Himmel der ungarischen Wissenschaft fiel mit dem Hinscheiden Hermann Vámbérys am 15. September verflossenen Jahres.

Man kann getrost behaupten, daß es unter denen, die im letzten halben Jahrhundert im öffentlichen Leben Ungarns eine Rolle spielten, keinen einzigen gegeben hat, dessen Name und Ruhm so weit gedungen und auch in fernen Ländern zu solcher Anerkennung gelangt wäre, wie dies bei Vámbéry der Fall war. Überall, wo es auf diesem weiten Erdenrund gebildete Menschen gibt, werden seine Bücher gelesen und mehrere derselben sind aus dem englischen, deutschen oder ungarischen Original ins Französische, Spanische, Schwedische, Dänische, Russische, Türkische, ja sogar ins Persische, Japanische und Guseratische (Ostindische) übersetzt. Die politischen und wirtschaftlichen Beobachtungen, die er bei seiner so großes Aufsehen erregenden mittelasiatischen Entdeckungsreise machte, besaßen das Interesse von Fürsten und Diplomaten, die das Schicksal der Welt lenkten; seine beispiellos fruchtbare publizistische Tätigkeit, die sich auf diese Beobachtungen gründete, war Jahrzehnte hindurch von maßgebendem Einfluß auf die Entwicklung der orientalischen Ereignisse. Sobald sich irgendeine bedeutendere Volksbewegung in Asien oder Afrika vorbereitete, da bestürmten ihn sofort die großen Weltblätter und Zeitschriften nicht nur in Europa, sondern auch aus Amerika mit ihren Aufforderungen, er möge sie orientieren und seine Meinung abgeben. Seine fließend und fesselnd vorgetragenen Erlebnisse und Reisebeschreibungen eroberten außerdem das Kinderzimmer und wurden zur beliebten, lehrreichen Lektüre der erwachsenen Jugend. Die Krone aber setzt dieser volkstümlichen und eine praktische Richtung verfolgenden literarischen Wirksamkeit die reiche und wertvolle wissenschaftliche Tätigkeit Vámbérys auf, die bezüglich der Kenntnis von Sprache, Literatur und Ethnographie der Osttürken bahnbrechend war und durch die Probleme, die sie aufwarf, sowie durch ihr Beweismaterial volle Beachtung verdiente und anregend war, auch wenn sie in ihren Hauptergebnissen nicht der Anerkennung der Kritik begegnete.

Wie sehr die kompetenten Fachkreise diese Tätigkeit achteten, davon legen die vielen Auszeichnungen, mit denen die europäischen gelehrten Gesellschaften ihn überhäuften, beredtes Zeugnis ab. Vámbéry, Professor an der Universität in Budapest, zählte zu den Ehrenmitgliedern der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, der Londoner Royal Society of Literature, der französischen Philologischen Gesellschaft, der Società italiana d'anthropologia in Firenze, des Wiener Orientalischen Museums, der Helsingforscher Finnisch-ugrischen Gesellschaft, der Ungarischen Ethnographischen Gesellschaft, der ungarischen, Berliner, Londoner, Pariser, Madrider, römischen, niederländischen, Wiener, Dresdener, Frankfurter und Genfer geographischen Gesellschaften, der Belgrader Akademie der Wissenschaften und mehrerer kleinerer in- und ausländischer wissenschaftlicher Vereinigungen. Er war Inhaber der großen goldenen Medaille pro literis et artibus und Ehrendoktor der Budapester Universität sowie des Dubliner Trinity College; bei mehreren wissenschaftlichen Institutionen bekleidete er das Amt eines Präsidenten, beziehungsweise das eines Ehrenpräsidenten.

Wie sonderbar, daß dieser Mann, der von so vielen gelehrten Gesellschaften zum Ehrenmitgliede gewählt zu werden für wert befunden wurde, kein Fachmann im wahren Sinne des Wortes war, nicht zu Füßen großer Meister gesessen hatte, die Universität nur als Professor besuchte, ja sogar in seinen Mittelschulstudien nur bis zur sechsten Klasse gelangt war. Er selbst sagt in seiner Lebensbeschreibung: «Ich bin alles eher, nur kein Gelehrter und im bekannten Sinne des Wortes konnte ich es auch nicht werden; um Gelehrter zu werden, dazu hatte ich nicht die Vorbildung, die Schulung und das Temperament.» (Küzdemeim — Meine Kämpfe, 319.)

Bemerkenswert ist auch die Tatsache, daß nicht nur der Ausgangspunkt und die Triebfeder, sondern sozusagen das ganze Rückgrat jener wissenschaftlichen Tätigkeit, die Vámbéry unter die bekanntesten Gestalten der Weltliteratur erhob und die so viele Geister beschäftigte, eigentlich ein Problem von speziellem ungarischen Interesse war: die Frage nach dem Ursprung des ungarischen Volkes und der ungarischen Sprache. Auch sein letztes, posthumes Erzeugnis dreht sich um diese Frage. Die Richtung, in der er diese Aufgabe zu lösen bestrebt war, und die Ergebnisse, zu denen er gelangte, steigerten das Interesse für seine ethnologischen Arbeiten in seinem Vaterlande fast bis zur Aufregung, während das Ausland mehr die Seitenzweige dieses Hauptstammes seiner Wirksamkeit, die das asiatische Türkentum behandelnden Werke würdigte. Auf diesen Gebieten entfaltete Vámbéry seine wertvollste wissenschaftliche Tätigkeit und



im folgenden sei es zunächst unsere Aufgabe, diese im Abriß darzustellen.

\*                      \*

Die orientalischen Studienreisen und die ersten Flugversuche Vámbérys auf dem Gebiete der Literatur stehen mit jener großzügigen wissenschaftlichen Tätigkeit im Zusammenhang, die um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts in der Ungarischen Akademie der Wissenschaften von Paul Hunfalvy ausging und die in ihrer späteren Entwicklung zum methodischen vergleichenden Studium der ural-altaischen Sprachen führte. In der damaligen traurigen Epoche der nationalen Unterdrückung stellt die patriotische Pietät die Frage nach dem Ursprung, beziehungsweise der Verwandtschaft des ungarischen Volkes und seiner Sprache in den Vordergrund der Aufgaben der ungarischen Wissenschaft und Paul Hunfalvy läßt von 1851 an seine diesbezüglichen Forschungen in ununterbrochener Reihenfolge erscheinen. Als Ergebnis dieser drückt er in seiner 1855 erschienenen Abhandlung «Vergleichung der türkischen, ungarischen und finnischen Wörter» die Meinung aus, daß «die ungarische Sprache eine Mittelstellung zwischen den finnisch-ugrischen und türkischen Sprachen einnehme», ja daß, den Grad der Verwandtschaft genauer erwogen, das Türkische dem Ungarischen näher stehe als das Finnische.

Offenbar übte diese von der hervorragendsten Autorität auf dem Gebiete der ungarischen Sprachwissenschaft stammende Ansicht einen entscheidenden Einfluß auf den Entschluß des jungen Hermann Wamberger aus — denn dies war Vámbérys ursprünglicher Name —, seine auf dem Gebiete der orientalischen Sprachen aus purer Passion erworbenen Kenntnisse auf türkischem Boden zu erweitern, um sie für die ungarische Sprachforschung und Urgeschichte zu verwerten. Als er im März 1857 bei Baron Josef Eötvös, dem Präsidenten der Ungarischen Akademie, erscheint und um dessen Unterstützung und Empfehlung bei seiner beabsichtigten Reise nach Konstantinopel ansucht, gibt er als Ziel dieser Reise an, er wolle «nach Asien gehen, um die Urheimat und den Ursprung der Ungarn zu suchen» (Meine Kämpfe, 107). Die warme Unterstützung, die ihm bei dieser Gelegenheit Paul Hunfalvy, Moritz Ballagi, Franz Toldy, Johann Jerney und andere Akademiker angedeihen ließen, bezeugt ebenfalls, daß schon an die erste Reise Vámbérys sowohl von wissenschaftlichem als auch von nationalem Standpunkte große Erwartungen geknüpft wurden. Er selbst erörterte seine Pläne vor der Öffentlichkeit nicht, vielleicht weil dies aus politischen Rücksichten damals nicht ratsam

war; es bietet sich ihm aber dennoch noch vor seiner Abreise Gelegenheit, mit seinen türkischen Kenntnissen vor die Öffentlichkeit zu treten, nämlich in einem unter dem Titel «Die türkische Akademie» im *Új Magyar Muzeum* (Jahrgang 1857, S. 150) veröffentlichten kleinen Aufsatz, der nach einer sechs Jahre früher erschienenen türkischen Zeitung: *Dscheridei Havadis* (Neuigkeitsregister) die Eröffnungsrede des Vizepräsidenten der türkischen Akademie, Hairah Effendi vom Jahre 1851 in ungarischer Übersetzung mitteilt. Dieser anspruchslose Artikel stellt den Beginn der literarischen Laufbahn Vámbéry's dar. Der Redakteur Franz Toldy stellt seinen Schützling in Begleitung folgender wohlwollender Bemerkung dem Publikum vor: «Diese Rede möge als Probestück dienen, um die Denkart und Ausdrucksweise der gegenwärtigen Türken vorzuführen. Verfertigt wurde sie, vielleicht ein wenig zu sehr an den Wörtern haftend, von unserem aus der Schüttinsel (aus Szerdahely) gebürtigen wackeren Linguisten, Herrn Hermann Wamberger, der dieser Tage nach der Türkei reist, um sich in den orientalischen Sprachen und der Wissenschaft, denen er mehrere Jahre seiner Jugend aufopferungsvoll gewidmet hat, zu vervollkommen. Wir werden Gelegenheit finden, unseren Lesern über seine dortigen Fortschritte zeitweise Bericht zu erstatten.»

Das folgende Jahr (1858) bringt das erste selbständige Werk Vámbéry's, das «Deutsch-türkische Taschenwörterbuch von Herrmann Vámbéry aus Ungarn», in dessen Titel schon der magyarisierte Name des Verfassers erscheint. Dieses Werk, eine zu jener Zeit achtenswerte Leistung, ist angeblich das erste deutsche Buch, das in Konstantinopel gedruckt wurde. Es zeichnet sich durch die vorteilhafte Eigenschaft aus, daß es sich von der gebräuchlichen literarischen Sprache, die infolge der ohne Grund massenhaft angewendeten arabischen und persischen Wörter und Ausdrücke dem Volke unverständlich war, abwandte und die gewöhnliche türkische Umgangssprache als Grundlage wählte. Es wurde hierdurch ein Vorbote jener modernen Richtung, die mit dem Losungsworte Purismus erst in den folgenden Jahrzehnten in der türkischen Literatur zur Geltung gelangt.

Obwohl Vámbéry mit diesem Werke einem praktischen Bedürfnis nachkommen will, verliert er während der ganzen Zeit seines Aufenthaltes in Konstantinopel auch das wissenschaftliche Ziel, das er sich gesteckt hatte, nicht aus den Augen. Ununterbrochen forscht er in den Bibliotheken, sucht nach historischen Werken, die sich auf die Ungarn beziehen, und ist bestrebt, sowohl die alte als auch die gegenwärtige osmanische Volkssprache kennen zu lernen. Mit besonderer

Sorgfalt wirft er sich auf das Studium der ihm zugänglichen literarischen Quellen des Osttürkentums. «Mit Eifer nahm ich — schreibt er in seiner Lebensbeschreibung — jedes Bruchstück der tschagataischen Schriftsteller auf und meine Freude kannte keine Grenzen, als ich die Erlaubnis erhielt, in der in dieser Hinsicht reichen und berühmten Bibliothek von Aali Pascha forschen zu dürfen.» (Meine Kämpfe, 158.) Von Zeit zu Zeit findet er Gelegenheit, mit den aus den mittelasiatischen Khanaten nach Stambul kommenden Mekkaer Pilgern persönlich zu verkehren und schämt sich vor den Vornehmen, in deren Kreis er sonst lebte, nicht der Gesellschaft dieser zerlumpten und halbnackten Gestalten. Er glaubte und hoffte «in der Sprache der jenseits des Oxus lebenden Steppen- und Städtebewohner Elemente zu finden, die eine bestimmtere Ähnlichkeit und Verwandtschaft mit der ungarischen Sprache aufweisen, und auf diese Weise wichtige Entdeckungen zu machen und in bedeutendem Maße zur Klärung der Frage nach dem Ursprung der Ungarn beizutragen» (ebenda). Aus dem Kreise dieser seiner Forschungen sendet er der ungarischen Akademie fortwährend interessante und lehrreiche Mitteilungen. In einer Sitzung der Akademie im Jahre 1859 liest Moritz Ballagi Vámbéry's Bericht über seine Studien bezüglich der «Vergleichung der türkisch-tschagataischen und ungarischen Sprachen» vor und legt auch dessen «Tschagataisch-türkisch-ungarisches vergleichendes kleines Wörterbuch» der Akademie vor (Akad. Értesítő, Jahrgang XIX, 1. Heft).

Im selben Jahr zeichnet Vámbéry vom Munde des Stambuler Volkes eine reiche Sammlung türkischer Sprüche und eigentümlicher Ausdrücke auf, von denen jedoch Paul Hunfalvy vorläufig nur einen kleinen Teil unter dem Titel «Proben der ursprünglichen türkischen Redensarten» in der Zeitschrift Magyar Nyelvészeti (VI: 378) zu veröffentlichen vermag, während das ganze Werk erst später in der Zeitschrift Nyelvtudományi Közlemények (I: 269) erscheinen kann. Im folgenden Jahr erscheint in Vámbéry's Übersetzung die «Beschreibung der Schlacht bei Mohács vom türkischen Geschichtsschreiber Petschewi» (Új Magyar Múzeum, 1860) und eine «Besprechung der den Titel Tarikhi Engerus, d. h. ‚Geschichte Ungarns‘, führenden türkischen Handschrift» (M. Akad. Értesítő, 1860, I: 360), die später auch von Budenz einer eingehenden Behandlung unterzogen wurde (ebd. 1861, II: 261). Eher als ein, wenn auch in gewisser Hinsicht lehrreiches Kuriosum ist zu betrachten das «Gairetname, d. h. die ungarische Nationalhymne (Szózat) in türkischer Sprache», das nach dem türkischen Stil dieser Zeit «den Werken des geschickten und vollkommenen Dichters Michael Vörösmarty — Gott möge ihn in den



Abgrund des Erbarmens versenken — entnommen und vom armen und mangelhaft begabten Reschid, unter dem Namen Engerüsi (der Ungar) bekannt, übersetzt worden ist» (Vámbéry hieß nämlich türkisch Reschid Effendi). Voll Freude schreibt Hunfalvy zu Beginn der Erläuterungen zu dieser Übersetzung: «Was es bis nun noch nicht gegeben hat, siehe die erhebenden Töne der ungarischen Nationalhymne in einem dem Sinn des Originals getreu folgenden, jedoch auch seine Eigenart in Denkungsweise und Stil streng beibehaltenden Türkisch wiedergegeben!» (Magy. Nyelvészet, VI: 202.) Originell ist auch die folgende kleine Arbeit: «Ein tschagataisch-türkisch-ungarisches Märchen zum Nachweis der türkisch-ungarischen Sprachverwandtschaft» (ebd. VI: 510). Hier konstruiert Vámbéry aus türkisch-ungarischen Wort- und Formengleichungen mit den methodischen Mängeln seiner Zeit eine Erzählung, die — wie er meint — «mit sehr wenig Anstrengung einem über eine nur geringe sprachwissenschaftliche Bildung verfügenden mittelasiatischen Tataren sowohl als auch einem ebensolchen Ungarn aus Pannonien gleich verständlich ist». Als Probe sei der Anfang dieser sonderbaren linguistischen Leistung hier mitgeteilt:

*Atam-niŋ jeti jevrüg-ü bol-dı, aŋ-szı ejü babam-bile kark-da ölü-  
 Atyám-nak hét gyermek-e vol-t hat-ja jó atyám-val(vel) harez-ban (meg)hal-  
 ben men ireg anam-bile kicsik bádım-niŋ aul-u-ga bar-dım; o el-de  
 ván én öreg anyám-val kicsi (kis) bácsim-nak falu-já-ba jár-lam a(azon) hely-ben  
 csak edag kicsi-ben uruk-umuz-dın ősz Kund dagı jıl-ti ilej-im-de ve  
 sok időig kés-vén rokon-unk-tól ősz Kund is (el)jő-ıt elé-m-be és  
 szola-dı.*

*szól-ott.*

(In deutscher Übersetzung: Mein Vater hatte sieben Kinder, als sechs von diesen mit meinem guten Vater im Kampfe starben, ging ich mit meiner alten Mutter ins Dorf meines kleinen Oheims; als ich an jenem Orte lange säumte, kam von unserem Verwandten auch der greise Kund mir entgegen und sprach.)

Als Anerkennung seines wissenschaftlichen Strebens wählt die Ungarische Akademie der Wissenschaften Vámbéry am 9. Oktober 1860 zum korrespondierenden Mitglied, worauf er im Frühling des nächsten Jahres nach einer Abwesenheit von vier Jahren in seine Heimat zurückkehrt und seine Antrittsrede in der Akademie in Form einer Abhandlung «Über die türkische historische Literatur» hält (Akad. Ért. 1861, II. Band, 1. Heft). Indem er bei dieser Gelegenheit Eötvös, Ballagi und Franz Toldy seinen Dank ausdrückt, daß «sie mit ihren ersprißlichen Ratschlägen seinen hin und her schwärmenden Geist auf eine sichere Bahn gelenkt haben», weist er darauf hin, daß «möge sich die Frage des Ursprungs unserer Sprache und Geschichte wie

immer entwickeln, unbestritten bleibt schon, daß die entscheidende Antwort dennoch nur bei den Völkern Mittelasiens zu finden ist», ferner daß «bezüglich der Wortanalyse des Ungarischen die ungarisch-türkischen, tschagataischen und mongolischen Sprachvergleichen zu den schönsten Hoffnungen berechtigen» (ebd. S. 106). Diese Überzeugung beseelt ihn so sehr, daß er eine Studienreise nach Mittelasien unternehmen will, obwohl ihm die außerordentlichen Schwierigkeiten und Gefahren, mit denen diese Aufgabe verbunden ist, wohl bekannt sind. In diesem Bestreben ermuntert ihn die moralische und materielle Unterstützung der Ungarischen Akademie; im «Abschiedswort», das er am 29. Juli 1861 an diese Körperschaft richtete, setzt er seine auf diese neuere orientalische Reise bezüglichen Ideen und Pläne näher auseinander. Indem er sein Unternehmen mit den ähnlichen Versuchen der Vergangenheit vergleicht, findet er, daß «von den Predigermönchen begonnen, die unter König Béla IV. nach Groß-Ungarn hinausgingen, bis zum neueren Alexander Csoma de Kőrös die Idee, die alten Ungarn aufzusuchen, sich von unserem heutigen Streben nicht sehr unterschied. Nur stellte man sich damals einen engeren Zusammenhang zwischen dem Begriff der Sprache und der Nationalität vor und so konnte man nicht leicht überzeugen, daß eine nur von einigen Jahrhunderten errichtete Scheidewand genug stark gewesen wäre zu bewirken, daß eine demselben Stamme entsprungene und später in zwei Teile zerfallene Nation voneinander nichts wußte. So ging man ohne jede linguistische Vorbereitung auf die Suche nach Stammverwandten, bei denen man auf den ungarischen Gruß Guten Morgen! Guten Abend! ein ungarisches Grüß Gott! zur Antwort zu bekommen hoffte». Weiter setzt er dann fort: «Wir suchen statt der schöner und romantischer klingenden alten Heimat der Ungarn die linguistische Wahrheit; wir reisen zwar auch nach Mittelasien, vergleichen aber dort nicht nur den Charakter der Leute, ihre Trachten oder Waffen, sondern die lebendigen Wörter, die Sprachen und dies tun wir auch nicht nach einem willkürlichen Verfahren, sondern nach den sicheren, rationalen Regeln der Sprachvergleichen.» Er betont, daß «die gründliche Kenntnis der türkisch-tschagataischen Dialekte ein Haupt-, sozusagen das größte Erfordernis der ungarischen Sprachforschung ist» und stellt in Aussicht, daß er «in den öffentlichen Bibliotheken, die in Samarkand, Belch und Buchara existieren, sowie in Privathäusern und im öffentlichen Leben jenen Sprachschatz sammeln wird, den er bis nun als Hauptfaktor unserer Sprachwissenschaft zu betrachten sich berechtigt fühlt». Im Gegensatz zu den die orientalischen Sprachen zu Hause lernenden ungarischen Gelehr-

ten legt er auf das sich auf praktische Erfahrung gründende Studium größeres Gewicht. «Ich hatte nicht nur einmal Gelegenheit — schreibt er — die Schiefheit der Theorie einzusehen und diese schreckte mich so sehr von sich ab, daß ich entschlossen war, eher meinen Körper von den Lanzen der umherziehenden Tataren, als meinen Geist von den Buchstaben der Theorie töten zu lassen» (Akad. Ért. 1861, 110—5).

Aus diesen Äußerungen ist ersichtlich, daß Vámbéry mit ganz nüchterner Auffassung über die zu erwartenden Ergebnisse seiner Reise urteilte und nicht um jeden Preis übertriebene Hoffnungen wecken wollte. Ebenso stellt auch die Empfehlungsschrift der Ungarischen Akademie das Ziel der orientalischen Reise Vámbérys in gemäßigtem Geiste fest. Es heißt dort: «Socius noster Vir ingenuus honestissimusque Arminius Vámbéry Hungarus eo fine per nos ad oras Asiae Tartaricas mittitur, ut ibidem studio et disquisitioni linguae et dialectorum Turcico-Tartaricarum incumbat et sic nova perscrutandae linguae nostrae popularis Hungaricae, familiae altaicae cognata adminicula scientifica procuret» (Meine Kämpfe, 165).

Daß Vámbéry vom Standpunkte der Linguisten seiner Zeit betrachtet auch darin nicht übertrieb, daß er die gründliche Kenntniss der türkisch-tschatagataischen Dialekte für ein Haupterfordernis der ungarischen Sprachforschung erklärte, diesbezüglich diene zur Rechtfertigung, daß außer Paul Hunfalvy, nach dessen Ansicht — wie schon oben erwähnt — das Ungarische, was die Verwandtschaft betrifft, sich eher dem Türkischen als den finnisch-ugrischen Sprachen nähert, auch der durch sein methodisches und gründliches Arbeiten so berühmte Josef Budenz in seiner in der Akademie im Jahre 1862 gehaltenen Antrittsrede «Über die türkisch-ungarische Sprachvergleichung und die vergleichende ungarisch-altaische Lautlehre» verkündet, daß das Ungarische in jener Mittelstellung, die es, mit dem Wogulischen, Ostjakischen und Mordwinischen zusammen eine engere Verwandtschaftsgruppe bildend, zwischen den finnischen und türkischen Sprachen einnimmt, sich nicht an jenem Ende befindet, das gegen das Finnische, sondern an jenem, «das gegen das Türkische schaut» und auf diese Weise «sozusagen einen Übergang von sich aus dieser Mittelgruppe zum Türkischen bildet». Daß Fälle von lexikalischen Übereinstimmungen mit dem Türkischen noch nicht in einer ähnlichen Anzahl wie auf der anderen Seite nachgewiesen sind, schreibt er dem Umstande zu, daß das Osttürkische noch nicht bekannt ist; «weil — meint Budenz — wir uns auch nur freuen können, daß sich auch für dieses ein tüchtiger Forscher in der Person unseres geehrten Genossen Vámbéry gefunden hat, dem wir für seine begeisterten



Bemühungen, daß er unserer Sprachwissenschaft neues Material und neue Mittel zur linguistischen Erforschung der osttürkischen Literatur liefert, Dank schulden». Als gleichgesinnter guter Freund erscheint Budenz an Vámbérys Seite auch in der Ausgabe der «Tschagataisch-türkischen Wörtersammlung Abuška» (1862), deren Handschrift Vámbéry aus Stambul mitgebracht, dann zu Hause die sich an die tschagataischen Wörter in osmanischer Sprache anschließenden Erläuterungen übersetzt hatte, während Budenz ein gehaltvolles Vorwort zu dem Werke schrieb. Dieses Wörterverzeichnis, das seinen Namen von dem als ersten erklärten Worte abuška «Gatte» erhielt, hatte ein unbekannter Verfasser im Jahre 1552 aus den Werken des in osttürkischer Sprache schreibenden Dichters und Gelehrten Mir 'Ali Šīr Nevāi (zu Ende des XV. Jahrhunderts) zusammengestellt, um den westtürkischen Lesern die Lektüre dieser Werke zu erleichtern. Auch infolge seiner sprachgeschichtlichen Bedeutung war dieses Werk sehr geeignet, Vámbéry als Vorbereitung zu seiner orientalischen Reise zu dienen, Budenz empfiehlt es aber auch dem ungarischen Linguisten sehr zum Lesen «als eine zum Studium der für unsere Sprachwissenschaft so ungemein wichtigen osttürkischen Sprache behilfliche Originalquelle» (Vorwort, XXII). Später konnte Vámbéry, als er nach Stambul zurückkehrte, in der Fātih, der Muhammed dem Zweiten, dem «Eroberer», zu Ehren gegründeten Bibliothek, auch zu den Quellenwerken des Abuška, nämlich den Werken des Mir 'Ali Šīr gelangen; er übersetzte das in linguistischer Hinsicht wertvollste unter diesen, das im Jahre 1499 verfaßte «Muhākemet-ül-lugetejn», d. h. «Beurteilung der zwei Sprachen (des Türkischen und Persischen)» aus dem tschagataisch-türkischen Original und gab es mit einem orientierenden Vorwort versehen in der Zeitschrift Nyelvtudományi Közlemények (I:112) heraus. Eine dritte Veröffentlichung aus dem Kreise der Vorstudien Vámbérys ist die den Titel «Lieder der Nordtataren» führende (ebd. II: 117), wo er von den Lesestücken des im Jahre 1852 in Kasan erschienenen Lehrbüchleins «Urus-tatar elif-beji» 34 tatarische Volkslieder nebst Übersetzung und Einleitung vorführt. Zu ihrer Zeit waren dies wertvolle und interessante Neuheiten.

\*                      \*

Vámbéry betrat zuerst am 11. April 1863 bei den am östlichen Ufer des Kaspischen Meeres wohnenden Jomut-Türkmenen den Boden des mittelasiatischen Türkentums. Von hier aus setzte er seinen Rundweg durch Chiwa, Buchara, Samarkand und Herat fort und war am 21. November desselben Jahres schon in Persien, in der

Stadt Meschhed. Seine Reise dauerte also, den Aufenthalt in Afghanistan mit inbegriffen, im ganzen sieben Monate und zehn Tage. Auf die Erfahrungen dieser in einer verhältnismäßig kurzen Zeit ausgeführten Reise stützt sich dann so ziemlich Vámbéry's ganze literarische Tätigkeit und seine Rolle im öffentlichen Leben während eines halben Jahrhunderts, was um so staunenswerter ist, als Vámbéry's Reise eigentlich keine systematische Studienreise, sondern eher eine verwegene abenteuerliche Wanderung war, zu der ihn Wissensdurst und Ehrgeiz antrieben und die von unendlich viel Elend, Qual und Todesangst begleitet war. Es ist eine bekannte Tatsache, daß Vámbéry in seinem Inkognito, als Derwisch verkleidet, keine Gelegenheit hatte, wissenschaftliche Beobachtungen anzustellen und Aufzeichnungen zu machen; alles, was er gesehen und gehört hatte, konnte er nur in seinem Gedächtnis aufspeichern. Als er am 29. Mai 1864 nach Pest zurückkehrte, brachte er auch keine anderen Zeichen seiner weltberühmten Reise mit, als einige Andenken, einige minder wichtige osttürkische Handschriften, die er fertig erworben hatte, und den jungen Ösbegen aus Kungrat: Mollah Ishak. Wie anders war dies doch bei Anton Reguly! Dieser wirkliche Märtyrer der Suche nach der ungarischen Sprachverwandtschaft brachte eine solche Masse von gänzlich unbekannten verschiedenartigen Materialsammlungen nach Hause mit, daß schon zwei Generationen der Linguisten um die Bearbeitung und Herausgabe derselben bemüht sind, ohne dem Ende nahe gekommen zu sein. Vámbéry war von dem kühlen Empfang, der ihm, nachdem er in Teheran so gefeiert worden, hier zu Hause nicht nur von seiten des Publikums, sondern auch bei den gelehrten Kreisen zuteil wurde, äußerst betroffen. In seiner Lebensbeschreibung (Küzdemeim, 240) beklagt er sich hierüber und vergleicht diesen Empfang mit jenen, die in London für Livingstone, Speke, Grant, Palgrave, Burton und besonders Stanley, ebenso in Wien für Payer und Weiprecht bereitet wurden; er beachtet jedoch nicht, daß der Verlauf und die Ergebnisse seiner Reise in seinem Vaterlande nach der begeisterten Abschiedsrede vom Jahre 1861 eher das Gefühl der Enttäuschung, als das der Befriedigung erweckten. Charakteristisch ist ja, daß Vámbéry in jener Ungarischen Akademie, in deren Auftrag er seine Reise unternommen und die ihn auch, so weit sie konnte, materiell unterstützt hatte, nach seiner Rückkehr keinen Bericht über die wissenschaftlichen Ergebnisse seiner Reise erstattete: vielleicht gerade deshalb, weil er vom bis dahin sehr betonten nationalen Standpunkte aus vorläufig wenig zu berichten hatte. Wo waren die osttürkischen Sprachschätze, die den Ursprung der ungarischen Sprache und des ungarischen

Volkes beleuchten sollten? Wo die vielversprechenden Bibliothekstudien, die Vámbéry seinem Abschiedsworte gemäß in Buchara, Belch und Samarkand hätte machen sollen?!

Noch auf einen wichtigen Umstand muß hingewiesen werden, der die Gleichgiltigkeit der ungarischen Akademiker in gewissem Maße erklärlich macht, und dies ist der große Umschwung in der Grundanschauung bezüglich der Verwandtschaft der ungarischen Sprache. Vámbéry konnte bei seiner Rückkehr keine Ahnung davon haben, daß während er im fernen Osten die Verwandtschaft der ungarischen Sprache suchte, man diese hier zu Hause schon glücklich gefunden hatte, und daß die Idee der türkisch-ungarischen Sprachverwandtschaft, die im Jahre 1861, als Vámbéry von der ungarischen Hauptstadt Abschied nahm, bei allen in so hohem Ansehen stand, um derentwillen er nach Mittelasien gereist war und so viel gelitten hatte, inzwischen ihren Wert ganz eingebüßt hatte. Seit 1862 tritt das Studium und die Herausgabe der Sammlungen Regulys immer mehr in den Vordergrund: Budenz machte die tschuwaschischen, tscheremissischen und mordwinischen Aufzeichnungen zum Gegenstand eingehender Forschungen, Hunfalvy wieder vertiefte sich ins Studium der wogulischen Überlieferungen, wobei er seine Untersuchungen auch auf die Lehren ausdehnte, die sich aus den linguistischen Resultaten in bezug auf die Urgeschichte der Ungarn ergaben. All diese Forschungen werfen auf die Frage nach den verwandtschaftlichen Banden der ungarischen Sprache ein überraschend helles Licht, und Hunfalvy stellt schon in seinem 1864 erschienenen wertvollen Werke «A vogul föld és nép» (Land und Volk der Wogulen) endgültig fest, daß das Ungarische mit den sogenannten «ugrischen» Sprachen, dem Wogulischen und Ostjakischen zusammen eine engere Verwandtschaftsgruppe bildet. Ferner, daß die ungarisch-türkischen sprachlichen Übereinstimmungen zum Teil aus solchen Erscheinungen bestehen, die aus dem gemeinsamen ural-altaischen Ursprung zu erklären sind; größtenteils aber im besonderen historischen Leben des Ungarischen aus einer tschuwaschisch-artigen türkischen Sprache übernommene Elemente, d. h. im Ungarischen türkische Lehnwörter sind. Die Aufgabe, die nach dieser linguistischen Auffassung Vámbérys harrte, war, auf Grund seines durch die Kenntnis des Osttürkentums bereicherten türkischen Wissens, mittels einer eingehenden kritischen Untersuchung und mit möglichster Ausführlichkeit die türkischen Elemente des Ungarischen festzustellen, ihr Verhältnis zu den lebenden und verschwundenen türkischen Dialekten und, soweit sich dies aufklären läßt, den ethnischen resp. historischen Hintergrund dieser sprachlichen Berührung nachzuweisen.



Die Inangriffnahme dieser Aufgabe wäre der gerade Weg zu jenem wissenschaftlichen Ziel von nationaler Bedeutung gewesen, das sich Vámbéry vor seiner mittelasiatischen Reise gesteckt hatte. Jedoch diese Aufgabe war viel schwieriger und komplizierter, als daß auch der sachkundigste Gelehrte des Orients sich ohne Vorarbeiten daran hätte machen können.

Übrigens war Vámbéry schon auf seiner Rückreise damit im reinen, daß er die wirkliche Würdigung seiner Reiseerfahrungen nicht in Ungarn, sondern in dem an der Sache in praktischer Hinsicht interessierten Lande, in England hoffen könne. Deshalb versah er sich schon in Teheran bei der englischen Gesandtschaft reichlich mit Empfehlungsschreiben an die Führer des Londoner politischen und wissenschaftlichen Lebens und beschloß, die Beschreibung seiner Reise zuerst in englischer Sprache herauszugeben. Um diesen Plan zu verwirklichen, verläßt er nach einer kurzen Rast Pest und fährt nach London, wo ihm seine Empfehlungsbriefe und die ihm vorangegangenen Berichte, die das Interesse für ihn erweckt hatten, rasch den Weg in die vornehmsten Paläste und zu den hervorragendsten wissenschaftlichen Gesellschaften bahnen. Tage voll Triumph beginnen jetzt für ihn und eine lange Reihe von Ehrenbezeugungen entschädigt ihn für die vielen Leiden, die er durchgemacht hatte, besonders, was ihn am meisten gekränkt hatte, für die geringe Beachtung, die ihm in seinem Vaterlande zuteil wurde. Als Gast der Royal Geographical Society hält er vor einem gewählten großen Publikum seinen ersten englischen Vortrag, mit dem er einen solchen Erfolg erntet, daß die öffentliche Meinung Englands den ungarischen gelehrten Orientreisenden von da an zu den berühmten Entdeckern der Welt zählt. Eine besondere Wirkung übte auf die vornehmen englischen Kreise jener Teil von Vámbérys Vortrag aus, in dem er England auf dessen sich an Mittelasien knüpfende politische und wirtschaftliche Interessen aufmerksam machte und die Engländer aneiferte, dem Vordringen der Russen in den turkestanischen Khanaten nicht müßig zuzusehen, denn dies würde nicht nur einen Verlust bedeuten, sondern berge auch hinsichtlich des Besitzes von Indien eine Gefahr in sich. Die folgenden Ereignisse zeigten, wie richtig Vámbéry prophezeit hatte, denn schon nach Verlauf von vier Jahren gingen Buchara und Chokand in russischen Besitz über und bald eroberten die Russen auch Chiwa, so daß die mittelasiatische russische Eroberung in Afghanistan ganz bis zur Grenze der englischen Interessensphäre gelangte. Diese Entwicklung der Ereignisse erhöhte später in großem Maße Vámbérys Ansehen bei den Engländern und ihr Vertrauen in die Richtigkeit seiner Ansichten und

seiner Ratschläge. Selbstverständlich wurden die Werke, in denen er seine Reise, seine Erlebnisse und Erfahrungen beschrieb, vom Publikum mit außerordentlichem Interesse aufgenommen, und zwar nicht nur in England, sondern auf der ganzen Welt überall, wohin ihre Übersetzungen gelangten. Schon im September 1864, also nur vier Monate nach seiner Rückkehr aus dem Orient, war die englische Ausgabe seiner «Reise in Mittelasien» unter dem Titel «Travels in Central Asia» fertig (die deutsche und ungarische im Jahre 1865), von welchem Werke angeblich 24 000 Exemplare innerhalb von zwei Jahren in Europa und Amerika abgesetzt wurden. Nacheinander folgen dann die anderen volkstümlichen Werke ähnlichen Inhalts, wie «Meine Wanderungen und Erlebnisse in Persien» (deutsch und ungarisch 1867), die «Skizzen aus Mittelasien» (deutsch und ungarisch 1868), «Der Islam im XIX. Jahrhundert» (deutsch und ungarisch 1875), und die «Sittenbilder aus dem Morgenland» (deutsch und ungarisch 1876). In diesen Werken erscheint zuerst das hervorragende schriftstellerische Geschick Vámbérys, das einen bedeutenden Anteil am Erfolge auch mehrerer späterer, zum Teil wissenschaftlicher Arbeiten hatte. Der mit farbiger Lebendigkeit und mit einer sich dem großen Publikum anpassenden Leichtigkeit vorgetragene interessante Stoff fesselt oft die Aufmerksamkeit des Lesers in einem Maße, wie ein effektvoller Roman. Die Art, wie er erzählt und beschreibt, erinnert sehr an den Stil von Maurus Jókai und es überrascht uns gar nicht, daß dieser berühmte Romanschriftsteller bei einer Gelegenheit, als sich eine Zeitung an ihn sowie an mehrere andere hervorragende Männer des öffentlichen Lebens mit der Frage wandte, welches ihre Lieblingslektüren seien, hierauf die folgende Antwort gab: Die Bibel, Shakespeare und Vámbéry (Meine Kämpfe, 283). Mit Recht wurde Vámbéry später für seine schriftstellerische Kunst auch durch die Wahl in die literarische Petöfi-Gesellschaft ausgezeichnet.

Obwohl diese volkstümlichen und kein strenggenommen wissenschaftliches Ziel verfolgenden Werke Vámbéry von der Lebensaufgabe, die er sich gestellt hatte, dem Studium des Türkentums vom ungarischen Standpunkte, ablenken, läßt er diese dennoch nicht gänzlich außer acht. Laut verkündet er der Welt im englischen Vorwort seiner «Reise in Mittelasien»: «Durch das praktische Studium der lebenden Sprachen wollte ich mich über den tatsächlichen Grad der Verwandtschaft zwischen dem Ungarischen und den türkisch-tatarischen Sprachen überzeugen, die mir bei dem schwachen Licht der Theorie so überraschend vorkam» und weiter unten: «Die Ergebnisse meiner linguistischen Forschungen muß ich als die Haupt-

frucht meiner Reise betrachten; diese wünsche ich, nach einer reiferen Vorbereitung, der gelehrten Welt vorzulegen. Diese Sprachforschungen, und nicht die auf diesen Blättern aufgezeichneten Tatsachen werde ich immer als den wirklichen Lohn einer Reise betrachten, während welcher ich monatelang hin und her wanderte, den Körper mit lauter Lumpen bedeckt, ohne die zum Leben nötige Nahrung und unter Gefahren, die mich fortwährend mit einem grausamen, ja qualvollen Tode bedrohten.» Noch begeisterter äußert er sich hierüber im Vorworte der ungarischen Ausgabe: «Meine linguistischen Studien — erklärt Vámbéry — machten diese Reise unumgänglich notwendig und meine Mühe sehe ich durch die gemachten Erfahrungen reichlich belohnt. Hungers sterben, an Durst verschmachten, Gefangenschaft, Folterbank, ermattende Sandwirbel und viele tausende Gefahren scheinen mir ein geringer Preis zu sein, wenn ich an die freudige Hoffnung denke, daß vielleicht auch ich imstande sein werde, zu der das Dunkel unserer Urgeschichte erhellenden Fackel einen bescheidenen Funken beizutragen. Wenn er auch bescheiden ist, doch sein Entfachen ist nicht ein, sondern hunderttausend Leben wert . . . Für die Frage der türkisch-ungarischen Sprachverwandtschaft besaß ich schon von frühester Jugend an das größte Interesse und besondere Vorliebe, und das Studium und die Klärung derselben machte ich zu meiner Lebensaufgabe; mein heißester Wunsch ist jetzt nur, die Ergebnisse, zu denen ich schon bisher in dieser wichtigen Sache gelangt bin, meinem Vaterland und der übrigen gelehrten Welt je früher vorlegen zu können.» Viel Zeit verging noch, bis Vámbéry diese seine Idee mit der für ihn möglichst besten Vorbereitung verwirklichen konnte.

Vorläufig beginnt für ihn die Sorge um das tägliche Brot in immer drückenderem Maße, denn so sehr auch die Engländer den ihren Interessen dienenden «great Hungarian Explorer» durch Bezeugungen ihrer Ehre und Achtung auszeichneten, betrachteten sie ihn dennoch nur als einen «lively foreigner», einen gewandten Fremden und boten ihm weder eine öffentliche, noch eine private Anstellung an (Meine Kämpfe, 260). Unter solchen Umständen war die bescheiden besoldete Lektorstelle an der Pester Universität, die, für die orientalischen Sprachen kreiert, seit dem Tode Johann Repiczky's (1855) frei war und auf die ihn der König auf Empfehlung des Londoner österreichischen Botschafters ernannte, ein wahrer Rettungsanker für ihn. In dieser ruhigen Stellung, die sich schon nach drei Jahren zur ordentlichen Professur entwickelte, konnte er dann mit erhöhtem Eifer seine Kraft auch der Fachtätigkeit widmen, auf welchem Gebiete seine erste namhafte Leistung das 1867 in Leipzig



bei Brockhaus unter dem Titel «Cagataische Sprachstudien» erschienene Werk ist. Dieses Werk orientiert zuerst die europäische Wissenschaft ausführlicher über die Sprache, die Literatur und den Wortschatz des mittelasiatischen Türkentums. Es besteht aus drei Teilen, deren erster eine allgemeine Übersicht über die wichtigeren chinesisch-tatarischen, ösbegischen und Turkmen-Mundarten bietet, dann in einer grammatischen Skizze jene Eigentümlichkeiten der Laut- und Formenlehre behandelt, durch die sich das Osttürkische vom Westtürkischen unterscheidet. Der zweite Teil befaßt sich mit der tschagataischen Literatur und zählt nebst einer kurzen Inhaltsangabe jene folkloristischen, geschichtlichen, religiösen, didaktischen und wissenschaftlichen Werke auf, die der Verfasser auf seiner Orientreise zu sehen, beziehungsweise in deren Besitz zu gelangen, eventuell nur Kunde von ihnen zu erhalten Gelegenheit hatte. Hierauf folgt eine Chrestomathie, die zahlreiche Proben von Erzeugnissen der osttürkischen Volks- und Kunstliteratur, ferner Sprichwörter und Briefe im Originaltext und mit deutscher Übersetzung enthält. Diese literarischen Erzeugnisse waren den Orientalisten zum großen Teil ganz unbekannt, obwohl Vámbéry auf dem Gebiete der Erschließung der osttürkischen Literatur schon Vorgänger hatte, so A. Jaubert (*Éléments de la grammaire turke*; Paris, 1823), A. L. Davids (*A grammar of the turkish language*; London 1832), besonders E. Quatremère (*Chrestomathie turk-orientale*; Paris, 1841). Sehr wertvoll und sozusagen bahnbrechend ist in diesem Werke Vámbérys der das Wörterbuch enthaltende dritte Teil, in dem der Verfasser sein reiches Material auf Grund eigener Beobachtungen und der lebenden Sprache mitteilt, wozu ihm außer seiner eigenen Sprachkenntnis noch der mit ihm gekommene ösbegische Mollah als lebendige Quelle zur Verfügung stand. Hauptsächlich die Aussprache des letzteren war bei der Transskription des «Abuška» und der der ähnlichen, nur kleineren handschriftlichen Wörtersammlungen, des «Bedāi'-ül-lugat» (Die Eigentümlichkeiten der Wörter), und des aus dem Exemplar der Teheraner Königlichen Bibliothek abgeschriebenen »Chulāse-i-Abbāsi» (Abbas'sches Exzerpt), sowie der Angaben des 1825 unter dem Titel «Lugat-i-türki» herausgegebenen Kalkuttaer tschagataisch-türkischen Wörterbuches maßgebend, infolgedessen diese Mitteilungen Vámbérys authentischer und verlässlicher sind, als z. B. die der großen Wörterbücher von Zenker und Budagov, die dieselben literarischen Quellen ohne genügende Kritik und ohne Vergleichung mit der lebenden Sprache bearbeitet hatten, demzufolge ihre Angaben, besonders was die Lautform betrifft, oft fehlerhaft sind. Mit Recht gebührt diesem Werke Vámbérys die Anerkennung,

mit der der hervorragende französische Orientalist Pavet de Courteille sich über dasselbe im Vorworte seines «Dictionnaire turc-oriental» äußert, indem er erklärt, es sei ein «livre le plus instructif, qui fait grand honneur à son auteur».

Vámbéry erwähnt auch im Vorworte zu diesem Werke die türkisch-ungarische Sprachverwandtschaft als das Endziel seiner Forschungen und fügt hinzu, seine gegenwärtigen tschagataischen Studien seien als Vorarbeiten hierzu zu betrachten. Auch in der Einleitung des tschagataischen Wörterbuches spricht er hierüber und bemerkt, er habe «jede Analysis der magyarisch-türkischen Sprachanalogie weggelassen»; er habe «dies als einen zu wichtigen Gegenstand betrachtet, um nur en passant besprochen zu werden. Es war das Hauptmotiv meiner Reise im Morgenlande, und ich hoffe, meine Ansichten über die gegenseitige Analogie baldigst in einem speziellen Werke mitzuteilen». Den Plan dieser Arbeit stellt Vámbéry ausführlicher und in bestimmterer Form in jener Abhandlung dar, die er unter dem Titel «Über die osttürkische Sprache» als vorläufige Mitteilung über die im folgenden Jahre erschienenen Čagataischen Sprachstudien im Mai 1866 in der Ungarischen Akademie vorlas. «Wenn nun — erklärt er hier — die löbliche Akademie fragt, was für Nutzen die ungarische Sprachwissenschaft aus meiner Reise und einem Resultat derselben, den osttürkischen Sprachstudien, ziehen wird: so antworte ich, daß wir vor allem dadurch, daß wir den sich im Osmanischen vorfindenden und im Osttürkentum geahnten Sprachschatz und die Sprachform eingehender kennen lernen, desto intensivere Forschungen anstellen können, inwiefern sich unsere Sprache dieser Seite zuneigt». Dann setzt er fort: «In den vorliegenden Studien hielt ich mich sowohl von den auf das Osmanische bezüglichen etymologischen Forschungen als auch von ungarisch-türkischen Vergleichen jeder Art strenge fern, ich wollte ausschließlich objektiv sein; objektiv deshalb, weil ich meine Erfahrungen der gesamten europäischen Wissenschaft vorlege, die gewiß alles eher in seiner trockenen und getreuen Originalität sehen will. Objektiv wollte ich auch deshalb sein, weil ich über das türkisch-ungarische Ähnlichkeitsverhältnis ein besonderes selbständiges Werk herauszugeben gedanke, in dem ich meine auf diesem Gebiete gemachten Beobachtungen zusammenstelle und mich auf die gegenwärtigen Studien als einen Fundort berufen will».

Es ist interessant, wie große Hoffnungen Vámbéry noch 1866 an die entscheidende Bedeutung der türkisch-ungarischen Sprachähnlichkeiten in der Frage der Verwandtschaft der ungarischen Sprache knüpfte. «Mit dem Zustandekommen dieser meiner Arbeit — lauten

seine weiteren Äußerungen — glaube ich, kann eine wichtige und interessante Epoche unserer heimischen Linguistik beginnen. Bis ich die auf dem Gebiete der türkisch-tatarischen Sprachen verstreuten Analogien zusammengestellt haben werde, bis dahin oder unterdessen können unsere geehrten Genossen Paul Hunfalvy und Josef Budenz, so hoffe ich wenigstens, ihre aus den finnisch-ugrischen Studien geschöpften Erfahrungen wenn auch nicht gänzlich, aber gewiß zum großen Teile uns übermitteln. Dann werden wir imstande sein, das Ungarische als dritten Faktor mit dem einen oder dem anderen zu vergleichen, und werden feststellen, daß es demjenigen von den beiden Teilen näher steht, welcher Teil die meisten und sichersten Ähnlichkeiten aufweisen kann» (S. 15).

Und im Zusammenhange mit diesen Gedanken erscheint das erste Zucken jener Blitze, die später im Streite über die Verwandtschaft der ungarischen Sprache zum krachenden Gewitter werden: «Ich weiß — sagt Vámbéry — daß unsere Finnisten auch bis nun nicht das Verwandtschaftsverhältnis des Ungarischen zum Türkisch-tatarischen leugnen; sie irren aber darin, daß sie dieses geringschätzen und infolge dieser irrigen Auffassung meinen, das Ungarische sei eher dem Finnisch-ugrischen ähnlich. Dies ist, was man mißbilligen, was man einen übereilten Schritt nennen kann. Warten wir, bis wir den türkisch-tatarischen Wort- und Formenschatz in seinem ganzen Umfang besitzen, wenigstens in einem ähnlichen Maße, wie den der nördlichen altaischen Sprachen; und wenn wir dann mit den Augen der Unparteilichkeit die zwei Faktoren miteinander vergleichen, glaube ich, werden sie zu einem anderen Resultat gelangen» (S. 16).

Diese Zeilen bergen die Keime von späteren großen Büchern in sich. Als ob Vámbéry schon hier voraussehen würde, daß er für seine Ansicht bezüglich der Verwandtschaft der ungarischen Sprache schwere Kämpfe auszufechten haben werde und schon jetzt fürchten würde, daß seine Gegner die Rechtfertigung seiner Stellungnahme nicht mit «Unparteilichkeit» beurteilen werden. Er bereitet sich auch sehr zum Kampfe vor und bereichert sein Arsenal durch ein möglichst ausgebreitetes Studium des Türkentums. Seiner Aufmerksamkeit entgeht kein einziges Werk, das auf diesem Gebiete in der Weltliteratur erscheint. In diese Zeit fällt der Beginn des großangelegten Unternehmens Wilhelm Radloffs, der «Proben der Volksliteratur der türkischen Stämme Südsibiriens», in deren erstem Bande (1866) von einem bis dahin gänzlich unbekannten osttürkischen Sprachgebiete, aus der Volksdichtung der um das Altai-Gebirge wohnhaften Altai-, Teleut-, Lebed-, Schor- und Sojon-Tataren hochinteressante Proben veröffentlicht werden. Vámbéry studiert den Band sofort durch und



bespricht ihn ausführlich in der Zeitschrift *Nyelvtudományi Közlemények* (1867, VI. Band) unter dem Titel «Über die Volksliteratur der türkischen Stämme Südsibiriens». Er meint, der Wortschatz der südsibirischen Dialekte könne «infolge seiner Fremdartigkeit den Turkologen im allgemeinen, besonders aber uns Ungarn, von großem Nutzen sein; denn wenn Radloffs ausführliches Wörterbuch erscheint, werden wir uns über die Zahl der türkischen Elemente in unserer Sprache bestimmt äußern können, und auch die interessante Arbeit der Vergleichung der ungarisch-türkischen Analogien mit den ungarisch-ugrischen Analogien kann getrost beginnen» (ebd. S. 269). Noch mehr Erfolg erwartet er vom Durchforschen der uigurischen Sprachdenkmäler und schon in seiner Abhandlung über die ost-türkische Sprache (S. 17) erklärt er, daß das Uigurische «unserer Linguistik unbedingt viele interessante Daten liefern kann», weshalb es «unumgänglich notwendig ist, dasselbe zu studieren». «Ich erkläre — schließt er seine Äußerung — daß ich nicht ruhen kann, bis ich meine Studien mit diesem Supplement ergänzt habe».

Dieser Wunsch Vámbérys erfüllte sich im Jahre 1868, als er über Intervention der Ungarischen Akademie aus der Wiener Hofbibliothek die aus dem Jahre 1069 stammende in uigurischer Sprache und mit nestorianischen Buchstaben geschriebene wertvolle Handschrift «Kudatku Bilik» (Beglückende Wissenschaft) erhielt, um dieselbe zu studieren und womöglichst zu entziffern. Es war dies eine außerordentlich schwierige Aufgabe. Sprache und Inhalt der äußerst unvollkommenen, oft unleserlichen Handschrift waren unbekannt, von der Existenz irgendeiner Variante, die man beim Feststellen des Textes und bei der Interpretation desselben heranziehen hätte können, hatte niemand Kenntnis. «Ce manuscrit est une rareté littéraire digne de piquer la curiosité et d'exercer la patience des savants» schrieb Jaubert im *Journal Asiatique* (1825, VI: 95). Vámbéry konnte sich beim Entziffern dieser rätselhaften Handschrift nur auf seine gründliche Kenntnis des Osttürkischen und auf die wenigen interlinearen Anmerkungen stützen, die die späteren Leser der Handschrift an die zu ihrer Zeit schon veralteten und minder verständlichen Wörter als Erklärungen in persischer oder tschagataischer Sprache, mit arabischen oder uigurischen Buchstaben geknüpft hatten. «Länger als ein Jahr — schreibt Vámbéry — starrte ich von Tag zu Tag stundenlang die sibyllischen Zeichen an, bis es mir endlich gelang, die Handschrift stellenweise zu entziffern und zu verstehen» (Meine Kämpfe, S. 324). Auf diese Weise kam das aufsehen-erregende und auch äußerlich sehr schön ausgestattete Werk «Uigurische Sprachmonumente und das Kudatku Bilik» zustande, das mit

materieller Unterstützung der Ungarischen Akademie der Wissenschaften 1870 in Innsbruck erschien. Hier veröffentlicht der Verfasser jene Teile des «Kudatku Bilik», die er entziffern und seiner Ansicht nach verstehen konnte, in uigurischer Schrift, nebst Transskription und deutscher Übersetzung. In der Einleitung, die unter dem Titel «Die Sprachdenkmäler der Uiguren» früher auch ungarisch erschienen war (1869, Nyelvtud. Közlem. VII:222), werden in besonderen Abschnitten der Ursprung des Namens der Uiguren, dessen Bedeutung, die Heimat der Uiguren, ihre alte Geschichte, ihre gesellschaftlichen Verhältnisse, ihre Sprache, die Einführung der uigurischen Schrift und die bekannten Arten derselben behandelt. Hierauf folgt die Feststellung des Ursprungs des «Kudatku Bilik» und der Zeit der Abfassung desselben, ferner eine Beschreibung der Beschaffenheit der Wiener Handschrift, schließlich eine sehr kurze Skizze jener grammatischen Eigentümlichkeiten, die das Uigurische charakterisieren. Im letzten Teil des Werkes werden zwei in uigurischer Schrift abgefaßte Sprachdenkmäler neueren Ursprungs, nämlich ein Freibrief von Timur und eine Partie aus dem den Titel «Bachtiarnāme» führenden Buche veröffentlicht; dort finden wir ferner das uigurische Wörterverzeichnis, welches die Bedeutung der Wörter gewöhnlich durch Zitate, durch Heranziehen der interlinearen Glossen und oft noch durch osttürkische, mongolische oder ungarische Entsprechungen feststellt. Von den letzteren werden mehrere richtige Zusammenstellungen (wie z. B. die der ungarischen Wörter bor «Wein», bosszú «Rache», gyász «Trauer», gyenge «schwach», kor «Zeit, Alter» sima «glatt» und tün- «scheinen») hier zuerst angeführt. Dieses Werk Vámbérys stand lange auch als Quellenwerk in hoher Achtung, bis dann Radloff die Wiener uigurische Handschrift in ihrem ganzen Umfang, erst im Faksimile, dann in einer Transskription mit uigurischen Buchstaben, endlich unter dem Titel «Das Kudatku Bilik des Jusuf Chass-Hadschib aus Bālasagun» (St.-Petersburg, 1910) in phonetischer Transskription mit deutscher Übersetzung und in Begleitung zahlreicher kritischer Anmerkungen herausgab. Infolgedessen verlor natürlich Vámbérys Werk seine Bedeutung, besonders nachdem Radloff auch den ganzen uigurischen Wortschatz in seinem monumentalen «Versuch eines Wörterbuches der Türk-Dialekte» veröffentlicht hatte. Doch Radloff hebt im Nachwort zu seinem vorerwähnten Werke (S. 559) mit Anerkennung hervor: «Trotz aller Versehen und Irrtümer der Arbeit Vámbérys ist mir diese doch von größtem Nutzen gewesen, denn sie hat mir die Lesung der schwierigen Texte in jeder Beziehung erleichtert. Irrtümer erster Übersetzungen zu verbessern

ist viel leichter, als sich in einem bis dahin fremden, unbearbeiteten Gebiete zuerst zurechtzufinden.» Wahrlich, wenn wir die Entzifferung des uigurischen Textes des «Kudatku Bilik» in der Ausgabe von Vámbéry mit der bei Radloff vergleichen und bedenken, daß dort sozusagen gar keine Behelfe vorhanden waren, während hier eine ausgezeichnete Transskription in arabischer Schrift und mehrere erst in neuerer Zeit entdeckte uigurische Bücher aus den Turfaner Funden zur Verfügung standen, — können wir uns darüber nur wundern, daß die Lesungen dennoch gewöhnlich miteinander übereinstimmen, d. h. daß Vámbéry, der sozusagen im Finstern herumtappte, die richtige Lesung und den richtigen Sinn gefunden hat.

(Schluß folgt.)

## Wenzels Wahl zum König von Ungarn (1301).

Von Bischof Wilhelm Fraknoi.

**S**IEIT ungefähr vor einem halben Jahrhunderte die bis dahin eifersüchtig gesperrten Schlösser der Staatsarchive für die Wissenschaft geöffnet wurden, ist aus ihrem wertvollsten Materiale, — aus den Berichten der ins Ausland gesandten Botschafter, — den Historikern eine neue, überaus reiche Quelle entsprungen, aus der auch wir Ungarn fleißig schöpfen. Die Lücken des leider verlorenen Archives unserer Könige vermögen wir auf diese Weise zu ergänzen. Nicht nur die nächsten Nachbarländer, mit welchen wir stets in reger Berührung waren, sondern auch die ferneren lohnen die Mühe des Forschers reichlich.

Dies steht auch im Bezuge der Staatsarchive Spaniens. Schreiber dieser Zeilen warf schon vor einem halben Jahrhunderte aus dem Archive Castiliens von Simancas Licht auf die politische Bahn des Kardinals Peter Pazman (1616—1637), und aus dem Aragonischen Archive Barcelonas sammelte Ludwig Thallóczy wichtige Dokumente des XV. Jahrhunderts. Doch letzteres bewahrt noch viel älteres, die Geschichte Ungarns betreffendes Material.

Heinrich Finkes *Acta Aragonensia* (Berlin 1908) enthalten zwei diplomatische Berichte, welche Jakob II. von Aragonien, — Enkel der Tochter Andreas II., Königs von Ungarn, — über die Wahl des böhmischen Prinzen Wenzel zum Könige von Ungarn benachrichtigen.

Am 13. September 1301 meldet Mario Marignon aus Venedig: «Es sind sichere Nachrichten eingelaufen, daß nach dem Tode Andreas die ungarischen Stände einmütig Gesandte zum Könige von



Böhmen abfertigten, dessen älteren Sohn, — den Gemahl der Tochter des verbliebenen Königs Andreas, — sie zu ihrem Herrn erkoren haben. Böhmens König rüstet sich mit seinem Sohne mit großer Heeresmacht nach Ungarn. Ein Kardinal, das Oberhaupt der Dominikaner<sup>1)</sup>, kam nach Venedig. Er begibt sich als Legat mit der Sendung nach Ungarn, den Sohn des Königs Karl, der sich in Slawonien befindet, in die Königswürde einzuführen. Doch meint man hierorts nicht, daß dies gelingen werde, denn die Stände Ungarns wünschen einstimmig den Sohn des Königs von Böhmen als Herrn und König. Andreas hinterließ keinen anderen Erben, als die Gemahlin des Prinzen<sup>2)</sup>.

Andreas III., dessen Mutter eine venezianische Patrizierin war, stand politisch und verwandtschaftlich im engen Bande mit den tongebenden Kreisen der Republik, welche nach seinem Tode die Entwicklung der Angelegenheit der Thronfolge mit regem Interesse verfolgten, und sorgten, daß sie diesbezüglich schnell und sicher benachrichtigt werden. Die nach Spanien gesandte Meldung hat daher alle Merkmale der Glaubwürdigkeit für sich.

Die Meldung deckt und bestätigt alles was ich in meiner akademischen Dissertation «Die Thronfolge zur Zeit des Hauses Arpád»<sup>3)</sup> kürzlich erst festsetzte: nämlich die Tatsache, daß die Stände Ungarns den zwölfjährigen Prinzen Wenzel, und nicht seinen Vater, den König von Böhmen, zu ihrem König erwählten.

Meine Behauptung stützte sich auf drei Urkunden. In seiner Schenkungsurkunde vom 28. Februar 1302 sagt Wenzel, König von Ungarn, daß, als er noch in Böhmen war, das Meiste zu seiner Wahl, — ut eligeremur, — Matheus von Trencsén tat; derselbe erwähnt in seiner Schenkungsurkunde vom 22. August 1302, daß der Zipser Graf Jordan und seine Freunde sich um seine Wahl strebsam bemühten. — In der Schenkungsurkunde des Palatins Stefan, aus dem Geschlechte Ákos, lesen wir: «. . . als mit Andreas III. das letzte

<sup>1)</sup> Von der Sendung des Kardinals Nicolaus Bocasini sind wir durch päpstliche Urkunden benachrichtigt.

<sup>2)</sup> E qua certe novele, ce de poi la morte de lo rey Andreas li baron de Ongaria manda concordamente a lo rey de Bohemia, como ili volla so figlio lo magno per so signore, quello ce a muyler la figla de lo rey Andreas como muri. E lo rey de Boemia con so figlo se apareyla con gran force et atende se ogni di in Ongaria. Un gardenal, ce fo general de li frar predicador, pasa per Venesia e lensita de Culio (?) va in Ongaria per a legato e per adaurar a so potere de meter lo figlio de lo rey Carlo en lo riam loqual en Sclavonia. No se crede ce zo posa a divegnir ni per que lo ce li baroni de Ongaria concordamente vol lo figlio de lo rey de Boemia per so signore ni san altro crede non rimase de lo rey Andreas se non questa dona, ce a lo figlio de lo rey de Boemia (I. 241).

<sup>3)</sup> Vgl. Ungarische Rundschau 1913.

Zweiglein vom goldenen Stammbaume Sankt Stefans fiel, beweinte die ganze Nation seinen Tod, und suchte einen neuen Herrscher, der von Sankt Stefan abstammt, worauf sich die Stände in der Person des böhmischen Königsohns vereinigten, und Botschafter nach Böhmen sandten, um seine Entlassung zu erwirken . . .<sup>4)</sup>.

Auf diese Urkunden gestützt, nannte ich die anderssinnige Erzählung ein Märchen, obwohl dieselbe nicht nur alle ungarischen und fremdländischen Historiker annehmen, sondern nach der Art der Märchensager einesteils mit auf die Fantasie und das Gemüt wirkenden Einzelheiten schmücken, anderenteils mit maliziösen Bemerkungen noch spannender machen.

Im letzteren Sinne verfährt auch Palacky, der berühmteste aller böhmischen Geschichtsschreiber. Nachdem er von der Berufung des Königs von Böhmen gesprochen, erzählt er, daß der König statt sich seinen zwölfjährigen Sohn empfahl, sicher mit der Rücksicht darauf, daß dieser mit der wirklichen Thronerbin Elizabet verlobt war. — Doch setzt Palacky bei, daß nicht so sehr die Gründe als die diese ergänzenden Geschenke den Ausschlag machten<sup>5)</sup>.

Wie allgemein die irrige Auffassung der Berufung Wenzels, des Vaters, ist, erhellt daraus, daß ein Meister deutscher Quellenkritik, Loserth, die Stelle einer böhmischen Chronik aus dem XIV. Jahrhundert, welche der Wahrheit gemäß von der Wahl Wenzels des Sohnes spricht, als irrtümlich bezeichnet<sup>6)</sup>.

Naturgemäß stellte ich mir die Frage, auf welche Weise dieses Märchen allgemein verbreitet ward?

Die älteste, der Zeit nach am nächsten stehende glaubenswürdige Quelle, des Böhmenkönigs Wenzels II. Lebensbeschreibung, das Werk Ottos von Thüringen, der in den Jahren 1297—1314 Abt der von Wenzel gegründeten Königsaal Abtei war, berichtet über die Wahl der Wahrheit gemäß. Der Titel des achtundsechzigsten Abschnittes ist: Wenzels, des böhmischen Königsohnes ungarische Königswahl. Dessen Inhalt ist im großen wie folgt: Nach dem Tode des Königs Andreas von Ungarn, der eine minderjährige Tochter hinterließ, versammelten sich mehrere der Stände, und die Bürger von Ofen sowie die mehrerer vornehmer ungarischer Städte, und wählten nach reifer Überlegung den jungen Wenzel, des Königs von Böhmen Sohn, zu ihrem Könige und Herrn. Sie beachteten es

<sup>4)</sup> Fejér, Codex Diplomaticus, Tomus VIII, Volumen I, 90—94, und Anjoukori oklevéltár I, 53.

<sup>5)</sup> Geschichte Böhmens, II. Band, I. Teil, 352.

<sup>6)</sup> Die Königsaal Geschichtsquellen (Wien 1875) 166.

und erinnerten sich dessen, daß die Könige Böhmens von den edeln Königen Ungarns stammen, und sich großer Macht, großen Ruhmes und unmeßbarer Schätze erfreuen; es waren also mehrere der Ungarn, die Geschenke erhofften, gesonnen, ihren König in Böhmen zu suchen . . . Andere aber nahmen sich der Sache uneigennützig an. Obwohl die Absichten verschieden waren, vereinigten sie sich, den jungen Wenzel zu berufen. Daher erschien Mathäus, Graf von Trencsén, die Grafen Amade, Demeter und Wernher mit mehreren anderen Grafen und Edelleuten schicklich bei Wenzel, und erbaten sich seinen Sohn zum Könige. Der König, der zwei Länder, doch nur einen Sohn hatte, gewährte die Bitte nicht sogleich. Die Ungarn aber bestürmten ihn mit der Bitte, ihre treuen Dienste anbietend. Zur selben Zeit sprachen auch die (böhmischen) königlichen Ratgeber: «Es ist dir bekannt, König, und auch wir wissen es aus der Erzählung unserer Väter, daß Ungarn groß und seine Macht unermesslich ist; die früheren ungarischen Könige beherrschten mit tyrannischer Gewalt beinahe ganz Deutschland. Nichts kann deinen königlichen Glanz und das Wohlsein Böhmens mehr heben, als die Berufung deines Sohnes zum König von Ungarn. Es wird dir unaussprechlicher Ruhm zuteil, wenn du die Zepter zweier Länder haltend, deinem Sohne ein drittes erwirbst. Wenn Böhmen, Polen, Ungarn unter eine Macht kommen, werden sie sich des Friedens und der Sicherheit erfreuen. Es ist daher wert, daß nicht nur du deinen Sohn ziehen läßt, sondern daß jeder deiner treuen Untertanen fürs allgemeine Wohl, wenn es nötig ist, sein Leben opfert. Durch diese ermahnenden Worte bewegt, empfahl der König traurigen Herzens seinen Sohn den Ungarn . . . Nachdem wurde die glänzende Botschaft reichlich mit Geschenken überhäuft, wurden die Vorbereitungen einem Könige gemäß gemacht, und der junge Wenzel begab sich in seinem 13. Jahre mit großer Heerfolge nach Ungarn<sup>7)</sup>.

Ebenso benachrichtigt über die Wahl des Prinzen Wenzel ein späterer böhmischer Geschichtsschreiber, Pulkowa Přebica, der 1380 starb<sup>8)</sup> und eine österreichische Chronik aus dem XIV. Jahrhundert<sup>9)</sup>.

<sup>7)</sup> Ebendort 165—167.

<sup>8)</sup> «Mortuo illustri Andrea rege Ungarie, sine liberis, solemnes nuncii de Ungaria postulantes Wenceslaum juvenem filium Wenceslai regis . . . in regem Ungariae sibi dari . . . Praehabitis itaque consiliis suorum nobilium dictus rex Boemiae filium suum . . . eidem dederat in regem.» Zitiert bei Katona, *Historia Critica*, VIII, 3.

<sup>9)</sup> «Quidam Ungari nobiliores cum civibus in Budam conspirantes filium regis Bohemiae sibi eligentes . . . in praedictam civitatem introduxerunt.» Freher, *Germanicarum rerum scriptores*, 342.



Hingegen eine böhmische Chronik aus dem XIV. und Dlugoss aus dem XV. Jahrhundert spricht von der Wahl Wenzels des Königs und daß er die Krone Ungarns auf seinen Sohn übertrug<sup>10)</sup>.

Die ungarischen Chroniken aus der Mitte des XIV. Jahrhunderts, die Dubnizer, Wiener, die von Pozsony und die Münchener, geben einstimmig, daß die Ungarn den König von Böhmen erwählten und auf seinen Vorschlag seinen Sohn zum Könige annahmen<sup>11)</sup>.

Aus diesen schöpften im XV. Jahrhundert Johann Turóczi und der am Hofe des Königs Mathias weilende neapolitanische Bischof Ranzan.

Hingegen der Italiener Bonfin, der die Ausarbeitung seines Werkes auch am Hofe Mathias in Angriff nahm, schreibt, daß die ungarischen Stände gegen die Interessen der Anjou eintretend, sich zu dem Könige von Böhmen begaben, und seinen Sohn zum Könige erbat, der ihn ihnen auch übergab<sup>12)</sup>.

Es ist wahrlich merkwürdig, daß der Geschichtsschreiber, der durch reinen humanistischen Geschmack oft vom Wege der Wahrheit abgeleitet wird, diese Begebenheiten der durch Urkunden verbürgten Wahrheit gemäß vorträgt.

Da er, wie aus mehreren Stellen seines Werkes ersichtlich ist, ins königliche Archiv Zutritt hatte, ist es wahrscheinlich, daß er aus Urkunden schöpfte.

Hingegen das, aus welchen Quellen die Chroniken des XIV. Jahrhunderts ihre Erzählung nahmen, und welche Gründe den ersten ihrer bewegten, von der Wahrheit abzuweichen, und eine Erzählung zu bieten, welche an den inneren Merkmalen der Wahrscheinlichkeit defekt ist, kann ich nicht enträtseln.

\* \* \*

Ich muß hier noch auf ein interessantes Detail der venezianischen Meldung Bezug nehmen.

Bisher wurde allgemein angenommen, daß die Nation sich gegen das einzige Kind des letzten Königs aus dem Hause Árpád gleichgültig verhielt. Es ist aber wahrscheinlich, daß die Bemühung, sie

<sup>10)</sup> Beide bei Katona a. a. O.

<sup>11)</sup> Mátyás Florian, *Historiae Hungariae Fontes Domestici*, II, 230, III, 112, 246, IV, 40. Der Text der vier Chroniken ist gänzlich gleich: «In mense julio versus Bohemiam processerunt ad regem Venceslaum, ut regni susciperet gubernacula Hungarorum . . . qui Venceslaus venire noluit, sed filium suum . . . Venceslaum . . . in regem Hungarie tradidit naturalem.»

<sup>12)</sup> Decas II, Liber IX.

an der Seite eines königlichen Gemahls im Lande zu halten, als ein wesentlicher Beweggrund der Königswahl zu betrachten ist. Diese Hypothese wird nun durch die Auffassung der venezianischen Regierung, die den Grund der Wahl Wenzels darin sieht, daß nach dem Tode Andreas kein anderer Erbe blieb als seine Tochter, die Frau des böhmischen Prinzen.

\*            \*            \*

Ein merkwürdiger Zufall ist es, daß der König von Aragonien, nachdem er die Meldung aus dem die Partei des Hauses Árpád begünstigenden Venedig erhielt, einige Monate darauf auch aus dem das Haus Anjou begünstigenden römischen Hofe Nachricht bekam, welche der Abt Gaufridus den 9. Dezember 1301 schrieb.

«Die Sache eures Geschwisterkindes, des Königs (Karl) von Ungarn steht nicht am besten. Der König von Böhmen besitzt nämlich den größten Teil des Landes und die Ersten des Landes begünstigen ihn. Beide wurden gekrönt, und der Erzbischof (von Kalocsa), der den König von Böhmen krönte, wurde zum päpstlichen Stuhle vorgeladen, starb aber, bevor er die Vorladung erhielt. Der erwählte Erzbischof von Erztergom, dem das Recht der Königskrönung gebührt, krönte das Geschwisterkind des Königs von Sizilien nicht am gewohnten Orte, da man ihm den Eintritt in die Stadt verwehrte, sondern außerhalb der Mauern, auf dem Felde. — Außer den Künen sind wenige, die sich an ihn anschließen, diese aber — so lautet das Gerücht — halten sich zu ihm <sup>13)</sup>).

Der Teil der Nachricht, welcher von der Wahl und Krönung des Königs von Böhmen spricht, beruht zweifellos auf Irrtum. Nach Rom kam gewiß authentische Nachricht, die der Schreiber des Briefes unrecht auffaßte und mißverstand.

---

<sup>13)</sup> «Factum regis Ungarie nepotis sui non est in bono statu, quia rex Boemie tenet maiorem partem regni, et maiores de regno adherent ei. Uterque tamen eorum coronatus est, et archiepiscopus qui coronavit regem Boemie propter hoc citatus erat ad curiam, sed mors prevenit citacionem. Electus Strigoniensis, qui consuevit coronare reges Ungarie, coronavit nepotem regis Sicilie, non tamen in civitate consveta, quia non potuerunt intrare, nec fuerunt admissi, sed extra in campis. Et habet paucos, nisi Cumanos, quia dicitur, quod Cumani sunt cum eo.»

## Zur Frage der Thronfolge im Zeitalter der Árpáden.

Von Professor Dr. Alexander Domanovszky.

**B**EZÜGLICH des Thronfolgerechtes im Zeitalter der Árpáden erschien zu Beginn des vorigen Jahres aus Wilhelm Fraknóis wohlbewährten Feder eine Abhandlung <sup>1)</sup>, die ich mit großem Vergnügen und regem Interesse einer eingehenden Untersuchung unterzogen habe, um so mehr als auch ich schon seit früherer Zeit der allgemein angenommenen und sich auf das Thronrecht zwischen Geschwistern stützende Ansicht gegenüber gar manches Bedenken trug. Auch ich habe mich mit der in Rede stehenden Frage befaßt, die Ergebnisse meiner Forschungen beabsichtigte ich aber nur später, in Verbindung mit anderen Fragen zu veröffentlichen. Aus dem angeführten Grunde empfing ich also mit Freuden die erwähnte Abhandlung, in welcher Fraknói den Mut hatte gegen die alte Ansicht aufzutreten, und ich war im Begriffe Fraknóis Arbeit in mancher Hinsicht zu ergänzen, als inzwischen Geyza von Ferdinándy die Beweisführungen Fraknóis einer scharfen Kritik unterzog <sup>2)</sup>, weshalb ich den Entschluß faßte, statt Ergänzungen zu liefern, die Frage in ihrem ganzen Umfange wieder ins Klare zu bringen.

Die zwischen Fraknói und Ferdinándy stattgefundene Polemie hat hier zwei verschiedene Fragen miteinander verwickelt. Fraknói ging nämlich bei der Besprechung des Erbrechtes weiter, als es die zur Verfügung stehenden Belegstellen gestatten — und auf die Voraussetzung gestützt, daß es schon im Zeitalter der Árpáden ein in Schrift niedergelegtes Thronfolgerecht gab, stellte er in Abrede, daß die Nation ihre Wahlbefugnis in Anspruch genommen hätte. Ferdinándys Angriff galt eigentlich diesem Teile der Fraknóischen Beweisführung und so glitt die Polemie von der Frage der Thronfolge auf das Gebiet der Art und Weise der Thronbesetzung. Ferdinándy hat nachgewiesen, daß es Fraknói nicht gelungen ist, die seit langem allgemein anerkannte Ansicht, laut welcher im Zeitalter der Árpáden die Thronbesetzung teils in der Wahlbefugnis der Nation, teils im Erbrecht wurzelte, zu erschüttern; die Frage aber, was für ein Prinzip zugrunde lag, als das Erbrecht zur Geltung kam, hat ersterer ziemlich außer acht gelassen. Mich interessiert aber eben

<sup>1)</sup> Die königliche Thronfolgeordnung im Zeitalter der Árpáden. Ungarische Rundschau, 1913, S. 135—162.

<sup>2)</sup> Die Frage der Thronbesetzung im Zeitalter der königlichen Dynastie der Árpáden. Ungarische Rundschau, 1913, S. 757—788.



besonders dieser Teil der Frage. Was die Art und Weise der Thronbesetzung anbelangt, bin auch ich mit Ferdinándy der Ansicht, daß es Fraknói nicht gelang, genügende Beweisgründe anzuführen, und daß man die Wahlbefugnis der Nation nicht in Abrede stellen kann.

Es sei mir nun gestattet, die in Rede stehende Frage in dem Lichte vorzuführen, wie ich mir die Sache vorstelle.

## I.

Fraknói stützt seine Ansicht, laut welcher im Zeitalter der Árpáden über die Thronfolge festgestellte Statuten verfügt hätten, auf lauter Belegstellen, die aus der letzten Zeit der Árpádschen Epoche datieren, wogegen Ferdinándy mit vollem Rechte die Einsprache hegt, daß dies noch nicht so viel besagt, daß dieselben eine sichere Grundlage dazu bieten, um für die Zeit der Fürsten, oder auch nur für die Zeit Stephans des Heiligen rechtsgeschichtliche Folgerungen zu treffen. Und die Belegstelle — auf die er sich beruft, indem er voraussetzt, daß diese Erbfolgeordnung schriftlich festgesetzt war und bezeugt hätte, daß die Krone durch Erbrecht und nicht zufolge der Wahl übertragen wurde — datiert gar nur aus dem Jahre 1303 und verrät in jeder Hinsicht eine fremdländische Auffassung, welche die römische Kurie laut werden ließ, um die Ansprüche der neapolitanischen Dynastie französischer Abstammung anerkennen zu lassen. Ferdinándy hat also recht, wenn er die Beweiskraft dieser Belegstelle: der Bulle «Spectator Omnium» des Papstes Bonifatius VIII. in Abrede stellt.

Laut Fraknói ist es unmöglich, daß bezüglich der Erbfolgeordnung «nicht schon in den frühesten Zeiten seitens der kompetenten Faktoren eine Vereinbarung getroffen worden wäre; denn ohne eine entsprechende vorhergehende Vereinbarung hätte die Anwendung des Erbrechtes ununterbrochen Wirren herbeigeführt und das auf das Erbrecht gegründete System hätte alle Nachteile eines Wahlsystems aufgewiesen, ohne die Vorteile des letzteren zu bieten»<sup>3)</sup>. Immerhin hat aber hierbei Fraknói alle diejenigen Lehren, die wir aus der Geschichte anderer Völker auf gleicher Stufe ziehen können, außer acht gelassen. Auf der Anfangsstufe der in Entwicklung begriffener Völker finden wir nämlich kaum eine festgesetzte Erbfolgeordnung; im allgemeinen trachteten überall die Völker, sich bezüglich der Thronbesetzung gewisse Rechte vorzubehalten. Als Pflugk-Harttung die Thronfolgeverhältnisse der germanischen Völker studierte, erhielt er als Ergebnis seiner Forschungen: «In

<sup>3)</sup> Ungarische Rundschau, 1913, S. 141.

ihrer Gesamtheit zeigen die Thronfolgeverhältnisse: der Streit zwischen Erblichkeit und Wahl durchwogte die ganze Periode sowohl im Abend- als im Morgenlande, von Toledo und Tara bis Konstantinopel, Madain und Damaskus»<sup>4)</sup>.

Diese Äußerung bezieht sich eigentlich noch auf die Zeiten der Völkerwanderung. Andere Untersuchungen zeigten aber, daß auch in viel späteren Zeiten im fränkischen Reiche bzw. in dessen uns benachbarten östlichen Teile: im Deutsch-römischen Reiche, und sogar bei den slawischen Völkern ähnliche Verhältnisse obwalteten.

Für die Zeit der Völkerwanderung stellte Pflugk-Harttung die Lage folgendermaßen fest: «Wer zu einem ‚Geschlechtigen‘, zum Könige, gemacht wurde, erwarb diese Bevorzugung nicht nur für sich, sondern auch für seine Nachkommen, die nunmehr die stirps (gens) regia bildeten. Die Königswürde stand ihr in der Weise zu, daß sie als Gesamtheit das Recht, das Einzelglied den Anspruch darauf besaß. Erst die Wahlentscheidung des Volkes gestaltete den Anspruch zum Sonderrechte, machte für die Person das ius ad rem zum ius in re: sie übertrug die oberste Gewalt»<sup>5)</sup>.

Sehr bezeichnend für diese Verhältnisse ist der Fall, den Pflugk-Harttung nach Prokopius von den Herulern erzählt, die nach dem Aussterben des königlichen Geschlechtes einige Vornehme nach der Insel Thule sandten, da sie wußten, daß ein Zweig des Königsstammes sich dorthin verpflanzte. Inzwischen hat ihnen ordnungshalber Kaiser Justinianus selbst einen König designiert, den sie auch anerkannt haben; als aber die Boten mit dem auserkorenen Aspiranten aus Thule heimkehrten, verließ das ganze Volk Justinians Designaten und wendete sich dem Ankömmling aus Thule zu<sup>6)</sup>.

Dieser Fall bezeugt aber, daß bei der Thronbesetzung nebst der Wahl auch das Erbrecht von gleicher Wichtigkeit war.

Selbstverständlich hat der Kampf, der zwischen dem Wahlprinzip und dem Prinzip des Erbrechts obwaltete, in den einzelnen Fällen die verschiedensten Situationen hervorgerufen, und die Mannigfaltigkeit, die sich in den einzelnen Fällen einstellt, hat den Forschern immer große Schwierigkeiten in den Weg gelegt, so oft sie die allgemeinen Regeln, welche sich im Gewohnheitsrecht offenbaren, zu statuieren suchten. Theodor Lindner hat, als er die Art und Weise der deutschen Königswahlen einem eingehenden Studium unterzog, erkannt, daß man einen jeden einzelnen Fall für sich behandeln muß,

<sup>4)</sup> Zur Thronfolge in den germanischen Stammesstaaten. Zeitschrift der Savignistiftung für Rechtsgeschichte. Germ. Abt. XI, S. 205.

<sup>5)</sup> Ibid. S. 178.

<sup>6)</sup> Ibid. S. 179; Prokopius II, 15.

denn es hing vom Einflusse vieler Faktoren ab, ob das Prinzip des Erbrechts, oder ob das Wahlrecht den Sieg davontrug<sup>7)</sup>. Um den Streitfragen näher zu treten, müssen wir die individuelle Bedeutung der einzelnen Fälle auch in der Entwicklung auf ungarischem Boden entsprechend würdigen.

Lindners Auseinandersetzungen sind für uns besonders lehrreich. Von den Merowingern an bis zu den Kaiserwahlen im Mittelalter wiederholen sich dieselben Momente. Günstige Verhältnisse innerhalb der Dynastie, wo der Herrscher den Thron seinem Sohne hinterlassen konnte, trugen zur Erhaltung des Erbrechtes bei, ungünstige Verhältnisse dagegen, nämlich der Mangel an männlichen Nachkommen in direkter Linie, haben, besonders wenn dies öfter nacheinander der Fall war, die Bedeutung des Wahlrechts in besonderem Maße gesteigert.

Zur Zeit der Merowinger trug das Erbrecht den Sieg davon, wobei aber der Brauch, daß der neue König auf seinem Umritte die Huldigung seines Volkes entgegennahm, Nachklänge des Wahlgebrauchs birgt. Die inneren Kämpfe und die Naturalwirtschaft steigerten bald in besonderem Maße die Macht der Großen, und der neu eintretende König war genötigt, ihre Anerkennung zu erwerben, was übrigens auch Pipin tat<sup>8)</sup>. In seinem Hause nahm dann der Usus überhand, daß der Herrscher noch bei Lebzeiten seinen Sohn als Nachfolger anerkennen ließ, wodurch der Einfluß der Großen auf die Thronbesetzung an Bedeutung verlor, deren Zustimmung aber trotzdem nicht außer acht gelassen werden konnte<sup>9)</sup>. Dies Recht haben dann die durch den Zerfall des Reiches herbeigeführten Kämpfe im westlichen Teil des Reiches wieder ins Leben gerufen, und auf dieselbe Art gestalteten sich die Verhältnisse im östlichen Reiche, als der dortselbst herrschende Zweig der Karolinger erlosch. Zur Zeit der Sächsischen Dynastie erhielt wieder das Erbrecht das größere Gewicht, und die Herrscher haben noch bei Lebzeiten das Thronrecht ihrer Söhne anerkennen lassen<sup>10)</sup>. Nach ihnen hat Heinrich II., sich auf das Erbrecht stützend, die Huldigung sozusagen er-

---

<sup>7)</sup> Die deutschen Königswahlen und die Entstehung des Kurfürstenthums. Leipzig 1893.

<sup>8)</sup> Lindner, op. cit. p. 3—6.

<sup>9)</sup> Mag man den Einfluß der Großen bei allen diesen Vorgängen noch so gering anschlagen und den Willen des regierenden Vaters als wesentlich maßgebend betrachten, so ist doch nicht zu verkennen, daß die Idee bestand, zu allen Verfügungen über Thronfolge sei Zustimmung erforderlich. Die Optimaten oder Primaten müssen ihre Beipflichtung geben. Ibid. pag. 6.

<sup>10)</sup> Ibid. pag. 24—25.



zwungen<sup>11)</sup>. Nur als Konrad II. den Thron bestieg, kam das Kurrecht wieder zur Geltung, aber auch er verdankte die Krone den verwandtschaftlichen Beziehungen, in denen er zur Sächsischen Dynastie stand<sup>12)</sup>. In der salischen Periode gestalteten sich die Verhältnisse auf dieselbe Weise wie zur Zeit der Sächsischen Dynastie, und nur gelegentlich der Wahl des Gegenkönigs Rudolfs des Schwaben drang die Tendenz in den Vordergrund, das Erbrecht ganz außer acht zu lassen<sup>13)</sup>. Dies Bestreben gewann an Kraft als Lothar der Sachse gelegentlich der Kur — um sich Friedrich dem Hohenstaufen gegenüber die Majorität zu sichern — auf die Designation verzichtete<sup>14)</sup>. Nach seinem Tode setzte man aber die Staufer doch infolge ihres auf das Erbrecht gegründeten Anspruches auf den Thron. Auf welch immer für eine Weise die Staufer die Macht erreicht haben mögen, die Quellen nennen die Thronbesetzung immer eine Wahl, sogar in dem Falle, wo der Herrscher selbst noch bei Lebzeiten in der Fürstenversammlung seinen Sohn zum Nachfolger designierte.

Ähnliches können wir in Böhmen beobachten, wo doch hievon ganz abweichende Erbverhältnisse des königlichen Geschlechtes obwalteten, indem der Thron nicht dem ältesten Sohne des Herrschers, oder überhaupt den Nachkommen in gerader Linie, sondern nach allgemeinem slawischen Brauch dem Senior des Hauses vorbehalten wurde. J. Loserths Untersuchungen ergründeten auch diese Frage<sup>15)</sup> und führten zu folgendem Resultat: «Wenn es . . . als feststehend angesehen werden muß, daß das Wahlrecht der böhmischen Großen bis in das dreizehnte Jahrhundert zu Recht bestand, so muß andererseits konstatiert werden, daß dieses Wahlrecht von jeher ein beschränktes gewesen ist. Wie in Deutschland, so war auch in Böhmen Erb- und Wahlrecht miteinander vereinigt. War auch die Nachfolge in Böhmen bedingt durch die Wahl des Volkes, so mußte doch stets auf die Familie der Přemysliden Rücksicht genommen werden.» «Trotz des Wahlrechtes der Großen berufen sich die Mitglieder des

<sup>11)</sup> Merkwürdigerweise erfolgte nicht, was uns als das nächstliegende erscheint, der Zusammentritt eines Reichstages. Ibid. pag. 30.

<sup>12)</sup> . . . Das Erbrecht verhalf ihm, der vorher keine große Macht und keine hohe Stellung innegehabt hatte, zur Krone. Doch mit aller Bestimmtheit kam diesmal das Kurrecht der Fürsten in Geltung, und daß dieser sich binnen kürzester Zeit zum zweiten Male wiederholende Fall einer Unsicherheit bei dem Thronwechsel den Fürsten zugute kam, war natürlich genug. Ibid. p. 41.

<sup>13)</sup> Ibid. pag. 46.

<sup>14)</sup> Ibid. pag. 53.

<sup>15)</sup> J. Loserth, Das angebliche Senioratsgesetz des Herzog Břetislav I. und die böhmische Succession in der Zeit des nationalen Herzogthums. Archiv für österreichische Geschichte Bd. LXIV, I. Hälfte, S. 1—78.

regierenden Hauses auf ihre Erbrechte<sup>16)</sup>.» Und was die Verfügungen der Břetislawschen Erbfolgeordnung anbelangt, bestanden dieselben im Gewohnheitsrecht — wie Loserth es nachwies — schon seit zweihundert Jahren vor Břetislaw<sup>17)</sup>; «. . . es steht fest, daß man in Böhmen bei den Herzogswahlen vor und nach Břetislaw immer den Ältesten gewählt hat und daß, falls einmal von dem Rechte des Ältesten Umgang genommen wurde, dies als eine Verletzung bestehender Rechte, als eine Kränkung der Rechte anderer angesehen und von den Chronisten auch als eine solche bezeichnet wurde<sup>18)</sup>». Bezeichnend für diese Verhältnisse sind die Vorfälle, denen wir nach Břetislaws II. Tode begegnen. Die Wahl der Großen fiel nämlich, wie es im voraus bestimmt war, auf Bořivoy II., der aber nicht der Älteste des regierenden Hauses war. Der in seinem Rechte gekränkte Herzog Udalrich von Brünn klagte das Unrecht, das ihm widerfahren, dem Kaiser, der ihm zwar Böhmen gab «sed in ducem eligendi obtentum ponit in arbitrio Bohemorum<sup>19)</sup>».

Aus der deutschen und der böhmischen Erbfolgeordnung ist es genügend ersichtlich, daß bei gleichzeitig obwaltendem Wahl- und Erbrecht nebst der Wahl die verschiedensten Prinzipien des Erbrechtes zur Geltung kommen konnten. Das Wahlrecht hinderte also das regierende Haus nicht in dem Bestreben, das Primogenituralrecht oder das Erbrecht der Geschwister obsiegen zu lassen.

Es kann uns daher gar nicht wundernehmen, wenn auch bei uns das Erbrecht und die Wahlbefugnis zu gleicher Zeit erwähnt werden. Die Ausdrücke «eligere» und «in hereditate succedere» werden schon in 806, als Karl der Große über die Erbschaft des Reiches verfügte, nebeneinander gestellt<sup>20)</sup>. Es liegt nichts besonderes daran, daß die Herrscher, die auf Grund des Erbrechtes noch bei Lebzeiten ihre Söhne anerkennen ließen, die «electio» doch betonten<sup>21)</sup>, auffallend ist es aber, daß Heinrich II. in einer Urkunde sich bezüglich seiner Thronbesetzung folgendermaßen äußert: «ut deo praeside concors populorum et principum nobis concederetur electio et hereditaria in regnum sine aliqua divisione successio<sup>22)</sup>», — und dabei war ja bei Heinrich II. die «electio» eigentlich nur eine erpreßte Huldigung.

<sup>16)</sup> Op. cit. pag. 59.

<sup>17)</sup> Ibid. pag. 29.

<sup>18)</sup> Ibid. pag. 63.

<sup>19)</sup> Ibid. pp. 47—48.

<sup>20)</sup> Lindner, op. cit. p. 5; Capitularia regum francorum ed. Boretius I, p. 128.

<sup>21)</sup> Z. B. gelegentlich der Wahl Otto I.: iure hereditario paternis eligitur succedere regnis. Mon. Germ. SS. V, p. 54.

<sup>22)</sup> Lindner, op. cit. p. 32.

In Deutschland, wo man jahrhundertlang (912—1002 und 1024 bis 1125) das Erbrecht nicht bezweifelte, betonte man natürlich mehr das Recht der «electio», und stellte es um so mehr in den Vordergrund, je seltener es zur Anwendung kam.

Es ist selbstverständlich, daß infolge der Verwicklung beider Prinzipien und der Anwendung des Erbrechts sich ein eigentliches Wahlverfahren nicht entwickeln konnte<sup>23)</sup>. Dort, wo nicht nur keine besondere Wählerschaft entstand, sondern selbst die Zahl und die Schichten der Wahlberechtigten schwankten, kann von einer Wahl, welche unseren Begriffen entspricht, nicht die Rede sein. So schwankten die Wahlverhältnisse in Deutschland vor dem Entstehen der Kurfürstentümer. Die meisten Stellen nennen als Wähler die «optimates», «principes», «primates» oder «proceres», wir finden aber auch allgemeine Ausdrücke wie «totus populus», «cuncti praesentes», in 1077 ist von «archiepiscopi, episcopi, duces, comites maiores atque minores» die Rede und im Wahlbericht vom Jahre 1125 lesen wir sogar, daß Lothar von den «principibus, archiepiscopis, episcopis, abbatibus, praepositis, clericis, monachis, ducibus, marchionibus, comitibus, ceterisque nobilibus» gewählt wurde<sup>24)</sup>. An der Wahl nahmen meist nur sehr wenige teil; die Rolle der größeren Massen bestand nur darin, daß sie dem neuen König zujubelten, und ihm huldigten. Lindner stellte fest, daß in Deutschland bis 1196 eigentlich nur drei wirkliche Wahlen stattgefunden haben, nämlich in denen der Ausgang nicht von vornherein feststand. Dies sind die Wahlen Konrads II. in 1024, die des Gegenkönigs Rudolf in 1077 und die Lothars in 1125<sup>25)</sup>. Im Prinzip genommen, hatten viele das Wahlrecht, das bestand aber nur in der Teilnahme; eine wirkliche Abstimmung oder ein Zählen von Stimmen fand nie statt<sup>26)</sup>.

Bei den germanischen Völkern übergang auch auf die Wahlen der Grundsatz, laut welchem beim Urteilen die Minderheit verpflichtet ist, sich der Ansicht der Mehrheit anzuschließen. Die

---

<sup>23)</sup> Die Wahlen geschahen demnach in einer Form, welche unseren Begriffen von einem Wahlverfahren wenig entspricht. Der Vorgang war ein überaus einfacher, und wenn er sich in dieser Schlichtheit so lange erhalten hat, das war lediglich eine Folge der immer wieder obsiegenden Erbllichkeit der Würde und der mit ihr verbundenen Designationen. Es war keine zwingende Notwendigkeit vorhanden, das Wahlgeschäft auszubilden, und wenn gelegentlich bei dem Wechsel der Herrscherhäuser Ansätze dazu gemacht wurden, so blieben sie, weil keine Fortsetzung folgte, ohne nachhaltige Wirkung. Lindner, op. cit. p. 90.

<sup>24)</sup> Op. cit. pp. 67—68.

<sup>25)</sup> Op. cit. p. 66.

<sup>26)</sup> Op. cit. p. 91.



Wahlen waren also immer einstimmig<sup>27)</sup>. Wer nicht mittun wollte, ging weg; aber auch noch in späteren Zeiten gingen in Deutschland die Doppelwahlen stets aus gesonderten Versammlungen hervor<sup>28)</sup>. In diesen Wahlversammlungen diente die «prima vox» als Richtschnur; im Sachsenspiegel gebürt dieses Recht den Kurfürsten<sup>29)</sup>, in den früheren Zeiten steht dasselbe laut dem übereinstimmenden Zeugnisse der diesbezüglichen Quellen dem Erzbischof von Mainz zu<sup>30)</sup>, aber es wurde auch von anderen ausgeübt<sup>31)</sup>. Unter solchen Umständen kam also neben der prima vox das Wahlrecht der übrigen selbstverständlich kaum zur Geltung: sie haben sozusagen nur ihren Beifall zum Ausdruck bringen können. Eben deshalb fügt Lindner der prima vox die Auslegung bei, daß dieselbe nur schon die Verlautbarung des Wahlergebnisses gewesen sei, — andererseits aber muß er zugeben, daß der Wahl kein Rechtsakt voranging, denn die vorangehenden Beratungen der Fürsten können als ein solcher nicht betrachtet werden<sup>32)</sup>.

Der Verlauf der Wahl stellt sich demnach in folgender Weise dar. Nach vorangehender Einigung der Fürsten traten sie zu feierlicher Sitzung zusammen, in welcher dann nach der «prima vox» der neue König ausgerufen (acclamatio) und ihm die Huldigung beigebracht wurde (laudatio)<sup>33)</sup>.

Aus alldem ist ersichtlich, daß die Wahl sehr oft nur der Ausdruck des consensus war, und daß in diesem Zeitraume die «electio» und der «consensus» sozusagen denselben Begriff ausdrückte. Hieraus folgert Lindner, daß der Ausdruck «eligere, electio» nicht in dem strengen Sinne zu nehmen ist, den wir damit zu verbinden pflegen; an ein wirkliches Wahlverfahren, etwa auf Grund mehrerer Vorschläge und einer Abstimmung Mann für Mann ist nicht zu denken. Vielleicht würde «anerkennen, Anerkennung» die treffendste Übersetzung sein. Es liegt darin eine passive und aktive Tätigkeit der

<sup>27)</sup> Ernst Mayer, Zu den germanischen Königswahlen. Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Germ. Abt. XXIII, S. 1—61.

<sup>28)</sup> Lindner, op. cit. p. 91.

<sup>29)</sup> E. Mayer, loc. cit. p. 51.

<sup>30)</sup> Nach Wipo im Jahre 1024: Archiepiscopus Mog., cuius sententia ante alias accipienda fuit, rogatus a populo — laudavit et elegit...; — nach Berthold in 1077: Rudolfus primum a Mogontino episcopo, deinde a caeteris in regem ab eis nominatus et electus est. — Siehe bei Lindner, op. cit. pp. 80—85.

<sup>31)</sup> Bei der Erhebung Heinrichs I. der fränkische Herzog Eberhard und bei der Anerkennung Heinrichs II. in Merseburg der sächsische Herzog.

<sup>32)</sup> Ibid. pp. 77—79.

<sup>33)</sup> Lindner macht einen Unterschied zwischen der «laudatio» und der «acclamatio», und ist der Meinung, daß jene die persönliche Huldigung der anwesenden Wähler war.

die «electio» ausübenden Persönlichkeiten<sup>34)</sup>. In böhmischen Quellen werden consensus und electio für einander verwendet<sup>35)</sup>.

Unter solchen ungewissen Verhältnissen hat der höhere Klerus — außer in Deutschland — überall einen besonderen Einfluß auf die Wahlen ausgeübt. Auch in Böhmen wird das Recht des Erzbischofs von Prag neben demjenigen der Nation quasi als ein gleichgestelltes hervorgehoben.

In Ungarn sind aus dieser Periode — leider — keine Wahlberichte auf uns verblieben. Das aber, was wir indirekterweise wissen und was wir für Ungarn auch aus fremden Analogien folgern können, bezeugt, daß — mangels einer Wahlkörperschaft — auch bei uns die Großen, die Hofwürdenträger und in erster Reihe der hohe Klerus das Wahlrecht ausübten. Gelegentlich der Wahl Andreas III. hat der hohe Klerus sein diesbezügliches Recht auch besonders betont. Diese Wahlen können aber auch vielmehr als consensus, als Huldigung, betrachtet werden. Im Rechtsakte selbst kann auch hier die prima vox von besonderer Bedeutung gewesen sein; hierauf können wir wenigstens aus denjenigen Verfügungen des Königs Matthias I. folgern, welche dies Recht dem Palatin zuzusichern strebten. Die Gegenkönige wurden immer durch eine unzufriedene politische Partei und durch einen besonderen Rechtsakt ebenfalls mit Stimmeneinheit auf den Thron erhoben.

Die Belegstellen, die Ferdinándy bezüglich der Wahlen aus Hartviks Legende und aus der Ofener Chronik anführt<sup>36)</sup>, sprechen nicht gegen diese Vermutung. Hartvicus erklärt sich auch auf zwei Stellen über die Wahl Stephans des Heiligen, und zwar 1. «convocatis pater suus Hungariae primatibus cum ordine sequenti per communis consilium colloquii filium suum post se regnaturum populo praefecit et ad hoc corroborandum a singulis sacramentum exegit»; 2. «post obitum vero patris Stephanus adhuc adolescens favore principum et plebis in patris solium laudabiliter proventus». Daß die Großen an der Wahl aktiv teilgenommen, könnte nur aus der zweiten Stelle gefolgert werden, obzwar auch der entgegengesetzte Sinn der Worte nicht ausgeschlossen ist. Die erste Stelle stellt aber dieselbe Situation dar, wie dies bei den deutschen Designationen der Fall war, und Fürst Géza hatte die Versammelten sogar mit dem ihnen ab-

<sup>34)</sup> Lindner, op. cit. p. 7.

<sup>35)</sup> Consensu totius Boemiae nobilium Wladizlaus filius Wladizlai ducis paterna sede intronizatus collocatur: — Favorabili populorum assensu in paterni ducatus successionem electus . . .; — quia sine consensu Bohemorum et episcopi efficere conabatur. — Siehe bei Loserth, loc. cit. pp. 50, 38, 48.

<sup>36)</sup> Loc. cit. pag. 268.

genommenen Eid gebunden. Ferner, was in der Ofener Chronik die Stelle bezüglich der Wahl Ladislaus des Heiligen betrifft, betont dieselbe viermal, daß die Wahl mit Stimmeneinheit erfolgte: «cum communi consensu pariliq[ue] voto et consona voluntate . . . concorditer elegerunt», und wenn wir den Wörtern in einem jeden Falle auch eine besondere innere Bedeutung zuschreiben wollten, könnten wir noch immer darauf hinweisen, daß «consensu . . . elegerunt».

Da nun als einerseits diese Angaben unsere Vermutungen nicht im geringsten erschüttern, ferner da andererseits es keine spezielle Wahlkörperschaft gab, und da — außer bei revolutionären Bewegungen — die Wahl des Königs nicht durch ein persönliches Abstimmen vor sich ging, müssen wir voraussetzen, daß bei der Thronbesetzung das traditionelle Erbrecht der königlichen Dynastie zur Geltung kam.

Die Frage besteht nun darin, ob — bei Aufrechterhaltung der nationalen Wahlbefugnis — die bestehende Erbfolgeordnung auf der Primogenitur, oder, wie es Kinnamos angibt, auf dem Erbrecht der Geschwister oder auf irgend einem anderen Erbrechte beruht?

## II.

All die Theorien, welche mit dem Erbrechte in gerader männlicher Linie in Widerspruch stehen, gleichviel, ob dieselben das Erbrecht unter Geschwistern oder das Seniorat vertreten mögen oder der Meinung seien, daß die Krone nur den großjährigen männlichen Mitgliedern der Árpádschen Dynastie zukommen kann, beruhen meist auf Kinnamos, dem Hofhistoriker des Kaisers Emanuel; unter diesem Einflusse stehen größtenteils selbst diejenigen, die die Wahlbefugnis der Nation herausheben.

Kinnamos sprach sich nämlich bezüglich der Thronbewerbung Ladislaus II. und Stephans IV. folgendermaßen aus<sup>37)</sup>: Als nun nach dem Tode Geyzas das Wort des Gesetzes seinen anderen Bruder an die Spitze des Reiches berief, (weil es bei den Hunnen Gesetz ist, die Krone immer den noch lebenden Geschwistern zukommen zu lassen), trachtete der Kaiser, sie mit aller Macht in ihre Heimat zurückzuführen». Außerdem äußert er sich auf ähnliche Weise, als er von Almos' Flucht nach Griechenland spricht: «Bei den Hunnen ist es

<sup>37)</sup> τότε τοίνυν ἐπειδὴ τοῦ Ἰατῆς τετελευτηκότος θάτερον τῶν ἀδελφῶν ἐπὶ τὴν ἀρχὴν ὁ τοῦ δικαίου ἐκάλει θεσμός (νόμος γάρ οὗτος παρὰ τοῖς Οὐννοῖς ἐστὶν ἐπὶ τοὺς πριόριτας ἀπὸ τῶν ἀδελφῶν τὸ στέρος διαβαίνειν) . . . Lib. V. 1. Corp. Script. Byz. 203. l. — Dortselbst verweist er noch zweimal hierauf: ὅθεν δὲ τῆς Οὐννικῆς μεταποιεῖσθαι ὁ βασιλεὺς ἤθελεν, ἥδη λέγωμεν, und Οὐννοὶ τοίνυν τὸ μὲν τι τοῦτον ἀδεσμέμενοι τὸν νόμον.



Brauch, im Falle der Herrscher dahinscheidet und Kinder hinterläßt, daß die Geschwister in Eintracht und Frieden leben, solange der, der ihm im Regieren folgt, keinen Sohn besitzt; im Falle er aber einen Sohn hat, können die übrigen Geschwister nur geblendet im Lande weiter verweilen<sup>88)</sup>».

Kinnamos ist aber nicht der in jeder Hinsicht verläßliche Geschichtsschreiber, auf dessen Wort man sich, besonders in diesem Falle, verlassen könnte. Sein Werk entrann nicht dem Einflusse der Politik Emanuels. Da die ungarischen und die griechischen Interessen auf dem Balkan sich gegenüberstanden, wendete sich Emanuels Drang nach Westen immer schärfer Ungarn zu. Er mengte sich zwar unter verschiedenen Rechtstiteln in Ungarns Angelegenheiten, das Ziel aber, welches er ins Auge faßte, blieb immer dasselbe. Anfangs unterstützte er Borics, bald aber trachtete er Gézas Brüder als Thronprätendenten auftreten zu lassen, wo doch dieselben am königlichen Hofe in Frieden lebten. Zuerst gelang ihm, nur den unbeliebten Herzog Stephan an sich zu ziehen; Ladislaus folgte seinem Bruder nur später nach Konstantinopel. Emanuel gab aber auch nach dem mit Géza geschlossenen Frieden keine Ruhe. Stephan III. gegenüber erhob er Ladislaus II., später Stephan IV. auf den Thron. Nachdem Stephan IV. thronverlustig geworden war, schloß der Kaiser auch mit Stephan III. Frieden und führte es durch, daß Béla, des Königs jüngerer Bruder, als Thronfolger anerkannt wurde; all dies aber hinderte ihn nicht, sich Sirmiens und Dalmatiens zu bemächtigen und selbst Stephans IV. Angriffe auch weiter zu unterstützen. Diese Tendenz mußte auf Kinnamos ihren Einfluß ausüben, diese Tendenz flöbte ihm die in Rede stehenden Zeilen ein.

In diesem Punkte ist Kinnamos' Glaubwürdigkeit nicht nur durch seine Parteistellung geschwächt, sondern auch durch den Umstand, daß ihm falsche Informationen einliefen. Das, was er über die Blendung des Álmos erzählt, entspricht nicht den Tatsachen. Seine ganze Verallgemeinerung beruht — unseres Wissens —, auf zwei Fällen: auf der Blendung des Vazul und des Álmos. Der Fall Vazul gehört aber eigentlich garnicht hierher, denn Vazul wurde nicht auf Veranlassung seines Bruders und nicht um das Thronrecht des Sohnes sicherzustellen, geblendet. Die Verallgemeinerung stützt sich auf die einzige Álmos-Tragödie, die aber als ein isolierter Fall nicht als

<sup>88)</sup> ἔθος γὰρ Οὐννοις ἐστίν, τοῦ ἐν σφίσιν ἄρχοντος ἐπὶ παισὶ τετελειτηκότος, ὥς μὲν ὁ τὴν ἡγεμονίαν ἐκ τούτων παραλαβὼν ἄρρενος οὐκ εἴη πατὴρ παιδός, ξυνεῖναι τε ἀλλήλοις τοὺς ἀδελφούς καὶ τῆς παρ' ἀλλήλων τυγχάνειν εὐνοίας, ἐπειδὴν δὲ ἤδη παῖς αὐτῷ γένηται, οὐκέτι ἄλλως τὴν ἐπὶ τῆς χώρας ξυγχαρεῖν αὐτοῖς διατριβὴν ἀλλ' ἢ τὰς ὀψεις ἐκκεντρηθεῖσιν. Ibid. 9. I.

Grundlage dienen kann. Und wenn Kinnamos den «Brauch» (ἔθνος) nur so kennt, dann ist es nicht wahrscheinlich, daß er bezüglich des «Gesetzes» (νόμος) besser benachrichtigt ist; dies ist ein bestimmter Begriff und fordert eine genauere Information, welche einzuholen eine viel schwerere Aufgabe ist. Wie könnten wir aber von Kinnamos voraussetzen, daß er sich über einen ungarischen gesetzmäßigen Brauch genau informieren ließ, wenn er sich nicht einmal darüber klar war, in welchem verwandtschaftlichen Verhältnisse die von ihm erwähnten Angehörigen der Dynastie miteinander waren, indem er Álmos und Stephan als Söhne Ladislaus' des Heiligen gelten ließ. Die uns unter solchen Umständen dargebotenen Angaben können wir nicht ohne Bedenken entgegennehmen.

Es ist zwar wahr, daß man nebst der von Kinnamos erwähnten Erbfolgeordnung sich auch noch auf die Autorität Konstantins zu berufen pflegt<sup>39)</sup>. Konstantins Worte beziehen sich aber auf die Petschenegen und auch von diesen wird etwas ganz anderes behauptet, als was Kinnamos von den Ungarn sagt, denn es wird ja dort das Erbfolgerecht der Geschwisterkinder erwähnt und nicht dasjenige der Geschwister. Dortselbst ist also davon die Rede, daß ferner liegende Zweige des herrschenden Geschlechtes an die Spitze der Nation gestellt wurden, — daß die Krone von einem Zweig auf den anderen gekommen ist und sich nicht nur innerhalb ein und desselben Zweiges forterbte. Diese Stelle kann man aber nicht einmal analogieweise zur Bekräftigung der Glaubwürdigkeit der Kinnamoschen Angaben anführen.

Die Angaben also, welche das Erbrecht zwischen Geschwistern bestätigen könnten, halten der Kritik gegenüber nicht stand<sup>40)</sup>; wir müssen uns also den Tatsachen zuwenden. Hierbei kommen natürlich in erster Reihe diejenigen drei Fälle in Betracht, wo der Erstgeborene bei der Thronbesetzung außer acht gelassen wurde, und mit denen auch Fraknói und Ferdinándy sich eingehender befaßten. Von diesen drei Fällen scheidet aber eigentlich der zweite aus, näm-

<sup>39)</sup> μετὰ δὲ θάνατον αὐτῶν δεδέξαντο τὰς ἀρχὰς οἱ τούτων ἐξάδελφοι. νίμος γὰρ ἐν αὐτοῖς καὶ τύπος ἐκράτησε παλαιὸς μὴ ἔχειν ἐξουσίαν πρὸς παῖδας ἢ ἀδελφοὺς αὐτῶν μεταπέμπειν τὰ ἀξιώματα ἀλλ' ἀρκεῖσθαι μόνον τοῖς κεκτημένοις τὸ καὶ μέχρι ζωῆς ἀρχειν αὐτοὺς, μετὰ δὲ θάνατον προχειρίζεσθαι, ἢ ἐξάδελφον αὐτῶν, ἢ ἐξαδέλφων παῖδας, πρὸς τὸ μὴ καθ' ὅλον εἰς ἐν μέρος γενεᾶς διατρέχειν τὸ ἀξίωμα, ἀλλὰ καὶ εἰς τοὺς ἐκπλαγίους καὶ κληρονομεῖν καὶ ἀπεκδέχεσθαι τὴν τιμὴν. Magy. Honf. Kútfoi (Quellen der ungarischen Landnahme) 116. l.

<sup>40)</sup> Dies sieht auch Ferdinándy ein: «Und ebenso wie diese Kinnamossche Erbfolgenorm auf willkürliche und falsche Prämissen aufgebaut war, ist, wie ich sehe, auch die Rechtsnorm der Primogeniturordnung auf willkürlichen Prämissen aufgebaut.» Ung. Rundschau 1913, S. 774.

lich die Thronbesteigung Salomons nach Bélas Tode; diesbezüglich betonte aber Ferdinándy, daß Salomon sein Emporkommen «der Nachgiebigkeit Gézas und Ladislaus' sowie dem offensiven Verhalten der Deutschen» verdanken konnte<sup>41)</sup>. Es verbleiben hiernach die Thronbesteigung Bélas und Ladislaus des Heiligen.

### III.

Da aber von den erwähnten Fällen der erste, nämlich die Thronbesteigung Bélas in der zweiten Hälfte des XI. Jahrhunderts vor sich ging, erachte ich es für notwendig, auch die früheren Fälle, welche sich auf dem Erbrecht gründeten, zu besprechen. In dieser Periode zeugen alle Daten dafür, daß das Erbrecht der geraden männlichen Linie zur Geltung kam, selbstverständlich unter Bewahrung der Wahlbefugnis der Nation. Nur der Regierungsantritt Peters, des Aba Samuel und derjenige des durch Konstantin erwähnten Phalitzis könnten als von der Regel abweichende Fälle vorgelegt werden.

Der Regierungsantritt Peters und derjenige Aba Samuels finden ihre Erklärung in den außergewöhnlichen Verhältnissen, die sich nach dem Tode Stephans des Heiligen eingestellt haben. Ursprünglich hatte Stephan der Heilige nicht den Plan gefaßt, Peter auf den Thron zu erheben; diese Wendung ist erst eingetreten, nachdem Herzog Emerich aus dem Leben geschieden war, und dann war Peter der nächste Anverwandte des Königs. Sicherlich stellten sich an seine Seite auch der höhere Klerus und die Hofwürdenträger, die zu jener Zeit doch als die Depositäre der Wahlbefugnis der Nation galten. Infolge politischer Gegensätze ward Peter bald des Thrones verlustig, und die Revolution verhalf dann Aba zum Thron, dem einzigen, der in einer rasch entstandenen Revolution genug nahe war, um auf den Thron erhoben werden zu können. Diese Zwischenfälle haben also auf die Erbfolgeordnung eine störende Einwirkung ausgeübt, können aber eben als außerordentliche Fälle weder für noch gegen als Beweisstücke dienen.

Wir hätten also nur noch die Angelegenheit Phalitzis übrig, dessen Name nur bei Konstantin vorkommt, sonst aber weder in der heimatlichen Tradition, weder in westländischen Geschichtsquellen, noch in irgendwelchem anderen Denkmal der Erinnerung überliefert wurde; freilich sind die Namen der übrigen Söhne und Enkel Árpáds, die nicht die Regierung angetreten haben, auch nur durch den Kaiser Porphyrogenitus dem Andenken der Nachwelt erhalten geblieben;

<sup>41)</sup> Ibid. p. 771.



wir können es nun nicht wohl bezweifeln, daß Árpád ein Enkel namens Phalitzis hatte, den Johann Karácsonyi mit dem Namen der Weißenburger Ortschaft Vál verknüpft<sup>42)</sup>, ich bezweifle es aber entschieden, daß Phalitzis tatsächlich regierender Fürst gewesen wäre.

Bury hat die Entwicklungsgeschichte der Schrift *De administrando imperio* vollkommen ins Klare gestellt<sup>43)</sup>. Es steht fest, daß dies Werk zwischen 948 und 952 entstanden ist, aber unvollendet blieb und keiner Umarbeitung unterworfen ward, infolgedessen stehen die Daten der verschiedenen Perioden miteinander im Widerspruch. Die ungarischen Daten erhielt der Kaiser größtenteils von Bulcsu und von Gyula, die zwischen 948 und 950 sich in Byzanz aufhielten. Wenn also der Kaiser sagt, daß Phalitzis jetzt regiert<sup>44)</sup>, so kann sich dies nur auf die erwähnten Jahre beziehen. Es ist zwar wahr, daß — laut Bury — Konstantin auch von einem Abgesandten namens Gabriel über die Ungarn Informationen erhielt, diese Angaben können aber nicht von ihm herrühren, denn beim Erzählen der Nachkommen Árpáds sagt der Kaiser im Anschluß an Termatzu: «welcher derzeit mit Bultzu, dem Karchas und dritten Fürsten von Turkien als unser Freund zu uns gekommen ist<sup>45)</sup>». Diese Äußerung bestimmt also ganz genau den Zeitpunkt dieser Angabe. Laut Liudprand führte aber in 947 schon «Taxis rex» die Ungarn nach Italien<sup>46)</sup>. Phalitzis hätte nur vor Taksony (Taxis) regieren können. Wir haben keinen Grund an Liudprands Glaubwürdigkeit zu zweifeln, da er doch eben dann der Sekretär Berengars war, als dieser angegriffen wurde.

Der Umstand, daß Phalitzis je regiert hätte, beruht also nur auf sehr schwachen und anfechtbaren Angaben. Konstantinos verleiht übrigens dem Ausdruck *ἄρχων* eine sehr elastische Bedeutung. Er bezeichnet mit *ἄρχων* ebenso den regierenden Fürsten, wie auch die einzelnen Häuptlinge, indem er sagt, daß ein jeder Stamm einen Fürsten hat<sup>47)</sup>, oder, daß dem Abgesandten Gabriel alle Fürsten der Ungarn im gleichen Sinne antworteten<sup>48)</sup>. Er bezeichnet mit

<sup>42)</sup> Árpád birtokai, Árpád és az Árpádok. [*Árpáds Güter*] in «Árpad und die Árpaden». Budapest 1907, pag. 141 und 144.

<sup>43)</sup> The treatise *De administrando imperio*. Byzantinische Zeitschrift 1906, Band XV, S. 517—577. — Siehe meine diesbezüglichen Bemerkungen in der Zeitschrift Századok 1907, S. 436.

<sup>44)</sup> ὁ Ιουτοῖζ᾽ς ἐποίησεν υἱὸν τὸν Φαλίτζιν τὸν νυνὶ ἄρχοντα. M. Honf. Kútfői S. 128.

<sup>45)</sup> ὁ ἀρχὼς ἀνελθὼν υἱὸς, μετὰ τοῦ Βουλτζοῦ τοῦ τρίτου ἄρχοντος καὶ καρχα Τουρκίας. Ibid. p. 128.

<sup>46)</sup> Taxis, Hungariorum rex, magno cum exercitu in Italiam venit. Antapodosis lib. V. cap. 33.

<sup>47)</sup> ἔχει δὲ ἐκάστη γένεα ἄρχοντα. M. Honf. Kútfői p. 128.

<sup>48)</sup> πάντες οἱ ἄρχοντες τῶν Τούρκων μὲν ᾠκῶν ἐξεβόησαν. Ibid. p. 112.

ἄρχον sogar Levente (Liuntina), Árpáds Sohn, den er später in der Stammtafel Árpáds nicht einmal erwähnt<sup>49)</sup>. Und doch fiel es noch niemandem ein, Levente zu den regierenden Fürsten zu zählen.

Und es sei mir eine Frage gestattet. Wenn nämlich Phalitzis tatsächlich regierender Fürst war, warum kam nach ihm nicht sein Bruder Tases auf den Thron, denn wir können nach Konstantins Bericht Tases nur als den Bruder Phalitzis' betrachten<sup>50)</sup>? Oder aber, wenn der Zweig Jutotzas ausgestorben war, warum waren nicht die älteren Zweige die Thronerben, warum eben der jüngste<sup>51)</sup>? Dies können wir nur so erklären, daß die älteren Söhne Árpáds noch bei dessen Lebzeiten gestorben sind und auf diese Weise der Thron infolge des Erbrechtes der nächsten männlichen Nachkommen, dem jüngsten Zalta zugekommen ist und sich in dessen Zweige fort-erbte. Dies beweisen auch die zwar nicht sehr verlässlichen, aber mit den Angaben des Porphyrogenitus doch großartig übereinstimmenden Berichte unserer nationalen Überlieferung.

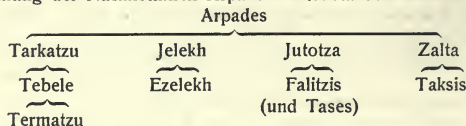
Wenn wir also Phalitzis außer acht lassen, so sehen wir, daß von Árpád bis Stephan den Heiligen immer der Sohn der Thronerbe war: nach Taksony (Taxis) kam Géza, nach Géza Stephan der Heilige. Diese zwei Fälle und auf Grund anderer Angaben historische Tatsachen, die also nicht in Abrede gestellt werden können. Auch Stephan der Heilige wollte seinen Sohn Emerich auf den Thron setzen, und nur das tragische Dahinscheiden des jungen Herzogs hinderte ihn in der Ausführung seiner Absicht und brachte, zum ersten Male seit dem die Monarchie ins Leben gerufen wurde, drückende Thronzwistigkeiten aufs Land.

Ich gehe sogar noch weiter. Wenn nämlich nicht auch bei der Besetzung der Häuptlingswürde das Erbrecht des Sohnes als maßgebender Brauch geherrscht hätte, warum hätte man denn anstatt den greisen Álmos gerade seinen Sohn zum Nachfolger erwählt, und warum hätte Lebed die Fürstenwürde abgelehnt, und zwar eben

<sup>49)</sup> τῷ δὲ τότε καιρῷ τὸν Διούντινα τὸν υἱὸν τοῦ Ἀρπαδή εἶχον ἄρχοντα. M. Honf. Kútfői p. 125.

<sup>50)</sup> Ἰστέον ἔτι πάντες οἱ υἱοὶ τοῦ Ἀρπαδή ἐτελεύτησαν, οἱ δὲ ἔγγονοι αὐτοῦ ὃ τε Φαλῆς καὶ ὁ Τασις καὶ ὁ ἐξάδελφος αὐτῶν ὁ Τάξισ ζῶσιν. Ibid. p. 128. Φαλῆς ist hier ohne Zweifel identisch mit dem früher erwähnten Φαλίτζις.

<sup>51)</sup> Abstammung der Nachkommen Árpáds in Konstantins Bericht:



mit der Begründung, daß er keinen Sohn hat? Aus dem Berichte Konstantins kann man ja doch ersehen, daß selbst die Würde eines Karchas vom Vater auf den Sohn vererbt wurde<sup>52)</sup>.

In all diesen Berichten sehe ich nicht eine einzige glaubwürdige Angabe, welche beweisen könnte, daß, bevor Herzog Béla in der Geschichte erschien, das Prinzip des Erbrechts der Geschwister zur Geltung gekommen, oder gar nur aufgetaucht wäre. Bis Stephan dem Heiligen kam das Thronrecht zweifellos dem Sohne zu; nach ihm hat der unglückliche Zufall, später die Revolution die gültige Erbfolgeordnung umwälzt, die dann nur Andreas I. wieder zu ihrem Rechte bringen wollte. Sein Bestreben geriet aber mit Bélas Ansprüchen in Gegensatz. Es stellt sich nun die Frage, worauf Béla seine Ansprüche stützte?

#### IV.

Wenn wir Bélas Anspruch auf den Thron ins richtige Licht stellen wollen, so müssen wir die Quellen einer strengen Kritik unterziehen. Leider bieten die spärlichen Angaben der fremden Quellen in dieser Hinsicht so wenig Anhaltspunkte, daß wir mittels derselben nur auf die Glaubwürdigkeit der heimatlichen Quellen Schlüsse ziehen können.

Unsere Chroniken beginnen ihre Erzählungen mit der Emigration der Herzöge. An ihren Aufenthalt in Polen knüpft sich Bélas Zwickampf mit dem Pomeranier, worauf ihm der polnische Fürst Mieczyslaw seine Tochter Rixa zur Frau gab und ihm zur Erhaltung des Hofstaates den Tribut der Pomeranier zuwies. Andreas und Levente schieden dann von ihrem Bruder, und als Peter thronverlustig ward, kehrten nur diese in die Heimat zurück. Andreas I. ließ Béla nur nach Leventes Tode rufen, als das Land durch einen Angriff seitens des Kaisers bedroht wurde und er Hilfe brauchte. Unsere Chroniken erzählen, daß, da zu dieser Zeit der König noch keine Kinder hatte, er seinen Bruder Béla zum Nachfolger einsetzte und ihm ein Drittel des Landes zuwies. Salomons Geburt aber und später seine Verlobung mit Judith, der Tochter Heinrichs III., wirkten auflösend auf die bisherige Eintracht der Brüder, so daß sie sich dann mit deutscher bzw. mit polnischer Hilfe gegenseitig bekämpften.

In diesen Hauptzügen stimmen unsere Chroniken in allen ihren Abfassungen miteinander überein. Auffallend könnte nur der Umstand sein, daß Kézai von diesem Zwiste keine Erwähnung tut und

---

<sup>52)</sup> Ἰστέον ὅτι ὁ Βουλτιζοὺς ὁ καρχαὺς υἱὸς ἐστὶ τοῦ Καλή τοῦ καρχαῦ. M. Honf. Kútfoi p. 128.



den Herzog Béla stillschweigend übergeht. Dies ist aber gar nicht von Belang, denn die Chronik Kézais ist nur der Auszug einer etwas früheren Abfassung, die er eben vom Regierungsantritt Andreas I. an am meisten kürzt, so daß von da angefangen sein Bericht noch wortkarger ist, als in den vorhergehenden Teilen<sup>53)</sup>. Wenn wir nach den Triebfedern seines Interesses spüren, so sehen wir, daß er sich nur um die Könige und ihre persönlichen Taten kümmerte. Die Fürsten, die Thronprätendenten und sogar Begebnisse, die von großem nationalen Interesse waren, würdigte er nicht einer schriftlichen Behandlung. Trotz seiner kurzgefaßten Darstellung lieferte er in dem diesbezüglichen Teile einen Beweis dessen, daß er einen aus dem Zeitalter Ludwigs des Großen auf uns gekommenen, aber noch nicht interpolierten, also in der Periode Stephans V. redigierten Text vor Augen hatte<sup>54)</sup>. Die Geschichte der Emigration der Herzöge, die sich in dieser Chronik befindet, war ihm wohlbekannt. Nebst all seiner Aufmerksamkeit, die er dem Könige zugewandt hatte, tat er auch von der Flucht der Herzöge, von ihrer Ankunft in Polen, von der Abtrünnigkeit der Pommer, von Polens Herrschaft und vom Zwickampf Bélas Erwähnung: *Bela Pomeraniae ducem bello devincens, filia Miskae sibi datur in uxorem*<sup>55)</sup>. Sonst erwähnte er den Herzog Béla nur gelegentlich der Krönung Salomons. *Andreas autem confectus senio, anno imperii sui Belae et filiorum eiusdem seu Geiche et Ladislai, Regem constituit*. Dies ist um so mehr auffallend, da er nach diesen Worten die Regierung Bélas bespricht und nur nach dessen Tode sich wieder Salomon zuwendet.

Daß er den übrigens weitläufigeren Text auch hier kürzte, ergibt sich aus mehreren ungeschickten Verknüpfungen von Angaben, sowie aus mehreren Unrichtigkeiten. So z. B. geht er von Peter auf die Berufung der Herzöge mit diesen Worten über: *Tunc in Chanad omnes in unum convenerunt*, ohne daß wir wüßten wer unter «omnes» gemeint sei<sup>56)</sup>. Auch nachdem er vom Einzug Andreas' gesprochen hat, bedient er sich der Worte «*qui cum in Pesth aduenis-*

<sup>53)</sup> Siehe meine Abhandlung «*Kézai Simon mester krónikája* [Die Chronik des Meisters Simeon Kézai]. Budapest 1906, pp. 107—115.

<sup>54)</sup> Siehe op. cit. pp. 125—133.

<sup>55)</sup> In der Ofner Chronik: *Dux (scil. Miska) uero inde revertens cum victoria per Belam acquisita, audaciam et potentiam valoris in Bela Duce collaudans, cum toto censu pomoranico ei tradidit filiam suam in uxorem . . . etc.*

<sup>56)</sup> Der weitläufigere Text erzählt an dieser Stelle die Verschwörung von Viske, Bua und Bukna und die Grausamkeit Peters, sowie die Hinrichtung der Verschworenen und erst hiernach folgt, daß «*Tunc nobiles Hungarie videntes, mala gentis sue, in Chanad in unum convenerunt, consilioque habito totius Hungarie, nuncios miserunt solemnes . . . etc.*»

sent» als Übergang zur Geschichte wie die empörten Heiden durch ihre Boten die Meuterei anstifteten<sup>57)</sup> — wo doch in seiner Quelle das qui sich nicht auf die Herzöge, sondern auf Vatha und seinen Genossen bezog. Da aber Kézai den Aufruhr der Heiden und das Martyrium der Bischöfe ausgelassen hat, schob er in oberflächlicher Verknüpfung von Angaben das Odium des Aufruhrs der Heiden auf die Herzöge. Auch bei der Besprechung des Feldzuges vom Jahre 1051, verwandelte er infolge seiner falschen Auslegung die Vértes-Etymologie zur Bársonyos-Sage<sup>58)</sup>.

Und er interessierte sich so sehr nur für die Könige, daß er nicht nur Béla nicht erwähnte, sondern auch Levente stillschweigend übergang, wo er doch von dessen Tode benachrichtigt war und auch die sich daran schließende Bemerkung (von der Abstammung der Herzöge) übernahm. Géza und Ladislaus den Heiligen erwähnte er auch nur deswegen, weil er bei Salomons Regierungszeit ihren Konflikt mit dem König nicht verschweigen konnte; er teilte über sie aber nur das Notwendigste mit, was er bei der Schilderung des Schicksals Salomons nicht übergangen konnte. Ebenso erwähnte er weder Álmos, noch den Streit zwischen Emerich und Andreas. Es ist also gar nicht wunderlich, daß er sich auch des Herzogs Béla nicht erinnern wollte. Es ist aber auch selbstverständlich, daß unter solchen Umständen sein Stillschweigen nicht von Belang ist und nicht in irgendeiner Richtung als Beweiskraft dienen kann.

Wenden wir uns nun zur weitläufigeren Abfassung. Hier stehen wir eigentlich zwei verschiedenen Mitteilungen gegenüber. Die Gruppe der Ofner Chronik bewahrte unabgeändert die im Zeitalter Stephans V. entstandene Redaktion, die aber viel später verfaßt wurde, als die hier skizzierten Begebenheiten sich ereignet haben. Außerdem haben wir in den Interpolationen der Wiener Bilderchronik, derjenigen von Mügeln und des Acephalus Codex auch die Bruchstücke einer anderen Chronik, die sich bis auf Stephan III.

<sup>57)</sup> «Qui cum in Pest advenissent absconse, sicut poterant, statim in curia Petri regis vna nocte in equis velocibus per nuncios trium fratrum proclamatur, quod omnes Theutonici et Latini ubique inventi perimantur et resumatur ritus paganismus.» Das qui bezieht sich auch in dem weitläufigeren Text tatsächlich auf die Herzöge, nur daß dort dann von Vatha und den empörten Heiden die Rede ist: «Deinde contra Petrum regem rebellantes, universos Theutonicos et Latinos, qui in officiis diversis perfecti per Hungariam sparsi fuerant, turpi neci tradiderunt. Mittentes in Petri castra in equis velocissimis tres precones, qui deberent proclamare edictum et verbum Dei, Andree et Levente: ut episcopi cum clero sint necati; decimator trucidetur, traditio resumatur paganisma; penitus abolenda sit collecta: cum suis Theutonice et Latinis Petri pereat memoria in eternum et ultra.»

<sup>58)</sup> Siehe Kézai Simon mester krónikája pp. 109–110.

erstrecken und mit den von ihnen behandelten Begebenheiten gleichzeitig von Zeit zu Zeit aufgezeichnet wurden<sup>59)</sup>.

Es mögen nun die Angaben dieser Quellen einander gegenübergestellt und bezüglich ihrer Glaubwürdigkeit untersucht werden.

Die Flucht der Herzöge und die Rolle, welche Béla in Polen spielte, sein Zwickampf mit dem Pommer und seine Eheschließung mit Rixa, der Tochter des Fürsten Mieczyslaw, stammen aus der Chronik, die im Zeitalter Stephans V. entstanden ist. Dieser Teil unserer Geschichte befindet sich auch in der *Historia Polonica*, die Dlugosz um 1455 verfaßte. Es liegt zwar kein Zweifel daran, daß Dlugosz auch die ungarische Chronik zu Rate gezogen hat; seine auf den Herzog Béla bezüglichen Angaben schöpfte er aber nicht aus dieser Quelle.

Die ungarische Chronik behandelt den Fall nämlich folgenderweise: Der Fürst von Pommern verweigerte den Jahrestribut zu zollen, den er dem Fürsten von Polen schuldete<sup>60)</sup>, und so wollte letzterer seine Rechte mit den Waffen in der Hand geltend machen. Die beiden Völker übertrugen aber die Entscheidung der Sache dem Zwickampfe, der zwischen den Fürsten stattfinden sollte, nun trugen aber Mieczyslaw und seine Söhne Bedenken, die Angelegenheit auf eine solche Art zu erledigen, worauf dann Béla für sie einsetzte. Er trug den Sieg über den Pommer davon, der hienach sich als schuldig bekannte<sup>61)</sup>. Mieczyslaw erwies sich dankbar und «cum toto censu pomoranico ei tradidit filiam suam in uxorem, et universa, que sibi necessaria fuerant, sufficienter et copiose ministrari precepit, et eum in omnibus honoratum, in ducatu suo tenuit, ac bona quantitate, de terra eundem hereditare non omisit».

Es ist unzweifelhaft, daß Dlugosz diese Erzählung kannte, und er beruft sich auch auf dieselbe<sup>62)</sup>, er selbst erzählt aber diese Geschichte anders, indem er behauptet, daß Mieczyslaw mit einem Heere gegen die Pommern vorrückte und mit ihnen einen heftigen Kampf focht.

<sup>59)</sup> Siehe meine Abhandlungen *A Budai Chronika* [Die Ofner Chronik] in der Zeitschrift *Századok*, 1902. — *Mügeln német nyelvé krónikája stb.* [Die in deutscher Sprache abgefaßte Chronik von Mügelu etc.] in *Századok*, 1907, und Die Interpolationen der Wiener ungarischen Bilderchronik in der *Ungarischen Rundschau*, 1912.

<sup>60)</sup> Tunc vero Pomorani annuas pensiones Duci Polonorum, cui tenebantur, redere recusarunt.

<sup>61)</sup> Confessus est ipse dux Pomoranus se culpabilem. Quo viso Pomorani duci Polonie humiliter subditi, solitum tributum sine contradictione persolverunt.

<sup>62)</sup> Lib. II. ad. ann. 1032. Aliis placet Belam Hungariae Ducem cum tyranno Pomeraniae congressum, singulari illum certamine vicisse, et ob id in generum Regis adscitum esse. ed. Przedziecki. Cracoviae. 1873. Tom. I. p. 239.



Bélas Verdienste hebt aber auch er hervor: «Et quoniam in huiusmodi pugna virtus Belae Ducis Hungarorum super ceteros enituit, Myeczslaus Rex illum, ut dignum erat, praemians, generum eum elegit, et dans ei filiam suam in uxorem, etiam universum censum Pomeranicum ad tenendum statum ducalem sibi consignat<sup>63)</sup>.»

Wenn also der Form nach auch nicht, im wesentlichen aber stimmen die beiden Quellen, die ungarische und die polnische, miteinander überein. Die Authentizität der ungarischen Chronik wird dadurch bekräftigt, daß dieselbe über die polnischen Begebenheiten gut informiert ist. Der pommerische Tribut war in der Geschichte Polens tatsächlich von großer Wichtigkeit. Es ist ferner unzweifelhaft, was sich auch aus der polnischen Tradition ergibt, daß nämlich Béla am Siege über die Pommern einen großen Anteil hatte. Die Erzählung in der ungarischen Chronik weist übrigens ganz auf ein Gottesgericht durch Zweikampf hin (Confessus est ipse dux Pomoranus se culpalem), und es ist interessant, daß Béla durch Albericus Pugil genannt wird<sup>64)</sup>, welche Benennung bei uns in einem Gottesgericht durch Zweikampf demjenigen beigelegt wurde, der die Partei im Streite vertrat. Dies ist sicherlich kein Zufall und, wenn dies auch nicht ein Beweis dessen ist, daß ein Zweikampf gefochten wurde, so werden hierdurch immerhin wenigstens die Kriegstugenden Bélas lobend hervorgehoben.

Die Rolle, die Béla in Polen spielte wird übrigens auch durch die steten Verbindungen, in denen sein Zweig mit Polen stand, bestätigt. Auch später, als er gegen Andreas Hilfe benötigte, wendete er sich an das polnische Fürstenhaus, und Boleslaw Smialy (1058—1079), der Sohn seines Schwagers Kasimir, leistete ihm die gewünschte Hilfe; auch Bélas Söhne unterstützte er mit seinen Truppen gegen Salomon, und als er selbst in 1079 landesflüchtig werden mußte, ersuchte hingegen er Ladislaus den Heiligen, ihm beizustehen. Sowohl Martinus Gallus (ca. 1110) wie auch die Kadlubeksche Chronik (ca. 1200) wissen von der erfolgten Unterstützung der Herzöge, und sie erwähnen auch, daß Ladislaus in Polen erzogen wurde<sup>65)</sup>. Martinus Gallus geht sogar noch weiter und läßt den landesflüch-

<sup>63)</sup> Loc. cit. I. pag. 239. So oft die späteren polnischen Quellen von ihm Erwähnung tun, stützen auch sie sich auf diese Erzählung.

<sup>64)</sup> Mon. Germ. Script. XXIII. pag. 793. ad. a. 1061. In Ungaria regnavit Bela Pugil annis 4. — pag. 795. In Ungaria post Belam pugilem regnavit Salomon annis 11. — pag. 798. In Ungaria regnavit sanctus rex Logescelaus Bele pugilis filius annis 18.

<sup>65)</sup> Galli Chronicon I. 28. Ipse quoque Salomonem regem de Ungaria suis viribus effugavit, et in sede Wladislaum . . . collocavit. Qui Wladislaus ab infantia nutritus in Polonia fuerat, et quasi moribus et vita Polonus factus fuerat. Bielowski, Mon.

tigen, vom Throne gestoßenen Boleslaw, als er zu Ladislaus dem Heiligen nach Ungarn kam und den ihm entgegeneilenden König hochmütig zu Pferde empfängt, folgendes sagen: Hunc alumpnum in Polonia educavi, hunc regem in Ungaria collocavi<sup>66)</sup>. Diese Verbindungen und die Angaben des Martinus Gallus, tragen auch zur Erhöhung der Glaubwürdigkeit der diesbezüglichen Daten der ungarischen Chronik bei.

Leider sind wir, was die Berufung und die Kämpfe Bélas anbelangt, schon nicht in der Lage, die Angaben unserer Chroniken einer solchen Kontrolle unterziehen zu können. Die Chronik aus der Zeit Stephans V. erzählt, daß nach Leventes Tode Andreas Boten zu seinem jüngeren Bruder nach Polen sandte, ihn zurückrief und, da er so wie so weder Erben noch Blutsanverwandte hatte, Béla als seinen Nachfolger designierte. Einstweilen teilten sie das Land unter sich, so daß dem Herzog Béla ein Drittel des Landes zufiel. Gelegentlich der Besprechung des Feldzuges gegen Heinrich III. vom Jahre 1051 erwähnt diese Chronik neben Andreas auch Béla als den Heerführer der Ungarn, bezüglich der Belagerung Preßburgs sagt sie nur soviel, daß der Kaiser selbst nach einer achtwöchentlichen Belagerung sein Ziel nicht erreichte. Die Erzählung erstreckt sich viel weitläufiger auf den Feldzug des Jahres 1051; sie charakterisiert auch das Kampfverfahren der Ungarn und fügt hierzu die Vértess-Etymologie bei.

Diesbezüglich können wir uns schon nicht auf ausländische Quellen berufen. Die Altaicher Jahrbücher besprechen zwar eingehend die Feldzüge und beschreiben auf dieselbe Weise das Kampfverfahren der Ungarn, Bélas Name kommt aber in denselben nicht vor<sup>67)</sup>.

Was diese Begebenheiten anbelangt, enthalten die Interpolationen der Wiener Bilderchronik schon die Nachrichten der anderen, älteren Aufzeichnung. Es ist zwar wahr, daß dieselbe einstweilen nur über die Belagerung von Preßburg handelt, die Nachricht ist aber auch schon deswegen glaubwürdig, weil von den dem Namen nach erwähnten Heerführern, die sich bei der Verteidigung Preßburgs ausgezeichnet haben, Vojtech und Márton auch im Freibrief der Abtei von Pannonhalma vorkommen.

Bélas Rolle ist übrigens nicht von großer Wichtigkeit, wie es die

Pol. Hist. I. p. 422. — Kadlubek: Victus itaque Salomon tam bello quam regno excessit, cuius in locum alumnus Poloniae Wladislaus Boleslai munere sufficitur. Bielowski II. p. 293.

<sup>66)</sup> Bei Bielowski I. p. 423. — Siehe noch bei Kadlubek *ibid.* II. p. 297.

<sup>67)</sup> Ad a. 1052. Cum enim urbem Preslawaspurch in finibus utriusque regni sitam, diutina premerent obsidione, papae adiuratione constricti inde discessere. — Sein Name wird auch beim transdanubianischen Feldzug ad a. 1051 nicht erwähnt.

verschiedenen Bearbeitungen hinzustellen pflegen. Bei der Belagerung von Preßburg erwähnt ihn nicht eine einzige Erzählung, und im Feldzuge des Jahres 1051 kommt Béla dux immer nur neben Andreas rex vor. Wenn aber Bélas Name in den deutschen Quellen auch keine Erwähnung findet, so ist es doch wahrscheinlich, daß er am Feldzuge teilgenommen hat, denn nach der Landesteilung — die unzweifelhaft vor sich gegangen war — ist ein großer Teil des Heeres in seiner Macht geblieben.

Im wesentlichen stimmen die zwei ungarischen Quellen auch im folgenden miteinander überein. Die Feindseligkeit hat nach Salomons Geburt, bzw. nach seiner Verlobung mit Judith begonnen. Nach der Krönung Salomons kam es zur Entscheidung. Béla nahm seine Zuflucht zum polnischen Fürsten Boleslaw, worauf Andreas seinen Sohn auf deutsches Gebiet schickte und Heinrich um Hilfe bat, der deutsche Heerscharen unter der Führung Wilhelms und Pothos ins Land schickte. Trotzdem der Krieg für die Königspartei keine Aussichten für den gewünschten Ausgang bot, kämpften Andreas und seine deutschen Helfershelfer mit großer Tapferkeit, sie wurden aber geschlagen; Andreas selbst geriet bei Moson (Wieselburg) in Gefangenschaft und starb, sogar die zwei deutschen Feldherren wurden gefangen genommen.

So erzählt die aus dem Zeitalter Stephans V. stammende Quelle die Geschichte dieses Kampfes, und einige Bruchstücke der Interpolationen verraten, daß diese Erzählung Andreas mit der Herbeiführung des Zwistes in noch höherem Maße beschuldigte: «Rupto foedere sue promissionis, quod in regibus esse non deberet»; «Simulabat enim quod pro perdicione regni hoc faceret, quia imperator filiam suam filio suo Salamoni non dedisset, si non eum coronaret». Diese Bemerkungen und die lebhaftete Beschreibung der Szene in Várkony, die auch im Acephalus-Codex überliefert ist, beweisen diese Tendenz.

Und in diesem Punkte bekräftigen auch die auswärtigen Quellen, was die Chronik vom Verlauf des Kampfes sagt. Das Mißtrauen, welches seit der Verlobung obwaltete, war auch den Annales Alta-henses nicht unbekannt, denn wir finden in denselben: cui conventioni regis frater, Bel nomine cum filio non intererat, ideoque nostratibus semper suspecti erant<sup>68</sup>). Daß Andreas vor dem Ausbruch des Kampfes seinen Sohn tatsächlich über die Landesgrenzen hinaus-schickte, daß der Markgraf Wilhelm von Thüringen und der Graf Potho zur Hilfe herbeieilten, daß Andreas vor Wieselburg in Gefangenschaft geriet und gleich darauf starb, all das erzählen ein-

<sup>68</sup>) Ad annum 1060.



gehend auch die Altaicher Jahrbücher<sup>69)</sup>, sowie auch Lambert von Hersfeld<sup>70)</sup>.

Wenn wir nun die verschiedenen Abfassungen der heimatlichen Tradition mit den fremden Quellen vergleichen, so ersehen wir, daß die Erzählungen unserer Chroniken im großen und ganzen genommen, glaubwürdig sind. Jedenfalls ist es schade, daß die beiden ungarischen Werke entschieden die Färbung der Béla'schen Parteilichkeit tragen, und wir über keine Quellen verfügen, die uns über den Standpunkt und die Auffassung Andreas' und seiner Partei Aufklärung bieten würden.

Immerhin ist es als eine bewiesene historische Tatsache zu betrachten, daß Béla sich den Pommern gegenüber ausgezeichnet hat; infolgedessen bekam er Rixa zur Frau und erhielt zur Erhaltung seines herzoglichen Hofstaates den Tribut der Pommern; ferner, daß er Polen auf die durch Andreas erfolgte Berufung verließ und dann ein Drittel des Landes erhielt. Es steht auch unzweifelhaft fest, daß Béla sich als den Thronfolger Ungarns betrachtete, und als er nach Salomons Geburt seine Ansprüche gefährdet sah, er seine hierüber empfundene Unzufriedenheit nicht verbarg.

Wir müssen aber darauf aufmerksam machen, daß in keiner unserer Erzählungen ein Sterbenswort davon gefallen ist, daß Béla den Thron auf Grund des Erbrechtes der Geschwister beansprucht hätte. Laut den ungarischen Quellen hatte Béla infolge der Übereinkunft, die er mit Andreas gelegentlich seiner Rückkehr ins Land getroffen hat, auf die Krone Anspruch. Es verrät sich hier also ein enger Zusammenhang zwischen der Teilung des Landes und der Frage des Erbrechtes. Wir müssen aber auch noch darauf aufmerksam machen, daß diese Teilung damals ein Novum war; Levente hatte keinen Teil des Landes als besonderes Herzogtum für sich.

## V.

Es ist also noch die Frage zu lösen, mit welchem Rechte Béla den Thron beanspruchte und es für sich als ein Gravamen betrachtete, daß Salomon König sei, und er, als Herzog, ihm Gehorsam schulde?

<sup>69)</sup> . . . in Ungariam mittunter ex latere regis episcopus Eppo . . . etc. — in ipsis faucibus viarum, quas portam regni vocant a tergo adgreditur (scil. Andreas) etc. — . . . ibique rex vivus capitur, sed eodem momento, equis et curribus conculcatus, moritur. — Capti sunt etiam ex nostris episcopus Eppo, Willihalm Saxonicus marchio, comes Poto aliique quamplurimi. Ann. altahenses maiores ad a. 1060.

<sup>70)</sup> Rex Willihelmum marchionem Thuringorum et Epponem Citicensem episcopum . . . illuc misit. — . . . Andreas equo forte excussus, pugnantium pedibus est conculcatus; episcopus captus; marchio fame magis, quam ferro expugnatus, se dedit. Lambertus ad a. 1061. Mon. Germ. Script. V. p. 162.

Ich glaube, die Chronik trifft das Richtige, indem sie sagt: «Haec igitur prima regni huius divisio seminarium fuit discordiae et guerrarum inter duces et reges Hungariae». Die Abspaltung des Herzogtums wird durch die Chronik als die erste Teilung des Landes genannt; dieser Vorgang war also bei uns bis dahin unbekannt, er war aber nicht unbekannt in Polen, in Bélas früherer Heimat.

Heute liegt es schon klar auf der Hand, daß bei den slawischen Völkern das Thronrecht auf dem Senioratsgesetze beruhte. Früher war die Geschichtswissenschaft zwar der Meinung, daß dies System in Böhmen durch das Testament des Fürsten Břetislav I. (1055) und in Polen durch Boleslaw III. eingeführt wurde (1138); Loserth<sup>71)</sup> bewies aber, daß das Senioratsgesetz in Böhmen schon vor dem angeblichen Testament Břetislavs bestand, ferner daß es in Böhmen und Mähren schon im IX. und X. Jahrhundert nachgewiesen werden kann<sup>72)</sup>, schließlich daß nach dem Zeugnisse Konstantins auch Svato-pluk sein Land unter seinen Söhnen teilte und die Oberherrschaft dem ältesten übertrug<sup>73)</sup>. In Böhmen betrachtete man die Mitglieder des Hauses Přemysl als gleichberechtigt, nannte sie Brüder (frater), selbst wenn sie es nicht waren, und unter diesen «Brüdern» kam dem ältesten das Recht des Regierens zu<sup>74)</sup>. Bezüglich Polens gelangte schon Kantecki<sup>75)</sup> zu einem ähnlichen Ergebnis, dem es nachzuweisen gelang, daß das Testament Boleslavs eigentlich nicht das Seniorat einführte, sondern — eben im Gegenteil — die Primogenitur zu ihrem Rechte bringen wollte<sup>76)</sup> und anstatt den Zweig von Gesna denjenigen von Krakau der Oberherrschaft teilhaftig werden ließ<sup>77)</sup>.

Indem Kantecki sich mit der Frage der Entstehung des Senioratsgesetzes befaßte, berief er sich ganz richtig darauf, daß die Thronfolgeordnung sich überall aus den privaterbrechtlichen Gebräuchen entwickelte. Der Umstand, daß bei den Slawen das Senioratsgesetz sich einer so allgemeinen Verbreitung erfreute, findet seiner Ansicht

<sup>71)</sup> Loserth: Das angebliche Senioratsgesetz des Herzogs Břetislav I. etc. Archiv für österr. Gesch. Bd. LXIV, I. Hälfte.

<sup>72)</sup> Diese Einrichtung ist aber eine nicht erst seit dem Herzoge Břetislav I. in Böhmen zu Recht bestehende, sondern eine viel ältere. Sie läßt sich in Mähren und Böhmen schon während des neunten und zehnten Jahrhunderts als vollkommen zu Recht bestehend nachweisen. Ibid. S. 61.

<sup>73)</sup> Ibid. pag. 61. — Bei Konstantinus: τὸν πρῶτον καταλείψας ἄρχοντα μέγαν, τοὺς δὲ ἑτέρους δύο εἶναι ὑπὸ τὸν λόγον τοῦ πρώτου υἱοῦ. M. Honf. Kútfői p. 129.

<sup>74)</sup> Loserth, loc. cit. pp. 60—61.

<sup>75)</sup> Maximilian Kantecki: Das Testament des Boleslaw Schiefmund. Seniorat und Primogenitur in Polen. Posen 1880.

<sup>76)</sup> Loc. cit. pp. 88—98.

<sup>77)</sup> Ibid. p. 87.

nach seine Erklärung in ihren speziellen sozialen und Besitzumsverhältnissen, nämlich in den Hauskommunionen, in welcher die Angehörigen eines Geschlechtes — oft recht viele — unter der Leitung eines von ihnen gewählten Vojvoden, Supans, Vladikas oder Starjinas, der nicht notwendigerweise der Älteste war und den sie auch absetzen konnten, eine gemeinsame Haus- und Feldwirtschaft führten. Eine solche Hauskommunion löste sich nur im Falle einer Teilung des Landgutes unter den Mitgliedern auf; damit war es aber auch mit einer jeden früher gegenseitig eingegangenen Verbindung aus<sup>78)</sup>. Bei den slawischen Völkern griechischer Konfession besteht diese Hauskommunion bis zum heutigen Tage, und zwar in Serbien und in Montenegro in der Form der zadruga und inokosna, während in Rußland sich aus derselben die spezielle russische Form der Dorfkommunion: die Mir entwickelte.

Die russischen, polnischen und böhmischen Fürsten teilten ihr Land ebenso unter ihren Söhnen (paragium), wie die Hauskommunionen ihren Grundbesitz gelegentlich ihrer Auflösung. Mag nun dies System in den Hauskommunionen wurzeln oder nicht, eines ist einmal sicher, nämlich daß das Senioratsgesetz mit der Teilung des Grundbesitzes in Zusammenhang war. Trotzdem immer das Bestreben herrschte, daß die Teil-«Brüder» irgendeiner Zentralmacht untergeordnet seien, welchem Zwecke das Senioratssystem am meisten zweckentsprechend war, kam es unter den Teilfürsten doch zu unendlichen Kämpfen, infolgedessen ging Rußlands Einheit gänzlich verloren. Am wenigsten schadete dies System hingegen dem Polnischen Reiche, da dort der regierende Fürst — wenigstens bis Boleslaw III. — die einzelnen Teilfürsten so sehr überragte, daß diese in der Geschichte kaum eine geringe Spur hinterließen<sup>79)</sup>.

Aber auch Polen mußte unter den Kämpfen, welche meistens die Begleiter seines Senioratsgesetzes sind, leiden. Eben auch Bélas Schwager Kasimir, den Sohn des Mieczyslaw II., hat man nach dem Tode seines Vaters vertrieben, so daß er nur nach geraumer Zeit und mit deutscher Hilfe sich des Thrones wieder bemächtigen konnte.

<sup>78)</sup> Mit der Hauskommunion befaßt sich eine reiche Fachliteratur. Neuerdings wurde dieselbe von Peisker (*Die Serbische Zadruga*, Zeitschr. für Social- und Wirtschaftsgesch., VII, S. 211—326) und von Strohal (*Die Hauskommunionen bei den Südslaven*. Wiss. Mitteil. aus Bosnien und der Herzegowina, XII, S. 470—490) heftig angegriffen.

<sup>79)</sup> Am größten dürften wir uns die Gewalt des Oberhauptes in Polen denken, wo bis zur Zeit Boleslaws Krzywousty der Großfürst die übrigen Teilfürsten so sehr überragt, daß sich von diesen in der Geschichte kaum die Kunde erhalten hat. Kantecki op. cit. p. 23.



Details des Kampfes sind uns unbekannt, aber nach Martinus Gallus ließ Kasimir aus seiner Verbannung den Polen sagen, daß: «Nulla hereditas avunculorum vel materna iustius vel honestius possidebitur quam paterna<sup>80)</sup>».

Es ist wahr, daß man die Ursache dieses Teilens in dem allgemein verbreiteten Gebrauch des gemeinsamen Stammgrundbesitzes erblicken könnte; es war ja doch dies Prinzip die Ursache der Landesteilungen der Merowinger, der Hunnen und der Bulgaren, und trug auch die Schuld des Verfalles derselben. Nun haben aber die Hunnen, die Bulgaren oder Karl der Große und Karlmann das Besitztum nicht geteilt, sondern besaßen es, sowie auch die Macht, gemeinsam. Und die Kämpfe der slawischen Staaten entstanden nicht aus der Gemeinschaft des Grundbesitzes, sondern eben aus der Auflösung desselben, wonach das vom Seniorat vertretene moralische Band keine genügend reelle Grundlage war, die Obergewalt des regierenden Fürsten über die übrigen tatsächlich auch zu sichern.

Als Béla auf die Berufung seines Bruders nach Ungarn zurückkam, hat er eigentlich diese Art von Teilung ins Land verpflanzt, von der die Chronik behauptet, daß sie die Ursache war aller späteren Zwistigkeiten zwischen König und Herzöge. Die Hauskommunion bietet psychologisch auch hier eine leichtere Erklärung. Die Hauskommunion unterscheidet sich von der Feldgemeinschaft durch zwei besondere Züge: 1. dadurch, daß sie auch Fremde in sich schließen kann, 2. dadurch, daß sie diejenigen, die sich entfernen, für aus der Kommunion geschieden betrachtet und infolgedessen ein jeder Anspruch auf das gemeinsame Gut erlischt. Dasselbe wird auch im slawonischen Statut vom Jahre 1273 ausgesprochen: *Item alter pro alterius delicto, sicut pater pro filio emancipato, vel e converso, aut frater pro fratre divisionis titulo separato, non debeat condemnari, nisi fuerint conscii vel participes criminis perpetrati.* In Polen gehörte auch Béla zur Dynastie und erhielt zur Erhaltung seines Hofstaates den pommerischen Tribut; als er aber Polen verließ, verlor er diese Beisteuer; es war also nur recht und billig, daß er hierfür einen Schadenersatz erhalte. Dies war die «prima divisio ... regni»; denn früher entstand in Ungarn eine solche territoriale Macht nicht. Wenn es irgend welche gab, wurde dieselbe von Géza und Stephan dem Heiligen gebrochen, und übrigens sind solche Mächte nicht etwa aus der Teilung des Landes entstanden, sondern fußten auf der Macht der Stammoberhaupte.

Diese Teilung findet ihre Erklärung auch in der damals bei uns

---

<sup>80)</sup> Bei Bielowski Mon. Pol. Hist. I. pag. 416.

herrschenden Geschlechtergemeinschaft nicht; es ist aber auch wahr, daß dies System bei uns so fest eingewurzelt war, daß laut den Gesetzen Ladislaus' des Heiligen und Colomans für das eventuelle Vergehen irgend eines Familienmitgliedes sämtliche Familienmitglieder büßten; ferner ist es auch wahr, daß das Recht des Geschlechtes auch in der Erbschaft in hohem Grade wirkte; das Testieren bildete in dieser Hinsicht sozusagen eine Ausnahme und das Recht des Geschlechtes den Grundbesitz vor- oder zurückkaufen zu können — selbst im Falle einer vorhergegangenen Konfiszierung desselben — war durch das Gesetz vom Jahre 1267 und 1291 gesichert. Die Erbfolge, die sich auf einen Zweig des Geschlechtes erstreckte, und die die Möglichkeit des Erbens in aufsteigender Linie ausgeschlossen hat, wurde erst nur durch Koloman ins Leben gerufen und nur bezüglich der nach dem Ableben Stephans des Heiligen erworbenen Donationsgüter. Diese Geschlechtergemeinschaft führte aber zu damaliger Zeit noch selten zu Teilgütern, so daß die Geschlechtergemeinschaft in Ungarn auch noch im XIII. Jahrhundert besteht. Das Ausscheiden des Herzogtums findet also seine Erklärung weder in dem heimatlichen Erbrechte, noch in den heimatlichen Verhältnissen des Besitztums.

Wenn also das Ausscheiden des Herzogtums nach polnischer Vorlage zu Bélas Entschädigung geschah, ist es wahrscheinlich, daß Béla damit die Rechte der polnischen Herzöge verknüpfte und sich dann auf diese Grundlage stützend die Königskrone beanspruchte. So lange Andreas keinen Sohn hatte, konnte Béla sich mit Recht für den präsumptiven Thronfolger halten. Es ist nun natürlich, daß Salomons Eheschluß und Krönung ihm gar nicht zusagte und zufolge der Erfahrungen, die er in Polen machte, es nicht dulden konnte, daß er als teilhabender Bruder unter die Obrigkeit seines Neffen, der dazu noch ein Kind war, gerate<sup>81)</sup>. Wenn er also auch die Sympathie der Nation für sich hatte, so durfte er sich ja dem Kinde Salomon gegenüber nur auf seine Verdienste berufen, um die ganze öffentliche Meinung für sich zu gewinnen, die der deutschfreundlichen Politik Andreas' wahrscheinlich so wie so schon mit schiefem Blicke zuschaute.

Indem unsere Chroniken späteren Datums die «prima divisio . . . regni» als die Grundlage der Thronbewerbung Bélas und als die Quelle der späteren Thronzwistigkeiten betrachten, durchblickten sie den Tatbestand mit einem schärferen Auge, als Kinnamos, der in

---

<sup>81)</sup> Auch in Rußland betraten die Herzöge in einer gewissen Reihenfolge den großfürstlichen Thron von Kiew.

einer den in Rede stehenden Vorfällen näher liegenden Epoche lebte und der von der Thronfolgeordnung reden wollte, trotzdem er nicht einmal mit den verwandtschaftlichen Verhältnissen der in seinen Schriften vorkommenden Mitglieder des Königshauses im klaren war.

## VI.

Indem Kinnamos bzw. Kaiser Emanuel die Theorie der Thronfolge unter Geschwistern aufstellten, dienten ihnen die Fälle Bélas und Ladislaus des Heiligen als Präzedenzen, obwohl auch der Fall Ladislaus des Heiligen nicht für dies System spricht, denn damals war das Land im Kriegszustand, und das Land bedurfte einer energischen Hand, die es gegen die Angriffe Salomons und gegen den deutschen Einfluß schützen könne. Ferner bewogen nicht nur das Kindesalter der Söhne Gézas, sondern hauptsächlich Gézas letzte politische Handlungen die Nation, Ladislaus den Heiligen zum Könige zu erwählen. Desiderius, der Erzbischof von Kalocsa, hat nämlich Géza überredet, die königliche Krone Salomon zu übergeben; dies war schon eine ausgemachte Sache, die aber nicht zur Ausführung gelangen konnte, weil die Nation Salomon nicht anerkannt hat. Unter solchen Umständen erfolgte die Wahl Ladislaus' des Heiligen, den man vielleicht auf den Thron erhoben hätte, selbst wenn Géza nicht schon früher gestorben wäre.

Das System des Thronfolgerechtes der Geschwister findet auch darin keine Stütze, daß Álmos die Königskrone für sich beanspruchte, denn er wünschte nicht den Thron nach Koloman zu erben, sondern trat gegen Koloman auf. Ladislaus der Heilige hat dem Herzog Álmos die Krone zugedacht und erzog ihn zum Thronfolger. Koloman, der ältere Sohn, hat es zwar erreicht, sich anerkennen zu lassen, und die Nation huldigte ihm, sein jüngerer Bruder konnte sich aber in diese Wendung der Sache nimmer fügen; er erwarb sich Anhänger und ergriff eine jede Gelegenheit, sein Recht geltend machen zu können. Die Gegensätze verschlimmerten sich freilich endgültig dann, als Koloman auf seinem Totenbette nicht mehr den Verlust seines Thrones befürchtete, sondern sich für seinen Sohn ängstigte, für den Álmos gefährlich war.

Ein analoger Kampf war auch derjenige zwischen Emerich und Andreas. Als Béla III. dahinschied, war Andreas schon König gewesen, der des Halicser Thrones verlustige König, dem es nicht gefiel, daß sein Bruder, den man zwar auch schon früher gekrönt hatte, der tatsächlich aber nur der Fürst von Kroatien und Dalmatien war, den Thron bestieg, ohne daß er, nämlich Emerich, eines Stückes des



Landes teilhaftig werde. Sein Vater verfügte nämlich in diesem Sinne. Anfangs kämpfte er aber nicht um den Besitz des Thrones, sondern nur um einen Teil des Landes, und sein Zweck war auch erreicht, als ihm Emerich im Jahre 1198 Kroatien und Dalmatien überließ, wo sich dann Andreas als ein unabhängiger Fürst anstellte. Gelegentlich des zweiten Zwistes ist es nicht klar, welche Ziele dem letzteren vorschwebten, nämlich, ob er ganz unabhängig sein wollte, oder ob er den Thron zu erringen beabsichtigte. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß er nur Rache nehmen wollte dafür, daß Emerich dem Waizner Bischof Boleslaw, dem geheimen Anhänger Andreas' gegenüber so gewalttätig aufgetreten ist. Auch aus dem Umstande, daß er sich mit Gertrud von Andechs vermählte, darf eher darauf geschlossen werden, daß er sein Fürstentum vom Mutterlande losreißen wollte. Das Haus Andechs machte nämlich schon seit langer Zeit Anspruch auf Dalmatien und Kroatien, deren Fürstentitel es auch führte. Es scheint also, daß Andreas diese Vernunfttheirat schloß, um seinen zukünftigen Schwiegervater, Berthold IV., Markgrafen von Istrien und der Krain, für die erwähnte Sache zu gewinnen. Ferner ist es auch nicht ausgeschlossen, daß nach der Vermählung eben die Ambition Gertruds seine Politik in eine neue Bahn lenkte und ihm ein höheres Ziel steckte, indem sie ihn vielleicht zur Erwerbung der ungarischen Krone anspornte.

Wenn man die einzelnen Fälle an und für sich untersucht, erscheinen also die Angelegenheiten in einem ganz anderen Licht, als es die erstarrten Zahlen der Statistik vorspiegeln.

Die Behauptung des Kinnamos war in jeder Hinsicht eine willkürliche, mag dieselbe tendenziös gewesen sein oder auf Unwissenheit beruht haben. Selbst Emanuel nahm das in Rede stehende System des Erbfolgerechtes nicht ernst. Bei Borics konnte er es noch nicht anwenden und auch Stephan IV. hat er im Stich gelassen, als er sah, daß er mit ihm seinen Zielen nicht näher rücken konnte. Nur später — um dem verfochtenen Prinzip folgerecht zu sein — kam er mit dem Gedanken, daß Béla durch den König als Thronfolger anerkannt und nach Byzanz geschickt werde. Tatsächlich ist Bélas Fall der einzige, in welchem die in Rede stehende Art des Erbfolgerechtes zur Geltung kam. Aber auch diese Vereinbarung nahm Emanuel nicht ernst, und dieselbe hinderte ihn weder daran, daß er mit Stephan IV. einen neuen Versuch mache, noch darin, daß er Dalmatien und Sirmien an sich reiße.

Also auch die einzelnen Fälle, wo der Thron von einem Bruder auf den anderen kam oder durch den Bruder beansprucht ward, beweisen, daß in Ungarn zur Zeit der Árpáden das Prinzip eines Thron-

folgerechtes unter Geschwistern weder als ein Brauch innerhalb der Wahlbefugnis der Nation, noch als ein Bestreben seitens der Dynastie zur Geltung kam. Bei der Dynastie war es Usus, daß man unter den lebenden Söhnen des verstorbenen Königs den ältesten als den berechtigten Thronerben betrachtete. Diesem Bestreben stellte sich nur Béla gegenüber, der seinen Anspruch aber auf polnischem Brauch gründete.

---

## Die Errichtung des Oberstkammergrafenamtes in Ungarn im 16. Jahrhundert.

Von Dr. Franz Eckhart, Vizearchivar in Wien.

**D**AS Jahr 1548 ist ein Wendepunkt im wechselvollen Schicksal der sieben niederungarischen Bergstädte (Körmöcz, Selmecz, Besztercze, Uj Béla, Baka, Libetbánya = Kremnitz, Schemnitz, Neusohl, Königsberg, Dilln, Pukanz, Libethen)<sup>1)</sup>. — Das Übereinkommen, welches Kaiser Karl V. zwischen der Witwe König Ludwigs II., Königin Maria, und deren Bruder Ferdinand vermittelt hatte, setzte den letzteren nebst andern Einkünften auch in den Besitz der sieben Bergstädte, die noch König Ludwig II. Maria als Mitgift gegeben hatte, und die sie nach dem Tode ihres Gatten immer unangefochten besaß. Da 1546 die Fugger auch Neusohl Ferdinand übergeben hatten, gelangte der ganze niederungarische Bergbau in königliche Verwaltung.

Im Besitz Marias nahm der Bergbau einen gewaltigen Aufschwung, was in erster Linie der organisierten Verwaltung und der Reform des Bergbaurechtes zu verdanken war<sup>2)</sup>. Dieses Zeitalter der Ge-

---

<sup>1)</sup> Die Geschichte des ungarischen Bergbaues ist eine nicht gering zu schätzende Aufgabe der vaterländischen Historiographie, eines der wichtigsten Kapitel der ungarischen Wirtschaftsgeschichte. Von den bisher erschienenen Werken sind die Aufsätze Joh. Kachelmanns zu erwähnen: «Geschichte der ungarischen Bergstädte und ihrer Umgebung», Schemnitz 1853—1867; «Das Alter und die Schicksale des ungarischen und Schemnitzer Bergbaues», Preßburg 1870 — welche beiden Werke ohne archivalische Forschungen geschrieben sind. — Gustav Wenzels: «Magyarország bányászatanak kritikai története» (Die kritische Geschichte des Bergbaues von Ungarn), Budapest 1880, — ist in großen Umrissen die beste Beschreibung, nur ist ihr archivalisches Material leider sehr lückenhaft. — Anton Péch benutzte zwar in seiner «Alsó-Magyarország bányaművelésének története» (Geschichte des Bergbaues von Nieder-Ungarn) die Archive von Körmöcz und Selmecz, nicht aber das Wiener Archiv der Hofkammer, was zur Folge hatte, daß sich die ohnehin nicht pragmatische, chronische Erzählung in Einzelheiten von lokaler Bedeutung verliert.

<sup>2)</sup> Wenzel, a. W. S. 185.

schichte des Bergbaues, das in seinen Folgen von großer Bedeutung war, kennen wir nicht so, wie dies auf Grund der vorhandenen Rechnungsberichte möglich wäre<sup>3)</sup>. — Daß aber schon die Zeitgenossen bemerkten, der Verwaltung Marias wäre viel zu danken, erhellt aus dem Umstande, daß sie die Administration bewußt auf jener Grundlage weiterentwickeln wollten, die Maria gelegt hatte.

Kaum gelangte Ferdinand, der der hervorragendste administrative Organisator seiner Zeit war<sup>4)</sup>, in den Besitz der Bergstädte, als er alles aufbot, um deren Administration eine ständige und sichere Grundlage geben zu können. Er konnte nämlich auf diese wichtigsten seiner ungarischen Einkünfte nur dann wirklich rechnen, wenn er deren Administration jener Organisation einfügte, die er zur Verwaltung seiner Länder mit so großer Umsicht geschaffen hatte. Seine erste Aufgabe war, ein Amt zu organisieren, welches einerseits die Führung der kleinen Ämter kontrollieren, andererseits die Verwaltung des Bergbaues mit der Organisation der zentralen Behörden verbinden sollte: das Oberstkammergrafenamt, das über die genaue Vollziehung einer zeitgemäßen Bergwerksordnung die Aufsicht zu führen hätte.

Am 1. Juli 1548 gingen die Bergstädte im Sinne des erwähnten Vertrages in den Besitz Ferdinands über. Bezüglich der künftigen Administration waren schon zwischen den von Maria und Ferdinand entsandten Kommissionen Unterhandlungen im Gange. Die Kommissäre des Königs wandten sich mit folgender Bitte an die der Königin: woferne die Unterkammergrafen von Körmöcz und Selmecz, die Leiter der Goldkunst, die Buchhalter der Kammer oder die niederen Beamten (pisetarii, Prenner, Probierer, Zimenter) Instruktionen, Ernennungsdekrete und dgl. besäßen, die auf ihre Amtsführung Bezug hätten, so mögen die Kommissäre der Königin dieselben für die Kommissäre des Königs abschreiben lassen und ihre Meinung darüber äußern, ob die Dekrete den Verhältnissen entsprächen oder nicht.

Im letzteren Falle sollten die Kommissäre der Königin angeben, welche Änderungen etwa vorzunehmen wären. — Insbesondere verlangten die Kommissäre des Königs die Abschrift der Bergwerksordnung 1546 und die Instruktion des Oberstkammergrafen, endlich wenigstens eine Jahresabrechnung über die Einkünfte der Goldbergwerke und Goldkunst und über die Auslagen der Kammer<sup>5)</sup>.

<sup>3)</sup> Die Rechenschaften der Bergbauverwaltung sind im Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien.

<sup>4)</sup> Rosenthal: «Die Behördenorganisation Kaiser Ferdinands I.» Archiv f. österr. Gesch. 69.

<sup>5)</sup> 22. Juli 1548. Haus-, Hof- u. Staatsarchiv. Hung. Fasc. 344



Die Bevollmächtigten Marias überreichten tatsächlich den Kommissären des Königs die Kopie der Bergwerksordnung und erwähnten in ihrer Antwort, daß die Pisetare vom Erzbischof von Esztergom (Gran) ernannt zu werden pflegten, und daß die erwähnten Beamten ihres Wissens keinerlei Instruktionen besäßen. Was das Oberstkammergrafenamt betreffe, so habe ein derartiges Amt niemand bekleidet, den einzigen Bernhard Beheim ausgenommen, der 1524—1538 an der Spitze der Bergwerksadministration der Königin stand. Auch habe Beheim nie eine eigene Instruktion gehabt, sondern sei von der Königin erst in sein Amt eingesetzt worden, als sie in die Niederlande zog. Sie gab ihm nur den Auftrag, die ungarischen Einkünfte nach seinem Gutdünken zu ihrem größten Nutzen zu verwalten<sup>6)</sup>. Das Ziel, die Beibehaltung der Organisation Marias, ist daraus ersichtlich.

Die Neuorganisation wollte Ferdinand unter Mitwirkung der ungarischen Stände und Behörden durchführen. Schon auf dem Reichstag von 1548 wird in den königlichen Propositionen die Angelegenheit der Bergwerke erwähnt. Um die Unordnung und die Streitigkeiten zu beheben, die im Bergbau durch Nachlässigkeit und schlechte Behandlung der Bergleute verursacht worden waren, wollte Ferdinand nach dem Muster seiner anderen Länder einen Bergwerksmeister ernennen, «wie es einen solchen bereits früher in Ungarn gegeben habe — schreibt der König —, der für die Ruhe der Waldburger Sorge tragen und in Bergbauangelegenheiten an der Spitze der Rechtspflege als oberste Appellationsbehörde stehen solle». Auch habe er die Ertragnisse des Bergbaues zu verwalten, von welchen er und die Bergrichter ihre Gehälter zu bekommen hätten. Der Rest müsse in die Kammer des Königs, d. h. in die Hofkammer, eingesendet werden<sup>7)</sup>. In der königl. Proposition finden wir also schon die Grundzüge des Wirkungskreises des Oberstkammergrafenamtes: die oberste Administration und Rechtspflege und die Verwaltung der Einkünfte in Bergwerksangelegenheiten.

Die Stände nahmen in ihrer Repräsentation die Errichtung des neuen Amtes unter der Bedingung an, daß dasselbe gleich den übrigen Bergbauämtern immer einem Ungarn verliehen werde. Betreffs der Rechtspflege wollten sie die alten Gebräuche beibehalten, nach welchen die Gesamtheit der sieben Bergstädte die erste Appellationsstelle, die zweite der königliche Personal war<sup>8)</sup>. Diese abweichenden Meinungen veranlaßten, daß die Sache keine Gesetz-

<sup>6)</sup> Ebendort. 24. Juli 1548.

<sup>7)</sup> Fraknoi: Mon. Comit. Hung. III 197.

<sup>8)</sup> Ebendort 208.

gebung erfuhr und der König seine Propositionen zurückzog, mit der Begründung, daß auf dem Reichstag zu viel anderes zu beraten, daher zu einer gründlichen Erörterung dieser wichtigen Angelegenheit die Zeit nicht hinreichend gewesen wäre<sup>9)</sup>. Die entsprechenden Vorbereitungen zur Gesetzgebung fanden aber auch teilweise darum nicht statt, weil die Stände überhaupt wenig Verständnis in Bergbauangelegenheiten zeigten.

Erst jetzt waren Verhandlungen darüber im Gange, die die Aufgabe des neuen Amtes bestimmen sollten. Die Rolle der Vorbereitung, die Führung der Verhandlungen kam der niederösterreichischen Kammer zu, in deren Wirkungskreis Ferdinand von Anfang an alle Bergbauangelegenheiten von Ungarn gewiesen hatte, teils gewiß deshalb, weil er dort erprobte Fachleute hatte, teils wegen der Raschheit der Verwaltung. Die niederösterreichische Kammer konnte, da sie in der Residenz des Königs war, mit dem König, beziehungsweise mit der höchsten Finanzbehörde, der Hofkammer, rascher verkehren als die ungarische Kammer in Pozsony (Preßburg). Einwohner, Beamte, Recht, Gebräuche der Bergstädte waren deutsch. Die Raschheit der Verwaltung verlangte auch in dieser Hinsicht die Zuweisung in den Wirkungskreis der niederösterreichischen Kammer. Obgleich wir in den Instruktionen derselben keine diesbezügliche Verfügung finden, überließ der König tatsächlich alle seine Beschlüsse in Bergwerksangelegenheiten der niederösterreichischen Kammer.

Der ungarischen Kammer kam in diesen Angelegenheiten nur das Raterteilen in konstitutioneller und rechtlicher Hinsicht zu. Die der ungarischen Kammer am 12. Dezember 1548 gegebene allgemeine Instruktion fordert — da der König ein Bergmeisteramt organisieren wolle, dessen Aufgaben die Instruktion ähnlich beschreibt wie die königliche Repräsentation von 1548 — die Kammerräte auf, ihre Meinung diesbezüglich zu äußern und anzugeben, ob ein solches Amt in Ungarn schon einmal bestanden habe und nun wieder errichtbar sei. Unter der Regierung Ferdinands protestierten die Stände nie dagegen, daß in einer so wichtigen Angelegenheit, wie es die Verwaltung der Bergwerke sei, der ungarischen Kammer keine andere Rolle als die des rechtlichen Ratgebers zukäme.

1550 sandte Ferdinand eine aus fünf Teilnehmern bestehende Kommission, die noch durch Bergfachleute ergänzt wurde, in die Berg-

---

<sup>9)</sup> Der Vortrag der ung. Kammer vom 18. März 1552. Gemeins. Finanzarch. Hung.

städte. Die Aufgabe der Kommissäre war es, sämtliche Stollen und Hütten zu untersuchen und auf Grund der Vorschläge der Räte Königin Marias eine neue Bergwerksordnung auszuarbeiten, insbesondere aber betreffs der Errichtung des Oberstkammergrafenamtes einen Vorschlag zu machen und somit eine Behörde zu organisieren, deren Wirkungskreis sich auf alle ungarischen Bergwerke erstrecken solle und an welche man sich in dringenden Angelegenheiten wenden könne, ohne wie bisher gezwungen zu sein, auf die Entscheidung der niederösterreichischen Kammer zu warten<sup>10)</sup>.

Der Vorschlag dieser Kommission diene zur Grundlage der weiteren langwierigen Verhandlungen. Die Kommission hielt die Organisation des neuen Amtes für notwendig, dessen Hauptaufgabe die Vollziehung der Bergwerksordnung und die Leitung der Rechtspflege in Bergwerksangelegenheiten sein sollte. Ihrer Meinung nach seien dem Oberstkammergrafen nicht nur die niederungarischen, sondern auch die Zipser und alle andern Bergwerke unterzustellen. Auch solle er zugleich Obergespan des Komitats Zólyom und Hauptmann der Burg Zólyom sein, deren Einkünfte er samt den Domänen von Dobrona erhalte. Zólyom sei ohnehin keine Grenzfestung, und seine Befestigungen auch nicht solcher Art, daß sie einer Belagerung Widerstand leisten könnten, und so stehe einer Vereinigung mit dem neuen Amte nichts im Wege. Es wurden mehrere Vorschläge bezüglich der Besetzung des neuen Amtes gemacht — insbesondere empfahl man hiefür Georg Werner, den Verwalter der Zipser Kammer. Von jedem in Vorschlag Gebrachten wurde — der Rechtspflege und des Verkehrs mit der ungarischen Kammer wegen — die Kenntnis der lateinischen Sprache gefordert. Da eine Person eine so vielfache Tätigkeit nicht entfalten könne, so solle ihr ein obrister Steyger beigegeben werden, der über die Hütten die Aufsicht führen und in die Stollen steigen müsse, kurz, der ein Fachmann in Bergwerksangelegenheiten sei und schon selber in einem Bergwerk gearbeitet habe<sup>11)</sup>.

Die Kommission scheint den ihr gegebenen Auftrag vollkommen erledigt und auch die Bergwerksordnung angefertigt zu haben. Den Vorschlag für die neue Bergwerksordnung wollte die Kommission den Bevollmächtigten der Bergstädte zur Begutachtung unterbreiten. Die Städte lehnten wider Erwarten den Vorschlag ab, obgleich der-

---

<sup>10)</sup> Die Instruktion der Kommission v. 28. Mai 1550. Gemeins. Finanzarchiv Hung. Gedenkb. fol. 73.

<sup>11)</sup> Abschrift eines Artikels aus der Commissarii Relation, so im 1550 Jar in die hungarischen Bergstatt verordnet gewesen, ainen obristen Camergrafen betreffend. Gem. Finanzarch. fasc. 15371.



selbe — auch nach der Meinung der ungarischen Kammer — für sie bestimmt von Vorteil gewesen wäre<sup>12)</sup>).

Der König befragte betreffs dieser Einwände die ungarische Kammer. Diese gab ihrer Meinung mit dem Wunsche Ausdruck, daß zu den weiteren Verhandlungen auch die Vertreter der ungarischen Kammer vorgeladen werden sollten.

Die Bergstädte erhoben — «wenn man einige absurde, unnütze und sich widersprechende Einwände beiseite läßt»<sup>13)</sup> — besonders in zwei Punkten ihren Widerspruch. Erstens protestierten sie im allgemeinen gegen die neue Bergwerksordnung, da die Bergleute sich sehr schwer daran gewöhnen könnten. Zweitens nahmen sie gegen die neue Ordnung der Rechtspflege Stellung, nach welcher ein sachverständiger «iudex montanorum» urteilen sollte, der nur vom Oberstkammergrafen, beziehungsweise dessen Vertreter, abhängig wäre. Nach Ansicht der Städte würde eine derartige Verfügung den Verlust der Autorität der städtischen Behörden bedeuten. Die Kammer befürworte gerade die Neuorganisation des Berggerichtes am meisten. Den Bergrichter und die ihm beigegebenen Geschworenen sollte der König bezahlen, seine Appellationsbehörde sollte der Oberstkammergraf sein, von dem man sich höchstens in Form einer Supplikation an den König wenden dürfe. Die neue Ordnung sei in der Rechtspflege zweifelsohne notwendig, da die alte Ordnung sich als unhaltbar erwiesen habe. Die alte Appellationsinstanz für das Gericht einer Stadt war das Gericht der sechs übrigen Städte. Der Berufende mußte auf eigene Kosten die Richter und Geschworenen der Städte zusammenbringen, und da diese oft in unzureichender Anzahl oder überhaupt nicht erschienen, machte er sich die Auslagen häufig umsonst. Das weitere Berufungsforum war der königliche Personal, beziehungsweise der Magister tavernicorum. Da verursachte wieder der Umstand Schwierigkeiten, daß die Verhandlungen bei der obersten Instanz lateinisch geführt werden mußten. Da aber die Amtssprache bei den übrigen Gerichten die deutsche war und auch die Gerichtsakten deutsch ausgestellt wurden, kostete es natürlich viel Mühe, sämtliche Akten ins Lateinische zu übertragen, wobei häufig bedeutende Irrtümer unterliefen, weil die deutschen Fachausdrücke des öfteren mißverstanden wurden<sup>14)</sup>.

Die neue Bergwerksordnung, die erst nach einem Vierteljahrhundert publiziert wurde, war also wenigstens in den Grundzügen

<sup>12)</sup> Der Vortrag der ungar. Kammer. 18. März 1552. Genl. Finanzarch. Hung.

<sup>13)</sup> «Ut autem pleraque absurda, frivola et inter se quandoque pugnantia omitantur . . .» schreibt die ung. Kammer.

<sup>14)</sup> Ebendort.

fertig, ebenso der Plan des Oberstkammergrafenamtes. Die Verhandlungen wurden nachher in zwei Richtungen geführt: 1. wurde eine für das Oberstkammergrafenamt geeignete Person gesucht; 2. wollte man die Bergwerksordnung derart durchführen, daß sie nach der Zustimmung der Bergstädte auch von den Ständen angenommen werde. Bis zur Besetzung des Oberstkammergrafenamtes blieb die alte Organisation: Die Leitung des Kupfergeschäftes von Besztercebánya (Neusohl) führte ein Verwalter, meist einer der hervorragendsten königlichen Bergfachleute; der Vorstand der Kammer von Selmeč und Körmöcz war ein Unterkammergraf.

Bei der Besetzung des Oberstkammergrafenamtes dachte man zuerst (1553) an Christoph Konritz, den Verwalter von Besztercebánya<sup>15)</sup>, dann verhandelte man lange mit dem Kammerrat Georg Werner, der an einigen, in die Bergstädte entsendeten Kommissionen teilnahm und mehrere Aufträge Ferdinands mit Erfolg erledigte. Besonders war es der König selbst, der in ihm eine für dieses Amt geeignete Persönlichkeit erblickte. Trotz seiner Weigerung wurde Werner am 4. April 1555 zum Oberstkammergrafen ernannt, doch war er von diesem königlichen Gnadenbeweis nicht sehr erbaut und lehnte mit Hinweis auf sein vorgeschrittenes Alter die Annahme des Amtes ab. Sollte ihn der König aber trotzdem nicht entlassen wollen, so möge er doch eine genaue Instruktion zusammenstellen, damit er, Werner, wisse, was er zu tun habe. Auch bat er ausdrücklich, ihn mit Verrechnungen zu verschonen<sup>16)</sup>. Ferdinand befahl wirklich der niederösterreichischen Kammer, die Instruktion zu bearbeiten. Aus der Besetzung des Oberstkammergrafenamtes durch Werner wurde aber doch nichts, weil die niederösterreichische Kammer nicht zugab, daß die Gespanschaft von Zólyom einem so alten Mann übertragen werde. Auch wollte Werner seinen alten Wohnsitz Eperjes nicht verlassen, von wo aus er die Leitung der Bergstädte unmöglich führen konnte.

Unterdessen wurden die Verhandlungen betreffs der Annahme der Bergwerksordnung durch die Stände fortgesetzt. Trotzdem Ferdinand in dieser Angelegenheit nur deutsche Räte befragte, unterließ er es doch, die neue Bergwerksordnung in Kraft treten zu lassen, ohne die Zustimmung der ungarischen Stände einzuholen. Die niederösterreichische Kammer machte schon 1550 dem König den Vorschlag, über die Rechtspflege im Bergbauwesen mit den Ständen

---

<sup>15)</sup> Der Vortrag der niederöstr. Kammer an den König vom 2. Okt. Ebendort Fasz. 15257.

<sup>16)</sup> 2. Mai. Ebend.

zu verhandeln, da die bestehende dringend einer Reform bedürfe<sup>17</sup>. Auf dem Reichstag von 1552 wartete man schon — wie uns der Ablegat von Kőrmöczbánya berichtet — auf die Vorlage der neuen Bergwerksordnung<sup>18</sup>. In einem Reskript vom 5. April 1555 an die niederösterreichische Kammer gab der König selber — dem Ratsschlage des zum Oberstkammergrafen ausersehenen Werner folgend — dem Wunsche Ausdruck, daß die neue Bergwerksordnung auf dem nächsten Reichstag zur Verhandlung gebracht werden möge. Gleichzeitig erging an die Kammerräte die Aufforderung, diesbezüglich rechtzeitig ihre Vorbereitungen zu treffen. Der König beabsichtigte ferner, noch vor der Annahme der Bergwerksordnung durch die Stände, dieselbe in den Bergstädten kundgeben zu lassen und das neue Berggericht zu organisieren. Im Falle Werner das Oberstkammergrafenamt annähme, solle man diesbezüglich dem Reichstag keine Proposition machen<sup>19</sup>.

Die Kammer hielt die Zeit zur Vorbereitung einer so wichtigen Frage für zu kurz. Es ist nicht anzunehmen, daß der König an den Reichstag von 1555 dachte, zu dem die Einladungen schon Anfang Mai abgesendet worden waren<sup>20</sup>), sondern daß er unter dem «künftigen Rakusch» sicherlich den Reichstag von 1556 verstand, welcher für den 1. Januar dieses Jahres angesetzt wurde. Wenn wir aber in Betracht ziehen, daß die Bergwerksordnung erst in den Stadien der Vorbereitung war, und daß ohne die Bergstädte nicht diesbezüglich verhandelt werden konnte, infolgedessen sich also das Verfahren zu einem sehr langwierigen gestalten würde — so müssen wir der niederösterreichischen Kammer Recht geben, wenn sie gegen den königlichen Befehl den Einwand erhob, daß ein Zustandebringen der Bergwerksordnung in so kurzer Zeit nicht durchführbar sei. Auch aus konstitutionellen Rücksichten war die niederösterreichische Kammer gegen die Kundmachung der Bergwerksordnung. Abgesehen davon, daß auch wegen der nahen Türkengefahr die rasche Einführung der neuen Bergwerksordnung, die so radikale Veränderungen bringe, nicht zulässig sei, riet die Kammer hauptsächlich deshalb von der provisorischen Kundmachung der neuen Bergwerksordnung ab, weil dieselbe vorher im Reichstag verhandelt und angenommen werden sollte<sup>21</sup>).

<sup>17</sup>) Mon. Com. Hung. III. 267.

<sup>18</sup>) Ebend. III. 552.

<sup>19</sup>) Apr. 1555. Schmidt: Sammlung d. Berggesetze der österr. Monarchie. Wien 1834. I. Abteilung, I. Bd., S. 234.

<sup>20</sup>) Mon. Com. Hung. III. 512.

<sup>21</sup>) Der Vortrag der Kammer, 8. Juli 1555. Gem. Finanzarch. Fasz. 15369.



Die Bergwerksordnung wurde auch tatsächlich nicht kundgemacht. In der Rechtspflege traf dagegen Ferdinand eine Verfügung, die ganz im Sinne der neuen Bergwerksordnung gehalten war. In einem Reskript an die Bergstädte verbot er, bei Urteilen in Bergwerksangelegenheiten an den magister tavernicorum oder dessen Personal zu appellieren, «dieweil solche Furnemung der Appellationen mit allein dem alten Herkommen, auch den Pergwerkh und Ewern aigenen habenden Freiheiten und dem hungerischen Decret zuwider ist, sondern auch unser Hochhait und unser Camerguet zu Abbruch, auch den Partheyen selbst zu meniglichen Aufzug und Schaden reicht»<sup>22)</sup>.

Bis die neue Bergwerksordnung kundgemacht werde, möge man die Angelegenheiten in Form einer Supplikation dem König vorlegen, was einer Erledigung durch die niederösterreichische Kammer gleichkäme.

Da keine zur Bekleidung des Oberstkammergrafenamtes geeignete Person ausfindig gemacht werden konnte, und da in die Bergstädte häufig Kommissionen zur Kontrolle der provisorischen Verwaltung entsendet wurden, kam man auf den Gedanken, ständig solche Kommissionen zu organisieren, die jährlich einige Male die Bergstädte zu besuchen, die Verrechnungen zu überprüfen, die Tätigkeit der Beamten zu kontrollieren und möglichst rasche Verfügungen zu treffen hätten, im Falle etwas nicht in Ordnung wäre<sup>23)</sup>. Der König entschied sich jedoch für die Organisation des Oberstkammergrafenamtes. Seit 1558 wurde wieder eine für diese Stelle geeignete Persönlichkeit gesucht — aber ohne Erfolg.

Diese Erfolglosigkeit kann nicht verwundern, wenn man die Forderungen in Betracht zieht, die an den zu Ernennenden gestellt wurden. In erster Linie sollte er ein Fachmann in Bergwerksangelegenheiten sein. Da ihm aber auch die Stelle eines Burghauptmanns von Schloß Zólyom übergeben werden sollte, so müsse er auch Verständnis in Kriegsangelegenheiten zeigen. Ferner verlangte der Verkehr mit den ungarischen Behörden die Kenntnis der lateinischen Sprache und die Interessen des Hofes und lokale Umstände erforderten seine Angehörigkeit zur deutschen Nation<sup>24)</sup>. Schon einen Fachmann zu finden, der lateinisch konnte, war nahezu unmöglich.

Vergeblich urgierte Ferdinand — nach mehr als einem Jahr —

<sup>22)</sup> Schmidt, a. W. I. 226. 9. Dez. 1553.

<sup>23)</sup> Das Reskript Ferdinands an die niederösterr. Kammer 2. Juli 1557. Gem. Finanzarch. Hung. Gedb. fol. 98.

<sup>24)</sup> Der Brief Ferdinands vom 2. Mai 1558. Gem. Finanzarch. Fasz. 15371.

die niederösterreichische Kammer in dieser Angelegenheit<sup>25)</sup>, vergeblich wandte er sich mit dem gleichen Ansuchen an den Vertreter des Landeshauptmanns von Krain, Jakob Lamberg<sup>26)</sup>. Die niederösterreichische Kammer gab am 17. Februar 1560 dem König, bzw. der Hofkammer Rechenschaft über die Schritte, die sie in der Angelegenheit der Besetzung des Oberstkammergrafenamtes unternommen hatte. Sie hatte den Landeshauptmann Christoph Freiherrn v. Thannhausen und den Oberstbergmeister von Niederösterreich, Georg Singer — beide hervorragende Fachmänner — um Äußerung ihrer Meinungen ersucht. Der erstere schlug Franz Turzó<sup>27)</sup>, den Präsidenten der Hofkammer, als zum Oberstkammergrafen am besten geeignet, vor, da selber der erforderlichen Sprachen — die slowakische wird auch berücksichtigt — mächtig und ein Kenner der Landessitten und Gebräuche sei. Nur ein Umstand spräche gegen ihn: daß, da der größere Teil seiner Besitzungen sich in Ungarn befände, die Annahme berechtigt sei, daß er den Vorteil seiner Kompatrioten zu sehr wahren und daher die Interessen der Krone nicht hinreichend verteidigen werde. — Sowohl Freiherr v. Thannhausen, wie auch Singer und die Kammer brachten noch andere für das Oberstkammergrafenamt geeignete Personen in Vorschlag.

Die niederösterreichische Kammer war der Ansicht, daß kaum einer der Proponierten die Stelle annehmen werde, da die Anforderungen, die an ihn gestellt würden, zu hoch seien. Es sei — wie ja die bisherigen Erkundigungen bewiesen, — sehr schwierig, jemanden zu finden, der etwas vom Bergbau und von der Kriegskunst verstünde und außerdem der lateinischen, ungarischen und slowakischen Sprache mächtig sei, weshalb die Kammer dem König den Rat gäbe, eine angesehene Persönlichkeit zum Oberstkammergrafen zu ernennen und ihr einen Leutnant zuzuteilen, der in militärischen Angelegenheiten sachverständig sei. Einer Ernennung Franz Turzós zum Oberstkammergrafen widerriet die Kammer, da sie gleichfalls der Ansicht war, daß einem Ungarn dieses Amt nicht übertragen werden dürfe, weil dieser mehr den Interessen seiner Kompatrioten als denen des Königs dienen könnte<sup>28)</sup>. Die Hofkammer teilte aber diese Befürchtungen nicht und brachte dem König Turzó in Vorschlag.

<sup>25)</sup> 10. Juli 1559. Ebend.

<sup>26)</sup> Ebend.

<sup>27)</sup> Franz Turzó, Bischof von Nyitra (seit 1558 Laie), war zuerst Präsident der ungarischen, ab 1556 Präsident der Hofkammer, welcher Stellung er im Nov. 1563 enthoben wurde. Er blieb auch weiterhin Kammerrat mit Jahresgehalt (Hung. Gedb.).

<sup>28)</sup> 17. Febr. 1560. Fasz. 15371.

Die Angelegenheit der Bergwerksordnung ließ man auch nicht ruhen. Die Hofkammer sandte den schon fertigen Plan zu neuerlicher Bearbeitung an die niederösterreichische Kammer, die mit dieser Aufgabe den Obristbergmeister Georg Singer und den Bergrichter von Schladning, Georg Niderist, betraute. Obgleich der König den beiden Männern, trotz des Drängens der niederösterreichischen Kammer, das ungarische Gesetzbuch nicht zugesandt hatte, erledigten sie ihre Arbeit dennoch und reichten den Vorschlag Ende 1560 ein.

Die niederösterreichische Kammer legte erst im Januar 1562 dem König den Plan vor und entschuldigte sich damit, daß die Bergwerksordnung ohnehin nicht kundgemacht werden könne, bevor nicht darüber in einem Reichstag verhandelt worden sei, da das Gesetz und die ungarische Verfassung dagegen sprächen<sup>29)</sup>.

Seit der Unterbreitung dieses Vorschlages hatte aber noch kein Reichstag stattgefunden. Die Meinung der Kammer ging auch jetzt dahin, daß der König sich mit den Ständen einigen möge, auf deren Zustimmung aber erst dann zu rechnen sei, wenn man sich mit den Bergstädten ins Einvernehmen gesetzt habe. Da die Erledigung der Sache von einem Reichstag nicht zu erwarten sei, so proponierte die Kammer, daß der König dem Reichstag nicht eher den Vorschlag unterbreiten möge, bevor nicht mit den Bergstädten darüber verhandelt worden sei. Er möge je ein Exemplar der Bergwerksordnung an den Verwalter von Besztercebánya und an die Unterkammergrafen von Körmöcz und Selmeč sende. Diese sollten dann nebst einer noch zu entsendenden Kommission mit den Bevollmächtigten der Bergstädte verhandeln und die Berichte über die gewünschten Veränderungen der Kammer vorlegen, damit der König mit einer Bergwerksordnung vor die Stände treten könne, der die Bergstädte bereits ihre Zustimmung gegeben hätten. Der König akzeptierte den Vorschlag<sup>30)</sup> und beauftragte die Kammer mit der Entsendung der Kommission; was auch befolgt wurde<sup>31)</sup>.

Das alles widerspricht der Behauptung Wenzels, daß Ferdinand die bereits fertige und von neuem bearbeitete Bergwerksordnung 1562 publizieren habe lassen<sup>32)</sup>.

<sup>29)</sup> »Und wir damaln bedacht, das die Publizierung solcher Perkwwerchsordnung von Haltung eines Rakusch in Hungern, da beruerts Decret und die hungarischen Freyhaiten dagegen ersehen und darauf dieser Perkwwerchsordnung halben beschlossen mug werden, nicht wol füeglich beschehen khunn.«

<sup>30)</sup> 17. Jänner 1562. Auf dem Vortrag: placet regi et caesari. 3. Febr. 1562. Gem. Finanzarch. Fasz. 15369.

<sup>31)</sup> 1. Juli 1563. Ebend. Fasz. 15259.

<sup>32)</sup> A. W. S. 197. — Übernommen von Pech a. W. S. 232. Wenzels Behauptung Ungarische Rundschau. III. Jahrg., 3. Heft.



Die Verhandlungen führten während der Regierung Ferdinands zu keinem Ergebnis. Maximilian wollte die Erledigung dieser wichtigen Frage nicht weiter verzögern und ließ am 10. Februar 1565 die neue Bergwerksordnung publizieren. Daß dieselbe doch nicht in Kraft trat, hatte seinen Grund darin, daß die Bergstädte gegen eine so eminente Verletzung ihrer Privilegien Protest erhoben. Der König forderte sie am 7. Juli auf, eine Kommission zu wählen, welche ihren Einwänden eine bestimmte Form geben sollte<sup>33)</sup>. Die Bergstädte vertraten aber ihre Interessen mit einer solchen Hartnäckigkeit, daß die Verhandlungen 1567 eingestellt werden mußten<sup>34)</sup>.

Endlich wurde Maximilian der langwierigen Verhandlungen überdrüssig und ließ — nachdem er die alten Statuten der Bergstädte zu der schon 1565 publizierten Bergwerksordnung als Erläuterung hinzugefügt hatte — die Bergwerksordnung in Kraft treten<sup>35)</sup>, ohne die Stände zu befragen<sup>36)</sup>. Vergeblich mahnte ihn die niederösterreichische Kammer, die Bergwerksordnung den Ständen vorzulegen. Der König hielt eine derartige Maßnahme für überflüssig, da die Bergstädte sich beruhigt hatten, und so trat denn die wichtige Reform in Kraft, ohne daß die konstitutionellen Formen eingehalten wurden.

Der Vollzieher der neuen Ordnung wäre der Oberstkammergraf gewesen. Die Reform sollte mit seiner Ernennung als vollendet angesehen werden. Die niederösterreichische Kammer drängte 1565 von neuem zur Besetzung der Stelle und brachte unter anderen auch Franz Turzó in Vorschlag<sup>37)</sup>. Der König beschloß diesen erprobten, tüchtigen Mann für die neue Stelle zu gewinnen. Die Kammer verhandelte vergebens mit ihm; Turzó wollte das Amt nicht annehmen<sup>38)</sup>. Der König nahm aber die Ablehnung nicht ernst und entschloß sich mit Turzó persönlich zu unterhandeln, um ihn von seinem Entschluß abzubringen<sup>39)</sup>. Um die Verhandlungen in positiver

---

wird durch das Reskript Maximilians v. 10. Sept. 1564 an die niederösterreichische Kammer entschieden widerlegt, in welchem er sich unter anderem auch über die Publizierung der Bergwerksordnung äußert: «lestlich als uns auch durch sy dy Newsderischen Comissarien die Copei der Perhkgerichtsordnung mit F. zeichnet, die wir euch hieneben zusenden, übergeben und dabei angezeigt, das dieselb Ordnung niemellen zu Steunden gefertigt, noch ordentlich publiziert worden . . . » Schmidt a. W. I. 524.

<sup>33)</sup> Schmidt a. W. II. 135.

<sup>34)</sup> Gem. Finanzarchiv, Fasz. 15260.

<sup>35)</sup> Schmidt a. W. II. 224 teilt die neue Ordnung mit.

<sup>36)</sup> 6. Sept. 1572.

<sup>37)</sup> 24. Jänner 1565. Gem. Finanzarchiv 15260.

<sup>38)</sup> 14. Febr. 1565 schreibt es die Kammer dem König,

<sup>39)</sup> 20. Febr. Ebendort.

Form fortsetzen zu können, wies er die Kammer an, einen Vorschlag über die Instruktionen und Einkünfte des Oberstkammergrafen zu entwerfen und Turzó zuzusenden, damit er wisse, was er zu unternehmen habe.

Die Kammer wollte bei der Redigierung der Instruktion alte Vorlagen benutzen und um jeden Preis die Instruktion Bernhard Beheims, des Oberstkammergrafen der Königin Maria ausfindig machen, welche, wie wir bereits bemerkten, die Delegierten Ferdinands schon bei der Übernahme der Bergwerke vergeblich gesucht hatten. Umsonst wandte man sich in dieser Angelegenheit an den Sohn Beheims und an seinen Neffen Ulrich Kamerle. Der letztere teilte der Kammer mit, daß Beheim 1537 von Königin Maria nach Brüssel berufen worden sei und seine sämtlichen Bücher, Rechnungen und Amtsschriften mit sich genommen habe<sup>40</sup>). Darunter könnte sich möglicherweise auch seine Instruktion befunden haben. In Brüssel seien alle seine Schriften beschlagnahmt und versiegelt in der Kanzlei der Königin deponiert worden. Zurückerhalten habe er sie niemals<sup>41</sup>). — Unter solchen Umständen betraute die niederösterreichische Kammer mit der Anfertigung der Instruktion Jakob Gienger, der die Bergstädte kannte, da er an mehreren dahin entsandten Kommissionen teilgenommen hatte. Gienger setzte sich mit dem Unterkammergrafen von Körmöcz und den älteren Waldburgern in Verbindung und unterbreitete auf deren Rat und auf Grund der schon erwähnten Relation der Kommissäre von 1550 den folgenden Vorschlag, betreffend den Wirkungskreis des Oberstkammergrafen: Der Oberstkammergraf soll die Schlösser von Zólyom und Dobrona übernehmen und die Erträgnisse der dazugehörenden Güter als seinen Gehalt betrachten. Es sind ihm ferner die sieben Bergstädte untergestellt, die ihm einen Treueid zu leisten haben. Da der König viele ansehnliche Pfandschaften im Bezirk der Bergstädte habe, deren Besitzer die arme Bevölkerung unterdrückten, die daher fortwährend beim König Klage erhöhe, so soll auch die Aufsicht über diese Pfandschaften dem Oberstkammergrafen anvertraut werden. Auch sei es zweckmäßig, die Adeligen im Kreise der sieben Bergstädte seiner Macht unterzustellen, da sonst fortgesetzt Streitigkeiten entstünden. Ferner soll der Oberstkammergraf die Einkünfte sämtlicher Bergwerke verwalten. Auch sind ihm die beiden Unterkammergrafen, der Verwalter in Zólyom samt allen

<sup>40</sup>) Gegen Beheim hat Königin Maria einen Prozeß angestrengt, weil Mängel in seinen Verrechnungen entdeckt worden waren. — Die diesbezüglichen Akten befinden sich im Haus-, Hof- u. Staatsarchiv in Wien.

<sup>41</sup>) 17. Mai 1566. Gem. Finanzarch. Fasz. 15371.

Bergmeistern, Bergrichtern und Amtspersonen in dem Bergstädtekreis unterstellt. Er hat ihre Verrechnungen zu überprüfen und ihre Angelegenheiten dem König zu unterbreiten. Es ist ferner seine Pflicht, die Ämter und die ganze Verwaltung öfter zu besuchen. Auch muß ihm ein Unterverwalter beigegeben werden, der in Bergwerks- und Schmelzangelegenheiten sachverständig ist. Dieser wiederum hat zwei Assistenten zu bekommen, die die Verwaltung zu erlernen haben<sup>42)</sup>.

Nachdem die Instruktion in großen Umrissen fertiggestellt war, ließ der König noch über die Dotierung des Oberstkammergrafenamtes einen Vortrag halten<sup>43)</sup> und beschloß, die Besetzung des Amtes aufzuschieben, bis in den Bergstädten gewisse Reformen durchgeführt, bzw. gewisse Mißbräuche behoben werden würden. Zu diesem Zweck verfügte er die Entsendung einer Kommission, die die Kammern von Körmőcz und Selmecz zu untersuchen, die Mißwirtschaft der Beamten zu beheben, mit einem Wort, alles in Ordnung zu bringen und dem Oberstkammergrafen die Grundlage seiner Amtierung vorzubereiten hätte. Die niederösterreichische Kammer hielt es für ratsam, den künftigen Oberstkammergrafen auch an dieser Kommission teilnehmen zu lassen, da ihm dies für sein Amt von großem Nutzen sein könne<sup>44)</sup>.

Die Kommission wurde auch entsendet, aber ohne den Oberstkammergrafen, für dessen Stelle man noch immer keinen geeigneten Mann gefunden hatte. — Die Aufgaben der Kommission waren folgende: 1. die neuerliche Eidabnahme (Vereidigung) der Beamten, die sich in allem das Wohl des Königs vor Augen halten sollten, 2. die Entlassung der überflüssigen und unfähigen Beamten und 3. das Ordnen der Verwaltung des Kupferhandels von Besztercebánya<sup>45)</sup>.

Die Kommission entledigte sich dieses Auftrages, worauf der König auf Grund ihrer Berichte mehrere Reformen einführte<sup>46)</sup>.

In einem Punkt tauchten noch Zweifel seitens der ungarischen Verfassung auf: betreffs des Wirkungskreises des neuen Amtes. Der König wandte sich an die ungarische Kammer mit dem Ersuchen, ihre Meinung darüber zu äußern, ob der zu ernennende Oberstkammergraf gleichzeitig auch Obergespan sein und ob ein Deutscher überhaupt das letztgenannte Amt bekleiden könne. Im Falle dies nicht

<sup>42)</sup> Giengers Bericht an die niederöstr. Kammer. Gem. Finanzarch. Fasz. 15371.

<sup>43)</sup> 24. Dez. 1567. Ebendort.

<sup>44)</sup> 10. Jän. 1568. Ebendort.

<sup>45)</sup> 13. Febr. 1568. Ebendort.

<sup>46)</sup> Schmidt a. W. II. 163. 14. Jänner 1569.



möglich wäre, könne man ihm eventuell einen Vizegespan begeben, der mit den Sitten und Gebräuchen des Landes vertraut sei. Die einstimmige Meinung der Kammerräte war folgende: «Da das Gesetz entschieden verbietet, daß ein Fremder in Ungarn ein Amt bekleidet, so ist es nicht möglich, dem neuen Oberstkammergrafen, der als Fremder das ungarische Recht nicht kennt und der ungarischen Sprache nicht mächtig sei, das Amt eines Obergespans zu übertragen. Zum Obergespan kann nur ein Beamter gewählt werden, der die ungarischen Gesetze gut kennt und in seinem Komitat ansehnliche Güter besitzt. Beide Ämter kann unmöglich eine Person bekleiden. Auch liegen die Bergstädte in drei Komitaten: Zólyom, Hont und Bars. Abgesehen davon, daß in allen dreien das Amt des Obergespans bereits besetzt ist, ist es undurchführbar, daß jemand als Obergespan der in drei Komitaten befindlichen Bergstädte walte.» — Sollte der König aber trotzdem das Schloß von Zólyom nebst der Obergespanschaft des Komitates einem Deutschen übergeben wollen, so müsse man letzterem einen rechtskundigen ungarischen Beamten als Vizegespan begeben, der ihn in der Administration vertreten könne, wie dies auch in den Komitaten von Moson und Sáros der Fall sei, wo Fremde die Obergespanschaft innehätten<sup>47)</sup>.

Der Vortrag der ungarischen Kammer bestärkte den König gewiß in dem Entschluß, Franz Turzó für dieses wichtige Amt zu gewinnen. Er scheint alles versucht zu haben, um dieses Ziel zu erreichen. Erst wandte er sich in einem Brief an Turzó, dann wollte er ihn in einer Audienz zur Übernahme des Amtes bewegen — aber ohne Erfolg. Franz Turzó schickte seinen Neffen Alexius zum Obersthofmeister Johann Trautsohn, seinem Gönner, mit der Bitte, daß er Seine Majestät ersuchen möge, Franz Turzó die Annahme des Amtes zu erlassen. Alexius Turzó gab als Grund der Weigerung seines Onkels an, daß dieser sich zwar für seine Aufgaben interessiert und die Bergstädte besucht, gleichzeitig aber eingesehen hätte, daß er für dieses Amt nicht geeignet wäre, da er vom Berg-, Hütten- und Münzwesen nichts verstehe, und außerdem eine schwache Gesundheit habe, weshalb er überzeugt sei, daß er dem König mehr schaden als nutzen könne. Auch habe er bei den Aufträgen, die ihm bisher vom König zuteil geworden waren, stets aus seinem eigenen Vermögen Fehlbeträge decken müssen<sup>48)</sup>, die ihm nie ersetzt worden seien. Falls er sich aber durch seine Weigerung,

<sup>47)</sup> 29. Jän. 1568. Gem. Finanzarchiv Fasz. 15371.

<sup>48)</sup> Turzó hatte verschiedene Missionen; so z. B. war er Obrist-Profant-Comissair im Feldzug von 1566 (Hung. Gedb. Fol. 292), 1567 Mitglied der Kommission, welche die Errichtung der Zipser Kammer vorbereitete (Hung. Gedb. Fol. 42).

das Oberstkammergrafenamt anzunehmen, die Ungnade des Königs zuziehen sollte, so erkläre er sich bereit, das Amt für ein Jahr zu übernehmen. Jedenfalls stelle er an den König das Ansuchen, ihm eine Instruktion zu senden, damit er über seine Aufgaben gänzlich im Klaren sei<sup>49)</sup>. Mit einem Schreiben ähnlichen Inhaltes wandte sich Turzó an die Hofkammer: man könne ihn ebensowenig an die Spitze einer Bergwerksadministration stellen, wie jemand mit der Steuerung eines Schiffes betraut werden dürfe, der der Schifffahrt unkundig sei. Auch möge man auf sein vorgeschrittenes Alter Rücksicht nehmen<sup>50)</sup>.

König Maximilian wandte sich neuerdings in einem Briefe an Turzó, um ihn von seinem Entschluß abzubringen. Er werde auch den gerechten Lohn für seine Dienste erhalten, in welchen er niemals Mühen und Kosten gescheut hatte. Daß er vom Bergbau nichts verstehe, sei ohne Belang, da nur sein Ansehen, seine Treue und sein Fleiß in Betracht kämen. Wenn ein so tüchtiger, angesehener Mann der Vorstand des ganzen Bergstädtekreises werde, so würden die Beamten gewiß gern dienen und auch aus anderen Gegenden sachkundige Beamte hinzukommen, die ihm mit Rat und Tat zur Seite stehen könnten. Außerdem werde man ihm eine bestimmte Instruktion erteilen und ihm auch einen jungen Adeligen begeben, der die Bergbauangelegenheiten verstehen müsse, so daß Turzó nach und nach dieser Sorge ganz enthoben werden könne und nur die Verwaltung zu führen brauche. Wenn er durchaus nicht geneigt sei, das ihm angetragene Amt auf Lebenszeit zu übernehmen, so möge er es denn seinem Willen gemäß ein Jahr lang bekleiden. «Wir versichern Dich» — schreibt der König — «daß Wir so Deine vergangenen wie zukünftigen Dienste so gnädig in Betracht ziehen werden, daß auch Deine Nachkommen fühlen werden, daß Du Dich in Unseren Angelegenheiten nicht umsonst bemüht hast. Nur sollst Du Unserem gnädigen Wunsche Folge leisten»<sup>51)</sup>. Nachdem Turzó die Instruktion gelesen hatte, hielt er sich zur Übernahme des Amtes noch weniger geeignet. Er ersuchte den König nochmals brieflich, daß er doch dieses Opfer nicht von ihm verlangen möge. Da er aber den Vorwurf der Unfähigkeit lieber ertragen würde als den des Ungehorsams, so sei er gewillt, das Amt auf ein Jahr zu übernehmen und möge man ihm folgende Personen zur Unterstützung begeben:

1. Da er den Bergbau nicht verstehe und wegen seines Alters nicht selbst in die Stollen steigen könne, wie das die Instruktion erfordere,

<sup>49)</sup> 29. Aug. 1568. Gem. Finanzarch. Fasz. 15371.

<sup>50)</sup> 30. Aug. 1568. Ebendort.

<sup>51)</sup> 15. Sept. Ebendort.

so möge man ihm einen Bergwerksmeister zuteilen, und zwar solle dies keiner der bereits angestellten Beamten sein, die mit ihren Aufgaben ohnedies hinreichend beschäftigt wären, sondern ein Beamter, der imstande sei, sich ganz diesem Amt zu widmen, der die Waldungen, Bergwerke, Hütten und Kohlenbrennereien besuchen und als Vertreter des Oberstkammergrafen fungieren könne.

2. Des weiteren solle ihm ein oberster Rechnungsbeamter unterstellt werden, der die Rechnungen der Beamten überprüfen und sie zur Approbierung der niederösterreichischen Kammer vorlegen solle. Die Verrechnungen seien so schwierig und verschieden, daß sie auch einem sehr geübten Fachmann genug Arbeit gäben.

3. Obwohl er die Gesetze und Sitten des Landes gut kenne, verstünde er doch nichts vom Bergrecht, weshalb er um die Anstellung eines des Bergrechts kundigen Richters ersuche, der aus den Bergwerksbeamten und Waldburgern seine Assistenten zu wählen und das Gerichtswesen zu leiten hätte.

4. Endlich bedürfe er auch der Assistenz eines jungen Adligen, der ihn später vertreten könne.

5. Sei er mit den in Aussicht gestellten Einkünften des neuen Amtes nicht zufrieden<sup>52)</sup>.

Diese Wünsche scheint der Hof für zu weitgehend gehalten zu haben, um so mehr, als Turzó das Amt selbst unter solchen Bedingungen nur auf ein Jahr übernommen hätte<sup>53)</sup>.

Das Oberstkammergrafenamt blieb auch weiterhin unbesetzt, obwohl seine Besetzung schon sehr erwünscht gewesen wäre. Die Mißbräuche unter den Beamten nahmen ständig zu, da die Beamten keinen Chef hatten, der mit starker Hand die Zügel der Verwaltung ergriffen hätte. — 1570 sandte man neuerdings eine Untersuchungskommission in den Bergstädtekreis, auf deren Bericht hin verschiedene Verfügungen vom König getroffen wurden. Wieder wurde betont, daß alle Mühe vergeblich sei, so lange nicht ein Oberstkammergraf die Administration übernehme<sup>54)</sup>.

Vergebens unterhandelte man mit einem Fachmann, Ulrich v. Zelckhing, der in erster Linie gegen die kleine Dotation Einspruch erhob, die aus den Erträgen der Güter von Zólyom und Dobrona, — nach der Schätzung einer Kommission nur 4574 Gulden und 1000 Gulden Bargeld — bestehe.

<sup>52)</sup> 31. Okt. Ebendort.

<sup>53)</sup> Der Tod Turzós konnte die Ernennung nicht verhindern. Er erhielt noch am 12. Nov. 1573 Hriesó in Konation. Am 12. Febr. 1574 richtet er noch eine Eingabe an den König (Hung. Gedb. Fol. 32).

<sup>54)</sup> Schmidt a. W. II. 202.



Diesen Verhandlungen haben wir die erste uns überlieferte Instruktion des Oberstkammergrafenamtes zu verdanken, welche ge-  
wiß mit jener übereinstimmt, die 1568 Turzó geschickt worden  
war<sup>55</sup>. Die Punkte der Instruktion sind folgende:

1. Der Oberstkammergraf ist der Vertreter des Königs «in allen hungrischen Perkhsteten», die ihm einen Treueid leisten müssen. Er ist in diesen Städten der oberste Richter in allen Straf-, Polizei-, Bergwerk- und Zivilprozessen. Um sie zu erledigen, muß er sein Gericht selber organisieren.

2. Er soll einen Burghauptmann anstellen, der der ungarischen Sprache und des ungarischen Rechtes kundig ist. Dieser hat zwar gegen einen Angriff von seiten der Türken stets gerüstet zu sein, nicht aber selbst einen Angriff ohne Wissen des Königs zu unternehmen.

3. Alle Beamten sind dem Oberstkammergrafen untergestellt und haben gleich ihm auf die Einhaltung der Bergwerksordnung zu achten.

4. Insbesondere soll der Oberstkammergraf für das Kupfergeschäft von Besztercebánya Neusohl Sorge tragen, die dazugehörigen Werke und Waldungen öfter besuchen und die Arbeiter unter strenger Aufsicht halten.

5. Die Unterkammergrafenämter von Selmecz und Körmöcz soll er auch häufig inspizieren und darauf achten, daß nicht überflüssige Beamten und Arbeiter angestellt und die Löhne der letzteren nicht ohne besonderen Grund erhöht werden.

6. Die Unterkammergrafen haben den Waldburgern unvorsichtigerweise mehrere Darlehen gegeben, die in den meisten Fällen nicht mehr einzuoringen waren. Dieser Mißbrauch muß behoben werden. Was nicht wiederzuerhalten ist, müssen die Unterkammergrafen ersetzen, falls sie entgegen ihren Instruktionen gehandelt hätten.

7. Dem Oberstkammergrafen sind auch die Adeligen unterworfen. Er urteilt in ihren Prozessen, falls dieselben Bergbauangelegenheiten betreffen.

8. Der Oberstkammergraf soll von allen Ämtern Auszüge der Einnahmen und Ausgaben verlangen und dieselben in jedem Quartal dem König, bzw. der niederösterreichischen Kammer vorlegen. Er soll ferner darauf achten, daß die Amtstruhen in Ordnung gehalten werden und die Amtsleute eigenmächtig keinen Vorschuß aus den Kammergefällen nehmen.

---

<sup>55</sup>) Gem. Finanzarch. Fasz. 17371.

9. Wenn der Oberstkammergraf die Verrechnungen der Unterkammergrafen und des Verwalters von Beszterczebánya nicht in Ordnung finden sollte, so hat er sofort in seinem eigenen Wirkungskreis Verfügungen zu treffen und die Angelegenheit der niederösterreichischen Kammer vorzulegen.

10. Er darf nicht dulden, daß die Beamten einen Rest verrechnen. Sollte ein Beamter das Geld für seine eigenen Bedürfnisse verwendet haben, so muß derselbe die widerrechtlich angeeignete Summe sofort zurückerstatten. Erfolgt dies nicht, so hat der Oberstkammergraf den schuldigen Beamten zu suspendieren und seine Entlassung der Kammer vorzuschlagen.

11. Über das Vermögen der verstorbenen Amtsleute soll er ein Inventar aufnehmen lassen, dasselbe unter Sequester stellen und im Falle eines Defizits selbes auf Grund einer gerichtlichen Schätzung aus seinem Vermögen decken.

12. betrifft die Verwaltung der Domäne von Zólyom und Dobrona.

13. Der Oberstkammergraf soll einen fachmännisch gebildeten Vertreter zur Inspizierung der Bergwerke und Waldungen haben.

14. Die Freiheit der Bergstädte muß gewahrt werden.

15. Der Oberstkammergraf ist berechtigt, eventuelle Mißbräuche mit Geldbußen zu bestrafen und müssen dieselben genau verrechnet werden.

16. Bedarf er in irgendeiner Angelegenheit eines Rates, so soll er sich an die niederösterreichische Kammer wenden und sich an deren Weisungen halten <sup>56)</sup>).

Gleichzeitig mit der neuen Bergwerksordnung wurden also auch der Wirkungskreis und die Aufgaben des Oberstkammergrafenamtes bestimmt. Wenn sich auch die Macht des Oberstkammergrafen nicht auf sämtliche ungarische Bergwerke erstreckt hatte, wie das ursprünglich unter Ferdinand geplant war, so hat er doch in den niederungarischen Bergstädten als Statthalter des Königs fungiert und war somit der Leiter der obersten Administration, Rechtspflege und Finanzverwaltung gewesen. Da das neue Amt unmittelbar der niederösterreichischen Kammer untergestellt war, gelangte dieser wichtige Zweig der Kammerverwaltung endgültig unter fremden Einfluß. Wenn auch das neue Amt den staatsrechtlichen Forderungen nicht entsprach, so wurde es samt der neuen Bergwerksordnung dennoch für das materielle Aufblühen der Bergstädte von außerordentlicher Bedeutung, da es Ständigkeit und Ordnung

---

<sup>56)</sup> Gem. Finanzarch. Fasz. 15371.

in die Verwaltung brachte, was die Hauptbedingungen für ein friedliches Arbeiten der Bergleute waren.

Das Amt konnte noch ein Vierteljahrhundert lang nicht besetzt werden, und erst im Jahre 1596 ernannte König Rudolf den ersten Oberstkammergrafen in der Person des Hofkammerrates David Hag, der damals schon durch 32 Jahre im Dienste der Kammer gestanden hatte.

## Altertümer von Zsámbék.

Von Cornelius Divald.

**D**IE Ortschaft Zsámbék, kaum drei Stunden von Budapest entfernt jenseits des Ofner Gebirges gelegen, ragt unter den im Laufe des XVIII. Jahrhunderts von Deutschen — den sogenannten Schwaben — neubevölkerten Dörfern in der Umgebung der Hauptstadt durch sein hochgelegenes, derzeit den Zwecken eines Töchterpensionates dienendes altes Schloß, sowie durch ihre berühmte Kirchenruine hervor. Die hier gefundenen römischen Steine mit Inschriften und Reliefs, sowie ein im Januar des Jahres 1914 ausgegrabener und im Ungarischen Nationalmuseum geborgener hochbedeutender keltischer Wagen bezeugen es, daß der Ort bereits in römischer Zeit besiedelt gewesen ist. Der im Mittelalter erfolgte kulturelle Aufschwung ist der Familie Zsámbéki zu verdanken, die nach Angabe der Chronik Kézais Frankreich entstammte. Es ist ein Kloster von der Familie erbaut worden, die hier vor dem Tatareneinbruch jedenfalls ein Gehöft und nachher ein Schloß besaß. Auch ist es wahrscheinlich, daß auch die Gründung einer Pfarrkirche auf dieselbe Familie zurückgeht.

Die erste bekannte Persönlichkeit der Familie, der Comes Smaragdus, taucht um 1166—67 auf<sup>1)</sup>. Seine Söhne oder Enkel waren die Comites Ägydius und Smaragdus II., deren Namen zum erstenmal im Zusammenhang mit dem nach dem heiligen Johannes dem Täufer benannten Prämonstratenserkloster zu Zsámbék erwähnt werden. Smaragdus II., in den Jahren 1205—1206 Judex Curiae, dann Obergespan verschiedener Komitate, wird vom Jahre 1222 an nicht mehr genannt. Sein Sohn Aynardus, Comes von Szolgagyör, suchte im Jahre 1258, zusammen mit seinen Brüdern Smaragdus III., Propst von Fejérvár, und dem Comes Gyletus, bei dem König Béla IV. um die Anerkennung der von Smaragdus II. und Ägydius den Prä-

<sup>1)</sup> Wertner, Die ungarischen Stammesfamilien, (ung.) II, 417.



monstratensern verliehenen Güter an<sup>2)</sup>). Das Schloß Zsámbék wurde von Aynardus erbaut und trug dessen Namen bis zum Ende des XIV. Jahrhunderts, gelangte dann durch die Nachfolger des Aynardus im Jahre 1401 in den Besitz der Familie Maróthi und im Jahre 1467 in den Besitz des Matthias Corvinus<sup>3)</sup>). Die Bautätigkeit des großen Königs wird durch sein aus Kalkstein gehauenes, 40 cm hohes und ebenso breites Wappen bezeugt, das an der Stelle des alten Schlosses im Jahre 1911 ausgegraben wurde. Außer einigen anläßlich der Erweiterung des Töchterpensionats abgebrochenen und durch die Landeskommission der Kunstdenkmäler Ungarns zeichnerisch aufgenommenen gothischen Details ist dieses Wappen das einzige, von dem alten Schloß erhaltene Denkmal.

Die Kirche, deren Ruine sich rechts vom Schloß auf einem zweiten Hügel erhebt, war die Kirche des Prämonstratenserklosters, das ehemals von zwanzig Prämonstratenser-Chorherren bewohnt war<sup>4)</sup>). Die Fundamente des Klosters und Kreuzganges sind gegenwärtig neben der Kirche in der Erde verborgen; der der Kirche parallel angelegte Keller wurde im XVIII. Jahrhundert teilweise aus den Steinen der vernichteten Gebäude gemauert.

Die Kirche, deren prachtvolle Ruine uns erhalten blieb, ist am Anfang des XIII. Jahrhunderts, zur Zeit des Judex Curiae Smaragdus I., erbaut worden.

Frühere Forscher nahmen an, die Kirche sei erst nach dem Einbruche der Tataren im Übergangsstil errichtet worden<sup>5)</sup>). Diese Meinung begründet sich außer der früher symptomatischen Retardierungstheorie auf der falschen Annahme, daß das Diplom vom Jahre 1258 sich auf die Gründung des Klosters bezieht, während König Béla IV. damit die von den Vorgängern des Aynardus und seiner zwei Brüder den Prämonstratensern zu Zsámbék verliehenen großen Schenkungen nur guthieß<sup>6)</sup>).

Die Kirche zu Zsámbék ist in Ungarn eines der schönsten Beispiele des in Mitteleuropa um 1180—1250 überhandnehmenden Übergangsstils. In der Grundrißbildung und im Aufbau zeigt die Kirche eine nahe Verwandtschaft zu den bisher bekannten ungarischen Denkmälern des XI. und XII. Jahrhunderts, und daher vermag man kaum

<sup>2)</sup> Wertner, Historisches Archiv, (ung.) 1897, S. 471; 1898, S. 111.

<sup>3)</sup> Csánki, Historische Geographie Ungarns (ung.), I, S. 12.

<sup>4)</sup> Lukcsics, Monumenta Romana Episcopatus Vesprimiensis, T. III, S. 264—267.

<sup>5)</sup> Henszlmann, Ungarns Kunstdenkmäler in altchristlichem, romanischem und Übergangs-Stil (ung.), S. 110.

<sup>6)</sup> Wenzel, Neues Diplomatarium der Árpáden (ung.), IX, 360.

jene unmittelbare französische Einwirkung anzuerkennen, die von älteren Forschern auf ausländische Meister zurückgeführt worden ist.

Die künstlerischen Merkmale der Kirche weisen auf einheimische Meister hin, die ihre Kunst noch in den Bauhütten der im XII. Jahrhundert erbauten Kathedralen und anderen Kirchen angeeignet und, obwohl im romanischen Stil geschult, schon jene gothischen Elemente gekannt haben, die durch die Zisterzienser bereits im XII. Jahrhundert aus Frankreich nach Ungarn verpflanzt wurden. Die Wölbungen und anderen konstruktiven Teile der Kirche sind bereits gothisch, während Fenster und ornamentale Details zumeist noch romanische Formen aufweisen. Man kann daher die Erbauungszeit getrost in die erste Hälfte der Übergangsperiode, spätestens in das erste Viertel des XIII. Jahrhunderts versetzen. Unter den Ornamenten der Ruine gibt es auch solche Motive, die bereits an Denkmälern des XI. Jahrhunderts vorkommen. Am bedeutendsten ist darunter ein plastischer Fries am Kapitäl des vom Chor gerechneten ersten Bündelpfeilers im Hauptschiff. Es sind inmitten von Rankenwerk mit den langen Hälsen ineinander verschlungene, rückwärts blickende, schwanartige, phantastische Vögel dargestellt. Das Kapitäl des leider nicht erhaltenen Bündelpfeilers gegenüber war höchstwahrscheinlich mit ähnlichen, doch einander mit dem Rücken zugekehrten Vögeln geschmückt.

Diese beiden Motive kommen auch an der Bronzeverzierung zweier Pferdetransen vor, die im Jahre 1911 von dem Verfasser im Pfarrhaus zu Zsámbék entdeckt wurden.

Im Falle die hervorragenderen romanischen Baudenkmäler Ungarns von Meistern erbaut worden wären, die — nach der Vermutung unserer älteren Forscher — von Fall zu Fall aus dem Auslande berufen wurden, wären an denselben gar viele gemeinschaftliche Merkmale nicht zu erkennen. Doch auch das Kunstgewerbe eines Landes ist ein wichtiger Gradmesser der künstlerischen Entwicklungsstufe desselben.

Bekanntlich haben an den Höfen der ungarischen Könige, Magnaten und Prälaten, sowie in den Klöstern bereits im XI. Jahrhundert Hofgoldschmiede und andere Handwerker gearbeitet, die teilweise der freien, teilweise der dienenden Klasse angehörten. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß auch die Zsámbéker Pferdetransen von dem Goldschmied der Familie Zsámbéki und namentlich des Smaragdus II. gefertigt wurden, der die Ziermotive derselben sich während des Baues der Kirche angeeignet hat, als die Kapitäle der Bündelpfeiler des Hauptschiffes von Bildhauern aus Fejérvár, Esztergom oder Ó-Buda hergestellt wurden. Nach der Vollendung der Kirche wäre er

— in Anbetracht des Zwielfichts im Innern — kaum mehr imstande gewesen, die in beträchtlicher Höhe befindlichen Vogelfriese zu kopieren.

Die beiden Trensensind zu Zsámbék, ungefähr 300 Meter über der Kirche und dem Schloß, auf einem mit Reben bepflanzten Plateau anlässlich Erdarbeiten in einer Tiefe von etwa einem halben Meter gefunden worden. Bei ähnlichen Gelegenheiten kommen in Zsámbék allerlei Antiquitäten sehr häufig zum Vorschein, werden jedoch aus Unverständnis zumeist weggeworfen oder vernichtet. Besonders werden Bronzegegenstände zerbrochen, aus Neugierde, ob sie wohl aus Gold wären. Die Trensensind durch Emerich Radnich, den Pfarrer des Ortes, von diesem Schicksal bewahrt und erworben worden; derselbe schenkte das eine Exemplar dem Oberinspektorat der Museen und Bibliotheken Ungarns, das es der Altertumssammlung des Ungarischen Nationalmuseums überließ, wohin dann auch das zweite Exemplar gelangte.

Die Umgebung des Fundortes der Trensens weist viele Unebenheiten auf, und der Boden des Plateaus, dem Schlosse zu, bewahrt auch noch Mauerreste in sich. Es ist nicht unmöglich, daß das Gehöft der Zsámbéki vor dem Tatareneinbruch sich in dieser Gegend befand, und das Schloß erst in der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts am Rande, bzw. am Vorsprung des Plateaus, erbaut wurde, da es hiedurch von drei Seiten Deckung erhielt.

Die Trensens gelangten offenbar zur Tatarenzeit, anlässlich der Vernichtung des Gehöfts, mit den Ruinen des Stalles und der Zeugkammer unter die Erde.

Jedenfalls ist das Trensenspaar mit seinen klassischen romanischen Ornamenten ein kunstgewerbliches Denkmal, das in seiner Art in ganz Europa einzig dasteht. Auch in dem grundlegenden Werke über Pferdetrensens von Zschille und Forrer<sup>7)</sup>, ist kein einziges ähnliches Exemplar aus dieser Zeit angeführt.

Die Zsámbéker Trensens gehören zur Gattung der sogenannten Hebelstangentrensens, die in der römischen Kaiserzeit — unter orientalischem Einfluß mit Bronzebeschlägen und Scheiben, Phaleren geschmückt — gebräuchlich waren. In den ersten Jahrhunderten des Mittelalters war diese Trensensform unbekannt, und erst zur Zeit der romanischen Kunst taucht sie wieder auf, doch sind aus dieser Zeit ähnliche Trensens nur aus bildlichen Darstellungen, z. B. dem Teppich von Bayeux oder Miniaturen des XII. und XIII. Jahrhunderts bekannt. Von Hebelstangentrensens romanischen Stils kennt Zschille

---

<sup>7)</sup> R. Zschille und R. Forrer, Die Pferdetrense in ihrer Formenentwicklung. Berlin 1893.



nur ein Bruchstück, das aus den Hebelstangen mit emaillierten Zierplatten besteht und sich in der Sammlung Stein in Paris befand.

In der Altertumssammlung des Ungarischen Nationalmuseums befindet sich bereits eine den Zsámbéker Exemplaren ähnliche, doch einfache Trense, die im Jahre 1877 zwischen den Ortschaften Gödöllő und Kerepes in einem Walde ausgegraben wurde<sup>8)</sup>. Die die Ende der Querstange bedeckende achteckige Bronzeplatte ist mit dem Reliefbild eines am Kopf zusammengewachsenen Doppellöwen, das Nasenband mit graviertem Rankenwerk verziert.

Sowohl die Gödöllőer, als auch die Zsámbéker Pferdetrensen waren mit ihrem aus Eisen geschmiedeten Gerüst förmliche Marterwerkzeuge. Mittels des scharfen Scheiben-, bzw. ringförmigen Zungenstreckers, konnte der hartmäulige Kriegshengst im schärfsten Galopp durch das plötzliche Anziehen der Zügel zum Stehen gebracht werden. Diese Konstruktion ist orientalischen Ursprungs, und die arabische Kavallerie der französischen Armee in Algier benützt auch heute noch etwas ähnliches.

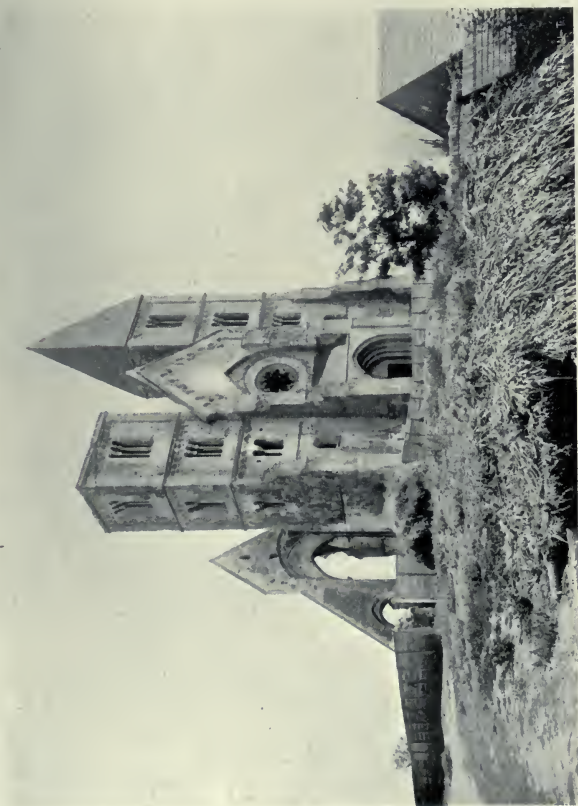
Der Rahmen der Trensen von Zsámbék ist aus Bronze gegossen, vergoldet und mit erhabenen und reich gravierten Verzierungen von orientalischer Pracht bedeckt. Das im Halbkreis gebogene, durchbrochene Nasenband ist 4 cm breit, mit einem unteren Durchmesser von 10 cm. An dem Nasenband der in künstlerischer Beziehung gelungenen Trense sind die Hälse der zwischen Laubwerk angebrachten Schwäne nicht ineinander verschlungen, wie an dem Steinrelief des Pfeilerkapitāls, sondern durch ein Band verbunden, — eine Lösung, die von dem Goldschmied als die technisch richtigere und zugleich leichtere angesehen wurde. An der anderen Trense sind besonders die Eisenteile besser erhalten, während hier die einander den Rücken zukehrenden phantastischen Vögel weniger zur Geltung kommen, da ihre Formen im Rankenwerk etwas verschwinden.

Unter dem Nasenband ist das Eisengestell mit je einer Bronzerosette, bzw. durchbrochenen Vierpässen, geschmückt. An der einen Trense ist diese Scheibe mit fünf konzentrisch angeordneten phantastischen Vögeln verziert, an der anderen sind zwischen vier derartigen Vögeln hülsenartig gefaßte farbige Glasstücke aufgesetzt. Die phantastischen Vögel kommen auch an den aus Doppelscheiben zusammengesetzten Ketten vor, die die Seitenriemen vertraten, bzw. dieselben bedeckten.

Manche Historiker haben jene Prunksucht, deren die Chronisten,

---

<sup>8)</sup> Baron Aurel Pronoy, Romanische Pferdetrense (ung.). *Archaeologiai Érteitő*, 1889, S. 91.



Kirchenruine zu Zsámbék.



Bündelpfeilerkapitälé in der Kirchenruine zu Zsámbék.





Pferdetrense aus Zsámbék im Ungarischen Nationalmuseum zu Budapest.



Pferdetrense aus Zsámbék im Ungarischen Nationalmuseum zu Budapest.

z. B. Thomas von Spalato, die Ungarn vor dem Tatareneinbruch bezichtigt haben, wegen der Jugend der damaligen Kultur für beinahe unmöglich gehalten. Die beiden romanischen Trensen aus Zsámbék bezeugen diesen Luxus auf eine geradezu klassische Weise, doch war es kein barbarischer Prunk, sondern eine in der christlichen Kultur Europas wurzelnde, nicht ohne Originalität und mit einer geradezu spielenden Leichtigkeit angewandte Kunst. Der Goldschmied hat seine Ziermotive den an der Kirche zu Zsámbék beschäftigten Steinmetzen entliehen, doch hat er dieselben nicht auf eine sklavische Weise kopiert, sondern seinen Zwecken entsprechend frei verwertet und die dem porösen Kalkstein angemessenen plumpen Formen der Natur den technischen Eigenschaften der Bronze angepaßt und fein ausgeführt. Besonders die mit den Vögeln mit zusammengebundenen Hälsen verzierte Trense ist von einer derartigen künstlerischen Vollendung, die nur durch eine längere Tradition der Bronzetechnik erklärt werden kann. In dem angeführten Werke Zschilles ist, mangels an Denkmälern, über byzantinische Trensen nichts enthalten. Der allgemeine Eindruck der Trensen von Zsámbék läßt die Vermutung zu, daß die Vorbilder der Ungarn der Árpádenzeit auch auf dem Gebiete des Luxus die Byzantiner gewesen seien und daß unsere alten Meister manche technische Verfahren von Byzanz gelernt haben mögen.

Ihre Kunst und deren Formenschatz schloß sich jedoch bei den Ungarn unter der Regierung der Árpáden ebenso an den Westen an, als ihre Kultur. Der Einbruch der Tataren war ein harter Schlag, doch wurden dadurch die künstlerischen und technischen Traditionen kaum vernichtet.

Wir kennen wohl die einzelnen Kettenglieder der Entwicklung heute noch nicht, doch ist es sehr wahrscheinlich, daß unsere Goldschmiede- und die damit zusammenhängende Bronzekunst sich nach der Tatarennot weiterentwickelt hat. Noch einige solche Antezedenzen, wie die durch die Zsámbéker Trensen vertretene, und es wird die Tätigkeit der Brüder Kolozsvári, die Reiterstatue des heiligen Georg zu Prag, das großartige Bronzewerk jener beiden hervorragenden Goldschmiede des XIV. Jahrhunderts, nicht mehr als Rätsel angesehen werden müssen.

Außer dem engen Zusammenhang mit der Ornamentik des Übergangsstils in Ungarn, dürfte die kunstgeschichtliche Bedeutung der Bronzezieraten unserer Trensen hierin zu suchen sein.

---



# Die Schlacht von Mohács, ihre Ursachen und Folgen.

Von Dr. Theodor Ortvy, Abt von Csanád<sup>1)</sup>.

## I.

**D**ER traurigste Tag unserer Nationalgeschichte ist der 29. August des Jahres 1526. An diesem sonnigen, klaren, schönen Tag, dem Tage der Enthauptung Johannes des Täufers, fielen bei Mohács, in 1½ stündiger Schlacht mit dem Könige die Besten und Vornehmsten des Reiches. Jener, nach heldenhafter Gegenwehr, indem er flüchten wollte, versank in den Schlamm des vom Regen heftig angeschwollenen Cselebachs, diese auf offenem Schlachtfelde oder unter den Streichen des sie verfolgenden Feindes. Nach dem Tagebuche Sulejmans «war es ein Morden, nicht zum Beschreiben.» Laut dem türkischen Schriftsteller Lutfi «hat man so viele Gyaur niedergemetzelt, nicht zum sagen und deren so viele man noch nicht gesehen hat.» Nach Dselálzáde «überschwemmte das Blut das Mohácsers Feld.» Und all dies war kein überschwenglicher Hymnus gewöhnlicher Prahlerci. Zeitgenössische christliche Berichterstatter verkünden, daß «sozusagen der ganze Adel ausgerottet wurde». Laut Brodarics hat noch kein Feind so unbarmherzig gewütet. Weinend klagte Paul Várday, Bischof von Erlau, dem polnischen Könige: «die Kraft des Heeres ist verloren, Unzählige fielen und die Fliehenden wurden wie das Vieh geschlachtet».

Tatsächlich war das Mohácsers Feld von vielen tausenden Toten bedeckt. Die sämtlichen Kriegsgeräte, Gepäck, Rüstwägen, Zugpferde, Transportschiffe, Haus- und Luxusartikel, Kleider, alles fiel in Türkenhände. All dies verkünden die türkischen Geschichtsschreiber mit großer Prahlerci. Kemálpasazádé sagt, den Tod Ludwigs erzählend, mit schwulstigen Worten: «Sein Lager, welches einem im Frühlingsschmucke prangenden Obst- und Blumengarten glich, ist jetzt ein dürres, trockenes Feld. Seine Kanonen, sein Arsenal, sämtliche Kriegsgeräte, welche in großer Menge vorhanden waren, liegen jetzt dort zerstreut umher. Seine Wägen, welche einen immensen Reichtum in sich bargen, wurden ausgeraubt und waren auf einmal so leer, wie die Geldtasche des ärmsten Mannes. Auge und Herz des plündernden Heeres konnte sich an Gold und Silber sättigen.» Lutfi pasa, ein anderer türkischer Schriftsteller, sagt diesbezüglich: «Nachdem die Wägen und das Gepäck der Gyaur in

<sup>1)</sup> Auf Grund zeitgenössischer Berichte und urkundlicher Mitteilungen. — Gelesen in der Ungarischen Akademie der Wissenschaften am 9. Mai 1910.

die Hände der Glaubenskämpfer fielen, kamen diese in den Besitz so großer Beute, daß man es mit Worten nicht sagen kann.» Ferdi sagt: «Nachdem das Lager der sittenlosen Gyaur verlassen war, wurden ihre Kanonen und Gewehre fortgeführt, ihre Wagen ausgeraubt, ihre Kisten erbrochen, ihre Kleider und ihr Gepäck zerstreut. An diesem Tage wurde das Heer, welches an Größe dem Meere glich, reich an Geld, Waren, Hausgeräte und anderem beweglichem Gut.» Pecsevi sagt: «Die von den Ungläubigen zurückgelassenen 300 Kanonen und Haubitzen, Munition, riesig viel Schießpulver und Nahrungsmittel fielen in die Hände des Islams.» Nach Dselälzáde waren die Hausgeräte und Luxusgegenstände der unglücklichen Ungarn auf Wagen, welche samt dem ganzen Gepäck in die Hände der Glaubenskämpfer fielen. Die Glaubenskämpfer beduden sich mit verschiedener Beute und wurden Herren eines unaussprechlichen Reichtums.» Von den erbeuteten Gegenständen hebt er besonders hervor, von Gold und Silbergefäßen: Die Flaschen, Becher, bewunderungswürdige Gläser und Tassen, Beutel mit Gold, Pelze mit Wiesel und Zobel verbrämt, goldene mit Edelsteinen ausgelegte Schwerter, ungarische und deutsche Säbel, Gewehre, verschiedene wertvolle Kleider und andere niedliche Gegenstände.

Wir glauben bereitwillig das Mitgeteilte, wenn wir in Betracht ziehen, daß in dem geschlagenen Heere viele Bischöfe, Magnaten, Bannerherren, vornehme Edelleute und auf große Ahnen zurückblickende Herren waren; daß aber auch «von den Huris abstammende, zypressenartige, tulpenwangige, hyazinthlockige, kosende Schönen und buchsbaumschlank gewachsene, rosenwangige, jasminduftende Mädchen» den Plünderern in die Hände fielen, gehört in das Reich der Träume. Erst später, als die bei Mohács geschlagene Nation unfähig war sich mit Erfolg zu verteidigen, wurde diese Menschenbeute zur traurigen Wahrheit.

Gegen Ende der Schlacht brach ein Wolkenbruch los, welcher ein dichter Tränenstrom der Natur über ein so großes Nationalunglück zu sein schien.

## II.

Wenn wir nach den Gründen forschen, warum die Schlacht verloren wurde, müssen wir dieselben vor allem in den großen Übeln und Krisen des damaligen Zeitalters suchen. Staaten und Gesellschaft ganz Europas waren in Gärung. Die Ziele, für welche die damalige Weltpolitik kämpfte, zerteilte die gemeinsamen Interessen der europäischen Nationen. Nicht daß die Gefahr, welche von Osten her drohte, die Kräfte der Christenheit geeint hätte, im

Gegenteil wurde diese Kraft durch die damaligen Bemühungen vollkommen lahmgelegt. Der Wettkampf um die Macht zwischen Kaiser Karl V. und dem französischen König Franz I., die Gefährdung der Interessen des Papstes und Venedigs, verzehrte die Kräfte der Christenheit in ganz anderem als in der Bekämpfung des östlichen Heidentums. Ein zeitgenössisches gekröntes Haupt nannte dies mit Recht «das unwürdige Rivalisieren der christlichen Herrscher». Daß dieses Rivalisieren auch über die allerprimitivsten Anforderungen des äußeren Anstandes sich frivol hinwegsetzte, erklärt sich frappierend aus dem Bericht des damaligen polnischen Gesandten am spanischen Hofe, welchen er den 6<sup>ten</sup> Mai 1527 seinem Herrscher aus Valladolid sandte, wo sich Karl V. Hof zu dieser Zeit befand. Er benachrichtigt ihn nämlich: «Daß man das Requiem für den bei Mohács gefallenen ungarischen König den 10<sup>ten</sup> Feber abgehalten habe, zu welchem jedoch weder er, noch sonst ein Gesandter eine Einladung erhielt. Es war eher ein Freudenfest als eine Trauerfeierlichkeit. Überall erzählte man, daß der Kaiser und sein Bruder in den Besitz zweier neuer Länder gelangten.»

Zu den politischen Gründen gesellten sich die konfessionellen. In dieser Zeit teilte sich die Gesellschaft auch auf dem Religionsgebiete. Der österreichische Erzherzog Ferdinand bezeichnet — in einem aus Speier an die Erzherzogin Margarete geschriebenen Brief vom 15. August 1526 — den Grund für das Vordringen der Türken und für die Gefährdung der westlichen Christenheit, mit der Ausbreitung der lutherischen Konfession. Aber auch andere nennen als Ursache der Katastrophe die Verbreitung des neuen Glaubens. Es gab auch solche, die sich bemühten, die auswärtige Hilfe für Ludwig II. dadurch zu verhindern, daß sie die Verleumdung verbreiteten, er sei Lutheraner geworden. Und wirklich kann kein Zweifel obwalten, daß die in den europäischen Nationen eingetretene religiöse Entzweiung diese erheblich schwächte in der Widerstandsfähigkeit den Türken gegenüber. Aus diesem Grunde band der polnische König Sigmund seinem nach Ungarn delegierten Gesandten an die Seele, er möge den päpstlichen Gesandten Baron Burgio überreden, der Papst solle je früher die uneinigen Herrscher vereinen, daß sie den von den Türken Bedrängten Hilfe leisten können, damit die Christenheit nicht vernichtet werde.

In erster Reihe, das ist wahr, wäre Sigmund zur Hilfeleistung verpflichtet gewesen. Der ungarische König war sein Cousin und der gemeinsame Feind bedrohte sein Land ebenso wie Ungarn und Österreich. Nur daß er aus eben dieser letzteren Rücksicht die Gefahr von sich dadurch verscheuchte, daß er kurz vorher mit den Türken



Frieden schloß, damit diese ihm nicht die Tataren schicken. Infolge dieses Friedensschlusses konnte man auf ihn nicht zählen. Als sich der Bischof von Erlau, Paul Várday, den 13. September 1526 an König Sigmund — tamquam ad turrim refugii — wendet, bittet er ihn in seinem flehentlichen Brief «um der Barmherzigkeit des gekreuzigten Heiland willen, er solle den bei Mohács verbluteten Ungarn zu Hilfe kommen, damit nicht Ungarn, die Schutzmauer der Christenheit und Polens, ganz zugrunde gehe». Sigmunds Antwort war wohlwollend, aber nicht ermutigend. Er berief sich auf den Waffenstillstand mit den Türken und die ihn fortwährend bedrohende Gefahr der Tataren. Er verspricht zwar, daß er sein Möglichstes tun werde, aber dieses Versprechen war und konnte nicht mehr als guter Wille sein, weil er eben die Möglichkeit der Hilfeleistung nicht besaß. Dies erklärt er später durch seine Gesandtschaft amtlich, so Ferdinand, wie Johann Szapolyai, ja auch in seinem zweifachen Schreiben an Papst Klemens VII. erklärt er es ganz offen. Alle seine Versprechen, mit welchen er nicht geizte, blieben wirklich nur leere Phrasen.

### III.

Das sich selbst überlassene Ungarn mußte um so mehr sinken, als die gesellschaftlichen- und Gemeinverhältnisse sehr verkommen waren. Die einzelnen Gesellschaftsklassen standen in krassem Widerspruch gegeneinander. Die Magnaten waren gegenseitig von Klassen- und Familienhaß erfüllt, die politische Parteilidenschaft zeitigte eine unüberbrückbare Kluft in der nationalen Körperschaft. Die Selbstsucht und Gewinnsucht war so groß, daß einzelne sogar die nationalen Trauertage zur Ausbeutung ihres Nutzens und ihrer Gewinnsucht benützten. Als die, zweifelsohne richtige Ansicht erwähnt wurde, daß es gut wäre sich mit dem Heere von Mohács nach Ofen zurückzuziehen, lieber solle die ganze Gegend, welche sich von der Drau bis Ofen erstreckt, zugrunde gehen, wollten viele — damit ihre daselbst liegenden Güter nicht Schaden erleiden — von diesem guten Rate nichts hören. Die sittliche Verkommenheit äußerte sich auch in solchen Kreisen unverhohlen, in welchen — wie in den kirchlichen Kreisen — diese sich auch im Zeitalter der Dekadenz nicht zeigen durfte. Priester vertreuten und raubten Gemeingelder. Es gab deren auch, die man öffentlich der Trunksucht und Unzucht, ja selbst des Mordes zieh. Plünderung, Unterdrückung, Habsucht zeigten sich überall, und auch die Richter waren gewalttätig und trieben Mißbrauch.

Zu den größten Übeln gehörte jedoch, daß es keinen hervorragenden Führer gab, welcher durch sein Ansehen, seinen tadellosen Charakter und seine unbeugsame Recht- und Wahrheitsliebe die Nation in Übereinstimmung halten und zielbewußt hätte leiten können. Die Magnaten sagten einander die fürchterlichsten Anklagen und Verdächtigungen und der König, welcher den ersten Platz im Lande einnahm, erwies sich Menschen und Verhältnissen gegenüber gleich machtlos. Über Ludwig II. Liebenswürdigkeit haben die Chroniker viel Gutes und Gewinnendes gesagt und versagten ihm auch die Anerkennung nicht. Surriano, der Gesandte Venedigs, spricht 1516 in seinem Jahresberichte sehr anerkennend über des Königs vornehme Körpereigenschaften. Papst Leo X. preißt ihn «als einen hoffnungsvollen, wunderbar gemütvollen Jüngling», in ihrem Jahresschlußbericht heben 1523 Lorenz Orio, 1525 Franz Massaro und Vinzenz Guidoto seine «engelgleiche Güte, unaussprechliche Milde, sein Wohlwollen und seine Freigebigkeit gegen jedermann» hervor. Laut seinem zeitgenössischen anonymen Biographen «ragte er hervor, sein Zeitalter weit überflügelnd, durch seine körperliche Kraft und Größe, sowie durch seine Seelenschönheit und seine Talente». Nach den Worten Brodarics «hätte der körperlich vortreffliche, hochgewachsene Jüngling, durch die hervorragende Güte seiner Natur und seinen vorzüglichen seelischen Eigenschaften zufolge, wenn er älter würde, ohne Zweifel der beste und vortrefflichste Herrscher sein können, weil seine Gesinnung von jeder kleinsten Häßlichkeit frei, mit Sanftmut geschmückt, für alles Recht und Ehrbarkeit wunderbar empfänglich und bereitwillig, nach Reiten, Jagen und anderen jugendlichen und Kriegsübungen sich sehnend . . ., aufrichtig, standhaft und verschwiegen war». Johann Szapolyai spricht von ihm in seinem an den polnischen König Sigmund I. gerichteten Briefe als «einem Jüngling mit vortrefflichen Eigenschaften, welcher seinen Tugenden zufolge als Beispiel dienen könne». Istvánffi lobt ihn ebenfalls als «einen hervorragend geistigen und sittlichen, mit allen guten körperlichen und geistigen Eigenschaften geschmückten Herrscher». Und ein Zeugnis dieser aufrichtig anerkannten, in einem oder anderem aus Wohlwollen übertrieben lobend gepriesenen Eigenschaften, lieferte er selbst. Er zeigte sich als ausdauernder, mutiger Jäger des Hochwildes, Hirsches und Wildschweines auf den Inseln der Donau und in den österreichischen Wäldern, wo er oft tagelang dieser, nicht jede Gefahr ausschließenden Leidenschaft huldigte. Auf dem Turnierboden war er ein sehr geschickter Gegner. Bei dem Schauturnier, welches er 1523 in Preßburg zu Ehren des Kaisers und der polnischen Gesandten arrangierte, hob er seinen

Gegner, Baron Johann Ungnad, siegreich aus dem Sattel. Aber er bezeugte seine lobenswerten Eigenschaften auch im Augustkriege. Zur Zeit des Augustkrieges war er einer der vernünftigsten und geschätztesten Anführer. Seine im Kriegsrate erhobenen Einwände waren immer seiner königlichen Würde entsprechend. Aus seinen Worten klang Vaterlandsliebe, Nüchternheit und weise Denkungsart. Die oppositionellen Herren haben ihn auch mehr als einmal unwillkürlich akklamiert. Das Erblassen seines Gesichtes, welches die ihn Umstehenden bemerkten, als man ihm unmittelbar vor der Schlacht den Helm aufs Haupt setzte, war nicht das Zeichen der Feigheit oder Furcht, sondern das innerste Durchfühlen des ernstesten Augenblickes und dessen große Folgen für Nation und Land. Seiner Todesmutigkeit gab er männlichen Ausdruck in seiner Tolnaer Rede, in welcher er erklärte, «daß er seinen Kopf und seine Person deshalb in diese Gefahr brächte, damit er diese für das Wohl des Volkes und Vaterlandes allen Anforderungen des Schicksales aussetze». Als er unmittelbar vor der Schlacht mit dem Palatin die Schlachtreihen des aufgestellten Heeres abritt, stellte ihn der Palatin vor «als einen, welcher bereit sei, jeder Gefahr, ja dem Tode sich auszusetzen für das Vaterland, für die Lehre Christi, für die Frauen und Kinder der Kämpfer». Dies bekräftigte der König selbst mit Worten und eiferte seine Krieger zum begeisterten Kampfe an. Nur waren alle guten Eigenschaften Ludwigs nicht genügend, als daß er in einem so kritischen Zeitalter, wie das seinige war, der Führer der Nation hätte sein können. Infolge seiner nachlässigen Erziehung neigte er stark zu sinnlichen Genüssen, leichtfertigen Zerstreuungen, maßlosen Unterhaltungen, so daß ihn — laut Szerémi — Johann Szapolyai «den vermaledeiten Tänzerkönig» nannte. Auf seine eigenen Erfahrungen sich berufend, zieht ihn der genannte Zeitchroniker der Unkeuschheit, welche seine Höflinge in ihm großzogen. Von Genüssen und Zerstreuungen ermüdet, übermannten ihn Gleichgültigkeit und Störrigkeit, Teilnahmslosigkeit, Helfen wollen — aber nicht könnende Schlawheit zu einer Zeit, wo gerade die entgegengesetzten Eigenschaften am notwendigsten gewesen wären. In den allerkritischsten Tagen offenbarten sich bei ihm dermaßen Energielosigkeit und Unbestimmtheit, daß er seinen Worten, seinem Willen und Urteil weder in Regierungskreisen noch auf dem Schlachtfelde Geltung verschaffen konnte. Obwohl er auf Außenhilfe drängte, eiferte er selbst sich nicht sehr im Verteidigen des Vaterlandes. Monatlang konnte er sich nicht entscheiden, ob er in die von der Türkeninvasion gefährdeten Grenzgebiete ziehen solle. Der päpstliche Gesandte drängte ihn wohl nach Kräften zum Aufbruch, doch



konnte er ihn nicht dazu bewegen. Er roch auch die Lunte, daß der König eher an einen sicheren Ort dachte, wohin er sich vor den Gefahren flüchten könnte, welcher Verdacht den Gesandten immerfort beunruhigte, da man diese zufällige Tatsache ihm, dem Nuntius anrechnen würde und dies leicht ihrer beider Verderben nach sich ziehen könnte. Nach vielem Nötigen entschloß sich endlich der König zum Kriege, zu einer Zeit, wo sozusagen alles schon zu spät war und das ganze Kriegsunternehmen als verloren gelten konnte.

In dieser traurigen Zeit konnte Ludwig nicht nur infolge seiner persönlichen Eigenschaften, sondern auch seiner großen materiellen Armut zufolge kein entsprechender Führer sein. Hauptsächlich konnte er kein gutes Beispiel in der Erledigung seiner Kriegsverbindlichkeiten sein. Seit seinem Regierungsantritt drückte ihn die Bleischwere der materiellen Sorgen. In einem, den 7. August 1520 aus Preßburg geschriebenen Briefe klagt er selbst: «Wir sind gänzlich verlassen und zu schmachvoller Armut verdammt.» Laut einem Brief, welchen Georg von Brandenburg 1519 an den brandenburgischen Kanzler richtet, «ist der königliche Hof fürchterlich arm». Laut einem Brief des Schatzmeisters Paul Várdai an Johann Kastelláni vom 7. November 1520 «könne man dem Könige nicht einmal für das Allernotwendigste Geld anweisen». Den 23. März 1523 schreibt Johann Bornemissza, König Ludwigs Erzieher und Führer, dem polnischen König Sigmund I. «weder Feder noch Zunge können es beschreiben wie dürftig sie in diesem Lande sind». Die auswärtigen Gesandten, welche in Ofen verkehrten, bezeichnen Ludwigs und Marias «Hofpersonal als klein und sehr arm». Den 30. Juni 1526 meldet der päpstliche Gesandte Burgio dem Kardinal Campeggio aus Ofen: «Wenn der noch in Ofen säumende König gegen die Türken ziehen wollte, hätte er nicht einmal einen Denar für Lebensmittel.» Wie hätte der König unter solchen Umständen seiner königlichen Stellung und seinen Verbindlichkeiten entsprechen können? Den 8. Juli schreibt der päpstliche Nuntius nach Rom: «Seine Majestät der König habe zwar erklärt, daß er diese Woche in den Krieg ziehe, doch sei es sicher, wenn er in den Krieg zieht, wird er sich allein und schlecht ausgerüstet auf den Weg machen.» Und so war es auch, denn als er den 20. Juli sich auf den Weg begab, konnten weder er, noch die Königin kaum die Hälfte des in den Krieg geführten Banderiums ausrüsten. Dazu wären 30 000 Gulden notwendig gewesen, welche nicht vorhanden waren. Deshalb ist es nicht zu verwundern, daß ihn die Großen des Reiches, darunter der höchste kirchliche Würdenträger, der Primas von Esztergom, wegen dieser Versäumnis nicht beschämen wollten, so daß, als die in Aus-

sicht gestellte und erhoffte auswärtige Hilfe zum größten Teil ausblieb und auch jene nicht kamen, welche wirklich aufgebrochen waren, das Land nur ein so kleines Heer auf das Schlachtfeld stellen konnte, welches in keinem Verhältnis zu der großen Macht des sich brüstenden Feindes stand. Die große Ungleichheit der sich messenden Kräfte ist der eine Grund der traurigen Katastrophe bei Mohács.

#### IV.

Der päpstliche Gesandte Baron Anton Burgio sagt in seinem, den 25. August 1526 in Ofen geschriebenen und nach Rom gesandten Schreiben, Ludwig habe sein Kriegsvolk auf 40 000 Mann geschätzt, welches vereint mit den Truppen des Banus von Kroatien und Kristof Frangepán leicht auf 50 000 sich vermehren würde. Demgegenüber erklärte der Gesandte selbst, daß diese Zahl nicht so gewiß sei, wenn man «die Anzahl der Unseren und die des Feindes in Betracht zieht, jene seien im Verhältnis zu diesen sehr wenige». Aus der Nachschrift desselben Briefes erfahren wir, daß laut einem Bericht der Königin, der König über nicht mehr als 25 000 Krieger verfüge. Das entsprach auch tatsächlich der Wahrheit. Laut zeitgenössischen deutschen Zeitungen vermehrte sich die in Mohács angelangte Armee auf 30 000 Mann. Die ungarischen Schriftsteller beziffern sie auf noch weniger, der Oberfeldherr Tomori auf kaum 20 000, Brodarics auf 24 000—25 000, Michael Brutus auf 25 000, Königin Maria auf nicht mehr als 25 000, Nikolaus Oláh auf beiläufig 25 000, Istvánffi auf 26 000, Anton Verancsics auf 27 000 — was die Ansicht der neueren Schriftsteller zu unterstützen scheint, laut welcher die Zahl der Mohacser Armee 27 000—28 000 war. Doch müssen wir hierbei bemerken, daß in dem Zahlenergebnis der zeitgenössischen Schriftsteller nicht eingerechnet waren jene Scharen, welche im Laufe der drei letzten Tage nach Mohács kamen, des Alexius Thurzo, des Banus von Kroatien, die der beiden Erdödi, des Stefan Aczél, des Johann Szerecsen, der Reiter- und Fußtruppen der beiden More, welche zusammen beiläufig 6500 Mann ausmachten. Um die Größe des errungenen Sieges zu heben, haben die türkischen Schriftsteller selbstverständlich die Zahl der Ungarn viel höher, mit 100 000, ja mehreren 100 000 beziffert.

Was die Größe des türkischen Heeres anbelangt, wurde dieselbe von ausländischen Schriftstellern auf 200 000—300 000, ja auf 400 000—600 000 geschätzt. Wenn man auch, was Zahlen anbelangt, weder der Behauptung des einen noch des anderen vollkommen vertrauen kann, ist so viel zweifellos gewiß, daß zwischen den beiden

sich messenden Armeen tatsächlich die vollste Ungleichheit bestand. Nach einer damaligen Aufzeichnung ist der ungarische König mit einer unvergleichlich ungleichen Kraft in den Kampf gegen seinen Gegner gezogen. Die Kriegsflotte, die Anzahl der Tschai-kisten waren ebenfalls verhältnismäßig ungleich, sagt ein damaliger Chroniker. Laut Istvánffi waren die ungarischen Kriegsschiffe auch ihrer Beschaffenheit nach nicht zu vergleichen mit den türkischen doppelruderigen Kaperschiffen.

Zu dem Zahlenunterschied gesellte sich auch der große Unterschied des Menschenmaterials. Außer den Banderien der Magnaten und der ausländischen, hauptsächlich der päpstlichen Hilfstruppen, war dieses bei den Ungarn elend, bei den Türken vortrefflich. Von dem durch die Gewalttätigkeit und Gewinnsucht der Magnaten und fremden Glücksjäger an den Bettelstab gebrachten Adel, schreiben die kaiserlichen Gesandten, daß sie kläglich anzusehen waren, als sie auf Befehl des Königs in den Kampf zogen. Die Armut sah ihnen bei den Augen heraus. Ihre Pferde waren verkümmerte Schindmähren, ihre Bewaffnung zusammengesucht, ihre Kleidung zerissen. Ihr wankender Gang, ihre blassen Gesichter, die schreienden Zeichen ihres Elends erregten das Mitleid der sie Sehenden.» Die Worte des türkischen Chronikers paßten demnach gar nicht auf sie, laut welchen König Ludwig «kampfgerüstete, kriegstüchtige, tannen- und platanenwüchsige Krieger stellte». Aber nicht nur der gemeine Adel war arm. Auch die Bauern, auf welche der zehnte Paragraph des Rákoser Reichsratsbeschlusses die allgemeine Wehrpflicht ausbreitete, und welche zur Verteidigung des Vaterlandes bewaffnet wurden, kamen auch an den Bettelstab durch die unbarmhertzige Tyrannei ihrer Unterdrücker. Selbst die Schatzkammer war ein Bettler, die weder Truppen organisieren, Festungen instand halten, noch das Besorgen genügenden Proviant für Truppenbewegungen sichern konnte. Selbst die Reisespesen der in Staatsangelegenheiten ausgesandten Kuriere mußte der päpstliche Nuntius mehr als einmal vorschießen. Der Hochadel, abgesehen von einigen lobenswerten Beispielen, war viel zu eigennützig, als daß er aus Eigenem die Gemeinbedürfnisse gedeckt hätte. Lieber ließ er das Land zugrunde gehen. Seine häßliche Eigennützigkeit scheute er sich nicht sogar im Lager dadurch zu beweisen, daß er von der königlichen Gnade die noch im Besitze anderer befindlichen Güter sich erbat. Der päpstlich bewilligte Kirchenschatz und die Einziehung und Verwertung desselben zur Verteidigung des Landes, konnte nicht im geringsten die notwendigen Auslagen decken. Weil erstens die Patronatsherren und Priester ohnedies nicht alles ablieferten, und



zweitens ein guter Teil davon unter den Händen der Exaktoren verschwand. Szerémi zögert nicht die treulosen Verwalter mit Namen zu nennen, welche durch den Diebstahl eines Teiles des Schatzes aus Armut zu Reichtum gelangten oder die Beute in lustigen Gelagen verzehten. Kein geringer Teil des Gemeinvermögens kam durch die Hände der gemeinen Soldaten und Höflinge in den Besitz der Ofner Freudenmädchen. Das war das Schicksal dieser Geldquellen, mit welchen der König eine Kriegsarmee, Kriegsschiffe, Kriegsmaschinen, sein Dienstpersonal und die Verproviantierung des Lagers herzustellen beabsichtigte. Die durch den Landeschatzmeister von den Äbten, Pröbsten, Kapiteln, Freistädten, von den Sachsen, Siebenbürgern und Juden eingesammelten Kriegsbeiträge, obwohl sie nicht gering waren, erwiesen sich doch ungenügend zur Herstellung und zum gehörigen Ausrüsten der Kriegstruppen.

Aldies war bei den Türken anders. Diese hatten ein sicheres, von dem Einkommen der militärischen Lehensgüter erhaltenes stehendes Heer, mit welchem der Sultan in das feindliche Land einfallen konnte, bevor noch dieses die von den Reichsständen nach vielem Hin und Her votierten Truppen stellen konnte. Auf ungarischer Seite war nur ein — in aller Eile zusammengewürfeltes Heer, in dessen Reihen keine einheitliche Organisation war. Hierzu kam noch, daß man weder über diese, noch auf dem Mohács' Felde Truppenschau hielt. Kein Wunder, wenn der Palatin, als man ihn zur Verteidigung der Save-Linie ausschickte, sich weigerte mit Bauern dahin zu ziehen, kriegstüchtige Soldaten wollte er dorthin führen. Mit einem Worte, die Türken stellten ein kampfgeschultes Heer auf das Schlachtfeld, dessen Heldentaten der Sultan, wer immer sich mit solchen auszeichnete, mit souveräner Freigiebigkeit belohnte, um auch andere zu ähnlichen anzueifern. Vor der Schlacht wurden sie mit dem Versprechen besonderer Belohnung zum Heldenmut aufgemuntert. Das an das europäische und asiatische Klima gewöhnte Heer war so abgehärtet, daß es wochenlang strömenden Regen, die späten Fröste und Gewitter auszuhalten vermochte und täglich durchschnittlich 20 in manchen Fällen einen 27—32 Kilometer weiten Weg machen konnte. Auch auf grundlosen, überschwemmten, sumpfigen Wegen waren sie imstande 12 Kilometer weit zu marschieren. Siegreich bekämpften sie alle Schwierigkeiten, welche auf den Übergängen des Haemus, dessen schmalen, schwer zu überschreitenden Pässen und bei den grundlos scheinenden Sümpfen und Mooren sich ihnen in den Weg stellten. Hierbei war dem Heere von großem Nutzen das ausgebildete technische Kriegskorps, welches mit

dem Ebnen der Wege, mit der Errichtung von Dämmen, Ponton- und Jochbrücken das Vorwärtsdringen ermöglichte. In der Schlacht bei Mohács bauten die türkischen Pioniere bei Eszék mit Leichtigkeit eine Brücke und mit Leichtigkeit stellten sie die Brücken bei Baranyavár, Baán und Karasicza wieder her, welche Tomori nach seinem Rückzuge gegen Mohács von der Arrieregarde in Brand stecken ließ.

Aber auch in der Verproviantierung und Ausrüstung zeichnete sich diese Armee vor dem Heere der übrigen Nationen aus. Längs ihrer Marschroute waren Provianthäuser aufgestellt und ihre Lagerausrüstung war auch sehr reichlich. Wie wir wissen, mußte sich der ungarische Edelmann selbst verproviantieren und ausrüsten, nur daß der mitgenommene Proviant und das Futter oft zu wenig waren und sie Not leiden mußten. Auch die Handwaffen der türkischen Krieger — ausgenommen die der Räuber und Plünderer — waren dem damaligen Zeitalter gemäß vorzüglicher als bei sämtlichen übrigen europäischen Kriegstruppen. Die Janitscharen waren mit Schießwaffen ausgerüstet, die weniger schwer und leichter zu handhaben waren als jene, welche damals von den spanischen Truppen gebraucht wurden. Die ungarischen Kriegstruppen hatten bei Mohács teils schwere Harnische, Panzer, Helme, gewichtige Spieße oder Lanzen, Streitkolben, Schilder und Schwerter. Wir können uns einen Begriff von dem Gewichte der Ausrüstung eines Kriegers machen nach der bischöflichen Kopfbedeckung, welche auf dem Mohács' Felde gefunden wurde und welche zur Zeit im Wiener Hofmuseum aufbewahrt wird. Wenn die türkischen Schriftsteller sagen, der Ungar sei vom Scheitel bis zur Sohle in Eisen und Stahl gekleidet gewesen, verallgemeinern sie sicherlich die Kriegsrüstung einzelner Reiterbrigaden auf die ganze Armee. Dieser Behauptung gegenüber ist es klar, daß nur die Bänderien des Königs und einzelner Magnaten, sowie die Truppen einzelner Komitate und Städte aus Oberungarn Gewehre hatten, hingegen die leichte Infanterie teils mit Pfeilbogen versehene Gewehre oder überhaupt nur Pfeile hatte. Womöglich war der Unterschied der beiden kriegführenden Teile in bezug auf Artillerie und deren Ausrüstung noch bedeutender. Der Türke besaß eine zu ständigem Dienst verpflichtete Artillerie, da Szulejman keine Ausgabe scheute, aus allen Weltteilen die besten Artilleristen gegen hohe Bezahlung aufzunehmen, auch traten in seine Dienste zahllose Christen, hauptsächlich französische und italienische Renegaten, und dienten ihm mit nicht geringem technischem Wissen, wohingegen bei den Ungarn nur gelegentlich in Sold genommene, in vielen Fällen nicht vertrauenswürdige, wenig geschulte Artillerie war. Diese bewährte sich eben in der Schlacht

bei Mohács sehr schlecht, da wir von Augenzeugen wissen, daß die Kanonen des ungarischen Heeres dem Feinde nicht im geringsten schadeten, da die Geschosse, mit denen sie am 29. August die Schlacht begannen, die Kriegsreihen der Türken gar nicht erreichten. In der Abschätzung der Entfernung und im Abzielen ihrer Geschosse waren diese Artilleristen sehr schwach. Auch bezüglich der Kanonen war ein riesiger Unterschied zwischen Zahl und Qualität bei beiden Teilen. Der Türke verfügte über 300 Kanonen, der Ungar nur über 80. Auch von diesen war ein großer Teil klein und schlecht.

## V.

In der Anführung von Scharen und in deren zielbewußtem, sicherem Gebrauch ist Disziplin die Hauptbedingung. Das ist die Garantie des Sieges und deshalb finden wir diese in den Armeen aller großer Eroberer, bei Alexander dem Großen, Attila, Dzingiz Khán, bei Napoleon I. Auch in dieser Beziehung war im Augustkriege ein großer Unterschied zwischen beiden Gegnern.

Nicht nur bezüglich der Organisation, auch in bezug auf die Kriegsdisziplin war das türkische Heer musterhaft, zweifellos das erste Kriegsheer des damaligen Europa. Von Szulejman II., über dessen Heldenhaftigkeit und kriegerischen Sinn auch die päpstlichen Gesandten mit Anerkennung sprechen, ist es allbekannt, daß er ein willensstarker, weise bedenkender, seine leitenden Persönlichkeiten mit seltener Menschenkenntnis auswählender Feldherr war; ebenso streng, sozusagen schonungslos und unerbittlich war er in der Aufrechterhaltung der Disziplin. Wer immer in seinem Heere sich ein Vergehen gegen die Disziplin zuschulden kommen ließ, General oder Gemeiner, mußte unbarmherzig den Tod hierfür erleiden: er wurde geköpft oder gehenkt. In dem ungarischen Heere hingegen fehlten sowohl Disziplin, als auch Einverständnis und die Bereitwilligkeit im Unterordnen. Als wenn diese Fehler aus der psychischen Natur der Ungarn entsprungen wären. Wir wissen, daß schon Kaiser Leo den ungarischen Führern diese Mängel zum Vorwurf machte. Wir wissen, daß ihnen dies später auch zu ihrem Schaden angerechnet wurde. Den 7. August 1520 schreibt König Ludwig II: «Es ist zu befürchten, daß die Sorglosigkeit und Uneinigkeit, um nicht zu sagen Feigheit der Menschen, das endgültige Verderben über unser Land bringen wird.»

Der Vertreter einer ausländischen Macht, der Sekretär Massaro aus Venedig, schreibt 1523 in einem seiner Jahresberichte von den damaligen Ungarn, «daß sie im geheimen Haß gegeneinander nähren,



stolze, hochmütige Menschen seien, welche nicht gehorchen wollen. Herren und Adelige leben in Zwietracht, bekämpfen einander mit List und Ränken». So offenbarte sich das ungarische Naturell auch im Jahre 1526 zur Zeit des Mohács-Krieges. Laut einer damaligen deutschen Zeitung «herrscht in dem Heere gar keine Disziplin. Zwischen den Ungarn entstehen oft ernste Zwistigkeiten, welche damit enden, daß sie einander totschiessen oder niederschießen». Selbst die Ungarn jener Zeit sind gezwungen, dies einzugestehen. Szerémi sagt, von dem Mohács-Feldzug sprechend, daß zwischen den Kriegern «viel Zwietracht und Streit war». Auf dem Wege hat er so viel Ungerechtigkeit und Treulosigkeit gesehen, daß er vor diesen frühzeitig nach Budna zurückeilte. Den 15. Februar 1530 schreibt Nicolaus Oláh an Papst Klemens VII., daß «die Ungarn ihre Tage in wetteiferndem Prozessieren verbringen». Nicolaus Istvánffi, welcher kurz nach der Zeit der Mohács-Schlacht lebte, sagt, die allgemeinen Sitten jener Zeit skizzierend, «daß alle, selbst die Geistlichkeit nicht ausgenommen, die Freiheit mißbrauchen, untereinander uneinig seien, nur an das ihrige denken, die ruchlosesten Verleumdungen willig annehmen, sich nach Nichtstun und Luxus sehnen, vor Disziplin und Arbeit sich scheuen». Den 30. Juni 1526 schreibt der päpstliche Gesandte nach Rom: «Es ist zu befürchten, daß in kurzer Zeit sich alle zerstreuen, und jedermann seinem eigenen Instinkte folgen werde, ohne Ordnung und Rat.» Der Ruf ihres uneinigen Naturells verbreitete sich in ganz Europa. In jener Weisung, welche der polnische König Sigismund I. zur Zeit des Mohács-Krieges seinem nach Ungarn geschickten Gesandten gab, beauftragte er ihn unter anderem auch, er möge die ungarischen Herren in seinem Namen ermahnen: «sie sollen endlich ihren gegenseitigen Haß und ihre Feindschaft fahren lassen und sollen zusammenhalten zu ihrer eigenen Rettung, sowie zur Rettung des Königs und des Vaterlandes». Der päpstliche Gesandte und Brodarics enthüllen auch — die Schlacht bei Mohács betreffend — traurige Beispiele zum Beweise der Undiszipliniertheit. Aus diesen ist ersichtlich, daß die Ungarn damals weder dem Befehl des Königs, noch jenem der Heerführer gehorchten. Nach einem Bericht Baron Burgios hat Tomori, als er mit der Verteidigung der Grenzen, hauptsächlich Peterwardeins, betraut wurde, alles getan, um den Adel jener Gegend zur Ergreifung der Waffen zu zwingen, jedoch vergebens. Die Adligen sagten, sie seien nicht verpflichtet, in den Krieg zu ziehen, wenn der König nicht an ihre Spitze trete. Brodarics sagt, daß, als der Türke die Draulinie gefährdete und Eszék bedrohte, der König dem Palatin befahl, sofort zur Verteidigung dieser wichtigen Festung zu eilen. Der

gichtische Stephan Báthori war auch bereit, den königlichen Wunsch zu erfüllen, jedoch die zur Drau beorderten Herren und deren Truppen zögerten so lange, daß der Palatin gezwungen war, die Durchführung des Befehles aufzugeben und nach Ofen zum Könige zu eilen und Klage bei ihm zu führen. Als der König später aus dem Tolnaer Lager die Verteidigung der Draulinie von neuem befahl, versagten einige der zur Verteidigung gesandten Herren den Gehorsam, sich auf ihr Privilegium berufend, da sie nur unter der persönlichen Führung des Königs verpflichtet seien, gegen einen Außenfeind in den Krieg zu ziehen.

Zu dem gegenseitigen Haß gesellte sich noch jener Haß, welchen sie gegen die fremdnationalen Truppen, hauptsächlich gegen die deutschen bekundeten. Nach den Berichten eines zeitgenössischen Blattes mußten während des Tolnaer Lagers die in den Dörfern vereinzelt einquartierten Deutschen ununterbrochen zittern, daß die Ungarn nächtlicherweise ihre Häuser in Brand stecken. Dasselbe Blatt klagt an anderer Stelle, daß die ungarischen Frauen an den Brunnen den deutschen Kriegern sogar das Wasser versagten, so daß dieselben beinahe Hungers starben, bevor sie deutschen Boden erreichten.

Bei ihrem zu Uneinigkeit und Zänkerei neigenden Gemüte ist es natürlich, daß die damaligen Kriegsberatungen auch Zwistigkeiten und Gewalttätigkeiten kennzeichnen. Laute, lärmende, leidenschaftliche persönliche Ausbrüche machten eine vernünftige Beratung unmöglich. Zum Schaden der angesehenen Führer kamen der unwissende Müßiggang, der ungeduldige Eigenwille und der schale Eigendünkel zur Herrschaft. Auf diese paßten die von ihnen gesagten Worte eines damaligen türkischen Schriftstellers: «sie waren trunken vom Weine des Eigendünkels». Im Lager konnten einzelne ganz frei den bösen Geist anfachen, schüren. Dieser Geist, welcher schon im bürgerlichen, gesellschaftlichen Leben schädlich ist, um wie vieles schädlicher, ja gefährlicher ist er im Kriege, auf dem Felde der Heldentaten, wo nicht selten die mangelhafte Durchführung des ausgegebenen Befehles, oder überhaupt die Nichtdurchführung desselben das Schicksal der Schlacht entscheiden. Selbst der König geriet mehr als einmal in gerechten Zorn bei den, unbändigen Eigendünkel, Übermut und Trotz bekundenden Worten der Ungarn. «In meinem Heere ist keine Spur von Kriegsdisziplin, rief er einmal bitter aus, alles gereicht uns zum Schaden und zum Verderben.» Der Kanzler Brodarics schreibt den 5. August an Königin Maria: «Majestät würden, wenn Sie unter uns wären, sich wundern über die Verhandlungen der Unserigen; beinahe alle meinen, ohne

Flügel fliegen zu können, und nennen mich verzweifelt und feige, wenn ich sie zur Vorsicht mahne.» Die Entscheidung, von welcher das Schicksal des Landes und der Nation abhing, war nicht bei den führenden Persönlichkeiten, sondern bei der streitsüchtigen Menge und bei deren hochmütigen und zänkischen Führern, welche, wie Istvánfi sagt: «mehr als zuviel hochmütig und verrückt» störrig sind.

Als die Vernünftigeren auf Anraten Stephan Szapolyais, Kristof Frangepáns und Paul Tomoris aus reinem Kriegsinteresse den Plan des Rückzuges in Anregung brachten, welcher Plan auch mit dem des päpstlichen Gesandten Burgio übereinstimmte, wollten die Abgesandten der einzelnen Truppen zuerst den König in einer mit Gewalt erzwungenen Privataudienz terrorisieren, und als ihnen dies nicht gelang, ließen sie dem Kriegsrat sagen, daß «niemand sich unterfange, den König vom Kriege abzuhalten. Wer dies tue, sei ein Kind des Todes». Nach einem Zeitungsbericht «erklärten die Ungarn, wenn der König die Schlacht verschiebe, werden sie ihn und alle Deutschen niedermetzeln». Brodarics sagt, der König war deshalb «gezwungen, nachzugeben, wofern er sein Land nicht verlieren wolle». Man hat ihn tatsächlich zum Kriege gezwungen. Als Königin Maria den 9. September 1526 dem König Sigismund aus Preßburg über die Mohács-Schlacht berichtet, schreibt sie von den Ungarn, daß diese, obwohl sie im Vergleich zu den Türken an Zahl wenige wären, trotzdem «ungestüm den Krieg fordern und die vernünftigen Ratgeber vergeblich das Gegenteil raten».

Als Folge dieses gewalttätigen, in allem widersätzlichen, zänkischen und zu gehorchen sich weigernden Geistes wurde auch der Kriegszug jämmerlich verzögert. Den Tag vor Maria Magdalena, d. h. Freitag, den 20. Juli, zog aus Ofen, unter Führung König Ludwigs, ein kleines Heer, welches insgesamt beiläufig dreitausend Mann zählte. Reiter und Fußtruppen des Königs, der Königin und des Primas von Gran. Mit einem so großen Heere pflegte der Sultan gewöhnlich auf die Jagd zu gehen. Mit diesem kleinen Heere konnten der König und sein Volk unmöglich, mit der Hoffnung auf Sieg, auf den Kriegsschauplatz ziehen. Nur die vage Hoffnung konnte sie aneifern, daß auf dem Wege dahin größere Truppen sich anschließen werden. Aber dieser Anschluß war auch sehr saumselig und zog sich in die Länge. In Érde, wo der König im Hause des Ambros Sárkány Quartier nahm, warteten ihrer keine weiteren Truppen. Den nächsten Tag, am 22. Juli, ritt der König auf die Insel Csepel, um von der Königin Abschied zu nehmen. Während dieser Zeit kam niemand. Dann setzte er seinen Weg gen Tolna



fort. Von hier gelangte er den 23. Juli nach Ercsi, wo nach einem mehrtägigen lähmenden Warten, außer den Truppen Andreas Báthorys, Bruder des Palatins, niemand sonst von den Magnaten den König erwartete. In Pentele, wohin er den 27. Juli kam, traf er statt Truppen nur Georg Basi, den Sekretär des siebenbürgischen Woiwoden, welcher Ludwig mit der Meldung seines Herrn erwartete. Noch an demselben Tage kam er nach Dunaföldvár, wo ihm der Verlust Peterwardeins, des Schlüssels des Landes, gemeldet wurde. Auf diese Schreckensnachricht flogen die Kuriere nach allen Richtungen, Hilfe zu erbitten: zu dem Woiwoden Siebenbürgens, dem Bischofe von Siebenbürgen, dem Banus von Kroatien, zu dem österreichischen Erzherzog Ferdinand und zu dessen Regierung. Auch die Königin Maria wurde um österreichische und böhmische Hilfe und um Kanonen bestürmt. Auch die deutsche Reichsversammlung blieb nicht unaufgefordert. Nur säumte die Hilfe so lange, daß der Sultan indessen Ujlak, Erdöd und Vukovář eroberte und den Beg Bali mit zwanzigtausend Mann bis Eszék vorschob, damit er dort den Übergang über die Drau sichere. Die Lage war so traurig und verzweifelnd, daß Tomori, die Nutzlosigkeit ihrer Anstrengungen einsehend, durch den bosnischen Bischof dem Könige heimlich den Rat erteilte, er solle, wenn anders nicht möglich, mit den Türken Frieden schließen und ihnen eine Kriegsentschädigung anbieten.

Den 4. August traf der König unter Angst und Besorgnis in Paks ein, das heißt in dem Lager von Dunaszentgyörgy, wo die Lage so trostlos und aussichtslos war, daß Brodarics von hier den 6. August an Königin Maria schreibt: «es ist kaum glaublich, daß wir in 20 bis 30 Tagen ein Heer haben, mit welchem wir — ohne offensichtliches Verderben — dem Feind entgentreten können». Dann setzt er hinzu: «alles ist schon zu spät, wir sind im Untergang». Den 6. August, am Tage Himmelfahrt Christi, erreichte der König Tolna, wo, laut dem am 12. Juli ausgegebenen Befehle, das ganze nationale Kriegsheer hätte versammelt sein sollen. Nur daß hier das versammelte Heer aus nicht mehr als dreitausend Mann bestand. Einzelne Truppen kamen erst später vom diesseitigen und jenseitigen Ufer der Donau: die des Paul Várdai, Bischof von Eger, des Franz Perényi, Bischof von Várad, die Truppen anderer kirchlicher und weltlicher Herren; Georg Graf von Szepes mit etwa dreihundert Reitern und 1200 Mann Fußvolk, Hannibal Ciprus — genannt der Karthager — mit den gut ausgerüsteten Hilfstruppen des Papstes: mit 1300 Mähren und unter Führung des Lenard Gnojnski mit 1500 Polen, insgesamt also 2800, zu diesen kamen noch die päpst-

lichen Truppen, so daß sich ihre Zahl mit den früheren auf 4000 belief. Obwohl der Königliche Rat in Ofen, laut dem am 19. Juni erbrachten Beschluß, nach althergebrachter Sitte das blutige Schwert als Weckruf in den Komitaten herumtragen ließ, entfalteten diese kaum nennenswerten Eifer. Wenn die Mitteilung Baron Burgios auf Wahrheit beruht, so sandte Stephan Verböczy aus einigen Komitaten 6000 Reiter in das Lager Tomoris. Den 14. August, am Tage vor Maria Himmelfahrt, marschierte Ludwigs Heer nach Szekszárd, von hier den 16. August weiter nach Bába, wo er mit großer Andacht beichtete und kommunizierte. Um den Truppen Zeit zu lassen sich zu sammeln, legte der König mit seinem kleinen Heere täglich durchschnittlich nicht mehr als einen acht Kilometer weiten Weg zurück, was ein unendlich langsames, militärisches Marschieren zu nennen ist und deshalb ist die Behauptung eines damaligen türkischen Chronikers keinesfalls zutreffend, daß «der König der böse veranlagte Ungarn mit der größten Schnelligkeit vorwärts drang». In Tolna befahl der König die Vereinigung der in den Dörfern zerstreut liegenden Truppen, doch siehe, dieser Befehl stieß auf Schwierigkeiten. Einige der Provinzlager gaben hierzu nur schwer ihre Einwilligung. Selbst Tomori mußte dies erfahren. Als er sein 5000 bis 6000 Mann zählendes — durch den Tolnaer Arm der Donau getrenntes — Lager mit dem des Königs vereinigen wollte, «erlaubten ihm dies seine eigenen Leute nur mit schwerer Mühe.» Es scheint, daß man auch Peter Perényi, dessen Truppen mit denen Tomoris vereint waren, lange zur Vereinigung mit den königlichen Truppen überreden mußte, welche erst den 25. August vor sich ging. Der König traf den 26. August in Mohács ein, wohin sozusagen im letzten Augenblick Banus Franz Batthány, der Várnaer Prior Johann Tahy, Johann Bánffi und Simon Pogány mit 3000 slawonischen Reitern und 1000 Mann Fußvolk kamen. Den nächsten Tag, am 27. August kam Simon Erdödy Bischof von Zágráb mit seinem Bruder Peter mit mehr als 700 gut ausgerüsteten Kürassieren, dann Stephan Aczél, Hauptmann des Preßburger Burggrafen Johann Bornemissza, mit 300 Reitern und einigen tausend Goldstücken, welche der genannte Burggraf seinem einstigen fürstlichen Schüler als letztes Geschenk sandte. Endlich Johann Szerecsen mit 2000 teils auf eigenem, teils auf den Gütern des Fünfkirchner Domkapitels in Sold genommener vorzüglicher Schützen. Dann noch der Fünfkirchner Bischof Philipp More und sein Bruder Ladislaus mit ihren Truppen.

Der Transport der Kriegsvorräte und des Kriegsgepäckes ging auch unendlich langsam vonstatten. Der größte Teil desselben kam verspätet an, auch dasjenige des Königs, was zur Folge hatte, daß

er nicht in seinem eigenen Zelte wohnen konnte und gezwungen war in einem Wirtschaftshofe des Bischofs von Fünfkirchen abzusteigen. Dies auch der Grund, warum Ludwig so spät nach Mohács zu dem Heere kam, was ein großer Fehler in bezug auf militärisches Kommando und Administration war. Der König, ohne dessen Einwilligung nichts geschehen konnte, war 13 Kilometer weit nördlicher Richtung in Duna-Szekcső. Von Mohács sandte er Tomori mit 10 000 Mann an die Drau, damit er den sich nähernden Sultan einige Zeit aufhalte. Er selbst blieb in Mohács, den kroatischen Banus und sein Heer erwartend. Hier schrieb er den 25. August eigenhändig den Reichsständen Slawoniens den königlichen Befehl, in welchem er sie auffordert, in größter Eile zu kommen. Von hier ist auch jener ergreifende Brief datiert, welchen er an Kaiser Karl V. richtet, von ihm, als seinem geliebten Schwager gleichsam Abschied nehmend. Aus dem Hoflager Kaiser Karls V. zu Granada schreibt der Gesandte des polnischen Königs: «Von aller Welt verlassen, vertraute er sich — als er den Feind schon in seinem Eigentume wußte — Gott und dem Schicksale und opferte im Laufe zweier Tage sein Haupt und sein Land dem Feinde.»

Wie das Kriegsgepäck, so säumte auch ein Teil des Kriegsvorrates: Kanonen, Haubitzen, Kugeln, Kriegsmaschinen, darunter neun Stück, eine Sendung der Wiener, Schießpulver, Piken, Speere; gerade am letzten Tage kamen sie unter dem Schutze der 200 Krieger des Elek Thurzó an. Es war nicht mehr Zeit, den so spät eingetroffenen Kriegsvorrat gänzlich aufzubrauchen. Aus den Mitteilungen Brodarics' und Jstvánffis wissen wir, daß ein Teil der Kanonen auf den Schiffen und im Lager blieb.

Wir fragen, wo war bei diesem Kriegszug die Begeisterung, welche den Sieg vorspiegelt? Jene Begeisterung, welche in früheren Zeiten unserer Nationalgeschichte so märchenhafte Siege errang? Statt allgemeiner Begeisterung war, wie die zeitgenössischen Chroniker mitteilen, nur Aberglaube, Ahnungen, Vorurteile zu sehen, welche die Kriegslust schwächten und den Kriegern Schrecken einjagten, hauptsächlich anfangs, als ihre Zahl noch gering war. Als der König in Érd sein Lieblingspferd infolge einer plötzlich auftretenden Krankheit verlor, galt diese unbedeutende Sache — welche dem Könige unglaublichen Schmerz bereitete — bei den Kriegern schon als böse Vorbedeutung. Sehr bezeichnend für die allgemeine Stimmung ist es, daß, als der König den Bischof von Eger Paul Várdai aus dem Lager von Báta nach Ofen sandte, wegen Untersuchung einer in Selmeçz vorgekommenen Defraudation an Silber und Kupfer, ließ sich derselbe, daß man seinen Weggang nicht als Feigheit bezeichne,



ein Zeugnis ausstellen, daß er sich gegen seinen Willen aus dem Lager entferne. Ein ähnliches Zeugnis ließ sich Elek Thurzó ausstellen, als ihm der König befahl, in Ofen zum Schutze der Königin Maria zu bleiben.

Bei den ungarischen Kombattanten fehlte jene ideale Erhabenheit der Vaterlandsliebe, die, wenn vorhanden, auch einer an Zahl kleineren Kraft zum Siege verhilft. Niemals floß eine falschere Behauptung aus der Feder eines Chronikers, wie damals, als ein türkischer Geschichtsschreiber von der die ganze ungarische Nation vereinenden Begeisterung spricht. Laut jenem Bericht war diese so groß, daß der größte Teil der Städter und der Bauern ihr halbes Vermögen dahingaben. Man sagt, daß sogar die alten Weiber Spindel und Faden verkauften und das Geld hingaben. Es war ein so allgemeiner Aufstand wie früher noch niemals. Das ganze ist nichts als eine leere, trockene Floskel! Weil eine solche Begeisterung im XVI. Jahrhundert nicht bei den Ungarn, wohl aber bei den Türken war, deren kriegstüchtige, für den Islam mit schwärmerischem Fanatismus kämpfende Reihen zwei militärische Genies, der 32jährige Sultan Sulejman und der 33jährige Großvesir Ibrahim begeisterten und in den siegreichen Kampf führten.

## VI.

Der Gemeingeist mußte sehr verdorben sein, wenn die von Verrat lautenden Nachrichten so leicht und schnell sich verbreiten konnten, wie es tatsächlich der Fall war unmittelbar vor und nach der Mohács-Schlacht. Nach einer damaligen Zeitung hätten «viele von den Ungarn heimlich mit den Türken gehalten. Im Lager war allgemein die Nachricht verbreitet, daß der Sultan gewissen Herren sieben Scheffel Geld gegeben habe, damit sie ihm bei der Eroberung Ungarns helfen.» Nach derselben Quelle «hätte ein Kind es bemerken können, daß einige der Ungarn den König verraten wollen». Die Zeitgenossen Georg Sibutus und Johann Gebuiter betonten auch laut den schweren Verdacht des Verrates und der Treulosigkeit. Wir glauben dennoch, daß diese Nachrichten nur ein Kolportieren jener unbestimmten Gerüchte waren, welche bei jedem Kriege, hauptsächlich bei Kriegsverlust, von dem Schlachtfelde aus sich verbreiten. Viel mehr Aufmerksamkeit verdient hingegen jener Verdacht, welcher einen der ungarischen Herren besonders betrifft. Dieser Herr ist der siebenbürgische Woiwode Johann Szapolyai, welcher, obwohl er ansehnliche Reiter- und Fußtruppen hatte, dennoch nicht nach Mohács dem Könige Ludwig zu Hilfe kam. Laut Nicolaus Oláh mahnte

ihn der König sowohl mit häufigen Briefen als auch durch Eilboten, er möge mit dem gesammelten siebenbürgischen Kriegsvolk eilends ihm zu Hilfe kommen. Szapolyai versprach es auch, doch kam er nicht früher, als bis der König den Türken die Schlacht lieferte. Laut Brodarics war es dem Woiwoden «unter dem Verdacht der Treulosigkeit befohlen», Tag und Nacht in größter Eile zu kommen, er kam trotzdem nicht. Die Zeitgenossen sind der Ansicht, daß sein Wegbleiben den Verlust des Königs und des Krieges zur Folge hatte. Es verbreitete sich die Nachricht, daß er «heimlich mit den Türken im Einverständnis war».

Der in Ofen weilende päpstliche Gesandte Baron Burgio hatte schon monatelang vor der Mohács-Schlacht den Woiwoden «für verdächtig erklärt, daß er im Einverständnis sei mit dem Sultan». Seine Sträflichkeit meinten die Zeitgenossen mit vertrauenswürdigen, gleichsam Kronzeugen beweisen zu können. Behram csausz, welcher mehrere Jahre in der Ofner Burg gefangen gehalten wurde, machte sie noch vor der Mohács-Schlacht aufmerksam, daß unter den ungarischen Herren drei Verräter seien, und daß einer derselben der Woiwode Johann Szapolyai sei; darüber waren sich alle klar. Wie wir sehen werden, beruft sich auch König Ferdinand auf Behrams Zeugenschaft. Nach der Mitteilung eines von seiner morgenländischen Reise zurückkehrenden sächsischen Ritters, hätte der Pascha von Viddin behauptet, daß Szapolyai mit dem Sultan in einem versiegelten Briefe ein Übereinkommen getroffen habe, laut welchem dieser ihm mit der Hand seiner Tochter oder Schwester Ungarn schenken werde. Diese Nachricht fand so viel Glauben, daß sogar König Ludwig von derselben den auswärtigen Diplomaten Mitteilung machte. Es kann nicht überraschen, daß selbst Ferdinand, Szapolyais politischer Gegner, diesen bei jeder Gelegenheit der Treulosigkeit beschuldigt. In jener Weisung, welche er seinem den 17. Dezember 1526 aus Wien zu dem polnischen König beordneten Gesandten, Johann Mrakiesz von Raskaw gab, hebt er hervor, daß der «Woiwode in Privateinverständnis» mit dem Sultan war, hauptsächlich bei dessen Rückzug nach der Mohács-Schlacht. In jenem Brief, welchen er den 24. November 1526 aus Wien an seine Tante, die Erzherzogin Margarete, richtet, verdächtigt er Szapolyai auch, daß er gegen König Ludwig mit den Türken verbündet war. Er schreibt: «Wie man erzählt, schloß er irgendeinen Vertrag mit den Türken, was ich auch glaube; weil man seit der Schlacht und dem Tode des seligen Königs von Ungarn teils aus dem Geständnisse einiger gefangener Türken, teils anderwärtig weiß, daß der genannte Woywode mit den Türken vor deren Eindringen in Un-

garn im Einverständnis war». Dann hebt er Szapolyai betreffend hervor, «daß obwohl er mit 15 000 — 20 000 Mann zur Schlacht hätte erscheinen können, waren weder er, noch die Seinen dort zu sehen». In jener Weisung, welche Ferdinand den 17. Dezember 1526 in Wien seinem an den polnischen König gesandten Botschafter gab, schreibt er den Verlust von Nándorfehérvár und anderer starker Burgen Szapolyai zu, weil «er trotz wiederholter Bitten Ludwigs keine Hilfe leistete, den in das Lager ziehenden König allein ließ, und auch vorigen Sommer, trotzdem er mit einer nicht zu verachtenden Reiter- und Fußtruppe in der Nähe war, dem Könige nicht half, an dem Kriege nicht teilnahm und seinen Herrn in der größten Not verließ». Dementsprechend meldet der polnische Gesandte Peter Opalinski seinem Herrn, dem Könige Sigismund, aus dem Prager Hofe Ferdinands den 30. Juni 1528, daß König Ferdinand vor ihm Szapolyai angeklagt habe, daß er bei Mohács dem König Ludwig nicht zu Hilfe eilte. «Er verließ böswillig den an der Spitze der Schlachtreihen kämpfenden König Ludwig, was die Niederlage der Vornehmen und der Reichsstände zur Folge hatte, Ungarn aber in eine solche Not brachte, daß dem Volke Hungersnot drohte, wenn die erblichen österreichischen Länder sie nicht mit Lebensmitteln versehen hätten.» Selbst Szapolyais Kaplan Georg Szerémi teilt mit, daß «die Magnaten bei dem Könige gegen das Kommen des Woiwoden protestierten, weil sowohl er, wie sie, allen Grund haben, sich vor dem Verräter zu fürchten. Sie haben ihn deshalb aus ihrem Kreise verbannt». Des Woywoden Sträflichkeit war dermaßen allgemein bekannt, daß auch der Papst in Rom von dessen verdächtigem Benehmen Kenntnis erhielt. In jener Meldung nämlich, welche Nicolaus Oláh, Sekretär der Königin Maria, den 15. Februar 1530 von Linz Papst Klemens VII. sandte, schreibt er: «Es hat sich allgemein die Kunde verbreitet, daß der Woiwode schon länger einen gegenseitigen Bund mit den Türken geschlossen habe, und durch verschiedene Ursachen den Verdacht gegen sich erweckte, welcher endlich auch durch sein Säumen vor allen gerechtfertigt wurde.» Daß die Nachricht von Szapolyais häßlichem Benehmen auch in das Ausland drang, zeigt sich am besten daraus, daß der polnische König Sigismund es für notwendig erachtete, seinem nach Ungarn gesandten Deputierten aufzutragen, er solle «den Woiwoden von Siebenbürgen ermahnen, daß er dem Lande in diesem großen Unglück in Treue und Liebe ergeben bleibe, und daß er seinem Namen, seinem Ruf, den er in früheren Zeiten durch nicht geringe Taten groß gemacht habe, nicht erlaube, jetzt weniger wert zu werden».

Was war von allen diesen Berichten und Anklagen wahr? Szapolyai



selbst verteidigte sich nachträglich energisch gegen seine Ankläger. Er sagt in einem an König Sigismund gerichteten Brief, daß er durch einwandfreie Zeugen beweisen könne, daß er mit seinem ansehnlichen Heere tatsächlich dem Könige nach Mohács zu Hilfe kommen wollte, aber die Räte des Königs ihn aus unbegreiflichen Gründen fernhielten. Er betont außerdem, daß er den König rechtzeitig durch seine Boten bitten ließ, sich vor seinem Eintreffen nicht mit den Türken in einen Kampf einzulassen. Es obwaltet kein Zweifel, daß beide Behauptungen des Woiwoden — was das Versprechen und die Ratschläge anbelangt — wahr sind. Denn unter den Zeitgenossen bezeugen dies unparteiisch so Szerémi wie Oláh und Brodarics, außer welchen die Geschichte der Mohács-Schlacht niemand besser schreiben konnte. Namentlich laut den Mitteilungen Brodarics' hat der Woiwode tatsächlich seine Bereitwilligkeit erklärt, jeden Befehl des Königs zu befolgen, obwohl er es für das Beste halten würde, wenn ihn der Befehl in das königliche Lager berufen möchte. Er sagt außerdem auch noch, daß der Woiwode dem König Ludwig durch Johann Statilius sagen ließ, er solle sich nicht vorzeitig mit den Türken in den Kampf einlassen. «Er hat ein zahlreiches und starkes Heer, welches er von Siebenbürgen mit sich bringe und in welches er die sichere Hoffnung des zu erringenden Sieges setzen kann.»

Die persönlichen und politischen Freunde Szapolyais bringen zur Rechtfertigung ihres Herrn noch weitere Gründe vor, weshalb er nicht kommen und nicht Hilfe bringen konnte. Sie nennen es gerade aus Neid und Eifersucht, welche einen Teil der am Hofe König Ludwigs sich befindlichen Herren gegen Szapolyai erfüllen. Laut den Berichten des Bischofs von Zeng, Jozefics, Gesandter Johann Szapolyais bei der venezianischen Republik, war der Grund der Mohács-Niederlage Eifersucht, welche Ludwig II. und seine Hauptleute gegen Szapolyai bekundeten, dessen Ankunft sie nicht abwarteten, den Krieg vorzeitig begannen, nur damit sie den Sieg nicht ihm zuschreiben müssen. Wenn wir diesen scharfen Kontrast in Betracht ziehen, welcher in individueller und politischer Hinsicht zwischen dem Palatin Stephan Báthori und den zu seiner Partei gehörigen Magnaten sowie zwischen Johann Szapolyai obwaltete, scheint die Behauptung Jozefics sehr leicht glaublich zu sein. Die auf ihren Stammbaum selbstbewußt zurückblickenden Magnaten sahen verächtlich auf den mit seinem Reichtum prahlenden slawischen Parvenü, welcher seit seiner Kindheit von keinem kleineren Ehrgeiz erfüllt war, als jenem, sich auf Ungarns Thron zu erheben. Von seinem Vater erzählte man, daß er, als er seinen Sohn im Jahre 1490

bis zur Größe eines Mannes in die Höhe erhob, sagte: «Wenn du so groß wärest mein Sohn, würde ich dich jetzt zum Könige von Ungarn machen»; von seiner Mutter hingegen, daß sie ihr tägliches Gebet damit beschloß: wollte Gott, daß sie ihren Sohn auf dem ungarischen Thron sehen könnte. Man kann sagen, daß Szapolyai seiner Erziehung und den im Elternhause erhaltenen Einflüssen zufolge, sich von seinem zartesten Kindesalter an für den Thron berufen fühlte. Unter seinen Zeitgenossen sagt Brutus, doch auch König Ferdinand, daß er nach der heiligen Krone strebe.

Noch im Jahre 1523 schreibt der Gesandte Veneziens von ihm, «er bemüht sich, das Land in Gefahr zu bringen, damit er dann — nämlich als König — Gelegenheit habe, es zu retten». Was ist natürlicher, als daß der Hochadel gegen einen solchen von wahnwitziger Ambition erfüllten Menschen Haß und Eifersucht in sich nährte und ihn zu keiner solchen Rolle gelangen ließ, welche zufällig diese kühnen Wünsche verwirklichen könnte. Gewiß ist auch, daß einzelne Herren schon deshalb Johann Szapolyai zum Verräter stemmeln wollten, damit sie dessen Güter in ihre Hände bekämen. Szerémi sagt, daß, als der König um Szapolyai schicken wollte, sich die Herren dagegen verwahrten, da Szapolyai ein Verräter sei. Peter Korlátkövi trat mit der Bitte an den König heran, er möge ihm die Burg Trentschin und die dazugehörigen Güter geben. Auch viele andere handelten ähnlich auf Grund der vielfach erwähnten Untreue Szapolyais.

Jedoch gibt es für Szapolyais Fernbleiben von Mohács noch eine andere Erklärung, welche sowohl er, als auch seine Anhänger gern in Umlauf brachten. Nämlich das Vorgehen des Mohácsers Kriegskommandos gegen ihn. Es ist sicher wahr, daß im königlichen Lager der ganze Kriegsplan auf wankende, einfältige Kombinationen gebaut wurde. Es war nur ein Hin- und Hergreifen im Kriege. Zuerst wurde bestimmt, daß der Woiwode Siebenbürgens mit seinem Heere sich dem Heere des Königs anschließen und beide vereint dem Feinde die Stirne bieten sollen. Bald wieder bestimmten sie, daß der Woiwode Siebenbürgens mit dem Woiwoden der Walachei dem Feinde in den Rücken fallen solle, was zur Folge hätte, daß der Türke von zwei Seiten angegriffen geschlagen würde, oder daß er, wenn noch möglich, rasch retiriere, um sein eigenes Land zu verteidigen. Diesen Beschluß ließ der Kriegsrat Szapolyai zur Kenntnis bringen, nur daß kurze Zeit darauf dieser Beschluß wieder umgeändert wurde und Szapolyai die Weisung bekam, sich dem königlichen Heere anzuschließen, so daß der

Woiwode jetzt tatsächlich nicht wußte, was er tun sollte, und dies verursachte sein verhängnisvolles Fernbleiben.

Es ist möglich, daß die einander widersprechenden Befehle Szapolyai tatsächlich irre machten, auch ist es möglich, daß er nach diesen Erfahrungen denken mochte, daß der Kriegsrat seine Befehle den nächsten Tag widerrufen werde, trotzdem kann sein Verfahren, sein Untätigbleiben vor dem Richterstuhle der Geschichtsschreiber keine Rechtfertigung finden. Ein — auch jetzt noch nicht verjährter, deutschschreibender Geschichtsschreiber — urteilt hart jene Geschichtsschreiber, welche Johann Szapolyai als Mohr weiß waschen wollen. Nach ihm hätte Szapolyai des Königs letzten, aus Földvár gesandten Befehl vollführen sollen. Diesen hätte er, was die Zeit anbelangt, erfüllen können. Der König gab diesen letzten Befehl den 28. Juli und ließ denselben sofort durch Georg Bási und den Ofner Probst und königlichen Sekretär Statileo, Szapolyai zukommen. Diese kamen beiläufig am Tag St. Peter in Ketten oder den 1. August nach Klausenburg, und wenn Szapolyai am 2. August mit seinem kriegsbereiten Heere sich auf den Weg gemacht hätte, wäre er nach einem dreizehntägigen Marsch und fünf Ruhetagen unterwegs, schon den 20. August nach Mohács gekommen. Dieses Argument nehmen auch die neueren Kriegsgeschichtsschreiber an und somit können auch wir in dieser Sache kein freisprechendes Urteil für Szapolyai haben, auch nicht in dem Sinne wie es Istvánffi tut. Szapolyai war strafbar, indem er nicht Hilfe brachte. Seine sämtlichen Zusagen, daß er bereit sei, dem Könige zu Hilfe zu kommen, sind nichts anderes als verzögernde Vorwände, heuchelnde Verstellung, das gewissenlose und verwegene Spielen eines tötlichen Spieles und somit Landesverräterei dem Volke gegenüber. Dies beweist auch sein Benehmen nach der Schlacht bei Mohács. Am Vorabend des Tages, an welchem die Leichname von 24 000 Ungarn auf dem blutigen Schlachtfelde hingestreckt lagen, kam er auf leichten Wagen in Begleitung einiger Reiter nach Dúsnok längs der Donau, um von hier den nächsten Tag die Donaufähre von Tolna zu übersetzen und nach Mohács zu gehen. Auf dem Wege hört er von der fürchterlichen Niederlage und entweicht. Lange Zeit hörte man nichts von ihm, auf den sich, da er ein ansehnliches Heer hatte, die Hoffnung aller Patrioten vereinigte. Er kam auch nicht, als der Bischof von Eger Paul Várday ihn aufforderte, er solle, da er an der Schlacht bei Mohács nicht teilgenommen, wenigstens nach dem unheilvollen Tag bei Mohács kommen, um den beiden Städten Ofen und Pest Hilfe zu leisten. Laut Kemálpasazáde hat Szapolyai aus «kluger Berechnung» das Bleiben auf dem sicheren



Platze und die Zurückgezogenheit gewählt und nahm nicht teil an dem so unglücklich endenden Kampfe. Er meint damit, daß Szapolyai gut wußte, «daß zu Kriegszeiten die Sekte der Gottesleugner sich auf dem Kampfplatze nicht mit den tapferen Kämpfern des rechtgläubigen Heeres messen könne». Doch die wirklichen Gründe seiner Zurückgezogenheit und seines Nichterscheins bei dem Kriege waren seine selbstsüchtigen Wünsche und Pläne. Laut Dsélálzáde hätte ja der türkische Sultan noch bei seinem Verweilen in Ofen ihm versichert, daß er ihn als König von Ungarn anerkennen werde. Szapolyai hat sich demnach vor den Türken zurückgezogen. Er ließ den durch Niederlagen und die ausgestandenen Mühseligkeiten sich zurückziehenden geschwächten Türken unangefochten aus dem Lande entweichen. Damit er Ferdinand gegenüber sein Ziel erreiche, scheute er sich nicht, später mit den Türken, den Henkern unseres Vaterlandes und unseres Volkes, einen Bund zu schließen und um der Verurteilung dieser Verbindung aus katholischem Gesichtspunkte die Spitze abzubringen, bemühte er sich, dieselbe durch Sentenzen aus der Heiligen Schrift zu rechtfertigen.

## VII.

Die Ungeschicklichkeit der ungarischen Kriegsführung offenbarte sich bei Mohács nicht nur darin, daß sie einen richtigen, sicheren Kriegsplan nicht verfertigen konnte, sondern auch in anderen Schwächen. Als einen Hauptfehler in dem Augustkriege muß man es ansehen, daß das ungarische Heer überhaupt keinen für sie geschaffenen Führer hatte. Graf Nikolaus Salm, welcher vielleicht ein solcher Führer gewesen wäre, war fremd und krank, so daß er die Führung nicht übernehmen konnte. Unter den Ungarn, welche in Betracht genommen wurden: der Palatin Stephan Báthori, die beiden Szapolyai, Johann und Georg, Graf Peter Perényi, der Banus Kroatiens Franz Batthyány und der Kalocsaer Erzbischof Paul Tomori, waren offenbar unfähig, einen großen Kriegszug zu leiten. Der von Gicht gequälte Palatin, welchem nach den Bestimmungen des Gesetzes die Führung gebührte, war hierzu schon infolge seines körperlichen Leidens unfähig, da er wegen der Gicht kein Pferd besteigen konnte. Johann Szapolyai bewies sich in dem Kampfe, welchen er gegen Ferdinand führte, als schlechter Feldherr. Die zeitgenössischen Schriftsteller erwähnen seine Feigheit, Furchtsamkeit, den Mangel an Willen und Energie. Die Türken äußerten sich durchaus geringschätzig, spöttisch über ihn, bereden seine Unwissenheit im Kriege, seine Energielosigkeit und seine Feigheit. Selbst seine ver-

trautesten Freunde sagten von ihm, «daß er nicht der entsprechende Mann sei». Auch die übrigen, von denen die Rede war, waren nicht zur Führerschaft geeignet, selbst Tomori nicht, obwohl er unter allen der Vorzüglichste war. Dieser 51 jährige, noch im Vollbesitze seiner Kraft stehende tapfere und heldenhafte Mann war nicht ohne Kriegserfahrung. Er war es, welcher bei der Verteidigung der Donaugegend zwischen Syrmien und der Drave- und Savelinie an der Spitze stand, mit Erfolg mehreremale seinen Degen mit dem des Feindes kreuzte. Er war auch unter den Türken «bekannt durch seine unerschrockene Tapferkeit und seinen Mut». Die Ungarn selbst hofften noch das Meiste von ihm. Als in Báta die Rede von der Wahl des Oberfeldherrn war, bemerkte der König, daß die Mehrheit sich dem Erzbischofe von Kalocsa zuneige, worauf er ihn und Georg Szapolyai, welcher außer seinen eigenen Untertanen, viertausend mährische Infanteristen und zahlreiche Reiter auf den Kriegsplatz führte, zu Oberfeldherren ernannte. Nur daß viele diese Ernennung übelnahmen, sich nicht dem Mönche unterordnen wollten. Charakteristisch ist es mit Rücksicht auf die Bedrängnis der Zeit, daß die Ernannten selbst nicht sehr ihrer Feldherrenbegabung trauten. «Tomori hat,» sagt Brodarics, «lange und viel dagegen protestiert, bald sich auf sein Mönchsgelübde berufend, bald seine Unerfahrenheit und die Unzulänglichkeit seiner Kraft als Grund angegeben, um eine solche Verantwortung nicht übernehmen zu können. Er sei unfähig eine solche Last zu tragen, wie der Krieg sei, welcher jetzt der königlichen Majestät bevorstehe. Selbst wenn der König ihn köpfen lasse, könne er eine solche Last nicht übernehmen.» Er empfiehlt andere anstatt seiner Person, den Palatin und den Woiwoden Siebenbürgens, beide in der Führung großer Kriegszüge bewandert und in der Führung der Truppen fähiger als andere, welche in Ungarn sind. Bald empfiehlt er wieder Graf Georg und Peter Perényi. Aber auch comes Georg weigerte sich lange, bedankte sich für diese Ehre, berief sich auf seine Jugend, auf seine Unwissenheit in Strategie und darauf, daß er bisher nur auf Turnierplätzen bei Ritterspielen das Gewehr handhabte. Endlich nahm er die Führerschaft nur mit dieser Bedingung an, daß ihn sein Bruder, der Woiwode Siebenbürgens Johann Szapolyai ablöse, wenn er komme.

Der Hauptfehler Tomoris war, daß er seine Individualität nicht selbständig machen und im Kriegsrathe zur Geltung bringen konnte. Bei der Entscheidung blieb er gewöhnlich in der Minorität und war demnach nicht so sehr Führer, als ein vollstreckendes Kriegsorgan. Auch bei dem Heere hatte er nicht so viel Ansehen, daß er seine Kriegsabsichten verwirklichen gekonnt hätte. Seine Bescheidenheit

und Nachgiebigkeit hatten zur Folge, daß er in den Hintergrund gedrängt wurde, obwohl er nicht frei von Illusionen und sanguinischen Hoffnungen war. Als Truppenführer war er auch einem größeren Feind gegenüber am Platze, aber als größerer Stratege entsprach er nicht.

Seine Unfähigkeit im Oberkommando zeigte er gleich dadurch, daß er keinen passenden Kriegsschauplatz auszuwählen und dann den gewählten nicht gehörig auszunutzen verstand. Man muß voraussenden, daß diese gründliche Irrung der Kriegsführung nicht Tomori, dem Feldherrn des Heeres, zur Last fiel, welcher im Kriegsrate dafür war, daß die ungarische Armee von Mohács über die Mohács-ebene nach Karasica und in die Gegend zwischen der Donau und Drau eile, welche das Austreten der Donau und die in deren Umgebung befindlichen Sümpfe und Moore so unwegsam machen. Laut einem zeitgenössischen türkischen Schriftsteller «war es ebenso schwer, durch diese Sümpfe durchzudringen, wie durch das Ohr einer Nadel». Das hat auch Tomori's scharfes Auge erkannt, weil er laut der Fethname des Jahres 1526 an diesem Platz tatsächlich «seine Wagen aneinanderkoppelte und hier Stellung nahm mit der Absicht des Widerstandes». Er widerstand auch, denn nur auf diese Kämpfe können sich die Worte des türkischen Fethmanns wie einige Mitteilungen Brodarics über kleinere Kämpfe beziehen. Auf dieser Fläche hat der Türke nämlich, um sich aus dem sumpfigen Gebiete loszumachen, nur in langgestreckten Kolonnen vorwärtsdringen können, so daß ein an Zahl viel schwächerer Feind ihn hätte aufhalten, dezimieren und endlich zur Rückkehr zwingen können. Dies verkünden nicht nur heutige berühmte militärische Fachleute, sondern auch die Türken selbst sagten dies schon zur Zeit des Mohács-Krieges. Lutfi Pascha sagt darüber, daß, als Sulejman nach dem Übergang über die Draubrücke gegen Mohács vorwärts drang, er dort über einen unter dem Namen Papasz-irmagi bekannten Sumpf nur mit großer Mühe hinüberkam. Er mußte in so aufgelösten Reihen vorwärtsdringen, daß er nach dem Übergang einen Rasttag halten mußte, bis sein ganzes Heer versammelt war. Ein anderer türkischer Schriftsteller Kemálpasazáde spricht noch deutlicher über die strategische Bedeutsamkeit dieses Sumpfes. «Zwischen diesem (dem Sumpfe) und der Drau ist ein, durch das Austreten des Flusses entstandener weitgedehnter Sumpf, über welchen der Übergang außerordentlich schwer ist; weil es ein so mooriger Platz ist, der weder Mensch noch Tier trägt, und man überall, wohin man tritt, einsinkt. Wenn der elende König (er meint Ludwig II.) mit seinen Hunden (er meint die Ungarn) zum Rande des Sumpfes gekommen wäre, und dort Kanonen aufstellend auf den



Feind gefeuert hätte: würde er verhindert haben, daß die Glaubenskämpfer in den Tiergarten des heiligen Kampfes gehen, würde er von ihren Häuptern die aus den Wolken der Schicksalstrafe strömende Fülle des Unglückes abgewendet haben. Aber sein Schicksal erfüllte sich; seine geistigen Augen verdunkelten sich, und er sah nicht die rechte Art, nach welcher er handeln solle.»

Leider machte der Kriegsrat sich Tomoris richtige, nüchterne Auffassung nicht zu eigen, obwohl selbst seine Krieger deren Berechtigung anerkannten. Der Kriegsrat berief den Feldherrn zurück. Als Kampfplatz wählte er Mohács, dieses wenigstens 20—22 Kilometer lange und beiläufig 8 Kilometer breite Gebiet, welches unterhalb Mohács zwischen den bis zur Donau und den Fünfkirchner Bergen herabreichenden östlichen Abgründen sich erstreckt. Es ist unzweifelhaft, daß diese große Ebene für kriegerische Evolutionen nicht ungeeignet war, weil sie genügend war für die taktische Unterbringung und den Aufmarsch eines bedeutenden Heeres, für das Lager und für den Zusammenstoß mit dem Feinde um so mehr, da auf dieser weiten Ebene, im weiten Umkreise weder Wald noch Strauch dem Feinde zu List oder umgehenden Bewegungen Deckung bot. Wahrscheinlich wurde aus eben diesen Gründen dieser Platz gewählt. Hingegen machte diesen Kampfplatz, für das hier aufgestellte Heer, dieser breite und tiefe Sumpf gefährlich, welcher dessen östliche Seite längs der Donau einrahmte und jetzt von den Fluten der durch vielen Regen angeschwollenen Donau weit überschwemmt war. Als Standplatz des ungarischen Lagers wurde der Winkel unterhalb der Mohács-er Ebene gewählt, beiläufig eine halbe Stunde weit von der Stadt, nördlich von dem Kölköder Heide-Wirtshaus, in der Nähe der Donausümpfe, während sie die südnördliche, beiläufig 30—40 Meter betragende hügelige und mit Wald bedeckte, bei Buzigliczá stufenweise eben verlaufende Hochebene dem Feinde ließen, welcher in den sumpfigen Engpässen keinen Widerstand findend, «seine ganze Kraft anspannend, diese mit Leichtigkeit mit Pferden, Elefanten, Kameelen, Maulesel und dem gesamten Kriegsgepäck übersetzte». Die Folge davon war, daß der Feind hinter der Hochebene und den Erdhügeln seinen Aufzug und Aufstellung beinahe unbemerkt vollziehen konnte und sich dann abwärts bewegend, im Handgemenge vorteilhafter gegen die Angriffe der hinaufrückenden Ungarn verteidigen konnte. Der den Kampfplatz östlich einrahmende Sumpf sicherte zwar die Ungarn gegen einen Überfall von der Donauseite, wie denn auch wirklich die von vortrefflichen Führern kommandierten, mit Janitscharen besetzten

Kriegsschiffe und Boote der türkischen Flotte, welche nicht unbedeutend war, keinen unmittelbaren Einfluß auf den Krieg ausübten; hingegen bei einem Rückzug im Falle einer Niederlage verhängnisvoll werden konnte, weil der Sieger mit elementarer Gewalt sie leicht in diesen sumpfigen und undurchdringlichen Boden drängen konnte, wie denn auch tatsächlich viele retirierende, bald flüchtende Ungarn in diesem Sumpf ertranken.

### VIII.

Auch in der Aufstellung des Lagers und der Kriegoordnung äußerte sich die Unsicherheit der Kriegoführung. Langwierige Debatten wurden darüber an den drei der Schlacht vorangehenden Tagen gepflogen. Es gab solche, welche auf Anraten des Polen Gnojenski und mit Billigung der serbischen Führer Bosicz Radics und Paul Bakits, welche in den Kriegen des Sultan Szelim Kriegoerfahrungen gesammelt hatten, es für das Zweckmäßigste hielten, zum Schutze des Heeres eine feste Wagenburg zu errichten, welche sie am sichersten gegen eine eventuelle Umzingelung von seiten des Feindes schützen würde. Dies wurde auch bestimmt, Gnojenski mit der Aufstellung der Wagenburg betraut, nur daß die Zeit so kurz bemessen war, daß dieser den Befehl nicht vollziehen konnte und so dieser, wie vieles andere auch, vernachlässigt wurde.

Es ist offenbar, daß die Idee der Aufstellung der Wagenburg für die in deren Innern kämpfende Truppe nicht zum Vorteil gewesen wäre. Weil auf diese Art das ungarische Heer sich zum Verteidigen eingerichtet hätte und nicht, worauf sie sich in den letzten Tagen mit so viel sanguinischen Hoffnungen vorbereiteten, nämlich auf Angriff und Sieg. Aus der Vergangenheit wissen wir, daß der Grund der Muhier Niederlage die Einschließung der Ungarn in die Wagenburg war. Die Wagenburg lähmte die Entwicklungsfähigkeit der ungarischen Reiterei, welcher die Ungarn beinahe ihre sämtlichen Triumphe verdankten. Bei Mohács war in dem ungarischen Heere nicht ausschließlich Kavallerie; dieselbe war aber doch bedeutend vertreten, beiläufig 14 Tausend Reiter, die Hälfte des Heeres an Zahl. Die Wagenburg hätte ebenso wie in Muhi, auch in Mohács, nur eine Fessel für die Bewegungsfähigkeit der Reiter gebildet und hätte so dieses Truppenkorps der ungarischen Sache eher schaden als nützen können. Aber auch als reine Verteidigungseinrichtung hätte es die Ungarn nicht retten können. Dies bezeugt auch die Verschanzung von Marot, welche nur provisorisch dem Türkenangriff widerstehen konnte, so daß dort 25 000 Ungarn unter den Hieben des rasenden Feindes fielen.

Zu der Mohács-er Schlachtaufstellung können die zeitgenössischen türkischen Schriftsteller nichts beitragen. Was sie diesbezüglich sagen, ist nicht maßgebend, ja geradezu falsch. Deshalb kommen ihre Mitteilungen gar nicht in Betracht. Um so authentischer ist, was der an dem Kriege teilgenommene Brodarics sagt, obwohl nicht zu leugnen ist, daß auch er über jede einzelne Phase nicht genügend Aufschluß gibt. Deshalb weichen die einzelnen Abschnitte der Topographie unserer zeitgenössischen Militärschriftsteller, wie Kápolnai, Kupelwieser und Eugen Horváth von Rónay — welche sich bemühten, die Mohács-er Schlacht kartographisch darzustellen — bedeutend von einander ab. Von Brodarics wissen wir sicher, daß das ungarische Heer in zwei Hauptkolonnen aufgestellt war. Die erste und zweite Schlachtreihe, welche ein schmaler Zwischenraum, beiläufig einen Steinwurf breit, voneinander schied. Es ist ganz sicher, daß die unter persönlicher Führung der Oberfeldherrn stehende erste Schlachtreihe ein — beiläufig 10000 Köpfe zählendes Truppenkorps — bildete. In diesem Truppenkorps standen als Truppenführer Anton Palozzi, Franz Drugeth von Homonai, Gabriel Perényi, Thomas Széchi, Andreas Báthori, Emerich Szibak und andere. Dieses Truppenkorps deckte rechts, unter Führung Batthyany und Tahys, links, unter Führung Perényis, ein aus je 2000 Köpfen bestehender, teils aus Kürassieren, teils aus leichter Kavallerie gebildeter Flügel.

Fraglich ist, wo war der Liebling des Königs Johann Hardegg, mit den unter seinem Befehle stehenden Kanonieren und den achtzig Kanonen? Laut Brodarics «gleich hinter der ersten Schlachtreihe», das sagt später auch Istvánffi, laut welchem «die mittelgroßen, auf Räderfüßen ruhenden Kanonen, an Zahl beiläufig achtzig, an entsprechender Stelle zwischen der ersten und zweiten Reihe aufgestellt waren, obwohl viele meinten, daß sie unmittelbar hinter der ersten Schlachtreihe aufzustellen seien, damit man mit ihnen, bevor es zum Handgemenge kommt, nicht nur dem Feinde Furcht einjagen, sondern sie womöglich abfeuernd denselben schädigen, vernichten und schlagen könne. Und dennoch bezeichnen unsere Kriegsgeschichtschreiber auf ihren Kriegskarten die Aufstellung der Kanonen nicht hinter, sondern vor der ersten Schlachtreihe. Es kann sein, daß sie dies aus irgend einem strategischen Grunde taten, aber es ist gewiß, daß dies ihr Vorgehen weder die zeitgenössischen, noch nahezeitigen Geschichtschreiber unterstützen; auch ist es mit der damaligen Kampfaufstellung der Türken nicht vereinbar. In dem auf dem Mohács-er Felde aufgestellten türkischen Heere standen die Kanoniere auch nicht vor der ersten, oder der rumelischen Schlachtreihe, son-



dern teils seitwärts, am rechten Flügel der ersten Schlachtreihe, teils aber im Zentrum der zweiten Schlachtreihe, vor den Janitscharen. Mit diesen konnten die Türken die Ungarn ebenso von vorne, wie von der Seite angreifen. Die Behauptung eines türkischen Schriftstellers, daß am rechten Flügel des ungarischen Heeres unter donnerartigem Getöse eine Kanone abgefeuert wurde, bezeugt offensichtlich, daß in der ungarischen Schlachtaufstellung die Kanonen auch zwischen der ersten und zweiten Schlachtreihe, auf «entsprechendem Platz» aufgestellt waren, so daß diese weder das Vorwärtsdringen der Schlachtreihen hindern noch die Unterstützung der Vorwärtsgedrungenen unmöglich machen konnten.

Die Architektur der zweiten Schlachtreihe mußte viel komplizierter gewesen sein als die der ersten, weil sie eine beträchtliche Tiefe hatte, was ihre Ausbreitung der Länge nach viel unbedeutender machte als die der ersten Schlachtlinie, so daß das Ganze einem rechtwinkligen Dreieck glich. Diese Schlachtlinie nennt Brodarics «statarialis», offenbar nach der königlichen Standarte, der mit dem goldenen Bilde der Jungfrau Maria geschmückten mächtigen königlichen Fahne, welche hinter dem Könige in den Händen des Landesrichters flatterte. Der größte Teil dieser Schlachtlinie bestand aus Kavallerie, welche nur eine geringe Anzahl von Infanterie als Deckungsflügel flankierte. Die Architektur der Schlachtlinie bildete sich so, daß vor dem Könige drei Schlachtreihen aufeinander folgten. Unmittelbar vor dem Könige stand der Böhme Stephan Schlick mit den Böhmen und Mähren. Vor diesem die Truppen, welche Peter von Korlátkő und der Pole Andreas Trepka befehligte, vor diesen, oder ganz vorne in der zweiten Schlachtreihe, unter Führung von Nikolaus Tarczay die Truppen der königlichen Kämmerer. Rechts und links von dem König standen der Palatin und die Bischöfe, und zwar rechts der Reihe nach der Erzbischof von Gran, die Bischöfe von Agram, Großwardein, Fünfkirchen und Syrmien. Links der Palatin, die Bischöfe von Raab, Waizen, Neutra, Boßnien, der Probst von Stuhlweißenburg, königliche Sekretäre und Kämmerer, deren weder Name noch Zahl erwähnt ist. Hinter den Bischöfen und dem Palatin standen je ein Vorreiter, welche jedoch keine Schlachtreihe bildeten, sondern bloß zum Schutze und Dienste ihrer Herren dastanden. Hinter dem Könige, auch keine Schlachtreihe bildend, standen Czetricks, Majláth und Kaspar Horváth, welche ausschließlich mit der Bedienung des Königs betraut waren und außer ihnen noch Ráskay, Aczél und Kállay, welche ausschließlich zum Schutze des Königs bestimmt waren, um ihn, wenn die Schlacht eventuell eine Wendung zum Schlechten nähme, vom Kriegsschauplatze zu entfernen. In letzter Reihe

stand eine beiläufig aus 1000 Reitern bestehende Kürassiertruppe, in der Mitte der Landesrichter Johann Drágffy mit der Landesfahne.

Daß die ungarischen Heerführer zur Sicherheit der Ungarn «einen tiefen Graben ziehen ließen, dessen Ende auf einer Seite bis zu dem Gebirge, auf der anderen Seite sich bis zur Donau erstreckte und welchen zu durchdringen unmöglich war», sagt Lutfi Pascha wahrscheinlich von dem Graben der Wagenburg. In dieser Behauptung wird er von Dseládzáde unterstützt, laut welcher König Ludwig «ein befestigtes Lager errichtete, drachenförmige und feuerspeiende Kanonen aufstellte und Wagen und zahlreiche Zárbuszen (hier meint er wahrscheinlich Kanonenkugeln) einlagerte». Ebenderselbe sagt, daß «das Riesenlager der Ungarn mit den Zelten so furchterregend war, wie ein Berg». Laut Szoláczáde haben sie «ein Lager aufgeschlagen und es ringsherum mit großen Gräben versehen».

Bei der Schlachtaufstellung von Mohács fällt uns vor allem auf, daß sie kein Reserveheer hatten, was im Falle einer Klemme gefährliche Folgen haben, im Falle eines Sieges jedoch die Ausnützung des Triumphes unmöglich machen konnte, weil dem Heerführer keine frischen Truppen zur Verfolgung des Feindes zur Verfügung standen. Den Mangel eines Reserveheeres fühlten die ungarischen Heerführer schon vor der Schlacht, denn als von einer Seite in der Richtung von Groß-Nyárad eine plötzliche Gefahr drohte, hatten die Ungarn keinen Truppenkörper, welchen sie hätten zu rekonoszieren aussenden können. Ein halbes oder ganzes Bataillon konnten sie nur so mobilisieren, daß sie es vom Seitenflügel oder von der hinter dem König stehenden Leibwache nahmen, was die ganze Schlachtordnung wenn auch nicht auflösen, so doch empfindlich stören mußte. Den verhängnisvollen Mangel der Reserve fühlte das ungarische Heer auch, als es sich vor den Türken zurückzog. Nachdem keine Reserve vorhanden war, hinter dessen Schutze man die Zurückweichenden hätte sammeln können, wurde das Zurückweichen alsbald zur Flucht.

Die zweite auffallende Schwäche in der ungarischen Schlachtaufstellung bestand darin, daß ihre Frontseite von den Türken um vieles überstiegen wurde, da diese die ganze Breite der Ebene zwischen den Türkenhügel und Groß-Nyárad umspannten und absperreten. Laut militärischen Fachschriftstellern haben hier die zum Kampfe sich auflösenden 80 000 Türken eine 5000 Schritte lange Kriegslinie gebildet, während ihnen gegenüber die Frontseite der Fußtruppen in der ersten Schlachtlinie der Ungarn sich beiläufig auf nur 2500, mit den beiden Reiterflügeln auf 4000 Schritte erstreckte. Die in der Richtung nach Lanschuk ausgesandten Vorposten zeigten im ersten Augenblick an, daß der Kriegsplan des türkischen

Kriegskommandos von Anbeginn an die Einschließung der ungarischen Truppen von Westen und den Angriff von vorne plane. Hierdurch würde ein so mächtiger Druck auf das ungarische Heer ausgeübt, welchem dasselbe schon in Anbetracht seiner Zahlenminderheit nicht widerstehen könnte. Es würde mit Macht in die Donausümpfe gedrängt werden. Die Ungarn bemerkten nur spät die Absicht des Feindes und das auch nur zufällig. Die größte Unterlassung, der gewichtigste Fehler der ungarischen Heerführung war, daß sie auf die Ausforschung, Ausspürung der feindlichen Kriegsmacht, ihrer Kriegstellung und ihrer strategischen Absichten nicht genug Gewicht legte. Man darf zwar nicht wörtlich nehmen, was eine zeitgenössische deutsche Zeitung dem Könige und den Heerführern zum Vorwurf macht, nämlich, daß sie infolge von Geldmangel überhaupt keine Spione hatten; denn dieser Behauptung widersprechen die Aufzeichnungen Brodarics'. Unter anderen auch diese, daß König Ludwig im Kriegsrate sich auf sein Besser-unterrichtet-sein berief, welches er durch die zahlreichen, zu ihm kommenden Spione und Deserteure gewann. Die Leute der Kriegspartei beriefen sich auch auf ihr Besser-unterrichtet-sein, da sie den Feind ausspionierten. Aus den Mitteilungen Brodarics wissen wir auch, daß die Waffenlosigkeit eines großen Teiles der ungeheueren Türkschaft den Ungarn zur Kenntnis kam, daß einige nicht einmal einen Bogen hatten und so das türkische Heer nicht mehr als 70 Tausend Kombattanten zählte. Weiter wissen wir aus den Mitteilungen Brodarics auch, daß Tomori, wie wir aber sehen werden ohne Berechtigung, auf den Verrat des italienischen und französischen Personals in der türkischen Artillerie zählte, was vorauszusetzen scheint, daß er im Spionagewege mit diesen in Verbindung war. Jedoch trotz aller scheinbaren Gegenbeweise können wir versichert sein, daß die ungarische Kriegsführung die einzelnen Nachrichten nicht so sehr durch bezahlte, ausgeschickte Spione, als vielmehr durch weniger verlässliche türkische Flüchtlinge, Kriegseserteure bekam.

Hieraus ist zu verstehen, wieso man im ungarischen Lager am 28. August noch nicht wußte, was im türkischen Lager vor sich ging. Was für einen Mangel die Führer an Spionen hatten, zeigt am besten dieser Umstand, daß, obwohl sie sich bemühten durch die Aufstellung ihres Heeres in eine möglichst lange Linie die Einschließung von seiten der Türken zu verhindern, wurden dennoch durch Beg Bali und Beg Khoszrev von dem türkischen Heere, bei dem heutigen Buziglicza seitwärts zwei Detachement mobilisiert, deren nordwestliche Annäherung die Unseren erst dann bemerkten, als die Truppen



der genannten türkischen Bege aus dem sie schützenden Walde schon am Horizonte bei Groß-Nyárad auftauchten. Ihre Annäherung wurde weder von Spionen, noch von Vorposten gemeldet, nur das Schimmern ihrer Waffen verriet ihre Annäherung. Ihre Anzahl konnten sie auf unserer Seite so wenig bestimmen, daß das ungarische Heerkommando es für genügend hielt, die dem Könige zugeweilten Kaspar Ráskay, Valentin Török und Johann Kállay mit einer kleinen Anzahl Reiter, vielleicht eines halben oder ganzen Bataillons dem Feind entgegen zu senden. Ein halbes oder ganzes Bataillon gegen die beiden Kavallerietruppen, von denen die des Beg Bali fünftausend, die des Beg Khosrev ebenfalls fünftausend Reiter zählten. Selbstverständlich war die Folge dieser einseitigen Verfügung, daß die ausgesandte Reitertruppe als unzureichend sich alsbald zurückzog oder zurückgeworfen wurde. Und nachdem inzwischen der allgemeine Angriff erfolgte, konnte der die Ungarn umkreisende türkische Truppenteil dieselben tatsächlich von der Seite angreifen, sie auf die sumpfige Seite der Donau drängen und so auf das Ergebnis der Hauptschlacht entscheidend wirken. Wenn die ungarischen Heerführer durch Spione erfahren hätten, daß die beiden türkischen Truppenteile in einer 6—7 Stunden langen Kolonne sich in der Richtung von Baranya gegen Groß-Nyárad nähern, hätten sie ohne Zweifel mit Erfolg diese zurückschlagen können, während sie gegen Abend mit dem ganzen türkischen Heere auf einmal sich schlagen mußten.

## IX.

Auf den Mangel an Spionen muß auch zurückgeführt werden, daß die Haupttruppe der Türken ihre mit Ketten verbundenen Kanonen so gut decken konnte, daß die Ungarn blind in die von dem Feinde sorgfältig verdeckte Schlinge fielen. Sie sind sozusagen dem Tod in den Rachen gelaufen. Königin Maria erwähnt in ihrem, den 9. September 1526 an den polnischen König Sigismund gerichteten Brief, daß «die Türken die Ungarn mit List zu dem Platze lockten, wo ihr mit Erde und Sträuchern verdecktes entsetzliches Kanonenlager war, dessen Rauch und Feuer eine entsetzliche Verwirrung und Flucht verursachten». Diese Nachrichten, welche die Königin wahrscheinlich von Flüchtlingen des Kampfplatzes erhielt, welche bei ihr erschienen, bestätigt auch Brodarics. Nebenbei erklärt er, daß die Ungarn keine Ahnung von den Absichten der türkischen Heerführer hatten. Ob der Türke dadurch, daß er den 29. August noch nicht zum Kampfe geneigt schien, vielleicht die Ungarn in die Falle locken

wollte, sie nächtlicher Weise unerwartet angreifen oder durch langes Warten sie ermüden wollte? Das erfuhr niemand, auch er nicht.

Auf den Mangel an gehöriger Orientierung und den grenzenlosen Übermut einzelner großsprecherischer Herren ist es zurückzuführen, daß der Angriff selbst verfehlt war. So gerechtfertigt der Angriff des ungarischen Heeres unterhalb Mohács, jenseits von Karasicz gewesen wäre, wo die örtlichen Verhältnisse am meisten das Gelingen hoffen ließen, ebenso leichtsinnig und gewissenlos war es einem so zahlreich konzentriertem Feinde gegenüber, wie der Türke, mit dem kleinen ungarischen Heer den Angriff zu wagen. Es kam sichere Nachricht, daß die kroatischen, mährischen, schlesischen Hilfstruppen auf dem Wege seien. Die Ansicht der Vernünftigeren war, man soll den Angriff aufgeben, sich nach Ofen zurückziehen und so lange warten, bis die Hilfstruppen von allen Seiten beisammen seien. Wenn der Türke gleichwohl die ganze Gegend, welche sich zwischen Mohács und Pozsony erstreckt, einnimmt und vernichtet, würde das noch immer einen kleineren Schaden für die Nation bedeuten, als wenn der König von Ungarn, sein gesamtes Heer, die sämtliche hohe Geistlichkeit, der hohe und niedere Adel mit einem Schlage vernichtet würden. Aber dieser vernünftige Rat fand keine Billigung, wenigstens nicht in den leitenden Kreisen. In der Nacht vom 21. zum 22. August weckten die Ungeduldigen und Hitzigen den König aus dem Schlaf, sandten Michael Podmaniczky mit der wichtigen Nachricht zu ihm, daß man die Schlacht nicht länger aufschieben könne. Der im Zelte des Königs sofort zusammentretende Rat fand, daß der Rückzug auf Furcht, Feigheit, schmachvolle Flucht schließen ließe. Sie beschlossen den Zusammenstoß und handelten in diesem Sinne an dem Tage, wo Kristof Frangepán in Agram, die böhmischen und mährischen Hilfstruppen in Stuhlweißenburg und Veszprém waren, viele Magnaten und die Truppen der Komitate noch in weiter Ferne standen.

Wenn das ungarische Heerkommando über die Absichten der Türken besser unterrichtet gewesen wäre, hätte es nicht den großen Fehler begangen, seine Truppen vor der Zeit zu ermüden. Das ungarische Heer schwächte seine Kraft tatsächlich durch das zu frühe Aufstellen. Das ungarische Heer war schon den 29. August am frühen Morgen kurz nach Sonnenaufgang aufgestellt und blieb in dieser Stellung bis zu den späten Nachmittagstunden. Selbstverständlich, daß das ungewöhnlich lange Warten und die ermattende Hitze die Krieger, hauptsächlich die schwergepanzerten Kürassiere und die Fußtruppen erschöpfte, so sehr, daß viele von ihnen in das

hinter den Kriessreihen sich befindliche Lager zurückzukehren wünschten. In diesem entscheidenden Augenblick hielt Tomori den Sieg, in der irrigen Ansicht, daß nur ein Teil des türkischen Heeres vor ihnen sei, welches man leichter und sicherer besiegen könne als das ganze, für gewiß.

Zum Staunen des Königs hielt auch er den Zeitpunkt für den Angriff gekommen, worauf bei einem Teile des Heeres ein wunderbarer, jedoch verhängnisvoller Eifer Oberhand gewann, welcher den Sieg auch unter den unmöglichsten Voraussetzungen zu sichern schien. Daß dieser heldenhafte Eifer tatsächlich nur bei einem Teile des Heeres sich äußerte, ist genügend zu verstehen aus dem Briefe, welchen der Bischof von Erlau Paul Várday den 13. September 1526 dem polnischen König schrieb, in welchem er bemerkt, daß seine Truppen, von welchen nur wenige und auch diese verwundet und gebrochen zurückkehrten, laut Zeugnis der übrigen so gekämpft haben, daß wenn die Truppen der übrigen Herren mit ähnlicher Heldenhaftigkeit gekämpft hätten, wir uns nun über den Sieg freuen könnten, mit welchem der Feind sich nun rühmt. Laut Istvánffi gab es solche, welche bei dem ersten Schuß der türkischen Kanone «schmählich davonliefen». Obwohl der Ausbruch der Kriegslust partiell war, war doch seine Heftigkeit so fordernd und zügellos, daß der König nicht widerstehen konnte. Er ließ Alarm schlagen, und unter dem Geschmetter der Trompeten, den Klängen der Feldkornetten, dem Schnarren der Trommel, mit dem Ruf Jesus und «Hajrá», dem Kriegsgeschrei der alten Magyaren, stürzte sich das ungarische Heer unter Führung Tomoris in geschlossenen Reihen auf den Feind. Ein türkischer Berichterstatter sagt, daß der Angriff der Ungarn «wie ein Strom des Todes» war. Von Tomori sagt ein anderer türkischer Schriftsteller: «Dieser gottlose Hund stürzte sich mit einigen tausend Mann so sinnlos auf die Stände des Islam, daß sein Schritt eher dem Laufe eines angeschossenen Ebers glich.» Es gab für ihn kein Hindernis, und sein Anprall war gerade gegen die erste Kriegslinie des Lagers der Hauptanführer gerichtet.

Überraschend ist, daß die Attacke unmittelbar war, ohne die Inanspruchnahme der weittragenden Waffen. Sie feuerten wohl die Kanonen ab, aber eher zum Zeichen und um Schrecken einzujagen, denn unter den Zeitgenossen erwähnen weder die ungarischen, noch die deutschen und türkischen Berichterstatter etwas davon. Was der eine oder der andere türkische Schriftsteller sagt, beweist nur, wie wir gesehen haben, daß das Eingreifen der Artillerie ohne Wirkung blieb. Auch von dem Gebrauch des Pfeiles und der Handfeuerwaffen



wird nicht Erwähnung getan, was die Militärsachverständigen mit Grund dem ungarischen Heere zum Vorwurf machen können.

Als die erste Kriegsreihe der Ungarn den Feind erreichte, erkannten die Führer sofort ihren Irrtum; denn als sie auf die Höhe des Terrainhügels kamen, sahen sie sich dem ganzen türkischen Heere gegenüber. Hinter dem rumelischen Korps stand kriegsbereit das anatolische. Dort schien die Erdoberfläche von einem Menschenstrom überschwemmt. Die ganze Anhöhe wurde von den Janitscharen überflutet und zwischen ihnen stand bei der «*alem human*», bei der in der Mitte des Lagers befindlichen Fahne, von 15 000 Leibgardisten beschützt «*in einem prächtigen Stahlkleid, auf seinem gesegneten Haupte drei beispiellos schöne Reiherfedern, unerschütterlich, «wie der Erddolch», «wie ein Fels», der Sultan selbst.* Wir können nicht sicher entscheiden, ob die Auflösung der ersten Kriegsreihe der Türken ein eigenmächtiges Auseinandergehen war oder ein durch die Heftigkeit des Anpralles des ungarischen Heeres bewirkter Durchbruch. War es Kriegstaktik von seiten des Türken oder das Ergebnis der Heldenhaftigkeit der Ungarn? Die türkischen Zeitgenossen äußern sich gegensätzlich. Laut *Kemálpasazáde*, *Dsélázáde* und *Pecsevi* war die Auflösung der ersten türkischen Kriegslinie ein Manöver von türkischer Seite, um dem Angreifer in den Rücken fallen zu können. Laut dem Tagebuch *Szulejmans* hingegen haben die Ungarn die türkische Linie durchbrochen. Unsere neueren Schriftsteller meinen, daß, obwohl man seit der Schlacht am *Amselfelde* im Jahre 1389 in der Kriegsgeschichte der Türken sehr häufig die Taktik der sich freiwillig öffnenden Kriegsreihen findet, muß man doch in der Schlacht bei *Mohács* kein freiwilliges Auseinanderweichen, sondern Durchbruch verstehen. Möge es wie immer sein, soviel ist zweifellos, daß die Unseren die Auflösung der ersten Kriegslinie der Türken so deuteten, als wenn sie den Sieg schon in den Händen hielten und nur nötig hätten, die zweite Kriegslinie, die Reiter, in Bewegung zu bringen, um den endgültigen Sieg zu erringen.

Dicht aneinander gereiht, doch nicht aneinander gekettet, auf den Hals ihrer Pferde gebückt und ihre Lanzen zum Stoß wagrecht haltend, warfen sich die ungarischen Reiter tatsächlich samt König *Ludwig* im Sturme auf die zweite, kleinasiatische Kriegslinie der Türken, in deren Mitte der Sultan stand, welcher von einigen entschlossenen ungarischen Reitern Säbelhiebe erhielt; jedoch die zweite türkische Schlachtlinie waren sie nicht imstande zu durchbrechen, wenngleich sie auch mehrmals ihren Angriff auf einen Punkt wiederholten. Der türkische Artilleriepark und die Flinten der Janitscharen

vereitelten das Vorwärtsdringen. Eine Zeitlang dauert noch in dem Menschengewirr der verzweifelte Kampf, jedoch der fürchterliche Kanonendonner und der Rauchknäuel, von welchem die Christen dachten, daß er vergiftet sei, nicht weniger der Seitenangriff des Beg Bali, zwang das in Unordnung geratene Heer zum Rückzug. Die Reiter zertraten die Fußtruppen. Es zeigte sich, daß der Angriff verfrüht war. In kurzer Zeit fielen die Anführer, und damit entstand eine gänzliche Unordnung in den Reihen der Zurückweichenden. Es fiel der Erzbischof von Gran, Ladislaus Szalkai, und unter den Bischöfen Franz Perényi, Bischof von Großwardein, Philipp More, Bischof von Fünfkirchen, Blasius Pekry, Bischof von Raab, Franz Csaholy, Bischof von Csanád, Georg Palinai, Bischof von Bosnien. Unter den Kaplänen des Königs Mathaeus Nagy und Thomas Gyöngyösi. Von den weltlichen Herren der die Reichsfahne tragende Landesrichter Johann Drágffi, Oberkämmerer Franz Ország, Oberthürhüter Andreas Trepka und Peter Korláthkövi, Oberkellermeister Simon Horvath, Thomas Széchi, Gabriel Perényi, Ambrosius Sárkány, Anton Palóczy, Mathias Csejthényi, Graf Mathias Frangepán, Sigmund und Lorenz Bánffi, Franz Hampó, Johann Batthyány, Franz Ernst. Von den Adeligen und den Vornehmen Franz Ballasi, Nikolaus Tharczay, Johann Pekri, Kaspar Allaghi, Johann Maythényi, Dionisius Szirmai, Georg Orlovsics, Nikolaus, Johann und Bartholomäus Pekry, Johann Thornóczay, Johann Istvánffi, Emerich Várday, Michael Podmaniczky, Sigismund Pogány, Johann Tornallyai, Johann und Stephan Kálnay, Nikolaus Forgách und andere. Radics Bosits, der Anführer der Flotte, vertraute die zur Untätigkeit verurteilte Flottille den Veteran Trierarchen Ambrosius Fogassi und Johann Filléresi, stellte sich selbst in die erste Reihe der Kämpfenden und starb heldenhaft. Der von seiner Gefräßigkeit und seinem alles vertragenden Magen bekannte und im Dienste des Königs stehende Peter Korogyi, der letzte seines uralten Stammes, verblutete auch auf dem Schlachtfelde. Ellias Gondosi, der Oberküchenchef des Königs im Lager, verblutete mit seinen Genossen in der Küche unter den Streichen des eindringenden Feindes. Von den fremden Herren Graf Stephan Schlick, Johann Bustahradsky von Kolovrat, Kristof Burián von Gutstein, Heinrich Butnauer von Kutnov, Unterkämmerer Jakob Kizersky, Jakob und Johann Urzesovich, Burggraf Heinrich von Dohna und andere böhmische und mährische Herren, viele gemeine Soldaten und Edelleute. Ein türkischer Schriftsteller sagt, daß stellenweise ganze Hügel von Leichnamen lagen.

Gleich nach dem ersten Anprall verlor man den König aus den Augen, den man an der Tête heldenhaft kämpfen gesehen hatte.

Dann kommt allgemeine Flucht. Kemálpasazáde sagt: «Die Truppen der Gyaur, welche eine Gruppe bildeten wie das Siebengestirn, wurden so zerstreut wie die Sterne des Himmelswagens. Sie verloren den Boden unter den Füßen, wurden von Wespen zu unbeholfenen Ameisen, von Schlangen zu furchtsamen Eidechsen.» Die Schlacht war für die Ungarn gänzlich verloren. Ein großes Glück, daß der Sieger, welcher anfänglich seinen Sieg nicht erkannte, die Flüchtenden nicht verfolgte, denn sonst wäre nicht ein einziger Bote des Kriegsverlustes der Ungarn geblieben. Das Schlachtfeld zu Mohács verwandelte sich in einen Trauerplatz. Tragisch bewahrheitete sich die vor dem Kampf gesagte traurige Vorhersagung Franz Perényis, des begeisterten jungen Bischofs von Großwardein, daß «der Tag der Schlacht, der Tag der zwanzigtausend für den Glauben Christi getöteter ungarischen Märtyrer sein wird, für deren Heiligsprechung der ungarische Kanzler, wenn er sich aus dem Kampfe retten könne, in der ewigen Stadt bei dem Papste vorsprechen solle».

## X.

So eine Niederlage, wie sie die Ungarn auf dem Schlachtfelde von Mohács erlitten, findet man nur wenige in der Geschichte der Nationen aufgezeichnet. In der unseren durchaus nicht. Wohl finden wir in den Blättern unserer Geschichte schwere und große Kriegsverluste verzeichnet, aber ein, von so schweren Folgen begleiteter Verlust, wie der bei Mohács, gibt es keinen einzigen. Etelköz, Augsburg, Muhi erinnern uns an große nationale Katastrophen, aber nach jeder fing an, den Ungarn die Morgenröte glücklicherer Tage zu dämmern. In Etelköz überfielen die Pecsényégen das Lager der Ungarn und vernichteten es, mit Säbelhieben tötend, was sie lebend vorfanden. Die von ausländischen Kriegen zurückkehrenden Ungarn fanden nur Ruinen vor und ausgerottete Familien. Der erlittene Schlag bewegt sie dazu, diesen traurigen Platz des Entsetzens zu verlassen, weiterzuziehen und die Karpaten überquerend, sich eine glücklichere neue Heimat zu gründen. Bei Augsburg erleiden die kämpfenden Söhne dieser Nation eine fürchterliche Niederlage, doch, wie wir wissen, hatte diese Niederlage erfreuliche kulturgeschichtliche Folgen. Die Nation gab die abenteuerlichen und räuberischen ausländischen Kriegszüge auf, welche die Kräfte des Volkes unnütz verzehrten. Nach Augsburg sind wir erstarkt und zivilisiert geworden. Auf der neben dem Sajó gelegenen Ebene Muhi streckte uns der Tartar mit einem Schlage nieder, so daß ganz Ungarn seiner Willkür ausgeliefert wurde; jedoch hatte auch diese



Niederlage große staatsgeschichtliche Folgen. Sie trieb uns an, das Land und den Staat zu reorganisieren; die große Niederlage bei Mohács jedoch hatte über anderthalb Jahrhundert nur traurige, klägliche Folgen. Bei Mohács wurde nicht nur die Schlacht verloren, sondern auch das Land und das Volk. Den Türken lohnte es, die Nachricht von dem Siege durch einzelne Boten nach Rumelien, Anatolien, Egypten, Syrien, Diarbekir, Arabien, Kurdistan, in die Walachei und Moldau gelangen zu lassen. Von dem Freudengeschrei der Mohamedaner widerhallte Istantbul, Brussa, Damaskus, Kairo, Aleppo, Edirne. Konstantinopel, in allen Winkeln geschmückt, glich einem eitlen Pfau. Die türkischen Schriftsteller, melden wonnetrunken, daß der Sieg bei Mohács «einer der rühmlichsten im Leben des Islam sei».

Die erste Folge war, daß die Besten unseres Stammvolkes verbluteten. Wer sich aus dem Kriege rettete, mußte größtenteils trotzdem sein Leben lassen. Als der Sultan den der Schlacht folgenden Tag das blutige Schlachtfeld durchritt, ließ er die lebend gefangenen 1500 ungarischen Krieger vor seinen Divan bringen, den 31. August im Kreise aufstellen und niedermetzeln, ihre Köpfe in drei Hügel schichten, den Kopf Tomoris auf eine Lanze spießen, im Lager herumtragen und schließlich vor dem Zelte des obersten Herrn aufstecken. Jenseits des von Flammen umloderten Mohács wurden, auf Befehl des Sultans, neuerdings «vielen Gyauren die Köpfe abgeschlagen». Aber auch das in entfernteren Gegenden wohnende Volk ließ der barbarische Sieger unmenschlich morden oder als Sklaven wegschleppen. Das rechtsseitige Ufer der Donau wurde von seinen ausgesickten Brennern und Räubern überschwemmt: sie steckten in Brand und vernichteten die Komitate Tolna, Weißenburg, Pilis, Gran, Raab, Komorn, Eisenburg und Oedenburg, hauptsächlich aber den Teil, welcher sich zwischen der Donau, dem Plattensee und Raab erstreckt. Wo nur eine blühende Gemeinde war, wurde sie entvölkert und zu einer versengten Wüstenei gemacht. Laut einer seinerzeitigen Zeitung beleuchteten die Flammen von 9—10 in Brand gesteckten Dörfern die Nacht. Die Hauptstadt selbst wurde entvölkert und verfiel. Beinahe weinend lesen wir die ergreifende Schilderung Szerémis. Die Zeitgenossen beziffern auf beinahe zweihunderttausend die Zahl jener einheimischen Bewohner, welche unmittelbar nach der Schlacht bei Mohács zur Zeit der Verheerungen der Türken verbluteten oder als Sklaven fortgeschleppt wurden. Szerémi sagt: «die Hälfte Ungarns wurde in eine Wüste verwandelt». Die Türken selbst scheuten sich nicht zu sagen, daß «über Ungarn das Zeitalter des Entsetzens hereingebrochen sei». Laut Pecsevi, dem

türkischen Geschichtsschreiber, «übermannte eine solche Furcht das ganze Land, daß das Volk lief soweit es nur konnte». An anderer Stelle sagt ebenderselbe, daß die Soldaten, welche zu Streifereien Erlaubnis bekommen hatten, «in einzelnen Truppen die Gegend überfluteten. In das Lager kamen täglich 8—18 herumstreifende Truppen, vor deren Raub und Plünderungen kein Dorf, ja kein Haus sicher war. Unbeschreiblich ist die Zahl der in ihren Besitz gelangten blondhaarigen, schönäugigen Jungfrauen, zierlicher und netter Jünglinge, die silbernen Humpen, Leuchter und anderer kostbarer Gefäße». Laut Kemálpasazáde: «haben die räuberischen Reiter das Land der Gyaur mit der Flut der Zerstörung und dem Feuer der Verheerung vernichtet und verbrannt. Im Lande ist so viel Blut geflossen, daß dessen aufsteigender feuchter Dunst wie ein Nebel die Luft erfüllte. Die schurkischen Elenden haben sie ermordet und ihre Güter und Familien geraubt. Die Schönen und die Häßlichen, Starken und Schwachen, Säuglinge und Heranwachsende, solche von vornehmer und niederer Abstammung, Reiche und Arme, mit einem Worte: alles was und wen sie erreichen konnten, nahmen sie mit sich. Nicht einen einzigen Menschen ließen sie im Hause der Ungläubigen, alle vernichteten sie». Im allgemeinen schien es, als ob es mit der Nation und dem Lande zu Ende sei. Den 29. September 1526 schreibt Alexius Thurzó dem polnischen König: «Ganz Ungarn ist so gebrochen und entsetzt, daß, wofern der liebe Gott, Euer Majestät oder die christlichen Herrscher nicht helfen, es mit uns und dem Vaterlande zu Ende ist . . . Es ist auch nicht die geringste Hoffnung, daß das Land weiterhin fortbestehen könne».

Die Folge dieser stürmischen Schlacht war nicht nur der augenblickliche Verlust, sie hatte viel gewichtigere moralische, politische und staatliche Folgen. Das Land wurde alsbald von den Türken für beständig eingenommen, und damit begann das lange, qualvolle, auf anderthalb Jahrhundert sich erstreckende Leiden der Nation, die vollständige Verarmung und moralische Verkommenheit. Dieses Land, dessen Ansehen zur Zeit König Mathias bei den politischen Verhandlungen der europäischen Mächte so entscheidend in die Wagschale fiel, war nun Mitleid erweckend in seiner Zerrissenheit, Entvölkerung und moralischen Unbeholfenheit. Von dem ehemaligen glorreichen Antlitz Ungarns blieb nicht einmal eine Spur. Von diesem ehemaligen, ruhmreichen Ungarnland schreibt Nikolaus Oláh dem polnischen Kanzler Kristof Szidlowietz, daß es so gesunken sei, «daß es nicht einmal im allerkleinsten Teile als das ehemalige erscheine». Auch laut einem anderen Zeitgenossen — Verancsics — ist dieses arme Land von einem unglaublichen Schlag getroffen. Als wenn es

seit dieser unglückseligen Schlacht ein ganzes Meer von Leiden überflutet hätte, so sehr, daß es nicht einmal den Anschein seiner ehemaligen Kraft, Ordnung und Pracht habe».

Die Leiden der türkischen Sklaverei wurden noch durch den entsetzlichen Parteikampf vermehrt, welcher seit dem Tode Ludwigs Jahrzehnte hindurch an dem niedergedrückten und ausgeplünderten Volke zehrte. Der Tod des Königs teilte die Nation, welche es nie notwendiger hatte zusammenzuhalten und einig zu sein, in zwei feindliche Parteien und hielt sie jahrzehntelang in blutigem Wettstreit. Nachdem Ludwig II. kinderlos gewesen, entstanden im Lande gefährliche Thronstreitigkeiten, schrecklicher und verheerender als je zuvor. Brodarics sagt: «das unglückliche Schicksal will, daß wir, nachdem wir den König verloren haben, nicht nur die Leiden erdulden müssen, mit welchen uns der äußere Feind heimsucht, sondern auch noch jene, welche bei der Königswahl der nationale Zwist und die Parteilichkeit uns auferlegt». Tief empfindend das Traurige dieser unglücklichen Lage, konnte der polnische König Sigismund dem Abgesandten des Palatins Stefan Báthori schreiben: «Dieser Zwist ist schon zuzeiten des Friedens gefährlich, um wie vieles gefährlicher ist er es jetzt, wo Ungarn sich in den Händen des gemeinsamen Feindes befindet».

Auf dem Schlachtfelde zu Mohács waren einige unter den Kriegern, welche die Wahrung der Interessen des Landes in der Erhaltung des Lebens des Königs sahen. Im königlichen Rate erhoben sie auch ihre Stimmen dagegen, daß das Leben des Königs aufs Spiel gesetzt werde, bloß damit den Anforderungen ehemaliger adeliger Privilegien Genüge getan werde. Sie waren dafür, daß man den König unter dem Schutze mehrerer tausend Krieger vom Schlachtfelde fern halte. Da sich dies als unmöglich erwies, gedachten sie die Gefahr so von ihm abzuwenden, daß sie einen anderen in seinen Kleidern erscheinen lassen wollten. Da auch dieser Vorschlag nicht angenommen wurde, stellten sie ihm als Beschirmer zur Sicherheit seines Lebens vertrauenswürdige, tapfere Personen zur Seite. Namentlich Kaspar Ráskay, Blasius Török und Johann Kállay, welche zu den getreuesten Personen des Königs gehörten. Sie geboten, die schnellsten Pferde in Bereitschaft zu halten, auf welchen der König in der größten Gefahr sich retten könne. Der König selbst, welcher während des kurzen Kriegszuges soviel mit Ernst gepaartes vernünftiges Urteil bewies, sah ganz klar; doch damit es nicht so scheine, als ob er sich über das Privilegium der Parteien hinwegsetzen wolle, oder damit er nicht als furchtsam erscheine, war er bereit, sich jeder



Gefahr auszusetzen und dadurch die Feigheit der nach dem Privilegium Schreienden zu Schanden werden zu lassen.

Er begab sich in den mörderischen Kampf, aus welchem er, trotz der treuen Aufsicht und heldenhaften Aufopferung seiner Hüter, nicht mehr lebend zurückkehrte. «Wie ein Lamm ging er zur Schlachtbank,» sagt Szerémi. Nach seinem Tode entstanden allso gleich Thronstreitigkeiten, welche mit den Türken um die Wette das Land zerstörten und den Türken in ihrem Vorhaben, Ungarn ganz in ihre Macht zu bekommen, so sehr von Nutzen waren.

Das eingestandene Vorhaben der Türken zur Ausführung ihrer be- zwingenden europäischen Politik, Ungarn als Ausgangspunkt zu gewinnen, machte auch in den Augen der westlichen Staaten die Mohács-er Schlacht zu einem bedeutungsvollen europäischen Ereignis. Das sich offenbarende europäische Gemeingefühl in Rom, Venedig, Paris, London, Wien, Krakau nahm die Schlacht bei Mohács tatsächlich für nichts anderes als ein Gemeinungsglück der Christenheit. In seinen den 24. Februar 1527 seinem Gesandten gegebenen Weisungen sagt der polnische König Sigismund: «Der zwischen Ferdinand und Szapolyai ausgebrochene Streit ist nicht nur für deren Länder, sondern auch für die ganze Christenheit von größter Gefahr.» Derselbe äußerte sich vor der deutschen Reichsversammlung, daß «der zwischen den erhabenen Königen Ungarns und Böhmens ausgebrochene Zwist, wenn es zum Kampfe kommen sollte, die ganze christliche Gemeinschaft in die größte Gefahr stürzen würde».

In diesem Sinne erklangen bei der Deutschen Reichsversammlung auch die übrigen begeisterten Stimmen, welche die Herrscher und Staaten zur Vereinigung der christlichen Kräfte aneiferten — leider, erfolglos.

Wir können diese jammervolle traurige Geschichte nicht beenden, ohne daß wir unser Wort erheben im Interesse an das Andenken derer, die auf dem Schlachtfelde zu Mohács ihr Blut vergossen haben. Kaum zwei Jahrzehnte trennen uns von der Zeit der 400jährigen Wiederkehr des Tages der verhängnisvollen Schlacht zu Mohács. Nach dem Gesagten kann man wohl nicht leugnen, daß der Grund dieses unsagbaren Schlages außer den Zeitverhältnissen und unserer großen Nationalarmut, hauptsächlich die Erbärmlichkeit, Parteilichkeit, Leichtsinn und Übermut der damaligen Ungarn war; trotzdem dürfen wir keinen Augenblick außer acht lassen, daß unsere Vorfahren ihre sämtlichen Unterlassungen blutig gesühnt haben und damit ihre sämtlichen Sünden wettgemacht haben. Die bei Mohács Gefallenen sind Märtyrer der ungarischen Nation, deren Andenken in treuer Pietät zu halten unsere

heilige Pflicht ist. Dies geschieht auch alljährlich, indem die patriotisch fühlenden Ungarn in der Umgebung von Mohács, auf der einstens von Blut getränkten Ebene sich versammeln und in schwungvollen geistlichen und weltlichen Reden, sowie mit poetischen Deklamationen das Andenken der Gefallenen feiern. Auf dem Platze, wo der König Ludwig II. starb, hat die Pietät des Komitates eine, zwar unsäglich bescheidene Erinnerungssäule und an einem anderen Ort eine unscheinbare Kapelle errichtet, obwohl wir denken, daß es nun die heilige Pflicht des Landes wäre, der Schlacht bei Mohács und deren verbluteten Opfern ein würdigeres Denkmal zu setzen. Ein solches, welches dieses große Schlachtfeld zum heiligen Wallfahrtsort der Nation machen würde. Dieses durch die Nation entweder in Form einer Kapelle oder Statue zu errichtende Denkmal wäre eine mahnende Stimme, die Gefühle der Vaterlandsliebe, der Stammerhaltung, der Eintracht zu pflegen und zu stärken. Ohne diese gibt es kein nationales Gedeihen. Möge daher das nationale Pflichtgefühl die Idee des zur 400 jährigen Wiederkehr zu errichtenden Denkmals unterstützen. Damit wäre der nationalen Ehre und Pietät Genüge getan! Seien wir nicht gezwungen, auch heute das zu sagen, was einstmals ein türkischer Schriftsteller, übermannt von schmerzlichen Gefühlen, sagte: «der einstens so berühmte Platz unterscheidet sich in nichts von den übrigen Wiesen.» Es ist nicht ausgeschlossen, daß bei sorgfältigem Studium an Ort und Stelle, man auch auf die Spur der leiblichen Überreste der gefallenen Märtyrer stoßen würde. Wir wissen, daß die Muttererde Jahrhunderte hindurch die ihrem Schoße anvertrauten Depositen treu bewahrt. Daß die Leichname der bei Mohács Gefallenen auf höheren Befehl von den Türken in die Donau geworfen wurden, deren Strom dieselben fortschwemmte, ist nur ein unbestimmtes Gerücht. Das wäre eine schwere Arbeit gewesen, bei 20—24 000 Toten, und auch sonst unausführbar, da vor der freilaufenden Donau die morastigen, undurchdringlichen Sümpfe waren. Diese wären leicht zu durchsuchen, da sie seither trocken gelegt und in Ackerland verwandelt wurden, so daß man nicht wenig Überreste der dort Gefallenen und Versunkenen finden würde. Daß ein großer Teil der auf offenem Schlachtfelde Gefallenen nach Abzug der Türken christlich bestattet wurde, bezeugen die historischen Aufzeichnungen; ein anderer großer Teil wurde von dem Wild, Vögeln und Hunden verzehrt. Die Witwe des Palatins Emerich Perényi, Dorothea Kanizsai, ließ, geleitet von einer ungewöhnlichen weiblichen Pietät, aus Erbarmen für die im Kampfe um das Vaterland Gefallenen, auf eigene Kosten durch 400 Mann riesige Gräber graben, in welche sie die zerstreut

liegenden Leichname bestattete. Wenn diese Liebe, welche das edle Herz dieser stolzen Dame vor beinahe vierhundert Jahren durchdrang, auch in der Brust der heutigen Nachkommen aufwacht, dann finden sie vielleicht auch den Platz, wo das Denkmal für die Märtyrer von Mohács zu errichten wäre.

## Noch einmal das Problem der Weltsprache.

Von Dr. Baron Siegmund von Szentkereszty.

**I**CH wünsche in meinen folgenden Erörterungen, zu denen mich Prof. M. Rubinyis Artikel (II. Jahrgang, I. Heft) veranlaßte, das Polemische auf ein Minimum zu reduzieren. Ich gedenke eher, das dürftige Material, welches vom Verfasser in seinem Artikel als Grundlage seiner Erörterungen und der Entscheidung der Frage dargeboten wurde, zu ergänzen. Diesbezüglich muß ich zuvörderst ohne jeglichen Kommentar, jedoch nachdrücklich die Tatsache hervorheben, daß der Verfasser, abgesehen von einer belanglosen<sup>1)</sup> Ausnahme, die Literatur dieser, in den letzten Jahren besonders lebhaft erörterten Frage um 1907 (!) schließt. Es ist beinahe überflüssig zu sagen, daß bei diesem Vorgehen die wichtigsten und selbst von den Gegnern der internationalen Sprache als grundlegend anerkannten wissenschaftlichen und praktischen Arbeiten<sup>2)</sup> und Errungenschaften unberücksichtigt blieben. Keinesfalls kann nun dagegen eingewendet werden, daß auf diesem Gebiete in fünf Jahren kein wesentlicher Fortschritt zu erwarten gewesen wäre, um so weniger, da Verfasser selbst die «Délégation pour l'adoption d'une langue auxiliaire internationale» erwähnt, deren weitere Arbeit von jenem, der im Jahre 1911 unter dem Titel «Das Problem der Weltsprache» eine Studie veröffentlicht, unbedingt Aufmerksamkeit und Berücksichtigung verdient, ja fordert. Diesem Mangel soll im folgenden abgeholfen werden; damit aber diese lediglich informativen Mitteilungen ihren Zweck nicht verfehlen, fühle ich mich genötigt, zwei Bemerkungen zu den Erörterungen Rubinyis vorzuschicken.

<sup>1)</sup> Belanglos nennen wir den übrigens sehr wertvollen Artikel Dr. Alexander Gießweins nur bezüglich der Berücksichtigung der neueren Ergebnisse, indem der kurze Artikel sich hauptsächlich mit den ersten Versuchen und mit der Weltsprachenfrage im allgemeinen befaßt.

<sup>2)</sup> Vor allem die im Jahre 1909 erschienene «Weltsprache und Wissenschaft» von den Professoren L. Couturat (Paris), O. Jespersen (Kopenhagen), R. Lorenz (Zürich), W. Ostwald (Groß-Bothen), L. Pfandler (Graz).



1. Vollkommen falsch ist die Kennzeichnung der internationalen Sprache, die sich mehr oder minder unklar durch den ganzen Artikel hindurchzieht, als ob diese eine allgemeine Herrschaft anstrebe, ja die nationalen Sprachen mit all ihrem ästhetischen und Gefühlsinhalt verdrängen wollte<sup>3</sup>). Gewiß trägt daran auch der Name «Welt-sprache», der im Deutschen leider sozusagen allgemein gebräuchlich ist, einigermaßen schuld, jedoch wurde von den Anhängern der internationalen Sprache wiederholt und nachdrücklich hervorgehoben, daß sie nicht das Ideal «Eine Menschheit, eine Sprache» anstreben und keineswegs an die Verdrängung der nationalen Sprachen denken, sondern eine Hilfssprache hauptsächlich in die Wissenschaft, die Technik und den Handel einführen wollen, eine Sprache, die einem jeden neben seiner Muttersprache, als die zweite, «die Fremdensprache» dienen könnte. Dies wäre vom Verfasser hervorzuheben gewesen und nicht unklar, sozusagen verborgen anzudeuten<sup>4</sup>), da dies so zwischen den, dieser richtigen Kennzeichnung widersprechenden Behauptungen überhaupt nicht zur Geltung kommt.

Ich will hier nicht die außerordentliche Wichtigkeit einer solchen internationalen Sprache erörtern, dies geschah ohnehin vielfach seitens Herrn M. Rubinyi, und zwar in stark übertriebener Form (siehe Seite 191, letzte Alinea), um nach solcher Einleitung mit gesteigertem Effekt diese ernste wissenschaftliche Bewegung als eine utopistische kennzeichnen zu können. Ich glaube kaum, daß der Verfasser heutzutage jemanden finden würde, der sich bezüglich der internationalen Sprache solchen träumerischen Hoffnungen hingeben würde; aber selbst angenommen, daß nach einer besonders sorgfältigen Razzie sich in der breiten Welt einige solche finden würden, die sich sogar nach Art des Verfassers auf die Bibel berufen und die Zustände vor Babel wiederherzustellen bestrebt wären, ist es doch keinesfalls gerecht, keinesfalls billig, die ganze, von den Größten

---

<sup>3</sup>) Siehe z. B. Seite 195 (Hervorhebungen von mir): «Wenn gewisse Sprachgesetze in allen Äußerungen zur Geltung gelangen würden, so könnte volle Ordnung und volle Bestimmtheit im Sprachleben herrschen, doch es wäre auch um alle poetischen Schönheiten, um alle feinen Nuancen der Sprache geschehen. Zum Glück können wir uns diesen Phalansterzustand im Sprachleben garnicht vorstellen.» Ferner Seite 213: «Produkte der Volksseele können durch bewußte Organisationen der Individuen nicht von heute auf morgen vernichtet oder weggeschafft werden.» «Jenes Zeitalter, in welchem eine Sprache auf dem ganzen Erdrund verbreitet sein wird?»

<sup>4</sup>) Siehe z. B. Seite 212 (Hervorhebung von mir): «Eine durch Internationales Übereinkommen anerkannte Weltsprache würde zu den teuersten Gütern der Menschheit gehören. Die Männer der Wissenschaft und Literatur können sich die fremden Nationalsprachen aneignen, um in die Geistesprodukte derselben unmittelbar eindringen zu können.»

der Wissenschaft unterstützte Bewegung und wissenschaftliche Arbeit in solch einem Lichte vorzuführen.

2. Auch meine zweite Bemerkung nötigt mich nicht, mit den Argumenten des Verfassers zu polemisieren, ich berichtige hier auch nur die Aussagen und Behauptungen, die der Verfasser den Anhängern der internationalen Sprache, besonders Herrn Prof. Couturat, zuschreibt. Es heißt: «Diese Verfechter der Weltsprachenpropaganda berufen sich zur Rechtfertigung ihrer Bestrebungen auf jene Fortschritte des menschlichen Geistes, an deren Möglichkeit man so lange zweifelte, bis dieselben zustande kamen. Sie berufen sich auf jene sehr geistvolle, jedoch leicht widerlegbare Beweisführung von Couturat, wonach vieles in der neueren Entwicklung der menschlichen Kultur zustande kam, worüber man sich vorher nichts hatte träumen lassen. Wer dachte vor dreißig Jahren, daß man ohne materielle Leitung telegraphieren könne und daß man in das Innere des menschlichen Körpers blicken werde, ohne denselben zu sezieren, daß man die Knochen des lebenden Menschen photographieren werde? . . . » Hierauf bemerkt Herr M. Rubinyi: «Das sind jedoch bloß geistvolle Einfälle und keineswegs Beweise . . . Die Möglichkeit der Analogie ist noch kein Beweis.» Nun hier befindet sich der Herr Verfasser in einem großen Irrtum. Die Anhänger der internationalen Sprache und hauptsächlich Couturat führen dies nämlich überhaupt nicht als positive Beweise für die Richtigkeit des Gedankens an, sondern nur zur Nachweisung jenes fundamentalen Denkfehlers, welcher von denen begangen wird, die nichts anderes gegen die internationale Hilfssprache einzuwenden haben, als «daß so etwas nicht existieren könne, da ich so was noch nie gesehen habe, da so etwas bisher nie existierte.» Zur Widerlegung dieses Trugschlusses ist nun aber Couturats Gedankengang vollkommen geeignet und unanfechtbar. Man darf nur nicht fälschlicherweise diese negative Rechtfertigung als positive Beweisführung kennzeichnen.

Den Anhängern der internationalen Sprache mangelt es aber auch an positiven Beweisen nicht. Dies sind: eine unleugbare historische Tatsache und Experimente, die stets wiederholt werden können.

Unleugbar ist die eine Tatsache, daß, abgesehen von älteren Beispielen, die lateinische Sprache Jahrhunderte hindurch, besonders in der Wissenschaft die Rolle einer internationalen Sprache spielte. Sie war aber nicht neutral und mußte dem erwachenden Selbstbewußtsein der Nation weichen; hierzu kam noch, daß die lateinische Sprache mit ihrem, einer überholten Kulturstufe entsprechenden Wortschatze, nicht entwicklungsfähig war, den Bedürfnissen der modernen Kultur nicht entsprechen konnte. Daß aber eine inter-

# Textprobe; ein praktisches Experiment.

## ORIGINALTEXT

von Gomperz.

ethische Denker, II. Band, 2. Auflage, p. 36; Leipzig 1903.)

## LEBEN UND WIRKEN DES SOKRATES.

Alle, kühle Köpfe von beträchtlicher Stärke hat es in allen Jahrhunderten gegeben, und auch an warmen Herzen herrschte nicht oft empfindlicher Mangel. Aber ein heißes Herz unter einem kalten Kopf, das ist eine seltene Vereinigung, und das seltenste aller Innomene ist ein ungewöhnlich eifrig arbeitendes Herz, das seine Triebkraft dazu verwendet, den Kopf kalt zu erhalten — einem Impfkessel vergleichbar, der ein wenig in Betrieb setzt. Kaum mal in Jahrtausenden kehrt solche Verbindung in großem Maße wieder. Und sie übt, wie wir wissen, für ihre Seltenheit zu entzückenden, eine Wirkung aus, die eine lange Reihe von Jahrhunderten herrscht, ohne sich irgend zu erschöpfen. Daß eine derartige Erscheinung eine nahezu unerhörte liegt tief in der menschlichen Natur begründet. Aller Enthusiasmus besitzt an sich die Tendenz, das Auge des Intellektes nicht zu trüben, sondern zu trüben. Wirkt überhaupt kein Affekt in derer Weise. Er zieht die Vorstellungen an, die ihn zu nähren geeignet sind, und stößt diejenigen ab, die dieser Eignung entbehren. Unbefangenheit in der Wahrnehmung und Beurteilung der Tatsachen gedeiht zumeist nur dort, wo Parteilosigkeit, und das heißt ja Fektillosigkeit, ihr den Boden bereitet hat. Man hat Benjamin Franklin einen Enthusiasten der Nüchternheit genannt. In weit höherem Maße gilt diese Bezeichnung für Sokrates. Die seine mächtige Persönlichkeit beherrschende, bis zur Zeit am Martyrium gesteigerte Leidenschaft für die Klärung des Intellektes. Er hat nach Reinheit der Begriffe gedürstet, mit derselben Inbrunst, mit welcher ein mystischer Schwärmer nach der Vereinigung mit der Gottheit lechzt. Von ihm ist ein Impuls ausgegangen, der zahlreiche Schulen oder besser Sekten von Moralphilosophen erweckt hat, die für ungezählte Myriaden der Gebildeten ein Ersatz für die verschwindende Volksreligion geworden sind. Diesem ungeheuren geschichtlichen Phänomen gerecht zu werden, dies ist eine der wichtigsten Aufgaben, mit denen dieses Werk sich zu beschäftigen hat.

## ÜBERSETZUNG DES ORIGINALTEXTES IN DIE LINGUA INTERNACIONALA DE LA DELEGITARO (IDO)

von L. Couturat.

## VIVO ED AGADO DI SOKRATES.

Klara, malvarma<sup>1</sup> kapi di suficanta fortoso existis in omna yarcenti, ed anke de varma kordyi<sup>2</sup> ne ofte regnis sentebila manko. Sed<sup>3</sup> varma kordyo<sup>4</sup> sub malvarma<sup>1</sup> kapo, to esas rara unio, e la max<sup>5</sup> rara de omna fenomenis esas kordyo<sup>4</sup> laboranta per extraordinara fortoso, qua uzas sa tuta impulsopovo a konservar malvarma<sup>1</sup> la kapo — komparebla a vapor-kaldrono, qua funcionigas glacyo-<sup>6</sup> fabrikeyo. Apene un foyo en yarmili revenas tala unio en granda mezuro. E, quale por kompensar a ni sa raro, ol produktas efekto, qua regnas sur longa seryo<sup>7</sup> de yarcenti, sen irge su exhaustar. Ke tala fenomeno esas preske nevidita, to havas profunda kauzi en la homal naturo. Omna entuziasmo posedas per su la tendenco, ne klarigar, sed<sup>3</sup> trublar l'okulo di l'intelektulo.

Nam generale nul afekto efikas altramaniere. Ol atraktas la riprezentanti, qui esas kapabla ol nutrar, e repulas ti, qui ne havas ta kapableso. Senprejudikeso en la percepto e judiko di la fakti prosperas maxime nur ube senpartieso, to signifikas ya senafekteso, preparis ad ol la sudo. On nomizis Benjamin Franklin entuziasto di la sobro. En multe plu alta grado ta defino valoras por Sokrates. La pasiono qua dominacas sa povoza personeso ed acensis til deziro di martireso, vizis la klarigo di l'intelektulo. Il aspiris a la pureso di la koncepti kun la sama ardoro, kam mistika fanatiko langoras ad unio kun la deajo. De il departis impulso, qua genitis multa skoli o plu juste sekti de moral-filozofi, qui divenis por nekontebila miriadi de instruktivi surogato por la malaparanta<sup>8</sup> populoreligio<sup>9</sup>. Yuste prizar ta monstra historyal<sup>10</sup> fenomeno, to esas un de la max<sup>5</sup> grava problemi, per qui ca verko devas su okupar.

Infolge Beschlusses der Akademie seither geändert in: <sup>1</sup> kolda, <sup>2</sup> kordil, <sup>3</sup> ma, <sup>4</sup> kordio, <sup>5</sup> maxim, <sup>6</sup> glacio, <sup>7</sup> serio, <sup>8</sup> desaparanta, <sup>9</sup> religio, <sup>10</sup> historial.

## RÜCKÜBERSETZUNG AUS DEM IDO-TEXTE

von L. Pfandlner.

## LEBEN UND WIRKEN DES SOKRATES.

Klare, kühle Köpfe von hinreichender Kraft gab es in allen Jahrhunderten, und auch an warmen Herzen herrschte selten ein fühlbarer Mangel. Aber ein warmes Herz unter einem kühlen Kopf, das ist eine seltene Vereinigung, und dieselben aller Erscheinungen ist ein mit außerordentlicher Kraft arbeitendes Herz, welches seine ganze impulsive Kraft dazu benützt, den Kopf kühl zu erhalten — vergleichbar dem Dampfkessel, welcher eine Eisfabrik betreibt. Kaum einmal in Jahrtausenden kehrt eine solche Vereinigung in großem Maße wieder. Und, wie um diese Seltenheit uns aufzuwiegen, bringt sie einen Erfolg hervor, welcher während einer langen Reihe von Jahren anhält, ohne sich irgendwie zu erschöpfen. Daß eine solche Erscheinung beinahe nie gesehen wird, das hat seine tiefen Gründe in der menschlichen Natur. Jede Begeisterung hat für sich die Tendenz, das Auge des Verstandes nicht zu klären, sondern zu trüben. Denn kein Affekt wirkt im allgemeinen in anderer Weise. Er zieht jene Vorstellungen an, welche geeignet sind, ihn zu ernähren, und stößt diejenigen zurück, welche diese Eignung nicht besitzen. Vorurteilslosigkeit in der Auffassung und Beurteilung der Tatsachen gedeiht meistens nur wo Unparteilichkeit, das bedeutet ja Affektillosigkeit, ihr den Boden bereitet. Man nannte Benjamin Franklin einen Enthusiasten der Nüchternheit. In viel höherem Grade gilt diese Bezeichnung für Sokrates. Die Leidenschaft, welche seine mächtige Persönlichkeit beherrschte und sich bis zum Wunsche des Märtyrertums erhob, war auf die Aufklärung des Verstandes gerichtet. Er strebte nach der Reinheit der Vorstellungen mit derselben Inbrunst, wie ein mystischer Fanatiker nach der Vereinigung mit der Gottheit lechzt. Von ihm ging ein Antriebaus, welcher viele Schulen oder richtiger Sekten von Moralphilosophen erzeugte, deren Lehren für ungezählte tausende Gebildeter zum Ersatz wurden für die verschwindende Volksreligion. Diese großartige geschichtliche Erscheinung richtig zu schätzen, das ist eine der wichtigsten Aufgaben, mit denen dieses Werk sich zu beschäftigen hat.



nationale Sprache an und für sich möglich ist, wurde also durch die lateinische Sprache bewiesen. Durch dieses Beispiel werden wir aber auch belehrt, daß die internationale Sprache neutral und entwicklungsfähig sein muß.

Was nun die Experimente mit einer künstlichen Sprache betrifft, wurden diese, was die einheitliche Aussprache anbelangt, mit dem besten Erfolge von den Esperantokongressen geleistet. Die phonetischen Unvollkommenheiten, die dem Esperanto noch anhafteten, und die auch Verfasser richtig hervorhebt, wurden in dem gründlich und in jeder Hinsicht verbesserten Esperanto, in der Sprache «Ido» vollkommen beseitigt, so daß das Ido von den der europäischen Kultur Angehörigen ohne Schwierigkeit rein gesprochen werden kann.

Das andere Experiment, das auch wiederholt geleistet wurde und zu dessen abermaliger Wiederholung die Idisten stets bereit sind, ist die Übersetzungs- und Rückübersetzungsprobe von der ich ein Beispiel S. 639 anführe. Ich bemerke, daß die Übersetzung Couturats aus der Zeit stammt, wo die Sprache eben erst festgelegt war und er noch wenig Übung darin hatte. Professor L. Pfandler fertigte nun in Graz, ohne das Original gesehen zu haben, eine Rückübersetzung aus dem Internationalen ins Deutsche und schickte diese an den Autor nach Wien mit der Bitte, über die Treue der Wiedergabe ein Urteil zu fällen. Gomperz erklärte in einem Briefe die Übertragung als eine «erstaunlich genaue», «die Probe als außerordentlich gut gelungen und in hohem Grade günstig der Ansicht von der Brauchbarkeit der internationalen Sprache.» Diese Probe ist gewiß als eine strenge zu bezeichnen; denn für den Franzosen Couturat ist die deutsche Sprache eine fremde, ebenso wie dem zweiten Übersetzer als Physiker der philosophische Gegenstand nicht nahe stand.

Wenden wir uns nun an die vom Verfasser im Jahre 1907 im Stiche gelassene «Délegation pour l'adoption d'une langue auxiliaire internationale». Diese wählte im Juni des Jahres 1907 einen engeren Ausschuß, dessen Präsident Wilhelm Ostwald und Vizepräsidenten die beiden Sprachprofessoren Baudouin de Courtenay und Otto Jespersen waren. Vertreten waren an Wissenschaften außer der Sprachwissenschaft: Astronomie, Mathematik, Chemie, Medizin, Philosophie. Alle bisher erschienenen Projekte der internationalen Sprache wurden einer eingehenden Untersuchung unterzogen. Otto Jespersen und Wilhelm Ostwald schildern uns die Arbeit dieser Kommission.

Die Verhandlungen begannen damit, daß eine Anzahl Erfinder künstlicher Sprachen persönlich oder durch Vertreter ihre Systeme vorführten (es waren alle erreichbaren Persönlichkeiten solcher Art

hierzu eingeladen worden), und daß, wo eine solche unmittelbare Vertretung nicht erlangbar gewesen war, die entsprechenden schriftlichen Dokumente erörtert wurden. So anstrengend diese Arbeit war, so wirksam erwies sie sich für die allmähliche Klärung des vorhandenen Problems. Gerade die große Mannigfaltigkeit der Lösungsversuche und ihre Diskussion brachten die großen Grundlinien zur Anschauung, innerhalb deren sich eine lebensfähige Lösung halten mußte.

Während der Diskussion sah man bald, daß nicht ein einziges Mitglied des Ausschusses bereit war, eine Sprache von aprioristischem Gepräge anzunehmen, welche willkürlich erfundene Wörter enthalte, sondern daß alle die weitgehendste Anwendung der schon internationalen Elemente der nationalen Sprachen bevorzugten. Ich will hier nachdrücklich darauf hinweisen, daß diese internationalen Elemente zwar größtenteils lateinischen Ursprunges sind, aber keinesfalls alle. Es muß betont werden, daß es auch eine germanische Internationalität, das heißt Wörter, Wortstämme germanischer Abstammung gibt, die von viel mehr Menschen verstanden werden als die romanische Wurzel, die also in keiner internationalen Sprache außer acht gelassen werden dürfen.

Die Auswahl wurde demnach auf die Sprachen der sogenannten «a posteriori»-Gruppe beschränkt, deren bekannteste Vertreter Esperanto, Neutral, Novilatin und Universal sind, welche in vielen Beziehungen als Abarten des nämlichen Sprachtypus angesehen werden können. Im besonderen spielten die beiden ersteren als die am besten durchgearbeiteten und durchgedachten Sprachen schließlich die Hauptrolle in der Debatte und die Vorteile jeder einzelnen wurden im Vergleiche gegeneinander abgewogen. Zugunsten des Neutral sprach das internationale Alphabet, ohne besonders erfundene Buchstaben mit Überzeichen, welche Esperanto allein von fast hundert künstlichen Sprachen der Welt zu bieten wagt, ferner die natürliche Auswahl der Wörter in vielen Fällen, so besonders der Fürwörter, bei welchen man das aprioristische, gänzlich künstliche, verfehlte System des Esperanto scharf kritisierte. Auf der anderen Seite wurde im Esperanto mehr getan, um die Sprache durch ein geeignetes Derivationssystem und nicht allzu viele Wortstämme zu erleichtern, jedenfalls wurde auch oft das Derivationssystem mißbraucht zu Ableitungen, wo internationale Wortstämme vorhanden waren.

Sehr ausführlich wurden die Grundsätze über die Internationalität der Wortauswahl, über die Wortbildung (Ableitung) und über die Eindeutigkeit diskutiert. In bezug auf erstere stimmte man dem

Gedanken bei, welchen Professor Jespersen 1905 in Tilskueren geäußert hatte, daß die Internationalität nicht nach der Zahl der Sprachen, in denen das Wort vorkommt, bemessen werden müsse, sondern nach der Zahl der Menschen, welche dasselbe durch ihre Muttersprache kennen. Die Erörterung über die Wortbildung beschäftigte sich besonders mit der Abhandlung Professor Couturats «Étude sur la Dérivation en Esperanto»; ihre Grundzüge wurden von Herrn Couturat erfolgreich verteidigt gegenüber Herrn Boirac, welcher die Überlegenheit des Zamenhofschen Prinzipes behauptete.

Da man sah, daß es nicht möglich sei, alle kleinen unzähligen Einzelheiten zu Ende zu besprechen und zu entscheiden, einigte man sich auf die Wahl eines kleineren Unterausschusses für diese Arbeit, und darnach nahm man einstimmig, also auch mit der Stimme der Esperantisten die folgende Erklärung an:

«Keine von den vorhandenen Sprachen kann als Ganzes und ohne Abänderung angenommen werden. Aber der Ausschuß beschließt, im Prinzip das Esperanto anzunehmen wegen seiner verhältnismäßigen Vollkommenheit und des ausgedehnten und vielfachen Gebrauches, welchen es schon gefunden hat, aber unter dem Vorbehalt mehrerer Abänderungen, welche vom ständigen Ausschuß im Sinne der Schlußfolgerung des Berichtes der Sekretäre und des Idoprojektes<sup>5)</sup> auszuführen sind, und wenn möglich in Verständigung mit dem esperantischen Sprachausschuß.»

Da nun aber diese Verständigung seitens der Esperantisten unmöglich gemacht wurde, mußte das Werk von dem Ausschuß selbst geleistet werden. Das Ergebnis dieser Arbeit ist nun unter dem Namen «Ido» bekannt. Im Frühling 1908 wurden Grammatik und Wörterbücher veröffentlicht. Im Vorworte der letzteren wurde von Professor Jespersen die theoretische Grundlage der Sprache zusammengefaßt. In derselben sprach er zum erstenmal den Grundsatz aus, der dann stets der Grundgedanke der weiteren Arbeit blieb: «Die beste internationale Hilfssprache ist diejenige, welche in allen Punkten der größten Zahl Menschen die größte Leichtigkeit bietet.»

«Fast gleichzeitig wurde dann nach einem Vorschlage von Ostwald und mit einem von ihm und anderen Mitgliedern des Ausschusses gutgeheißenen Programm die Zeitschrift «Progreso» gegründet. In derselben hat man von vielen Gesichtspunkten aus die Grundlagen und die Einzelheiten unserer Sprache diskutiert; bald zeigte es sich, daß das, was die meisten Kritiker aus vielen Ländern

---

<sup>5)</sup> Dieses wurde während der Sitzungen anonym eingereicht.



am meisten tadelten, Wörter und Formen des Esperanto waren, die wir beibehalten hatten, manchmal gegen unsere eigenen Grundsätze. Nachdem die «Union der Freunde der internationalen Sprache» sich gebildet hatte<sup>6)</sup>, wählten deren Mitglieder eine Akademie, damit sie über die im «Progreso» besprochenen sprachlichen Fragen entscheide, und diese Akademie hat während der vergangenen Jahre viele Punkte der Sprache verbessert, so daß jetzt eine sehr kleine Arbeit übrigbleibt, wenn man von der Auswahl der Wörter für ganz besondere Begriffe absieht. Viele Anhänger des Ido aus vielen Ländern haben eine Sprache schaffen helfen, welche in fast allen Beziehungen wirklich vorzüglich ist. Es ist sehr wichtig darauf hinzuweisen, daß die jetzige Idosprache nicht das Werk eines einzigen Mannes ist, sondern eine Gesamtleistung der Bestrebungen vieler Jahre und vieler Menschen, eine Sprache zu schaffen, die ebenso leicht, klar und reichhaltig als anwendbar ist, — eine Sprache, welche sowohl Wissenschaftler als Praktiker vertrauensvoll dem ausgedehntesten Gebrauche in allen internationalen Beziehungen empfehlen können.»

## Die Zipser Hunnen.

Von Prof. Julius Gréb in Aszód.

**D**ER mächtige Wellenschlag des Zeitalters der Völkerwanderung blieb in der Erinnerung der ungarischen Nation in der Gestalt der Hunnensage haften.

Wie die Ungarn das Land gleichsam als die Erbschaft der mit ihnen verschwisterten Hunnen von den Slawen in ihren Besitz nahmen, so wurden die Sagen, in welchen sich hunnisch-ungarische Elemente mit germanischen<sup>1)</sup> — hauptsächlich mit ostgotischen — Bestandteilen vermischten, wahrscheinlich durch Vermittelung der pannonischen Slawen<sup>2)</sup>, zum charakteristischen Gemeingut des ungarischen Nationalschatzes.

Unsere älteren Chronisten, von Kézai angefangen bis Oláh, stützten sich bei der Darstellung der Hunnengeschichte stellenweise noch auf

<sup>6)</sup> Sekretär: F. Schneeberger, Lüßlingen, Solothurn, Schweiz.

<sup>1)</sup> Vgl. Jakob Bleyer: Die germanischen Elemente der ungarischen Hunnensage (Paul und Braune, Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur B. 31, S. 429 ff., 1906).

<sup>2)</sup> Vgl. Jakob Bleyer, a. a. O., S. 598.

die lebendige Überlieferung der Sage. Aber als Ergebnis dieser tiefgehenden Umgestaltung des geistigen Lebens, welche infolge des Humanismus, der Reformation, der Buchdruckerkunst und infolge der nach dem Tode des Königs Mathias immer drückender werdenden türkischen Verheerung eintrat, ist der hunnisch-ungarische Sagenkreis als lebende Volksüberlieferung im Laufe des 15. und 16. Jahrhunderts allmählich ausgestorben, hat bzw. aufgehört<sup>3)</sup>. Daß jedoch dieser nationale Sagenschatz in dem Gemeinbewußtsein der gebildeten Volksschichten den ihm gebührenden Platz heute wieder einnimmt, diesen Erfolg können wir der patriotischen Tätigkeit der Schule, sowie der Literatur verdanken. Da jedoch in den von Deutschen bewohnten Gegenden der Zips auch heute noch eine Volksüberlieferung in der Form allgemein bekannt und verbreitet ist, welche über ein ausdrücklich auf Zipser Boden stattgefundenes großes Blutvergießen berichtet, taucht unwillkürlich die Notwendigkeit auf, die Beschaffenheit und den Ursprung der Sage zu erforschen.

Laut der Zipser Volkssage maßen sich zwei Riesenheere auf der bei Kesmark gelegenen Schlachzebene, welche sich von Busócz bis Hunfalva ausdehnt. Die ungestümen Hunnen griffen hier die tapferen Römer an, und nach einem neunstündigen, hitzigen Kampfe wurde entschieden, wem das Land gehören solle.

Umsonst setzten an der Spitze ihrer Truppen die zwei römischen Führer ihr Leben aufs Spiel. Der eine, Macrinus, starb als Held auf dem Schlachtfelde, der andere, Tetricus, erlitt von einem Pfeil, der sich in seine Stirn gebohrt hatte, eine schwere Wunde. Zum Glück war die Wunde nicht tödlich, und so flüchtete sich Tetricus mit seinen übriggebliebenen Getreuen. Nachdem er aber auf seiner Flucht nach Rom den Pfeil immer in seiner Stirn haften ließ, so setzte sich die Spitze des Pfeiles so stark in der Wunde fest, daß man ihn von dort nicht mehr herausziehen konnte. Demzufolge gelangte dann der Führer mit dem Pfeil in der Stirn nach Rom, wo er ihn als Zeichen seiner Tapferkeit dem römischen Senat zeigte. Infolge dieser wilden Metzelei bedeckten 48 000 Hunnen und 72 000 Leichen tapferer römischer Helden den Schlachtplatz. Diese wurden in große, gemeinschaftliche Gräber gelegt, deren Orte als große Grabhügel noch heute kenntlich sind. So haben denn die Hunnen einen blutigen Siegeserrungen, mit welchem sie die Kraft der Römer so sehr erschöpften, daß diese nie mehr den Mut besaßen, gegen die Hunnen in den Kampf zu ziehen. —

In die Detaillierung dieser denkwürdigen Schlacht pflegen sich

---

<sup>3)</sup> Vgl. Jakob Bleyer, a. a. O., S. 444 ff.

zwar nur diejenigen einzulassen, die in den auf die Zips bezüglichen Aufzeichnungen bewandert sind; aber diese Schlacht lebt auch selbst bei dem einfachen Bauernvolke mit dem Bewußtsein einer verbürgten Tatsache fort, weil die Geschichte dieses denkwürdige Ereignis in zahlreichen Ortsnamen, bzw. topographischen Benennungen verewigte, welche auch jetzt noch in dem Gemeinbewußtsein lebendig sind.

So findet das naive Sprachbewußtsein in dem deutschen Dorfnamen Bauschendorf oder Busócz den Ort, wo die Hunnen die Römer nach einem blutigen Treffen in die Flucht schlugen (pauschen = schlagen, puffen), die Gemeinde Hunsdorf (ungarisch Hunfalva) aber, in deren Namen das Andenken der Hunnen besonders sinnfällig entgegenklingt, gibt sich als jenes Dorf kund, welches auf dem Schauplatze dieses weltberühmten Vorganges entstanden, schon vermöge seines Namens jedem Zweifel die Möglichkeit benimmt. Ja, das Gemeinbewußtsein verfügt sogar noch über eingehendere Daten, wenn es gilt, den Schauplatz dieses wilden Ringens näher zu bestimmen. Ist derselbe doch selbst für die heutige Nachwelt noch leicht erkennbar an dem «Streitfeld» und «Schlachtwieschen» der Hunsdorfer bzw. Kesmarker Gemarkung. Ebenso zeigt man den als «Hunnenhaufen» bekannten kleinen Hügel der Hunsdorfer Gemarkung und einen erhöhten Erdwall bei Busócz (Bauschendorf) auch noch heute als jene großen Massengräber, in welchen die hunnischen und römischen Opfer dieses blutigen Kampfes ruhen. Laut der Überlieferung versinnbildlichen auch die kreuzweise gelegten beiden Schwerter des Kesmarker städtischen Wappens die Erinnerung an diese Hunnenschlacht. Es gibt sogar solche, die behaupten, Kesmark sei eigentlich hunnischen Ursprunges, es sei nämlich von einem hunnischen Anführer namens Keve begründet, und diese neue Ortschaft sei zu seiner Ehre dann Kesmark (ursprünglich Kävesmark) genannt worden.

Es ist ersichtlich, daß die Sage von den Hunnen sich gänzlich in der Umgebung von Kesmark festsetzte. Einzelne Terrainobjekte dieser Gegend gelten als ungeschriebene Zeugnisse der Sage, deren Glaubwürdigkeit noch mehr durch die aus der Erde ausgegrabenen Waffen, römischen Münzen und prähistorischen Funde bekräftigt wird.

Diese auf die Örtlichkeit bezüglichen Benennungen vorläufig außer acht lassend, erkennen wir in der obigen Sage jenen Teil der heimischen Hunnensage, der sich auf die Schlacht bei Cezumór bezieht. Diese Begebenheit ist von der Rolle, welche der «unsterbliche Dietrich» (ungarisch «haláltalan Detre») darin spielt, allgemein bekannt



und hat im Rahmen der um den Besitz Pannoniens gefochtenen Kämpfe von dem ungarischen Dichterfürsten Johann Arany in seinem Epos «Keveháza» eine unvergeßlich schöne poetische Ausgestaltung erhalten.

Die geschichtliche Grundlage der Hunnensage ist — insofern sich dieselbe auf die um das Besitzrecht Pannoniens gefochtenen Kämpfe bezieht — in jenen Kämpfen der Hunnen und Goten zu suchen, welche sich größtenteils in ihrem am Schwarzen Meere gelegenen Vaterlande abspielten, deren Schauplatz aber die Sage nach dem Tode Attilas in ihr neues pannonisches Vaterland übertrug<sup>4)</sup>. Diese Schlacht aber, in welcher die Römer einen solchen verhängnisvollen Verlust erlitten, und welcher auch schon ursprünglich einen organischen Teil der Sage bildete, erfolgte auch wirklich im westlichen Teil Pannoniens, was auch schon der Umstand glaubwürdig macht, daß der ganze Eroberungskrieg von Százhalom durch das Tárnoktal in westlicher Richtung sich bewegte. Daß sie aber eben in dem neben Tulln gelegenen Zeiselmauer lokalisiert wurde — denn dieser Ortschaft Niederösterreichs entspricht mit lautlicher Gesetzmäßigkeit der ungarische Name Cezumor —, dieser Ortsnamenswechsel findet in dem Umstande seine Erklärung, daß an diesem Orte die Awaren von Karl dem Großen eine Niederlage erlitten. Bekanntlich wurden aber die Awaren allgemein irrtümlich mit den Hunnen verwechselt<sup>5)</sup>.

Worin ist nun aber die Erklärung dessen zu suchen, daß die ungarische Hunnensage im Zipser Boden Wurzel gefaßt hat?

Die Antwort erteilt schon teilweise Alexander Münnich in seinem «A késmárki hunok» (die Kesmarker Hunnen) betitelten Artikel<sup>6)</sup>. Auf Grund jenes geschichtlichen Tatbestandes, daß die Kriegooperationen der Hunnen auf die südwestlichen Teile unseres Vaterlandes sich beschränkten, also in weiterer Entfernung von der Tatra vorgingen, betont er die geschichtliche Unmöglichkeit dieser angeblich in Zipsen stattgefundenen Hunnenschlacht, beruft sich als Quelle der Zipser Sage auf Bonfinius, dessen geschichtlichen Bericht ein unbekannter Zipser Geschichtsschreiber im Zeitalter der Reformation entstellte.

Münnich hat aber die Frage hiermit nur halbwegs gelöst, nämlich nur den negativen Teil derselben. Einesteils hat er nämlich unterlassen, die Person dieses fraglichen Zipser Geschichtsschreibers zu ermitteln, andernteils gleitet er als Historiker leichthin über die

<sup>4)</sup> Vgl. J. Bleyer, a. a. O., S. 479.

<sup>5)</sup> Vgl. Gideon Petz, A magyar húnmonda (Die ungarische Hunnensage), S. 35.

<sup>6)</sup> Vgl. Szepesmegyei Tört. Társ. évkönyve (Jahrbuch des «Zipser Geschichts-Vereins»), I, S. 54 f.

sprachlichen Beziehungen der Frage hinweg, indem er die angeblich hunnische Abstammung der betreffenden Zipser Ortschaftsnamen, von denen er jedoch kaum einige namhaft machen kann, einfach leugnet.

Darum ist es nur natürlich, daß die Sage — trotz der geschichtlichen Widerlegung — eben durch die oben vollzählig angeführten Ortsnamen gestützt, im Gemeinbewußtsein weiter fortlebt. Denn nicht nur das gemeine Volk schreibt, im Gegensatz zu den abstrakten Zeugnissen der Geschichte, dem konkreten Inhalt der Ortsnamen naturgemäß größere Beweiskraft zu, sondern infolge des Widerspruches, welcher zwischen der geschichtlichen Widerlegung und der Zeugenschaft der betreffenden Ortsnamen besteht, fühlen sich sogar auch die Angehörigen der intelligenten Kreise vor ein eigenartiges Rätsel gestellt. Demzufolge besteht auch nach der geschichtlichen Berichtigung noch das Bedürfnis, die betreffenden Ortsnamen einer eingehenden sprachlichen Untersuchung zu unterziehen. Sobald mit den Mitteln der Sprachforschung klargelegt worden ist, was diese Ortsnamen ursprünglich bedeuteten, also aus welchen Beziehungen ihr Ursprung abzuleiten ist, erledigt sich selbstredend auch die Frage bezüglich ihrer geschichtlichen Beweiskraft, d. h. ob ihr Ursprung mit den Hunnen in Verbindung steht oder nicht.

In den von Deutschen bewohnten Gegenden Ungarns findet man eine beträchtliche Anzahl solcher zusammengesetzten Ortsnamen, welche das Wort Dorf in Verbindung mit jenem Personennamen enthalten, der den Gründer des Dorfes respektive Familiennamen des Begründers der betreffenden Ortschaft, beziehungsweise den Anführer der ersten Ansiedler bezeichnet. Dergestalt müssen wir das alte Buschon, Buszon oder Bosafalva, d. i. das heutige Bauschendorf bestimmt als ein solches Dorf betrachten, welches von einer Familie Busch (daher der ungarische, beziehungsweise slawische Name des Dorfes: Busócz) gegründet wurde. Dieser Name, der später Bausch lautet, ist nichts anderes, als die Koseform des deutschen Personennamens Burghard<sup>7)</sup>.

Gleicherweise ist in dem fraglichen Namen Hunsdorf (früher Hundsdorf, Honczdorf) ein solches Dorf zu sehen, welches einem Anführer namens Hund seine Entstehung verdankt. Dieser Familienbeziehungsweise Personennamen, der höchstwahrscheinlich auch in dem Namen des Komitates Hont enthalten ist, kommt in erweiterter Form auch noch in den Zipser Ortsnamen Hundertmorgen (ungarisch Száztelek) vor.

---

<sup>7)</sup> Vgl. V. Lumtzer, Deutsche Ortsnamen, S. 33.

Der massenhaften Zeugenschaft gegenüber, welche die mit dem Grundworte Dorf zusammengesetzten Ortsnamen liefern, kann man wohl schwerlich festhalten an Münnichs Ansicht<sup>8)</sup>, laut welcher er auf Grund des alten lateinischen Namens dieser Ortschaft Canis Villa (-Hunsdorf) beweisen will, daß der Name des Ortes von den dort wohnenden königlichen Jagdhundezüchtern stammt. Auf jede Art und Weise ergibt sich aber, daß der Ursprung der Namen Hunsdorf und Bauschendorf anderswo, nicht aber in der hunnischen Sage zu suchen ist.

Untersuchen wir jetzt die Benennung Streitfeld (besser gesagt Sträufeld)! Das naive Sprachbewußtsein beharrt heutzutage steif und fest auf der Erklärung, laut welcher die Benennung als «Schlachtfeld», «Kampfplatz» zu verstehen ist. Auf Grund sprachgeschichtlicher Untersuchungen jedoch, also ausgehend von dem Wortschatze der mittelalterlichen deutschen Sprache, gewinnen wir gar bald die Überzeugung, daß dieses Wort ursprünglich «mit Gestrüpp bewachsenes Feld» bedeutet. Mittelhochdeutsch strû- Gebüsch, Buschwald, Dickicht<sup>9)</sup>. Diese Erklärung entspricht begrifflich viel besser der Natur der Flurnamen, denn — ebenso wie der Großschlagendorfer Flurname «Zeilung» (Mhd. zîl = Dornbusch, Hecke) — bedeutet die obige Benennung nichts weiter, als «durch Ausrottung dichten Gesträuches gewonnenes Ackerfeld».

Diese Auslegung wirkt besonders dann wirklich überzeugend, wenn wir die Benennung Streitfeld aus ihrer Isoliertheit herausheben. Wenn wir auch nur bloß im Zipser Oberland ein wenig Umschau halten, so sehen wir, daß dieses Wort «Streit», welches als Gattungsname in der heutigen Zipser Umgangssprache nicht mehr vorkommt, einesteils als Familienname<sup>10)</sup> lebt, andernteils hat es sich in mehreren Gemeinden als Riedname bis auf den heutigen Tag erhalten. So finden wir in der Gemarkung von Mateócz (Matzdorf), Strázsa (Michelsdorf), Izsákfalva (Eisdorf) je einen Ried namens Streitwiese, ferner neben der Gemeinde Durand einen Berg namens Streitberg. Die an den letzteren Namen sich knüpfende kriegerisch klingende Überlieferung verdankt offenbar dem scherzhaften Mutwillen der umliegenden Ortschaftsbewohner ihre Entstehung<sup>11)</sup>.

<sup>8)</sup> Vgl. Zipser Bote, 1884, Nr. 6, 7, 12, 24. Spöttel's Einwendung, ebenfalls hier, Nr. 14.

<sup>9)</sup> Ähnlicherweise war der in nächster Nähe des Streitfeldes liegende Ried, namens Busch, wie schon der Name andeutet, dereinst mit dichtem Hochwald bestanden.

<sup>10)</sup> Gleicherweise kommt auch das sinnverwandte Wort «Strauch» in der Zips als Familienname vor.

<sup>11)</sup> Angeblich standen hier die Durander kampfbereit den benachbarten Menhardern gegenüber. Als aber in dem Schlachtgetümmel den Durandern das Schießpulver ausging — laut den maliziösen Erzählern deshalb, weil die Durander das Schieß-



So finden wir auch bei den Siebenbürger Sachsen gleiche Benennungen (vgl. im Nordsiebenbürgischen Namenbuch von G. Kisch: Streitbusch, Streitkuhle, Streitwald); außerdem in ostfränkischen, rheinischen und manchen schlesischen Gegenden Deutschlands, vgl. Karl Weinhold, Die Verbreitung und die Herkunft der Deutschen in Schlesien, S. 221: «Streitberg bei Striegau und bei Blumenau, Kreis Bolkenhaim», «Strütt, Stütt m. Bergname bei Schönberg», «Strüttich, Gestrüttich n-Gesträuch, Buschwerk, im 16. und 17. Jahrhundert häufig».

Was uns die Sprachgeschichte bei dem Worte Streitfeld ermöglichte, nämlich den Erweis dessen, daß es mit den Hunnen, ja sogar mit Kampf und Schlacht nichts zu tun habe, das gelingt uns bei der Benennung «Schlachtwieschen» nicht mehr. Damit bezeichnet das Volksgedächtnis tatsächlich ein Schlachtfeld, den Schauplatz blutiger Kämpfe. Jedoch fand das Blutvergießen laut den Aufzeichnungen der Geschichte nicht zur Zeit der Hunnen, sondern viel später, und zwar im Jahre 1532 statt. In dieser Zeit herrschten nämlich zwischen den Städten Kesmark und Leutschau heftige Zwistigkeiten wegen des Warenniederlagerechtes (*ius depositionis mercium*). Infolgedessen kam es zwischen ihnen gar oft zu blutigen Zusammenstößen auf freiem Felde, unter andern auch auf dem oben erwähnten Platze bei Kleinschlagendorf.

Darüber lesen wir in der *Memorabilia Urbis Kesmarkiensis* bei dem Jahre 1532 folgendes<sup>12)</sup>: «Eodem Anno die Martis post festum Francisci Leutschovienses egressi, Landekinensibus, Pirbrunnensibus, Roxensibus equos, et vaccarum greges ademerunt et abegerunt. Cum autem ad Klein Schlagendorff venissent, ibi Kesmarkienses illos egressi, profligarunt: ubi multi Leutschovienses caesi manserunt.

---

pulver überhaupt zu Hause vergessen hatten, gleich am Anfange der Schlacht —, schossen die Durander auf die Gegenpartei mit rundem Käse, welch nennenswertes Ereignis den Durandern den Spotnamen «Tureltschießer», d. h. «Käseschießer» eintrug. Die oberflächliche Sprachforschung deutet nämlich das Wort Turelt als die Zipser Benennung des Käses, von welchem sogar ein so angesehener Historiker, wie Samuel Weber den Dorfnamen Durand ableitet. In Wirklichkeit aber verhält sich die Sache umgekehrt; nämlich von dem Dorfnamen Durand, welche Gemeinde ursprünglich von einer Familie namens Durand gegründet wurde (daher der deutsche Name Durelsdorf, und in der Tatra ein Durelsberg genannter Berg), nannte man den dort bereiteten, allgemein beliebten Käse Durelt, d. h. Turelt. Vgl. Dureldsdorff 1412 (Lumtzer, Ortsnamen, S. 36) Wie ja auch in den Benennungen der allbekannten Käsearten (Emmenthaler, Rockforder, Grojer, Karpathenkäse, Liptauer Käse) nichts anderes, als die geographischen Namen jener Orte enthalten sind, in welchen die betreffenden Käsearten erzeugt werden.

<sup>12)</sup> Vgl. Wagner, *Analecta*. II. B., S. 111.

Est ad Klein Schlagendorff collis exiguus; ubi 49<sup>13)</sup> Leutschovienses in una fovea sepulti iacent: eorum 54 capti Kesmarkinum sunt adducti, quorum octo, quoniam captivi confugerant, decolati sunt». Aus dieser Beschreibung ist ersichtlich, daß die Kesmarker die von ihrem Raubzuge heimkehrenden Leutschauer im Rücken angriffen, worauf diese kämpfend durch die Gemarkung der Ortschaften Klein-Schlagendorf und Hunsdorf flüchteten. Die bei dieser Gelegenheit gefallenen Leutschauer Krieger wurden in einem gemeinschaftlichen Grabe bestattet, und zwar auf dem kleinen Hügel (collis exiguus), der sich im Hotter der beiden Gemeinden befindet. Die unglücklichen Opfer dieses blutigen Gemetzels ruhen also unter dem Hunnenhaufen (mundartlich Hunerhaufen), nicht aber die Leichen der Hunnen<sup>14)</sup>. Als aber die Erinnerung an dieses Schlachtgewühl immer mehr schwand, und als die Sage von den Hunnen — auf welche Art, werden wir später sehen — in Schwung kam, da deutete man die Schlacht und deren Opfer in derselben Weise auf die Hunnen, wie auf die Lokalisierung der Hunnenschlacht bei Zeiselmauer die erwähnte Schlacht der Avaren von entscheidendem Einflusse war<sup>15)</sup>.

Die an Ort und Stelle weniger orientiert sind, und überhaupt jene, die mit der Einteilung der Angewende nicht vertraut sind, wollen in den das alte Flußbett des Poprad einsäumenden runden Hügeln bereitwillig die in der ungarischen Hunnensage erwähnten Kumanierhügel (ungarisch Kúnhalom) erkennen. Aber selbst die letzteren, sowie auch der Ort Százhalom, welche auf dem eigentlichen Schauplatze der ungarischen Hunnensage, in dem nördlichen Teil des Stuhlweißenburger Komitates liegen, sind laut dem Beweise der vorgenommenen Grabungen keineswegs hunnische, sondern vielmehr keltische Gräber<sup>16)</sup>. Alles bisher Gesagte erschüttert auch zugleich die Glaubwürdigkeit der andern großen Begräbnisstätte der hunnisch-römischen Schlacht, der sogenannten Busóczer Schanzen im

<sup>13)</sup> Laut dem Berichte des Christian Genersich waren es 90. Vgl. Merkwürdigkeiten der königlichen Freystadt Kesmark, S. 212f. Laut Hains Chronik waren 31 Leutschauer gefallen, 9 aber gefangen genommen worden.

<sup>14)</sup> Ich halte also die Ansicht Michael Greisigers für eine irrtümliche Behauptung, wonach nämlich der Hunnenhaufen als der eine jener Grenzhügel (meta) zu betrachten ist, welche laut Anonymus auf Veranlassung des Anführers Bors am Fuße der Tátra erhoben worden sind. Vgl. Karpathen-Post, 1912, Nr. 14.

<sup>15)</sup> Vgl. Gideon Petz, a. O. S. 35f.

<sup>16)</sup> Vgl. I. Luczenbacher, Akadémiai Értesítő, 1847, S. 282 und G. Nagy im großen Pallas-Lexikon 9, 474, Hunn sírok (= Gräber der Hunnen) und 11, 105, Kúnhalom (= Kumanierhügel). — Übrigens ist auch in der Gemarkung der Stadt Igló ein Hunnenberg. Vgl. Alex. Münnich, Igló város története (Geschichte der Stadt Igló), S. 181.

<sup>17)</sup> Daß wir es hier geradezu mit einem Grenzhügel (meta) aus der Zeit der ungarischen Landnahme zu tun haben, wie Mich. Greisiger denkt (vgl. Karpathen-Post, 1902, Nr. 13), das zu behaupten möchte ich keinesfalls wagen.

höchsten Maße. Nähere Untersuchungen an Ort und Stelle oder in den Aufzeichnungen der Geschichte könnten jedenfalls auch diesbezüglich einen ganz anderen Ursprung klarlegen<sup>17)</sup>.

Was aber die Ableitung des Namens der Stadt Kesmark von dem Namen des hunnischen Führers Keve betrifft (Kevesmark = die Grenze Keves), so ist dies nichts anderes, als eine jener superklugen, naiven Etymologien, welche die mittelalterlichen Schriftsteller mit Vorliebe erfanden. Ist ja doch auch selbst der echt altungarisch klingende Ortsname Cuweazoa — das heutige Kajászó (Szent-Péter) im Stuhlweißenburger Komitat — nicht Keveháza, wie die Chronisten fälschlich deuten, sondern Kőveaszó, d. i. die altungarische Benennung eines Steintales<sup>18)</sup>.

Noch viel weniger hängt der nicht einmal ungarisch, sondern deutsch klingende Name Kesmark mit dem alten ungarischen Namen Keve zusammen. Aber auf einer ebenso unmotivierten Annahme beruht auch die Erklärung, daß die durch Geza II. hereingerufenen deutschen Ansiedler zu Ehren dieses gastfreundlichen Königs diese Ansiedlung Gezasmak oder Kesmark benannten. Dieser Erklärungsversuch ist aber teils wegen des darin enthaltenen Anachronismus, teils aber wegen mancher lautlichen Schwierigkeiten (der Wandel des anlautenden *g* zu *k*) schon von Luntzer mit vollem Rechte zurückgewiesen worden. Vielmehr sehe ich im Einverständnis mit Luntzer in dem fraglichen Ortsnamen den deutschen Personennamen Käs (vormals Kas). Dann müssen wir aber diese Ortschaft ursprünglich als eine solche Ansiedlung betrachten, welche von einer Familie namens Käs (vormals Kas) auf der ihr geschenkten Erdfläche (Mark = Gemeinde einer Gemarkung) gegründet wurde. Dann finden wir aber die gleichnamigen Entsprechungen einerseits in den Ortschaftsnamen Felső- und Alsó-Kázsmárk (im Komitat Abauj)<sup>19)</sup>, anderseits in dem Dorfnamen Käserhäu (slawisch Jaszenowa) des Komitates Túróc.

Selbst wenn wir aber demgegenüber jene auch noch heute allgemein verbreitete Erklärung für richtig gelten lassen wollten, laut welcher nämlich die Stadt Kesmark von dem Käsehandel ihren Namen erhielt (Käsemarkt = Caseoforum), so könnte dieser Name meiner Ansicht nach höchstens als sekundäre Benennung in Betracht kommen, d. h. wir müßten voraussetzen, daß die Gemeinde schon früher unter einem anderen Namen solange existierte, bis sie zu einem wichtigen Handelsmittelpunkt erstarkt, ihren heutigen Namen erhielt. Aber selbst wenn die Geschichte den Ursprung der Be-

<sup>18)</sup> Vgl. J. Bleyer, S. 475.

<sup>19)</sup> Vgl. Luntzer, S. 48 f.



nennung mit Hilfe der Entwicklungsgeschichte der ersten Ansiedlungen erklärlich machen könnte, so bleibt noch immer die sprachliche Schwierigkeit übrig, wie dann die ältesten Formen dieses Stadtnamens, nämlich Kaszmark, Kazmarc, beziehungsweise das in denselben enthaltene *a* der ersten Silbe zu erklären sei.

Ziehen wir nämlich, vom Zipser Dialekt ausgehend, die mundartlichen Entsprechungen solcher Wörter der neuhochdeutschen Schriftsprache zu Rate, wie: Späner, krähen, krämern, schläft, Schwägerin usw., in denen das *ä* mit dem im Worte Käse enthaltenen gleichen Ursprunges ist, (und zwar aus mittelhochdeutschem *a*), so ist sofort ersichtlich, daß das *ä* in mancher Stadtmundart (z. B. Késmárk, Szepesszombat, Duránd) zu *ei* wurde (in der Dorfmundart blieb es als langes *ä*), aber überall ist es von dem *a* immer scharf geschieden geblieben.

Damit also, daß die Entwicklungsgeschichte unserer Mundart diese *e*-Laute gleichen Ursprunges von dem Entwicklungsgange des *a*-Lautes stets gesondert gehalten hat, ist so ziemlich sicher der Erweis erbracht, daß in den erwähnten Wörtern — also auch in dem Worte Käse — das *e* schon zur Zeit der Zipser Einwanderung herrschte; für den Wandel desselben zu *a* aber bot die neuhochdeutsche Schriftsprache noch viel weniger einen Stützpunkt.

Hingegen steht der obengenannte Familienname infolge des allgemeinen Konservatismus der Eigennamen mit den fraglichen zwei ältesten Daten (Kaszmark und Kazmarc) im vollständigen Einklang. Als aber im Laufe der Zeit der alte Name Kas die Umwandlung zu Käs mitmachte, verblaßte nicht nur das Andenken an den in der Benennung der Stadt Kesmark enthaltenen Familiennamen, sondern das naive Sprachgefühl brachte diesen Stadtnamen sehr bald mit dem Worte Käse in Verbindung, indem er als Käsemarkt gedeutet wurde. Also mit dem Namen Keve hat unser Stadtname Kesmark nichts gemein.

Wie nun die oben genannten Feld- und Ortsnamen, ja sogar ein geschichtlicher Vorgang mit der Hunnenschlacht in Verbindung gebracht wurden, nämlich sobald die Erinnerung an ihren Ursprung allmählich verblaßte: ebenso mischte das Gemeinbewußtsein das Wappen der Stadt Kesmark (kreuzweis gelegte zwei Säbel) in denselben Gedankenkreis, sobald nämlich die Erinnerung daran geschwunden war, daß dasselbe eigentlich bloß die städtische Gerichtsbarkeit über Leben und Tod versinnbildlichte.

Wenn also dergestalt die Sage mittelst der sprachlichen Untersuchung selbst von jenem Gebiete verdrängt wird, auf dem sie sich bis jetzt in Sicherheit fühlte, was gab denn überhaupt Anlaß dazu, daß diese Sage nach Zipsen verpflanzt wurde?

Diese Übertragung fußt eigentlich auf einem Irrtume des Bonfinius und zwar auf seiner Behauptung: «in Kesmarkensem agrum», indem man diesen Ausdruck auf Kesmark bezog, trotzdem aus dem Zusammenhange ersichtlich ist, daß von einem an der Donau befindlichen Orte die Rede ist.

Bonfinius jedoch beging den Fehler nicht dadurch, daß er — wie Rudolf Weber denkt — den lateinischen Namen (Caesaris murus) der niederösterreichischen Ortschaft Zeiselmayer mit Caesaris forum, also mit dem lateinischen Namen der Stadt Kesmark vertauschte<sup>20)</sup>, welch letzterer seit der Regierung der Habsburger allgemein beliebt wurde.

Dies ist jedoch bloß eine willkürliche Annahme. Der lateinische Name des erwähnten niederösterreichischen Ortes lautete nämlich «Cetium ad muros», aus welchem Namen sich — wahrscheinlich mittelst Beeinflussung durch den alten deutschen Personennamen Zeizo — im Mittelalter der heutige Name der Gemeinde entwickelte, welcher vom 10. Jahrhundert angefangen in der Form Zeizinmüre oder Zeizenmüre in den Dokumenten vorkommt<sup>21)</sup>.

Während die alten ungarischen Chronisten diesen Ortsnamen aus dem Volksmunde in der Gestalt Cesummaur (lies Cezömmaur) übernahmen und schrieben, erscheint er bei Turóczi und Oláh schon als Kesmawr. Eben diese schon fertig übernommene Abänderung des genannten Ortsnamens war es, welche den Bonfinius verführte, diesen Ortsnamen mit Kesmark zu identifizieren. Wie ja denn Bonfinius auch mit den übrigen Ortsnamen der Hunnensage ein leichtfertiges Spiel treibt<sup>22)</sup>. Daß aber Bonfinius diesen zur Irreführung geeigneten Namen tatsächlich den Chroniken des Turóczi und Oláh entnahm, das bezeugt auch diese superkluge Erörterung im Anschluß an den in die Stirn Detres eingedrungenen Pfeil, welche gleichfalls nur bei diesem Chronisten vorkommt<sup>23)</sup>.

Daß für die Entstehung der Zipser Hunnensage der Ausgangspunkt einzig und allein in dem obigen durch Bonfinius mit Kesmark fälschlich identifizierten Ortsnamen zu suchen ist, sowie auch, daß ein Kesmarker Gelehrter des Reformationszeitalters diesen Ausgangspunkt mit den charakteristischen zipsischen Einzelheiten ausschmückte und umflocht, soviel ahnte schon Alexander Münnich

---

<sup>20)</sup> Vgl. das von Rudolf Weber herausgegebene weiter unten angeführte Werk. — Münnich schweigt darüber gänzlich, auf welche Art der obige Irrtum des Bonfinius entstanden ist.

<sup>21)</sup> Vgl. J. Bleyer, S. 476.

<sup>22)</sup> Eine seiner albernsten Fälschungen, vgl. J. Bleyer, S. 474, 2. Anmerkung.

<sup>23)</sup> Vgl. J. Bleyer, S. 465, 1. Anmerkung.

richtig. Heute aber können wir, meiner bescheidenen Ansicht nach, auch schon auf die Person dieses rätselhaften Schriftstellers und auf sein Werk, wenigstens auf mittelbarem Wege, bestimmt hinweisen.

Der jüngere Samuel Augustini ab Hortis zitiert nämlich im Jahre 1782 aus Fröhlichs «*Chronicon Hungarico Scepusiense*» die Beschreibung der Kesmarker Hunnenschlacht im ganzen Umfange und erzählt diese Sage fast wörtlich so, wie sie am Anfange dieser kleinen Abhandlung steht<sup>24</sup>). Wir geben uns schwerlich einem Irrtum hin, wenn wir diesen Fröhlich identifizieren mit David Fröhlich, dem berühmten Professor am ev. Lyzeum zu Kesmark im 17. Jahrhundert, die zitierte Arbeit aber, deren Original ausfindig zu machen mir trotz der eifrigsten Nachforschungen nicht möglich war, müssen wir aller Wahrscheinlichkeit nach als eines seiner verloren gegangenen oder handschriftlichen Werke betrachten, falls es nicht in einem Jahrgange des von Fröhlich redigierten berühmten Leutschauer Kalenders steckt. Einesteils nun aus diesem Umstande, daß wir die Zipsische Hunnensage nur aus späteren geschichtlichen Werken kennen, anderteils aber auch daraus, daß sich Fröhlich in Verbindung mit der fraglichen Beschreibung unmittelbar auf Bonfinius beruft, glaube ich mit Recht folgern zu dürfen, daß eben Fröhlich derjenige Schriftsteller war, aus dessen Werk diese Episode als ausgesprochen Zipsisches Ereignis in viele geschichtliche Werke überging<sup>25</sup>.

Obzwar die ernste Geschichtsschreibung dieser Zipsischen unechten Sage gegenüber immer einen äußerst reservierten Standpunkt einnahm, darf man Fröhlich doch nicht der absichtlichen und tendenziösen Entstellung beschuldigen, wie dies Münnich dem von ihm vergeblich gesuchten Verfasser der Zipser Hunnensage gegenüber tat, daß nämlich diese magere Scheinsage nichts weiter sei als «die Andichtung einer kranken Seele, der der Verfasser nicht einmal selber Glaubwürdigkeit schenkte, dieselbe aber trotzdem anderen glaubwürdig machen wollte, welche der eitle Mann nur deshalb erfand, weil er seine Stadt, in welcher er wohnte und sich selbst unter den Bürgern berühmt, glorreich machen wollte.»

Jedenfalls ist es auffallend, daß der im 17. Jahrhundert lebende, einen europäischen Ruf genießende Mathematiker, der unter anderem auch Verfasser mehrerer geographischer und geschichtlicher Werke war, nicht wenigstens insofern Bedenken erhebt, ob als Schauplatz

<sup>24</sup>) Vgl. Samuel Augustini ab Hortis junior, *Topographische Beschreibung des Flusses Poprad*, S. 44 (herausgegeben von Rudolf Weber 1900 auf Grund der ursprünglichen Handschrift).

<sup>25</sup>) So übernahm Christian Genersich (*Merkwürdigkeiten der königlichen Freystadt Kesmark*, S. 72) diese Sage von S. Aug. ab. H., also indirekt ebenfalls von Fröhlich.



der laut Bonfinius an der Donau stattgefundenen hunnischen Schlacht nicht eher die im Komitat Abauj liegende Ortschaft Kázsmárk (zwischen Szikszó und Forró-Encs) zu betrachten sei, als Kesmark in Zipsen, Fröhlichs Geburtsort. Aber infolge seiner großen Anhänglichkeit an seinen Geburtsort meinte er in dem Ausdrucke «in Kesmarkensem agrum» einen so deutlichen Hinweis auf seinen Geburtsort zu finden, daß er angesichts dessen jene unmittelbar vorhergehenden Teile, welche das niederösterreichische Tulln und die Erpressung des Überganges über die Donau erwähnen, einfach der Oberflächlichkeit und Lückenhaftigkeit des Chronisten zuschreibt. Eben deshalb läßt Fröhlich diese — seiner Ansicht nach nur störenden — Teile gänzlich weg.

In diesem Falle kann also von keiner absichtlichen Entstellung, sondern nur von einem immerhin bedauerlichen, jedoch unbewußten Irrtum Fröhlichs die Rede sein, besonders wenn wir noch in Betracht nehmen, daß auch die allgemeine Richtung des Zeitgeistes dazu angetan war, die Überzeugung Fröhlichs in diese Richtung zu lenken.

Obzwar nämlich das bei Augustini ab Hortis angeführte Fröhliche Zitat sich nur auf die Beschreibung der Schlacht beschränkt, ist doch mehr als sicher, daß schon Fröhlichs Überzeugung in erster Reihe in der Deutung des Dorfnamens Hunsdorf als Hunnen-Dorf, eine wesentliche Stütze fand, was damals um so zeitgemäßer war, weil es im Reformationszeitalter zur allgemeinen Gewohnheit wurde, alle Ortsnamen aus dem Deutschen oder aus den griechisch-lateinischen Sprachen oder aus der Bibel herzuleiten. Eben deshalb weil diese Bereitwilligkeit des Zeitgeistes bemüht war, die Glaubwürdigkeit der Sage mit je mehr ähnlichen Erklärungen der Ortsnamen zu stützen, welche schon in den Werken des Augustini ab Hortis und Genersich usw. in voller Anzahl vorkommen, deshalb fand die Sage in dieser Zeit nicht nur vollständige Glaubwürdigkeit, sondern sie vererbte sich in den Werken der kritiklosen Geschichtsschreiber immer mehr und mehr.

Die sagenbildende Phantasie der breiten Volksschichten aber, welche die furchtbaren Verwüstungen der Tataren in der Zips, die Widerwärtigkeiten der Thökölyischen Familie usw. mit solchen poetischen Sagenkreisen umspinnen hat, wurde durch die von der Hunnenschlacht handelnde Überlieferung durchaus nicht zur Selbsttätigkeit bewogen: sie hat also die durch die Gelehrten hierher übertragene Sage in keinerlei Richtung weitergesponnen, trotzdem sich das naive Sprachbewußtsein die in den Ortsnamenerklärungen sich anbietende Grundlage mit größter Bereitwilligkeit zu eigen machte.

Aber eben deshalb, weil die Scheinsage nicht als Ergebnis einer Be-

rührung betrachtet werden kann, welche hier in Zipsen einst zwischen den Zipser Deutschen und zwischen der Urzeit der Hunnen stattgefunden hat, entbehrt sie vollständig des geschichtlichen Kernes, vermöge dessen die geschichtlichen Volkssagen den ernstesten Geschichtsschreibern doch sonst wertvolle Stützpunkte liefern; ebenso wenig können wir darin ein Denkmal erblicken, in welchem sich die geistige Eigenart und Denkungsart des damaligen Zipser Volkes spiegelt.

Da nun also die sprachliche Berichtigung, wie wir gesehen haben, die geschichtliche Berichtigung nicht nur in notwendiger Weise ergänzt, sondern sogar zu einem mit der geschichtlichen Widerlegung vollständig übereinstimmenden Resultate führt, — wobei auch noch angedeutet wurde, auf welche Art und Weise diese Überlieferung im Zipser Boden Wurzel geschlagen hat —, so wird auch der Wert der prähistorischen Funde und deren Beweiskraft in eine andere Richtung gelenkt. Insofern es der Altertumsforschung an einigen derselben gelingt, den hunnischen Charakter mit unbedingter Gewißheit festzustellen, so sind auch diese bloß solche Wegweiser der Völkerwanderung, wie die an anderen Orten des Zipser Komitates gemachten sonstigen vorgeschichtlichen Funde, aber als Beweismittel der Zipser Hunnenschlacht dürfen sie keinesfalls angeführt werden.

## Die deutschen Mundarten in Südungarn.<sup>1)</sup>

Von Univ.-Prof. Dr. Heinrich Schmidt in Kolozsvár.

**E**S ist allgemein bekannt, daß es in Südungarn, in der südlichen Hälfte des Pester Komitates, ferner in den Komitaten Somogy, Baranya, Tolna, Bács-Bodrog, Torontál, Arad, Temes, Krassó-Szörény ungefähr 500, in Kroatien und Slawonien ungefähr 100 Ortsgemeinden gibt, in welchen die absolute oder relative Mehrheit, oder eine bedeutende Minderheit irgendeine deutsche Mundart spricht. Über dieses Sprachgebiet ist aus geschichtlichen, statistischen und politischen Gesichtspunkten viel geschrieben worden. So hat neuerdings R. von Pfaundler, auf Grund der amtlichen ungarischen Volkszählung, eine ausführliche

<sup>1)</sup> Vortrag, gehalten auf der 52. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner. (S. Verhandlungen der 52. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Marburg, Leipzig, Teubner 1914, S. 180 u. 181.) Für den Druck etwas erweitert.

statistische Beschreibung des Gebietes in Angriff genommen<sup>2)</sup>, während die Geschichte der Ansiedlungen R. F. Kaindl wieder, und eingehender, als es bisher geschehen war, zusammengefaßt hat<sup>3)</sup>.

Man wird den Fleiß, mit welchem Kaindl das Material seines Werkes zusammengetragen hat, gerne anerkennen. Die unwahren und tendenziösen Übertreibungen von «der harten Bedrängnis», der fortwährenden «Beschimpfung» der Deutschen in Ungarn, solche Behauptungen, wie «ein weiterer Grund der Abneigung [der Ungarn] gegen das Deutschtum liegt in der Kulturmacht des deutschen Geistes» usw. sind eines Gelehrten unwürdig. Regte sich in Ungarn je der Widerwille gegen das Deutschtum, so trugen daran fast immer die Deutschen Österreichs die Schuld. Sonst ist aber die Wahrheit die, daß nirgends auf der Welt das Deutsche Reich und Volk mit seinen Fortschritten und seiner Kultur in der Weise als das unerreichbare, sehnsuchtsvoll gepriesene Ideal alles Besseren gilt, wie in Ungarn<sup>4)</sup>.

Sämtliche Bewohner des ungarischen Staates in allen ihren seelischen und körperlichen Eigenschaften zu erkennen, zu erforschen und darzustellen, ist die Aufgabe der ungarischen Ethnographie. Sie wird diese nur so erfüllen können, wenn sie sich in vollem Maße mit den Ergebnissen aller benachbarten Wissenschaftsgebieten vertraut macht. Anthropologie und Geschichte müssen ebenso verwertet werden, wie alle Quellen der Erkenntnis, aus welchen die Völkerpsychologie schöpft. Zu diesen gehört vor allem die Sprache in ihren mannigfachen Dialekten und Mundarten. Als ein Beitrag im Dienste dieses höheren und umfassenderen Zweckes wollen die folgenden Ausführungen betrachtet sein.

\*       \*       \*

Die wissenschaftliche Forschung hat sich den deutschen Mundarten Südungarns erst in den letzten zwei Jahrzehnten zugewendet.

<sup>2)</sup> R. von Pfaundler, Das deutsche Sprachgebiet in Südungarn, Deutsche Erde, Jahrg. 1911 ff.

<sup>3)</sup> Raimund Friedrich Kaindl, Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern, 3. Bde., Gotha 1907—1911 (Allgemeine Staatengeschichte, herausgeg. von K. Lamprecht, Dritte Abt., Achtes Werk), und von demselben Verfasser: Geschichte der Deutschen in Ungarn, Ein deutsches Volksbuch, Gotha 1912.

<sup>4)</sup> Eigentümlich kommt es einem vor, daß z. B. auf S. 444 des 3. Bd. (der Gesch. d. Deutschen in den Karpathenländern) J. H. Schwickers bekanntes Buch: Die Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen (1881) und W. Köhls Werk: Die deutschen Sprachinseln in Ungarn und Slawonien (1902) nebeneinander als Quellen erwähnt werden, da doch letzteres ein Wort für Wort aus Schwickers Buch ausgeschriebenes Plagiat ist, und die Ehre nicht verdient, bei Kaindl dreimal nacheinander als seine Quelle angeführt zu werden. (S. Zeitschr. f. hd. Mundarten 1904, S. 216.)



Wie man früher über eine Notwendigkeit ihrer Untersuchung gedacht hat, zeigt eine Bemerkung K. J. Schröers, des eifrigen Erforschers der deutschen Mundarten Oberungarns. Er meint in seiner Abhandlung: «Weitere Mitteilungen über die Mundart von Gottschee» (S. 1), «von den großen deutschen Sprachinseln im Süden Ungarns», daß diese weniger wichtig seien, «da sie, als neuere Ansiedelungen, wenig Eigentümliches bieten».

Es ist seitdem längst erkannt, daß an diesen Mundarten viel mehr höchst Eigentümliches und Bemerkenswertes zu beobachten ist, als der Fernerstehende glauben würde. Die Art und Weise der Entstehung dieser Sprachinseln, die Ausgestaltung und Entwicklung der einzelnen Ortsmundarten läßt sich noch so genau feststellen, daß wir hier gerade solche typische Beispiele für die Entstehung der Kolonialmundarten haben, wie die pfälzischen Kolonien am Niederrhein sind<sup>5)</sup>. Da aber die Ansiedelungsmundarten die Sprachforscher überhaupt vor die schwierigsten Aufgaben und Probleme stellen, ist es äußerst wichtig, daß aus den jüngeren, in ihrer Ausgestaltung noch erkennbaren Kolonialmundarten viel prinzipiell Wichtiges gewonnen werden kann. Die Klärung prinzipieller und methodischer Fragen soll dazu beitragen, die Untersuchung der früheren, mehrere Jahrhunderte alten Ansiedlungsmundarten in die richtigen Bahnen zu lenken und sie vor methodischen Irrtümern zu bewahren. Sind wir auch vorläufig noch nicht in der Lage, aus diesen Gesichtspunkten etwas Abschließendes vortragen zu können, so dürfte es doch nicht ganz unnütz sein, auf das Ziel, das sich jeder Mitarbeiter an der deutschen Dialektforschung Ungarns stecken muß, hinzuweisen, die Ansichten über die Aufgaben der Forschung zu klären, die Wege zu zeigen, auf welchen sie ihrem Ziele durch ausdauernde Arbeit näher rücken kann.

Die deutsche Wissenschaft hatte bisher fast keine, oder nur irr-tümliche Nachrichten von diesen Dialekten. Auf den Mundarten-karten von Bremer in Brockhaus' Konversationslexikon, von Behaghel in seiner Geschichte der deutschen Sprache (Pauls Grundriß) usw. werden die deutschen Mundarten Südungarns alle kurzweg zu den bayrisch-österreichischen geschlagen. Es darf bereits unternommen werden, solche Irrtümer zu beseitigen.

Ich muß hier vor allem von den Quellen Rechenschaft geben, aus welchen ich meine Kenntnis der deutschen Mundarten Südungarns schöpfe.

Ich kenne einen Teil dieser Mundarten, namentlich die im mittleren

<sup>5)</sup> Emil Böhmer: Sprach- und Gründungsgeschichte der pfälzischen Kolonie am Niederrhein. (Deutsche Dialektgeographie III.) Marburg 1909.

Bácsér Komitat verbreiteten, sowie einige Mundarten Slawoniens aus eigenen Beobachtungen, die ich seit geraumer Zeit aufgezeichnet habe. Andere sind mir nur aus wissenschaftlichen Darstellungen und Bearbeitungen einzelner Sprachinseln bekannt. Um über einige besonders wichtige und mir sonst bisher unzugängliche Sprachinseln Aufschluß zu erhalten, schickte ich einige, mir von Wenker zu diesem Zweck überlassene Fragebogen aus. Die über alle Erwartung brauchbaren und freundlichen Antworten haben in mir den Entschluß gereift, mit der Zeit mit Hilfe ähnlicher, etwas erweiterter Fragebogen das ganze Material über sämtliche deutsche Sprachinseln Ungarns (ohne Siebenbürgen<sup>6)</sup>), Kroatiens, Slawoniens und Bosniens zu sammeln, und diese Sammlung der weiteren Forschung stets zugänglich zu machen.

Es sind mir folgende wissenschaftliche Arbeiten über einzelne Sprachinseln Südungarns bekannt:

Über eine Mundart rechts der Donau:

1. Schäfer Illés: A kaloznoi német nyelvjárás hangtana (Lautlehre der Kalaznóer deutschen Mundart.) Budapest 1908.

Über Mundarten zwischen der Donau und Theiß:

2. Heinrich F. Schmidt: Lautlehre der rheinfränkischen Mundart der Sprachinsel Verbász in Südungarn. Zeitschr. für d. Mundarten VI. S. 97 ff.
3. Lindenschmidt Mihály: A verbaszi német nyelvjárás alaktana (Flexionslehre der Verbászer deutschen Mundart.) Budapest 1905.
4. Róth János: A kucorai német nyelvjárás langtana (Lautlehre der Kucoraer deutschen Mundart), Budapest 1911.

Über Mundarten im Banat:

5. Müller József: A franzfeldi német nyelvjárás (Die Franzfelder deutsche Mundart). Egy. Phil. Közlöny 1901, auch im Sonderdruck erschienen.
6. Popper Stefánia: A zombolyai német nyelvjárás (Die Zombolyaer deutsche Mundart). Budapest 1906.
7. Dr. Kräuter Ferenc: A niczkyfalvai német nyelvjárás hangtana (Lautlehre der Niczkyfalvaer deutschen Mundart). Budapest 1907.
8. Dengl János: Az orczyfalvi német nyelvjárás hangtana (Lautlehre der Orczyfalvaer deutschen Mundart). Budapest 1907.
9. Goschi Péter: A Torontál-Ujhelyi nyelvjárás alaktana «Flexionslehre der Torontál-Ujhelyer Mundart). Kolozsvár 1908.
10. Révai József: A csenei német nyelvjárás hangtana (Lautlehre der Cseneer deutschen Mundart). Budapest 1910.

<sup>6)</sup> Einen siebenbürgisch-deutschen Sprachatlas hat zuerst der Ausschuß des Vereins für siebenbürgische Landeskunde (1905), dann (1913) energischer selbständig R. Huß in Angriff genommen. S. jetzt Korrespondenzblatt des Vereins für sieb. Landeskunde 1914, S. 25 ff.

Diese Mundartenbearbeitungen repräsentieren aber eine viel größere Zahl von Sprachinseln, denn einige Verfasser sprechen auch kurz von den Nachbarortschaften und erwähnen wenigstens so viel, ob der Unterschied zwischen ihrer Mundart und der der Nachbarorte ein auffallender oder ein unbedeutender sei, oder geben die Hauptunterschiede zwischen ihnen an.

Ausführliche Inhaltsangaben dieser Arbeiten sind in deutscher Sprache erschienen von Dr. Franz Kräuter (Budapest): *Deutsche Mundarten und Mundartenforschung in Ungarn, Jungungarn*, I. Bd. (1911), S. 685—697; II. Bd. (1911), S. 833—850, 934—939, 1020—1033, 1166—1179, 1266—1281. Wir finden an diesen Stellen ausführliche Besprechungen folgender Abhandlungen: 1. Franz Kräuter: Die Mundart von Niczkyfalva; 2. Josef Révai: Die Mundart von Csene; 3. Stefanie Poppér: Die Mundart von Zsombolya; 4. Johann Dengl: Die Mundart von Orczyfalva; 5. Heinrich Schmidt: Die Mundart von Verbász; 6. Josef Müller: Die Mundart von Franzfeld; 7. Elias Schäfer: Die Mundart von Kalaznó; 8. Michael Lindenschmidt: Die Formlehre der Mundart von Verbász.

Um die Entstehung und Entwicklung der deutschen Mundarten Südungarns begreifen zu können, müssen wir zuerst kurz darauf hinweisen, wie diese Sprachinseln entstanden sind.

Es ist bekannt, daß in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts die Türken unter fortwährenden blutigen Kämpfen die ganze ungarische Tiefebene erobert haben. Die Bevölkerung flüchtete sich oder wurde in den Kämpfen aufgerieben, viele wurden als Sklaven fortgeschleppt. Nach der Vertreibung der Türken und nach dem Eintritt des allgemeinen Friedens lag die fruchtbare Tiefebene Südungarns am Anfange des 18. Jahrhunderts fast menschenleer da. Ansiedler, die sich dort niederlassen wollten, bekamen nicht nur Grund und Boden, sondern auch Haus und Hof und die ganze wirtschaftliche Einrichtung vom Pferd und Wagen bis zur Heugabel und zum Wetzstein umsonst, und wurden auch sonst mannigfach gefördert. Die Nachrichten hierüber verbreiteten sich in ganz Deutschland; die Ansiedler kamen bald in hellen Scharen, aus allen Ecken und Enden Deutschlands; die meisten jedoch aus der mittleren Rheingegend. Fast hundert Jahre lang, von den dreißiger Jahren des 18. Jahrhunderts bis in das zweite Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts dauerte diese intensive, aus staatlichen Mitteln geförderte Kolonisation. Ein Stillstand ist nachher auch nicht eingetreten und wird niemals eintreten, denn auf die offizielle Ansiedlung folgte mit der natürlichen Vermehrung der Bevölkerung die innere Kolonisation, die fortwährende Verbreitung der Deutschen ebenso wie der Ungarn, hauptsächlich den Serben und Kroaten:



gegenüber, die überall langsam zurückgedrängt werden. Seit der Beendigung des Balkankrieges kann eine lebhaftere Völkerbewegung beobachtet werden, vor allem ziehen die Serben gerne, auch teilweise gelockt, in das Land ihrer Stammesbrüder auf den Balkan hinüber.

Von den Behörden und von den Leitern der Ansiedlung wurde seinerzeit bloß darauf geachtet, so weit es möglich war, in einem Orte nur zur gleichen Religion Gehörende anzusiedeln, weil man auf diese Weise für Kirche und Schule leichter Sorge tragen konnte. Unter Maria-Theresia waren nur Katholiken gerne gesehen, die Protestanten mußten sich drücken und gingen meistens unter den Katholiken auf. Unter Joseph II. kam jedoch jede Konfession zu ihrem Recht. Außer katholischen und evangelischen gibt es einige starke reformierte Kirchengemeinden, so in Nagy-Székely, Mórág, Gyönk (rechts der Donau), Szivac, Cservenka, Verbász, Sóvé, Torzsa (im Bácsér Komitat), in Alt-Pazua, Banovce (Slawonien).

Wie bunt sich ein Ort zusammengesetzt hat, wie in einem Orte Leute aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands zusammengefloßen sind, ergibt sich aus meiner Darstellung in der Zeitschrift für deutsche Mundarten VI, S. 160, wo ich aus den Matrikeln der Verbászser Kirchengemeinden folgende Statistik der Herkunftsorte zusammenstellen konnte: von 221 Ansiedlern kamen 2 «aus dem Französischen», darunter 1 aus Saargemünd; aus Elsaß kam je ein Mann aus Lohr, Langensulzbach, Pfaffenbrunn, je eine Frau aus Oberbronn und Mühlhausen. Nassau-Saarbrücken ist vertreten durch die Orte: Lorenzen, Güdingen, Bischmisheim (4 Seelen), St. Johann, Burbach (4), Neunkirchen (2), Dudweiler (3), Wellesweiler, Ottweiler (9), Hirzweiler (2), Werschweiler, Saarbrücken (4); bei 8 Männern und einer Frau ist nur angegeben, daß sie aus der Grafschaft Nassau-Saarbrücken kamen. Viele stammen aus dem Fürstentum Pfalz-Zweibrücken, und zwar aus: Zweibrücken (13), Contwig, Battweiler, Einöd (2), Hornbach, Neu-Hornbach, Mausbach, Klein-Steinhausen, Baumholder (3), Altenglan (2), Eßweiler (3), Horschbach (2), Beerweiler bei Löllbach, Jeckenbach (3); nicht viel weniger kamen aus der Kurpfalz, und zwar aus: Neustadt a. H., Neunkirchen (3), Heiligenmoschel, Rockenhausen (2), Grünstadt, Mannweiler (3), Alsenz, Münsterappel, Fürfeld, Duchrot (3), Oberhausen an der Nahe (2), Sobernheim (2), Planig (5), Kreuznach (2), Heddesheim, Oppenheim. Aus der Grafschaft Sickingen kam 1, aus der Grafschaft Grundbach 4 (1 aus Lückenburg, 1 aus Gillert), aus der Herrschaft Troneck 7, aus der Grafschaft Veldenz 2 (1 aus Dusemond); aus Baden-Durlach kamen 4 (je ein Mann aus Reichenbach, Rintheim, Windenreute, eine Frau aus Birkenfeld). Wieder mehr

aus Hessen-Hanau: Hanau (6), Dudenhofen (6), Harreshausen (4), Babenhausen, Breitenborn (4), Langenstadt (3), Schaafheim (3); weniger aus Württemberg (11), wo jedoch nur die Orte Stuttgart, Enzweihingen, Knittlingen (2), Kaltenwesten, Münchingen erwähnt sind. 4 kamen aus der Eisensteinischen Herrschaft, 4 aus der Grafschaft Solms-Braunfels (2 aus Ober-Wetz, 2 aus Ober-Quembach), 6 aus Nassau-Usingen (Westerfeld, Altweiler, Neuweiler, Brombach, Reichenbach, Laubach), 10 aus Nassau-Weilburg, 2 aus der Grafschaft Hagenburg, 4 aus dem Fürstentum Ansbach, 2 aus dem Fürstentum Baireuth, je 1 aus Niederland, Mecklenburg, Hannover, 7 aus Sachsen, 3 aus verschiedenen Orten der Mark Brandenburg, je 1 aus Preußisch-Schlesien, Böhmen, Niederösterreich, 4 aus deutschen Orten Ungarns. 221 Verbászter Ansiedler (hierunter sind 37 Frauen) kamen demnach aus 98 verschiedenen Orten. Ich habe in dieser Liste die politische Einteilung des 18. Jahrhunderts beibehalten, weil wir ja von vielen Ansiedlern nur wissen, aus welchem «Herzogtum» oder aus welcher «Grafschaft» sie gekommen sind. Wie bunt auch die so zusammengefllossene Menge ausgesehen haben mag, der Grundstock kam doch in geschlosseneren Scharen aus dem südlichen und westlichen Teile der heutigen Pfalz. Immerhin bleibt es merkwürdig genug, daß sich unter den Nachkommen dieser so zusammengewürfelten Leute eine im ganzen einheitliche Mundart entwickelt hat.

Eine noch genauere Liste der Ansiedler haben wir von der Ortschaft Szivac, deren Einwohner Johann Eimann um 1820 zusammengeschrieben hat. Johann Eimann war Gemeindeschreiber in Szivac. Er stammte aus Duchrot in der Pfalz, und hat über die Ansiedlung Kaiser Josephs II. im Bácszer Komitat ein höchst wichtiges, jetzt schon seltenes Büchlein geschrieben, dessen dritter Abschnitt die Geschichte der Gemeinde Szivac enthält. Als Anhang dieses Büchleins gab er das Herkunftsverzeichnis sämtlicher Einwohner seiner Gemeinde heraus<sup>7)</sup>. In Szivac wird eine nordpfälzische Mundart gesprochen, denn sie sagen *kævest* (gewesen), *mutr* (Mutter), — in der südpfälzischen Mundart der Verbászter heißt es *kæven* und *mama*, wie wir sehen werden —, sonst stammen sie aber ebenfalls aus den verschiedensten Gegenden her.

In Franzfeld haben wir eine Statistik der Familien (Müller: Franzf. Ma. S. 25), denn dort sind von 150 Familien 62 aus 46 Ortschaften

<sup>7)</sup> Johann Eimann, Der deutsche Kolonist oder die deutsche Ansiedlung unter Kaiser Josef dem Zweiten in den Jahren 1783—1787 im Bácszer Komitat. Preis ein Gulden. (Ohne Ort und Jahr.) Die Liste der Einwanderer ist wieder abgedruckt bei Czoernig, III. Bd., S. 64—66.

Württembergs gekommen, 49 stammen aus 32 Ortschaften Baden-Durlachs, 8 aus 7 Ortschaften Badens, 6 aus 6 Ortschaften im Elsaß, ebenso viele aus verschiedenen Orten der Pfalz, je 2 Familien aus Hessen und aus Nassau, je eine Familie aus dem Breisgau und aus Bayern.

Wichtig ist, was Eimann über die Sprache seiner Ansiedler zu sagen weiß. Es heißt bei ihm auf S. 77: «Durch den Zusammenfluß dieser Reichsglieder aus verschiedenen Gegenden entstand ein lächerlicher Mischmasch in der Sprache. Die Hessen, deren Sprache sich dem Plattdeutschen nähert, waren am schwersten zu verstehen, minder war dieses der Fall bei denen Nassau-Saarbrückern und Hunsrückern, wie auch bei denen Braunsfelsern. Die Sprache zwischen Mosel und Rhein, wie die Pfälzer solche sprechen, behielt dahier den Sieg und wird solche in allen Evangelischen Kolonial-Dörfern gleichförmig geredet». Ich habe der Auffassung Eimanns gegenüber bereits Zeitschrift für deutsche Mundarten VI, S. 102, gezeigt, daß die Sprache der Mittelbacskaer deutschen Sprachinseln nur nach oberflächlicher Beobachtung «gleichförmig» genannt werden kann, und daß von einer Einheitlichkeit ihrer Mundarten in wissenschaftlichem Sinne keine Rede sein kann. Trotzdem sind seine Bemerkungen, wie wir sehen werden, aus vielen Gesichtspunkten von besonderem Interesse.

Ähnlich, wie Verbász, Szivac und Franzfeld sind fast alle deutschen Orte Südungarns entstanden. Die Ansiedler einer Gemeinde stammen nicht aus einer und derselben Gegend, oder gar aus einem Ort. Sie sind aus einem großen und weiten Gebiet zusammengefloßen. Anfangs bestanden, nach Eimanns Zeugnis, so große sprachliche Unterschiede zwischen ihnen, daß manche fast nicht verstanden werden konnten. Wohl mögen die Alten selbst das auffallendste an ihrer Rede gelindert haben. Die Kinder haben dann nicht so sehr die Sprache ihrer Eltern, wie vielmehr die Sprache ihrer Gespielen und Nachbarn erlernt, es hat sich eine im großen und ganzen einheitliche Mundart gebildet. Dieser Prozeß ist in jedem Dorf für sich vorgegangen. Deshalb wird es kaum möglich sein, hier auf Grund gewisser Spracheigentümlichkeiten deutsche Dialektgrenzen zu ziehen. Zusammenhängende Gebiete sprechen manchmal vielleicht einen ähnlichen, aber nie einen einheitlichen Dialekt; die Entwicklung einer jeden Ortsmundart ist etwas für sich, eine jede Sprachinsel hat ihre eigene Geschichte.

Und ganz gerade so, wie vor hundert und mehr Jahren die südungarisch-deutschen Sprachinseln und Mundarten entstanden sind, entstanden und entstehen heutzutage noch in Kroatien, Slawonien und



Bosnien fortwährend neue deutsche Kolonien. Nur kommen hier die Ansiedler nicht aus dem Deutschen Reich, sondern aus den verschiedensten Ortschaften des Baranyaer, Tolnaer, Bács-er, Torontaler und Temeser Komitats zusammen.

Diese Sprachinseln sind mit wenigen Ausnahmen (z. B. des älteren Ruma) während des XIX. Jahrhunderts entstanden, und zwar im östlichen Syrmien, zwischen Peterwardein und Zimony (Semlin) in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts, im westlichen Syrmien, dann in den Komitaten Veröce und Pozsega, sowie in Bosnien vielfach erst in den letzten Jahrzehnten<sup>8)</sup>.

Den Zug nach dem Süden müssen wir wirtschaftlich erklären. Noch vor 25 Jahren war der Preis eines Joch Feldes (1600 Quadratklaffer) im Banat oder im Bács-er Komitat 250—300 Gulden, während man im westlichen Syrmien um 50—60 Gulden ein Joch kaufen konnte. Ein Bauersmann konnte also sein Vermögen auf das Fünffache erheben, wenn er sich dazu entschloß, ein bis zwei Tagereisen südlicher zu ziehen. Das war eine große Verlockung! Hatte sich einer durch irgendwelche Spekulationen in Schulden verstrickt und konnte er seinen Besitz gut verkaufen, so blieb ihm vielleicht gerade noch so viel, um sich in Syrmien einen ebenso großen Grundbesitz zu verschaffen, wie er früher einen hatte, und er konnte dabei seine Schulden bezahlen. Man stelle sich vor, was für einen Eindruck es auch auf gebildete Leute machen würde, wenn sie durch eine bloße Umsiedelung alle Schulden plötzlich los werden könnten, und man hat eine Ahnung von den seelischen Regungen und Stimmungen unserer Leute in den 80<sup>er</sup> und 90<sup>er</sup> Jahren, welche viele dazu bewogen, eine neue Heimat zu suchen. Heutzutage stehen die Verhältnisse freilich schon ganz anders. Durch das Herbeiströmen der Deutschen und Ungarn gewann Hab und Gut auch unter den Serben und Kroaten einen höheren Wert, so daß der Unterschied zwischen Ungarn und Kroatien in der Bewertung der Immobilien jetzt schon fast unbedeutend ist.

In und neben den serbischen und kroatischen Dörfern entstehen demnach neue deutsche Sprachinseln: ihre Mitglieder kommen aus den verschiedensten Orten Südungarns zusammen; wenn 4—5 Familien aus einem Dorfe herkommen, so ist das eine Seltenheit, und die Freundschaft ist groß unter den «Landsleuten». Die verschiedenen Dialekte gleichen sich dann in einigen Menschenaltern wieder aus, und es entstehen neue Mundarten in einer Mischung, wie sie früher nie vorhanden war.

<sup>8)</sup> S. Bierbrunner Gusztáv, A Bács-szerémi ág. ev. egyházmegye Monográfiája Ujvidék 1902 (Monographie des Bács-Syrmier ev. Kirchendistrikts).

Wenn wir nun kurz zusammenfassen, was wir von der Sprache der südungarisch-deutschen Ansiedlungen wissen, so stehen wir vor allem vor der Frage: gibt es denn in Südungarn bayerisch-österreichische Dialekte oder nicht? Die Antwort ist nicht schwer: ja, es kommen bayerisch-österreichische Dialekte dort vor, aber viel weniger, wie man sich das gewöhnlich vorstellt. Einen bayerisch-österreichischen Dialekt hört man z. B. in den Städten Temesvár, Ujvidék (Neusatz), Békés-Gyula, Essegg. Bayerisch-österreichisch sind nach Jos. Müllers Zeugnis die bei Franzfeld liegenden Orte Glogon und Almás, endlich die Orte Weidental, Wolfsberg, Alt-Szadova und Lindenfeld<sup>9)</sup>. In den letzten vier Orten, die alle im Südosten des Krassó-Szörényer Komitats in unwirtlichen Waldgegenden liegen, sind am Anfange des XIX. Jahrhunderts Deutsche aus Böhmen angesiedelt worden. Mehr bayerisch-österreichische Mundarten sind mir in Südungarn nicht bekannt, aber gewiß werden mit der Zeit noch andere als solche erkannt werden. Vorläufig müssen wir aber sagen, daß alle übrigen Mundarten, von welchen wir Nachrichten haben, nur die Franzfelder und Zádorlaker Mundarten ausgenommen, darin übereinstimmen, daß sie *p* im Anlaut nicht zu *pf* verschieben, sondern nur aspirieren; ebenso wird urspr. *Geminata* —*pp*—, wie auslautendes —*p* nach *m* nicht verschoben.

Ich will bemerken, daß ich mich im folgenden, sobald von Deutschland die Rede ist, vor allem auf Wenkers Sprachatlas stütze. Ohne den S.-A. wäre es ganz unmöglich, Herkunft, Entstehung und Entwicklung der Ansiedlungsmundarten zu erkennen. Man könnte keinen Schritt tun, um sich nicht zu irren, und würde bald in Irrtümern und Vorurteilen stecken bleiben. Für eine stets hilfsbereite Zuvorkommenheit bin ich den Leitern und Mitarbeitern des S.-A. zu lebhaftem Dank verpflichtet.

Wo es möglich ist, benütze ich selbstverständlich auch die Spezialliteratur, und ich hielt es auch bei allen anderen Hilfsmitteln für notwendig, mit dem Volke unserer Urheimat in Berührung zu kommen, weil man daraus doch immer am meisten lernt.

Es ist mir jetzt nicht darum zu tun, durch eine genaue dialektgeographische Statistik die ursprünglichen Elemente der heutigen südungarisch-deutschen Mundarten festzustellen. Das wird die Aufgabe der weiteren Forschung sein. Ich muß mich jetzt, am Anfange unserer Forschung, damit begnügen, durch einen raschen Überblick die mir bekannten Ansiedlungsmundarten auf die deutschen Gegenden hinzuweisen, wo zur Zeit der Einsendung der S.-A.-Formu-

<sup>9)</sup> Peter Grassl: Geschichte der deutsch-böhmischen Ansiedlungen im Banat. Prag 1904.

lare ähnliche, lautlich nahestehende Mundarten gesprochen wurden, insofern sie an einigen markanten Zügen erkannt werden können. Es wird dann die Aufgabe der Einzelforschung sein, festzustellen, wie weit gründungs- und sprachgeschichtliche Tatsachen diese Hinweise bestätigen oder umwerfen.

Es sind uns, wie zuvor erwähnt wurde, außer den bayerisch-österreichischen Sprachinseln nur zwei Orte bekannt, in deren Mundart anlautendes *p*— und inlautendes —*pp*— zu *pf* verschoben werden, und das sind die Franzfelder und Zádorlaker Mundarten.

Es heißt in Franzfeld<sup>10)</sup>: *pfoštə* Pfosten, *pfaf* Pfaffe, *pfeilr* Pfeiler, *pferšij* Pfirsich, *apfl* Apfel, *šepfə* schöpfen, *štupflə* auf den Stoppeln Ähren sammeln, *khumpf* Horn (beim Mähen am Gürtel angehängt und mit Wasser gefüllt, zum Tragen und Benetzen des Wetzsteins). Es ist also sicher, daß die Mundarten, mit welchen wir die Franzfelder Mundart vergleichen müssen, östlich von der *p/pf*-Grenze zu suchen sind. Diese geht (nach Wrede, Anz. f. d. Altert. XIX. S. 103) westlich von Straßburg von der französischen Sprachgrenze aus, und zieht südlich von Zabern, Ingweiler, Weißenburg, Lauterburg dem Rhein entgegen, von welchem sie sich bei Philippsburg nach Osten wendet. Wir haben an dieser Linie nicht nur eine sichere West- und Nordgrenze der Franzfelder Mundart, sondern auch eine feste Südostgrenze aller der Sprachinseln, welche anlautendes *p* nur aspirieren und nicht zu *pf* verändern. Die Franzfelder Mundart kann auch sonst, wie wir sehen werden, ziemlich genau bestimmt werden, wie dies mit Hilfe des Atlas zur Geographie der schwäbischen Mundart von H. Fischer bereits dem ersten, der sich mit dieser Mundart beschäftigt hat, Joseph Müller, trefflich gelungen ist (Franzf. Mundart, S. 26).

Die Mundart von Zádorlak ist wissenschaftlich nicht bearbeitet; eine Notiz Franz Kräuters in der Zeitschrift «Jungungarn» machte mich auf diese, in ihren Eigentümlichkeiten in Südungarn ziemlich vereinzelt dastehende Mundart aufmerksam. Auf mein Ansuchen füllte Herr Pfarrer Siebenhaar in Zádorlak einen Wenkerschen Fragebogen aus. Es ergibt sich aus diesem, daß mhd. *î û û* nicht diphtongiert werden; es heißt also in Zádorlak: *bisse* beißen, *blib* bleib, *mi* mein, *is* das Eis, *zite* Zeiten, *wi* Wein, *gli* gleich, *bi* bei, *triben* treiben; *hus* das Haus, *lul* laut, *bure* die Bauern, *sufer* sauber; *hüser*

<sup>10)</sup> Erklärung einiger Lautzeichen: *ə* = reduzierter Vokal in unbetonter Stellung; *ɛ* = offenes *e*; *š* = nhd. *sch*; *ŋ* = nasaler Reibelaut, wie das *n* in *ng nk*; *-* bedeutet Nasalierung eines Vokals. Öfters ist die vulgäre Schreibung der Sprachatlasformulare beibehalten, besonders, wenn von Mundarten die Rede ist, die wissenschaftlich nicht bearbeitet sind. So auch auf Karte I.



die Häuser, *hütt* heute, für das Feuer. *p*— wird zu *pf*— verschoben: *pfund*, *pfefer* Pfund, Pfeffer. *s* wird in den Verbalformen 'ist' 'hast' zu *š*, während auslautendes *t* schwindet: *er iš* er ist, *das iš* das ist, *du heš* du hast. Die Mundart ist, wie schon diese Eigentümlichkeiten beweisen, weder rheinfränkisch noch schwäbisch, sondern sie gehört zu den südwestdeutschen Monophthongmundarten, deren Nord- und Ostgrenze Wrede (Anz. für deutsches Altertum, Bd. XVIII, S. 409) beschrieben hat. Nach Wrede überschreitet die Diphthongierungsgrenze, welche linksrheinisch die rheinfränkischen und elsäbischen Mundarten voneinander trennt (s. Karte I), südwestlich von Karlsruhe (ich erwähne deshalb nur größere Städte, um die Orientierung zu erleichtern), südlich von Seltz, den Rhein, zieht dann östlich von Baden, Wolfach, Triberg, Donaueschingen dem Bodener See zu. Es läßt sich auch feststellen, daß die Mundart keine elsäbische ist, denn das Diminutivsuffix zeigt in Zádorlak die Form —*li*: *öpfeli*, *štikli*, *öpfelbäumli*, *šäfli*, *fögeli*, *müerli* Äpfelchen, Stückchen, Apfelbäumchen, Schäfchen, Vögelchen, Mäuerchen, ein bißchen heißt *bitzili*. Linksrheinisch aber überwiegen die Formen —*la* und —*le*<sup>11)</sup>.

Ich greife aus den übrigen charakteristischen Eigentümlichkeiten der Mundart noch drei andere heraus, welche es ermöglichen, die Mundart zu bestimmen. So wird —*ch*— vor *s* nicht assimiliert in *wachsen*, wie in dem der Urheimat benachbarten Westschwäbischen, wo östlich und nördlich von Freiburg, Todtnau, Stühlingen, Radolfzell —*chs*— zu *ss* wird (Wrede, Anz. f. d. Altert. XXI. S. 262). Zweitens erscheint Umlaut in dem Inf. *sagen*, welcher in Zádorlak *sege* lautet. Ich finde auf Karte 22 des Atlas zur Geographie der schwäbischen Mundart von Hermann Fischer eine solche Form in Südbaden für ein Gebiet südlich von Röthenbach, Hondingen, Engen eingetragen. Auf das südliche Baden verweist endlich, daß in dem fragenden Fürwort *was* in Zádorlak das auslautende *s* fehlt: es heißt *wa* (in Wenkers 36. Satz). Hierüber finden wir bei Wrede (Anz. f. d. Altert. XIX S. 98) die Bemerkung: «Den auslautenden Dental (in *wat*) werfen ab das Dän. und ein Teil des Schwäb., wo *wa* vereinzelt schon zwischen Stuttgart und Ellwangen auftritt, weiter nach Süden häufiger wird und in dem zwischen Schwarzwald und Bodensee gelegenen Teile Badens herrscht.» Hier, an der Grenze Badens und der Schweiz, zwischen Schwarzwald und Bodensee, ist denn auch meiner Meinung nach die Urheimat der Zádorlaker Mundart zu suchen, und ist dies richtig, so wird in Zádorlak die südlichste aller

<sup>11)</sup> F. Wrede, Die Diminutiva im Deutschen, Deutsche Dialektgeographie I, S. 111

deutschen Mundarten des südungarisch-deutschen Sprachgebietes gesprochen.

In den übrigen uns bekannten Mundarten in Südungarn ist die Verschiebung des *p*— zu *pf*— unbekannt. Alle Mundarten verschieben aber das *t* zu *s* in *das was*, alle (nur Zádorlak ausgenommen) diphthongieren mhd. *i û û* zu *ei eu (ei) au*, auch die Mundart von Franzfeld; keine Mundart verändert jedoch mhd. *uo üe* zu *ou eu*, wie die hessischen Mundarten (wo müde *meud*, Bruder *broudr* lautet), keine Mundart diphthongiert langes *ō* zu *ou* (z. B. Brot — *brout*), wie ein Teil der ostrheinfränkischen Mundarten (siehe Karte I)<sup>12)</sup>.

Damit sind die Grenzen gegeben, innerhalb welcher wir unsere Urmundarten suchen müssen. Die moselfränkischen, elsäbisch-alemanischen, hessischen, ostfränkischen und schwäbischen Minderheiten, welche ja zweifellos vorhanden waren, scheinen überall sprachlich unterdrückt worden zu sein; es kommen unseres Wissens nur rheinfränkische, südfränkische, rechtsrheinisch-alemanische und bayerisch-österreichische Mundarten in Südungarn vor.

Auf dem so umgrenzten Gebiete wollen wir nun den einzelnen Mundarten näher auf den Leib rücken. In- und auslautendes *st* wird in allen (mir bisher bekannt gewordenen) südungarisch-deutschen Mundarten zu *št* oder *š*, Kalaznó ausgenommen. Es heißt also in Kalaznó: *kęst* Gäste, *ęst* Äste, *kęst* du gibst, *hęfst* du hilfst, *pįst* du bist, *rįfst* du rufst. In Verbász aber *pįšt*, *nemšt*, *hošt* bist, nimmst, hast, in Zsombolya *kašt*, *mošt*, *bišt* Gast, Most, bist, das Pianino heißt dort *thupkhašt*, in Csene heißt es *herpšt*, *hępšt* Herbst, hebst, in Orczyfalva *pįšt*, *našt* bist, Ast, in Niczkyfalva *pįšt*, *klāpšt*, *keišt*, *sunšt* bist, glaubst, Geist, sonst, in Franzfeld *nemš*, *keš*, *lařš* nimmst, gehst, laufst, endlich in Zádorlak *iš* er ist, *heš* du hast, *mueš* du mußt. Durch diese Spracheigentümlichkeit werden drei südungarisch-deutsche Mundarten von den übrigen getrennt, und zwar Kalaznó, Franzfeld und Zádorlak. Letztere konnten wir bereits festlegen und wir wollen uns jetzt der Kalaznóer und Franzfelder Mundart zuwenden.

Kalaznó wird in die nördlichsten Gegenden des Einwanderungsgebietes gewiesen, denn die *st/št*-Grenze trifft die *dat/das*-Linie um St.-Goarshausen, zieht dann eine Strecke nördlich vom Rhein entlang, um bei Rüdesheim, dann wieder bei Oppenheim diesen zu überschreiten. Südlich von dieser Linie wird *št* oder *š* gesprochen, nörd-

<sup>12)</sup> Für die Zeichnung der Karten nach meinen Kopien von Wenkers Sprachatlas bin ich Herrn Assistenten Dr. Gabriel Schilling und meinem Zuhörer Herrn Friedrich Krauß zu lebhaftem Dank verpflichtet.

lich von ihr finden wir das *st* der Kalaznóer. Im Norden werden die der Kalaznóer ähnlichen Mundarten von dem Hessischen umgrenzt, und so handelt es sich nur noch darum, für die Urheimat der Kalaznóer Mundart eine Ostgrenze zu finden. Eine solche liefert uns z. B. die Diphthongierung des langen *o* zu *ou* in *Brot* usw., wo

Karte I.



Herkunftsgebiet der südungarisch-deutschen Mundarten. Die Sprachlinien nach Wenkers Sprachatlas.

Kalaznó das einfache *o* bewahrt hat. Diese Grenze durchschneidet das Herkunftsgebiet der Kalaznóer Mundart östlich von Frankfurt und Darmstadt (wo *o* erhalten ist), westlich von Aschaffenburg, Michelstadt (wo *ou* gesprochen wird). Auf Karte I ist das Herkunftsgebiet der Kalaznóer durch Schraffierung bezeichnet. Nun ist das freilich noch eine ziemlich weite Strecke, und der Wunsch



scheint berechtigt, die Grenzen der Urheimat<sup>13)</sup> noch viel enger zu ziehen. Das wäre auch nicht unmöglich. Es hätte aber kaum einen Zweck. Denn wir dürfen doch nicht darauf ausgehen, irgendwo in Deutschland einen Ort zu finden, von welchem wir sagen können: die Mundart dieses Ortes stimmt mit der und der südungarisch-deutschen Ortsmundart in jeder Hinsicht gänzlich überein. Oder umgekehrt: es ist eine trügerische Hoffnung, zu glauben, irgendeine unserer Sprachinseln hätte eine Mundart Süddeutschlands vollständig und unverändert erhalten. Wie sehnsuchtsvoll man auch in der Urheimat von Ort zu Ort wandern mag, um die seit der Kindheit vertrauten Klänge dort in ihrer ursprünglichen Reinheit zu hören, man wird, wie von Irrlichtern geführt, sich immer wieder Enttäuschungen ausgesetzt fühlen. Glaubt man, gerade auf der richtigen Spur zu sein, so ist man erst recht bald aus dem Kreise heraus, in dem man sich bei allen unerwarteten Abweichungen doch noch am heimlichsten fühlen konnte. Es ist nicht anders möglich, denn man sucht ein Gebilde, wie es in der alten Heimat nirgends vorhanden ist.

Solche Erfahrungen ermahnen zu der Beschränkung, das aussichtslose Trachten nach genauer Fixierung der Herkunft unserer Kolonialmundarten aufzugeben. Es kann nicht schaden, sondern nur nützen, wenn der Forscher gezwungen ist, einige Dutzend Fragebogen Wenkers (die ihm in Marburg leicht zugänglich sind) genau durchzulesen, oder noch besser, wenn er 20—30 Orte besucht, mit den Leuten verkehrt, und so eine lebendige Anschauung gewinnt von den heutigen Sprachverhältnissen des Kreises, in welchem er sich die Elemente seiner Mundart zusammensuchen muß.

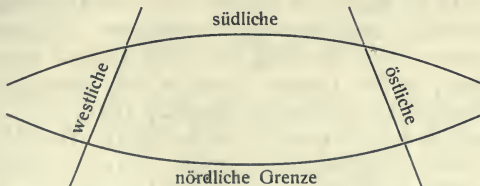
Dies bewiesen schon längst vor mir zur überraschten Belehrung der Fachleute Emil Böhmers mustergültige Untersuchungen (Sprach- und Gründungsgeschichte der pfälzischen Kolonie am Niederrhein, siehe oben), aus welchen hervorgeht, daß die Lokalisierung nach den Spracheigentümlichkeiten einer Kolonialmundart leicht zu Irrtümern führen kann. Böhmer hat die nahe zur holländischen Grenze in niederfränkischem Sprachgebiet liegenden pfälzischen Kolonien bei Kleve (Pfalzdorf, Luisendorf, Neuluisendorf) untersucht und glaubte nach der Durchsicht sämtlicher Karten des Sprachatlas feststellen zu können, daß die Mundart jener Kolonien nur aus der Gegend von Kusel herkommen könne. Er fand aber dann urkund-

---

<sup>13)</sup> Wenn ich von Urheimat spreche, so ist immer nur eine Gegend gemeint, in welcher die einer Ansiedlungsmundart ähnlichsten Mundarten gesprochen werden. Ein guter Teil der Ansiedler wird ja wahrscheinlich stets aus dieser Gegend herkommen. Ein beträchtlicher Teil mag aber aus ganz anderen, vielleicht weit entfernten Provinzen gekommen sein.

liche Aufzeichnungen über die Herkunft der Kolonisten, aus welchen sich ergab, daß diese aus ganz anderen Gegenden, und zwar hauptsächlich aus den voneinander durch den Soonwald getrennten Oberämtern Simmern und Kreuznach herstammten. Durch die Vermischung der Bevölkerung aus zwei sprachlich verschiedenen Gegenden entstand eine Mundart, welche zufälligerweise mit einer dritten, die unter den Kolonisten kaum vertreten war, merkwürdige Ähnlichkeiten zeigte, und mit ihr theoretisch identifiziert werden konnte.

Wie lehrreich ein solches Beispiel aber auch sein mag, so wird es doch nur als Zufall betrachtet werden dürfen, daß durch die Mischung heterogener Mundarten eine neue entsteht, deren charakteristische Merkmale sonstwo in einer wirklich vorhandenen Mundart tatsächlich vereint sind. Das Reguläre dürfte doch das sein, daß durch den Zusammenfluß der aus weiten und verschiedenen Gegenden herstammenden Kolonisten bei ihren Nachkommen sich ein Dialekt entwickelt, der keinem wirklich vorhandenen gleichgestellt werden kann, sondern sich auf eine psychologisch eigentümliche Weise so zusammensetzt, daß man die Herkunft der einzelnen Züge und Merkmale zwar feststellen, den ganzen Dialekt aber in seiner organischen Einheit nirgends sonst auffinden kann. Das zeigt sich auch darin, daß mit Hilfe des Sprachatlas die Frage nach der Herkunft einer Kolonialmundart in manchen Fällen auf die Weise ad absurdum geführt werden kann, daß sich z. B. behaupten läßt, der Mutterdialekt einer Kolonialmundart müsse nördlich von einer Linie gesucht werden, welche jedoch selbst nördlicher liegt, als eine andere Linie, von welcher man sagen muß, daß die Mundart nur von ihr südlich gesucht werden kann. Graphisch ließe sich das folgendermaßen darstellen:



Wie verduzt man auch bei der Entdeckung solcher Möglichkeiten vor dem unerwarteten Resultat stehen mag, man wird einsehen, daß es doch nicht sinnlos ist. Denn richtig aufgefaßt, bedeuten diese Linien eben, daß die gesuchte Mundart als organische Einheit nirgends in Deutschland gefunden werden kann. Bei der Entstehung der Ansiedelungsmundart haben voneinander getrennte Gebiete mit-

gewirkt, während eine dazwischenliegende Strecke an ihr unbeteiligt blieb. Daß sich aber hier Regeln aufstellen lassen, ist fast so unwahrscheinlich, wie der Kartenspieler nicht wissen kann, was die Folge der Karten nach ihrer Zusammenmischung sein wird. So gibt auch H. Fischer in seiner bahnbrechenden Abhandlung über die Herkunft der schwäbischen Mundarten des Szatmárer Komitats<sup>14)</sup> (S. 43) die Möglichkeit zu, verschiedene Gegenden hätten an der Entwicklung der Szatmárer schwäbischen Dialekte teilgenommen, obzwar es ihm doch mit der Hilfe seines reichen Materials gelungen ist, die schwäbischen Mundarten der Orte Mezöpetri und Krasznabélték (in Ungarn)<sup>15)</sup> in fast allen wesentlichen lautlichen und formellen Eigenschaften in der oberschwäbischen Mundart von Aulendorf aufzufinden. Wie weit nun gründungsgeschichtliche Tatsachen bestätigen, daß der Grundstock der Einwohner von Mezöpetri wirklich aus jener Gegend herstamme, wird sich bald ergeben, denn es ist angeblich ein genaues Verzeichnis der Einwanderer und ihrer Herkunftsorte gefunden worden. Man wird hieraus wieder lernen können, was für eine Rolle der Sprache bei der Entscheidung der Herkunftsfrage zugetraut werden darf. Was prinzipiell das merkwürdigste sein dürfte, ist die Erscheinung, daß trotz allen Zeichen der Sprachmischung in allen unseren Mundarten eine konsequente Einheitlichkeit des Lautsystems besteht. Es wäre ganz unglaublich und unerhört, wenn in allgemein gebrauchten Wörtern ein ursprünglich identischer Laut unter denselben Bedingungen qualitativ verschieden erscheinen würde, wenn also z. B. *u* vor *r* + Kons. bald zu *o* bald zu *a* würde, und man in einer Mundart *taršt* (Durst) und *woršt* (Wurst) sagen würde. Wie sich das Sprachgefühl aus dem Chaos der Kolonistendialekte eine solche neue Einheitlichkeit erwirkt hat, das genau zu zeigen, ist eine der aus dem Gesichtspunkte der Sprachpsychologie schönsten und wichtigsten Aufgaben unserer Dialektforschung. Wie schwierig und mühevoll eine solche Aufgabe auch sein mag, ist ihre Lösung trotzdem nicht unmöglich, denn es gibt vollständige Herkunftslisten einzelner Orte, so z. B. der Ortschaft Szivac im Bácsér Komitat (siehe oben). Das Muster wird wiederum Böhmers dialektgeographische Statistik abgeben können, nur daß so einfache Verhältnisse, wie in den niederfränkisch-pfälzischen Kolonien, wo eine bestimmte Mehrheit gewöhnlich den Sieg

<sup>14)</sup> Die Schwaben in der ungarischen Grafschaft Szatmár. Württembergische Jahrbücher für Statistik und Landeskunde. Jahrgang 1911, S. 32 ff.

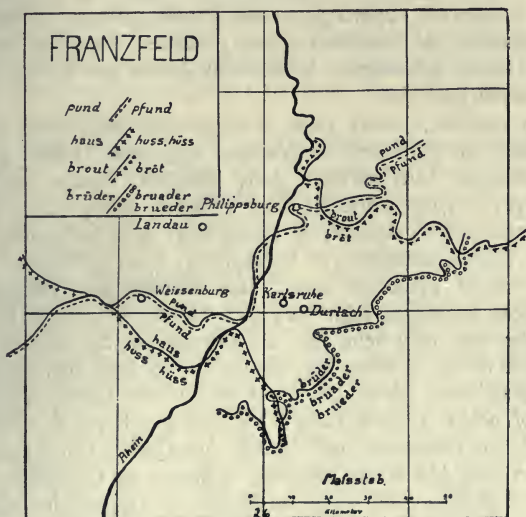
<sup>15)</sup> Daß alle 24 Schwabendörfer des Szatmárer Komitats eine einheitliche Mundart sprechen, wie Vónház und nach ihm Fischer behaupten, ist höchst unwahrscheinlich.



davon getragen hat, kaum sonst wo wieder herrschen dürften, und kompliziertere Verhältnisse, genau untersucht, psychologisch merkwürdigere Resultate ergeben müssen.

Nach diesem Exkurs wollen wir zurückkehren zur Betrachtung unserer südungarisch-deutschen Sprachinseln. Die Franzfelder Mundart ist, wie wir oben gesehen haben, mit solchen deutschen Mundarten verwandt, die östlich von der *p/pf*-Grenze gesprochen werden. Da sie mhd. *i ü û* diphthongiert (es heißt also dort *weit*

Karte II.



Herkunftsgebiet der Franzfelder Mundart.  
Die Sprachlinien nach Wenkers Sprachatlas.

weit, *heint* heute, *haus* Haus), mhd. *ō* jedoch nicht zu *ou* verändert (in *Brot* usw.), andererseits mhd. *uo*, *üe* zu *û*, *î* monophthongiert, z. B. *gut* mhd. *guot*, *mîd* mhd. *müede*, muß die Mundart aus der Gegend von Karlsruhe herkommen (s. auch Müller, Franzfelder Mundart, S. 26). Östlich von Durlach (s. Karte II) finden wir nämlich Mundarten, in welchen mhd. *uo üe* als Diphthonge bewahrt sind, es heißt dort *brueder*, *brueder* und *müed*. Aber auch andere Züge der Mundart verweisen sie in diese Gegend, so z. B. das in *-st* das *-t* abfällt: *nemš* nimmst, *piš* bist, daß das Diminutivsuffix *-li* lautet: *heltsli* Zündhölzchen, *eksli* kleiner Ochs, *šwelmlî* Schwälbchen usw.

Um mit den linksrheinisch-rheinfränkischen Mundarten Südungarns ins klare zu kommen, wollen wir einmal ganz andere Eigenschaften dieser Mundarten beobachten. Es kann nämlich als wichtiges Ergebnis der langen und aufopfernden Arbeit am deutschen Sprachatlas betrachtet werden, daß die Behandlung der unbetonten Elemente der Rede die sichersten und klarsten Grenzlinien zwischen den einzelnen Mundarten ergibt (Böhmer, S. 87). Vergleichen wir deshalb, wie in den südungarisch-deutschen Sprachinseln das unbetonte *-en* des starken Partizips lautet. Die bereits behandelten Mundarten von Kalaznó, Franzfeld und Zádorlak haben *-ə* im Auslaut. So heißt es in Kalaznó: *kəpunə* gebunden, *kəpesə* gebissen, *kəredə* geritten, *kələfə* gelaufen; in Franzfeld: *kfunə* gefunden, *khövə* gehoben, *keva* gegeben, *kšlāgə* geschlagen; in Zádorlak *brochə* gebrochen, *gfallə* gefallen, *gštorbə* gestorben.

In den übrigen, bisher nicht besprochenen Mundarten schwindet aber dieses *-en* gänzlich. In Verbász sagt man: *kəpun* gebunden, *kəpis* gebissen, *kərit* geritten, *kəlof* gelaufen, *kəplip* geblieben; in Zsombolya: *kšrɪp* geschrieben, *klāf* gelaufen, *krāf* gerufen; in Csene: *krɪt* geritten, *kətrə* getragen; in Orczyfalva: *kfun* gefunden, *kšlōf* geschlafen, *kšlā* geschlagen; in Niczkyfalva: *kfun* gefunden, *kəlof* gelaufen, *kəworf* geworfen usw. Das können nur pfälzische oder lothringische Mundarten sein. Warum? Nehmen wir die Karten des Sprachatlas vor, in welche das auslautende *-en* des starken Partizips eingetragen ist<sup>16)</sup>, so sehen wir, daß die Grenze zwischen auslautendem *-ə* und gänzlichem Abfall des *-en* (z. B. auf den Karten *geblib|gebliwe* oder *gelof|gelofe*, s. oben Karte I) rechtsrheinisch von St. Goarshausen bis östlich von Rüdesheim mit der *bist|bišt*-Grenze beinahe zusammenfällt, dann geht *bist* etwas südlicher, während die Grenzlinie zwischen *geblib* und *gebliwe* sich nahe am Rhein vor Oppenheim südwestlich dreht, um westlich von Grünstadt, Dürkheim, Neustadt, östlich von Kaiserslautern dem Alemannischen zuzueilen. Westlich von dieser Linie müssen wir also die mit den Sprachinseln Verbász, Csene, Zsombolya, Orczyfalva, Niczkyfalva verwandten Mundarten suchen. Nur um uns zu vergewissern, daß wir mit der Endungsgrenze des starken Partizips keinen Fehlgriff getan haben, beobachten wir noch die Entwicklung des mhd. *ei*, und sehen uns die Karte über Monophthong oder Diphthong dieses Lautes in dem Zahlwort *zwei* an.

Die Verhältnisse liegen hier in unseren Mundarten so: in Kalaznó

<sup>16)</sup> Ich konnte das hier und im folgenden Gesagte bei meinem Vortrage durch die freundliche Zuvorkommenheit Herrn Prof. Wredes an den Originalkarten des Sprachatlas demonstrieren, und kann dafür in dieser Abhandlung leider keinen genügenden Ersatz bieten.

wird *ei* zu *ā*, es heißt *zwā*, auch *kās* die Ziege, *ich wās* ich weiß, *hām* heim, *mānā* meinen, vor *-ch* und *-k* jedoch *āj*: *wājch* weich, *tājk* Teig. In Verbász, Zsombolya, Csene, Niczkyfalva erscheint *ē*: *zwē*, in Orczyfalva zwar *zwei*, aber sonst in allen zuletzt erwähnten Orten (in welchen *-en* des starken Partizips gänzlich schwindet) *ich wēs* ich weiß, *štēn* Stein usw. In Franzfeld aber wird *ei* stets zu *āj*: *hājsā* heißen, *štāi* der Stein. Nur in *heim* heißt es *hām*. Doch stimmt auch in den übrigen Orten heim nicht zu den anderen Fällen, denn es heißt z. B. in Csene *hēm*, und dort wird *e* aus *ei* auch gekürzt in den Wörtern *ēnzich* einzig, *mēnā* meinen.

Der Sprachatlas weist uns wiederum vorzüglich zurecht, denn *zwē* oder mit offenem *ā* *zwā* herrscht linksrheinisch mit Ausschluß der Ecke von Rüdesheim bis Worms, *zwā* nördlich, wo die Kalaznóer Mundart herstammt, *zwei* oder *zwāi* in der Urheimat der Franzfelder, südlich wiederum von Philippsburg.

So steht unser Vertrauen auf den Sprachatlas unerschütterlich fest, und wir dürfen es wagen, über die einzelnen Orte folgendes festzustellen: Die Elemente der Verbászer Mundart sind zweifellos nördlich von der *haus/hüss*-Grenze zu suchen, auf einem Gebiet, wo das starke Partizip des Zeitwortes *bringen* die Form *gebrung* (sprich *kəpruŋ*) zeigt. *kəpruŋ* ist eine analogische Form; das starke Partizip zu *finā* (finden) lautet *kfun* (gefunden), das zu *sīŋā* (singen) *ksuŋ* (gesungen) das zu *pinā* (binden) *kəpun* (gebunden). Nach der Analogie dieser Zeitwörter wird das ursprüngliche *gebracht* durch *kəpruŋ* verdrängt. Auf Karte III ist das recht zackige Gebiet, wo *kəpruŋ* verbreitet ist, aufgezeichnet. Die Orte, in welchen auch außer diesem Gebiet *kəpruŋ* vorkommt, und die Wenker alle verzeichnet hat, habe ich der Einfachheit halber weggelassen. Es ist deshalb in wichtigeren Fällen Wenkers entsprechende Karte nachzusehen. In den südlichen Teil des Gebietes wird Verbász unter anderem deshalb verwiesen, weil das Partizip des Hilfszeitwortes *sein* dort *kāwen* lautet; die Grenze zwischen *kāwen* und nördlicherem *kāwest* zieht südwestlich von Kaiserslautern entlang. Nun ist aber die Sache so einfach nicht. Auf der Karte sind z. B. die Orte, in welchen *u* vor *r* und Konsonant zu *a* wird, mit senkrechten, die Orte, in welchen für *Mutter* das Wort *mammā* gebräuchlich ist, mit wagerechten Strichen bezeichnet. In Verbász heißt aber die Mutter stets *mamā* (*motr* bedeutet soviel wie Großmutter), was uns auf südlichere Gegenden hinweist, es heißt aber andererseits *taršt* Durst, *waršt* Wurst, *kharšt* Kruste usw., was wiederum mehr nördlich verbreitet ist. Es wird wohl nicht anders sein, als daß wir uns damit begnügen müssen, daß auch die Verbászer Mundart ein Mischdialekt ist, den wir in seiner organischen Einheit in Deutschland nirgends auffinden können.



Das gilt wohl auch von den Dialekten der Orte Csene, Zsombolya, Orczyfalva und Niczkyfalva. Sie stammen alle westlicher her wie die Verbäzser Mundart und haben viele lothringische Elemente bewahrt. Zsombolya, Csene und Niczkyfalva stimmen darin überein, daß sie *j*-Anlaut haben in den Adverbien *junə*, *jovə*, *jaus*, *jin*, *jivə*:

## Karte III.



Herkunftsgebiet der Verbäzser Mundart. Die Sprachlinien nach Wenkers Sprachatlas.

herunten, heroben, herausen, herin, herüben. In Csene wird *o* nach *w* zu *u*: *wuchə* Wochen. Es heißt in Csene auch *šetə* Schatten, *fleterə* schmeicheln, *täch* Tag, *tē tēch* in diesen Tagen, *ken* geben. Zsombolya hat den übrigen gegenüber *e* vor gedecktem Nasal: *khent*, *went*, *rent*, *špen*, *fenə* Kind, Wind, Rind, Spinne, finden. Es sind das Merkmale, die alle im Süden und Südwesten des auf Karte I dargestellten Gebietes häufiger sind, wo denn auch meiner Meinung nach die Urheimat dieser Mundarten zu suchen ist.

Das sind die ersten, unsicheren Schritte, eine Übersicht über die deutschen Mundarten in Südungarn zu gewinnen. Ich weiß wohl ganz genau, wie Wandlungen in der Urheimat, Mischungen und Veränderungen im Ansiedlungsgebiet zur Vorsicht mahnen. Immerhin müssen wir uns einmal orientieren, wo, in welcher Richtung wir das suchen müssen, was wir finden wollen: die mit den unseren am nächsten verwandten Mundarten, aus deren Elemente die unsrigen zusammengesetzt sind.

---

## Der wirtschaftliche Niedergang Ioniens und der ionische Aufstand.

Von Stefan Heinlein.

**I**CH habe schon im vergangenen Jahr im Rahmen dieser Zeitschrift anerkannt, daß mein im Jahrgang 1909 der «Klio» gemachter Versuch, die Politik des Histiaios zu erklären, mißlungen war. Aber auch was ich dazumal über Histiaios bemerkte, muß ich nach reiferer Überlegung widerrufen. Nur so viel glaube ich auch heute annehmen zu müssen, daß das, was Herodot über die Intriguen des Megabazos und über die angeblich infolge derselben stattgefundene Internierung des Histiaios erzählt, zu streichen ist, indem ich es überhaupt für unwahrscheinlich halte, daß die Berufung des Histiaios nach Susa aus Mißtrauen geschah, da es mir in diesem Falle kaum erklärlich erscheint, das Dareios gerade während des Aufruhrs ihm sein volles Vertrauen zuwandte, und trotz der durch Artaphernes erhobenen und durch seine Flucht scheinbar bestätigten Beschuldigung und trotz seines nach seiner Flucht zweideutigen Benehmens ihm zugetan blieb. Dieser Konsideration gegenüber verdient die Intriguengeschichte schon darum kein Vertrauen, weil dergleichen Intriguen sich im Geheimen abzuspielen pflegen und die Wahrheit in solchen Fällen zumeist verborgen bleibt, so daß stets die Vermutung nahe liegt, daß das, was darüber in der Öffentlichkeit erzählt wird, nur als Kombination und aus leerem Geschwätz entstandenes Phantasiegebilde zu betrachten ist. Wenn wir nun von dieser Intriguengeschichte absehend die wirkliche Ursache der Berufung des Histiaios nach Susa zu finden bestrebt sind, so ist dieselbe nicht fern zu suchen. Es gelang dem Histiaios und seinen Begleitern einfach nicht in Myrkinos eine dauernde Niederlassung zu gründen, und zwar gelang dies ihnen aus demselben Grunde nicht, aus dem es später dem Aristagoras und den Athenern nicht gelang in der-

selben Gegend Fuß zu fassen. Die Leute des Aristagoras wurden durch die Thraker vernichtet. Mit den Thrakern konnten nur die Thasier fertig werden, der Nähe wegen, da sie immer zur rechten Zeit Nachschub zu leisten vermochten, während Athen und Milet zu weit entfernt waren. Dies Gebiet gehörte daher, wie dies Perdrizet sehr schön ausführte, der Natur nach zu Thasos und nur derjenige, der Thasos in seine Gewalt bekam, durfte hoffen auch dort dauernde Erfolge zu erreichen. Auch die Athener vermochten erst nach der Eroberung der Inselstadt ihre Herrschaft über jene Gegend auszubreiten. Histiaios selbst scheint später die Notwendigkeit dieser Eroberung erkannt zu haben, als er nach seiner Flucht aus Sardes mit Hilfe der Lesbier Thasos angriff. Der Zweck der Gründung von Myrkinos war sicherlich, wie Lenschau meint, dem milesischen Handel für die ihn anderwärts getroffenen Schläge in Thrakien Entschädigung zu verschaffen. Als ihm nun dieser Versuch mißglückte, wird er es nicht für geraten gehalten haben nach Milet zurückzukehren und die Regierung wieder selbst zu übernehmen, besonders da seine Mitbürger ihn vielleicht auch für den durch die etwa um dieselbe Zeit erfolgte Zerstörung von Sybaris den milesischen Handel getroffenen Schlag verantwortlich machten. So kam es ihm gewiß sehr gelegen, als Dareios, um den er sich im Skythenkriege große Verdienste erwarb, vielleicht um ihn für den mißglückten Kolonisationsversuch zu trösten, ihn einlud den Rest seiner Tage am Königshofe in Susa als sein Gastfreund zu verbringen und ihm dadurch Gelegenheit bot, den Vorwürfen seiner Mitbürger auszuweichen, eine Gelegenheit, die er sich schon darum nicht entgehen ließ, weil er diese Berufung als besondere Auszeichnung zu betrachten hatte und dieselbe auch gar nicht zurückweisen durfte. Die Berufung nach Susa war also eine Auszeichnung und nicht eine Internierung. Die Auffassung, sie sei eine Internierung gewesen, entstand erst, als man in Histiaios den Aufwiegeler der Ioner erblickte und diente lediglich dazu um zu erklären, was ihn dazu antrieb, seine Landsleute gegen die Perser aufzuhetzen.

Nun aber scheint mir schon dieser Ausgangspunkt verfehlt zu sein, und ich glaube, wie ich dies im folgenden noch weiter ausführen werde, Histiaios habe mit dem Ausbruch der Revolution gar nichts zu tun gehabt, die Beschuldigung dieselbe angefacht zu haben, sei nur eine Verleumdung des Artaphernes gewesen, der ihn los werden wollte, und die Ioner hätten erst von ihm erfahren, daß Histiaios sie gegen die Perser aufwiegelte. Aber auch wenn ich in dieser Beziehung Unrecht haben sollte, so scheint es mir doch evident zu sein, daß Histiaios seinen Landsleuten nicht an die Nase band, daß er sie



nur darum aufhetzte, um aus Susa fortzukommen. Daß das letztere sein Zweck war, ist also auch in diesem Falle nur Kombination und es ist ganz leicht erklärlich, wie diese Kombination entstehen konnte und wie dieselbe zur Entstehung der Internierungsgeschichte führte. Als man in ihm nämlich den Aufwiegler der Ioner erblickte, frug man natürlich, warum er sich dazu hergab, und da war die Antwort ganz naheliegend. Die Folge des Aufstandes war, daß Histiaios von Dareios nach Ionien gesandt wurde, um Frieden zu stiften. Man hatte also einfach das, was die Folge für ihn war, als seinen Zweck zu betrachten und zu behaupten, er habe seine Landsleute aufgewiegelt, um von Dareios nach Ionien gesandt zu werden. Diese Antwort ist so naheliegend, daß man geneigt sein könnte zu glauben, sie hätte, vorausgesetzt natürlich, daß Histiaios mit dem Aufruhr überhaupt etwas zu tun hatte, den Nagel auf den Kopf getroffen. Nichtsdestoweniger scheint mir schon diese Antwort eine tendenziöse zu sein und die Behauptung, Histiaios habe seine Landsleute nur aus selbstsüchtigem Motive aufgewiegelt, ebenso wie wahrscheinlich auch die Behauptung, er habe sie überhaupt aufgewiegelt, aus dem Kreise des Artaphernes zu stammen. Stellen doch die Feinde einer Volksbewegung dieselbe gewöhnlich als durch einzelne ehrgeizige Personen angefacht dar, die die schuldlose Menge aufreizen, um die so entstandenen Unruhen zur Verwirklichung ihrer selbstsüchtigen Pläne zu benutzen, wie auch der ungarische Freiheitskampf österreichischerseits schon während desselben auch offiziell als eine Bewegung der durch selbstsüchtige Ziele verfolgende ehrgeizige Unruhestifter irreführten Menge betrachtet wurde. Daß dann diese, anfänglich nur durch die Feinde der Revolution erhobene Beschuldigung später allgemein Glauben fand, ist in Anbetracht des griechischen Volkscharakters sehr leicht zu erklären. Der griechische Volkscharakter war nämlich nur zu geneigt, dergleichen Verdächtigungen und Verleumdungen Gehör zu schenken, selbst bei solchen Männern, die wir als Nationalhelden betrachten würden, was von Histiaios doch wirklich nicht behauptet werden kann. Daß die Ioner der Aufforderung des Histiaios trotzdem Folge leisteten, wurde einfach durch die Annahme erklärt, seine Botschaft sei dazumal eingetroffen, als die Ioner ohnedem zum Aufstande geneigt waren, wobei man übersah, daß dann die ganze Aufwiegelungsgeschichte unnötig war. Aber selbst wenn er die Ioner gegen die Perser aufhetzte, und zwar darum aufhetzte, um dann als Friedensstifter auftreten zu können, so muß es ihm nicht notwendigerweise so sehr daran gelegen gewesen sein aus Susa fortzukommen, er mag vielleicht eher nur darnach getrachtet haben, sich Verdienste um den

Perserkönig zu erwerben und dadurch zu erreichen, an die Spitze Ioniens gestellt zu werden. Die Annahme, er habe um jeden Preis aus Susa fortkommen und in seine Heimat zurückgelangen gewollt, ist also eine Kombination, die selbst in dem Falle, wenn er seine Landsleute aus selbstsüchtigem Motive aufwiegelte, nicht notwendigerweise das Richtige traf. Dazu aber, daß man gerade zu dieser Annahme griff, um sein Vorgehen zu erklären, mag vielleicht auch der allgemein verbreitete Glaube beigetragen haben, daß ein Grieche sich in Persien doch nie recht wohlfühlen konnte und den Aufenthalt am Königshofe eigentlich stets als eine Art von Gefangenschaft betrachtete, wie ja auch der Arzt Demokedes, ebenso wie Histiaios, trotzdem er auf jede Art ausgezeichnet wurde, um jeden Preis in seine Heimat zurückzukehren bestrebt war und dies, ebenso, wie Histiaios, nur durch List zu erreichen vermochte. Gerade diese Geschichte aber zeigt, daß, selbst wenn Histiaios seinen Aufenthalt in Susa als Gefangenschaft betrachtete, es nicht notwendig ist anzunehmen, daß dieser Aufenthalt tatsächlich eine Gefangenschaft war. Wohl aber ist es leicht erklärlich, daß man zu dieser Annahme griff, da sie als einfache und logische Kombination erscheinen mußte. Man fragte, warum er die Ioner aufwiegelte. Die Antwort lautete: weil er aus Susa fort und in seine Heimat zurückwollte, dies aber nur so zu erreichen wähnte, wenn in Ionien Unruhen ausbrechen würden, die den Perserkönig davon zu überzeugen vermochten, daß er allein fähig sei, seine Landsleute im Zaume zu halten, was auch tatsächlich eingetroffen zu sein schien. Nun frug man weiter, warum er um jeden Preis aus Susa fort wollte, dies aber nur so schwer erreichen konnte, und da war die nächstliegende Antwort: sein Aufenthalt daselbst sei eigentlich eine Gefangenschaft, folglich seine Berufung dahin eine Internierung gewesen. Die Annahme, seine Berufung sei eine Internierung gewesen, ist also eine offenbar willkürliche Kombination, die selbst in dem Falle, wenn die Aufwiegelungsgeschichte richtig ist, ja selbst wenn Histiaios seine Landsleute aus selbstsüchtigem Motive aufwiegelte, ja sogar wenn sein Ziel war, aus Susa fortzukommen, nicht notwendigerweise das Richtige traf, so sehr einleuchtend auch bei dieser Annahme der Zusammenhang erscheinen mochte. Nun aber beruht die ganze Intriguengeschichte auf dieser Annahme. Da nämlich die Berufung nach Susa gleich nach der Gründung von Myrkinos erfolgte, war es ein naheliegender Gedanke, man habe ihn wegen dieser Gründung interniert, da man durch dieselbe die persischen Reichsinteressen gefährdet sah. Da man nun aber wußte oder wenigstens zu wissen meinte, daß Dareios selbst dem Histiaios die Erlaubnis zu dieser Gründung gab, und zwar als Lohn

für seine im Skythenkriege geleisteten Verdienste, wie man es sich übrigens auch gar nicht vorstellen konnte, daß der im Skythenkriege sich dem Perserkönige so treu ergeben zeigende Histiaios ohne Erlaubnis in einem dem persischen Reich einverleibten Gebiete eine Kolonie zu gründen gedachte: so war es eine ansprechende Vermutung, Dareios sei infolge der Einflüsterungen seiner Großen, vor allem des Eroberers von Thrakien und Makedonien später anderen Sinnes geworden, und habe, da er sein einmal gegebenes Wort nicht zurückziehen wollte, ihn auf diese listige Art mattgesetzt, wobei man außer acht ließ, daß der König des persischen Reiches einem ioni-schen Stadtkönige gegenüber nicht auf dergleichen kleinliche Intriguenspiele angewiesen war. Ist also diese Intriguengeschichte selbst in dem Falle, wenn die Aufwiegelungsgeschichte richtig sein sollte, nur als eine auf einer nicht notwendigen Annahme beruhende Kombination zu betrachten, so wird man in Anbetracht der am Anfange dieses Abschnittes gegen dieselbe erhobenen Bedenken von ihr absehen und in seiner Berufung eine Auszeichnung erblicken dürfen, die ihm zuteil wurde, um ihn für den mißgeglückten Kolonisationsversuch zu trösten.

Was nun die Aufwiegelungsgeschichte, die den Ausgangspunkt der zur Entstehung der Intriguengeschichte des Megabazos führenden Kombination bildete, betrifft, so kann ich, obwohl ich es nicht für geradezu ausgeschlossen halte, daß Histiaios, etwa um als Friedensstifter auftreten zu können, im geheimen zur Schürung des Aufruhr-es oder vielleicht wohl eher nur zum Anschlusse seines Schwiegersohnes Aristagoras an die Aufständischen beitrug, wie schon oben bemerkt, auch heute nicht recht daran glauben. Daß Artaphernes gegen ihn die Beschuldigung erhob, halte auch ich in Anbetracht der Konsequenzen dieser Anklage und in Anbetracht des innigen Zusammenhanges, in dem die Anklage mit der Geschichte des Aufruhr-es steht, für richtig. Nur möchte ich es bezweifeln, daß er dafür auch unumstößliche Beweise hatte. Solche sind in ähnlichen Fällen überhaupt schwer aufzutreiben. Wenn das, was Herodot über das Begräbnis des Histiaios erzählt, richtig ist, so gelang es ihm nicht einmal, dem Dareios gegenüber die Mitschuld des Histiaios zu beweisen. Im besten Falle wird er selbst von seiner Schuld überzeugt gewesen sein, doch halte ich es immerhin für wahrscheinlicher, daß die ganze Beschuldigung eine Verleumdung des Artaphernes war, der ihn loswerden wollte. Dagegen spricht wohl hauptsächlich die Geschichte vom tätowierten Boten. Nun aber ist dieselbe zu anekdotenhaft, um ernst genommen zu werden, und bildet auch gar keinen integrierenden Bestandteil der Geschichte des Aufruhr-es, da sie nur als



Nebenmotiv wirkt und eigentlich gar keinen Einfluß auf den Lauf der Ereignisse hat, indem die vom tätowierten Boten überbrachte Botschaft nur eine unmotivierter Aufforderung zum Aufstande war, der man nur darum Folge leistete, weil man auch ohne ihr zu diesem Schritte bereit war. Viel mehr Beachtung verdient das, was Herodot über die dem aus Sardes flüchtigen Histaios gemachten Vorwürfe erzählt, gegen die er sich damit verteidigt haben soll, daß er den Persern die Absicht zuschrieb: die Ioner nach Phoinikien, die Phoiniker aber nach Ionien zu verpflanzen. Auch aus dieser Anekdote könnte geschlossen werden, daß die Beschuldigung keine Verleumdung war, da die ihn ebenfalls beschuldigenden Ioner ja wissen mochten, ob er sie aufgewiegelt hat, oder nicht, und auch Histaios in dem Falle, wenn die Beschuldigung eine Verleumdung war, sich bei seiner Verteidigung einfach auf diesen Umstand berufen hätte, anstatt die Verpflanzungsgeschichte aufzutischen. Nun aber verdient gerade diese Verpflanzungsgeschichte an und für sich wenig Vertrauen. Gewiß wurden Verpflanzungen ganzer Völkerschaften auch durch die Perser vorgenommen, doch geschah dies gewöhnlich nur nach einem Kriege mit unbotmäßigen Stämmen, wie den Paioniern; in anderen Fällen ließen sie schon verpflanzte Völker, wie die Juden, in ihre Heimat zurückkehren. Daß sie im Falle der Ioner eine solche Absicht nicht hegten, erleuchtet schon daraus, daß sie selbst nach der gewaltsamen Unterdrückung der Revolution die Ioner mit geringer Ausnahme in ihrer Heimat ließen. Auch ist es kaum zu glauben, daß der am Königshofe lebende Histaios sich über die Ziele der persischen Politik so arg täuschen ließ, so daß man wohl eher annehmen dürfte, Histaios habe diese Geschichte selbst erfunden, um seinen Landsleuten Schrecken einzujagen. Es wäre dies gerade keine Unmöglichkeit, und da könnte man auch auf den Gedanken verfallen, Histaios habe diese Schreckensnachricht zur Aufwiegelung der Ioner benutzen wollen, und dies sei der Inhalt der durch den tätowierten Boten überbrachten Botschaft gewesen, durch die er die Ioner, beziehungsweise den Aristagoras, zu gefügigen Werkzeugen seiner selbstsüchtigen Pläne machen wollte. Obwohl nun diese Annahme nicht geradezu a limine abzuweisen wäre, so ist es doch bemerkenswert, daß nach der Erzählung Herodots Histaios den Ionern diese Geschichte erst dazumal aufstischte, als sie ihm nach seiner Flucht aus Sardes Vorwürfe machten, und zwar um sich gegen diese Vorwürfe zu verteidigen, so daß nach dieser Voraussetzung die Ioner darüber vorher gar nichts wußten. Die Verpflanzungsgeschichte diente ihm also nach dieser Darstellung gar nicht zur Aufwiegelung der Ioner, sondern lediglich zur Selbst-

verteidigung, ja sie wurde, wie dies der ihm von seiten der Milesier bereitete Empfang bewies, als selbst zu diesem Zwecke ungeeignet betrachtet, so daß sie nach dieser Auffassung auch in dem Falle, wenn sie den Inhalt der Botschaft bildete, wohl kaum große Unruhe hervorgerufen hätte. Gerade diese Verwendung der Verpflanzungsgeschichte zur bloßen Selbstverteidigung gegenüber den Vorwürfen der Ioner macht es aber wahrscheinlich, daß wir ebenso, wie in diesen Vorwürfen, auch in der zur Entkräftigung derselben dienenden Verpflanzungsgeschichte nicht eine auf ursprünglicher Überlieferung beruhende Anekdote, sondern in beiden erst nach der Unterdrückung der Revolution entstandene Nachgedanken zu sehen haben. Erst dazumal unter dem Eindrucke der späteren Ereignisse erblickte man nämlich allgemein in der ionischen Revolution ebenso, wie auch im ungarischen Freiheitskampfe, ein von vornherein aussichtsloses Unternehmen, als das sie ja dem den späteren Verlauf der Ereignisse kennenden besonnenen Historiker erschienen sein mag, der im Aufruhre stehenden Menge aber sicherlich nicht erschien, da sie ja sonst im Aufruhre nicht verharret sein würde, sondern dazumal höchstens\* von den Feinden aus taktischen Gründen, um Verzagtheit hervorzurufen, dargestellt werden mochte. Als nun nach der Unterdrückung der Revolution diese Meinung infolge der dieselbe rechtfertigenden scheinenden Ereignisse auch unter den Ionern allgemeine Verbreitung fand, war man nur zu gern bereit, dem Gerede, durch die selbstsüchtigen Pläne des Histiaios in ein aussichtsloses Unternehmen gestürzt worden zu sein, Glauben zu schenken. Als man dann die früheren Ereignisse allgemein von dem später gewonnenen Gesichtspunkte aus zu betrachten begann, glaubte man, man habe schon zur Zeit der Rückkehr des Histiaios eingesehen, daß man durch ihn in ein aussichtsloses Unternehmen gestürzt wurde, und da ließ man ihm natürlich von seinen Landsleuten Vorwürfe machen, gegen die man ihn sich verteidigen lassen mußte. Hierzu diente nun die Verpflanzungsgeschichte. Zur Entstehung derselben mag vielleicht die Übertreibung des späteren Schicksals der Milesier, eine vielleicht dazumal oder auch später ausgesprochene Drohung, der später immer schärfer werdende Gegensatz zwischen den Griechen und den Phoinikern beigetragen haben. Der Gedanke selbst muß ja in der Theorie nicht so monstruös, wie in der Praxis erschienen sein. Daß er von den Persern, von Histiaios oder von den Ionern je ernst genommen wurde, wagte man auch so nicht zu behaupten. Die Perser dachten gar nicht daran, Histiaios gebrauchte ihn nur zu seiner Verteidigung, und die Ioner glaubten ihm auch so nicht. So zeigt die Verpflanzungs-

geschichte selbst, ebenso wie ihre Anwendung durch Histiaios als Verteidigungsmittel gegen die Vorwürfe seiner Landsleute, daß sie erst nach der Unterdrückung der Revolution entstand, als man in Histiaios einen selbstsüchtigen Aufwiegler, in der Revolution aber ein von Beginn an aussichtsloses Unternehmen erblickte. Obzwar es also nicht gerade ausgeschlossen wäre, daß Histiaios aus selbstsüchtigem Motive, etwa um sich Verdienste zu erwerben, die Unruhen in Ionien zu schüren begann, und hierzu die von ihm erfundene Verpflanzungsgeschichte benützte; oder vielleicht auch, wie Herodot meint, die Rebellen nur durch eine einfache Botschaft in ihrer Absicht stärkte, die Verpflanzungsgeschichte aber erst später in seiner Verteidigungsrede erwähnte, so scheint es mir doch bedeutend wahrscheinlicher, daß auch diese Geschichte, ebenso wie die Gefangenschaftsgeschichte erst als später Nachgedanke entstand und Histiaios selbst am Aufruhr unschuldig war.

Da ich nun annahm, daß die durch Artaphernes erhobene Beschuldigung eine Verleumdung war, suchte ich um mir den Haß des letzteren zu erklären, dem Histiaios einen phantastischen Plan zuzuschreiben, der im Interesse Persiens gelegen, ihm in Gegensatz zu Artaphernes bringen mußte, welcher Gegensatz in der Geschichte der Konspiration als ein individuell zwischen Artaphernes und Histiaios bestehender, hervortritt, da in diese Konspiration auch angesehene Perser eingeweiht waren. Ich sehe nun ein, daß es auch in diesem Falle unnötig und daher unstatthaft ist, zu einer solchen Annahme zu greifen. Waren nämlich die Friedensverhandlungen, die Dareios durch Histiaios anbahnen ließ, ernst gemeint, so ist unter den damals herrschenden Umständen das Vorgehen des Artaphernes, ob nun die durch ihn erhobene Beschuldigung eine Verleumdung war, oder nicht, auf eine andere, einfachere Art leicht zu erklären. Und wir haben keinen Grund daran zu zweifeln, daß sie ernst gemeint waren, wenn wir die Umstände in Betracht ziehen, unter denen die Aussendung des Histiaios erfolgte. In der zwar nicht so gut unterstützten Überlieferung bei Plutarch de malign. Herod. sind nämlich zwei Ereignisse aus dem Beginn der Revolution erwähnt, die Herodot verschweigt. Es ist dies die Belagerung Milets durch die Perser, die durch das Vordringen der Griechen gegen Sardes aufgehoben wurde, und ein zu supponierender Sieg der griechischen Flotte über die Königliche in den pamphyllischen Gewässern, aus dem Plutarch nur den Sieg der Eretriäer über die Kyprier erwähnt. Macan hat glänzend erwiesen, daß beide Ereignisse trotz dem Schweigen Herodots Anspruch erheben dürfen als geschichtlich zu gelten, in dem er zeigte, daß durch dieselben auch die bei Herodot erzählten Vor-



gänge erst wirklich klar und einfach verständlich würden, so daß auch Grundy unter der Wucht dieser Beweise dieselben in seine Darstellung der Perserkriege einfügte. Daß die in Milet versammelten ionischen Truppen zuerst auf Booten nach Koresos geschafft werden müssen, um von dort aus gegen Sardes zu marschieren, wie Herodot erzählt, wird erst durch die Annahme einer Umzingelung Milets leicht verständlich. Auch daß die Ioner widerstandslos bis Sardes gelangen konnten, begreift man leicht, wenn man annimmt, daß die persischen Truppen dazumal Milet belagerten. Als die ionischen Truppen Artaphernes in der Burg von Sardes zu belagern beginnen, erscheinen plötzlich die Perser und da ziehen sich die Ioner nach der Verbrennung von Sardes kopfüber an die Meeresküste zurück, werden aber bei Ephesos von den Persern eingeholt und aufs Haupt geschlagen. Auch dies wird am einfachsten dadurch erklärt, daß sie den Vorstoß gegen Sardes eigentlich nur darum unternahmen, um die Perser zur Aufhebung der Belagerung Milets zu zwingen, nebstbei vielleicht auch, doch erst in zweiter Linie, möglicherweise darauf rechneten, den Artaphernes noch vor der Rückkehr der persischen Truppen zur Kapitulation zwingen zu können. Obzwar das letztere ihnen nun nicht gelang, so hatten sie doch ihr eigentliches Ziel, die Entsetzung Milets, erreicht, und konnten sich im Bewußtsein dessen, sobald sie der persischen Übermacht ansichtig wurden, getrost aus dem Staube machen. Daß wenn die Ioner sich nicht stark genug zur Entsetzung Milets fühlten, sie wohl kaum gegen Sardes vorgedrungen sein würden, kann dagegen wohl kaum als ernste Einwendung gelten, da zahlreiche Beispiele dafür angeführt werden können, daß man die Aufhebung einer Belagerung durch Vordringen gegen eine feindliche Stadt oder Festung zu erzwingen versuchte, und in diesem speziellen Falle man nebstbei auch darauf rechnen durfte, Sardes unverteidigt zu finden und dann auf leichte Art in den Besitz der Stadt und Festung zu gelangen, die durch diesen Erfolg geschaffene Situation aber, besonders wenn man den Artaphernes in seine Gewalt bekam, auch wenn sich Sardes ebensowenig wie Milet auf die Dauer der persischen Übermacht gegenüber verteidigen ließ, ausnützen zu können. Obwohl sich nun die Situation infolge der Widerstandsfähigkeit der Burg von Sardes nicht so günstig gestaltete, wie man allenfalls erwartete, so durften die Ioner doch ihr eigentliches Ziel, nämlich die Entsetzung Milets, als erreicht betrachten und da ist es nicht mehr so auffallend, wie nach und trotz der Niederlage zu Ephesos der Anschluß der Städte am Bosporos und Hellespont, der Karier und der Kyprier erfolgen konnte. Insofern dieser Anschluß aber trotzdem nach der Nieder-

lage von Ephesos noch auffallend erscheint, so wird er durch das zweite von Herodot verschwiegene Ereignis, nämlich durch den Sieg der griechischen Flotte über die Königliche an der pamphyllischen Küste vollständig erklärt. Macan macht diesbezüglich die treffende Bemerkung: «A regular and necessary preliminary to the liberation of Hellespont was an Hellenic victory in the Southern Levant, otherwise Ionia was at the mercy of the Kings ships. So the prize of Mykale is the Hellespont. So Pausanias heads for Kypros before blockading Byzantion in 478/9 b. C. and the same strategy is pursued by Kymon and the Athenians again and again. Kypros was now indeed in revolt, but that revolt itself is best explained by the supposition of the naval victory omitted by Herodot.» Ich will noch hinzufügen, daß hier von einer Verwechslung mit dem bei Herodot erwähnten Kampfe zwischen der ionischen und phoinikischen Flotte, der kurz der Besiegung der aufständischen Kyprier durch die Perser voranging, nicht die Rede sein kann, da wenn an demselben Eretriäer und Kyprier überhaupt teilnahmen, was Herodot bezüglich der Kyprier in dieser Seeschlacht ausdrücklich leugnet, sie einander sicherlich nicht gegenüber gestanden sein würden. Das Fehlen dieser zwei Ereignisse, nämlich der Belagerung Milets und der pamphyllischen Seeschlacht in der bei Herodot bewahrten Überlieferung glaube ich auf die Tendenz dieser Überlieferung zurückführen zu dürfen: die Ioner als den angreifenden Teil erscheinen zu lassen und so die ganze Schuld an dem Unheil auf sie selbst und ihre Aufwiegler, den gewissenlosen Histiaios und den einsichtslosen Aristagoras, zu schieben, durch die sie aufgehetzt angeblich zur Tollkühnheit getrieben wurden, welche Tollkühnheit aber nach dem ersten Verlust, als man die Aussichtslosigkeit des Unternehmens einsah, sich in tiefste Verzagtheit und Verzweiflung verwandelt haben soll, den Zug gegen Sardes aber als eine auf den unausführbaren Plan des Aristagoras, das Perserreich zu stürzen, zurückgehende Unternehmung lächerlich zu machen, wie ich dies schon im vergangenen Jahrgang dieser Zeitschrift bemerkte, indem ich auf den innigen Zusammenhang hinwies, in dem diese Darstellung mit der Rede, die Aristagoras dem Kleomenes gehalten haben soll, steht. Natürlich muß für diese Verschweigung nicht unbedingt Herodot selbst verantwortlich gemacht werden; die tendenziöse Umgestaltung der Überlieferung mag schon vor ihm erfolgt sein. Wenn wir aber diese durch Herodot negliierten Ereignisse als geschichtlich betrachten, dann ist auch das Unternehmen der Ioner am Anfange des Aufstandes nicht so erfolglos gewesen, wie es in der Darstellung Herodots erscheint, und dann ist auch das Vorgehen sowohl des Dareios, als

auch des Histiaios und des Artaphernes vollständig erklärlich. Dareios wurde durch die anfänglichen Erfolge der Ioner beunruhigt und war, um eine weitere Verbreitung des Aufstandes zu verhüten, zu Unterhandlungen und Konzessionen bereit und Histiaios erschien ihm als der geeigneteste Mann um eine friedliche Lösung der Gegensätze anzubahnen. Meinte es aber Dareios ernst mit dem Frieden, dann ist auch das Vorgehen des Artaphernes verständlich. Man hat einfach anzunehmen, daß er davon überzeugt war, der Friede ließe sich dauernd nur dann herstellen, wenn man den Aufstand mit Waffengewalt unterdrückte und den Griechen die Macht des Reiches fühlen ließ. Da mußte er natürlicher Weise darnach trachten, daß die Friedensverhandlungen des Histiaios zu keinem Resultate führen mögen, und eben um diese zu vereiteln, erhob er mit Recht oder Unrecht die Anschuldigung, die die Flucht des Histiaios zur Folge hatte.

Die Geschichte des Histiaios ist also, ihres romantischen Anekdotenkostümes entkleidet, sehr einfach. Er bekommt das Recht, eine Kolonie zu gründen, kann aber den thrakischen Angriffen nicht standhalten, und da er nach seinem Mißerfolge in seine Heimat nicht zurückkehren will, zieht er sich auf den Königshof nach Susa zurück, wohin ihn der zum Dank verpflichtete Dareios, um ihn für seinen Mißerfolg zu trösten, als seinen Gastfreund beruft. Als der ionische Aufstand ausbricht, die Ioner Milet entsetzen, die von den Persern gegen sie mobilisierte kyprische Flotte besiegen, darnach den Hellespont und Bosporos sich unterwerfen und auch Karien und Kypros zum Anschlusse bewegen, er bietet er sich als Friedensvermittler dem Dareios, der ihm dazu Vollmacht erteilt. Artaphernes, davon überzeugt, daß ein solcher Frieden den Reichsinteressen entgegen sei, erhebt gegen ihn die Beschuldigung, er sei von Beginn an mit den Rebellen in Einvernehmen gewesen und verursacht dadurch seine Flucht. Seine Politik nach der Flucht muß natürlich infolge der Situation, in die er durch die Beschuldigung des Artaphernes gestürzt wurde, zweideutig gewesen sein. Es wäre ganz selbstverständlich, wenn er, nunmehr allein auf seine Landsleute angewiesen, sich rückhaltslos den Rebellen angeschlossen haben würde und um die Sympathie derselben zu gewinnen, die von Artaphernes gegen ihn erhobene Beschuldigung, von Anfang an für den Aufstand gewesen zu sein, stillschweigend anerkannt hätte. Doch scheint es mir, wie ich dies in der «Klio» bemerkte, wahrscheinlicher, daß er selbst dazumal mehr mit den perserfreundlichen Parteien der ionischen Städte, die auch während des Aufstandes in Wirksamkeit waren, in Kontakt trat und mit ihrer Hilfe seinem ihm von Dareios gegebenen Auftrage



gemäß einen Ausgleich zwischen Persern und Ionern anzubahnen versuchte, was ihm aber unter den obwaltenden Umständen nicht gelingen konnte. Die Motive der großen Männer sind ebenso, wie die der kleinen, meist sehr einfach. Doch bleiben dieselben der Menge gewöhnlich unbekannt. Da nun die Menge bestrebt ist, die Motive der führenden Staatsmänner zu erkennen, sucht sie dieselben durch Kombination zu finden. Und auf dieser Suche wird diejenige Kombination den meisten Beifall finden, die dem aus Haß oder Sympathie entsprungenen Charaktergemälde dieser Männer entsprechend in den Verlauf der Ereignisse einen möglichst interessanten Zusammenhang zu bringen vermag. So wurde aus dem durch Dareios bevollmächtigten Friedensboten, der sein Ziel nur infolge der Intriguen des Artaphernes nicht zu erreichen vermochte, ein ehrgeiziger Intrigant, der aus selbstsüchtigem Motive seine Landleute aufhetzte, um im Trüben zu fischen.

Wollte nun Dareios ernstlich Frieden, so mußte er durch seinen Bevollmächtigten, Histiaios, den Griechen gewisse Konzessionen angeboten haben, und diese Konzessionen waren wahrscheinlich zweierlei: politische und wirtschaftliche. Was die politischen Konzessionen betrifft, so ist mit Sicherheit anzunehmen, Dareios habe als Vorbedingung aufgestellt, daß die Städte auch fernerhin dem Reichsverbände angehören mögen, und er durfte hoffen, daß es auch unter den kleinasiatischen Griechen, ja unter den Rebellen selbst, Leute geben wird, die es nicht für unbedingt notwendig halten werden sich dieser Bedingung bis zum äußersten zu widersetzen. Denn so sehr auch dazumal die Rebellen noch mit Zuversicht in die Zukunft blicken mochten, daß sie ohne der Mithilfe des Mutterlandes, von dem sie ja dazumal, als selbst Athen seine Schiffe zurückbeordnete, schon wußten, daß es nicht geneigt war, in ihrem Interesse einzuschreiten, ihre Selbständigkeit auf die Dauer behaupten könnten, durften sie ja doch nicht hoffen. Zudem hatten sie genügend Zeit, sich an die Fremdherrschaft zu gewöhnen, und die Blüte ihrer Städte gerade in der letzten Periode der Lyderherrschaft konnte sie davon überzeugen, daß die politische Selbständigkeit nicht unumgängliche Vorbedingung der materiellen Wohlfahrt ist. Nun hat aber Lenschau mit Recht darauf hingewiesen, daß die Bewohner der ionischen Städte vorzugsweise ein Handelsvolk waren, und bei solchen Völkern lassen sich die führenden Kreise hauptsächlich durch materielle Interessen leiten. Wenn wir also auch nicht gezwungen sind, den Ursprung der Revolution einzig und allein in solchen Interessen zu suchen, was bei ähnlichen Volksbewegungen auch schwer zu behaupten wäre, da dieselben oft infolge ganz verschiedener Momente

spontan auszubrechen pflegen, die führenden Kreise werden gewiß zumeist durch materielle Interessen geleitet worden sein, oder doch wenigstens zum Teil mit Rücksicht auf dieselben die Bewegung entfacht oder derselben sich angeschlossen haben. Nun mußten aber diejenigen, denen besonders das materielle Interesse der Bürgerschaft, das hauptsächlich auf dem Handel beruhte, am Herzen lag, ins Auge fassen, daß dazumal sozusagen das ganze Handelsgebiet ihrer Städte zu Persien gehörte, oder doch, wie dies beim Pontosgebiete der Fall war, der Zugang dahin von den Persern beherrscht wurde, daß ferner auch ihre Hauptkonkurrenten, die Phoiniker, Untertanen des Perserkönigs waren, daß sie also ihrer materiellen Interessen wegen doch darauf angewiesen waren, sich mit den Persern abzufinden, es daher zweckmäßiger sei, die Perser durch ein Abkommen zur Einführung den wirtschaftlichen Wohlstand zu fördern geeigneter politischer Reformen zu zwingen, als durch Beharren im Aufstande nebst dem früher oder später zu erwartenden Verluste der politischen Selbstständigkeit auch den wirtschaftlichen Ruin zu beschleunigen. Denjenigen also wenigstens, die, auch wenn sie eine politische Umwälzung für wünschenswert fanden, in erster Linie doch nach der Verbesserung ihrer wirtschaftlichen Lage trachteten, und eigentlich auch in der politischen Umwälzung nur eine zur Erreichung dieses Zieles dienendes Mittel erblickten, muß es, wenn sie ihren Zweck auch mit Waffengewalt erreichen wollten, nicht um jeden Preis darum zu tun gewesen sein, Ionien von dem Perserreiche loszulösen, sie konnten sich damit begnügen, wenn es ihnen gelang, solche politische und staatsrechtliche Zustände zu schaffen, die es den ionischen Städten einzeln und in ihrer Gesamtheit ermöglichen würden, im Rahmen des Perserreiches selbst ihre eigenen wirtschaftlichen Interessen nach Möglichkeit zu verteidigen und zu verbessern. Zu diesem Zwecke aber mußten sie vor allem darnach trachten, daß an der Spitze der einzelnen Staaten solche Korporationen stehen mögen, die nicht einseitig vom Perserkönige abhängig, jede von ihm gewünschte Maßregel auch gegen den Willen und die Interessen der Bürgerschaft durchzuführen bestrebt waren, sondern im Gegenteil dem Schoße der Bürgerschaft selbst entsprungen, ihre Interessen gegenüber der Zentralgewalt möglichst zu wahren, zu fördern und mit den Reichsinteressen in Einklang zu bringen suchen würden. Dies Bestreben nun wird sie an die Seite derjenigen gestellt haben, die etwa aus anderen Motiven politischer Art — und gewiß gab es auch solche — die Abschaffung der Tyrannis als Vorbedingung der Verbesserung ihres Loses und des Aufschwunges ihres Wohlstandes betrachteten, und nachdem sie

dies ihr Hauptziel als erstes Resultat des Aufstandes erreichten, dies Resultat zu sichern bestrebt waren. Ich will hier keineswegs behaupten, daß die Tyrannen, nur vom Perserkönig abhängig, als dessen Werkzeuge, in allen Fällen bereit waren, das Wohl ihrer Untertanen aufzuopfern, wenn es ihnen dadurch gelang, die Gunst ihres Königs zu erwerben, wie dies die Griechen behaupteten, was Herodot in der Istrosszene zum Ausdruck bringt, aber gewiß tendenziös entstellt ist. Nichtsdestoweniger ist zu bemerken, daß seitdem nach der Abschaffung des Königtums in jenen griechischen Staaten, in denen dasselbe abgeschaffen wurde, die Bürgerschaft die Selbstregierung in die Hand nahm, sie derselben nur schwer und nur dort, dann und solange entsagte, wo, wann und solange die Übertragung der Gewalt auf einen einzelnen Mann für das Wohl der ganzen Bürgerschaft oder eines großen Teiles derselben unbedingt nötig erschien. Sobald dies nicht mehr für notwendig erachtet wurde — und dieser Fall trat früher oder später überall ein — so mußten die Tyrannen immer zu energischen, gewaltsamen Mitteln greifen, um ihre Herrschaft aufrecht zu erhalten. Nun war dazumal die Tyrannis in den meisten griechischen Staaten schon gestürzt und sie hat gerade unter dem Eindrücke ihres Siechtums, als sie sich nur durch Gewalt aufrecht erhalten konnte, und ihres nur mit Anwendung von Gewalt herbeigeführten Todes ein verhaßtes Andenken bei den meisten Griechen gelassen. So entstand der Tyrannenhaß, der nicht nur in den Werken der späteren Griechen, sondern auch in einzelnen alten Volksliedern zum Ausdruck kommt. Neben den kleinasiatischen Städten und den Kleinasien vorgelagerten und den Persern gehorchenden Inselstaaten erhielt sich diese verhaßte Institution hauptsächlich nur noch auf Kypros und in Sizilien. Aber die kypriische Tyrannis war eigentlich ein Königtum, die sizilische aber war als Bollwerk des Griechentums im Nationalkampf gegen Karthago zum notwendig zu erduldenen Übel geworden. Nun war bei den den Persern unterworfenen Griechen gerade das Entgegengesetzte der Fall, wie in Sizilien. Indem nämlich die Perser natürlicher Weise bestrebt sein mußten, die Griechen in Gehorsam zu halten, konnten sie nur solche Tyrannen dulden, die sich ihnen ergeben zeigten, mußten aber dieselben darin, daß sie ihre Untertanen im Zaume hielten, nach Möglichkeit unterstützen. Da sich nun andererseits überall zuweilen Umstände ergaben, unter denen die Tyrannen gezwungen waren, Gewalt anzuwenden, nahmen sie die Unterstützung der Perser bereitwilligst in Anspruch, wurden aber dadurch ihnen zum Gegendienste verpflichtet oder schienen wenigstens ihnen dazu verpflichtet zu sein. So mag es gewiß vorgekommen sein, daß einzelne



Tyrannen, nur um der Macht nicht verlustig zu werden, oder gar nur um die Gunst des Königs oder Satrapen zu gewinnen, den vermeintlichen oder wirklichen Interessen ihrer Untertanen zuwiderlaufende Maßregeln trafen; aber auch in Fällen, wo sie gezwungen waren, die durch die Zentralgewalt, die ja berufen war, die teilweise entgegengesetzten Interessen der verschiedensten, dem Reichsverbände angehörenden Völker auszugleichen, verordneten solche Maßregeln durchzuführen, die dem wirklichen oder vermeintlichen partiellen Interesse der Griechen oder einzelner griechischer Staaten, oder einzelner Bevölkerungsschichten dieser Staaten zuwiderliefen, und die auch jede andere Regierung gezwungen oder ungezwungen durchführen hätte müssen, konnte es so erscheinen oder wenigstens dargestellt werden, als ob sie dies nur darum tun würden, um die Gunst der Perser zu gewinnen, oder doch ihrer Macht nicht verlustig zu werden. So schien die Tyrannis ganz in fremdem Solde zu sein und teilweise war sie es auch und als solche hatte sie keine Berechtigung. Und dies abfällige Urteil wurde scheinbar und teilweise auch wirklich dadurch bestätigt, da sie gerade auf wirtschaftlichem Gebiete meist nur Mißerfolge aufzuweisen vermochte. So mußte in der Bürgerschaft die Überzeugung erwachen, daß die Tyrannen eben ihrer Abhängigkeit wegen nicht geeignet seien, die Interessen ihrer Untertanen gegenüber der Zentralgewalt mit Nachdruck zu verteidigen, daß man es selber besser machen könnte, da man meinte, daß es ja schlechter doch nicht mehr werden konnte. So erwuchs in ihr das Bestreben, die Selbstregierung, der man ja doch nur schwer entsagte, in die Hand zu nehmen, beziehungsweise zurückzuerlangen, was mit ganz unerwarteter Leichtigkeit gelang. Da nun aber auch dem Perserkönig es doch nur darum zu tun war, die Griechen im Gehorsam zu halten, und es ihm ziemlich gleichgültig sein mochte, durch was für eine Regierung dies geschah, wenn dieselbe nur geneigt und geeignet war, den Gehorsam aufrechtzuerhalten, so wird Dareios, wie dies auch die Einführung der demokratischen Regierungsform in einzelnen griechischen Staaten nach der Revolution beweist, geneigt gewesen sein, unter gewissen Bedingungen den durch die Revolution herbeigeführten Wechsel in der Regierungsform anzuerkennen. Es mag ja bequemer gewesen sein, durch Tyrannen zu regieren, aber man konnte dieser Bequemlichkeit entsagen, wenn man dadurch die Zufriedenheit der Untertanen zu erkaufen hoffen durfte. Ob man außerdem gesonnen war, auch andere Zugeständnisse zu machen, die eine Erweiterung der Autonomie der einzelnen Städte oder des ionischen Staatenbundes zur Folge gehabt hätten, wissen wir nicht, da wir nicht einmal darüber genau unter-

richtet sind, inwieweit diese Autonomie dazumal durch die persische Verwaltung beschränkt war. Eine Herabsetzung der Steuer wird allenfalls in Aussicht gestellt geworden sein und eine gute Wirkung ausgeübt haben. Die Hauptkonzession auf politischem Gebiete aber wird die Anerkennung der neuen Regierungsform gewesen sein.

Der andere Teil der Konzessionen lag wahrscheinlich auf wirtschaftlichem Gebiete. Lenschau hat in seinem im vergangenen Jahre in der «Klio» erschienenen Aufsätze den wirklich scharfsinnigen und schöpferischen Gedanken ausgesprochen, daß die Ursache der Bewegung, die ihren Ausdruck im ionischen Aufstande fand, auf wirtschaftlichem Gebiete zu suchen sei. Er hat gezeigt, daß der Wohlstand der Bevölkerung der ionischen Städte auf ihrem Handel beruhte und daß dieser Handel in der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts Schlag auf Schlag erlitt. Er hat gezeigt, daß diese Schläge mit der Aufrichtung des Perserreiches im Zusammenhang standen, und hat ihre Ursache darin zu finden gemeint, daß die Perser den Handel, der sich ihnen ungezwungen, friedlich unterwerfenden Phoiniker gegenüber denjenigen der aufrührerisch gesinnten griechischen Untertanen unterstützten. Der wirtschaftliche Ruin, dem infolgedessen die Ionier entgegensahen, hätte ihnen somit das Schwert in die Hand gedrückt, um sich so durch Waffengewalt eine Position zu verschaffen, die den niedergesunkenen Handel wieder neu aufleben machen könnte. Nun ist es nicht zu leugnen, daß im sechsten Jahrhundert tatsächlich im großen und ganzen ein Niedergang des ionischen Handels, obzwar nicht für alle Städte zu gleicher Zeit, in gleichem Maße und infolge gleicher Ursachen wahrzunehmen ist, und daß dieser Niedergang, obwohl nur teilweise, mit der Entstehung des Perserreiches zusammenhängt. Jedoch glaube ich, daß auch dort, wo das letztere der Fall ist, dies nur eine natürliche Folge der Gründung des persischen Weltreiches, nicht aber eine von den Persern planmäßig geförderte Entwicklung war, und daß wir nicht genötigt sind, eine systematische Begünstigung des phoinikischen Handels, wenigstens in der Zeit vor dem Aufstande, vorauszusetzen, obwohl der Niedergang des ionischen Handels dem der Phoiniker, als den Konkurrenten der Ioner, natürlich zunutze kam.

Wenn wir nun einen kurzen Blick auf die Entwicklung des Handels der Ioner während des sechsten vorchristlichen Jahrhunderts werfen, um die Wirkung der Gründung des ersten Weltreiches auf denselben zu erwägen, so kommt hier natürlicherweise zuerst der Handel dieser Städte mit dem Zentrum des neuen Weltreiches und

mit den asiatischen Provinzen desselben, insbesondere mit Kleinasien und Mesopotamien in Betracht. Das erste größere Reich, das kurz nach dem Sturze Mediens den Persern untertan wurde, war Lydien, und an diese Eroberung schloß sich die Unterwerfung des ägäischen Küstenlandes. Durch diese Eroberung wurden die dort gelegenen griechischen Städte, vielleicht neben den griechischen Kolonien am Südgestade des Pontos, besonders Sinope, die Haupthäfen des neu entstandenen Reiches, mit dessen Mittelpunkt sie durch die sogenannte Königsstraße Herodots verbunden waren. Diese Königsstraße führte nach der wahrscheinlichen Vermutung Hogarths (bei Macan) von Ninive nach Samosata, wo sie den Euphrat überschritt, um von hier durch das Tal des Bolam Su nach Isoli am Euphrat, dann weiter im Tale des Tochma Su an Malatia und Gurun vorbei nach Kappadokien und den Halys überschreitend, durch Phrygien und Lydien an die Meeresküste zu gelangen. Sie war, wie dies die Bolambrücke zeigt, wahrscheinlich schon in hittitischer Zeit eine wichtige Verkehrsader zwischen Assyrien und Kleinasien. In der Zeit der Blüte Urartus kam zwar ein Teil desjenigen Gebietes, durch das sie führte, unter die Herrschaft der mit den Assyrnern verfeindeten Chaldi, aber dieser Teil konnte auf einem Umweg durch die schon in uralter Zeit begangenen Kilikischen Pässe umgangen werden; dann war auch die Herrschaft der Chaldi nur vorübergehend, da seit dem Aufschwung Assyriens unter Tiglath Pileasar III. die Macht Urartus gebrochen war. Den gegenseitigen Einfluß der assyrischen und der dazumal im Entstehen begriffenen ionischen Kultur zeigen die aus der Zeit um 700 v. Chr. stammenden Funde Hogarths im Fundamente des Artemistempels zu Ephesos, besonders die Ähnlichkeit der dort gefundenen farbigen Elfenbeingegenstände mit den aus der Zeit um 800 v. Chr. stammenden Funden Layards in Nimrud. Auch daß dieser Einfluß von Assyrien über Kleinasien nach Ionien gelangte und nicht durch die Phoiniker vermittelt wurde, hat Hogarth bewiesen, indem er auf die Ähnlichkeit dieser Gegenstände mit den hittitischen Denkmälern, ferner auf den beinahe gänzlichen Mangel ägyptischen Einflusses hinwies, der bei phoinikischer Vermittlung kaum fehlen dürfte. Ja, Hogarth hält, obwohl mit Reserve, Hittiter für die Verfertiger der Nimrudgegenstände, während er für die Verfertiger der Ephesosgegenstände Ioner hält, die nach solchen über Kleinasien zu ihnen gekommenen Mustern arbeiteten. Diese gegenseitige Beeinflussung wird also auf dem erwähnten Verkehrswege, etwa vielleicht auf dem Umwege durch die kilikischen Pässe, als der Weg über Malatia durch Urartu gesperrt war, stattgefunden haben. Als dann unter den Sargoniden das



assyrische Reich durch die endgültige Eroberung Syriens und Phoinikiens in den direkten Besitz der syrischen Küste des Mittelländischen Meeres kam, wird sich die Bedeutung des Überlandhandels über Kleinasien wohl verringert haben. Aber als dann nach dem Falle Ninives im Jahre 606 Assyrien von Babylon getrennt wurde und an Medien fiel, war es für das neuentstandene Reich von eminenter Wichtigkeit den Weg zum Meere entlang dieser Straße zu finden. So ist es erklärlich, daß während die assyrischen Könige nie ernstlich an die Eroberung Kleinasiens dachten, ja Assurbanipal die ihm durch das Hilfsgesuch des Gyges gegen die Kimmerier dargebotene Gelegenheit, sich in die kleinasiatischen Verhältnisse hineinzuengen, unbenützt ließ, die medischen Könige schon von Beginn an ihre Aufmerksamkeit dahin wendeten. Sie kamen dabei in Konflikt mit Lydien und das Ende war, daß der Halys als Grenze zwischen Assyrien und Medien bestimmt wurde, zugleich aber ein Freundschaftsbündnis zwischen den zwei Nachbarstaaten zustandekam, das sicherlich auch dem Handel, der ja im Interesse beider Staaten war, Erleichterung bot. Die griechischen Handelsstädte der kleinasiatischen Küste, die, wie wir sahen, schon in assyrischer Zeit mit Mesopotamien in Handelsbeziehung standen, und vielleicht, wie Lenschau meint, während des Kampfes gegen Lydien, doch sicherlich nur während der Kriegsjahre, durch Umgehung des sich ausbreitenden Reiches der Mermnaden auf dem Wege von Koloniengründungen am Südgestade der Propontis und des Pontos ungehindert in das Tal des Tigris zu gelangen suchten, kamen unter den Mermnadekönigen langsamweise unter lydische Herrschaft, die ihnen aber als Entgelt für den Verlust der politischen Selbständigkeit besonders seit dem wirtschaftlichen Aufschwunge Lydiens infolge des Friedens mit Medien unermeßliche Handelsvorteile bot. Nicht nur aus Medien und über Medien aus dem fernen Osten kamen die Waren in ihre Häfen und wurden von dort aus und durch sie zu Schiffe in die Länder des Mittelmeeres, durch die Milesier vielleicht vorzugsweise nach der Balkanhalbinsel und nach Ägypten, durch die Phokaier aber in das westliche Becken des Mittelländischen Meeres, etwa nach Südgallien und Spanien geschafft: sondern auch Lydien selbst bot durch seinen Wohlstand ein wichtiges und zur Ausbeutung geeignetes Handelsgebiet dar. Ist doch der fabelhafte Reichtum der Mermnadekönige, insbesondere des Kroisos, geradezu sprichwörtlich geworden und von dem allgemeinen Wohlstand des Landes spricht nach der treffenden Bemerkung Hogarths der Umstand, daß die Lyder den Ionern als Erfinder von Spielen und Zeitvertreiben galten. Mit dem Wohlstand zugleich hob sich die Kultur, die verschiedene, vorher un-

bekannte Bedürfnisse erweckte, was, da die Lyder im Gegensatz zu den Griechen wenig schöpferisch veranlagt, aber desto geneigter zur Übernahme fremder Kulturerrungenschaften gewesen zu sein scheinen, vorzugsweise den Ionern von Nutzen war. Schon Radet gab ein treffliches Bild des Wohlstandes, des Luxus und des Einflusses fremder, besonders griechischer Kultur auf Lydien. Was aber den Handel betrifft, so ist das sicherste Zeichen der innigen Verbindung zwischen Ionien und dem Lyderreiche auf diesem Gebiete, sowie auch der großen Bedeutung und Blüte desselben, die Erfindung der Münzprägung. Die epochemachende Erfindung der Münzprägung, ohne der wir uns einen modernen Kulturstaat sozusagen nicht mehr vorstellen können, ist wahrscheinlich von kleinasiatischen Griechen gemacht worden, da die Lyder wenig erfinderisch gewesen zu sein scheinen. Auch ist es wahrscheinlich, daß die erste staatliche Münzprägung in den kleinasiatischen Griechenstädten erfolgte, da man nunmehr auch in jenen Münzen, die man anfangs als lydische betrachtete, griechische Prägungen zu erkennen glaubt, ja, Babelon meint, daß die lydischen Könige vor Kroisos überhaupt keine Münzen prägten. Das dieser anfänglichen Münzprägung zugrunde liegende Gewichtssystem stammt zwar direkt oder indirekt jedenfalls aus Mesopotamien, aber es ist noch unentschieden, ob die als Gewichtseinheit dienende Mine eine einfache Übernahme aus Babylon war oder sich erst in Kleinasien bildete, beziehungsweise das dort übliche Gewicht erhielt. Lehmann-Haupt scheint zwar auch monumental erwiesen zu haben, daß schon im alten Babylon neben dem sogenannten Gewichte königlicher Norm ein anderes, etwas niedrigeres Gewicht, das dem griechischen und lydischen Gewicht zugrunde liegende und von Brandis aus demselben berechnete Gewicht ursprünglicher Norm tatsächlich existierte und im Gebrauch war, aber die Existenz desselben wird durch andere Gelehrte, wie Weißbach, geleugnet. Das Metall, aus dem diese primitiven griechischen Münzen geprägt wurden, war Elektron, eine in Lydien gefundene Mischung von Gold und Silber, was Babelon damit begründet (*Revue Numismatique* 1895, S. 3), daß die meisten Staaten hauptsächlich aus dem ihnen am leichtesten zugänglichen Metall ihre Münzen zu prägen pflegten, wie Athen der laurischen Bergwerke wegen sehr lange nur Silbermünzen und keine Goldmünzen hatte. Das Elektron wurde als eigenes Metall mit zehnfachem Silberwerte betrachtet, was im internationalen Verkehr oft zu Zwistigkeiten führen mochte, da das Mischungsverhältnis nicht immer das gleiche war, und somit das Elektron dem Feingehalte an Gold gemäß eigentlich verschiedenen Wert repräsentierte. Um diesem Übel in seiner eigenen Münz-

prägung auszuweichen, ließ Kroisos Münzen aus purem Gold und Silber prägen, wodurch es geschah, daß während die Ioner ihre Münzen aus einem vorzugsweise in Lydien gefundenen Metall prägten, die Lyder selbst Gold und Silbermünzen benützten. Dies bezeugt nicht nur den finanziellen Sinn des Kroisos, sondern auch den Handelssinn der Lyder, wie dies schon Herodot wahrnahm, indem er dort, wo er über diese ihre Neuerung berichtet, von ihnen erzählt: „*πρῶτοι ἀνθρώπων τῶν ἡμεῖς ἴδμεν, νόμισμα χρυσοῦ καὶ ἀργύρου κοψάμενοι ἐχρήσαντο, πρῶτοι δὲ καὶ κάπηλοι ἐγένοντο.*“ Auch spricht für den finanziellen und kommerziellen Sinn dieses Königs der Umstand, daß er neben den Gold- und Silberstateren im Gewichte von 10,89 g noch etwas leichtere Goldstateren im Gewichte von 8,17 g prägen ließ, von denen, da im Orient dazumal das Gold  $13\frac{1}{3}$  mal so teuer war wie das Silber, ein Stück dem Werte nach 10 Silberstateren gleichkam. Babelon meint auf Grund der von den Römern bei der Einlieferung des karthagischen Tributs im Jahre 199 v. Chr. gemachten Schwierigkeiten, auch Kroisos habe wahrscheinlich darum Münzen aus reinem Gold und Silber prägen lassen, weil er wahrnahm, daß es bei der Einlieferung des von den griechischen Städten zu zahlenden Tributs in je nach dem Mischungsverhältnis verschiedenen Wert repräsentierenden Elektronmünzen oft zu Zwistigkeiten kam (Traité I. t. I. p. 874; II. t. III. p. 228, 229), sonst seien diese Münzen wohl hauptsächlich nur für Lydien bestimmt gewesen, da im Osten überhaupt keine Münzen üblich waren, die Griechen aber auch fernerhin aus Elektron prägten und im Verkehr miteinander diese Elektronmünzen benützten. Andererseits aber führt Babelon selbst sehr schön aus, daß die Bestimmung des Gewichts der Kroisosstateren und teilweise vielleicht auch die Einführung von Stateren zweierlei Gewichtes mit Rücksicht darauf geschah, damit die neuen lydischen Münzen zu den Elektronmünzen der griechischen Städte des kleinasiatischen Festlandes, besonders zu denjenigen der dazumal bedeutendsten Handelsstädte, nämlich Milet und Phokaia, deren System auch andere, so dasjenige von Milet Ephesos, dasjenige aber von Phokaia Kyzikos befolgten, in einfachem Wertverhältnisse stehen mögen, indem nämlich ein schwerer Goldstater des Kroisos dem Werte nach einem milesischen Elektronstater, drei leichte Goldstateren des Kroisos aber dem Werte nach zwei phokaischen Elektronstateren gleichkamen (Traité II. t. II. p. 237, 238). Dies scheint mir dafür zu sprechen, daß Kroisos die Einwechslung der Elektronmünzen in lydische Münzen erleichtern wollte, also bestrebt war, ohne das Münzprägerecht derselben anzutasten, auf friedlichem Wege dem lydischen Geld auch in den Griechen-



städten Eingang zu verschaffen und durch die Vertrauenswürdigkeit seiner Münzen die Elektronmünzen aus dem Verkehr langsam zu verdrängen, wie ähnliches eine Zeitlang die 20 Frank-Goldstücke Napoleons III. bewirkten. So war Kroisos, die Erfindung seiner ionischen Untertanen benützend und vervollkommnend, bestrebt, den Wohlstand seiner lydischen ebenso wie denjenigen seiner griechischen Untertanen auch auf dem Gebiete des Handels zu heben. Die Blüte Lydiens war also von großem Vorteile für die ionischen Städte, und der Zusammenbruch dieses Reiches wurde, wie dies die Kroisoslegenden beweisen, gewissermaßen als Nationalunglück betrachtet. Was den Medern nicht gelang, nämlich durch die Eroberung Lydiens die ägäische Meeresküste in ihre Gewalt zu bringen, gelang den Persern. Es ist eine ansprechende Vermutung Práseks, daß in dem Kriege gegen Lydien der Syennesis von Kilikien auf der Seite der Perser stand und dazumal durch einen Kontrakt seine bevorzugte Stellung im persischen Reiche erhielt; und da nun die Königsstraße Herodots auch durch Kilikien führte, so mag derselbe seine bevorzugte Stellung auch auf Handelsgebiete ausgenützt haben. Den Persern selbst muß diese Königsstraße von großer Wichtigkeit gewesen sein, da sie zu den damals einzigen, am mittelländischen Meere gelegenen Häfen des Reiches führte. Sie werden daher den Handel auf derselben in jeder Weise begünstigt haben. Nichtsdestoweniger war die Verarmung des Nachbarlandes teilweise infolge der Kriege, teilweise infolge des Umstandes, daß seither die Einkünfte nicht mehr im Lande verblieben, sondern in das ferne Susa wanderten, ein großer Nachteil für den Handel der Ionerstädte, und es ist somit begreiflich, daß Paktyes bei seiner Empörung bei den Griechen Unterstützung fand. Aber auch die günstige Stellung der Griechenstädte im Perserreiche selbst war von geringer Dauer und bald traf den ionischen Handel ein Schlag, der nicht nur an und für sich dem Falle Lydiens gleichkam, sondern nebstbei auch die Folgen dieses Falles noch empfindlicher machen mußte. Nach dem Sturze Babylons nämlich kamen auch die syrischen und phoinikischen Häfen in den Besitz des Reiches und damit war die alte Hauptverkehrsader Babylons mit dem Mittelländischen Meere, der von Hogarth Levante-route genannte Weg, in das persische Verkehrsnetz miteinbezogen. Daß diese Straße seit uralter Zeit eine sehr begangene war, zeigt nicht nur der tiefe Einfluß der Kultur Babylons auf Syrien und Phoinikien, sondern auch der Umstand, daß schon die altbabylonischen Könige Alabaster und Zedern zu ihren Bauten aus syrischen Landen bezogen, deren Transport nur auf gutem Weg möglich war. Dieser Weg war grobenteils ein Wasserweg und führte im Tale des Orontes,

des Afrin, dann des Euphrat bis Babylon. Da dieser Weg nebstbei auch noch kürzer war, als der durch Kleinasien, wird sich der Handel Babylons wohl immer hauptsächlich hier abgespielt haben, und sein Besitz wurde darum auch von den babylonischen und assyrischen Herrschern stets angestrebt, während dieselben an die Eroberung Kleasiens, wie schon oben bemerkt wurde, nie recht dachten. Die phoinikischen Häfen waren nämlich, solange die Kultur sich auf die Küsten des Mittelländischen Meeres beschränkte und das Innere Europas noch barbarisch war, die natürlichen Emporien Mesopotamiens und des fernen Ostens. Nur zeitweise war Ionien infolge der politischen Verhältnisse in der Lage, einen Teil des mesopotamischen Handels an sich zu reißen. Durch die Einverleibung Phoinikiens in das persische Reich wurde das natürliche Verhältnis wieder hergestellt, und den Ionern verblieb nur der Handel mit Kleinasien. Dieser verblieb ihnen, war aber infolge der Verarmung dieses Landes nicht mehr einträglich. Ja, diese Verarmung mußte sich umso fühlbarer machen, da die nach Susa wandernden Einkünfte auch der kleinasiatischen Provinzen nunmehr zur Hebung des Verkehrs auf der anderen Route dienten. Es ist also nicht notwendig, eine Begünstigung des phoinikischen Handels von seiten der Perser anzunehmen. Die natürliche Lage verursachte, daß die Besitznahme der phoinikischen Küste durch die Perser die durch die Trennung Assyriens von Babylon während des Bestehens Mediens und der ersten Jahre Persiens bevorzugte Stellung der kleinasiatischen Griechen aufhob und dies dem phoinikischen Handel von Nutzen war.

Seit der Einverleibung Syriens in das persische Reich kam dasselbe in die Nachbarschaft Ägyptens, und da auch die Pharaonen uralte Ansprüche auf Syrien hatten, waren die Beziehungen zwischen den Nachbarreichen wohl von Beginn an feindliche. Auch in Ägypten war nun der Handel der ionischen Städte sehr stark interessiert. Der griechische Handel war in Ägypten seit beiläufig 559 v. Chr. auf Naukratis beschränkt, das demnach für die Griechen etwa die Bedeutung hatte, wie eine Zeitlang Shanghai für die Europäer in China. Naukratis ward im 7<sup>ten</sup> Jahrhundert v. Chr. als milesische Kolonie gegründet, wurde aber schon im Laufe desselben Jahrhunderts zu einer Stadt panhellenischen Charakters, die mit den meisten griechischen Städten, so vor allem mit der Handelsrivalin Milet, Samos, direkte Handelsbeziehungen anknüpfte, wie dies Prinz aus den Vasenfunden erwies. Die Beschränkung des griechischen Handels auf Naukratis war natürlich eine Wohltat für Naukratis selbst, weniger für den griechischen Handel, da dem Handel eine solche Beschränkung eher Schaden zufügt, was aber gerade beweist, daß

dieser Handel dazumal schon recht bedeutend sein mußte. Sie geschah wahrscheinlich aus finanziellem Grunde, um die Kontrolle der Ein- und Ausfuhr und die Verzollung zu ermöglichen, was aber wieder dafür spricht, daß schon unter den Pharaonen gewisse Abgaben diesen Handel bedrückten. Der Handel lag wohl zumeist in den Händen der Ioner, besonders Milets und Samos', die ihre eigenen Emporien in Naukratis hatten, während die übrigen kleinasiatischen Griechen ein gemeinsames Emporium daselbst besaßen. Aber besonders zwischen den am meisten interessierten Städten, Samos und Milet, scheint eine arge Konkurrenz stattgefunden zu haben, die sogar zu einem Kriege führte, in dem Polykrates, der Tyrann von Samos, die Flotte der Milesier und der mit ihnen verbündeten Ephesier vernichtete. In wie inniger Beziehung Samos zu Ägypten stand, zeigt die aus der Anekdote von dem Ringe des Polykrates her bekannte Freundschaft zwischen dem Beherrscher von Samos mit Amasis, und die samische Elle, die der ägyptischen Königselle gleich war. Als dann unter Psammetich III. der Krieg mit Persien ausbrach, scheint Polykrates, den Sieg der persischen Waffen vorahnend, auch mit dem Zukunftsherrscher in freundschaftlicher Beziehung bleiben gewollt zu haben, indem er, obwohl ihm nicht untertan, ihm dennoch Hilfstruppen zusandte, aber diese Hilfe war derartig, daß er sie auch bei einem etwaigen Siege des Psammetich exkusieren konnte. Aber nicht nur die ionischen Staaten machten einander in Ägypten Konkurrenz, auch die festländischen Griechen bereiteten ihnen solche. Die Vasenfunde zeigen in alter Zeit eine sehr starke Einfuhr korinthischer und protokorinthischer, seit 600 v. Chr. aber besonders athenischer Produkte. Der Handel mit diesen Produkten mag im Anfange durch Ioner, vielleicht vorzugsweise Samier, vermittelt worden sein, aber schon seit etwa 559 hatten die Äginäer, ebenso wie die Samier und Milesier in Naukratis ihr eigenes Emporium, und die Naukratiter werden wohl selbst von Anfang an in direkten Verkehr mit den festländischen griechischen Staaten getreten sein. Die Einverleibung Syriens und dann später Ägyptens in das persische Reich mußte den griechischen Handel in Ägypten noch weiter schädigen, da nunmehr der Verkehr zwischen Ninive und Ägypten nicht mehr des Umwegs über Kleinasien bedurfte. Auch wurde das Fehlen der in diese Zeit gehörenden athenischen rotfigurigen Vasen älteren, strengerer Stiles mit der persischen Herrschaft in Ägypten in Verbindung gebracht. Eine Beschränkung des griechischen Handels durch die Perser im Interesse der Phoiniker beweist dies natürlich nicht, da ja dann die Produkte athenischer Keramik einfach durch phoinikische Händler nach Ägypten ge-



langen hätten können. Eher glaube ich, dies Fehlen auf den Niedergang athenischer Industrie nach dem Sturze der Peisistratiden infolge der dazumal ausgebrochenen Bürgerkriege zurückführen zu dürfen, da auch im Pontosgebiete das Fehlen dieser Vasengattung beobachtet wird, und von Stern den Aufschwung und den Niedergang der athenischen Industrie mit der Begründung beziehungsweise dem Sturz der Peisistratidenherrschaft in Zusammenhang bringt (v. Stern: *Klio* 1909, p. 144; E. H. Minns: *Scythians and Greeks*, p. 339). Immerhin ist es möglich, daß die Perser etwa durch hohe Zölle der Ein- und Durchfuhr der in Athen und vielleicht auch in andern Staaten des noch unabhängigen griechischen Festlandes verfertigten Industrieartikel, da ja auch der Zugang zum Pontos in ihrer Macht war, Hindernisse in den Weg legten, die dann, insofern der Handel mit diesen Artikeln durch kleinasiatische Griechen vermittelt wurde, auch den Handel dieser letzteren schädigte.

Dasjenige Handelsgebiet, wo die Ioner von der phoinikischen Konkurrenz gar nichts zu fürchten hatten, war das Pontosgebiet. Daß es den Persern nie in den Sinn kam, dies Gebiet dem phoinikischen Handel zu eröffnen, zeigt schon der Umstand, daß an dem Skythenzuge des Dareios nur die griechische Flotte teilnahm, die phoinikische nicht. Auch die Funde in Südrußland sprechen dafür, daß die Phoiniker dahin nicht kamen (Minns a. a. O. p. 437). Die Wichtigkeit dieses Gebietes besteht darin, daß hier die griechische Kultur mit derjenigen der in der südrussischen und sibirischen Steppe hausenden Völkerschaften und durch die Vermittelung derselben mit der iranischen Kultur und mit derjenigen des am Fuße des Altai wohnenden Kulturvolkes in Berührung kam. Ja, wenn mein einstiger geliebter Lehrer Tomaschek (*Sitzungsberichte d. phil. hist. Klasse d. kais. Akademie d. Wiss. zu Wien* 1889) recht hat, so führte schon um diese Zeit ein regelrechter Handelsweg von den griechischen Kolonien am Nordgestade des Pontos durch die genannten Steppen in den fernen Osten bis an die Grenzen Chinas, was übrigens auch dann der Fall sein könnte, wenn die weniger wahrscheinliche Bestimmung C. Krauths (*Jahrb. f. Kl. Phil.* 1890) sich als richtig erwiese, obwohl dann der Weg eine andere Richtung gehabt hätte. Das Pontosgebiet war nun hauptsächlich für Milet von großer Wichtigkeit, da die meisten Kolonien daselbst von Milesiern gegründet worden sind. Aber Milet hat einen großen Fehler begangen, indem es die Kolonisierung am Bosporus den Megarern überließ, die daselbst Byzantion und Kalchedon gründeten. Es ist zwar richtig, daß Milet mit den Megarern befreundet war, aber dies geschah wohl hauptsächlich mit Rücksicht auf Byzantion, denn nicht Byzantion war auf

die Gunst Milets, sondern Milet auf die Gunst Byzantions angewiesen. Dies mag auch die Ursache dessen gewesen sein, daß dem milesischen Handel in den pontischen Kolonien gar bald starke Konkurrenz erwuchs, aber nicht von seiten der Phoiniker, sondern ebenso wie in Ägypten, von seiten der festländischen Griechen, früher besonders der Korinther, dann seit dem Aufschwung der athenischen Industrie und des athenischen Handels im sechsten Jahrhundert, besonders in der Zeit der Peisistratidenherrschaft, der Athener. Wenn die Perser hier an eine Beschränkung des Handels dachten, so dachten sie sicherlich nur an denjenigen der unabhängigen festländischen griechischen Staaten, was aber den Ionern nur zum Vorteil gereicht hätte. Weniger wäre eine solche Beschränkung natürlich im Interesse der am Zugange zum Pontos gelegenen griechischen Staaten gewesen, und es wäre gerade nicht unmöglich, daß ein solcher Beschränkungsversuch die Ursache des Aufstandes der dortigen Städte während des Skythenzuges war. Dann wäre es leicht erklärlich, daß sich Ionien von diesem Aufstande ferne hielt, ja der Beherrscher des am Pontoshandel meist interessierten Milet nicht nur aus selbstischen Interessen, sondern auch im Interesse seiner Untertanen als wärmster Anwalt der Aufrechterhaltung der persischen Herrschaft auftrat. Doch wäre es auch möglich, daß der Aufstand der Bosporosstädte durch kleinlichere Ursachen herbeigeführt wurde; so mag die Bosporosbrücke als Verkehrshindernis betrachtet worden sein, da wir von solchen Durchlässen, wie sie an der Hellespontosbrücke des Xerxes angebracht waren, nichts hören, so daß die Anbringung derselben an der letzteren eine aus dem Schicksal der Bosporosbrücke gezogene Lehre sein könnte. Auch war die Bosporosbrücke geeignet, den Landverkehr zwischen Kleinasien und Thrakien von Byzantion und Kalchedon abzulenken, obwohl sie kaum für ständig geplant sein dürfte. Der Gegensatz der Bewohner dieser Städte zu ihren kleinasiatischen Stammesgenossen mag vielleicht ähnlicher Art gewesen sein, wie derjenige der Dänen zu den ihnen ebenfalls stammverwandten Bewohnern der deutschen Hansastädte. So geschah es, daß diese Städte sich auch dem ionischen Aufstande nicht freiwillig anschlossen, und die Ioner nach dem Siege über die kyprische Flotte es als ihre erste Aufgabe betrachteten, dieselben sich mit Gewalt zu unterwerfen. (*Βυζαντιόν τε καὶ τὰς ἄλλας πόλεις πάσας τὰς ταύτη ὑπ' ἑωυτοῖσι ἐποιήσαντο.* Her. V. 103.) Es ist, als ob die Ioner das, was sie durch die Perser nicht erreichten, nämlich die Beseitigung der Konkurrenz des griechischen Festlandes, nun durch eigene Kräfte zu erreichen suchten vielleicht um so zugleich an dem sie schnöde im Stiche lassenden Mutterlande, da ja

dazumal auch Athen schon seine Schiffe zurückzog, Rache zu nehmen, obwohl sie dadurch dasselbe auch möglicherweise zu bewegen suchten, ihnen aus eigenem Handelsinteresse Beistand zu leisten.

Was den Milesiern der Pontos, das war den Phoikaern einst das westliche Becken des Mittelländischen Meeres. Hier gründeten sie um 600 v. Chr. Massalia, das, an der Rhonemündung gelegen, sich bald zu einer der reichsten Handelsstädte aufschwang, so daß massaliotische Münzen noch heutzutage weit in Südfrankreich, in der Schweiz und in der Lombardei gefunden werden, und das hier gelegene Marseille auch heutzutage einer der wichtigsten Häfen des Mittelländischen Meeres ist. Von hier aus wurden dann auch auf anderen Punkten der ligurischen und iberischen Küste Kolonien und Faktoreien angelegt. Besonders aber war es das silberreiche Land der iberischen Tartessier, das die Kaufleute anlockte, wohin zwar zuerst die Samier gelangt sein sollen, was aber bald zu einer der wichtigsten Handelsgebiete Phokaias ward. Um 560 gründeten sie Alalia auf Korsika, dessen Bewohner Seeraub getrieben zu haben scheinen. Nun hoben aber auf den Handel im westlichen Becken des Mittelländischen Meeres auch die Phoiniker, insbesondere die an der Nordküste Afrikas gelegenen phoinikischen Kolonien und unter diesen wieder besonders Karthago, seitdem es langsam die Hegemonie und nachher auch die Herrschaft über diese Kolonien an sich riß, Anspruch. Hier war es auch, wo die Konkurrenz zwischen den zwei bedeutendsten Handelsvölkern des Mittelländischen Meeres, den Griechen und den Phoinikern, zu einem Kriege führte. Dazumal aber war die Macht der Mutterstadt Phokaia schon gebrochen, ihre Blüte dahingeschwunden. Die Stadt wurde durch Harpagos zerstört, später zwar wieder aufgebaut, fristete aber nur ein kümmerliches Dasein. Ein großer Teil der Bürgerschaft wandte sich nach dem Westen, wo er in Alalia und Massalia Aufnahme fand. Infolge dieser Zunahme der Bevölkerung wurde Alalia so mächtig, daß es 60 Kriegsschiffe ausrüsten konnte. Da aber kam gegen Alalia ein Bündnis zwischen den Karthagern und den Etruskern zustande. Der hauptsächlichste Grund wird wohl gewesen sein, der Seeräuberei ein Ende zu bereiten. Die Alalier mußten Korsika verlassen und siedelten sich in Hyele, dem späteren Velia, an. Der Sieg wurde durch die Karthager auch wirtschaftlich ausgenützt. Es ist schon eine alte Bemerkung, daß seit dieser Schlacht der phoinikische Handel in Italien den griechischen zu verdrängen beginnt. Kahrstedt hat aber gezeigt, daß aus dieser, durch das Bündnis mit den Etruskern geschaffenen Lage nur der Handel der Karthager und der westlichen Phoiniker, nicht aber zugleich auch derjenige der öst-



lichen Phoiniker Nutzen zog, und daß auch der Erfolg der ersteren nur ein temporärer war. Mit dem Handel Phokaia's aber nahm es ein Ende. Es wäre verfehlt, die Bedeutung der Schlacht von Alalia überschätzen zu wollen. Massalia blieb auch fernerhin eine blühende Handelsstadt, und auch Hyele wurde, wie dies die Verbreitung seiner Münzen zeigt, zu einer solchen. Die Bedeutung dieser Schlacht für den griechischen Handel liegt besonders darin, daß hier zuerst die westlichen Phoiniker zur Wahrung ihrer Interessen das Schwert gegen ihre griechischen Konkurrenten in die Wagschale warfen und als Seemacht auftraten, und zuerst mit Hilfe der Etrusker, dann später, die Perserkriege benützend, die Griechen aus ihren westlichen Positionen zu verdrängen suchend, sich durch beharrliche Kämpfe zu einer Macht emporschwangen, mit der abzurechnen den Römern vorbehalten blieb. Übrigens war Italien und Sizilien schon vor dem Bündnis zwischen den Karthagern und Etruskern dem Handel der kleinasiatischen Griechen durch die Griechen des Mutterlandes so gut wie verschlossen, so daß dies Bündnis nicht so sehr den Handel der kleinasiatischen wie denjenigen der festländischen Griechen schädigte. Die Ursache der Verschließung war die Verfeindung zwischen Milet und Korinth, die der Ielanthischen Fehde zwischen Chalkis und Eretria eine ähnliche Bedeutung verlieh, wie sie die Schlacht von Alalia für Karthago und Phokaia hatte. Prinz hat aus den Vasenfunden gezeigt, daß das während dieser Fehde geschlossene Bündnis zwischen Korinth und Chalkis den Milesiern, die auf die Seite Eretrias traten, das korinthische Handelsgebiet, zu dem insbesondere Sizilien und Unteritalien gehörte, geradezu verschloß. Dabei machte er aber auch die Wahrnehmung, daß, während die Produkte der milesischen Töpferindustrie im korinthischen Handelsgebiete sehr selten sind, diejenigen der korinthischen im milesischen Gebiete sehr häufig vorkommen. Dies wird wohl mit Recht auf die Güte und Beliebtheit der korinthischen Produkte zurückzuführen sein, die zu verdrängen nur die athenische Industrie vermochte. Wir werden aber, wie schon oben bemerkt wurde, für die Einführung der korinthischen Produkte in das Gebiet der Milesier wohl nicht direkte Handelsverbindung, sondern eher Vermittelung durch die Konkurrenten der Milesier, vorzugsweise die Samier, annehmen dürfen, da ja Ägypten auch ihnen geöffnet war, und in der Söldnerkolonie Tanais der samische Einfluß vorgewogen zu haben scheint, seitdem aber Naukratis zum einzigen griechischen Hafen in Ägypten wurde, auch die Samier daselbst ähnlich den Milesiern ein eigenes Emporium erhielten. Solche Vermittler des Handels mit ihren Industrieprodukten, wie es die Samier für die Ko-

rinther im milesischen Handelsgebiete, in Ägypten ebenso wie im Pontosgebiete waren, waren für die Milesier in Italien nur die Bewohner des mit Milet befreundeten Sybaris, neben dem für den kleinasiatischen Handel etwa noch Siris, als Kolonie der üppigen Stadt Kolophon, in Betracht kam. Gerade diese zwei Städte aber fielen dazumal der Vernichtung anheim. Siris wurde durch Sybaris, Sybaris um 511 durch Kroton zerstört. Der Schlag, der durch die Zerstörung von Sybaris ihren Handel und ihre Industrie traf, wurde von den Milesiern als so großes Unglück betrachtet, daß die Stadt Trauer anlegte. Er war um so fühlbarer, als etwa um dieselbe Zeit auch der Versuch des Histaios, in Thrakien eine Kolonie zu gründen und dadurch Thrakien dem milesischen Handel zu eröffnen, mißlang. Dauernderen Erfolg erzielten an der thrakischen Küste die Leidensgenossen der Phokaier, die Bewohner von Teos, die nach der Zerstörung ihrer Stadt durch die Perser, gleichzeitig mit den Phokaiern auswandernd, Abdera gründeten, aber auch diese Kolonie kam nach dem skythischen Feldzug unter persische Herrschaft.

So trafen im Laufe des sechsten vorchristlichen Jahrhunderts den Handel der kleinasiatischen, insbesondere der ionischen Städte schwere Schläge. Diese hingen teilweise mit der Entstehung des Perserreiches zusammen, waren aber auch in diesen Fällen zumeist Folgen teilweise des durch die Kriege verursachten Zurückganges der ionischen Industrie, — da ja die Verheerungen der Kriege vor allem die Industrie zu schädigen pflegen und die Industrie den Handel in Mitleidenschaft zieht, — teilweise aber der durch die so geschaffene Weltlage eingetretenen Änderung in der Bedeutung der Haupthandelsrouten, und sind wohl kaum durch die systematische Begünstigung des phoinikischen Handels hervorgerufen worden, obwohl sie dem letzteren von Nutzen waren, da, wenn zwischen zwei Konkurrenten den einen ein Unglück trifft, der andere gewöhnlich Nutzen daraus zu ziehen vermag. Wenn sich also die Phoiniker den Persern gegenüber gefügiger zeigten, als den Assyern gegenüber, so beweist dies nur, daß sie den materiellen Nutzen, den ihnen die Errichtung dieses Weltreiches einbrachte oder doch wenigstens einzubringen versprach, einsahen. Daß sie sich übrigens den Persern auch zu widersetzen wagten, bewiesen sie, als ihre Flotte sich weigerte, gegen Karthago zu ziehen, so daß Kambyzes gezwungen war, von seinem Vorhaben abzustehen. Die Schläge also, die den ionischen Handel trafen, trafen ihn wohl zumeist ohne, ja in einzelnen Fällen vielleicht sogar gegen den Willen der Perser. Daß die letzteren in kommerzieller Beziehung gesonnen waren, in die Fußstapfen des Kroisos zu treten, zeigt die Münzprägung, durch die sie eine ihnen

durch die Lyder vermittelte Erfindung der kleinasiatischen Griechen in der durch die lydischen Vermittler geschaffenen Form zum Ausgangspunkt der für den Handel des neuentstandenen Weltreiches wichtigsten finanziellen Maßregel machten. Dies wäre besonders dann der Fall, wenn Gardner recht hätte mit der Annahme, schon Kyros sei dem Beispiele des Kroisos gefolgt, da die Zurückführung des Namens Dareikos auf Dareios sich als hinfällig erwies; doch meint Babelon, obwohl er das letztere anerkennt, daß unter den persischen Königen trotzdem erst Dareios zuerst Münzen prägte. Das ist aber bemerkenswert, daß der Münzprägung der persischen Könige zugrunde liegende Gewichtssystem nicht mehr das mit dem der kleinasiatischen Griechen im engen Zusammenhange stehende des Kroisos, sondern das in Babylon dazumal gewöhnliche königlicher Norm war, was aber wieder nur eine natürliche Folge dessen war, daß in dem durch die Verschmelzung verschiedener Länder entstandenen Weltreiche Lydien und die kleinasiatischen Griechenstädte ihre ehemalige kommerzielle Bedeutung nicht mehr zu behaupten vermochten, so sehr vielleicht auch die Perser durch Besserung der Wege dem griechischen Handel Erleichterung zu schaffen bestrebt waren, und vielleicht zeitweise auch tatsächlich schafften, so daß Herodot gerade die Zeit knapp vor dem Ausbruch der Revolution, sicherlich übertreibend, als die Blütezeit Milets betrachtet. Die Griechen sahen wahrscheinlich den guten Willen der Perser ein, und so geschah es, daß, während nach dem Tode des Kambyses im ganzen Reiche der Aufruhr wühlte, sie sich ruhig verhielten, und der persische Satrap diese Ruhe dazu benützen konnte, Samos unter persische Herrschaft zu bringen. Sie zeigten sich also in diesen Jahren der Bedrängnisse und Prüfungen ebenso treu, wie die Phoiniker und mußten dadurch das Andenken an den bei ihrer Unterwerfung geleisteten Widerstand, den sie damals versuchten, als sie die Entwicklung der Macht Persiens noch nicht voraussehen konnten, während die freiwillige Unterwerfung der Phoiniker zu einer Zeit erfolgte, als Persien durch die Eroberung Babylons schon zum Weltreiche ward, vergessen machen. Daß übrigens auch Dareios wenigstens am Beginn seiner Herrschaft den Griechen ebenso vertraute wie den Phoinikern, zeigt schon der Umstand, daß am Skythenzuge nur die griechische Flotte teilnahm, die phoinikische nicht. Auch nach dem Skythenzuge blieben die Griechen ruhig, und der Aufstand der am Bosporos und Hellespontos gelegenen Städte entsprang, wie wir sahen, nur aus partiellem Interesse dieses Gebietes. Ja, noch beim Zuge gegen Naxos, also einer griechischen Stadt, bauten die Perser auf die Treue ihrer griechischen Untertanen, indem sie nur die



griechische Flotte in Anspruch nahmen. Ja, selbst nach dem Ausbruch der Revolution scheinen sie gegen das an der Spitze derselben stehende Milet nur die kyprisch-griechische Flotte aufgeboten zu haben. Wenn also auch die Phoiniker allenfalls schon vor dem Ausbruch der ionischen Revolution einsehen mochten, daß die Entstehung und Ausbreitung des persischen Weltreichs ihnen zum Nutzen, ihren griechischen Konkurrenten aber zum Schaden gereichte: daß die Perser den Handel ihrer griechischen Untertanen ihnen zu Liebe systematisch unterdrückten, den ihrigen aber auf Kosten der Ionier systematisch förderten, werden sie wohl kaum erfahren und auch für die Zukunft wohl kaum erwarten dürfen haben.

Ob nun aber die Perser den ionischen Handel zugunsten des phoinikischen nebstbei auch noch systematisch unterdrückten oder nicht: der Niedergang ihres Handels mußte den Ionern bald fühlbar werden, was dann sicherlich zur Schürung der Unzufriedenheit beitrug, die zum Aufstande führte, auch wenn es vielleicht nicht gerade die einzige Ursache derselben war. Auch mochten die Ioner ebenso wie die Phoinikier, eingesehen haben, daß dieser Niedergang mit der Entstehung und Ausbreitung des persischen Reiches im Zusammenhang war, und da mag es unter ihnen auch solche gegeben haben, die alle Schuld an dem Unheil auf die Perser schoben und meinten, daß die Perser den ionischen Handel absichtlich unterdrückten, auch wenn dies in der Wirklichkeit nicht der Fall war. Diejenigen dann, die dieser Meinung waren, mußten einfach darnach trachten, die Perser zu bewegen oder eventuell auch durch Waffengewalt zu zwingen, anstatt des phoinikischen, den ionischen Handel systematisch zu unterstützen, und sie werden daher wohl die Revolution zu diesem Zwecke entfacht oder doch dazu benützen gewollt haben. Schwieriger war es denjenigen die Wiedereroberung der dem Wohlstande zugrunde liegenden ehemaligen Position zu erwarten, die einsahen, daß der Verlust derselben nicht absichtlich durch die Perser herbeigeführt wurde, sondern eine natürliche Folge der Errichtung des Perserreiches war, denn sie mußten zugleich einsehen, daß die eigentlichen Ursachen des Niederganges zu beseitigen unmöglich sei, da dies eine Erschütterung der Grundfesten des persischen Reiches gefordert hätte. Auf eine Trennung Lydiens, Syriens, Phoinikiens und Ägyptens vom persischen Reiche zu rechnen, durfte man nicht wagen. Als in ganz Persien der Aufruhr wühlte, hätte man vielleicht daran denken können, aber man dachte selbst dazumal nicht daran, sondern verhielt sich teilnahmslos. Wie hätte man dies erhoffen dürfen, als im Reiche allgemeine Ruhe herrschte? Selbst mit der Mithilfe des

Mutterlandes mußte solches unglaublich erscheinen, ohne dieselbe ausgeschlossen. Und daß man wenigstens im Anfange auch gar nicht daran dachte, zeigt der Umstand, daß der Aufruhr beschlossen, ja, die Vertreibung der Tyrannen vollzogen war, ehe man überhaupt das Mutterland um Hilfe anging. Ja, man dachte damals nicht einmal an die Befreiung Lydiens, obwohl der Sturz dieses Reiches die Griechen am meisten schmerzte. Denn hätte man ernstlich daran gedacht, so hätte man die Lyder sicherlich aufgewiegelt, und da wäre es wohl kaum eingetroffen, daß, während in Kleinasien ein solcher Wirrwarr herrschte, daß die Paionier ungehindert in ihre Heimat zurückgelangen konnten, gerade in Lydien gar kein Versuch zur Rückeroberung der Selbständigkeit gemacht wurde, ja, im Gegenteil gerade die Lyder es waren, die im Verein mit den Persern den gegen Sardes vordringenden Ionern den stärksten Widerstand entgegensetzten. Einige Heißköpfe mögen ja den Sturz Persiens für möglich gehalten haben, aber die besonneneren werden diese Möglichkeit wohl kaum ernsthaft in Betracht gezogen haben. Aber wenn auch diejenigen Ioner, die die eigentlichen Ursachen des Niederganges ihres Handels einsahen, nicht erwarten durften, dieselben beseitigen zu können: so durften sie dennoch ähnlich denjenigen unter ihren Volksgenossen, die die Ursache des Verfalles in der absichtlichen Unterstützung des phoinikischen und Unterdrückung des ionischen Handels sahen, hoffen, die Perser zur Gewährung solcher Begünstigungen für ihren Handel zu bewegen oder eventuell auch durch Waffengewalt zu zwingen, die, wenn sie auch nicht geeignet waren, den ehemaligen Glanz wiederherzustellen, so doch bedeutende Erleichterung zu schaffen, den drohenden Ruin zu hemmen vermochten. Lag es doch in der Macht der Perser, denen ja ein großer Teil des Handelsgebietes der Ioner gehörte, denen es möglich war, ihre Macht im Interesse ihrer Untertanen auch in von ihnen unabhängigen Gebieten geltend zu machen, denen endlich auch die Phoiniker, als die Konkurrenten der Ioner untertan waren: durch gewisse, wenn auch gewaltsame Maßregeln den ionischen Handel etwa teilweise auch auf Kosten des phoinikischen zu unterstützen und auf diese Art die Nachteile, die dem ionischen Handel aus der Umgestaltung der Weltlage natürlicherweise erwachsen, durch anderweitige Vorteile zu ersetzen. Ein schlauer Kaufmann weiß sich eben den Verhältnissen anzupassen und dieselben, auch wenn sie ungünstig erscheinen, zu seinem Vorteile auszunützen. Die Beseitigung der Tyrannen sollte eben dazu dienen: an die Spitze der einzelnen ionischen Staaten und der Gesamtheit der Ioner solche Regierungen zu stellen, die die Interessen der Bevölkerung zu erkennen und den geänderten

Verhältnissen anpassend möglichst zu fördern geneigt und fähig waren. Nun war es natürlich die Hauptaufgabe, den Wechsel in der Regierungsform von den Persern anerkennen zu lassen. Dies aber war denjenigen, denen hauptsächlich der materielle Wohlstand Ioniens am Herzen lag, nur Mittel zum Zwecke. Ihr eigentliches Ziel war daneben wohl, durch die neuen Regierungen von den Persern solche Begünstigungen zu erlangen, die unter den gegebenen Verhältnissen die materielle Lage zu bessern geeignet waren. Welcher Art die im Interesse des ionischen Handels zu treffenden Maßnahmen, die man erwartete, gewesen sein mochten, kann vielleicht einigermaßen aus der gegebenen Skizze der Handelsgeschichte Ioniens geschlossen werden, obwohl man dabei natürlich immer vor Augen halten muß, daß gerade auf diesem Gebiete ein und dasselbe Ziel sich meist auf verschiedenen Wegen erreichen läßt. So erwartete man wahrscheinlich, daß es gelingen würde, mit freiwilliger oder erzwungener Unterstützung der Perser vor allem der ionischen Industrie aufzuhelfen, ihr neue Absatzgebiete zu verschaffen, den allgemeinen Wohlstand in den als Absatzgebiet zu gelten habenden Nachbarländern zu heben, den Verkehr auf den nach Ionien führenden Handelsrouten zu erleichtern und allenfalls auch auf den Konkurrenzrouten zu erschweren, die die Einfuhr aus fremden Ländern und die Ausfuhr in dieselben hemmenden oder erschwerenden Verfügungen und Abgaben zu beseitigen, die Vermittlung aber nur den Untertanen des Perserkönigs zu gestatten, endlich die Regierungen unabhängiger Staaten durch Verträge zur Begünstigung des Handels der Untertanen des Perserkönigs zu zwingen. Durch die Erleichterung des Verkehrs auf dem kleinasiatischen Handelswege ließen sich die Handelsbeziehungen mit Mesopotamien, Susa, den iranischen Provinzen und dem fernen Osten reger gestalten und ein Teil des asiatischen Handels von der Levanteroute wieder ablenken. Die natürlichen Emporien Kleinasiens blieben die Griechenstädte auch fernerhin, und so wäre die Hebung des Wohlstandes daselbst wohl auch ihnen gutgekommen. Auch ein Teil des Verkehrs mit Ägypten ließ sich wieder in ihre Häfen lenken, wenn man die Ein- und Ausfuhr der Waren daselbst vergünstigte, die Vermittlung aber den Untertanen des Königs vorbehielt. Noch mehr ließ sich durch diese Maßregel im Pontosgebiete für den ionischen Handel erreichen, da man daselbst, im Gegensatz zu Ägypten, die Konkurrenz der den Persern ebenfalls untertanen Phoiniker nicht zu fürchten hatte. Ja, sogar das westliche Becken des Mittelländischen Meeres konnte durch Verträge mit Karthago dem ionischen Handel eröffnet, beziehungsweise wiedereröffnet werden. Auch für die Hebung der Industrie



konnte von den Persern viel getan werden, und auch dies wäre dem Handel von Nutzen gewesen. Solchen Maßregeln aber mußten sich auch die Perser nicht grundsätzlich widersetzen, und die von Dareios dem Histaios übertragene Vollmacht wird sich daher wohl vorzugsweise darauf bezogen haben, den Ionern neben der Anerkennung des Wechsels in der Regierungsform dergleichen Begünstigungen anzubieten. Das Angebot wird wahrscheinlich ebensowenig, wie die Forderung der Ioner, streng formuliert gewesen sein, so daß sich gewiß Gelegenheit zu Unterhandlungen bot, insbesondere, da es dem Histaios sicherlich darum zu tun war, einzelne Staaten auch durch Separatverträge zur Annahme der Friedensbedingungen geneigt zu machen.

Die Aussendung des Histaios ist also ein Zeugnis dafür, daß die Gegensätze wenigstens persischerseits nicht unüberbrückbar erschienen, was wohl kaum der Fall gewesen wäre, wenn man nicht gewußt oder doch mindestens geglaubt hätte, daß auch die Griechen zu einem Ausgleich auf dieser Basis bereit waren, obwohl die Bereitwilligkeit zu einem friedlichen Ausgleich beiderseits je nach den politischen Ereignissen zeitweise größer oder kleiner sein mochte. Da wird es sicherlich unter den rebellischen Griechen und den Persern gleicherweise eine friedlich und eine kriegerisch gesinnte Partei gegeben haben, und ich bin, wie ich dies schon im vergangenen Jahr ausführte, der Meinung, daß an der Spitze der ionischen Friedenspartei Hekataios stand, während der persischen Histaios und Dareios selbst angehörten. Demgegenüber wird das Haupt der kriegerischen Partei in Ionien Aristagoras gewesen sein, der schon, um als ehemaliger Tyrann schuldlos zu erscheinen, alle Schuld an dem Unheil auf die Perser schob, und auch aus jenem selbstischen Motive, das ihn zum Anschluß an die Rebellen bewog, einem friedlichen Ausgleich entgegensein mochte, während in Persien an der Spitze der kriegerischen Partei wahrscheinlich Artaphernes stand, der sich vielleicht nicht notwendigerweise jeder Konzession gegenüber abwehrend verhielt, es aber für nötig erachtete, daß solche erst nach der Unterdrückung der Revolution und Rückkehr zur Treue gewährt werden, damit die Zugeständnisse nicht als erzwungen, sondern als freiwillig gegeben erscheinen und so die Ioner nicht durch Erweckung des Selbstbewußtseins zur Stellung weiterer Forderungen anspornen mögen. Was ich dann aber über den Ausbruch der Revolution und über die ersten Taten, beziehungsweise Unterlassungen der Rebellen bemerkte, scheint mir im Verein mit dem ersten Hekataiosantrag, wie ich dies in meinem früheren Artikel ausführte, dafür zu sprechen, daß anfänglich die gemäßigte Partei im Übergewicht war und man,

wie dies auch aus der Erzählung Herodots hervorgeht, einem ernsten Konflikt mit den Persern ausweichen wollte. Aber das wider Erwarten leichte Gelingen der Beseitigung der Tyrannis muß auch die Forderungen dieser Partei sowie die Bereitwilligkeit, die Erfüllung ihrer Forderungen auch durch Waffengewalt zu erzwingen, erhöht haben, was dann wieder zur Folge hatte, daß man nach Mitteln zur Geltendmachung der Ansprüche trachten mußte. Diese Mittel zu verschaffen, war der Zweck des Hekataiosantrages bezüglich der Verstärkung der Flotte auf Kosten der Branchidenschätze. Man wollte eben genügend stark sein, um die Bedingungen der Rückkehr zur Treue selbst diktieren zu können. Aber trotz der Erhöhung ihrer Forderungen scheint die gemäßigte Partei infolge des über die Tyrannen gewonnenen leichten Erfolges ihre Popularität eingebüßt, die Extreme das Übergewicht erlangt zu haben. An ihrer Spitze stand, wie schon bemerkt, Aristagoras. Von ihm ging der Antrag aus, man möge das Mutterland um Hilfe angehen, und um die Gunst des daselbst einflußreichen delphischen Orakels nicht zu verscherzen, die Branchidenschätze unberührt lassen. Auch dieser Antrag involvierte keine unbedingte Forderung des Losreißens von Persien, war aber doch schon mit dem Hintergedanken gestellt, einen friedlichen Ausgleich möglichst zu vereiteln, da man ja kaum erwarten durfte, daß die Perser sich die Einmischung fremder Liliputstaaten in interne Reichsangelegenheiten gefallen lassen werden, was die Legende so ausdrückt, daß Dareios nicht so sehr auf die Ioner, als auf die Athener und Eretriäer erzürnt war. Ich führte dann an der oben angegebenen Stelle aus, wie trotz der mit Rücksicht auf das Mutterland erfolgten Ablehnung des Hekataiosantrages, dieser Hekataiosantrag es war, der, durch Aristagoras in anderer Weise zur Erreichung der Hilfe des Mutterlandes verwendet, die kleinasiatischen Griechen um diese Hilfe brachte. Das Ausbleiben der Hilfe mußte die kleinasiatischen Griechen friedlicher stimmen, auf die Perser aber eine entgegengesetzte Wirkung ausüben. Durch ihr Ansuchen um Hilfe hatten sich die Ioner gegen die Perser schwer vergangen. Der Umstand, daß diese Hilfe ausblieb, mußte daher die Perser nur noch mehr anspornen, die Auflehnung exemplarisch zu bestrafen. Man wollte den Herd der Revolution unterdrücken, indem man Milet angriff. Da kam die erfolgreiche Entsetzung Milets, der Sieg der griechischen Flotte über die zur Blockade ausgesandte kyprische, die Unterwerfung der Städte am Hellespontos und Bosphorus durch die Ioner, der Anschluß der Karer und Kyprier. Nun wird es gerade Persien gewesen sein, wo man freundlichere Saiten berührte, und unter dem Eindrucke dieser Ereignisse mag sich dann

auch Dareios der Friedenspartei angeschlossen und den Histiaios als seinen Bevollmächtigten ausgesandt haben, um mit den Rebellen Friedensverhandlungen anzuknüpfen. Artaphernes, davon überzeugt, daß ein solcher Frieden den Reichsinteressen entgegen sei, griff, um die Bestrebungen des Histiaios zu vereiteln, zur Verleumdung. Infolge derselben aus Persien flüchtig, durfte Histiaios nicht mehr hoffen, daß die Ioner ihm, als Bevollmächtigten des Dareios, Vertrauen entgegenbringen und seine Mission erleichtern würden, und da begann er die zweideutige Politik, die seinen Ruin herbeiführte.

Nun war es aber die Aufgabe des Artaphernes, zu zeigen, daß man den ionischen Aufstand ohne schwere Kämpfe unterdrücken konnte, und es zeigt den scharfen, staatsmännischen Sinn dieses Satrapen, daß er auch die Mittel dazu gefunden hat. Ich habe schon oben bemerkt, daß Lenschau die scharfsinnige Hypothese aufstellte, die Ursache des Aufstandes sei die gewesen, daß die Perser den phoinikischen Handel auf Kosten des griechischen unterstützten, den griechischen zugunsten des phoinikischen aber unterdrückten. Auch habe ich ausgeführt, warum ich an eine absichtliche, systematische Unterdrückung des ionischen Handels durch die Perser nicht glauben kann. Aber in einer etwas veränderten Form wird die scharfsinnige Wahrnehmung Lenschaws doch zu Recht bestehen können und dann den Schlüssel zum Verständnis wenn auch nicht der Entstehung, so doch der Entwicklung nicht nur des ionischen Freiheitskampfes, sondern der Perserkriege überhaupt bieten. In dem Bericht Plutarchs über den Sieg an der pamphylistischen Küste ist nur von kyprischen Schiffen die Rede. Da hier nur über den Sieg der Eretriäer gehandelt wird, so wäre es möglich, daß damit nur gemeint ist, der Flügel der königlichen Flotte, der den Eretriäern gegenüberstand, habe aus kyprischen Schiffen bestanden. Andererseits aber ist man auch zu der Annahme berechtigt, die Perser hätten anfangs, die Bedeutung des Aufstandes unterschätzend und nur an eine Blockade Milets von der Seeseite denkend, dazu die kyprische Flotte für genügend gehalten, es also für möglich geglaubt, sich bei der Unterdrückung der Revolution lediglich auf die Inanspruchnahme der griechischen Flotte zu beschränken. Dazumal war also die Revolution auf Kypros noch nicht ausgebrochen, und daher war ihr Ausbruch wahrscheinlich eine Folge des ionischen Sieges. Die Kyprier wurden schon lediglich durch kommerzielle Interessen und stammverwandte Sympathien zum Anschluß an ihre Landsleute bewogen. Von einer Veränderung der Regierungsform war hier keine Rede mehr. Die Tyrannen selbst traten an die Spitze der



Revolution. Auch wo eine Veränderung erfolgte, wie in Salamis, trat bloß ein Tyrann an die Stelle des anderen. Die Tyrannis, oder vielleicht besser gesagt, das Königtum war hier so eingebürgert, daß jede Änderung der Politik vom Königsthron selbst ausging oder doch höchstens nur mit einem Wechsel in der Person des Staatsoberhauptes, nicht aber in der Regierungsform verbunden war. Da nun die Kyprier infolge der Lage ihrer Insel zu Ionien in ebenso inniger, kommerzieller Beziehung standen, wie zu Ägypten, Syrien und Phoinikien, so mochten sie anfangs, als der ionische Aufruhr nur als eine vorübergehende, aussichtslose Unternehmung erschien, gerne bereit gewesen sein, an der Unterdrückung desselben teilzunehmen und die Ordnung herzustellen. Als sich dann aber die Ioner stärker erwiesen, wie man erwartete, als es sich zeigte, daß es hier zu einem ernsten Existenzkampf zwischen Orient und Okzident kam: mußten sich die Kyprier natürlicherweise auf die Seite ihrer Landsleute stellen. Volkstum und kommerzielle Interessen mußten sie gleicherweise dazu bringen. Denn nicht nur natürliche Sympathien knüpften sie an ihre Landsleute; die Aufrechterhaltung ihres griechischen Volkstums im Rahmen des persischen Reiches selbst war gefährdet, wenn die übrigen Griechenstädte nach der Niederwerfung des Aufstandes unterdrückt wurden. Und wenn sie auch wichtige kommerzielle Interessen an Phoinikien und Ägypten banden, so waren sie doch, als der äußerst vorgeschobene griechische Posten, eigentlich Exponenten des griechischen Handels in der Levante, ähnlich wie heutzutage Kypros dem englischen Handel daselbst Vorschub zu leisten berufen ist. Aber gerade dieser kyprische Aufruhr mußte infolge der Bedeutung dieser Insel für den Handel im östlichen Becken des Mittelländischen Meeres, sowohl für den Handel mit Ägypten, als auch mit der Levante, da diese beiden Routen hier zusammentrafen, einer Bedeutung, die etwa derjenigen Siziliens, dem späteren Kampfplatze der westlichen Phoiniker mit den Griechen, gleichkam, auch die östlichen Phoiniker in die Schranken rufen. Sie mußten wahrnehmen, daß der Abfall der Kyprier von Persien, ihr Anschluß an die Aufständischen, den phoinikischen Handel zu schädigen geeignet war. Dann ist im Gegensatz zu Hogarth zu bemerken, daß eine Schicht der Bevölkerung daselbst, wie dies Orts- und Personennamen, so der Name des Hiromos in der Königsliste von Salamis, zeigen, sicherlich semitischer Abkunft war. Hier war es also, wo persische politische und phoinikische kommerzielle Interessen einander umschlingend sich gegen die Griechen verbanden. Den Persern war es nur darum zu tun, den griechischen Aufstand zu unterdrücken. Aber als sie die phoinikischen Untertanen gegen

die griechischen Untertanen mobilisierten, machten sie zugleich von dem Interessengegensatz dieser zwei Handelsvölker politischen Gebrauch, und da mußte auch in den Phoinikern das Bestreben erwachen, den politischen Gegensatz zwischen Persern und Griechen zur Vernichtung oder wenigstens Schädigung ihrer Handelskonkurrenten zu benutzen. Die Perser durften hoffen, in den Phoinikern gute Werkzeuge zur Erreichung ihrer Absicht zu finden, da dieselben nicht nur durch Gehorsamspflicht, sondern auch durch Interessengemeinschaft mit ihnen verbunden waren. Indem Artaphernes den Interessengegensatz zwischen Griechen und Phoinikern erkannte und denselben politisch ausnützte, sich im Kampfe gegen die Griechen, ebenso wie die späteren Perserkönige, hauptsächlich auf die phoinikische Flotte stützend, glaubte er vielleicht, das Mittel zur leichteren Unterdrückung des Aufstandes gefunden zu haben, und wollte vielleicht darum nichts von Konzessionen vor der Unterdrückung und Rückkehr zur Treue wissen. Auch ist es möglich, daß dazumal die Perser, um die Phoiniker anzuspornen, ihnen auch gewisse Handelsvorteile versprachen, ihnen gewisse Begünstigungen in Aussicht stellten; aber dies anzunehmen, ist nicht unbedingt notwendig. Ein solcher Bund, wie zwischen den Puniern und Etruskern, wurde zwischen den Phoinikern und Persern sicherlich nicht geschlossen. Karthago war ein unabhängiger Handelsstaat, dessen Gewinnung auch als politische Macht begehrenswert war und man, um dieselbe zu erreichen, auch zu Konzessionen bereit sein mußte. Demgegenüber waren die östlichen Phoiniker einfach Untertanen des Perserkönigs, ihrem Herrscher zu Gehorsam verpflichtet. Aber es war nebstbei auch gar nicht nötig, sie durch besondere Konzessionen zu gewinnen, da sie langsamweise einsehen mußten, daß jeder Schlag, der ihre Konkurrenten traf, ihnen nützlich war. Ferner mußte der Perserkönig auch damit rechnen, daß auch die Griechen wieder einmal friedliche Untertanen sein würden, die man nicht durch gänzlichen Ruin zum äußersten treiben dürfe. Ja, selbst während der Revolution mußte er die Möglichkeit aufrecht erhalten: durch einzelnen Staaten auf Kosten der anderen zu gewährenden Konzessionen und Begünstigungen in der Reihe der Aufständischen Uneinigkeit zu stiften. Er war eben ein Herrscher, der neben den Phoinikern auch noch vielen andern Völkern gebot, deren Interessen er auszugleichen berufen war. Schon bei Lade kämpften die kyprischen Schiffe zugleich mit den phoinikischen gegen die Ioner, und es ist bezeichnend, daß die Perser vor der Schlacht mit den Samiern, den bedeutendsten Konkurrenten der an der Spitze des Aufstandes stehenden Milesier, ein Abkom-

men trafen, infolgedessen der größere Teil der samischen Flotte sich zurückzog, was zum Ausgang der Schlacht wesentlich beitrug. Aber seit dem kyprischen Aufstande bildete die phoinikische Flotte immer einen der wichtigsten Teile des persischen Heeres, wenn es gegen Griechen zu ziehen galt, und als Xerxes gegen Griechenland zog, da vereinigten sich die östlichen und westlichen Phoiniker zur Vernichtung ihrer Konkurrenten. Nicht die Perser wollten den Phoinikern den Handel im Mittelländischen Meer erwerben, sondern die Phoiniker wollten den Zwist zwischen den Persern und den Phoinikern zur Erwerbung, oder vielleicht richtiger Zurückerwerbung dieses Handels benützen.

Übrigens erhebt auch diese kleine Betrachtung keinesfalls den Anspruch, als eine endgültige Lösung des Problems gelten zu wollen; sie will nur als ein tappender Versuch zur Lösung desselben betrachtet werden. Bei einem solchen ist ein Fehltritt immer leicht möglich; aber jemand, der nicht glänzen will, sondern einfach bestrebt ist, die Wahrheit zu finden, wird vor einem solchen nicht zurückschrecken, da ihn ja oft eben ein solcher Fehltritt in die richtige Bahn zu lenken geeignet ist, die ja doch nur durch beharrlichen Gedankenaustausch gefunden werden kann.

---

## **Die Dominikaner in Ungarn 1221—1241.**

Von Dr. Franz Patek.

Am Wendepunkte des 12. und 13. Jahrhunderts verbreitete sich besonders in Oberitalien und Südfrankreich eine für die Kirche gefährliche Strömung: die Häresie der Waldenser und Albigenser. Die erstere greift in erster Linie die kirchliche Hierarchie an, während letztere unter dem Einflusse der orientalischen dualistischen Lehren, mehr dogmatischer Natur ist. Die Lehren der beiden Sekten gleichen sich jedoch in vielen Punkten so, daß man sie kaum voneinander unterscheiden kann. Die Einrichtungen der damaligen Kirche, welche sich nach den agrar-feudalen Bedürfnissen des frühen Mittelalters entwickelten, waren nicht geeignet, den Kampf mit diesen Häresien aufzunehmen, die sich in dem aufblühenden städtischen Element entfalteten. Man wendete sich weg von dem im Reichtum und von früheren Verdiensten lebenden Klerus, und diese Spaltung vergrößerte sich nur noch durch die dualistischen Lehren. Da es der Kirche nicht gelang, diese Spaltungen durch seine vorhandenen Organe zu beseitigen, gründete der Heilige Stuhl aus bekehrten Häretikern mehrere Priesterorden, so die bekehrten Humiliaten (1201), die katholischen Armen (1208) und die wiedervereinigten Lombarden (1210). Diese Organisationen verkörperten in sich teilweise das damalige Armutsideal (sie erhielten sich durch Handarbeit und vom Bettel), teils legten sie Gewicht besonders auf das Studium und auf das Predigen, also auf die größten Waffen der späteren Mendi-



kanten. Jedoch führten diese Versuche nicht zum gewünschten Resultat. Denn diese neuen Orden standen noch sehr nahe zur Häresie, auch der Klerus sah dieses fremdartige Element ungern. Das Ziel des Klerus wirklichte nur der Orden des heiligen Dominik und der des heiligen Franziskus. Ein schnelles Aufblühen und große Erfolge bewiesen am besten die Lebensfähigkeit dieser beiden Orden. Ihre größte Aufgabe war predigend zu lehren, nebenbei öffnete sich für sie jedoch ein neuer Wirkungskreis: die Inquisition. Die Kreuzzüge und der wachsende Weltverkehr beförderten die Heidenbekehrung der Medikanten. Die stete Verbindung mit den geistigen Strömungen der Universitäten brachte wissenschaftliches Streben unter sie und machte besonders aus den Dominikanern einen Universitäts-Lehorden. Da sie in enger Verbindung standen mit dem Heiligen Stuhle, waren sie besonders zur Durchführung kirchlich-politischer Aufgaben geeignet. Endlich waren die Dominikaner par excellence städtische Orden; dazu prädestinierte sie ihre Lebensweise: der Bettel und die Predigt, besonders gegen die Häresie. Daher entwickelt sich die ganze Organisation der Dominikaner nach dem städtischen, aristokratisch-demokratischen Regierungssystem im Gegensatz zu den früheren feudal-patriarchalen Orden.

Das zweite Generalkapitel teilte zu Pfingsten des Jahres 1221 in Bologna unter dem Präsidium des heiligen Dominikus den Dominikanerorden in acht Provinzen. Eine derselben ist Ungarn<sup>1)</sup>, zu welcher noch Albanien, Dalmatien, Bosnien, Serbien, Kroatien, Slawonien, Krain und Steiermark gehörten. Diese Ordensprovinz hatte damals ebensowenig Klöster wie die englische. Zur Bevölkerung dieser Ordensprovinz sendete man Paulus Hungarus mit vier Genossen. Er war früher Professor in Bologna und schrieb juristische Werke, trat dann 1219 in den Dominikanerorden, wurde Prior und im Jahre 1221 Provinzial der ungarischen Ordensprovinz. Andreas Hungarus und seine Genossen berührten auf ihrer Reise nach Ungarn zuerst Laurinum, und Pfeiffer beweist, daß dies Raab (Győr) ist. Auf ihre Predigten schlossen sich ihnen hier drei Scholaren an. Dann gehen sie weiter nach Vesprim und Stuhlweißenburg, wo sie aller Wahrscheinlichkeit nach das erste ungarische Kloster gründeten. Daß sich der Orden von nun an in Ungarn schnell verbreitete, das bezeugt auch die Tatsache, daß, als Herzog Leopold von Österreich dem Orden ein Kloster in Wien schenkte, dieses von hier aus bevölkert wurde. Leider haben wir keine Quellen, aus denen wir die Zahl und Namen aller ungarischen Dominikanerklöster vor der Tatarenverwüstung feststellen könnten. Die erste bestimmte Zahl stammt aus dem Jahre 1277 (Generalkapitel zu Bordeaux). Nach dieser gab es 30 Männer- und 2 Frauenklöster. Bernardus Guidonis nennt sie im Jahre 1303 dem Namen nach. Wenn man sein Namensverzeichnis mit dem urkundlichen Material vergleicht, findet man, daß vor der Tatarenverwüstung in Ungarn der Dominikanerorden in folgenden Städten Klöster hatte: Stuhlweißenburg, Pest, Gran, Csázma, Agram, Zara, Hermannstadt, Ragusa, Nova, Fünfkirchen, Sárospatak und Dubica. Der größte Teil der Klöster ist also in größeren Städten, was dem Charakter und dem Zwecke des Ordens entspricht. Weiterhin ist es auffallend, daß in den südlichen Nebenländern Ungarns viele Klöster sind. Den Grund

<sup>1)</sup> Die ungarische Dominikanerprovinz von ihrer Gründung 1221 bis zur Tatarenverwüstung 1242, von Dr. Nikolaus Pfeiffer-Zürich, 1913. Seemann, XVI, 240 S.

dafür müssen wir in den religiösen Verhältnissen dieser Gebiete suchen. So sind in Bosnien und in den benachbarten Gegenden die Paulizianer und die Bogumilen sehr verbreitet. Die dualistische Paulizianersekte ist asiatischen Ursprunges, von dort kam sie im Anfange des Mittelalters auf den Balkan. Die manichäisch-dualistischen Lehren sammelt und ordnet im 10. Jahrhundert Bogumil, ein bulgarischer Priester, und mengte sie mit christlichen Lehren, und so verbreiteten sie sich besonders in Makedonien, Bosnien und Serbien. Und obzwar sich diese Häresie von hier gegen Norden, Westen, nach Italien und auf dem Balkan verbreitet, haben wir doch die ersten urkundlichen Nachrichten erst aus dem Jahre 1199. Von nun an ist der Kampf des Heiligen Stuhles und der ungarischen Behörden mit der Häresie beständig. Dennoch erreicht man wenig Resultate. Herzog Koloman, Gouverneur von Kroatien und Dalmatien, der jüngere Sohn des Königs Andreas II., und Ugrin, Erzbischof von Kalocsa, siedelten Dominikaner in Bosnien an, in dem Hauptsitze der Häresie, denn dieser Orden wirkte schon vorher sehr vorteilhaft in Kroatien und Slawonien. Sie erfüllten ihre Mission mit gutem Erfolg, gründeten auch zwei Klöster, welche jedoch später von den Häretikern zerstört wurden. Zum großen Nachteile war es, daß sich der Bischof von Bosnien auch zur Häresie neigte. Papst Gregor IX. beauftragt den Legaten Jakob von Praeneste, diesen der Häresie verfallenen Bischof zu suspendieren und für Bosnien Bischöfe zu bestellen. Hierauf weihte der Legat Ende 1233 oder Anfang 1234 den Provinzialen der ungarischen Dominikaner Johann von Wildeshausen (Johannes Teutonicus) zum Bischof von Bosnien. Jetzt führte man in Bosnien Kreuzzüge gegen die Häresie, mit Hilfe schon bekehrter Häretiker; jedoch war das Resultat nicht günstig. Johannes Teutonicus, ein idealer Mönch, fühlt sich nicht wohl in seiner Bischofswürde und dankt vor Ende 1237 ab. Hierauf beauftragt der Papst 1238 den Kumanenbischof Theodorich, den Dominikaner Ponsa zum Bischof von Bosnien zu ernennen. Ponsa erreicht mit Beihilfe des Herzogs Koloman einen schönen Erfolg gegen die Bogumilen, so daß ihn der Papst Dezember 1238 zum Legaten von Bosnien erhebt. Die Armut der bosnischen Diözese wird durch die Freigebigkeit des Herzogs Koloman, des Erzbischofs Ugrin und anderer gemildert, sowie durch die Geldsammlung, über welche der Papst zugunsten des Bischofs von Bosnien verfügt. Es wurde ein Kapitel organisiert, auch die Kathedrale erbaut. In der Schlacht bei Muhi fiel der Erzbischof Ugrin und der Herzog Koloman wurde schwer verwundet und starb bald darauf. Die aus Dalmatien und Kroatien zurückkehrenden Tataren verwüsteten den bosnischen Bischofssitz und ermordeten 32 Dominikaner.

Vielleicht noch rühmlicher, aber ebenso erfolglos ist die Kumanen-Mission. Die Kumanen erscheinen im 11. Jahrhundert an den Ufern des Schwarzen Meeres. Mit der Zeit zogen sie immer näher zur Grenze Ungarns, wohin sie sehr oft einbrachen. Die ungarischen Könige versuchen sie teils durch die Waffen, teils durch Ansiedlungen zu bezwingen, und die ungarische Geistlichkeit versuchte ihre Bekehrung. Größere Erfolge erreichten jedoch nur die Dominikaner bei ihnen. Wie Ugrin in Bosnien, so unterstützt sie hier in ihrer Tätigkeit Robert, Erzbischof von Gran, der selbst teilnahm an ihrer Bekehrung. Der Papst erhob ihn zum Legaten und bevollmächtigte ihn, für die Kumanen Bischöfe zu weihen. Der Erzbischof weiht hierauf den Dominikaner Theodorich, der früher Provin-

ziale von Ungarn war. Jetzt beginnt eine kräftige Missionstätigkeit. Das Endziel ist nicht nur die Bekehrung der Kumanen, sondern auch ihre Zivilisierung. Die neue bischöfliche Diözese unterordnet man direkt dem Papste. Der Erzbischof Robert und Theodorich organisieren das Bistum besonders durch die mächtige Unterstützung des Kronprinzen, späteren Königs Béla IV. In den unter der Macht Bélas stehenden Provinzen wohnten viele schismatische Walachen; der Papst erlaubt demnach Theodorich, daß er zur Bekehrung dieser einen Vikar ernenne. Die kumanische Mission blüht kräftig auf; besonders in Szörény erreichen die Dominikaner einen schönen Erfolg. Der Papst erwähnt ihrer oft mit anerkennenden Worten und belohnt sie mit verschiedenen Privilegien. Unterdessen nähern sich jedoch die Tataren. Im Winter 1238—39 greifen sie die zwischen dem Dnjepr und Don wohnenden Kumanen an und besiegen sie, so daß diese unter Anführung ihres Königs Kuthen gezwungen sind, gegen Ungarn zu flüchten. Kuthen schickte Gesandte zu Béla IV. und bat, er möge sie ansiedeln, sie lassen sich taufen und werden ihm untertänig. Béla nimmt den Antrag mit Freuden an. Er geht ihnen bis zur Grenze seines Landes entgegen, nimmt Kuthen mit 40 000 Kriegern auf, welche sich alle taufen lassen, woran die Dominikaner großen Anteil nehmen. Die Ansiedlung verursacht jedoch vielfache Zwistigkeiten. Die Magnaten trauen den Kumanen nicht; sie meinen, daß der König sie mit deren Hilfe unterdrücken will. Die Nomadengebräuche der Kumanen erweckten auch großen Unmut. Als die Tataren nach der Zerstörung Rußlands sich Ungarn näherten, verbreitete sich die Meinung, daß die Kumanen die geheimen Verbündeten und Spione der Tataren sind; daher ermordete das aufgebrachte Volk in Pest Kuthen und sein Gefolge. Rache dürstend ziehen nun die Kumanen aus dem Lande nach Bulgarien, unterwegs überall raubend und alles verwüstend. Unterdessen bekämpft Batu, Khan der Tataren, bei dem Bergsattel Vereczke, den die Grenze verteidigenden Palatin Dionys, schlägt die ungarische Hauptarmee bei Muhi gänzlich und vernichtet das Land bis zur Donau. Damals ging auch das Dominikanerkloster in Hermannstadt zugrunde. In das Dominikanerkloster zu Pest flüchteten 10 000 Menschen. Als die Mauern durch das Feuer verwüstet wurden, ermordeten die Tataren alle, unter ihnen Buzád Bánfi, der von sehr vornehmer Herkunft war, einst Banus, jetzt Dominikanermönch. Im Winter 1241—42 war starkes Eis auf der Donau, und die Tataren überfluteten auch das westlich von der Donau gelegene Ungarn und kamen bis Dalmatien. Nur auf die Todesnachricht des Großkhans zogen sie aus dem Lande. Die Kirche wollte durch Kreuzpredigen helfen. Der Papst beauftragt im Monate Juni 1241 auf die Bitte König Bélas IV. unter anderem die Dominikanerprovinziale von Ungarn, Deutschland und Polen, gegen die Tataren das Kreuz zu predigen. Dies nützte jedoch nicht viel. Das Land war verwüstet, aus dem Orden wurden 90 Mitglieder ermordet, dem Berichte nach auch Andreas Ungarus.

Zwar für die Geschichte des ungarischen Dominikanerordens nicht von Wichtigkeit, aber jedenfalls interessant ist die Missionsreise einiger ungarischen Dominikaner zur mittleren Wolga, die dort gebliebenen heidnischen Ungarn zu besuchen. Es ist hier eigentlich nicht von einer, sondern von vier Reisen die Rede, unter welchen nur eine, und zwar die zweite, von Erfolg war: des berühmten Mönches Julian erste Reise. Auf dieser traf



Julian wirklich auf die zurückgebliebenen Ungarn und hatte auch Hoffnung, sie zu bekehren; aber er kehrte zurück, um mit mehreren an die Arbeit zu gehen. Die Annäherung der Tataren verhinderte jedoch Julians zweite Reise, so wie auch das Unternehmen mehrerer anderer Dominikaner fruchtlos blieb<sup>2)</sup>.

Noch können wir erwähnen, daß der Papst, sowie dessen Legat Jakob, Kardinalbischof von Praeneste, die Dienste der ungarischen Dominikaner oft in Anspruch nahm, respektive der ganzen Ordensprovinz Aufträge erteilte. Diese Aufträge waren teilweise Justizangelegenheiten in den der Kirche angehörigen Prozessen, so z. B. zwischen dem Bischof von Agram und seinem Domkapitel, oder zwischen dem Abt zu Pannonhalma und dem Kapitel zu Stuhlweißenburg; teils waren die Aufträge politischer Natur (die Rolle des Johannes Theutonicus in den letzten Jahren der Regierung Andreas II.); teils waren es Verwaltungsangelegenheiten der Kirche; weiterhin bezogen sie sich auf die Bewältigung der Herätiker und auf das Verkünden von Kreuzzügen.

Dies kurz die Resultate von Pfeiffers Werk. Dem Buche schließt sich eine Liste an, welche die Namen der ungarischen Provinzialen und jener Bischöfe enthält, die aus dem Dominikanerorden stammen. Als Anhang finden wir 75 Urkunden, die sich auf den Inhalt beziehen. Diese waren alle schon einmal herausgegeben, manche auch schon mehrmals, besonders in den ungarischen Urkundensammlungen. Die Sammlung Pfeiffers ist trotzdem sehr nützlich, besonders für nichtungarische Forscher, denen die ungarischen Ausgaben schwerer zugänglich sind. Leider erschwert ihren Gebrauch der Umstand, daß die Urkunden nicht in chronologischer Reihenfolge geordnet sind, sondern nach dem Inhalte der einzelnen Kapitel zusammengestellt sind, so daß z. B. auf eine Urkunde des Jahres 1241 eine solche aus dem Jahre 1221 folgt. Auch eine falsche Urkunde findet sich vor: Nr. 36. Der Verfasser benützt fast die ganze Literatur, die sich auf seinen Gegenstand bezieht, bis auf die neueste Zeit. Hier möchten wir nur eine Bemerkung machen. Der Verfasser benützt auch J. B. Pierrons Werk: «Die katholischen Armen» (Freiburg, Herder 1911), das der katholischen Ordensgeschichte einen sehr ehrenwerten Dienst leistete, indem es darauf hinwies, daß die Gründung des Franziskaner- und Dominikanerordens sehr befördert wurde durch jenes Streben des Papstes, daß er mit Hilfe der aus wiederbekehrten Häretikern organisierten Orden die Häresie bekämpfen wollte. Das ist so formuliert wahr. Nur übertreibt Pierron etwas; er legt den entstandenen Orden zu viel Wichtigkeit bei und läßt uns die Politik des Papstes als zu ausgerechnet erscheinen. Pfeiffer, der in der Einleitung seines Buches Pierrons Werk benützt, übernimmt auch seine Fehler.

Im ganzen ist Pfeiffers Werk eine sehr dankenswerte Arbeit; nur wünschten wir die Fortsetzung je eher zu erhalten. In seiner jetzigen Gestalt schließt sich dieses Werk, trotz seines kleinen Umfanges, an jene monumentalen Werke, die die ungarische Ordensgeschichte in der neuesten Zeit produzierte.

---

<sup>2)</sup> Pfeiffer behandelt diese Reisen und ihre Quellen sehr ausführlich.

## Die «Magyarenlieder» Eduard von Schönau.

Von Dr. Josef Trostler in Temesvár.

Das dünne Bändchen<sup>1)</sup> des literarisch sonst kaum bekannten<sup>2)</sup> Schönau stellt einen nicht uninteressanten Beitrag zu jener «Magyarenlyrik» dar, die aus **Reminiszenzen** an die ältere Griechen-<sup>3)</sup> und Polenliteratur<sup>4)</sup> sich allmählich zu einer größeren Selbständigkeit entwickelt und von den dichterischen Bearbeitungen ungarischer Stoffe (Chamisso, Gaudy, G. Schwab, Joh. N. Vogl, Fr. Halm, Lenau, A. v. Württemberg, K. Beck u. a. m.) genährt, von A. Grün an bis auf M. Hartmann, Freiligrath (Sylvesterlied an Ungarn. Vgl. A. Meissner, Geschichte meines Lebens. II. S. 115) und Heine bei den meisten Dichtern des Vormärz und des Revolutionsjahres lebhaften Anklang findet. Schönau wandelt auf wohlbekannten Spuren. Er greift alte Formen und Motive auf, ohne sich indessen, wie Heine, in witzigen Ausfällen zu gefallen. Wir vermissen bei ihm auch jene Virtuosität der äußeren Technik, die etwa Hartmanns Gedichte wenigstens nach der formellen Seite hin genießbar macht. Seine Begeisterung ist nicht selten allzuliterarisch angehaucht, schöpft aus Journalen und Reisebeschreibungen und gemahnt oft an die Sentimentalität und den melancholischen Patriotismus G. Steinackers.

### «Patriotismus»:

Sahst du die zarte Rose,  
Auf nacktem Felsen blühn  
Und seine Scheitel schmücken  
Der Moose sanftes Grün?  
Dann weißt du, daß auf Erden  
Kein Herz so öde ist,  
Daß es der heil'gen Liebe  
Zum Vaterland vergißt.

— — — — —

So klein sie oft mag scheinen;  
Sie wächst zur Zeit der Not,  
Sie wird zum starken Baume,  
Wenn rings Verderben droht;  
Und unter seinen Zweigen  
Da ruht sich's wundersam;  
Da lagern jetzt die Enkel  
Von Árpáds Heldenstamm.

Es kam aus der Szallase  
Der schlichte Rinderhirt,  
Er trinkt aus einem Glase  
Jetzt mit dem Edelwirt:

<sup>1)</sup> Magyaren-Lieder von Eduard von Schönau. Berlin, 1849. 15 S.

<sup>2)</sup> Kayser, Bücherlexikon XII. p. 338, führt von ihm ein früheres Werk an: Der Freiheit eine Gasse! Königsberg, 1848, das mir leider nicht zugänglich war.

<sup>3)</sup> Vgl. R. F. Arnold, Der deutsche Philhellenismus. Euphorion. Ergänzungsheft. 2. 1896. S. 117 ff. u. C. Erler, Der Philhellenismus in Deutschland. 1821—1829. Diss. Leipzig, 1906.

<sup>4)</sup> Vgl. R. F. Arnold, Geschichte der deutschen Polenliteratur. I. 1900.

Das sind die Patrioten,  
Die schlagen mutig drein;  
Heißblüt'ge Heldentaten  
Erzeugt ihr Feuerwein . . .

Ein Schüler der Romantiker, läutert Schönau seine ungarischen Bauern geistig empor, überhäuft sie mit bekannten Requisiten, läßt sie gewählt und zierlich sprechen und statt Parlament «Junta» sagen. Derb beginnt «Des Bauern Abschied»:

Hör' Weib! und laß dir sagen —  
Die Büchse von der Wand!  
Es geht uns an den Kragen,  
Die Feinde sind im Land:  
Die roten Mäntel fliegen  
Die Steppen schon hinan;  
Die Junta soll sich schmiegen  
Vor Jelaçiq, dem Ban.

Das Gedicht schließt mit einer Huldigung für Kossuth:

Da zuckt mirs durch die Seele:  
Du kennst den Geierstein;  
Dort sperrt ich in einer Höhle  
Der Wölfe stärksten ein.  
Ich will ihn Kossuth bringen;  
Der lächelt wohl und spricht:  
«Mein wackerer Freund, dich zwingen  
Zweibeinige Wölfe nicht.»

Im «Kriegsbild» wählt er sich Lenau zum Vorbild. Seine Phantasie führt ihn auf eine schaurig-öde Heide, die der Wanderer mit angstvoll schneller Hast meidet. Nur das Mondlicht fällt darauf. Unheilvollen Nachtgedanken gleich entwachsen dem Boden dunkle Gestalten. Waffen tönen rings umher. «Szekler Horden» lagern hingestreckt auf ihren Pferden und der Hahnenschrei der Rache weckt sie aus bangem Traum:

Es war, als ob ein Schemen stumm durch die Reihen rauschte,  
Kühn, adlig, hochgewachsen, die Krone in der Hand;  
Wohl mancher, der einst sinnend den alten Mähren lauschte,  
Hat den . . . Fürsten Rákoczy still erkannt . . .

Nun geht es zur Schlacht; ein Székler will fliehen, doch Bem weist lächelnd auf den Feind:

Und vorwärts stürzt der Reiter mit siegender Gewalt . . .

Kossuth erscheint («Kossuth»). Aus einem «Advokaten» der Armen zum Anwalt der ganzen Nation geworden, pocht er an das Tor der Hofburg und fordert Recht für sein Volk. Mit Versprechungen und schönen Worten hält man ihn nur hin; doch er feuert sein Volk zum Kampfe an, stampft Armeen aus dem Boden; überall folgt ihm der Sieg, und wie ein Leuchtturm der Freiheit ragt er ins Meer hinein. Italien, Polen, Deutschland sogar wendet ihm gläubig den Blick zu.



Ungarischer Tapferkeit gilt das kampfesfrohe «Husarenlied», das wir hier ungekürzt wiedergeben wollen:

Wie dort die Maid dem Buben wehrt  
Mit scheu gesenkten Blicken!  
Er will von süßer Lust betört  
An seine Brust sie drücken:  
Das sind für ihres Herzens Ruh'  
Bedenkliche Gefahren;  
Doch mehr, mehr noch fürchtet sie  
Ansprengende Husaren.

Der Feldgeschütze finstern Mund,  
Wer möchte ihn wohl küssen?  
Nicht grimmer droht der Höllenschlund  
Dem schuldigen Gewissen.  
Vor solchem Anblick flieht der Schwab  
Mit wildgesträubten Haaren;  
Doch mehr noch, mehr noch fürchtet er  
Ansprengende Husaren.

Ihr trauten Brüder, sitzet ab!  
Schon naht die Heideschenke!  
Und daß ein jeder wacker auch  
Die schlanken Dirnen schwenke!  
Das Glück ist stets dem Reiter hold;  
Ein Mädchen unerfahren  
Erobern sich mit Sturmeseil  
Ansprengende Husaren.

Getrost dann in den Wald hinein  
Der feindlichen Geschosse!  
Der Tod holt uns so leicht nicht ein,  
Wir haben gute Rosse.  
Erst schnellen Schritt's, dann im Galopp!  
Und hui! der Feinde Scharen  
Zerstieben plötzlich vor der Wucht  
Ansprengender Gefahren.

Zu Saaz, da desertierten wir  
Den kaiserlichen Fahnen;  
Erreichten Görgeys Hauptquartier  
Auf waldversteckten Bahnen.  
Mag mancher um des Kaisers Gold  
Ihm Treue noch bewahren;  
Doch höher steht das Vaterland  
Den ungar'schen Husaren.

Das letzte Gedicht des Bandes («14. April») schildert die Dethronisation des Hauses Habsburg. Auf den Bänken der «Junta» sitzen die «Insurgentenhäupter»: Ladislaus Madarâzs, der «keinen Rückhalt kennt, und jedes Ding auf Erden bei seinem Namen nennt», der ungestüme «Ballogh», Wesselényi, der blinde Sohn des Lichts, der edle Görgey, Graf Battanyi

«von Anmuth reich umgossen». Die bärtigen «Matjaren» sitzen heute im Rate, doch morgen auf Rossen. Die Sitzung beginnt, der Präsident steigt auf die Tribüne, und «die Brust verlernt das Atmen, wenn Ludwig Kossuth spricht». Noch nie hat er so überzeugend gesprochen. Das Herz scheint ihm gesprungen. Das Kaiserhaus wird einmütig für immerdar verbannt. Der Reichstag legt das Szepter in treue, weise Hände:

Und Kossuth, dem Diktator, den das Jahrhundert schuf,  
Erschallt von tausend Lippen der frohe Eljenruf.

## Das ungarische Shakespeare-Jahrbuch für 1913.

Von Marianne v. Czeke.

Der neueste Band des ungarischen Shakespeare-Magazins, gleichzeitig das zweite Jahrbuch, beweist mit seinem reichen, mannigfaltigen Inhalt, daß der Shakespearekultus hierzulande mit dem der anderen Länder in jeder Beziehung Schritt hält und im steten Wachsen begriffen ist.

Getreu der seit dem vorigen Bande eingeschlagenen Richtung: das allgemeine Interesse für Shakespeare in je weiteren Kreisen zu erwecken, respektive aufrechtzuerhalten, läßt das Shakespeare-Magazin Fragen, die im engen Zusammenhang mit der ungarischen Literatur sind, nicht zu sehr vorwiegen, sondern gibt in weiser Verteilung auch Übersetzungen von Werken der prae- und post-Shakespeareschen Epoche, Studien über einzelne Dichter der Elisabethianischen Literatur und überhaupt Artikel über verschiedene Shakespearefragen im allgemeinen Interesse.

Die Reihe der Abhandlungen beginnt Albert v. Berzeviczy mit seinem Artikel: «Die Sonette Michel-Angelos und Shakespeares»<sup>1)</sup>. Das aufgeworfene Problem ist schon an und für sich interessant, zumal die Nebeneinanderstellung dieser zwei großen Renaissancemenschen überhaupt zum erstenmal geschieht. Nach des Verfassers eigenem Bekenntnis sei es zwar ausgeschlossen, daß Michel-Angelos Sonette auf diejenigen Shakespeares direkten Einfluß gehabt hätten; er findet aber trotzdem, daß außer den, dem Sonett als Dichtgattung anhangenden, gemeinsamen Elementen, gewisse verwandtschaftliche Züge die Sonette der beiden Dichter verbinden. Bei beiden betrachtet die heutige Kritik die Sonette trotz der zeitgenössischen Lobesreden als verschwindend an Wert im Verhältnis zur andersartigen produktiven Kunsttätigkeit. Beider Dichter Sonette waren nicht für die Öffentlichkeit bestimmt. Beide haben die Liebe als Hauptmotiv ihrer Lieder, bei beiden finden sich Personen unter den Besungenen, über deren Geschlecht man im Unklaren bleibt. In beider Sonetten herrscht die melancholische Stimmung — die Petrarcasche *voluptas dolendi*; beide fühlen sich unglücklich in ihrer Liebe, oft sogar in ihrem Künstlerberuf, beide haben von der Unbilligkeit der Welt zu leiden, sind mit sich selbst zerfahren und suchen ihren Schmerz in Sonetten zu mildern. Während aber Michel-Angelos Sonette das Produkt des reifen Alters sind, müssen Shakespeares Sonette als dessen Jugendwerke betrachtet werden. Dem-

<sup>1)</sup> S. den vollständigen Vortrag im II. diesjährigen Hefte der Ungar. Rundschau, S. 399—412.

gemäß findet sich denn auch bei Michel-Angelo das Erhabene, Seelen-erhebende, das Geistige in seiner, sagen wir, platonischen Liebe, im Gegensatz zu Shakespeares heftiger Sinnenlust. Endlich findet der Verfasser, daß Michel-Angelos Sonette als der Ausdruck seines ureigensten Wesens zu betrachten sind, während dies bei Shakespeare nicht immer anzunehmen sei.

Prof. Bernhard Alexander bespricht in seinen «Hamletiana» die interessantesten Werke der neueren Hamlet-Literatur. So zerlegt er geistreich und zugleich persiflierend Wulffens Buch, der Hamlets Tragik als Sexualproblem auffaßt und den Grund von Hamlets befremdendem Benehmen darin sieht, daß Hamlet in seine Mutter verliebt ist; Sewes' Arbeit «The genesis of Hamlet» erfährt auch eine eingehende Besprechung. Die Methode, auf dem Wege geschichtlicher Analyse die einzelnen abweichenden Momente des Dramas auf einen Ur-Hamlet zurückzuführen, wird als richtig befunden, ohne jedoch dem darausgezogenen Schluß, nach welchem alles das, was dunkel und unverständlich in Shakespeares Hamlet ist, auf Kyd geschoben wird, beizupflichten. — Setäläs sagengeschichtlicher Versuch, den Einfluß der Hamlet-Sage auf die finnischen Kullervo-Lieder festzustellen, wird trotz des negativen Resultats lobend hervorgehoben, und H. Daffis' Arbeit «Hamlet auf der deutschen Bühne bis zur Gegenwart» in bezug auf die Behandlung der deutschen Übersetzungen, der Inszenierung, der Umwandlung des Hamlet auf der deutschen Bühne und der Geschmacksentwicklung des Publikums als durchaus mustergültig hingestellt.

Desiderius Rózsa setzt seinen im Vorjahre begonnenen, interessanten Zyklus «Shakespeares Vorgänger» mit Green weiter, gibt dessen Leben und Analyse seiner dramatischen Werke, während H. Latzkó Shakespeares großen Zeitgenossen Ben Jonson in derselben Weise behandelt.

Gustav Heinrich beleuchtet das Verhältnis der «Widerspenstigen» zu «I suppositi» des Ariosto und führt aus, daß die Bianca-Episode, die Umwandlung der sanften Jungfrau zur widerspenstigen Gattin, nicht aus Ariostos Werk stammt; wohl aber sind die Verwechslungen der Personen und der Situationen daraus entnommen.

Josef De Perott weist auf den Zusammenhang des «Pericles» mit der Nausicaa-Episode in dem «Ritterspiegel» hin, desgleichen macht er auch auf die Geschichte der Prinzessin Archirosa (Ritterspiegel) als Beitrag zur Erläuterung des Philasters in «Cymbeline» aufmerksam.

Frau Helene Ginever-Györy gibt Nachricht von der Stratford Shakespeare-Saison im August 1913 und betont deren nationolpädagogischen Wert.

Einen willkommenen Beitrag im Jahrbuch bilden die zwei Übersetzungen: Marlowes Edward II. von Desid. Rózsa und die Tragödie von Yorkshire von L. Bodrogi — mit umfassender Einleitung.

Unter den Arbeiten, die Shakespeare-Fragen im engen Zusammenhang mit der ungarischen Literatur behandeln, ist Arthur Webers Shakespeare und Alexander Kisfaludy von Interesse. A. Kisfaludy, der sich durch seine Himfy-Lieder und poetischen Sagen (Régek) den Ruhm des ungarischen Petrarca verdiente, hat sich, um dem armseligen Repertoire des damals entstandenen ungarischen Theaterwesens aufzuhelfen, auch im Drama versucht, mit der ausgesprochenen Aufgabe, durch das Drama die Vaterlands-



liebe, die nationale Größe zu propagieren. 1808 beginnt er sich mit Dramenplänen zu befassen, und zwar im Dienste Körners, von dessen «Zrinyi» er hoffte, daß das Drama nationalen Inhaltes erstehen würde, und nach Körners Tod betrachtet er es als seine Pflicht, die gesammelten national-historischen Stoffe selbst aufzuarbeiten, und zwar im Sinne der obenerwähnten Tendenz. Zum Aufbau der Dramen gereichte ihm die fleißige Lektüre von Schiller, Goethe, Kotzebue und Shakespeare (letzterer in deutscher Übersetzung) von außerordentlichem Nutzen. Unter seinen sieben Dramen sind drei, wo von Shakespeareschem Einfluß die Rede sein kann, und zwar seine historischen Dramen: «Hunyadi», «Kún László» und «Bánk». Auch hier aber beschränkt sich dieser Einfluß nur auf Äußerlichkeiten. Shakespeare ist ihm Muster in der Benutzung der Chroniken, in der Bearbeitung einzelner historischer Momente, in der Gruppierung des Stoffes um einen Regierenden herum, ohne diesen aber zum Haupthelden zu machen, in der zyklisch geplanten Behandlung des Hunyadi-Stoffes und in der Verwerfung der traditionellen drei Einheiten. Also, wie gesagt, Shakespeares Einfluß macht sich nur in der Komposition, in der Übernahme einiger Motive geltend, ohne den Stoff oder die Dramentheorie zu berühren. Weber belegt nun seine Behauptungen mit Beispielen. Er führt aus «Hunyadi» die Gestalt Toldis an, die auf Shakespeares Falstaff fußt, ein-zwei Szenen aus «Kún László» und die Gestalt Zongors, die an Lear anklängen, endlich aus «Bánk», das am meisten den Shakespeareschen Einfluß zeigt, den Wahnsinn Loras, ganz im Sinne der Ophelia, und den Hofnarren, der dem Narren im Lear nachgebildet ist. Daß diese Reminiszenzen keine zufälligen sind, beweist Verfasser durch verschiedene Zitate aus Shakespeare, welche er aus Kisfaludys Briefen entnimmt, und die keinen Zweifel aufkommen lassen, daß Kisfaludy mit Shakespeare wohl vertraut war. Daß die Dramen trotz des großen Vorbildes so schwach ausgefallen sind, ist dem Mangel an Talent des lyrisch-begabten Dichters für die dramatische Poesie zuzuschreiben.

Georg Kristóf ergänzt in seinem Artikel «Kölcsey über Shakespeare» die wertvollen Angaben Bayers (Shakespeare in Ungarn 1909), indem er auf den Umstand hinweist, daß Kölcsey in der zweiten Hälfte seines Lebens sich eingehend mit Shakespeare befaßte, und daß er zu denjenigen Schriftstellern gehört, die in ihren ästhetischen Schriften sich auf Shakespeare, als auf ein nachzuahmendes Beispiel, berufen. Er kannte Shakespeare zwar nicht in der Ursprache, aber nichtsdestoweniger drang er ganz richtig in das engere Wesen seiner Kunst ein und verfolgte auch die sich auf ihn beziehende Literatur mit Interesse. Somit gehörte er unter die ersten Pioniere Shakespeares in Ungarn.

Josef Bayer gibt uns unter dem Titel «Mißbrauch des Namens Shakespeare» die Geschichte einer Mystifikation aus der Schauspielwelt Kolozsvárs im Jahre 1812, wo Celesztin Pergö bei Gelegenheit einer Benefizvorstellung als den Verfasser des Dramas «Alexander Menschikoff», mit vollem Bewußtsein der Unrichtigkeit des Tatbestandes, Shakespeare bezeichnet. Jedenfalls ein neuer Beweis für die Popularität des Namens Shakespeare, der schon zu Reklamezwecken benutzt werden konnte.

Alexander Fest zeigt in seiner Abhandlung «Was weiß die englische zeitgenössische Literatur Shakespeares über uns?», daß die tatsächlichen Beziehungen zwischen den beiden Nationen reger waren, als allgemein an-

genommen wird. Im 16. Jahrhundert, als Weiterwirkung der Entdeckungen und Erfindungen, war der Drang der Engländer nach Erweiterung der geistigen Perspektive ein unwiderstehlicher, der sich in einem wahren Haschen nach dem Abenteuerlichen und Fremden Luft macht. Welches Land wäre nun damals geeigneter gewesen als Ungarn, der ständige Kriegsschauplatz Europas, durch die Türkenkriege in steter Berührung mit dem märchenhaften Orient, diese Abenteuerlust zu befriedigen? Es suchten denn auch viele Engländer unser Land auf, um hier ihre teils wahren, teils erdichteten Lorbeeren zu ernten. So führt Fest den tapferen Lord Thomas Arundel an, der sich bei der Belagerung von Esztergom (1595) hervortat, den abenteuerlustigen Captain John Smith, der in seinem verbreiteten Werke *«The true Travels, adventures, and Observations of Capitaine John Smith»* mit großer Weitschweifigkeit seiner Erlebnisse in Ungarn gedenkt. Er erwähnt die Belagerung von Kanizsa, den Sieg bei Simbach, seine Heldentaten am Hofe des Fürsten Sigmund Báthory, beschreibt die Schlacht bei Voröstorony und nennt viele der dort mitkämpfenden englischen Krieger. Vor diesem John Smith kämpfte schon früher ein Namensverwandter, Sir John Smith, in Ungarn (1566), der sich das Interesse des Königs Maximilian erwarb. — Rich. Knolles beruft sich in der Einleitung seines berühmten Geschichtswerkes *«The Turkish History»* auch auf jene Landsmänner, die in Ungarn für die Ehre kämpften. Aber nicht nur abenteuerlustige Krieger zog Ungarn an, auch vornehme Reisende suchten es auf. So, als erster, deren Namen wir kennen, Sir Philipp Sidney. 1573 begleitete er seinen Freund Hubert Languet nach Wien, unternahm von da einen mehrwöchentlichen Ausflug nach Ungarn — und macht in seiner Korrespondenz über Land und Leute leider nur zu sehr lakonische Bemerkungen. — Edward Barton, der türkische Gesandte der Königin Elisabeth und sein Sekretär, Sir Thomas Glover, nahmen (1596) ihren Weg auch durch Ungarn und gaben farbenreiche Schilderungen des Landes. Große Sammlungen von Reisebeschreibungen, wie Hakluyts und Purchas', nehmen Ungarn auch in den Bereich ihrer Behandlung, so daß es in der Shakespeare-Epoche für die Engländer vollauf Mittel und Wege gab, sich über die ungarischen Verhältnisse richtig zu orientieren. Dennoch zeigt aber die damalige Literatur, daß sich die Anspielungen auf Ungarn nur in Allgemeinheiten, ja, sogar im Phantastischen bewegen, so daß konstatiert werden kann, daß diese Anspielungen nicht durch wahres Interesse und auf Grund wahrer Kenntnis, sondern nur auf literarischem Wege in die Literaturprodukte der Epoche gelangten. Schon in der Vorshakespeareischen Literaturperiode erwähnen die mittellenglischen Romanzen Ungarn und den Ungarnkönig, vielleicht als Nachklang von König Sigismunds Besuch bei Heinrich V. im Jahre 1416. Im allgemeinen aber figuriert Ungarn nur als Name eines fernen, romantisch geltenden Landes. Unter vielen Beispielen hebt Fest Barnaby Richs *«The Adventure of Brusanus, Prince of Hungarie»* hervor, interessant dadurch, daß es, wie allgemein angenommen, als Quelle für Shakespeares Armado in *«Loves Labour lost»* diente, wo sich eine gründliche Unkenntnis der ungarischen Verhältnisse kundgibt. Eine andre Gruppe literarischer Quellen für ungarische Motive liefert die italienische Novellenliteratur, so die Novellen Bandellos, der seine Erzählungen mit Vorliebe nach Ungarn verlegt, und zwar an den Hof des Matthias Corvins und seiner Gemahlin Beatrix, Tochter des neapolita-

nischen Königs. Diese Novellen gelangen durch Vermittlung von Painters «Palace of Pleasure» zur Kenntnis der Engländer und liefern den Stoff sowohl für einige Dramen Shakespeares, wie «Romeo und Julia», als auch für George Peeles «Mahomet and Hyrene» und für Massingers «Picture». Geraldo Cinthio' «Hecathommita» war auch eine ähnliche Fundgrube. Durch Vermittlung George Whetstones gab sie die Grundlage zu Shakespeares «Measure for measure», mit der Abweichung, daß Cinthio von Innsbruck, indes Shakespeare von Wien spricht. Als dritte Gruppe der Quellen sind die Geschichtswerke über die Türkei zu nennen. Peels «Soliman und Perseda», Masons «The Turcke», Marlowes «Tamburlaine», Greenes «The Tragical Raigne of Selimus» (1594), Ben Jonsons «Every man in his Humour», sind aus ihnen entnommen und enthalten demgemäß Allusionen auf Ungarn. Die zwei einzigen Anspielungen auf Ungarn bei Shakespeare finden sich in «Measure for Measure» (I. 2): Der Himmel gebe uns seinen Frieden, aber nicht des Königs von Ungarn! — und in «Merry wives of Windsor» (I. 3. 23): O schnöd ungar'scher Wicht. Fests Ansicht ist darüber, daß die Szene in «Maß für Maß» überhaupt keinen inneren Zusammenhang mit dem Drama hat, sondern nur als façon de parler gelten darf, in dem Sinne nämlich, daß ein ungarischer Friede nicht wünschenswert sei, denn der wäre nicht beständig. Hier polemisiert der Verfasser mit Bodrogi, der den hier besprochenen Frieden des ungarischen Königs zu lokalisieren, respektive chronologisch zu bestimmen sucht. — Die Stelle in den «Lustigen Weibern von Windsor» beruht nach Bodrogi und Kropf auf einem Wortspiel (hungry one), also Hungerleider, Elender. Diese Interpretation ist wieder eine Kritik der Voraussetzung Bodrogis, der darunter einen aus Ungarn heimgekommenen Krieger versteht. Als Abschluß seiner Untersuchung kommt Fest zu dem Resultat, daß vom wahrhaftigen Ungarn im England dieser Zeit nur die Reisebeschreibungen und Geschichtswerke eine Ahnung haben.

Unter den «Miszellen» weist Stephan Hegedus darauf hin, daß die verschiedenen, falsch zitierten Stellen aus Aristoteles sowohl bei Shakespeare, als bei Bacon von Erasmus übernommen sind. Gleichzeitig führt er als Gegenbeweis gegen die Baconianer den groben Anachronismus aus «Troilus und Cressida» an, wo sich Hector auf Aristoteles beruft. Diesen Anachronismus findet der Verfasser eher der sogenannten Unwissenheit Shakespeares als der Erudition eines Bacon angemessen. Desiderius Rexa erinnert an eine Lear-Übersetzung, die im Jahre 1843 in Kecskemét aufgeführt wurde, und zwar als Benefizvorstellung für den damals als Schauspieler wirkenden Petöfi. Diese Übersetzung ist verschollen, und Rexa glaubt annehmen zu können, daß sie aus der Feder Jókais stammte. Weiter enthalten die Miszellen eine Bibliographie der Ausgaben des «Ritterspiegels» von De Perott, Erläuterungen von Stellen und einzelner Ausdrücke aus Shakespeare von L. Kropf, unter andern auch das schon erwähnte «base Hungarian wight» und dergleichen mehr.

Die Liste der Shakespeare-Aufführungen am Kolozsvärer Nationaltheater vom Jahre 1867—1900, die ungarische Shakespeare-Bibliographie von 1912 und die offiziellen Nachrichten des Shakespeare-Ausschusses beschließen den reichhaltigen, hübsch ausgestatteten Band.



---

## Kleine Beiträge zur deutschen Literatur.

### Lilla von Bulyovszky und der Münchener Dichterkreis.

Von Professor Dr. Robert Gragger. (Schluß.)

#### Friedrich Bodenstedt an Lilla von Bulyovszky.

##### I.

Ich gratuliere Ihnen, meine liebe gnädige Frau, zu Ihrem gestrigen Triumphe! Sie waren hinreißend als Maria Stuart und haben mich weinen gemacht wie ein Kind. Aber Ihre Umgebung — Elisabeth, Leicester etc.! Der Mensch versuche die Götter nicht!

Könnten Sie nicht heute Abend ohne große Gesellschaft den Thee bei uns trinken, oder, wenn das nicht möglich ist, im Laufe des Nachmittags ein ruhiges Stündchen zu uns kommen? Ich habe in Ihrem eigenen Interesse allerlei mit Ihnen zu plaudern. Um eine Zeile Antwort bittet Ihr  
treu ergebener

Friedrich Bodenstedt.

Donnerstag früh. (Wahrscheinlich am 7. März 1861.)

##### II.

Gnädige Frau! Nachdem ich gestern noch bis spät in die Nacht hinein einem Souper bei der regierenden Fürstin Mathilde von Schwarzburg-Sondershausen beigewohnt, wobei die Fürstin in wahrhaft begeisterten Worten einen Toast auf Sie, hochverehrte Freundin, ausbrachte — was Ihnen zu melden mir zur Pflicht gemacht wurde, ließ ich es heute früh mein erstes Geschäft sein, an den Herzog zu schreiben<sup>1)</sup>. Der Brief liegt lang und offen vor mir und ich bedauere nur, daß Sie ihn nicht lesen können: ich glaube Sie würden damit zufrieden sein. Eine kurze Stelle nur, welche Bezug auf das bewußte Gespräch hat, will ich Ihnen hier rasch kopieren. Nachdem ich ausführlich über Ihr ruhmvolles Gastspiel berichtet, fahre ich fort:

«Frau v. Bulyovszky war so anspruchslos und freundlich, einen Teil ihres — für München beispiellosen Erfolgs auf Rechnung der warmen Empfehlungen Ew. Hoheit zu setzen, wie sie denn überhaupt keine Gelegenheit verabsäumte, mit der innigsten Dankbarkeit und Verehrung von Ew. Hoheit und Höchstdero Gemahlin zu sprechen. Die liebenswürdige Art und Weise, in welcher sie überall betonte: daß sie in der Frau Herzogin und Ew. Hoheit die eigentlichen Begründer des Glücks, welches sie bisher als deutsche Schauspielerin gemacht zu verehren habe, gewann ihr schnell das Herz meiner Frau und aller für Besseres empfänglichen Damen unseres Kreises, so daß sie nicht bloß die allgemeine Bewunderung als Künstlerin, sondern auch die allgemeinste Achtung als Frau mit sich genommen. etc. etc. . . . .»

Hoffentlich ist Ihre Reise glücklich von Statten gegangen! Meine Frau

---

<sup>1)</sup> Herzog Georg von Meiningen.

bittet mich, Ihnen ins Herz und Gedächtnis zu legen, daß Sie, wenn Sie durch München kommen, bei Niemand anders absteigen als bei uns. Es soll Ihnen an Nichts fehlen! Dieser Brief geht zugleich mit dem des Herzogs ab. Ich bringe beide gleich selbst zur Post. Meine Frau vereint ihre herzlichen Grüße mit denen

Ihres verehrungsvoll ergebenen

F. Bodenstedt.

München Donnerstag Vormittags. (14. März 1861.)

### III.

Gnädige Frau! Zuförderst meinen herzlichen Dank für Ihren ausführlichen Brief, der mich sehr beruhigt hat, da ich aus den sich widersprechenden Wiener Zeitungsnotizen (eine vernünftige Kritik habe ich noch nirgends gefunden) nicht klug werden konnte. Ich weiß, daß echte Künstlernaturen fein organisiert und leicht erregbar sind und fürchtete deshalb, die wohlorganisierte Opposition welche Sie in Wien schon vor Ihrem Auftreten gefunden, könnte drückend auf Ihr Gemüt und lähmend auf Ihr Spiel wirken. Aus Ihrem Briefe ersah ich nun, daß Sie nicht bloß eine große Künstlerin, sondern auch eine Philosophin sind und die Dinge zu nehmen wissen, wie sie sind. Das hat mich einigermaßen beruhigt, wenn auch nicht ganz, da ich Ihnen vom Herzen gut bin und Sie immer von enthusiastischem Beifall umringt sehen möchte. Ich habe schon dafür gesorgt, daß Sie in Köln — wo die Presse noch nicht so korrumpiert ist als in der k. k. Phäakenstadt — eine andere Aufnahme finden werden als in Wien. In der neuesten Nummer der Kölnischen Ztg. steht bereits ein Artikel (dat. Köln 23. März), der mit Hinblick auf Ihre Münchener Triumphe, Ihre bevorstehende Ankunft jubelnd verkündet. Ich habe ein Paket Briefe für Sie, schicke es Ihnen aber nicht nach Wien, da ich fürchte, daß es Sie möglicherweise dort nicht mehr treffen werde. Kommen Sie hier durch und haben wir das Glück Sie zu sehen, so überreiche ich es Ihnen selbst, und für den Fall, daß Sie Sich durchaus nicht auf der Rückreise in München aufhalten könnten, schicke ich die für Sie bestimmten Briefe an die Redaktion der Kölnischen Zeitung.

Am Sonntag war ich zum Souper bei der Königin und sah auch den König, der an den Augen leidet, eine halbe Stunde, während welcher von nichts als von Ihnen die Rede war. Ich mußte Seiner Majestät den wesentlichen Inhalt Ihres Briefes mitteilen und er freute sich sehr zu vernehmen, daß Sie so freundlich an München zurückdenken. Der König teilt ganz meine und Geibels Bewunderung für Sie und erwartet mit Sehnsucht die Zeit Ihrer Wiederkehr.

Ich muß, da ich heute mit Geschäften und Besuchen überladen bin, diese flüchtigen Zeilen hier schließen, mir einen ausführlichen Brief vorbehaltend. Trifft dieses Flugblatt Sie noch in Wien, so melden Sie mir doch gütigst gleich durch ein geschriebenes Wort oder ein Telegramm, ob und wann Sie hier durchkommen werden. Meine Frau, die sich sehr darauf freut, Sie wiederzusehen vereint ihre herzlichen Grüße und Wünsche mit denen Ihres Ihnen in aufrichtiger Verehrung ergebenen

München Karlstraße 38.

Friedrich Bodenstedt.

P. S. Ich bitte auch Toni zu grüßen.

IV.

Meine gnädige Frau, Ungewiß, ob mein letzter, an Sie nach Wien adressierter Brief (Ihnen) zu Händen gekommen und in Betracht des zu Ende gehenden Monats verzweifelnd Sie noch in München zu sehen, schreibe ich Ihnen ein paar Zeilen nach dem heiligen Köln, deren Besorgung ich einem bewährten Freunde anvertraue, den ich Ihrer Huld empfehle und der sich glücklich schätzen wird Ihnen in jeder Weise dienstbar zu sein. Er ist einer der feinsten Köpfe und eins der besten Herzen aus meiner Bekanntschaft, voll idealen Strebens und dabei noch — Jungfrau!

Einliegend ein Brief an Dr. Kruse, den Sie am Besten gleich nach Tisch treffen.

Die albernen Berichte aus Wien über Ihr Spiel haben hier allgemeine Entrüstung hervorgerufen und die Verehrung der Münchener für Sie nur gesteigert, weil man daraus ersieht, daß Sie verschmäht haben, das Lob für Gold zu kaufen. Wenn Sie jetzt wieder hieherkämen, Sie würden auf den Händen getragen werden, daß wir Sie im Herzen tragen, wissen Sie ohnehin!

Für heute nur diese wenigen Zeilen. Es ist erster Ostertag und ich habe noch allerlei abzuthun. Meine Frau vereint ihre herzlichen Grüße mit denen Ihres Ihnen verehrungsvoll treuergebenen

F. Bodenstedt.

München, Sonntag früh.

V.

Meine liebe, reizende und gnädige Frau! Ich schreibe Ihnen diese Zeilen um mich zu entschuldigen, daß ich Sie heute Abend bei Ihrer Ankunft nicht gleich persönlich begrüßen kann, da ganz unerwarteter Weise eben noch eine Einladung zu Sr. Majestät, dem Könige Max eintrifft, in Folge deren Geibel, Heyse, Baron Schack und ich bis nach 9 Uhr gebunden sind. Dann werden wir aber das Souper bei Hof im Stich lassen, um mit Ihnen bei mir zu soupiren und die Zeit bis dahin benutzen um unserer allseitigen Begeisterung für Sie Zunge und Ausdruck zu geben. Da auch die meisten Damen erst nach dem Konzerte kommen werden, so wird es wohl das Beste sein, daß Sie nicht vor 8 $\frac{1}{2}$  Uhr vom Hôtel wegfahren, damit wir Sie noch frisch und ungelangweilt antreffen, wenn wir aus dem Schloß heimkehren. Lesen Sie dazwischen Ihr von mir beschriebenes Albumblatt und sagen Sie mir heute Abend aufrichtig ob Ihnen der Text gefällt oder nicht. Im letzteren Falle schreibe ich Ihnen gleich einen andern. Es küßt Ihre Hand Ihr treuergebener

Friedrich Bodenstedt.

Karlstraße 38 Nachmittags 3 $\frac{1}{2}$  Uhr (1863).

**Oskar von Redwitz an Lilla von Buljovszky.**

I.

Hochgeehrteste Frau! Konnte ich auch Ihre hohe Kunst leider noch nicht selber bewundern, so habe ich doch zu deren Ruhm so viel gelesen und an Herrn v. Wangenheim mündlich bestätigen hören, daß ich mich



durch Ihre Absicht, meine «Philippine Welser»<sup>2)</sup> einzustudieren zu wollen nun sehr geschmeichelt fühlen kann. Ich beehre mich daher, Ihrem Wunsch entsprechend, Ihnen das Buch genau in derjenigen Form zu senden, in der das Stück an allen deutschen Bühnen dargestellt wird, und es sollte mich hoch erfreuen, wenn ich bald erführe, daß auch ihr hohes Talent meine «Philippine» in gewiß edelster Gestalt dem deutschen Publikum vorführte.

Gestatten Sie mir, wenn auch unbekannt, Ihnen meine höchste Verehrung auszusprechen, womit ich verharre Euer Hochwohlgeboren ergebener

Doctor Oscar Frh. v. Redwitz.

Schloß Schmölz in Oberfranken. 2. Mai 1859.

## II.

München. 21. Mai 61.

Verehrteste Freundin! Verzeihung, daß ich erst heut Ihr Wort erwidere! Ihr werthes Schreiben lag längere Zeit hier, während der ich zu Hause war und dann nahmen mich Sitzungen so sehr in Anspruch, daß ich in dem hiesigen Leben nie recht zu mir kommen konnte. Heute nun in den Pfingstferien, die ich wegen des Einstudierens meines Dogen<sup>3)</sup> hier zubringe, finde ich eine ruhige Stunde, die ich von Herzen gern Ihnen schenken will. Darum nochmals freundliche Nachsicht für mein scheinbar unfreundliches Schweigen.

Und nun nehmen Sie vor allen meinen herzlichsten Glückwunsch zu dem so glänzenden Erfolg. In Cöln nach der ebenso unverwünschten wie lieblosen Wiener Kritik, die es, so scheint mir, zum Verbrechen Ihnen und uns angerechnet, daß Ihre meisterhafte Kunst uns Münchener aufrichtig begeistert hatte. Seien Sie überzeugt, daß indessen diese Wiener Böswilligkeit die hohe Verehrung für ihre Kunst in München nicht im Mindesten trüben konnte. Wir waren nur höchlich darüber erstaunt, wie wir hier auf einmal so alles Gesunden baar geworden sein sollen und halten trotzdem noch heute an dem Glauben fest, daß sie dennoch eine große Künstlerin sind, welches verwegene Urteil, denn doch zu unseren Trost auch die Kölner bestätigt haben — Ich ahne ganz, was Sie in Wien im stillen gelitten haben, und bedauere Sie aufrichtig. Werden Sie aber an sich und Ihrer Kunst nicht irre! Jedes Künstlerleben ist mehr, oder minder ein stilles Martyrium. Auch ich habe es im richtigen Maaße schon durchgemacht, aber der Mut, den der innere bewußte Beruf gewährt, hilft doch endlich alles glorreich besiegen. Geibel ging es mit seiner Brunhild, die immerhin doch ein höchst poetisches Werk ist, in der Wiener Kritik nicht im mindesten besser. Es scheint dies überlegte Wiener Tendenz zu sein, Alles, was hier gefällt, dort in den Staub zu ziehen. Doch das geht zuletzt Alles spurlos vorüber. — Nur standhaft ausgeharrt im echten Priesteramte wahrer Kunst!

Wie Geibel Ihnen in Köln sagen konnte, ich sei von München abgereist, was er gar nicht wissen konnte, begreife ich nicht. Ich bleibe min-

<sup>2)</sup> Philippine Welser. Historisches Schauspiel. Mainz 1859. Es wurde am 12. November 1858 zum ersten Male in München aufgeführt. S. F. Grandaur a. a. O. S. 167.

<sup>3)</sup> Der Doge von Venedig. Historische Tragödie. Mainz 1863.

destens noch bis Ende Juli hier bei der Kammer, und ich werde Ihnen mit Freuden jeden Rat erteilen, in den Sie mich vertrauensvoll befragen wollen.

Mein «Doge von Venedig» kommt nun bestimmt am 31. Mai zur ersten Aufführung, der auch meine liebste Frau beiwohnen wird. Ich hoffe es wird Alles gut gehen. Die Ausstattung wird prachtvoll werden und kostet 1500 fl. was für ein Schauspiel kaum noch geschehen ist<sup>4)</sup>.

Und so leben Sie denn recht wohl verehrteste Frau. Ich hoffe daß Ihnen in Dresden die Ruhe des Geistes und Herzens, die der Kunst so Not tut, wieder völlig zurückgekehrt ist, und die Wiener Kritik keine trübe Schatten mehr auf Ihr inneres Leben wirft. Solche düstere Erfahrungen hat jeder Künstler durchzukämpfen und wen die Kunst zu Ihrem echten Jünger auserkoren, dem gibt sie auch immer wieder die hohe Kraft mit einer Künstlerlust sich triumphierend aufzuraffen zu neuem Leben und Wirken! — Wie viel solcher Perioden hat mein Geistesleben aufzuweisen! Ich weiß, auch Sie haben diesen Streit bereits siegreich überwunden!

Schreiben Sie mir denn, worüber ich Ihnen raten soll und seien Sie freundlich begrüßt von dem aufrichtigsten Verehrer Ihrer Kunst

Oscar v. Redwitz.

Frl. Toni besten Gruß. — Daß Sie in Cöln vergebens auf meinen Brief gewartet, daran bin ich unschuldig, denn ein solches Versprechen hatte ich nicht gegeben, sonst hätte ich es auch gehalten.

### III.

Verehrteste Freundin! Ich darf Sie wohl nach meiner hohen, herzlichen Verehrung Ihrer erhabenen Kunst und meiner aufrichtigsten Teilnahme für Ihre Person und Alles, was ihr Frohes oder Trübes im Leben begegnet, als Freundin begrüßen. Sie haben mir durch Ihre herrliche Kunst unvergeßlich erhabene Stunden bescheert, und die Tragik Ihres merkwürdigen Lebens hat meine Seele tief berührt.

Zählen Sie mich zu Ihre treuesten Freunde! Ich glaube, daß ich Ihr Wesen, Ihr Denken und Empfinden in seinem tiefsten Grunde begriffen habe. Wie gesagt, Sie leben in meinem Gedächtnis als eine tief tragische Frau, die der liebe Gott mit allen lieblichen und geistigen Gaben verschwenderisch übergossen hat, ich freue mich herzlich über Ihre künstlerischen hohen Triumphe, die Ihrem hohen Geiste not und wohl tun, aber ich kann dennoch nur mit einer eigenen tiefen Wehmuth Ihrer gedenken, weil ich Ihrem Herzen auf den Grund gesehen habe, und es kenne. Ja, liebe Freundin, glauben Sie mir, mein Geist hat Ihr innerstes Wesen erfaßt, und Niemand wünscht Ihnen aufrichtiger, als ich, daß Ihr tiefes Herz zur Ruhe komme. Halten Sie, ich bitte Sie darum als treuer Freund, halten Sie an dem schönen, Ihr Herz so hoch ehrenden Glauben fest, daß Ihr Herr Gemahl mit wahrer Gattenliebe an Ihnen hänge und daß die Zeit noch sicher kommen, wo er Sie in Ihrem vollen Werte verstehen und Sie mit ihm vereint beglücken wird. — Lassen Sie in so manche düstere Oede Ihres Herzens Ihren lieben Sohn als milden Sternenschein in Ihr Leben schimmern! — O ich verstehe Sie im tiefsten

<sup>4)</sup> Die Aufführung fand tatsächlich am 31. Mai statt, jedoch mit so geringem Erfolg, daß das Stück nur eine Wiederholung erlebte. F. Grandaur a. a. O. 171.

Grund Ihrer Seele und ich lege an Ihr ganzes Wesen einen ganz anderen Maßstab an, wie an andere Frauen. Ihr Herz ist jetzt nicht befriedigt, ich begreife und würdige das nur zu gut. Sie hätten für Ihr Herz ein besseres Schicksal verdient, aber, liebste gnädige Frau, Sie sind eine gläubige Christin, so danken Sie wenigstens dem lieben Gott daß er Ihren Geist so reich begnadigt hat. O wie viele Frauen müssen der unverstandenen Liebe Tragik durchdulden, und haben für die Herzensöde nicht den mindesten Trost als ihre stumme Ergebung in unvermeidliches Geschick. Aber Sie, meine liebe Freundin, Sie haben den heiligen Tempel der höchsten Kunst, in dem Sie, wie in einer geweihten Zufluchtsstätte ihr stilles Leid flüchtend niederlegen können. Sie müssen fort und fort den großen erhabenen Gedanken über das gewöhnliche Herzleid erheben, daß Sie berufen sind, als hohe Priesterin heiliger Kunst, Tausende zu erheben, zu adeln, zu beseligen. Dieses Zauberwerk hat Ihr Genius an mir und Tausenden hier vollbracht und wird es überall vollbringen, wo Sie Ihre herrlichen Kunstgebilde schaffen. O das möchte ich Ihnen so recht wie einen kräftigen Balsam auf Ihr Herz legen. Alle großen Geister mit nur wenigen Ausnahmen, haben das unverdiente Gut ihres Genius mit Opfern des gewöhnlichen Menschenglückes bezahlen müssen — auch Sie! An diesem hohen Bewußtsein Ihres erhabenen Berufes im heiligen Dienste der Kunst und der Menschheit ringen Sie sich hinauf zu jener geistigen Höhe von der Ihr Genius auf Ihr Herz sigreich herabschaut! Legen auch Sie selber an Ihr Leid nicht den gewöhnlichen Maßstab an! Sie sind eine große Künstlerin — seien Sie auch eine große Frau — ein großes Herz! —

Ich glaube fest, daß Ihnen meine Worte wohl thun, drum wagte ich in solcher Vertraulichkeit mit Ihnen zu sprechen. — Ich hoffe, meine liebe Freundin, daß Sie jetzt an die Existenz ehrbarer Männer glauben. Ja Gottlob, es gibt noch Ehrenmänner, denen beschworene Treue kein leerer Schall ist, und ich will zu Gott hoffen, daß ich bis zu meinem letzten Hauche zu ihnen gehören soll. Mißtrauen Sie immerhin den Männern! Sie thun gut daran in der Regel. Aber gönnen Sie auch dem Glauben einen kleinen Raum in Ihrem Herzen, daß ehrliche Treue nicht bei Allen ein inhaltloses Wort ist, wenn auch dessen Wahrheit oft nur mit schwerem, sittlichen Kampfe erstritten werden muß.

Und als ein solcher treuer, gewissenhafter Ehrenmann, den die treueste, beste, demüthigste Frau beglückt und ihm wie ein argloses Kind vertraut, reiche ich Ihnen heute nochmals in herzlichster Verehrung die Freundeshand, und danke Ihnen mit bewegtem Gemüte für all die herrlichen Genüsse Ihrer hohen Kunst, für alle Ihre liebevolle Freundlichkeit, mit der Sie mir vergönnten, mit Ihrer Kunst auch deren liebliche Trägerin kennen und verehren zu lernen.

Ich habe heute Beethovens «Fidelio» versäumt, um Ihnen in ruhiger Abendstunde schreiben zu können, und es würde mich herzlich freuen, wenn mein offenes Wort Ihrem Gemüte wohltuend wäre in all der Aufregung in all dem tollen Lärm der österreichischen Residenz. — Ich hoffe, daß es Ihnen und Ihrer Kunst so gut in Wien geht, wie hier, wo Sie alle Herzen bezwungen haben.

Die Blätter, welche ich bis heute erhalten konnte, sende ich zu gleicher Zeit an Sie, Heydrich und Ihren Herrn Gemahl ab, ebenso einen kurzen,



energischen Bericht an das Dresdener Journal, — und morgen einen an den Theaterhorizont von Michaelson.

Den armen Geibel haben Sie, böse Frau, ganz krank gemacht! Ich glaube, er wird lange brauchen, bis sein Herz wieder Ruhe findet. — Was soll draus werden? — Aber seien Sie ihm gut! Er ist eine große, tiefe, ächte Dichterseele. —

Auch ich fühle eine eigentümliche Leere in mir, seit Sie fortgebraust. Aber es ist doch gut so!! Morgen über acht Tage bin ich bei meiner liebsten Frau und meinen herzigen Kindern. Am 6<sup>ten</sup> April bin ich wieder hier. Ich bin wirklich recht begierig, wann Sie einmal soviel Ruhe haben werden, um mir gemächlich schreiben zu können, und will recht gern warten, bis Sie wieder in Ihrem ruhigen Dresden sind. Denn vorher ist es Ihnen doch unmöglich. — Der treuen Freundin Antoine freundlichste Grüße!

Und so denn nochmals herzlichsten Gruß! Bleiben Sie mir gut, wie ich Ihrem Schicksal mit treuer Freundschaft folgen werde.

Möge Gott Sie behüten, Ihrer Kunst Sieg, Ihrem Herzen Frieden schenken. Nochmals!

Ihre Kunst sei Ihr Asyl für Ihr Herz!

Von Herzen

Ihr Oscar v. Redwitz.

#### IV.

Verehrteste gnädige Frau! Ich wünsche vom Herzen einen recht freundlichen guten Morgen und hoffe, daß Ihnen die Vorlesung meines Dogen keine unangenehme Aufregung war, und danke nochmals herzlich für das so liebenswürdige Ausharren. Ich hoffe, in meinem nächsten dramatischen Werke Ihnen diese Freundlichkeit lohnen zu können. Sie verstehen mich?

Ob ich heute mit meiner Schwester nach 2 Uhr kommen kann weiß ich wirklich noch nicht recht, da ich gestern ganz vergaß, daß ich Herrn Generalmusikdirektor Lachner auf 2 Uhr ein Rendez-vous gegeben hatte. — Ich sehe aber Sie recht bald, wenn Ihnen mein Besuch nicht unangenehm ist was ich doch wohl nicht befürchten darf, weil ich Ihre große liebenswürdige Freundlichkeit für eine — herzliche halte. Der Brief an Herrn Heydrich so wie die Paquete an denselben wie Herrn Gemahl (mit Einschluß des Landboten) sind bereits auf der Post. Ich drücke Ihnen in herzlichster Verehrung die Hand. — Ihr aufrichtigst ergebener

Morgens 10 Uhr.

Oscar v. Redwitz.

#### Heinrich Laube an Lilla von Bulyovszky.

##### I.

Wien d. 14. März 59.

So eben, gnädige Frau erhalte ich Ihren Brief, u. antworte Ihnen auf der Stelle.

Der obersten Direktion mache ich übermorgen Mitteilung über Ihren Antrag, hier einige Probe-Gastrollen zu spielen. Ich zweifle nicht, daß einer ausgezeichneten Künstlerin wie Ihnen dies bewilligt wird, wenn eine Probe vorliegt, daß Sie unsere Sprache bereits so weit sich zu eigen gemacht, daß

der fremde Accent nicht mehr stört. Spielen Sie also zunächst in Gotha, und sagen Sie mir dann recht aufrichtig, ob es in Betreff des Accentes schon gut gegangen sei.

Ebenso von Berlin ich werde auch selbst nach Kräften mich zu unterrichten suchen.

Eins nur muß ich Ihnen bemerken: Hier ist ein Gastspiel nur erreichbar, wenn ein Engagement daraus folgen kann. Wenn Sie also hier spielen sollten, so dürften Sie keine anderweitigen Verpflichtungen eingegangen sein.

Einer weiteren Mitteilung von Ihnen gewärtig verharre ich, als Ihr ergebener Diener

Laube.

## II.

Wien d. 24. Februar 60.

Ich habe Ihren Brief vom 23. Februar erhalten, gnädige Frau, und finde, daß Sie nun dort zu bescheiden vorgehen. Warum jetzt noch Brünn oder Prag? Jetzt scheint es mir an der Zeit, daß Sie im Burgtheater selbst auftreten.

In diesem Sinne habe ich meinem Chef, dem Herren Oberkämmerer Excellenz Grafen Lanscoroński von Ihnen gesprochen, und Ihnen angekündigt, daß Sie wahrscheinlich nächstens ein Gastspiel: (eventuell auf Engagement) bei ihm nachsuchen würden.

Sind Sie derselben Meinung, dann schreiben Sie flugs an ihn, und stellen Sie sich anfangs Mai zur Disposition. Dies ist die Zeit, welche ihm, wie ich weiß, am willkommensten sein wird. Nennen Sie dabei auch die Rollen welche Sie wünschen. — Wollen Sie sich mit mir erst darüber beraten, so steh' ich zu Diensten, und werd' Ihnen umgehend antworten, wenn Sie mir über Rollenwahl u. dergleichen schreiben wollen.

Mich Ihrem Wohlwollen empfehlend verharre ich als Ihr Ergebenster

Laube.

## Adolf Wilbrandt an Lilla von Bulyovszky.

München, 17. Juli 61.

Verehrte Frau, nicht Ihr Dienstmädchen ist daran Schuld, dass ich Ihnen noch nicht geschrieben: Ihre Briefe, der erste wie der zweite, sind in meiner Hand, u. gleich nach Empfang des ersten drängte es mich, Ihnen meinen Dank zu sagen u. durch Beifügung meiner photographischen Karte die schuldige Revanche zu üben. Aber der Mensch denkt u. der Redakteur lenkt: d. h. täglich gedachte ich zu schreiben u. täglich nahmen mir die Sorgen des Tages die Feder wieder aus der Hand — ich war u. bin ein geplagtes Lastthier u. in Folge dessen der allerschlechteste Korrespondent unter dieser Sonne. Es kam hiezu, dass ich Ihnen durchaus meine Karte mitschicken wollte u. dass ich keine Karte hatte; Sie werden sagen, ich hätte mich ja nur photographieren zu lassen brauchen, aber — aber — kurz u. gut, Sie wissen, dass ein Monat, so lang er auch sein mag, doch immer erstaunlich kurz ist u. dass unsere Versäumnisse sich desto erschrecklicher verlängern; also verzeihen Sie u. glauben Sie, dass es kein Vergnügen ist, doppelter Redakteur zu sein. Ich werde dann auch mit Anfang October diesem Dasein Valet sagen u. als freier Mann nach Hause zurück-

gehn, unterwegs aber in Dresden einkehren: u. da gedachte ich Sie dann wiederzusehn. Jetzt muss ich in der Köln. Ztg. lesen, dass Sie zum 1. Septbr. Ihre Verbindung mit der Dresdener Bühne gelöst haben u. fortgehen, wer weiß wohin! Verehrte Frau, verehrte Freundin, wo wird man Sie denn finden können, wenn man Sie nicht mehr in Dresden findet? Ist es wirklich wahr, dass Sie am 1. Septbr. Dresden verlassen? Und nur weil man sich nicht dazu erheben konnte, Ihnen die Rollen zu geben, die Ihnen gehören? Das ist nicht schön zu hören, u. ich wäre froh, wenn ich etwas Genaues etwas Zuverlässiges über alles das u. über Ihre Absichten u. Ihre Zukunft erfahren könnte. Ja, ich vergass aber, dass wir ja an allen grossen deutschen Bühnen die ausgezeichnetsten u. unübertrefflichsten Künstlerinnen Ihres Faches u. Ranges haben u. so glücklich sind, Sie vollkommen entbehren zu können! Wenigstens muss es wohl so sein, wenn man Sie in Dresden ruhig gehen lässt u. nicht sofort anderswohin einladet — oder ist das bereits geschehen? Sie sehen ich frage Sie in einem Atem eine Kette von Fragen, u. weiss doch nicht ob Sie nur irgend Lust verspüren werden sie zu beantworten? Seien Sie großmütig, verehrte Frau, u. verschwenden Sie noch ein paar Zeilen an mich, wenn Sie können, oder sagen Sie im Notfall Ihrer Antonia, dass sie mir schreibe, was ich wissen möchte — sie würde damit nur ein gegebenes Versprechen halten.

Ich schicke Ihnen meine Karte, obgleich ich darauf nicht ich, sondern offenbar mein Onkel bin, und gewiss kein sehr angenehmer Onkel. Der Himmel weiß, warum ich darauf so abnorm u. unwahrscheinlich aussehe, wenn es nicht etwa nur mir so vorkommt. Ich habe hier inzwischen unter anderen Dingen unserm Theater in seinem Verfall mit Andacht zugesehen und mit etwas weniger Andacht auch darüber geschrieben, in dem beruhigendem Gefühle, dass man mit Schreiben wenig bessert, aber mit Nichtschreiben gar nichts; Gäste, Gäste, viele Gäste sind über unsere Bretter gegangen, u. jedenfalls einige zu viel — von den Tänzerinnen ganz zu schweigen, an denen gewisse Leute ein königliches Vergnügen finden. Aber das ist gewiss, Frau Lilla, seit Sie fort sind, hat man keinen Gast mehr mit gleichem Enthusiasmus aufgenommen; Ihnen war München doch vor Allen hold u. nach u. nach ist es dann auch, je mehr die Gäste sich drängten, kühler u. zurückhaltender geworden. Das wissen Sie, dass aus dem Gastspiel der Frau v. Bärndorff nichts geworden ist; Inspektor Schmidt meinte, nach Ihnen sei diese Dame überflüssig u. koste ihn auch zu viel — u. dieser künstlerische Gesichtspunkt gilt allerdings viel bei ihm, während ich nicht sagen möchte, dass ich in diesem Falle mich nicht darüber getröstet hätte. Kurz, ich habe gar nicht Gelegenheit gehabt, Ihr Bild mit irgend einem anderen zu vergleichen, u. nur durch die Sängerin La Grua ward ich an Sie erinnert — durch die Noblesse und Weisheit, mit der diese Künstlerin ihre Arien u. Cadenzen dramatisierte. Wenn Sie nun ein nächstes Jahr wieder nach München kommen, so bin ich längst fort u. hause in Berlin: dorthin werd' ich gehen, sobald ich daheim (in Mecklenburg) eine Zeit lang Sohn gewesen sein werde. Und dass man Sie nach Berlin beruft, das ist nun wohl leider gar nicht zu erwarten. So weiß der Himmel, wann ich Sie wiedersehe — und verehrte Frau, glauben Sie mir, dass mir das ein sehr unerquicklicher Gedanke ist. Doch ich brauche es Ihnen nicht zu versichern, es liegt in der Natur der Sache.



Eigentlich — fällt mir ein — müsste ich ja noch auf Ihren ersten Brief zurückkommen, auf den Brief, in dem Sie mir auf den Einfall antworteten, dass ich mir denken könnte, Sie spielten mehr oder weniger mit den Menschen. Sehen Sie, verehrte Freundin, auf jenen Gedanken kann man erst geraten, wenn man sich sagt, dass Komödie auf den Brettern spielen doch nun einmal nichts Äußerliches ist, wenn man gleichzeitig von sich selber nicht sehr zuversichtlich denkt u. aus einem verzeihlichen Mißtrauen gegen sich auch an anderen Menschen, z. B. an schöne u. liebenswürdige Frauen nicht gleich so fest glaubt wie etwa an die Existenz seiner Nasenspitze — aber ich fürchte, mit jedem weiteren Satz nur immer unverständlicher zu werden, u. ich meine, das Beste ist es, wenn ich jenen Einfall ohne Weiteres feierlich in die Acht erkläre. Also verehrte Frau, ich glaube an Sie u. glaube mit herzlicher Freundschaft an Sie, u. hoffe Ihnen das einmal besser zu beweisen als mit ein paar unbeholfenen Worten, die man überdies mit dem Bewusstsein schreibt, dass es höchste Zeit ist, den Brief zu schließen u. aus dem Hause in die verabredete Gesellschaft zu laufen.

Gnädige Frau, ich muß Sie in der That, ich muss Sie in diesem Herbst oder Winter wiedersehen, u. Sie müssen mir irgend eine Vorstellung darüber an die Hand geben, wie ich das anzufangen habe. Lassen Sie es mich nicht entgelten, dass ich so lange Zeit mehr Redakteur als Mensch war u. dass ich heute Ihnen nichts als ein par Seiten voll armseligen Geschwätzes schreibe. Erhalten Sie mir Ihre Freundschaft, auf die ich stolz bin, u. schenken Sie mir, wenn es möglich ist, eine schöne Aussicht auf ein Wiederbegegnen in naher Zeit, sei es wo es wolle.

Leben Sie sehr, sehr wohl, empfehlen Sie mich dem guten Fräulein Toni u. lassen Sie sich auf's schönste grüssen von

Ihrem Freunde

A. Wilbrandt.

### **Friedrich Halm an Lilla von Bulyovszky.**

Verehrte Frau!

Nehmen Sie meinen herzlichen Dank für die Teilnahme, die Sie mir und der Feier meines ersten Auftretens als dramatischen Dichter zu beweisen so gütig waren. Das Interesse an unseren Werken ist es, von dem wir Dichter leben, und so seien Sie überzeugt, dass ich dem Anteil, den eine so ausgezeichnete Künstlerin wie Sie mir und meinem Wirken schenkt, in seiner vollen Bedeutung zu würdigen weiss.

Mit erneutem Dank und meinen besten Wünschen zum Jahreswechsel,  
verehrte Frau, Ihr hochachtungsvoll ergebener Fhr. Münch.

Wien, den 6. Jänner 1861.

### **L. v. Sacher-Masoch an Lilla von Bulyovszky.**

Gnädige Frau! Mein Freund Graf Emerich Stadion teilt mir mit, dass Sie ihm erlaubt haben, Ihnen mein Lustspiel: Die Verse Friedrich des Grossen zu senden.

Sie werden mir verzeihen, dass ich, ohne Ihnen vorgestellt zu sein, diese Gelegenheit ergreife, um selbst an Sie zu schreiben.



der Nationalzeitung und in der Vossischen Zeitung Platz gefunden haben. Die Nationalzeitung hat ihre Schuldigkeit getan, und meinen, nur Gerechtes über Sie berichtenden Artikel fast vollständig abgedruckt. Dagegen hat die Vossische Zeitung, welcher Hr. Birkenfeld meinen Artikel überbrachte, denselben verstümmelt, das Beste daraus weggestrichen, das Unbedeutende stehen gelassen, und sogar einigen Unsinn hineingesetzt. Fragen Sie gefälligst Herrn Birkenfeld, wie das zugegangen sein kann?

In beifolgendem Kreuz-Couvert empfangen Sie die beiden Zeitungen, worin Sie die betreffenden Artikel finden werden.

Ihr gefälliges Briefchen habe ich dankend empfangen. Wegen des Hrn. von Hüben, den Sie so gütig sind einen «selbständigen Mann» zu nennen, können Sie unbesorgt sein. Wie sollte ich dazu kommen, gegen ihn zu schreiben? Ich habe viel Anderes und Besseres zu tun. Ich schreibe überhaupt niemals über Theater Angelegenheiten, da ich stets viel wichtigere Arbeiten vorhabe, und wenn ich nichts zu tun habe, lieber eine Zigarre rauche. Nur Ihretwegen, doch in Ihrem Interesse, habe ich eine Ausnahme gemacht, und werde es stets, wo ich Ihnen dienen kann. Denn Ihretwegen könnte ich leicht wieder ein regelmäßiger Theatergänger werden, und zwar ein höchst enthusiastischer!

Wenn Sie mir einen Gefallen tun wollen, so lassen Sie sich doch den Secretär Herrn Dr. Bollmann rufen, und ersuchen Sie ihn in meinem Namen, Ihnen die genauen Titel und Adresse des Staatsrats v. Babel (wird der Name richtig so geschrieben?) auf eine Karte setzen zu lassen.

Wir sind beide noch voll von den glücklichsten Rückerinnerungen an das herrliche herzogliche Paar.

Glück auf Romeo's Julie!

Mit den herzlichsten Grüßen von uns beiden Ihr aufrichtig ergebener  
und dienstwilliger

Theodor Mundt.

Berlin, den 27. März 1859.

Als Anhang möge hier noch ein Brief des ungarischen Dramatikers Karl Hugo (Bernstein) folgen.

Hochgeehrte Frau Landmännin! Ich mache mir ein besonderes Vergnügen, Ihnen mein kleines Werk: «Des Hauses Ehre», welches Ihnen unter dem Titel: «Báró és Bankár» vielleicht bekannt ist, hiebei zu übersenden und zwar auf Veranlassung unseres gemeinschaftlichen Freundes des Nationalgardehusarenhauptmanns, jenes wahren Talentés Vahot Imre, der mich mit Berichten über den Triumph Ihres großen Talentés und über den Sieg Ihres beharrlichen Charakters wahrhaft erfreute — umsomehr da ich — nebst der warmen Teilnahme für das künstlerische Streben jedes wahren Talentés — auch die Sympathie des Schicksalsgefährten für Sie hege, pauvre exilée et victime de basses intrigues!

Der kleinliche, aber nichtsdestoweniger gerechte Groll, den ich empfand, als mir Jules Janin und andere in Paris, aber, leider, erst nach Ihrer Abreise, so viel Schönes über Sie erzählten, und mich dadurch in eine doppelt peinliche Verlegenheit setzten — weil Sie dem zurückgezogen lebenden, selbst exilirten Vater des «Egy magyar király» nicht einmal mit der Kundgebung Ihrer, mir in vieler Hinsicht erfreulichen Gegenwart beherrhten — ist nun bereits lange verschwunden seitdem Ihr geistreicher Gemahl sich so liebenswürdig gegen mich und so kühn und tapfer für mein



unterdrücktes Talent bewiesen, und besonders seitdem mir Ihre reinen Verehrer in Ungarn die reinste Verehrung für Ihren Geist und Mut einflößten, ja, ich war sogar auf dem Sprung Sie zu beschämen und mit Vahot Sie in Dresden zu besuchen, um Ihre persönliche und künstlerische Bekanntschaft zu machen, die für mich einen zwar egoistisch scheinenden, aber in jedem Fall hohen Reiz gewonnen; denn ich, der ich sonst, auch selbst in Paris, der Indifferenz beschuldigt wurde, kenne seit einigen Tagen keinen lebhafteren Wunsch als Sie, indifferenteste meiner Landsmänninnen! in einem meiner Stücke spielen zu sehen, und vor allem als Louise, die Geliebte Mirmonts und das Weib Granvilles, was für mich ein Fest, ja ein geistiges Festessen sein würde, umsomehr, da der liebenswürdige Dawison<sup>5)</sup>, der ein unvergleichlicher Granville sein müsste, mir seinen Beistand versprochen, und auch Herr Dellmer, den ich in Hamburg die Rolle des Baron Mirmont mit sehr günstigem Erfolg spielen sah, sondern auch mit einem romantisch-elegischen Ausdrucke, den ich bei allen bisherigen Darstellern, selbst bei meinem unsterblichen Freund Lendvay mehr oder weniger vermisste, und mir nur eine sorgfältigere mise en scène an Kleidung und Behartung wünschenswert macht, was bei Dawisons Regie zu hoffen ist, wie auch mit Beihilfe Ihres Geschmacks, wenn Sie nur, Sie spröde Weltkünstlerin, den armen Weltpoeten in Ihre majestätischen Arme nehmen wollten.

Sie sehen also, holde Unbekannte, dass ich eben so freimütig wie kühn bin und sein muss, da bei solchen so glücklich vereinten Kräften besonders in Dresden, ein hoffentlich alles überbietender Erfolg nur höchst wünschenswert sein muss; Sie haben, im Falle Ihnen die Rolle gefallen sollte mir nur ein für Sie kleines Opfer zu bringen, nämlich dem Pabst den Pantoffel — nicht etwa zu küssen, nein! nur ein wenig mit Ihrer weiblichen Klugheit fühlen zu lassen; er war der Erste der mich bei meiner Flucht aus Paris liebenswürdig aufgenommen und für mein Stück eingenommen war; sein letztes Benehmen in Berlin zeigte mir, dass er für mich nicht ganz erkaltet sei<sup>6)</sup>.

Verzeihen Sie, hochgeehrte Frau! wenn ich Sie bei meiner ersten Annäherung, wie eine verehrte Freundin behandle; denn was nicht ist, kann noch werden, wenn Sie sich gut aufführen, indem Sie gewiss eine Freude an einer anderen Rolle haben werden, die ich für Sie bereit halte, und woraus Sie nicht so sehr meiner Dankbarkeit, als die Wertschätzung Ihres noch nicht hinreichend belohnten Talentes erkennen werden.

In jedem Falle bin ich außerordentlich gespannt, ob Sie meine aufrichtigen Gesinnungen gütig aufgenommen haben, in Erwartung dessen erlauben Sie mir zu bleiben Ihr mit Hochachtung Ergebenster

Carl Hugo.

Berlin, 11<sup>ten</sup> 7<sup>ten</sup> 1860. Friedrichstrasse 83.

Wenn Sie mir gewogen sind, so bitte ich Sie, mir Dawison und Vahot zu grüssen, wie auch Dr. Pabst, wenn er mir auch gewogen ist.

<sup>5)</sup> Vgl. über ihn Alfred von Wurzbach, Bogumil Dawison. 1872.

<sup>6)</sup> Dr. Julius Pabst war seit 1. Jan. 1856 Dramaturg am Dresdner Hoftheater. R. Pröbß a. a. O. 584 f.

## Ungedruckte Briefe von G. W. Leibniz an van den Driesch.

Mitgeteilt von Dr. Emerich Lukinich, Privatdozent.

Zwischen Leibniz und van den Driesch gestaltete sich die Korrespondenz in den Jahren 1715—16 lebhafter. Der gelehrte Jesuit<sup>1)</sup>, dessen Werk über seine Mission nach Konstantinopel im Jahre 1719<sup>2)</sup> in weiteren Kreisen Aufmerksamkeit erregte, behandelte mit Leibniz hauptsächlich poetische und bibliothekarische Fragen, nahm aber dessen Intervention öfter auch zur Regelung seiner persönlichen Verhältnisse in Anspruch. Den bedeutendsten Teil ihres Briefwechsels besitzt die Kgl. Bibliothek zu Hannover, und zwar 27 Briefe an Leibniz und 3 von demselben, zumeist aus den Jahren 1715—16<sup>3)</sup>; publiziert wurde meines Wissens nur wenig von Kortholt, z. B. Drieschs Briefe an Leibniz vom 23. Juni 1715 und vom 25. Februar 1716<sup>4)</sup>.

Die unten mitgeteilten, meines Wissens bisher unbekannten Originalbriefe sind uns in der Ráday-Bibliothek zu Budapest erhalten in der Korrespondenz des Polyhistor Mathias Bél. Dieser mochte mit van den Driesch um das Jahr 1737 bekannt geworden sein, als Driesch bereits Konsiliarius des Fürstprimas von Esztergom war. Aus dieser Zeit stammt auch sein Brief an Christian Kortholtus vom 22. September 1737, in welchem er schreibt: «Ad epistolas Leibnitianas venio. Nimirum connisus sum, ut *αὐτογραφα* indipiscerer litterarum, quas ille ad Drieschium, iam Caesaris et Archiepiscopi Strigoniensis Consiliarium olim dederat. Mitto ea, sed certa spe fretus, fore, ut redeant, cum opportunum erit, ad possessorem.» Dieser Brief zeigt also, daß Mathias Bél die Absicht hatte, an Kortholtus, der mit der Herausgabe von Leibnizens Korrespondenz beschäftigt war, die an Driesch gerichteten Briefe zu senden (wenn er sie wirklich geschickt hätte, wären sie in Kortholts Sammlung erschienen), gewiß mit jenen zusammen, welche er sich von Pisonius zum Kopieren erbeten hatte. «Leibnitiana *αὐτογραφα* — schreibt er am 8. Oktober 1737 — protenta Domino Schreckio, ad tuas manus iterum pervenient, simulatque eas descripsi»<sup>5)</sup>. Mathias Bél dürfte die Briefe der bücher- und wissenschaftliebenden Familie Ráday übergeben haben, so sind sie mit einigen wertvollen Manuskripten Béls zusammen in der Ráday-Bibliothek auf uns gekommen.

Von den Briefen sind uns die Nr. VIII und X in Drieschs Abschrift erhalten, doch stehen dieselben, wie sich aus dessen unten folgenden Briefen zeigt, mit ihm in enger Beziehung. Driesch erwähnt drei solcher Briefe; einen Brief von Leibniz aber — vom 11. April 1716 —, welcher an den

<sup>1)</sup> Seine kurze Biographie in «Nouvelle biographie général». Tom. XIV. (Paris, 1855) col. 772.

<sup>2)</sup> Historia magnae legationis augustae ad aulam Ottomanicam. Viennae 1721. (Dasselbe Köln 1722.)

<sup>3)</sup> Eduard Bodemann, Der Briefwechsel des Gottfr. Wilh. Leibniz in der königl. öffentl. Bibliothek zu Hannover. Hannover 1889, S. 49.

<sup>4)</sup> Leibnitii Epistolae ad diversos. Edid. Chr. Kortholtus. Lipsiae 1742, vol. IV, p. 141, und IV, p. 155—156.

<sup>5)</sup> Die erwähnten zwei Briefe des Mathias Bél sind uns in folgender Handschrift erhalten: Epistolarum familiarium Mathiae Belii collectio. Ab a. MDCCXXXV Id. Sept. (Ráday-Bibliothek zu Budapest).

Jesuiten Bossius gerichtet ist, habe ich, weil er bereits veröffentlicht wurde, nicht kopiert<sup>6)</sup>.

\* \* \*

Belio viro eruditissimo amico suo Drieschius S.P.D.

Eccas Leibnitii epistolas ad me scriptas ac suo ordine positas ἐν αὐτογράφῳ. Sunt et aliae tres de, vel potius pro me ad alios exaratae. Harum αὐτογράφων illis servabitur (si quis tamen eorum adhuc vivunt), ad quos missae sunt, cum vero sigillo tantum foris adpresso (sub volanti hoc vulgus nuncupat), datae ad me fuerint, curavi earum exemplaria describi, quae Lib. V. fol. 217 et seqq. in epistolis meis leguntur. Quas si pariter velis, opus est, ut eas describi faciam. Vale.

Dabam e museo meo, Idibus Septembris CIOIOCCXXXVII.

I.

Hannover, 1715. 2. Juni.

Vir nobilissime et doctissime.

Gratias ago, quod elegantia quaedam ingenii Tui monumenta ad me misisti. Caetera etiam ubi perferendi occasio erit, gratissima erunt. Illustri Abbati nostro Hortensio Mauro, (praeter illud, in quo mihi nimium faves) misi, optimo judici harum elegantiarum, ut magis noscat ingenium Tuum; cum non exiguum pondus in aula nostra habeat ipsius testimonium. Quanquam fatendum sit, (ut ipse etiam sentit), nunc praesertim, cum ea in Angliam translata est, rariores esse occasiones provehendi eos, qui merentur. Nam in Angliam nisi protestantium sacris addictos traducere non potest. Vienna majus et fructuosius theatrum tuae doctrinae praebitura mihi videtur. Ubi faventem habiturus esses haud dubie Illustrissimum Episcopum Quinqueecclesiensem, cuius non exigua est gratia et autoritas. Versu Heroico facile nostri temporis Poëtas provocas. Vellem ego Poësin magis, quam fieri solet, converti ad utilitatem, tractarique res egregias et dignas ornari. Lucretium scis Philosophiam Democriticam versibus complexum. Ei poëma non minus elegans eodem carminis genere opposuit Poliniacus, qui nuper Cardinalitiam purpuram meruit, cuius operis editionem speramus. Ubi forte ad comoediam aliquando redibus, suaserim argumentum variari nonnihil confictis quibusdam lepidis fortunae lusibus, ne ut in filii prodigi fabulae omnis elegantia in solis verbis consistat.

Germanici carminis leges apud vestros (ignosce verbo) ignorari solent. Neque enim Opitiana emendatio patriae poëseos, quam inde ab anno fere trigesimo superioris seculi magna Germaniae pars amplexa est, in collegio Patrum Societatis Jesu hactenus quod sciam penetravit. Itaque non miror breve carmen Germanicum, quod Nympharum Caecilidum plausibus Tua manu ascripsisti, haud esse ad nova praecepta exarctatum. Exempli causa in illo

---

<sup>6)</sup> Die philosophischen Schriften von G. W. Leibniz, herausg. von Gerhardt, Berlin 1879, Bd. II, S. 287—289. Gleichen Inhaltes ist auch der Brief vom 15. April 1716: Leibnitii Epistolae ad diversos. Edid. Chr. Kortholtus, Lipsiae 1742. Vol. IV, p. 161—162.



Was sorgen was schmerzén hab ich auf mich genommen  
in ultimam syllabam vocis schmerzen caesura haud recte cadit. Posset dici:

Wie schwehre sorgen-last hab ich auf mich genommen.  
Caetera quoque pleraque nostris intolerabilia viderentur. Nollent supprimi  
ihr, in illo

Doch findet nirgend nichts als creuz auf dieser erden.  
Et mallent dicere

Doch findt ihr nirgend . . . . .  
Non intelligo ista:

Ach haltet nur ein Weib wie solts besser machen  
Was creuz gedünken könt was wiederwertigkeit,  
ubi nec versus fluunt. Et in isto:

Was köntet ewre sinn was ewer herz verlezzen.  
Istud köntet non est ad Grammaticae Germanicae regulas. Et cum sub-  
jicitur:

Hingegen ruft hieher was euch was uns ergözen  
Scilicet köndte, subintellectio est haud usitata, quam nostrae Poëtae sibi  
non permetterent. Sic ergo mallem:

So treibet dann hinweg, was trauren mit sich führt,  
Was köndte euren Sinn, was euer herz verlezzen  
Hingegen ruft hieher, was beide köndt ergözen.

Nec sit licet

Seid frölich allesamt, es diess sich heut gebührt  
nam es jam latet in diess, pro quo ponerem:  
. . . . . dann diess . . .

Elisionem nolunt nostri Poëtae, nisi vocabulum sequens à vocali incipiat.  
Verbi gratia, all' freuden non licet. Itaque sic mallem

Und saget denn hernach: dass zwischen creuz und leiden  
Ihr auf dem Freien Berg gefunden alle Freuden.

In summa ex quatuordecim versibus non nisi quatuor, secundus, septimus,  
nonus, penultimus censuram effugere possunt.

Hanc libertatem in notando meam, quam Tua causa sumsi, ne in hoc  
genere Tibi ipse impar habere; spero a Te in bonam partem acceptum iri.  
Et suadeo ut summi viri Martini Opitii Carmina Germanica et Artem Poëti-  
cam Tibi compares; et Andreae Gryphii tragoedias Germanico versu  
scriptas adjungas, cujus inter caetera Leo Armenus (olim mihi puero etiam  
in theatro visus) perplacuit. Interea vale et me ama.

Dabam Hanoverae 2. Junii 1715.

Deditissimus

Godefridus Guilielmus Leibnitius.

Vertatur si placet:

P.S. Doce quaeso, an quisquam apud vos, aut in omni Westfalia vestra  
in eruditionem Historicam insignium virorum Schatenii et Cloppenburgii  
successerit, quis editionem Historiae Padebornensis curavit, quorsum de-  
venerint apparatus historici illorum duumvirorum, an forte in Collegium

Padebornense sint relati. Nihil ne reliquerint affectum? qui nunc literarum laude in vestris oris floreant?<sup>7)</sup>

II.

Hannover, 1715. 11. Juli.

Vir nobilissime.

Etsi nonnulla ad Absalonem tuum non absurde monita fuisse videantur, cum tamen rara sit scriptio, in qua non aliquid in melius mutari possit, non ideo sufflaminanda erat actio, vel impressio, ut adeo censores nimis affectuum manifesti videantur. Itaque omnino putem dignam esse tragœdiam, quae edatur. Caeterumque quod ad filium prodigum notavi, etiam hic moneo, consultum videri, ut imposterum si quid tale cogitas, inventioni etiam inexpectatis quibusdam eventis ornandae consulas.

Si Viennam cogitas, consuluerim, ut inprimis Rev<sup>mi</sup> Episcopi Quinque-Ecclesiensis, genere Nesselrodii tibi patrociniū compares.

Spes de adventu Regis Magnae Britanniae hoc anno propemodum evanuit. Quod superest, vale et fave.

Dabam Hanoverae 11. Julii 1715.

Deditissimus

Godefridus Guilielmus Leibnitius<sup>8)</sup>.

III.

Hannover, 1715. 7. Nov.

Vir nobilissime.

Nescio, an hae literae Te Padebornae sint inventurae et an, si alibi es, eo Te sint secuturae. Scribo tamen, ne me Tui oblitum putes, nam nuper in fasciculo chartarum literas tuas reperi, quibus vereor, ut responderim. Ne tamen literae sint vacuae et inanes, duo a Te quaero. Unum, an hodie haberi possit tertius tomus Historiae Padebornensis, quem hic nondum reperire potui, nec fere in bibliopolarum officinis habetur. Alterum, sed in aurem, (rogo enim ne me nomines), quo sit loco distractio Bibliothecae, quam ill<sup>mus</sup> Mallincrotius olim collegit et quam aequo pretio vendibilem esse audio; haeredum an creditorum sententia, si candide mentem suam aperiunt, fortasse consilium utile dari posset. Illud habebit ingratum haec Bibliotheca, quod omnia nova pene a sexaginta annis desunt. Gratum erit, si me docueris, quae nosse peto. Interea vale et me ama.

Dabam Hanoverae 7. Novembris 1715.

Deditissimus

Godefridus Guilielmus Leibnitius<sup>9)</sup>.

Adresse: A Monsieur Monsieur Gerard Corneille van den Driesch candidat ex loix à Paderborne, ou à Herten, ou bien où il sera. Franco, Hamelen.

<sup>7)</sup> Nur die Unterschrift und das Wort «vertatur si placet» von Leibniz eigener Hand.

<sup>8)</sup> Der ganze Brief von Leibniz' eigener Hand.

<sup>9)</sup> Der ganze Brief von Leibniz' eigener Hand.

## IV.

Hannover, 1716. 12. Jänner.

Vir Nobilissime et Consultissime.

Gratias Tibi plurimas ago, quod in mei gratiam de Bibliothecae Mallincrotianae statu et negotio per amicos praeclaros quaerere et responsiones eorum ad me pervenire voluisti.

Serenissimi Electoris Palatini Bibliothecarius, vir ut apparet ex ipsis literis, doctis[simus] non vulgaris; etiam alia scitu valde digna docet, pro quibus me Tibi obstrictum profiteor. R. P. Wilthemium insignem in Historia fuisse constat; itaque Historia ejus Luzenburgensis haud dubie opus erit egregium. Si bene memini, is est, qui olim diptycha Leodiensia edidit cum eruditissimis observationibus. Tales viri nunc rares sunt. Luzenbergenses principes videntur ejusdem fuisse originis cum Viridunensibus illis, qui aliquandiu Lotharingiae nunc inferioris, nunc utriusque duces fuere. De Limburgensium originibus nescio an aequae constet. Sed et horum Historia scriptorem meretur. Audivi jam olim D<sup>num</sup> Baronem Redinghovichium monumenta historica collegisse, atque inter alia sigilla imperatorum ex monumentis illustrasse et de duplici aquila imperialium insignium non vulgariter observasse. Itaque si talis vir Historiam Juliensem et Clivensem nobis dabit, habebimus passim unde nova lux affulgeat. Ipsum illum egregium virum, qui haec Tibi significavit, a morbo recreatum spero. Sed spero etiam bene valere optimum nostrum patrem Orbanum, per quem aliquando Sinensia disco, quibus ego plurimum delector. Et licet de cultu Sinensium non sim sollicitus, doctrinam tamen eorum philosophicam excussi, quae praebet theologiam quandam naturalem, mihi non omnino aspernabilem visam.

Audio magnificentia Serenissimi Electoris curari editionem operum Raymundi Lullii, atque ut genuina a supposititiis melius discernerentur, doctissimum virum ex Hagiographis Antverpiensibus et rei criticae peritissimum evocatum. Fortasse ante publicationem magni operis non male ederetur conspectus, continens indicem et criticen opusculorum, qualem conspectum sui magni conciliorum operis nuper R. P. Harduinus publicum fecit.

Venio nunc ad responsionem Rev<sup>mi</sup> Patris Rectoris Monasteriensis, quae desideratam a me notitiam continet, jam eo res redit, ut de Bibliothecae constitutione et pretio melius judicari possit. Si indicem non statim nancisci liceat, saltem licebit discere, quot volumina adsint in folii, quot in quarti, octavi, 12-mi forma. Inde poterit quaecunque praedictum sumi. Optem etiam, ut aliquando coram vicinis inspicere possit, ut de ligatura, aliisque librorum conditionibus nonnihil judicari possit. Quia tam diu latuit Bibliotheca, facile judicari potest, eam ut ita dicam veterascere, nec nisi antiqua continere, ac proinde pulcherrima quaeque a quinquaginta annis et amplius edita deesse. Itaque mirum non est, quod distractio facta est difficilior, sed de his ex accuratiori notitia melius judicabitur, ut constituere liceat, an 2500 thaleris aliquid merito addi possit.

Noster Bibliopola versus se non curare significavit, nisi quis sumtus ipse facere velit, quod non svaserim.

Mihi non satis est notitiae virorum egregiorum vestrae religionis, ut facile reperiam juvenem, qui operam tuam mereatur. Nemo melius favere poterit,



quam illustrissimus et rev<sup>mus</sup> Episcopus Quinqueecclesiensis, si quae tamen occasio se offerat, certe non omittam. Quod superest vale et fave. Dabam Hanoverae 12 Januar. 1716.

Deditissimus

G. G. Leibniz<sup>10)</sup>.

V.

Hannover, 1716. 16 Fäber.

Nobilissime et Consultissime Domine.

Gratias ago, quod plura de Mallincrotiana Bibliotheca significas, sed illud, quod memoras, catalogi compendium his oculis non vidi, itaque vel epistola aliqua perit, vel ad me missum non est. Id ergo pergratum imo necessarium erit.

Scripti in Tui gratiam, sed Te non nominato ad dominum d. Behrens medicum Hildeshemensensem et regis M. Britanniae Electoris, is respondet quae vides. Cum R. P. praefecto locutus est me non petente (sed tamen nec vetare volui). Facile autem judico non convenire, ut huic patri curriculum vitae mittas. Et nisi aliter tibi videbitur, respondebo, Te oblata occasione non tantum ample scripturum, sed et coram affuturum. Caeterum Domino consiliario Hildesiensi aulico Rosenthalio, viro multae doctrinae et humanitatis plurimum tribui, ejusque opera facilius aliquid in rem cognosci effique posse arbitror. Quod superest vale et fave. Dabam Hanoverae 16. Februarii. 1716.

Deditissimus

G. G. Leibniz<sup>11)</sup>.

Adresse: A monsieur monsieur G. C. van der Driesch à Herten. (L. S.)

VI.

Hannover, 1716. 19 März.

Vir nobilissime fautor honoratissime.

Indiculum librorum Bibliothecae Mallincrotianae altera vice missum accepi, prior ad me nescio quo casu non pervenit.

R. P. Gummersbach Soc. Jesu profectus Hildesia Osnaburga tendens in transitu ad me invisit, interrogavitque, an non quem commendassem, esset dominus van den Driesch, nam quod ex Westfalia esse, Hanoverae ad me invisisse, prosa ligataque valere, juri operam dare scripseram, haec omnia illi in Te quadrare visa sunt. Dissimulavi negans mihi succurrere nomen, ex literis quaerendum. Et revera totum Tuum nomen mihi non succurrit. Volui hoc significare, nescius ne esses.

Numerus librorum Mallincrotianorum est exspectatione paulo inferior, itaque jam cognoscenda esset bonitas et ligaturae genus, ut melius de pretio justo statui possit. Aliunde id plurimum derogat, nihil in ea Bibliotheca habetur editum inde a sexaginta annis. Theologi etiam, quamvis aliam classem numero vincunt. Ubi aliquando occasione oblata de vicino ipse inspexeris, melius judicabitur.

<sup>10)</sup> Der ganze Brief von Leibniz' eigener Hand.

<sup>11)</sup> Der ganze Brief von Leibniz' eigener Hand.

Caeterum omissis Reverendis illis patribus, videbo an d<sup>nus</sup> Consiliarius Rosenthal nobis utilis esse possit. Amicus meus Hildesiensis illos me non jubente consuluerat. Quod superest vale et fave. Dabam Hanoverae 19. Martii 1716.

Deditissimus

G. G. Leibnitius.

P.S. Putem interim quod si ab illis, quos dixi, discesseris, non inconsultum tamen fore, ut amicos retinere studeas. Scis enim, quam facile illis sit nocere illis, quos parum amicos putant. R. P. Bossius credo libenter meum conciliatorem ageret<sup>12)</sup>.

Adresse: A. Monsieur Monsieur van der Driesch etc. à Herten. (L. S.)

## VII.

Hannover, 1716. 11. Apr.

Vir Nobilissime et Doctissime.

Ne desideria Tua morarer, statim ad R. P. Bossium scripsi et literarum mearum copiam Tibi facio.

Dn. Rosenthalius Consiliarius Aulicus Hildesiensis nuper hic apud me fuit: non deerit si quae dabitur occasio. An Gummersbachius Te Westfalum appellavit, non dixerim. Satis habuerit literas Tuas ad me ex Westfalia fuisse datas. Colonia Agrippina olim Galliae Belgicae et Regno Lothariensi accensebatur.

Dn. Wernekinkius scripsit, ut in rem erat Mallincrotianorum creditorum. De quinque millibus Imperialibus, cum certum sit ex sententia etiam iudicis, infra ter mille Bibliothecam venditum iri.

Eo res rediit, ut hodie etiam mediocres versus laudemus, rari quippe boni, id est excellentes. Gaudebo si Archintea conditio locum habuerit. Nihil magis esse potest in rem tuam pariter juvenisque. Caeterum ut vides, pro Te apud R. P. Bossium sponsonem interposui, putoque non magis ad decus, quam ad utilitatem Tuam pertinere, ut RR. PP. Sociatatis amicis utare, deleta offensiunculae memoria. Vale. Dabam Hanoverae 11. April. 1716.

Deditissimus

G. G. Leibnitius<sup>13)</sup>.

## VIII.

Hannover, 1716. 4. Mai.

Reverendissime Pater, Fautor Honoratissime.

Exhilaravit me nuper D. Cornelius van den Driesch, dum significavit Te bene valere, petiitque, ut qualicumque commendatione mea apud Te juvaretur. Adiit ille me anno superiore et subinde literis ad me datis doctrinam suam haud vulgarem non una ratione ostendit. Et cum Juris Privati Publicique studia Historiae, elegantioribusque literis jungat, putem dignum, qui juvenis alicuius nobilissimi profectus adjuvet, quod Tuo favore obtinere sperat. Ego plurimum gaudebo, si desiderium ejus, intercessionemque meam aliquid apud Te valere intellexero, idque optarem aliquo officii genere demereri posse. Spero Regis Lusitaniae potissimum autoritate

<sup>12)</sup> Der ganze Brief von Leibniz' eigener Hand.

<sup>13)</sup> Datum und Unterschrift von Leibniz' eigener Hand.

effectum iri, ut Roma in Sinensi causa moderatius agat. Nam si prioribus principiis insistit et Tournoniana mandata tueri cogitat, de Sinensi missione actum erit. Mihi semper visum est, cultus Sinicos publicos Parentum et Benemeritorum pro merè civilibus haberi posse, cum nihil a defunctis peti, exspectarique constet. Audio etiam iter Vestris in Japoniam quodammodo rursus esse apertum; quod si ita est, cautius in posterum mercari e re erit, ne animi facile irritabiles iterum concitentur. Non dubito, quin bona pars Vestrorum, qui ex Germania, vicinisque provinciis ad Indos, Sinasque profecti sunt, Tibi sint noti et pars etiam a Te in Mathematicis eruditi. R. P. Volscius, qui Lincii docuerat Mathesin, nunc Viennae agit cum applausu. Sed in Astronomicis maxime eminet P. Hendrichius Vratislaviae apud Vos docens. Vale et fave.

Dabam Hanoverae, 4 Maji 1716.

Deditissimus

G. G. Leibniz<sup>14)</sup>.

P.S. Egregium museum Tuum magis magisque proficere non dubito.  
Überschrift: Exemplar epistolae ad Patrem Orbanum, Serenissimi Electoris Palatini Joannis Wilhelmi conscientiae arbitrum.

IX.

Hannover, 1716. 5. Mai.

Vir Nobilissime et Consultissime.

Ad Orbanum do literas, quales ad Bossium, quia ita desiderare videris. Velim ut utiles tibi esse possint. Uterque mihi videtur eo esse animo atque ingenio; ut eorum, quos fortasse ex societate, in qua sunt, offendisti, iras non sint nimis ad animum suum vocaturi, cum sint aequitatis studiosi et rerum humanarum periti. Interim non dubito effecturum Te pro tua prudentia, ut favere Tibi nulla suorum offensa possint.

Significavi nuper virum illum doctum, qui de Malincrotiana Bibliotheca ad Te scripsit, non satis aperte egisse, quod quidem reprehendere non possum, cum creditorum causae studeat, sed apud me aliunde edoctum, multo minore pretio esset vendibilem, quam ille indicavit, imo non multo plus dimidio; inutilem esse dissimulationem. Quod superest vale et me ama. Dabam Hanoverae 5. Maji. 1716.

Tuus omni studio

Godefridus Guilielmus Leibniz<sup>15)</sup>.

Adresse: A Monsieur Monsieur Gerard Corneille van den Driesch. Herten. (L. S.)

X.

Hannover, 1716. 4. Juni.

Reverendissime Pater, Fautor Honoratissime.

Dubitabam an Tibi scriberem et natum non Vobis tantum, sed et nobis Puerum Archiducem gratularer; nam etsi favorem Tuum expertus essem,

<sup>14)</sup> Kopie von van den Driesch.

<sup>15)</sup> Der ganze Brief von Leibniz' eigener Hand.



verebar tamen, ne importuna Tibi videretur compellatio ab eo, cum quo non multum Tibi consuetudinis intercessisset. Tandem ut literas ad Te dare auderem, fecit amici desiderium, qui Tibi commendari petit. Est is Dominus Gerardus Cornelius van den Driesch Coloniensis, ex laudatis ortus, quem ego ob viciniam popularibus Tuis, id est Westfalibus, computo, literarum amoeniorum cultu florentem et gratia familiae insignis Nesselrodianorum, ex qua illustrissimus Episcopus Quinque Ecclesiensis prodiit, jamque etiam studia civilia cum fructu et successu tractat, ut plane favore Tuo, Tuorumque Amicorum dignum judicem. Sed ad gratulationem redeo et votum meum adjecto Hexasticho comprehendo, ac me data occasione Augustissimae Nostrae commendari peto. Dabam Hanoverae, 4. Junii 1716.

Deditissimus

G. G. Leibniti<sup>16)</sup>.

Überschrift: Exemplar epistolae ad Patrem Fridericum Consbruchium, Augustissimae Imperatricis conscientiae arbitrum.

## Die drei Grenadiere.

Von Emil Ábrányi, deutsch von Friedrich Lám (Győr).

Der bekannte Übersetzer Byrons und Rostands, Emil Ábrányi, hat Heines Ballade: «Die Grenadiere» mustergültig ins Ungarische übertragen und ihr ein Originalgedicht als eine seinem heroenfeindlichen Geschmacke entsprechende Fortsetzung angefügt. Die schöne Übersetzung der heinischen Ballade und deren Fortsetzung veröffentlichte er unter dem gemeinsamen Titel: «Die drei Grenadiere». Den Napoleonsverehrn dürfte diese «Ergänzung» der weltberühmten Ballade kaum gefallen, obwohl sie der Sprache des Ábrányischen Gedichtes, welches den Tonfall Heines sehr glücklich nachahmt, die Anerkennung schwerlich versagen könnten.

Heines Ballade endet, wie bekannt, folgendermaßen:

Dann steig' ich gewaffnet hervor aus dem Grab,  
Den Kaiser, den Kaiser zu schützen! —

Hier fügt sich nun Ábrányis Fortsetzung an:

Da tritt zu ihnen im Augenblick  
Ein Grenadier, — ein dritter.  
Er schaut. In seinen Augen blitzt  
Ein dräuend Ungewitter.

«Der Kaiser, dem Europa jetzt  
In Schutt und Asche wimmert, —  
Der den Bettelstab mir gnädig gereicht  
Als man den Arm mir zertrümmert, —  
Er, dem des Schlachtfelds Sterbegeröhn',  
Das verzernte Antlitz der Toten, —  
Sein Tränenmeer, seine Ströme von Blut  
Nur teuflisch Entzücken geboten; —

<sup>16)</sup> Kopie von van den Driesch.

Er, dessen schändlichen Namen ich nun  
Und nimmermehr heulen werde: —  
Der Kaiser ist der schändlichste Schuft  
Auf Gottes weiter Erde!!

Ein größerer Schurke bist nur du!  
Der du ihn verhimmelst und preisest,  
Dein Weib, deine Kinder betteln schickst,  
In Schmach und Elend sie weisest!

Kein Ehrenkreuz; — die Ehre blos! —  
Nicht Ruhm; — der Tugend Glänzen  
Ist's, was ich preise! — Nicht Schwertergeklirr,  
Sondern Rosen in Ährenkränzen!

Die fleißige Biene, — das winzige Ding, —  
Das da schwebet von Blume zu Blume,  
Um Honig zu sammeln, — scheint hehrer mir  
Als der Kaiser im blutigsten Ruhme!

Es hänge der Kaiser! Was ficht es mich an??  
Mein Arm, er soll mir nur nützen  
Zu höherem Werke, zu edlerem Tun:  
Mein Weib, mein Weib zu beschützen!

Gut! Bleibe sein Sklave und brülle dich,  
«Hallelujah» ihm heulend, heiser! —  
— Meines Kindes kleinster Finger ist mir  
Nicht feil für tausend Kaiser!!»

Einen ähnlichen Gedankengang, wenn auch nicht mit einem so brutalen Schluß, weist auch das Gedicht: «Die drei Kanoniere» des vlämischen Dichters Pol de Mont auf. Pol de Monts Gedichte wurden im Jahre 1899 von Albert Möser ins Deutsche übertragen. Abrányis Heine-Übersetzung sowie seine Originalfortsetzung derselben erschienen im Jahre 1903.

Verlag von Duncker & Humblot, München und Leipzig.

---

## Studien zur Geschichte kapitalistischer Organisationsformen.

Kartelle, Monopole und Aktiengesellschaften zu Beginn der Neuzeit.

Von Dr. Jac. Strieder, Privatdozent d. Geschichte a. d. Univ. Leipzig.

Preis 12 Mark.

## Die Bewegung zu Gunsten der kleinen landwirtschaftlichen Güter i. England.

Ein Beitrag zur Geschichte des Untergangs der kleinen englischen Landwirte und der Bewegungen für die innere Kolonisation.

Von Alexander Eliaſchewitsch.

Preis 9 Mark.

## Der Teilbau nebst der Monographie eines Teilbaugroßbetriebes in Rußland aus der Zeit von 1891—1910.

Von E. Jenny.

Preis 9 Mark.

*Zeitschrift für Agrarpolitik:* „Der Wert der mit großem Fleiß angefertigten Arbeit liegt neben einer klaren Umgrenzung der rechtlichen und ökonomischen Grundlagen des Teilbaues in der Vorführung und kritischen Würdigung des gesamten Tatsachenmaterials in den verschiedenen Ländern. Von noch größerer Bedeutung ist vielleicht die eingehende Schilderung eines russischen Großbetriebs mit Teilbau, die uns einen völlig neuen Einblick in die Landwirtschaft unseres westlichen Nachbarn gewährt.“

## Die Agrarverfassung und das Grundentlastungsproblem in Bosnien und der Herzegowina.

Von Karl Grünberg.

Preis 3 Mark.

*Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, Tübingen:* „... So wird denn kaum jemand Grünbergs Schrift — und namentlich deren letztes, die Kritik und die Schlußfolgerungen enthaltendes Kapitel — lesen, ohne von der Unhaltbarkeit der gegenwärtigen Agrarzustände in Bosnien überzeugt zu werden. ... Dann wird die mit sachlicher Gründlichkeit gearbeitete und dabei doch von innerer Begeisterung belebte Schrift, die nun vorliegt, ihren Zweck voll erreicht haben. Schon heute aber wird keiner an ihr vorübergehen dürfen, der sich als Volkswirt, Politiker oder Forscher mit den Zuständen in den neuen österreichischen Reichslanden zu befassen hat.“

---

Bestellungen nimmt jede Buchhandlung entgegen.



Verlag von Duncker & Humblot, München und Leipzig.

---

## Veröffentlichungen der Handelshochschule München.

Herausgegeben von Prof. Dr. M. J. Bonn,  
Direktor der Handelshochschule München.

Heft 1: Grundlagen der englischen Volkswirtschaft. Mit Beiträgen von M. J. Bonn, Edgar Jaffé, Rud. Leonhard, Th. Vogelstein. Preis 4 Mark.

Heft 2: Nordamerikanische Fragen. Mit Beiträgen von G. Fullerton, Ch. Parker, R. Kuczynski, Th. Vogelstein. Preis 2 M.

Über das erste Heft äußerte sich Professor Spenser Wilkenfon von der Oxford University: „... Wir haben selten in einem deutschen Buch über englische Dinge ein so gründliches Verständnis kritischer Probleme, eine solch abgeklärte Sachlichkeit, verknüpft mit so erschöpfender Kenntnis der Tatsachen gefunden.“

---

## Der Marschall Vauban und die Volkswirtschaftslehre des Absolutismus.

Von Fritz Karl Mann.

Preis 12 Mark.

Der Tag: „... Manns Werk, von einem gewaltigen Material gestützt und stilistisch von hoher Kultur, bringt so vieles, daß es manchem etwas bringen wird... Der Rassenhygieniker, der Steuerpolitiker, der Statistiker, der Staatsrechtler werden mit Gewinn den Marschall kennen lernen; wenige Persönlichkeiten des 17. Jahrhunderts sind in höherem Maße ihrer genialen Zeit Kind und Vater, Schöpfer und Spiegelbild zugleich, wenige feinfühlicher verstanden und wissenschaftlicher erfaßt als der Marschall Vauban.“

---

## Untersuchungen über Preisentwicklung für gewerbliche Erzeugnisse in Belgien.

Mit Beiträgen von de Leener, M. L. Gérard, L. Lobet, Ed. Mathus und P. Stevart.

Im Auftrage des Vereins für Sozialpolitik herausgegeben

von Ernest Mahaim, L.L.D., Professor an der Universität Lüttich.

Preis 9 Mark.

---

## Aktienkapital und Aktienemissionskurs bei industriellen Unternehmungen.

Von Felix Moral.

Preis 2 Mark 50 Pf.

---

Bestellungen nimmt jede Buchhandlung entgegen.

## Der Mindestlohn.

Von Dr. jur. D. Pesl.

Preis 10 Mark.

---

## Die Preisentwicklung in der Steinkohlengasindustrie.

Von Walter Le Coutre.

Preis 4 Mark.

---

## Steinkohlenpreise und Dampfkraftkosten.

Von Dr.-Ing. Manuel Saitzew.

Mit 7 Diagrammen. Preis 11 Mark.

---

## Das österreichische Staatsschuldenwesen von seinen Anfängen bis zur Jetztzeit.

Von Dr. Max Reinitz.

Preis 5 Mark.

Dorns Volkswirtschaftliche Wochenschrift (Wien): "... Dr. Reinitz hat das an sich so trockene Thema in flüssigem Stil abgehandelt, und wenn man seiner ausgezeichneten Schrift nebst den erwähnten Vorzügen noch besonders den einer anschaulichen und interessanten Darstellungsweise nachrühmen darf, so ist dies bei einer Schilderung des österreichischen Staatsschuldenwesens wohl eine glänzende Empfehlung für Werk und Autor."

Der Actionär (Frankfurt a. M.): "... Man darf dem Verfasser zugestehen, daß er seinen Stoff nach allen Richtungen meisterlich beherrscht. Die Lektüre wird für jeden Volkswirtschaftler einen ungetrübten Genuß bilden."

---

Bestellungen nimmt jede Buchhandlung entgegen.



## Die Reform des Parlamentsrechtes.

Vom Wirkl. Geheimrat **Julius v. Wlassics.**

**B**INDING, der Meister der Normentheorie, der scharfsinnige Bearbeiter der Kriminaldogmatik, ist zweifellos einer der bedeutendsten lebenden Juristen, und so dürfte es jedermann interessieren, wie er über die Reform des Parlamentsrechtes und eine seiner bedeutendsten Fragen, die Notwehr des Parlamentes denkt. Darum befasse ich mich gerne mit seinem im Drucke erschienenen Vortrage: «Die Notwehr der Parlamente gegen ihre Mitglieder».

Die Arbeit verfolgt einen doppelten Zweck. Sie will erstens aus der Theorie der Notwehr begründen, daß das Parlament als selbständiges Rechtssubjekt, trotz der Mängel des geschriebenen Parlamentsrechtes, befugt ist, von seinem Notwehrrechte Gebrauch zu machen denjenigen Mitgliedern des Parlaments gegenüber, die es in Ausübung seiner staatsrechtlichen Pflichten dauernd hindern. Der zweite Zweck der Arbeit ist der Ausbau des Parlamentsrechtes in einer Richtung, welche die Unparteilichkeit des Präsidiums und staatsrechtlichen richterlichen Schutz sicherstellt.

Er befaßt sich zunächst mit zwei gangbaren Irrtümern der herrschenden Ansicht über die rechtliche Natur des Parlamentes und über das Verhältnis seiner Mitglieder zu ihm. Die herrschende Ansicht bezeichnet das Parlament als Volksvertretung, seine Mitglieder auch technisch als Vertreter des Volkes. Nachdem es jedoch kaum eine Institution gibt, die einen energischeren Eigenwillen besäße als das Parlament, so muß hier der Gedanke einer Vertretung juristisch gänzlich ferngehalten werden. Der deutsche Reichstag vertritt nicht das ganze deutsche Volk, die preußische oder die sächsische Kammer vertreten nicht das ganze preußische oder sächsische Volk.

Kann nun auch nicht gesagt werden, daß das Parlament eine Volksvertretung sei, so kommt diese Ansicht der Wahrheit doch näher, als wenn man die Fiktion aufstellen wollte, daß das einzelne Parlamentsmitglied der Vertreter des ganzen Staatsvolkes oder des Wahlkreises sei. Nach der Ansicht Bindings ist das Parlament nicht die Vertretung des Staatsvolkes, sondern die Ausgestaltung des Staates selbst zu dem Zwecke, den das Parlament zu erfüllen berufen ist. Der deutsche Reichstag ist sonach das deutsche Staatsvolk selbst, der preußische, der sächsische Landtag das preußische beziehentlich sächsische Staatsvolk selbst in seiner Ausgestaltung ad hoc.



Binding bekämpft auch die zweite Auffassung der herrschenden Lehre, wonach das Parlament ein Staatsorgan wäre. Es gibt wenig Ausdrücke, mit denen fortwährend solcher Mißbrauch getrieben würde, wie mit der Bezeichnung «Organ», «Staatsorgan». Ein Staatsorgan — sagt Binding — von der Kraft und der Selbständigkeit, dem Staate das Budget zu weigern, ihn außerstand zu setzen, das dringendste Gesetz zu schaffen, ein Staatsorgan, das die höchsten Staatsorgane unter dem König, die Minister, in Anklagezustand versetzen kann, ein Staatsorgan, dessen Beschluß sich in den schärfsten Gegensatz zu dem Staatswillen zu setzen vermag, ist mir wenigstens unverständlich. Der Staat der Verzweiflung, der Staat mit Selbstmordneigung könnte allein geneigt sein, sich ein solches «Organ» zu schaffen! Unter Organen der Staatsgewalt ist etwas anderes zu verstehen. Nur solche Personen, Kollegien und Korporationen können als Staatsorgane angesehen werden, die kraft Auftrages des Inhabers der Staatsgewalt Akte derselben vornehmen dürfen. Die Beschlüsse des Parlamentes sind aber niemals Staatswille, sondern Volkswille. Es ist ein gerade der konstitutionellen Verfassung anhaftender Charakter, daß das Staatsvolk sich nicht völlig an den Staat verliert, sondern daß dasselbe neben dem Staate sich als Rechtssubjekt entgegenzustellen vermag. Das Staatsvolk als selbständiges Rechtssubjekt gelangt gerade zu dem Zwecke zur Geltung, um durch Teilnahme an dem Staatsleben die im Interesse des Staatsvolkes entfaltete Staatstätigkeit, da doch der Staat des Volkes wegen da ist, selbständig zu überwachen. Das Volk hat Persönlichkeit, das Volk ist eine rechtsfähige, vertretbare Person. Im konstitutionellen Staate ist das Volk jedenfalls Rechtssubjekt, Subjekt des Parlamentsrechtes, mittels dessen es an dem Staatsleben in einer für die staatliche Tätigkeit geeigneten Form teilnimmt. Und doch wird so häufig behauptet, das Parlament habe nicht den Charakter eines besonderen Rechtssubjekts, sondern besitze nur staatliche Kompetenz mit staatlichem Wirkungskreise. Das Parlament ist im Besitze gerade der wichtigsten Volksrechte und ist mit diesen ausgestattet, um dasjenige bieten zu können, was der Staat ohne Hilfe des Staatsvolkes nicht zu leisten vermöchte. Mit dem Parlamentsrechte erhält das Staatsvolk auch das Recht, sich unter Zuziehung der Staatsbürger und Beseitigung einzelner als Parlament zu konstituieren. Sobald jedoch der Staatsbürger, sei es durch Wahl oder landesfürstliche Ernennung, sei es als Mitglied des Herrscherhauses, der ersten Kammer oder als Träger eines Amtes Mitglied des Hauses wird, sind sie im Hause alle Glieder und zwar völlig selbständige Glieder des Staatsvolkes. Die dem Mitglieder im Hause zustehenden Rechte und Pflichten sind Rechte und Pflichten des Volksgliedes; es hat sonach diejenigen Mitgliedsrechte und Pflichten, welche das Parla-

mentsrecht festsetzt. Dies kann natürlich nicht ausschließlich in der Geschäftsordnung geschehen; auch Spezialgesetze können Quellen des Parlamentsrechtes sein. Die Parlamente sind daher geschaffen, weil sie dem Staate bei den wichtigsten Staatsakten unentbehrlich und sonach Gehilfen des Staates sind.

Das Parlament hat unabweisliche Pflichten. Zu bestimmten Zeiten müssen die Budgetgesetze erledigt werden, denn ohne Budget ist eine ordnungsmäßige Finanzverwaltung unmöglich. Im Rechtsleben ist ohne Mitwirkung des Parlamentes der Fortschritt ausgeschlossen. Darum ist jede Parlamentsarbeit die Erfüllung einer staatsrechtlichen Pflicht und diese Pflicht muß sogar innerhalb bestimmter Fristen erfüllt werden. Darum ist die Störung der parlamentarischen Arbeit ein rechtswidriger Angriff gegen die Arbeitsleistung des Parlamentes als Rechtssubjekts, zugleich aber ein Angriff gegen diejenigen Parlamentsmitglieder, die sich an der Arbeit ernsthaft beteiligen wollen. Binding zählt die bisher vorgekommenen Obstruktionen und deren Arten auf: die Obstruktion durch Mißbrauch der geschäftsordnungsmäßigen Mittel, die Abstinenz, die dauernde Arbeitsstörung durch Tumulte usw. und hier schildert er die neueste ungarische Obstruktion und deren Geschichte, beschreibt die gegen die tumultuose Obstruktion ergriffenen Verteidigungsmaßregeln und kommt zu dem Schlusse, daß zwei Bedingungen vorhanden sein müssen, damit das Parlament seine Pflichten gegen den Staat und das Staatsvolk entsprechen könne. Die eine ist, daß das Parlament seine unwürdigen Mitglieder fernhalten eventuell ausschließen könne; die andere ist, daß das Parlament alle Machtmittel besitzen müsse, um seine Arbeit zur bestimmten Zeit verrichten zu können. Dies ist freilich eine sehr große Macht des Ganzen über die Teile. Es ist nun die Frage, wie die gerechte Handhabung dieser Macht gesichert, wie die einzelnen Mitglieder gegen die Majorität geschützt werden können. Und hier gelangen wir — so führt Binding aus — zur schwächsten Seite der parlamentarischen Verfassung; die schwächste auch darum, weil ja die Obstruktion ihre Berechtigung gerade von der Schwäche dieser Situation herleitet.

Es fehlt dem Parlamente das entsprechende starke Forum, vor dem die Mitglieder gegen Übergriffe des Präsidenten oder des Hauses auf unparteiischen Schutz rechnen können. Alle Parlamente der Welt stehen faktisch, sagt Binding, unter der brutalen, absoluten Herrschaft des Majoritätsprinzips. Eine Majorität ist aber ihrer Natur nach parteiisch. Die Majorität wählt auch ihren Präsidenten. Dessen Pflicht wäre es, die Minorität zu schützen, das Parlamentsrecht aber (und hier hat Binding hauptsächlich den Kontinent im Auge) hat blutwenig getan, um die Unparteilichkeit des Präsidenten zu sichern, ja, der schwächste

Teil des unvollkommenen Parlamentsrechtes ist gerade sein Präsidialrecht.

Der Präsident ist in der unwürdigsten Abhängigkeit von der Majorität. Binding findet, daß nur der englische Speaker ein unparteiischer Präsident ist. Er kann nach seiner Erwählung keiner politischen Partei angehören. Er nimmt niemals teil an der Debatte. Außer dem Falle der Stimmengleichheit stimmt er nicht. Entspricht er seinem Berufe, so geben ihm bei der neuen Wahl auch seine politischen Gegner ihre Stimme. Und so konnte es geschehen, daß Arthur Onslow 34 Jahre lang Präsident war. Auf dem Kontinente dagegen bleibt der Präsident Parteimann und ist somit stets von der Majorität des Hauses abhängig. In Konfliktsfällen kann man vom Präsidenten an das Haus, das heißt dem Wesen nach an die Majorität appellieren, der auch der Präsident angehört, und es wäre ein großer Irrtum zu glauben, daß hierdurch das Haus an Ansehen gewinne; im Gegenteil: durch die Schulmeisteri, welche das Haus dem Präsidenten gegenüber ausübt, verliert dasselbe seine eigene Autorität.

Die Entscheidungen des Parlamentes über die Rechtmäßigkeit der Präsidialverfügungen haben zweifellos richterlichen Charakter. Es gibt in den Parlamenten kein Organ richterlichen Charakters zum Schutze des Rechtes; ja, ein großer Teil der Parlamente übt auch die Wahlgerichtsbarkeit selbst aus. Darum empfiehlt Binding, indem er dem System der englischen und ungarischen Wahlgerichtsbarkeit zustimmt, die Errichtung eines Staatsgerichtshofes auch für alle jene Fälle, in denen der Präsident oder das Haus gegen ein Mitglied Verfügungen trifft, welche als der Rechtsordnung zuwiderlaufend, eine Rechtsverletzung bedeuten. Obwohl es sich hier nicht um Verwaltungs-, sondern um Staatsrechte handelt — so führt er aus —, so wäre es doch zulässig, einen besonderen Senat des Verwaltungsgerichtshofes mit der Ausübung des richterlichen Schutzes zu betrauen. Detaillierte Vorschläge will er gegenwärtig nicht machen, doch verfißt er lebhaft die Unentbehrlichkeit eines unabhängigen Gerichtshofes; denn wenn in intensiver Weise dafür gesorgt wird, daß der Präsident unparteiisch sei, das verletzte Parlamentsglied aber im Falle einer schweren Rechtsverletzung die Hilfe eines unparteiischen Gerichtes anrufen könne, so sind die Rechte der einzelnen Mitglieder des Parlamentes dem Parlamente gegenüber nach Menschenmöglichkeit gesichert. Unter solchen Bedingungen wäre es dann möglich, dem Parlamente den großen Machtkreis zu gewähren, dessen es im Interesse des Anstandes, des Ansehens und der Handlungs- und Entscheidungsfreiheit bedarf.

Worin bestünde nun dieser große Machtkreis? Das Parlament muß das Recht haben, unwürdige Mitglieder fernzuhalten eventuell ganz



auszuschließen, wie auch das englische Parlament «unfit persons» ausschließen kann. Den gänzlichen Ausschluß kann natürlich nur das Gesetz gestatten, denn das gesetzmäßig erworbene Mitgliedsrecht kann nicht durch autonomes Recht entzogen werden. Dann befaßt er sich des ausführlicheren mit den bekannten Geschäftsordnungsmaßregeln, welche geeignet sind, Angriffe auf die Handlungsfähigkeit des Parlamentes abzuwehren. Er anerkennt, unter gehörigen Kautelen, das Notwehrrecht des Hauses gegenüber den Versuchen, seine Arbeit gänzlich zu verhindern. Hier befindet er sich auf einem Gebiete von Vorschlägen, die in der Literatur auch von anderer Seite reichlich gemacht wurden. Doch ist nicht zu vergessen, daß er die Zuerkennung dieses großen Machtkreises unter den obigen beiden Bedingungen für bedenkenlos zulässig hält.

Binding hält behufs Ausbaues des Parlamentsrechtes auch die Ergänzung der Strafgesetze für notwendig und belegt dies mit Beispielen. Er ist der Meinung, daß die Unehrebarkeit gegen den institutiv unparteiisch gemachten Präsidenten zu einem besonders schweren parlamentarischen Delikte gestempelt werden müsse.

Binding macht aber dringend darauf aufmerksam, daß je mächtiger und stärker die Mittel des Parlamentes gegen seine Mitglieder sind, die Verantwortung für die Anwendung derselben um so größer sei; gerade weil der Konflikt des Hauses mit einem Teile seiner Mitglieder immer die Gestalt eines Kampfes der Majorität gegen die Minorität annimmt, und weil die meist leidenschaftlich erregte Mehrheit sich zu Ungerechtigkeiten gegen die Mitglieder der Minorität hinreißen lassen kann, sei es unbedingt notwendig, gegen Rechtsverletzungen den Weg zu dem unparteiischen Staatsgerichtshofe freizugeben, da das Recht über dem Parlamente steht.

Dem Vorschlage Bindings, die Unparteilichkeit des Präsidenten institutiv sicherzustellen, trete ich rückhaltlos bei. Es gibt kaum einen abstoßenderen Anblick, als zu sehen, wie alle Schattenseiten der Einseitigkeit und engherzigen Befangenheit eines Parteimannes sich an den Präsidentenstuhl heften. Zu dieser Stelle sollte auch die Parlamentsminorität mit Vertrauen emporblicken. Ich meinerseits gehöre zu denjenigen, die es für den Kardinalgrundsatz der Parlamentsrechtsreform halten, daß die strengste Unparteilichkeit des Präsidentenamtes institutiv gesichert werde. Was in England zu erreichen war, ist auch auf dem Kontinente nicht unmöglich. Nur auf Grund der Sicherung der Unparteilichkeit des Präsidenten kann das geschriebene Recht der Geschäftsordnung derart ausgebaut werden, daß der Gang der parlamentarischen Arbeit durch das geschriebene Parlamentsrecht selbst geschützt werde.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß auch derjenige Vorschlag Bindings,

wonach in genau bestimmten Fällen und unter festen Bedingungen der Anwendung der parlamentarischen Geschäftsordnung der staatsrechtliche Schutz gesichert werden müsse, im Vordergrunde des Interesses bleiben wird. Schade, daß dieser Vorschlag mehr ausgedrückt als ausgeführt erscheint. Und doch wäre die nähere Besprechung und Begründung desselben um so nötiger gewesen, als der Vorschlag eben wegen seiner Allgemeinheit Anlaß zu Mißdeutungen geben und ohne genaue Bezeichnung der zum richterlichen Schutze geeigneten Rechtsverletzungen, im Kreise der parlamentarischen Majoritäten kaum auf Popularität rechnen kann. Es ist bekannt, daß ein großer Teil der kontinentalen Parlamente noch immer den Gedanken zurückweist, daß die Wahlgerichtsbarkeit seinem Machtkreise entzogen werde. Selbst hiezulande, wo nach englischem Muster die Wahlgerichtsbarkeit unserem höchsten Gerichtshofe überwiesen ist, denkt man nicht so sehr daran, die Wahlgerichtsbarkeit einem dem staatsrechtlichen Charakter der Sache entsprechenden, gänzlich unabhängigen Gerichte zu übertragen, als vielmehr daran, dieselbe neuerdings innerhalb des Parlamentes zu organisieren. Unter solchen Umständen glaube ich kaum zu irren, wenn ich annehme, daß die Idee Bindings nicht nur bei uns, sondern auch anderwärts vorläufig auf keinen warmen Empfang rechnen könne. Darum bedaure ich, daß er den im Wesen gesunden Gedanken des Ausbaues des Parlamentsrechtes zutage förderte, ohne die Fälle des richterlichen Schutzes genau zu bezeichnen. Bindings Logik ist ganz klar. Sein leitendes Prinzip ist, daß das geschriebene und ungeschriebene Recht des Hauses mit den vollständigsten Machtmitteln ausgestattet werden müsse, damit die Erfüllung der staatsrechtlichen Pflichten des Hauses nicht durch die Obstruktion vereitelt werden könne. Dieser von ihm für unentbehrlich erachtete Machtkreis birgt aber die Gefahr des leichten Mißbrauches, wenn die rechtmäßige Handhabung der Macht einzig und allein vom Hause selbst überwacht wird, das in diesem Falle gleichbedeutend ist mit der ihrer Natur nach zur Machtentfaltung geneigten Majoritätspartei. Darum wünscht er den unparteiischen staatsrechtlichen Richterschutz in allen Fällen, wo die Anwendung der Hausordnung mit schweren wesentlichen Nachteilen für das einzelne Mitglied verbunden ist.

Die Fälle der für den richterlichen Schutz geeigneten Rechtsnachteile sind leicht aufzufinden.

Wenn das Haus auf Grund des geschriebenen Rechtes befugt ist, den Verlust eines Mandates auszusprechen; wenn es unter den im geschriebenen Rechte festgesetzten Bedingungen das Mitglied für mehrere Monate von den Sitzungen ausschließen, demselben für Monate

die Diäten entziehen kann: sind dies nicht Fälle, die ruhig dem Schutze des unabhängigen, unparteiischen, staatsrechtlichen Richters anvertraut werden können? Die leichteren und diejenigen Fälle, in denen die expeditiv Wirkung des richterlichen Urteils illusorisch ist, will sicherlich auch Binding ausschließen. Wer die Arbeit Bindings nicht in ihrer Gänze, sondern nach einzelnen aus dem Zusammenhange gerissenen Teilen beurteilt, kann aus verschiedenen Behauptungen des Verfassers sehr leicht zu falschen Schlüssen gelangen. Wer aber die Arbeit in ihrer Gänze und in ihrem logischen Zusammenhange würdigt, dem wird es klar sein, daß Binding dem Parlamente zwar die stärksten Rechte zur Verfügung stellen will, um den ungestörten Gang der parlamentarischen Arbeit zu sichern, doch nur unter zwei Bedingungen. Die eine ist die institutive Sicherung der Unparteilichkeit des Präsidenten, die andere ist der unabhängige staatsrechtliche Richterschutz.

Binding achtet gleichmäßig die Rechte der Majorität und der Minorität. Er weiß, daß es die Existenzbedingung des Parlamentes ist, daß der Wille der Majorität zum Ausdruck gelange, ohne daß die Mitwirkung der Minorität gelähmt werde. Wer den von Binding in diesem Werke eingenommenen Standpunkt gerecht beurteilen will, darf das Junctim nicht unbeachtet lassen, welches er für die Ausdehnung der Machtbefugnisse des Hauses bedingungslos aufstellt: die Unparteilichkeit des Präsidenten und die institutive Sicherung des staatsrechtlichen Schutzes durch das unabhängige Gericht. Die große Unvollkommenheit des Parlamentsrechtes hat Binding bewogen, in dieser Frage das Wort zu ergreifen und dem Gedanken Ausdruck zu geben, daß der Ausbau des Rechtes durch Sicherung der Unparteilichkeit des Präsidenten und des staatsrechtlichen Schutzes heutzutage eine unerläßliche Forderung ist. Zur praktischen Verwirklichung dieses Gedankens genügt aber dieser noch so scharfsinnige Aufsatz nicht; der Gedanke muß vielmehr in den Details weiter ausgeführt werden, denn nur dies kann ihm Leben verleihen.

---

## **Luthersche Reliquien in Ungarn.**

Von Ludwig Rác in Sárospatak.

**M**EHREERE öffentliche und Privatsammlungen, Bibliotheken und Archive dürften in Ungarn, besonders in Siebenbürgen, bei unseren sächsischen Brüdern Luther-Reliquien: originale Luther-Ausgaben, Luther-Handschriften, Luther-Briefe und Luther-Namensunterschriften haben. Im folgenden werde ich die Schätze von zwei solchen Bibliotheken beschreiben, die ich selber



kenne und die auch schon öffentlich besprochen, beschrieben wurden.

## I.

Die Bibliothek der evangelisch-theologischen Hochschule A. B. zu Pozsony (Preßburg) besitzt eine reiche Sammlung von Lutherschen Werken, über hundert solcher Werke, die Luther selbst herausgegeben hatte. Diese Sammlung Lutherscher Originalausgaben enthält aus dem Jahre 1518 drei Werke (Ain Sermon, Acta f. M. Luther, Appellatio), aus dem Jahre 1519 ein Werk (Ein Sermon von dem ehelichen Stand), aus dem Jahre 1520 sechs Werke (Eyn kurtz form der czechen gepot, Von dem Bapstum zu Rome, Von der Freyheyt eynes Christen menschen, Epistola ad Leonem Decimum, Warumb des Bapsts und seyner Jungern bucher von D. M. Luther verbrant seynn, Ein Sermon von dem weltlichen recht und Schwerdt), aus dem Jahre 1521 fünf Werke (Auff des bocks zu Leypczick Antwort D. M. Luther, Auff das überchristenlich . . . Bocks Emsers Leiptzig Antwort D. M. L., Von der Beycht ob die der Bapst macht habe zu gepieten, Ein vrteil der Theologen zu Paris über die lere D. Luthers, De Votis Monasticis M. Lutheri judicium), aus dem Jahre 1522 fünfzehn Werke (Bulla cene Dominis, Judicium M. Lutheri de Votis, Die Messe von der Hochzeyt, Von missbrauch der Messen, Von beyder Gestalt des Sacraments tzu nemen, Epistel oder Vnterricht von heyligen, Von menschen leren tzu meyden, Wider den falsch genannten gaystlichen Stand des Bapsts und der Bischoffen, Ein Christlicher Sermon Von gewalt Sand Peters, Judicium D. M. Lutheri de E. Rotterdamo, D. M. Lutheri ad Vuolfgangun Fabritium Capitonem Epistola, Eyn Sermon von dem unrechten Mammon, Welche Personen verboten sind zu ehlichen in der heil. Schrift, Antwortt deutsch M. Luthers auf König Heinrichs von Engelland buch, Das Newe Testament Deutzsch. Wittenberg [2 Exemplare: das eine von der September-Ausgabe 1522, das andere von der Dezember-Ausgabe desselben Jahres; — in klein Folioformat, prächtigem Einbände, mit Initialen und in den Text der Apokalypse gedruckten, prachtvoll ausgeführten Holzschnitten]), aus dem Jahre 1523 sechs Werke (Das eyn Christliche Versammlung . . . recht und macht habe, Von ordenung gottis dienst, Von Anbeten des Sacraments, M. Lutheri ad Brismanum . . . praefatio, Adversus armatum virum Cokleum, Deutung der zwo grewlichen Figuren), aus dem Jahre 1524 sechs Werke (Widder den newen Abgott, Die ander Epistel S. Petri und eine S. Judas, Ein Sermon von dem Wucher, Ain Sermon von der Frucht und nutzbarkeit des heyl. Sacraments, Ain Geschichte wie Got ainer Erbaren, Ein weyse Christlich Mess zu halten), aus dem Jahre 1525 acht Werke (Widder die hymelischen propheten, Ermanungen zum fride, Ein Sendebrieff von dem harten buchlin widder die bauren, Eyn

Sermon von der Zerstörung Jerusalem, De servo arbitrio, Ain Sermon an dem Ostertag, Zwo predigt auf die Epistel S. Pauli, Das dritte teyl des Alten Testaments), aus dem Jahre 1526 drei Werke (Vier trostliche Psalmen an die Königin zu Hungarn [im Vorwort spornt er die Königin-Witwe zur Verbreitung des Evangeliums in Ungarn an], XII Predig M. Luthers. Der prophet Habacuc ausgelegt durch M. Luther [in 2 Exemplaren]), aus dem Jahre 1527 fünf Werke (Histori . . . des leydens und sterbens L. Keyzers, Das dise wort Christi . . . noch fest stehen, Ain Epistel aus dem Propheten Jeremia, Ausslegung der tröstlichen Wort Christi, Die weissagunge Joh. Lichtenbergers), aus dem Jahre 1528 ein Werk (Von der falschen Betler buberey), aus dem Jahre 1529 ein Werk (Von heimlichen vnd gestolen Brieffen), aus dem Jahre 1530 sechs Werke (Der Prophet Daniel, Eine Heerpredigt wider den Türcken, Ein Brief an den . . . Erzbischoff zu Mentz, Ein Widderruff von Fegefeuer, Send-Brief D. M. Luthers von Dolmetschen, Der LXXXII. Psalm ausgelegt), aus dem Jahre 1531 vier Werke (Auff das . . . kaiserlich Edict, Warnunge D. M. Luther ann seine lieben Deutschen, Widder den Meuchler zu Dresden, Vermanung zum Sacrament), aus dem Jahre 1532 drei Werke (Zwo predig, Der CXLVII Psalm, Verantwortung der aufgelegten Auffrur), aus dem Jahre 1533 vier Werke (Die kleine Antwort auff H. Georgen nehestes buch [3 Exemplare], Von dem falschen Blut und Abgott, Von Jesu Christo, eine Predigt, Der CI Psalm), aus dem Jahre 1534 vier Werke (Biblia das ist die gantze heilige Schrifft Deudsch, Von der Winkelmesse, Ein brieff D. M. Luth. von seinem Buch der Winkelmessen, Der LXV. Psalm), aus dem Jahre 1535 neun Werke (Zwo predigt, Von der Heiligen Tauffe, Ein Sermon auff Matthei XXII, Ein Sermon von dem Heubtmann zu Capernaum, Ein Christlicher Schöner trost [2 Exemplare], Der CXIX. Psalm, Bekendnis L. Spengler, Auff die Neue Zeittung von Münster, Die zweite vollständige Ausgabe der Bibel zu Wittemberg), aus dem Jahre 1536 drei Werke (Die dritte vollständige Ausgabe der Bibel von Wittemberg, Zwo predigt von Zorn, Der XXIII. Psalm), aus dem Jahre 1538 vier Werke (In epistolam S. Paoli ad Galatas commentarius, Das XIII. und XV. Capitel S. Johannis, Das XVI. und XVII. Capitel S. Johannis, Ein sehr tröstliche und schöne Predigt), aus dem Jahre 1539 zwei Werke (Der CX. Psalm, Der LI. Psalm), aus dem Jahre 1540 ein Werk (Von Ehesachen), aus dem Jahre 1541 zwei Werke (Supputatio Annorum Mundi emendata, Biblia das ist die gantze Heilige Schrifft Deudsch Auffs New zugericht), aus dem Jahre 1543 zwei Werke (Von Schem Hamphoras, Kirchenordnung in Pfaltzgrauen bey Rhein), aus dem Jahre 1544 ein Werk (Epistola M. Lutheri ad Johannem Honterwrm Reformatorem Coronensem in Transilvania), aus dem Jahre 1545 ein Werk (Wider das Bapstum zu Rom), aus dem Jahre 1546,

wo er starb, zwei Werke (Ein Sermon Über den herrlichen Spruch Johannis am V., Das neue Testament für das Volk). Außerdem gibt es drei Werke, die chronologisch nicht festgestellt werden können, nämlich: 1. Von zweyerley menschen: Wie sy sich in dem Gelauben halten sollen und was der sey (ohne Namens-, Orts- und Jahresangabe); 2. Ein Sermon von des Judischen Reichs und der Welt ende (Ein Torso); 3. Vom alten und newen Got, Glauben vnnd Ler. Wittenberg (ohne Jahreszahl). — Die folgenden Werke sind nicht Luthers Ausgaben, aber hängen mit seiner Reformation bzw. literarischen Wirksamkeit aufs engste zusammen: 1. D. M. Luthers Reformationsgeschichte (1545); 2. Luthers Postillen (1544) herausgegeben von Gasp. Creutziger; 3. Luthers Tischreden, zusammengestellt von Joh. Avrifaber, aus dem Jahre 1569 und 1573<sup>1)</sup>.

Aus dieser reichen Sammlung von Originalausgaben Lutherscher Werke ragen zwei Werke besonders heraus, und zwar deshalb, weil sie Luthers eigenhändige Aufzeichnungen aufweisen. Das eine ist die im Jahre 1535 in Wittenberg erschienene Predigt: «Ein Christlicher Schöner trost», die auf dem Titelblatte folgende eigenhändige Dedikation Luthers trägt: «Dno Antonio Lauterbach Prediger zu Leissnig Martinus Luther D.» Lauterbach war einer von den Vertrauten Luthers, in den Jahren 1531—1533 als Student ständiger Gast an dem Tische Luthers, in den Jahren 1537—1539 Diakonus zu Wittenberg, und gehört als solcher zur alltäglichen Umgebung des Reformators; er war es hauptsächlich, der Luthers berühmte Tischreden für die Nachwelt aufzeichnete.

Das andere ist die Wittenberger Ausgabe von Luthers Bibelübersetzung aus dem Jahre 1541, die auf dem, dem Titelblatte vorangehenden Blatte, Luthers folgende Zueignung enthält, mit welcher er dieses Exemplar an Johann Sax — der seinen Kindern in der lateinischen und deutschen Sprache Unterricht erteilte — schenkte:

«Ps [Psalm] 119. Dein Wort ist meines Füßes Leuchte Vnd ein Liecht auff meinem Wege. Wer auch ein ander Liecht sucht, denn Gottes Wort, Der findet gewis eitel yrrwische bei welchen viel ferlicher gehen ist, vorder ynn der finsterniss selbst. Denn solch falsch liecht ist zweyfeltig finsterniss, weil es nicht allein yrrē fūret ynn der finsternis, sondern lesst sich kein Liecht weisen. Vnd wil selbst Liecht sein. Darūmb ist seiner finsternis nicht zū helfen. Wiel besser ists schlecht finster sein, da kan man doch helffen und zūm liecht weisen. Martinus Luther D 1543.»

<sup>1)</sup> Lad. Stomp, Lutheriánák a pozsonyi ev. főiskola könyvtárában (Protestáns Szemle, 1901, p. 36—54, 115—133).



## II.

Die zweite Bibliothek in Ungarn, in welcher sich Luthersche Reliquien finden, ist die Bibliothek der Hochschule zu Sárospatak. Sárospatak dürfte den deutschen Lesern als Sitz der fürstlich Rákóczy'schen Familie und als die Stätte bekannt sein, wo Joh. Amos Comenius, der größte Pädagoge des 17. Jahrhunderts, von 1650—1654 seine Wirksamkeit entfaltete. Die Bibliothek dieser Hochschule besitzt zwar kaum 16—18 Originalausgaben Lutherscher Werke, aber die stehen an Wert keineswegs hinter den obengenannten Werken der evangelischen Hochschule zu Pozsony.

1. Ain Sendbrief er Wolfen Salhawsen an Doctor Martinus. Und Antwort Martini Luthers. M. D. XXIII.

2. De Servo Arbitrio Martini Lutheri ad D. Erasmus Roterodamum. Anno Domini M. D. XXVI.

3. Hyperaspistes Diatribae aduersus Seruum Arbitrium Mart. Lutheri, per Desid. Erasmus Roterodamum. Cui praemissimus ad iudicium lectoris adiuuandum Seruum Arbitrium D. Mart. Lutheri, eatenus: quatenus respondit illi D. Erasmus, etiam caetera illorum nobis daturi, si fauente Deo author perfecit. An. domini M. D. XXVI.

Nr. 4—10 ist ein Sammelband, der folgende sieben Werke Luthers enthält: 1. Ob kriegsleutte auch ynn seligem stande seyn künden (Wittenberg, 1527); 2. Ein Sermon aus dem 3. capittel Matthei, Von der tauff Christi, ynn welcher er ynn seyn ampt getreten, König vnd Priester vom vater geweyhet ist. Wie alle geschriff des newen vnd alten Testaments fast auff die tauff Christi gehet (Wittenberg, 1526); 3. Die Epistel des Propheten Jesaia, so man ynn der Christmesse lieset, ausgelegt vnd gepredigt durch M. Luther (Wittenberg, 1526); 4. Gegrundter vnd gewisser beschlus, etlicher Prediger zu Schwaben vber die Wort des Abentmals Christi Jesu (Das ist mein Leib) an Johannem Ecolampadion geschriben, von newen durch Joh. Agricola verdeutscht. Aigentlicher bericht D. M. Luthers, den yrthumb des Sacraments betreffend (Hagenaw, 1526); 5. Die weissagunge Johannis Lichtenbergers deudsch, zugericht mit vffleis. Sampt einer nutzlichen vorrede vnd vnterricht D. M. Luthers. Wie man die selbige vnd der gleiche weissagunge vernemen sol (Wittenberg, 1527); 6. Von Kauffshandlung vnd wucher (Wittenberg, 1527); 7. Das diese wort Christi (Das ist mein leib etce) noch fest stehen widder die Schwermgeister (1527). Diese sieben Werke sind in einen Band gebunden, mit ledernen Einbanddecken. Daß der Band Luther selbst gehörte, sein Handexemplar war, beweist allen Zweifel ausschließend der Umstand, daß am oberen Rande der Vorderdecke die Buchstaben mit Antiqualettern eingepreßt stehen: MARTINVS

LVTHER; am unteren Rande stehen folgende Ziffern — die Jahreszahl des Einbandes bezeichnend — MDXXVII. Die Vorder- und Hinterdecke des Einbandes wurden durch zwei Messingbeschläge zusammengehalten. Zu Anfang und zu Ende des Sammelbandes findet sich der geschriebene Text eines Briefes, den Luther im Jahre 1524 an Carlstadt als Antwort auf sein Werk »De sacra coena« richtete. Der Brief, der sich auf neun Seiten erstreckt, beginnt auf der inneren Seite der Vorderdecke und hat zum Titel: »D. Marti. Lut. Dn. Doct. Andreae Carolo-stadio an. 1524 de Sacra Coena lib. 2. eplar. 1. fol. 196 ct.« Die Anfangsworte des Briefes lauten: »Gratiam et pacem in Christo. Speraneram te productum . . .« Von der inneren Seite der Vorderdecke geht die Schrift auf die beiden Seiten des Vorderblattes, auf das Titelblatt der ersten Streitschrift, auf die beiden leeren Seiten des Hinterblattes der letzten Streitschrift und endlich auf die innere Seite der Hinterdecke über. Am Ende steht das Datum: »Anno Di. [15] 24. Mart. Lutherus«. Den Text dieses Briefes hat einer von den späteren Besitzern des Bandes, wahrscheinlich noch in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in das Buch eingeschrieben<sup>2)</sup>.

Wie dieses Buch in den Besitz der Hochschule zu Sárospatak kam, darüber äußert sich Stefan Harsányi, der Oberbibliothekar der Hochschule, folgendermaßen<sup>3)</sup>: Ein Besitzer des Buches im 16. Jahrhundert war Georg Schmillurusi, der seinen Namen an drei Stellen in das Buch einführte; vor Schmillurusi war derjenige der Eigentümer, der Luthers Brief am Anfang und Ende des Buches einschrieb. Ein dritter Eigentümer war Prof. Georg Szathmáry, der das Werk im Jahre 1864 der Bibliothek der Hochschule schenkte; er selbst kam im Jahre 1834 in den Besitz des Werkes, als er Student zu Nagyvárad (Großwardein) war; es ist wahrscheinlich, daß das Buch ursprünglich der Bibliothek der im Jahre 1566 gegründeten und im Jahre 1660 zerstörten Hochschule zu Nagyvárad gehörte; als der Pascha Ali die Stadt verwüstete, ging auch die Bibliothek zugrunde. Dieser Luther-Band kann zu dem geretteten Bestande der Bibliothek gehören, der in Nagyvárad aufbewahrt wurde, bis er im Jahre 1834 in den Besitz des Studenten Szathmáry gelangte. Der Hochschulbibliothek zu Nagyvárad kann ihn

<sup>2)</sup> Wie Herr Professor D. Gustav Kauer in Berlin, der hochverdiente Herausgeber des Briefwechsels von Luther, auf meine Anfrage mir gütigst mitteilt, wurde dieser Brief aus dem Buche Joh. Aurifabers: »Secundus Tomus Epistolarum Rev. Patris D. D. M. Lutheri Eislebii 1565« entnommen; dort steht er, wie richtig angegeben ist, Bl. 196—203, und zwar mit der falschen Jahreszahl: M. D. XXIII statt M. D. XXVII. Unter dem Jahre 1527 findet man denselben in Luthers Briefwechsel von Enders, Bd. VI, S. 127—139.

<sup>3)</sup> Luthernek a sárospataki főiskolában őrzött könyvei (Muzeumi és Könyvtári Ertésilő, 1914, Juliheft, S. 208—212).

wiederum ein vom Auslande zurückgekehrter Lehrer oder Student geschenkt haben.

11. Das New Testament. Der übrige Teil des Titels fehlt, ist mit einem weißen Blatte ersetzt, auf dem folgendes geschrieben steht: »Novum Testamentum Germanicum ex versione Mart. Lutheri, editum circa Ann. 1534«; in fol. gebunden. Der Band enthält 175 Seiten und bricht bei »Die Offenbarung S. Johannis des Theologen« erste Seite ab [Datum ungewiß].

12. Das Alte Testament. Das Titelblatt und die erste Hälfte des Buches fehlen; es beginnt bei Jeremia C. II, enthält die Seiten 40—272 und schließt mit den apokryphen Büchern. Am Vorderblatte steht folgendes angemerkt: »Biblia haec Germanica versit et edidit Martinus Lutherus, circa Ann. Christi 1534« [Datum ungewiß].

13. Enarratio Psalmorum LI. miserere mei Deus, et CXXX. De profundis clamaui. Per D. Mart. Lutherum. Nunc recens in lucem aedita. Adiecta est etiam Savonarolae Meditatio in Psalmum LI. M. D. XXXVIII.

14. Eine im 17. oder 18. Jahrhundert angefertigte schriftliche Kopie des Briefes von Luther an Franz Révai. Das Original wurde herausgegeben von J. Ribini (Memorabilia 1787, Bd. I, S. 43—44). Die Anrede lautet: »Generoso et clarissimo viro, Domino Francisco Rewa, Comito Thurotziensi Domino Suo in Christo obseruantissimo«. Der Schluß: »Datae Wittebergae 4. Augusti, Anno 1539. Tuae Excellentiae deditus Martinus Lutherus«<sup>4)</sup>.

15. Vermanunge zum Gepet wider den Türcken. Martin Luther. M. D. XLII.

16. Enarrationes seu Postillae Martini Lutheri maiores, In Lectiones, quae ex Evangelicis Historijs, Apostolicorū scriptis, alij sacrae scripturae locis desumptae, per universum annum, tam in diebus Dominicis, 93 Diuorum memoriae sacris pro concione recitantur, fidelius atque diligentius quam antehac recognitae & excusae. Quibus Praeter Nunc Primum adiectas aliquot Homilias, accessit etiam Apologia Graecorum de igne Purgatorio, exhibita in Concilio Basiliensi, per Joannem Hartungum latinitate donata, neque unquam antea in lucem edita. Rerum quoque & uerborum toto opere memorabilium Index. Basileae. MDXLVI.

<sup>4)</sup> Die Memorabilia von Ribini wissen noch von zwei Briefen zu erzählen, die Luther nach Ungarn geschrieben hat, nämlich an Lienhart Stöckel, den Reformator zu Bártfa (Bartfeld im Sároser Komitat; es heißt darüber: »Epistolae Lutheri, quarum Stöckelius in dedicatione postillae suae fecit mentionem, quas ad Bartenses dederat etc.«, S. 39) und an die Geistlichen zu Eperjes: »Venerabilibus in Christo Fratribus, Ministris Verbi in Ecclesiis Eperies et vicinorum locorum, sinceris et fidelissimis in Domino carissimis, gratiam et pacem.« »Datum Wittebergae ferio 2. post Quasimodo geniti, MDXLIV« (Bd. I, S. 60).



Auch dieses Buch ist in Leder gebunden, darunter mit Holztafeln. Daß dieser Band Luther angehörte, bestätigen ohne allen Zweifel seine eigenhändige Namensunterschrift und seine Anmerkungen.

Sein Autogramm, sein dem 75. Psalm entnommener Wahlspruch, das Datum der Unterschrift lauten an der inneren Seite der Einbanddecke folgendermaßen:

«Martinus Luther D.

ps 75.

Terribili & ej qui auffert spiritum. terri  
bilj apud omnes reges terrae.

A. D. 1545.»

Was den Widerspruch, der zwischen der Jahreszahl 1545 und der obigen Jahreszahl MDXLVI besteht, betrifft, so ist derselbe nur scheinbar, da es auch im 16. Jahrhundert — wie heute — vorkam, daß ein Buch früher an die Öffentlichkeit trat, als es die Jahreszahl auf dem Titelblatte oder im Colophon andeutete.

Unmittelbar nach dieser Aufzeichnung Luthers folgen die eigenhändige Namensunterschrift, der Wahlspruch und das Datum seines Freundes und Kollegen Melanchthon:

«Laterna pedibus meis verbum tuum. dñe.

philippus Melanchton».

[Eine spätere Hand hat bei Luthers Unterschrift hinzugefügt: «Talis est manus Lutherj qu scripsit» und bei Melanchthon: «Talis est philippi [Melanctonis] expressius deus se et volūtate. Eod. Anno».]

Den Philippus hat zweifellos Luther selbst gebeten, seinen Namen in seinem Buche eigenhändig zu verewigen, und zwar damals, als auch er selbst seinen Namen in dieses Buch einführte.

Die innere Seite der Hinterdecke enthält folgende, allem Anscheine nach von Luthers Hand stammende Einführungen:

«Argumentum.

Si oculus tuus offendit te erue eum et  
abyce abste. Ergo ledere corpus suum  
non est impium.

Ro.

Christus in hoc dicto de scandalo facit tria ge-  
nera hominum

Oēs u. homines aut sunt superiores nobis, aut  
pures

1 aut inferiores. Per oculos intelligit supe-  
riores, vt Pastores Eēcae, Magistratus in  
Politia.

2 Per manus pares vt in coniugo coniuges,  
in offitio synerges, condiscipulos

- 3 Per pedes inferiores, vt discipulos et inferior respectu praeceptoris, subditus respectu dominj.  
De ocio.
- 1 Ocium tripliciter nocet: Primo nocet sani: tatj, quia podagrae et alij morbi eveniunt de quibus Ouidius: Podagrae sunt filiae Bachj & Veneris.
- 2 Secundo, ocium nocet salutj aeternae,
- 3 Tertio. nocet crumenae, quia homines ociosj hañt occasionem ad quaerendas uo:  
luptates. ct.»

An dem der Hinterdecke vorangehenden Blatte:

«Mundum vocat.

- ... anos, et carnaliter ideoque falso et inepis  
de Chř.  
... doctrina et Eēca iudicantes quorum quatuor  
... sunt g ...

... Lucae 26

r. 1.»

Die Eigentümer des Buches waren, wie St. Harsányi festgestellt hat, folgende: 1. Daniel Wirga, ein mährischer evang. Pfarrer, der im Jahre 1565 in Brünn sich das Werk kaufte; 2. Samuel Virga, der das Buch jedenfalls von D. Wirga erbte (1603); 3. Stefan Okrutzky jun.; 4. Stefan Bogáti (1680); 5. Johann Bogáti, der im Jahre 1765 seine Bücher (75 Bände) testamentarisch der Hochschulbibliothek zu Sárospatak vermachte.

17. Die letzte Predigt Martini Lutheri heiliger gedechtnis. So ehr getan hat zu Wittenberg am andern Sonntag nach Epiphantias Domini, den XVII. Januarij. Im MDXLVI. Jahr. — Anno 1549.

18. Carmen de Morte Lutheri a rabula quodam ex Jesuitis confictum. 28 S. Eine aus dem 18. Jahrhundert stammende Handschrift; höchstwahrscheinlich eine von einem Protestanten in Deutschland angefertigte Kopie. Der Verfasser des in Hexametern geschriebenen Gedichtes, von flammendem Haß gegen Luther erfüllt, besingt in ziemlich unflätiger Sprache den Tod Luthers als den würdigen Schluß eines schändlichen Lebens.

Da bei dem Werke Nr. 17 auch von Melanchthon und seiner Unterschrift die Rede war, so will ich bemerken, daß die Bibliothek zu Sárospatak auch einen Brief von Melanchthon besitzt, den der Oberbibliothekar St. Harsányi aus einem Einbanddeckel losgelöst hatte. Der kleine Zettel, den Melanchthon an seinen Freund Melchior gerichtet, lautet wie folgt:

«S.[alutem] D.[ico] Doctiss.[imo] D. Licentiatō. Posco vos  
propter patriae caritatem, ut vesperi ad cœnam  
veniatīs ad initiatos scholasticos, natos in suevis,  
quī adhuc plurimū habent antiqui candoris.

Philippus Melancht.»

An der Hinterseite:

«Eximio D. Licentiatō Melchiori.»

## Lenau und Karoline Unger.

Von Heinrich Bischoff, Professor an der Universität Lüttich<sup>1)</sup>.

**K**URZ vor der Bekanntschaft mit Karoline Unger erfährt Lenau Liebe zu Sophie Löwenthal eine bedeutsame innere Wandlung. Der vom 27. Oktober 1838 bis zum 7. April 1839 stockende schriftliche Gefühlsaustausch schlägt gleich nach seiner Wiederaufnahme im April 1839 einen anderen Ton an. Der Zettel vom 21. Mai 1839 verrät Zweifel an der Unsterblichkeit dieser Liebe, an einer Erfüllung im Jenseits. War es Lenau schon im September 1838 zum erstenmal, wenn auch nur vorübergehend vorgekommen, als müsse er die Sache seiner Liebe und die Sache Gottes als zweierlei betrachten, so trennt er jetzt die Sache Gottes von der Sache dieser Liebe. Nicht bei Gott sucht der Liebende fernerhin Trost, er «sinkt wieder ins Dämonische». Der Satz: «Ich will zu den alten Zauberern gehen, daß sie mich erleichtern; ich meine die Naturgeister» bedeutet einen Bruch mit dem Gedanken der «heiligen Liebe». Dieser Gedanke war nur «Tünche»; diese ganze Tünche fällt in der Einsamkeit in Kierling, wo Lenau im Mai und Juni 1839 wohnte, hinweg von seinem Geschick; er sieht in alle Fugen und Risse, und «wo es klafft, da klafft es». Er ist krank, das Unglück ist König über sein Leben, dieses Leben ist ein stilles Horchen, Sinnen und Sehnen und unablässiges Wühlen in seiner Seele. Er braucht Hilfe und sucht sie in der Natur. Ganz wirft er sich ihr in die Arme. Schon wirkt das dampfende Waldtal wohlthätig betäubend, nebst dem frischen Bach wälzt sich hörbar ein reicher Strom des Lebens. «Er soll mich aufnehmen und hintragen, wohin er will».

Etwa einen Monat nach dieser tiefgreifenden Wandlung im Verhältnisse zu Sophie Löwenthal, der auch ein grundstürzender Umschwung in des Dichters Weltanschauung entspricht, lernte Lenau die gefeierte Sängerin und Schauspielerin Karoline Unger (1803—1877) kennen, von welcher der berühmteste der italienischen Tonsetzer,

<sup>1)</sup> Aus einem demnächst im Verlage der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin erscheinenden Werke: «Lenaus Lyrik, ihre Geschichte, Chronologie und Textkritik.»



Rossini, sagte, sie besitze «l'ardeur du Sud, l'énergie du Nord, une poitrine de bronze, une voix d'argent et un talent d'or».

Als Lenau sie sah, stand sie auf der Höhe ihres Ruhmes, von dem Deutschland und Italien voll waren. Unter einer zahlreichen Schar von Verehrern und Anbetern zeichnete sie, die manchen Korb ausgeteilt, ihren Landsmann, den gleich berühmten Dichter, sofort aus, und besann sich nicht lange, ehe sie zum Entschlusse kam, ihm angehören zu wollen.

Drei Tage vor der am 24. Juni 1839 gemachten Bekanntschaft mit Karoline Unger hatte Lenau Sophie Löwenthal geschrieben: «Mein Leben ist einmal krank und verdorben, seine schlimmste Eigenschaft ist, daß es noch immer so fest ist.» Am 25. Juni berichtet er Sophie, wie schrecklich ihn der Gedanke eines verpfuschten Lebens ergriffen, der zur Verzweiflung werde, wenn man sich nicht mit einem anderen Gedanken helfe: «rette, was aus dem Schiffbruche noch zu retten ist! Wer sich solches nicht selbst zuruft oder wohl gar nicht weiß, daß er ein Schiffbrüchiger, und sein ganzes Elend verschläft, dem mag es begegnen, daß er als Leiche ans Ufer geworfen wird, und zwar als totale Leiche,» ein ergreifend prophetisches Bekenntnis, abgelegt im Augenblicke, wo sich ihm die Rettung bot. In einer Gesellschaft beim Grafen Christallnigg ließ Karoline Unger ein singendes Gewitter von Leidenschaft auf Lenaus Herz los. Er geriet, so gestand er Sophie am 25. Juni, in einen Sturm, kämpfte und rang gegen die Macht dieser Töne, war ganz erschüttert. Bescheiden, freundlich und liebevoll kam die berühmte Künstlerin Lenau gleich bei der ersten Bekanntschaft entgegen. Heftig erregt ward Sophie von dieser Meldung. Gereizt antwortet sie, Lenau würde wohl bald fühlen, wie sehr sein Leben ein gelungenes sei, während sie nur einen Wunsch habe, ihre Gesundheit möge eine entscheidende Wendung nehmen, so oder so. Sophies Empfindlichkeit nicht beachtend, drückt Lenau ihr in seiner Antwort vom 5. Juli den Stachel noch tiefer ins Herz, indem er Karoline, mit welcher er jetzt viel zusammen war, als ein wunderbares Weib preist, als eine der höchsten Naturen, die auf Erden zu verehren, die in den einsamsten und wildesten Gegenden der Leidenschaft heimisch sei und sich ihm verwandt fühle wie eine Wetterwolke der anderen. Die höchste tragische Wirkung hat ihr Spiel und Singen in Donizettis *Belisario* auf ihn ausgeübt; die letzte Woche war für ihn eine Zeit stürmischer Bewegung.

Sophies Antwort «zerschmettete» Lenau das Herz, rief jedoch die volle Bestätigung ihrer Ahnung hervor: «Karoline liebt mich und will mein werden. Sie sieht es als ihre Sendung an, mein Leben zu verhöhn und zu beglücken . . . Es ist an Ihnen, Menschlichkeit zu üben an meinem zerrissenen Herzen. Karoline liebt mich grenzen-

los . . . Verstoße ich sie, so mache ich sie elend und mich zugleich, denn sie ist wert, daß ich sie liebe. Entziehen Sie mir Ihr Herz, so geben Sie mir den Tod; sind Sie unglücklich, so will ich sterben. Der Knoten ist geschürzt.« Am nächsten Tag, dem 12. Juli, sucht er einen Ausweg, bei dem kein Herz zu brechen braucht. Der Ausweg, den Sophie ihm genannt, geht durch seine Todespforte. Erfordert die Lage ein Opfer, ist Gott, der alle drei aus einem Stücke gemacht, eins zu viel, »so nehme er mich zurück«. Blutigernst nimmt Lenau alles, was Sophie ihm schreibt, durchschaut keinen Winkelzug ihrer feinen Umgarnungskunst, gerät in die äußerste Aufregung, wird tief unglücklich. Der Schmerz nimmt wieder seinen Hammer zur Hand und arbeitet fort den ganzen langen Tag. In der Nacht greift seine Seele nach ihrem Schmerze, wie die Mutter nach ihrem Kinde.

Am 24. Juli gehorcht er Sophiens Einladung, zu ihr nach Ischl zu kommen. Dort eingetroffen, mußte er sich überzeugen, daß es mit Sophies Gesundheit gar nicht so übel aussah. Eine seiner »Lebensbedingungen«, die Gesundheit Sophies, war erfüllt. Die trefflich verlaufene Reise auf dem bequemen, neuen Dampfschiff »Sophie«, der Genuß der Donaulandschaften, die er über die gepriesenen Rheingegenden stellt, die herrliche Luft in Ischl, die ihm Leben in alle Adern goß, die Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit der Geliebten und ihrer schönen Schwester Rosalie, sogar die Heiterkeit Sophies und ihr vorzügliches Aussehen und beruhigender Appetit brachten Lenau in die frohe Stimmung, welche die Briefe von Ende Juli 1839 an Schurz und an Max Löwenthal atmen.

Vorzüglich gelang es Sophie, zunächst das aufgeregte Gemüt zu beruhigen. »Niembsch«, schreibt sie in einem ungedruckten Briefe vom 31. Juli an ihren Gatten, »welcher wohl im ersten Augenblicke Fluchtpläne hatte, ist wieder beruhigt und scheint uns nicht verlassen zu wollen.«. Am folgenden Tage meldet sie Max Löwenthal, Lenau sei so sentimental, daß er ohne sie und Rosalie gar nicht ausgehen wolle, und zum Danke dafür werde er weidlich gequält mit seinen letzten wahrhaft »stufefezanten (?)« Abenteuern. Eine weitere Nachricht vom 6. August an Max Löwenthal lautet, Niembsch sei sehr vergnügt, alles schmecke ihm, Schlaf, Essen, »unsere Gesellschaft.« Zur Beruhigung des Geliebten muß auch die schöne Schwester Rosalie beitragen. Sophie treibt sie an, mit Lenau spazieren zu gehen, und tatsächlich wird er auch zu dieser Zeit um die Freundschaft Rosalies reicher. Zur Besänftigung des Gemütes soll auch das »Mariagespiel« mit Sophies siebenjähriger, eben vom Scharlach genesener Tochter Zoë beitragen. In einem Briefe an Max vom 7. August lobt Sophie die Ernsthaftigkeit, mit der Lenau sich dem Kinderspiele widmet. So wird kein Mittel unversucht gelassen, den Schwankenden fester an sie und

ihre Familie zu fesseln; zugleich arbeitet Sophie darauf hin, eine Entzweiung Lenaus mit ihrem Vater beizulegen.

Wie sie sonst vorging<sup>2)</sup>, ersehen wir aus Lenaus Brief an Emilie vom 22. August, in dem er über eine Unterredung mit Karoline berichtet, wobei er nur nachsprach, was Sophie ihm vorgesagt. Wohl hütete sie sich vor einem offenen Widerstand gegen den Heiratsplan und begnügte sich vorläufig mit dem Versuche, Zeit zu gewinnen. Den ihr wohlbekannten Stolz des Dichters aufrüttelnd, machte sie ihm klar, eine Verbindung mit Karoline sei erst möglich, wenn diese nicht mehr der Öffentlichkeit angehöre und er selbst imstande sei, einen gesicherten und nicht verächtlichen Beitrag zum Haushalte beizusteuern. War nach Sophies Ansicht Karoline zu reich<sup>3)</sup> für Lenau, so war ihr später Marie Behrends zu arm. Sie hatte es um so leichter, seinen Stolz anzurufen, als Lenau sich damals in sehr bedrängter Lage befand. Nach dem Zeugnis von Max Löwenthal darbt er im Oktober, und im Dezember 1839 nahm er dankend einen Reisevorschuß von Emilie Reinbeck an. Zu der Zeit fehlte jedwede Aussicht auf ein gesichertes Einkommen. «Wenn ich gar nicht mehr weiter kann», sagte er im Oktober zu Max, »so schieße ich mich tot.»

Ruhig ließ Sophie den Geliebten am 16. August von sich gehen, der vorher mit Karoline vereinbarten Zusammenkunft in Linz entgegen. Zunächst machte die Diva der Nebenbuhlerin einen Strich durch die Rechnung, indem sie in ebenso liebevoller Nachgiebigkeit wie Sophie, mit »schöner weiblicher Fügsamkeit«, die vorschriftsmäßig hergesagte Erklärung Lenaus entgegennahm. Sie war übrigens noch Verbindlichkeiten für neunzehn Monate eingegangen, deren Erfüllung eine Vermögensvermehrung von fünfzigtausend Gulden (?) bedeutete, während die Nichteinhaltung mit hoher Vertragsstrafe verbunden war. In Linz beging die verwöhnte Schauspielerin nun den Fehler, im Tone freundschaftlicher Befehlshaberschaft allerlei kleine Ritterdienste von Lenau zu fordern, wie sie es im Umgange mit einer Schar blinder Anbeter gewohnt war. Empfindlich verletzte sie dadurch den Stolz des Dichters. Trotzdem nahm er ihre Einladung zu einem gemeinschaftlichen Ausfluge ins Salzkammergut an, bei welchem der Zauber ihrer Persönlichkeit wieder so mächtig auf ihn einwirkte, daß er bei seiner Rückkehr

---

<sup>2)</sup> »Was sich zwischen ihm und Sophie zutrug«, meint A. W. Ernst (Lenaus Frauengestalten, S. 320), »entzieht sich der Öffentlichkeit. Diese Lücke in Lenaus Leben wird wohl nie ausgefüllt werden.« Jedenfalls ging es ganz anders zu, als Ernst glaubt, wenn er (S. 319) von einer »furchtbaren Tragik« spricht, die in Lenaus Seele damals ausgefochten ward. Es nicht so weit kommen zu lassen, war eben Sophies Kunst.

<sup>3)</sup> Max Löwenthal bezeugt, daß sie sich ein »ausreichendes Einkommen« erworben.



nach Ischl am 3. September Sophies Hoffnung auf eine Heilung von seiner Leidenschaft arg enttäuschte. Nach einer mündlichen Überlieferung aus ihrem engeren Familienkreise soll sie nun auch wie Karoline in Linz aus der so gut gespielten Rolle der Opferwilligkeit, der «schönen, weiblichen Fügsamkeit», die Lenau so hoch schätzte, herausgefallen und dem Geliebten die leidenschaftlichsten Auftritte bereitet haben, bei denen sie unter anderem unbedingt herausbekommen wollte, ob er die Diva mit »Du« angeredet. Sie verdarb die Lage nur noch mehr, indem sie ihr bewegtes Innere ihren Eltern offenbarte, worauf der Hofrat von Kleyle einen scharfen Anklagebrief gegen Lenau schrieb, der diesen so tief entrüstete, daß seine Antwort darauf, wie Max Löwenthal schreibt, »das Ansehen eines sich selbst aufgegebenen und mit Virtuosität ausgearbeiteten Grobheitspensums« hatte. Nun konnte sie wieder alles daransetzen, den tiefer gewordenen Bruch des Geliebten mit ihrer Familie zu heilen. In einem ungedruckten Briefe vom 25. September an ihren Vater bittet sie diesen inständig um Verzeihung für Niembsch und bekennt, daß eine Erkältung zwischen den beiden ihr ein «wahrer und dauernder Kummer» wäre.

Unter diesen Umständen mußte Lenau zur klaren Einsicht von der Wahrheit dessen gelangen, was er ein Jahr vorher an Sophie geschrieben: er sei überzeugt, daß sie ihn nicht verlassen könne. Aufgeräumt lauten die Briefe, die er während dieses zweiten Ischler Aufenthaltes vom 3. September bis 2. Oktober an Emilie und Georg Reinbeck, an Schwager Schurz schreibt. Die fest gewonnene Überzeugung von Sophies Liebe, die brieflichen Huldigungen von Karoline erhalten ihn in guter Laune. Das Wild böser Gedanken läßt er laufen. «Der Jäger und Meister in excelsis wird es schon erlegen.»

Am 28. September 1839 schreibt Lenau an Schurz: «Wir rücken auch den Vierzigern zu, die Haare werden grau, und noch immer ledig. Was glaubst Du, sollt ich nicht ein Weib nehmen, wenn mir auch kein alter Vater, wie in jenem Bergmannsliedlel zuruft:

Nimm Dir ein Weib  
Für Deinen Leib.

Willst nicht Du so gut sein und solchen Ruf an mich ergehen lassen? Zu Dingen, welche Glück brauchen, soll man sich immer auffordern lassen: rogatus lude! Man gewinnt im Spiel, wenn einem die Karten aufgedrungen werden; und der heilige Altar, sit venia verbo, ist, wenn davor kopuliert werden soll, wohl auch so eine Art Spieltisch . . . Also Bruder! überleg Dir's und sage mir im Oktober, was Du denkst. Der Gegenstand meiner kühnen Schicksalshypothese ist — sub rosa rosissima — die fleißige Briefstellerin.» Hätte Schurz dieser herzhaften Aufforderung herzlichst Folge geleistet, so trug sehr wahrscheinlich

Karoline den Sieg davon. Statt dessen erstickte er den mächtig auf-flackernden Lebensmut seines Schwagers mit kleinlichen Bedenken<sup>4)</sup>.

Der dritte im Bunde gegen Karoline war merkwürdigerweise Max Löwenthal. Unverhohlene Abneigung gegen den Bund mit der Künstlerin leuchtet aus seinen Tagebuchaufzeichnungen hervor. Er scheint es ihr sehr übel zu nehmen, daß Lenau ihr Opfer brachte, die er «seiner nächsten und innigsten Freundin, meiner Frau», bis dahin verweigert; es wundert ihn, wie Lenau, der von Weiblichkeit immer den höchsten Begriff hatte, an ein Weib immer die allerstrengsten Forderungen stellte, in die Gewalt eines solchen wie Karoline geraten konnte. Er bucht geflissentlich allen Klatsch, der ihm über die Primadonna zu Gehör gekommen. Den vereinten Kräften dieses Dreibundes mußte schließlich Karoline unterliegen. Der Sieg über sie ward so vollständig, daß Lenau diese Liebschaft als einen dummen Streich, ja als eine große Eselei ansah.

Durchaus edel benahm sich die Sängerin bei der im Jahre 1840 erfolgten Umwandlung des Liebes- in ein Freundschaftsverhältnis. «Sie zeigte dabei», gesteht Lenau, «keine Spur von Groll oder verletzter Eitelkeit», war «verständlich, angenehm und liebenswürdig». Lenaus Verhalten zog ihm die wohlverdiente scharfe Rüge zu, welche Halm ihm in einem Sonette zuteil werden ließ:

Und wieder sprachst du einst, was mir mißfallen,  
Und rügt' ich es auch nicht in jener Stunde —  
Denn Ort und Zeit war gegen mich im Bunde —  
Nie wird im Geiste mir sein Klang verhallen;

Und wie auch mächtig deine Lieder schallen,  
Und weithin tragen deines Namens Kunde,  
Sie sühnen's nicht, daß deinem Sängermunde,  
Dem Gott geweihten, jenes Wort entfallen;

Sie sühnen's nicht, daß scheidend in die Quelle,  
Die labend dich getränkt mit ihrer Welle,  
Du Steine warfest, statt ihr Dank zu zollen,

Sie sühnen's nicht! — du mochtest sie verlassen,  
Du mochtest, was du liebtest, glühend hassen,  
Doch ihrer spotten hättest du nicht sollen!

Trotz allem Schauspielerhaften war Gutmütigkeit der Grundzug von Karolinens Charakter. «Seltene Herzensgüte», die weibliche Kardinaltugend, die Sophie durchaus fehlte, muß ihr Lenau, nach allen Erfahrungen, die er mit ihr gemacht, zugestehen. Für den Dichter war

---

<sup>4)</sup> Siehe Schurz, *Lenaus Leben*, II, S. 15f.

übrigens die Loslösung von Sophie die Grundbedingung seiner Rettung, und jedweder Ausweg besser als das Haftenbleiben in ihren Banden.

Karoline wählte kein schlechteres Los, als sie am 18. März 1841, bedenklich und zaudernd, dem um fünfzehn Jahre jüngeren Fr. Sabatier die Hand reichte. Alle Bedenklichkeiten, üblen Nachreden und psychologischen Auseinandersetzungen der Karoline übelgesinnten Lenau-forscher zerschellen an der Tatsache, daß ihre 36jährige Ehe mit einem geistig hochstehenden Manne eine überaus glückliche war.

Als die «bezauberndste Wirtin am häuslichen Herd» schildert sie Theodor Graf von Heusenstamm, der ihre Bekanntschaft mit Lenau vermittelte. «Sie versammelte um ihren Teetisch alles, was durch Genie, Geist und irgendwelche Begabung und Tätigkeit Bedeutung hatte und, wie verschieden auch an Farbe und Richtung, einer heiteren, edleren Geselligkeit sich zu erfreuen gedachte.» Begeisterte Schilderungen von ihrem Leben und Wirken auf Schloß La Tour de Farges und auf der Villa Concezione in Florenz entwerfen der Dichter M. Hartmann und der Geschichtsschreiber und Dichter F. Gregorovius. Was ein gütiges Geschick ihr in Fülle geboten, ihr Talent und ihren Reichtum, war sie stets bestrebt, ihren Mitmenschen zum Besten auszunützen. Begabte, arme Künstlerinnen nahm sie in ihr Haus auf, unterrichtete und unterstützte sie in ihrem Fortkommen. Großes Geschick bewies sie obendrein für das praktische Leben; sie wird als ausgezeichnete Hausfrau gepriesen. Wie sie im Jahre 1850 an Fanny Lewald schrieb, war sie trotz ihrer mondänen Künstlerlaufbahn eine deutsche Hausfrau geblieben, die ihren Gänsebraten wie in der Heimat auf den Tisch zu bringen wußte.

Lenaus Briefe an die Schauspielerin bezeichnet Sophie selbst als zu dem Allerschönsten gehörend, was jemals geschrieben worden sein mochte. «Zumal waren zahlreiche dichterische Bilder darin, wie selbst einem Lenau, dem Gedankenbildhauer, nur in höchster Entzückung vor die Seele treten konnten.» Lenau galten diese Briefe nur als «dokumentierte Narrheiten».

Das Verhältnis zu Karoline Unger spiegelt sich mehrfach in Lenaus Dichtung wider. Wahrscheinlich entstand auf der Reise mit Karoline im Salzkammergut (22. August bis 5. September) das Gedicht «See und Wasserfall». Schwebte dem Dichter bei der hier erwähnten «kühnen Tat» nicht die Heirat mit Karoline vor? Die kühne Tat versinnbildlichte Karoline, als sie bei der Besprechung der sich ihrer Heirat entgegensetzenden Hindernisse plötzlich einen mächtigen rauhen Steinhauften überschritt mit dem Ausruf: «Sieh her, mein Freund, so steige ich über all diese Hindernisse hinweg».

Auf das Erlebnis spielen auch die Geburtstagsverse an, die Lenau Sophie Löwenthal am 25. September 1839 überreichte: Bei Über-



sendung eines Straußes. «Trübe und kalte Tage» haben die Liebenden heimgesucht.

Das Gedicht «Frühling» (Die warme Luft, der Sonnenstrahl) sandte Lenau handschriftlich an Karoline Unger. Er hatte es ihr vorgelesen, als er sie im Monat Mai 1840 gelegentlich ihres Gastspieles in Wien wiedersah. Das Lied, das der Dichter in der Zeit geschrieben, wo er «das Verhältnis einer aufrichtigen und resignierten Freundschaft» zu Karoline für immer feststellte, bezieht sich jedoch auf Sophie. Die neu aufflammende Liebe zu ihr kam wirklich im Mai 1840, wie es in Vers 10 heißt, wieder «in vollen Zug».

Voll tragischer Ironie, wie die Aussprüche Lenaus über sein Erlebnis mit Karoline, sind die Verse «In der Neujahrsnacht 1839/1840»:

Fahr hin, unholdes Jahr! mir warst du von den schlimmen;  
Es mögen andre dir ein Liedlein Dankes stimmen.

Die andern?! — strafend will die Scham mich überkommen,  
Daß ich, was andern frommt, nicht mir auch ließe frommen.

Einen «Funken» hatte das Jahr 1839 geworfen, der, wie es im genannten Gedichte heißt, «glücklich schon gezündet», den das Jahr 1840 «feig stupid mit seinem Wasserschlauche» gelöscht hat.

---

## Prinz Sigmund v. Polen am Hofe Władysławs II.

Von Dr. Adrian v. Divéky.

**E**MSIGES Treiben belebte am 3. Oktober 1498 die Krakauer königliche Burg Wawel, denn Prinz Sigmund von Polen, des Königs Johann Albrecht jüngerer Bruder, war reisefertig, um sich in die königliche Burg von Buda (Ofen) zu begeben. Nach einer mehrwöchentlichen Reise erreichte er sein Ziel und brachte drei Jahre am Hoflager seines Bruders, des ungarischen Königs Władysławs II. zu. Diesem Aufenthalte verdankte er vielleicht die glücklichsten Jahre seines Lebens, was übrigens auch Wapowski in seiner Chronik bestätigt: «fraternis opibus adiutus in rerum omnium affluentia splendide vixit<sup>1)</sup>.»

Wenden wir uns nun der Frage zu, welche Umstände den Prinzen Sigmund dazu bewegen vermochten, Krakau, die Residenz der Könige von Polen, den Aufenthaltsort seiner Mutter und seiner Geschwister, wo er sich doch so heimlich fühlte, zu verlassen und nach Ofen zu

---

<sup>1)</sup> Chronicon Bernardi Vapovii: Scriptores Rerum Polonicarum, tomus II. Cracoviae, 1874, S. 34.

ziehen. Um darüber ins Klare zu kommen, müssen wir einen Rückblick auf die Begebenheiten der verfloßenen Jahre werfen.

Die Ehe des polnischen Königs Kasimir und der Elisabeth von Habsburg war mit 13 Kindern gesegnet, von denen sechs Knaben waren. Da aber einer derselben bald dahinschied, verblieben nach dem im Jahre 1492 eingetretenen Tode Kasimirs noch fünf lebende Söhne und zwar Władysław, König von Böhmen und Ungarn; Johann Albrecht, der zum König von Polen erwählt wurde; Alexander, Großfürst von Litauen; Friedrich, Bischof von Krakau und Prinz Sigmund, dem aber weder Thron noch Land zuteil wurde. Während also seine Geschwister alle versorgt waren, hatte er selbst keine gesicherte Zukunft. Die Versuche der Dynastie, dem Prinzen ein Fürstentum zu sichern und ihm irgendeine Macht zu verbürgen, blieben ohne Erfolg. Besonders die Königinwitwe, die «Mutter der Könige», wie man sie auch nannte, ließ die Sache des Prinzen ihrem Herzen besonders anlegen sein und empfand es schmerzlich, daß sich für ihren Lieblingssohn Sigmund noch keine standesgemäße Versorgung gefunden hatte. Wenn es nach ihren Träumen gegangen wäre, dann würde Władysław sich mit der Krone von Böhmen begnügt haben; ihr Sohn Johann Albrecht König von Ungarn, Alexander König von Polen und Sigmund Großfürst von Litauen geworden sein. Darum eben hatte sie nach dem Tode des Königs Matthias die Bewerbung Johann Albrechts um die Krone von Ungarn aus allen Kräften gefördert. Das Schicksal hatte aber gegen diese Wünsche entschieden. Władysław behielt, trotzdem ihn seine Mutter zu überreden trachtete, wider ihren Willen beide Throne für sich, infolgedessen der vierte Sohn, der Liebling, zu keiner Krone kam.

Die materielle Lage der Jagielloniden kann nicht als eine günstige bezeichnet werden, und eben darum machte die Versorgung des Prinzen Sigmund den Geschwistern ziemlich große Sorgen<sup>2)</sup>. Johann Albrecht gewährte ihm zwar eine Jahresrente von 8000 Gulden<sup>3)</sup>; er hielt aber sein Versprechen nicht genau ein, so daß Sigmund ein karges Leben führen mußte.

Seine Mutter setzte im Interesse ihres Lieblings alles in Bewegung, und gelegentlich eines Besuches bei Alexander in Litauen wollte sie ihn überreden, ein Fürstentum von seiner Herrschaft für Sigmund abzulösen. Er hatte aber nicht den Mut, die Bitte seiner Mutter zu erfüllen, sondern verstand sich lieber zu einer materiellen Unterstützung

<sup>2)</sup> In Krakau führten die Jagielloniden eine ebenso schlechte Wirtschaft wie in Ofen; der Hof von Krakau war das Pendant des Hofes von Ofen, denn auch dort, am Hofe Alexanders, kam es vor, daß man in der Vorratskammer weder Mehl, noch Brot, noch Butter finden konnte. Pawinski, S. 198.

<sup>3)</sup> Dr. J. Caro, Geschichte Polens. Gotha 1886, V, S. 685.

seines Bruders. Johann Albrecht wollte ihn zur Zahlung einer Jahresrente von 5000 Gulden bewegen, was Alexander aber verweigerte, indem er erklärte, jährlich nicht mehr als 3000 Gulden beisteuern zu können. Schließlich war Johann Albrecht schon geneigt, seinem jüngsten Bruder 10 000 Gulden jährlich zu bewilligen, unter der Bedingung, daß auch Władysław und Alexander bereit wären ein Gleiches zu tun<sup>4)</sup>. Aber auch dieser Antrag hatte keinen Erfolg.

Endlich wurde beschlossen, einen Familienkongreß zusammenzuberufen, auf welchem die Dotationsfrage sowie mehrere andere schwebende Fragen gelöst, besonders die moldauer und die türkischen Angelegenheiten besprochen werden sollten. Diese Zusammenkunft hat gleichzeitig den Königen Władysław und Johann Albrecht Gelegenheit bieten sollen, sich miteinander zu versöhnen, denn der Streit um die ungarische Krone hatte sie gegenseitig entfremdet. Als Ort der Beratungen wurde Lőcse (Leutschau) bestimmt, denn ihrer geographischen Lage nach entsprach diese Stadt am meisten einer Zusammenkunft der beiden Herrscher.

Der Kongreß fand im Jahre 1494 tatsächlich statt. Laut aus dieser Zeit stammenden, sich in der Vorhalle der Leutschauer Sankt-Jakobs-Kirche befindlichen Aufschriften kamen die Gäste beiläufig am 6. April an und verweilten in der Stadt bis zu Christi Himmelfahrt<sup>5)</sup>.

Die Jagielloniden waren an diesem Kongreß beinahe vollzählig erschienen. Außer Władysław II. waren auch der König von Polen Johann Albrecht, Prinz Sigmund, Bischof Kardinal Friedrich von Krakau, ferner Markgraf Friedrich von Brandenburg, der Neffe der Geschwister, anwesend; nur der litauische Großfürst Alexander fehlte, den wahrscheinlich die große Entfernung von Leutschau fern hielt.

Władysław bemühte sich, seinen Gästen den Aufenthalt je angenehmer zu machen und es wurde auch dafür Sorge getragen, daß es an Unterhaltungen nicht fehle. Was die Vorbereitungen und den äußeren Glanz dieser Zusammenkunft anbelangt, finden wir reichlich Angaben bei Bonfini<sup>6)</sup> und in den Verrechnungen des Hofhaltes Władysławs II.<sup>7)</sup>; worüber aber auf diesem Familienkongreß verhandelt und was daselbst beschlossen wurde, darüber lassen die ungarischen Chroniken kein Sterbenswort fallen. Der Gegenstand der Verhandlungen und das Resultat der Leutschauer Fürstenbegegnung sind in tiefes Dunkel gehüllt, denn man machte aus diesen Beratungen das größte Geheimnis. Um die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit abzulenken, ging man sogar so weit, daß man verlautbaren ließ, der

<sup>4)</sup> Caro a. a. O. V S. 687.

<sup>6)</sup> Wagner, *Analecta Scepusii* II, S. 347.

<sup>9)</sup> *Rerum Ungaricarum decades* IV. cum dimidia. Posonii 1744, S. 560—561.

<sup>7)</sup> Joh. Christian Engel, *Geschichte des Ungarischen Reichs*. Halle 1797.



Kongreß wäre erfolglos geblieben. Während nun die ungarischen Geschichtsquellen über die Angelegenheiten der Zusammenkunft schweigen, befassen sich dagegen die polnischen Quellen besonders mit dem Gegenstande der Beratungen des Leutschauer Kongresses und trachten klarzulegen, welche Entschlüsse dortselbst gefaßt worden seien<sup>8)</sup>. Die ungarische Geschichtsforschung befaßte sich mit dem Leutschauer Kongreß noch nicht, obzwar derselbe in der Geschichte Osteuropas eine wichtige Rolle spielt, denn außer Polen interessierte derselbe auch Ungarn, die Türkei, die Moldau und teilweise sogar auch den Hohen Deutschen Ritterorden.

Einige polnische Geschichtsquellen behaupten, daß ein Feldzug gegen die Türkei beschlossen worden wäre, um die Ermordung Władysławs bei Warna zu rächen. Dies ist aber kaum wahrscheinlich. Nach einer kritischen Zerlegung der Angaben der polnischen Quellen müssen wir jenen Geschichtsquellen mehr Glauben schenken, laut welchen auf den Leutschauer Beratungen besprochen wurde, daß der verdächtige und treulose Fürst Stefan anzugreifen sei, um ihm die Moldau zu entreißen und den Prinzen Sigmund dort einzusetzen. Wenn dies gelingt, ist Sigmunds Zukunft gesichert und die Brüder sind eine große Sorge los; in diesem Falle würde sich auch noch ein anderer Vorteil bieten, der darin bestünde, daß die Moldau den Türken gegenüber die Interessen der Jagielloniden wahren würde. Was Władysławs Ansicht bezüglich der Ausführung dieses Planes war, vermögen wir nicht zu sagen<sup>9)</sup>, genug an dem: 1497 führten die Polen gegen die Moldau tatsächlich Krieg, der aber einen überaus schlimmen Ausgang genommen hat, so daß Johann Albrecht seinen Plan, die Moldau zu erobern, aufgeben mußte, und die schöne Absicht, dem Prinzen Sigmund einen Thron zu erringen, scheiterte völlig.

Die Versorgung des Prinzen war nun wieder auf der Tagesordnung,

<sup>8)</sup> Bezüglich des Leutschauer Kongresses s. noch: A. Bonfinius, *Rerum Ungaricarum decades* IV. cnm dimidia. Posonii 1744, S. 560—561; Mathias de Mechovia: *Chronica Polonorum*. Cracoviae 1519, S. 348; s. ferner die Ausgabe von 1521 desselben Werkes; Martinus Cromerus, *Historia Poloniae Libri XXX* (bei Wagner II, S. 119); Stan. Sarnicius, *Annales Pol. Liber VII* (Wagner II, S. 120); *Chronicon Bernardi Vapovii* (*Scriptores Rerum Polonicarum*), Cracoviae 1874, tom. II, S. 19—20; *Kronika Marcina Bielskiego*, Sanok 1856, tom. II, S. 892; J. Albertandi, *Panowanie Kazimierza, Jana Alberta i Aleksandra Jagiellończyków*. Warszawa, 1870, tom. II, S. 213; Szujski, *Dzieje Polski*. Lwów 1862, tom. II, S. 118; Dr. Fr. Czerny, *Panowanie Jana Olbrachta i Aleksandra Jagiellończyków*. Kraków 1871, S. 39; A. Pawiński: *Młode lata Zygmunta Starego*. Warszawa 1871, S. 39; ausführlicher bei Dr. Adrian v. Divéky in dem ungarischen Original dieses hier stark revidierten Artikels, 1913.

<sup>9)</sup> Eine ähnliche Zusammenkunft fand 1496 in Parczow statt, wo Johann Albert und Alexander im geheimen konferierten und wahrscheinlich über den Moldauer Feldzug und die Versorgung Sigmunds beratschlagten. — Caro: *Op. cit.* V, S. 711.

und da weder Johann Albrecht noch Alexander geneigt waren, ihren Bruder mit größeren Summen zu unterstützen, überredeten sie den weichherzigen Władysław, Sigmund zu sich zu nehmen. So kam dann der Prinz nach Ofen, wo er bis Dezember 1501 verweilte. Auf diese Art hörten wenigstens für einige Jahre die Ungewißheit und die Widerwärtigkeiten seines Lebens auf und er konnte sich einige Jahre seinen Passionen widmen, wobei er sich aber auch mit ernstesten Sachen befaßte, indem er auch im politischen Leben eine ziemliche Rolle spielte und an diplomatischen Verhandlungen teilnahm. Er hat Władysław überallhin begleitet<sup>10)</sup>, und wenn der König krank war, vertrat er ihn sogar, wie dies auch von Marino Sanuto bestätigt wird, der sagt: «et rispose per nome il re» und «essi oratori tolseno licentia dal ducha fratello dil re<sup>11)</sup>, qual e andato con Soa Maesta»<sup>12)</sup>.

Nachdem Sigmund nach Krakau zurückgekehrt war, kam er noch zweimal nach Ofen, wo er einst seine Zeit so angenehm und sorgenlos verbracht hatte: 1502 ist er nämlich wieder in Ofen und wohnt der Vermählung Władysławs mit Anna von Candale bei; bei dieser Gelegenheit verweilt er einige Wochen in der ungarischen Hauptstadt und begibt sich auch nach Stuhlweißenburg zur Krönung der Königin. Später, 1505, besucht er noch einmal für einige Wochen Ofen, an das ihn so angenehme Erinnerungen knüpften.

Bezüglich seines Aufenthaltes in Ungarn befindet sich im Archiv von Krakau ein sehr interessantes Journal, das die Verrechnungen der Ausgaben enthält und für die Geschichtsforschung von großem Werte ist. In diesem Journal werden die Ausgaben des Prinzen bis auf den letzten Denar genau verzeichnet. Diese Verrechnungen sind ein treues Abbild des Hofhaltes und des ganzen Ofener Lebens. Es gibt kaum Quellen, die so unmittelbar wären und ihr Zeitalter so genau kennzeichnen würden, wie diese Dokumente, auf welche sich übrigens die vorliegende Abhandlung in erster Reihe stützt<sup>13)</sup>.

Sigmund hatte in der Ofener Burg seinen besonderen kleinen Hofhalt, dessen Versorgung die Aufgabe der Verwalter des königlichen Hofes war. Außerdem unterstützte ihn Władysław auch pekuniär, indem er ihm durch Johann von Thurzó mehrere tausend Gulden auszahlen ließ. Ferner beschenkte ihn Władysław auch noch mit dem kleinen Herzogtume Glogau, welches dem Prinzen aber nicht viel eintrug. Dieses Herzogtum überließ Władysław 1491 seinem Bruder

<sup>10)</sup> Die Ungarn betreffenden Berichte der Weltchronik des Marino Sanuto, herausg. von Gustav Wenzel. Pest 1869 (ungarisch), I, S. 105, «et il re ando alla chiesa a questo modo: . . . ; poi il re; poi el ducha Sigismondo . . . »

<sup>11)</sup> Ibid. S. 102.

<sup>12)</sup> Ibid. S. 181.

<sup>13)</sup> Ungarisch von Dr. Adrian v. Divéky: Die Ofener Verrechnungen des Prinzen Sigmund von Polen. In «Magyar Történelmi Társaság» XXVI. Budapest 1914.

Johann Albrecht, um ihn für den ungarischen Thron teilweise zu entschädigen. Laut Vertrag aber hatte er auf dies Herzogtum nur so lange ein Anrecht, als er nicht König von Polen ist. Als er aber zum König erwählt wurde, wollte er von den gestellten Bedingungen nichts wissen und nur auf dringendes Zureden Władysław's verzichtete er auf Glogau zugunsten Sigmunds. Der diesbezügliche Donationsbrief ist vom 29. November 1499 datiert<sup>14)</sup>, also um ein Jahr später, als der Prinz nach Ofen zog. Das kleine Herzogtum scheint aber nicht genug getragen zu haben, denn Władysław verhandelte mit Johann Corvinus, der ihm Troppau überlassen sollte. Die diesbezüglichen Verhandlungen hatten den gewünschten Erfolg, denn Johann Corvinus erhielt dafür tauschweise ungarische Güter. Der König schenkte dann am 8. Dezember 1501 Troppau seinem Bruder, der einige Tage früher von Ofen abgereist war<sup>15)</sup>.

Alle diese Einnahmequellen flossen aber recht spärlich, so daß der Prinz es sehr bedenken mußte, bevor er einen Groschen verausgabte. Aus den Verrechnungen ersehen wir, daß er ein sehr sparsamer und genauer Mensch war, der auch die geringsten Ausgaben notieren und kontrollieren ließ. Wie knapp er an Geld war, beweist auch der Umstand, daß er nichts vorrätig hielt, sondern selbst die geringsten Kleinigkeiten, wie z. B. Nägel u. dgl., von Fall zu Fall gekauft wurden.

Wie schon erwähnt, wohnte Sigmund in der Ofener Burg, er hatte aber einen kleinen Hofhalt für sich, der sozusagen eine kleine polnische Welt war, dessen Mitglieder er beinahe ohne Ausnahme aus Polen mit sich brachte und nur die ganz untergeordneten Dienste wurden von Kleinrussen und Kroaten verrichtet.

An der Spitze dieses kleinen Hofes stand der Hofmarschall Christoph Szydłowiecki, der Liebling und Vertrauensmann des Prinzen, der ihn in seine Geheimnisse einweihet und seinen Rat einholt, so oft wichtige Angelegenheiten auftauchen. Der Hofmarschall stammte aus einer altangesehenen Familie, einem Zweige des uralten Odrowąż-Geschlechtes. Als Sigmund den polnischen Thron bestieg, ernannte er ihn zum Kanzler und in einer seiner Urkunden erwähnt er seiner sehr schön, indem er sagt: «nobis perpetue serviens crevit et enutritus.»<sup>16)</sup> Auch in der Folge verblieb er der Vertrauensmann des Königs, der ihn mit der Lösung von wichtigen und geheimen diplomatischen Aufgaben betraute. Szydłowiecki spielt auch in der Geschichte Ungarns eine große Rolle. In Ofen stand er dem kleinen Hofe Sigmunds vor und ihm mußte über die Ausgaben Rechenschaft abgelegt werden.

<sup>14)</sup> Pawiński, *Młode lata Zygmunta Starego*. Warszawa 1893, S. 80.

<sup>15)</sup> Ibid. S. 83, ferner Dogiel, *Codex, Diplomaticus Poloniae*, V, S. 546.

<sup>16)</sup> Acta Tomiciana, IX, S. 103.



An seiner Seite stehen Raphael Leszczyński als Sekretär, ferner der Truchseß Chroberski, der das Silber und die übrigen Wertgegenstände aufbewahrte; Chlewicki leitet die Küche; unter den Höflingen befinden sich Ocieski und Potocki. Der Prinz wohnt täglich der Messe bei, die sein Hofpater liest; er hat ferner einen Hofschreiber (baccalaureus), der die schriftlichen Arbeiten verrichtet, und eine große Anzahl von Kämmerern. Zu diesen kommen der Hofbarbier, der Kürschner, der Schmied und der Waffenschmied, die als »artifices« bezeichnet werden; ferner hatte der Prinz beiläufig sieben Stallknechte, ebensoviel Kutscher, außerdem mehrere Eilboten und einige »laicelli«. Die jüngeren laicelli hießen »Kinder«, was im Polnischen in der Bedeutung von »Knappen« gebraucht wird; außerdem gab es noch andere Bedienstete, die »bykowie« genannt werden. Den Köchen helfen Küchenjungen, andere verteilen das Brot; es fehlt auch nicht an Bläsern; der Trommler ist auch dabei und der Schütze, der oft auf Vögel jagt; der Wagenaufseher, der Pferdefütterer und der Badediener werden ebenfalls erwähnt. Die ganz untergeordneten Dienste leisten die »Russen« (oroschi), diese kehren, hacken Holz, heizen, tragen Wasser und verrichten andere verschiedene Dienste. Endlich müssen wir uns noch des Hofnarren erinnern, der den Prinzen belustigte und ihm angenehme Stunden bereitete. Auch die Stallungen waren gut bestellt, da dem Prinzen beiläufig 35 Pferde zur Verfügung standen.

Die Deckung der Kosten, die dieser ganze Hof verursachte, fiel zu den Lasten des königlichen Budgets, denn wir finden in den Verrechnungen des Prinzen keine Posten, welche auf einen ständigen Unterhalt Bezug hätten; einige Daten im Gegenteil lassen eben folgern, daß die Versorgung dieses Hofhaltes die Aufgabe der königlichen Kasse war; immerhin kam es aber zu wiederholten Malen vor, daß der Prinz genötigt war, aus eigener Tasche Brot und Wein anzuschaffen, weil der königliche Hofhalt keine Mittel dazu hatte. Es ist ja bekannt, daß dem Könige Władysław II. oft nicht einmal zum Abendessen gedeckt werden konnte. Daher kommt es, daß wir in den Verrechnungen solche Bemerkungen finden, wie »dedi pro administranda coquina, quum pauca dabantur a dispensatoribus domini regis«<sup>17)</sup> oder »cum non erat datus panis pro mensa domini principis«<sup>18)</sup> usw. In solchen Fällen sorgt der Prinz selbst für das Nötige.

<sup>17)</sup> Die Ofner Verrechnungen des Prinzen Sigmund von Polen, S. 171. In der Folge werden wir uns nur auf die Seitenzahl der Verrechnungen berufen; da einige Daten sehr oft vorkommen, werden wir nur jene hervorheben, die sehr charakteristisch sind oder nur selten vorkommen. Mit Hilfe des den Verrechnungen beigegebenen ausführlichen Registers können die einzelnen Angaben leicht gefunden werden.

<sup>18)</sup> S. 173.

Sigmund hatte eine glückliche Natur, er war ruhig, friedlich gesinnt, nicht im geringsten kriegerisch aufgelegt, er befaßte sich lieber mit Wissenschaft und Kunst und paßt sehr gut ins humanistische und Renaissance-milieu seiner Zeit. Der Aussage des polnischen Geschichtsschreibers Decius nach soll der Prinz sehr mäßig und zurückhaltend gewesen sein<sup>19)</sup>, der als genauer und sparsamer Mensch seine Einnahmen und Ausgaben genau und detailliert verbuchte, jeden Posten begründend und kontrollierend. Wie sparsam er war, ersehen wir aus einem bezeichnenden Fall: als er nämlich einmal Geldstücke einwechseln wollte und man ihm weniger dafür geben wollte als sonst, hieß er dieselben aufheben für eine Zeit »dum sine dampno permutari poterint«<sup>20)</sup>. Er hatte ein gutes Herz und war feinführend, verabschiedete die Bettler und die Armen nie mit leeren Händen, gleichviel, ob sie ihn in seinem Heim aufsuchten oder ob er Arme und Kranke auf der Gasse antraf; er spendete immer etwas. Er belohnte selbst den geringsten Dienst und sparte mit den Trinkgeldern nicht, und es kam wahrlich oft vor, daß er »ad vinum« einen Gulden (12 Kronen) gab, was damaliger Zeiten eine bedeutende Summe war. Der Prinz war ein frommer, gottesfürchtiger Mensch, der die Vorschriften der Kirche genau einhält, den Gottesdienst nie versäumt und mit der Geistlichkeit, besonders mit dem höheren Klerus auf sehr gutem Fuße steht. Er unterstützt Kirchen und besonders Klöster, was unter anderem auch darin seinen Beweis findet, daß die Karthäuser von Löwöld ihn für die Unterstützung, die er ihnen zuteil werden ließ, zum Confrater wählten<sup>21)</sup>. Er ist auch sehr ordnungsliebend und für Reinlichkeit eingenommen; er duldet keine Unordnung. In seiner Wohnung hat alles seinen Platz, er läßt alles sorgfältig aufheben und schont jedes wertvollere Stück.

Er hat eine große Vorliebe für Kunst, Literatur und Wissenschaft und besitzt einen feinen Sinn für künstlerische Schöpfungen. Er ist ein verdienstvoller und gelehriger Mann, der alles, was er gesehen und erfahren hat, das Schöne und das Nützliche verwertet und anwendet. Er ist ein echter »Schöngeist«. Diesen Eigenschaften kann Polen größtenteils den großen Aufschwung verdanken, den es unter Sigmund auf künstlerischem und kulturellem Gebiete nahm und der Sigmunds Herrschaft kennzeichnet. Sein Aufenthalt in Ungarn übte auf ihn einen vorteilhaften Einfluß aus und alles, was er bei uns sah, verwertet er als Träger der polnischen Krone.

<sup>19)</sup> Dr. W. Czermak, I. Ludovici Decii De Sigismundi regis temporibus liber. Kraków 1901, S. 17 (»tota vita summa abstinentia usus, comessationes potatio nesque supra quam naturae necessitas postularet, in se ipsum nunquam admisit, in aliis ad indignationem execratus est«).

<sup>20)</sup> S. 30.

<sup>21)</sup> Codex Diplomaticus Poloniae, IV. Varsoviae 1887, S. 200.

Begeben wir uns nun in die Privatgemächer des Prinzen und werfen einen Blick auf deren Einrichtung. Die Wohnung ist ziemlich einfach und klein; sie besteht aus einigen Wohnzimmern für den Prinzen, aus der sogenannten »Schatzkammer« (thesaurum), in der die wertvolleren Kleidungsstücke und das Silber aufbewahrt wird, ferner aus ein bis zwei Kammern und den Gemächern der Angestellten. Die Zimmer sind mit einfachen Bretterfußböden versehen, bei deren Reinigung viele Besen abgewetzt werden, denn die Verrechnungen erwähnen oft den »oroschon ad scopas ad purgandam aulam.« Die Schlösser der Türen funktionieren auch nicht gut; sie sind wahrscheinlich rostig, weil man sie alle Augenblicke reparieren muß. Die Wände sind mit italienischen Teppichen (Italici laboris)<sup>22)</sup> bedeckt, um die Eintönigkeit der weiß getünchten Mauern zu unterbrechen. Wir wissen, daß der Prinz bei einer Gelegenheit zwölf italienische Teppiche kauft, um mit denselben die Wände seiner Zimmer zu schmücken<sup>23)</sup>. Die Zimmer sind genug finster, denn die Fenster waren statt mit Glasscheiben, mit Pergamentblättern versehen, die, wie es scheint, nicht genug stark waren, da der Wind oft Schaden in ihnen anrichtete (a reformatione membrane . . . que per ventum erat destructa)<sup>24)</sup>. Man hatte auch viel Scherereien mit dem Kamine, besonders am Anfang des Winters, als man nach langer Pause zum ersten Male heizte; das offene Feuer verbreitet Rauch und einen unangenehmen Geruch. Es bleibt nun nichts weiter übrig, als schnell durch einen Diener aus der »appoteka« Räucherwerk und Parfum (suffumigia, glowyenko) holen zu lassen<sup>25)</sup>. Räucherwerk wird aber auch sonst oft angewendet, so z. B. wenn der Prinz von einer Reise heimkehrt<sup>26)</sup> und die Zimmer für zu dumpfig befunden werden, oder wenn er nach einer Krankheit wieder genesen ist (ad thurificandum in stuba domini principis dum salveatus est<sup>27)</sup>. Brennholz mußte der königliche Hofverweser anschaffen; es kam aber doch vor, daß, als der Prinz aus Tolnau heimgekehrt ist, der königliche Hofverweser »nolebat dare« und so Sigmund genötigt war, Brennholz selbst kaufen zu lassen und dafür Sorge zu tragen, daß sein Zimmer geheizt sei<sup>28)</sup>, denn in der kalten Oktobernacht hätte er wohl recht gefroren. In dem aus dicken Steinmauern gebauten Schlosse, dort oben in der luftigen Festung war es wirklich recht kühl und es kam vor, daß der Prinz genötigt war, am 20. September Feuer machen zu lassen<sup>29)</sup>. Auf sein Bett war eine Atlasdecke gebreitet<sup>30)</sup>, der Polster war auch aus Atlas<sup>31)</sup> und in den Sommermonaten mit Blumen bestreut. Über dem Bette hingen an der Wand die Lieblingswaffen des Prinzen, unter anderem sein Säbel und

<sup>22)</sup> 42, 98, 133.

<sup>23)</sup> 133.

<sup>24)</sup> 57.

<sup>25)</sup> 132, 173, 177.

<sup>26)</sup> 77.

<sup>27)</sup> 27.

<sup>28)</sup> 132.

<sup>29)</sup> 166.

<sup>30)</sup> 118.

<sup>31)</sup> 145.



seine Hellebarde<sup>82)</sup>, die nur als Zierde dienten, denn der Prinz nahm weder an Jagden, noch an Turnieren teil. Unter den Gebrauchsgegenständen finden wir auch den Metallspiegel<sup>83)</sup>, den man von Zeit zu Zeit ausglänzen mußte, da er zeitweise matt wurde; ebenso finden wir auch irgendeine Art von Zahnreinigungsinstrument aus purem Gold («instrumentum ad dentes purgandos . . . de auro puro . . .»<sup>84)</sup>, dessen Reparatur 2 Gulden und 6 Denare gekostet hat. Das zum Waschen nötige Wasser wurde in einer kupfernen Amphore geholt<sup>85)</sup>.

Auf dem Tische finden wir Bücher und Schreibrequisiten, ferner einen Kalender (indicium anni<sup>86)</sup> mit Sterndeutungen und weisen Ratschlägen für die verschiedenen Monate und Tage des Jahres, wann man «oleum purgativum» einnehmen, sich zur Ader lassen und andere hygienische Maßregeln treffen soll. Wahrscheinlich liegt dort auch das Buch, welches ein Mönchsabt schrieb<sup>87)</sup>, sowie das »libellum orationale«<sup>88)</sup>, das die fleißige Arbeit eines Ofner Schreibers war. Auch Papier, Tinte, Pergament und Siegellack sind vorhanden; dies alles wird aus der »appoteka« geholt, wohin der Hof ziemlich oft «pro pulveribus et gallis et gumi ad inchaustum»<sup>89)</sup> «pro pergameno», «pro papiro necessario», «pro cinobrio»<sup>40)</sup>, «pro cera rubra»<sup>41)</sup> schickt. Wenn Papier in größerem Quantum angeschafft wird, so wird es ins »thezaurum« gelegt. Viel Papier und Tinte brauchte man «ad scribendum in regestra»<sup>42)</sup>, weil der Prinz über alle Einnahmen und Ausgaben genaue Buchführung forderte. Da er sehr ordnungsliebend war, mußte alles an seinem Orte sein; die gewöhnlichen Briefe hielt er separat in Schachteln und ließ besondere Etuis für große Briefe und für die mit großen Siegeln versehenen Privilegienurkunden machen<sup>43)</sup>. Die das Herzogtum Glogau betreffenden Schriften werden in einem eigens zu diesem Zwecke dienenden Kasten aufbewahrt<sup>44)</sup>. Zur Zimmereinrichtung gehört auch das Schachbrett, weil der Prinz sich die Zeit, besonders an den langen Winterabenden, mit Schachspiel vertreibt. Es mußte viel in Anspruch genommen worden sein, denn es wurde oft durch den Goldarbeiter ausgebessert<sup>45)</sup>, und wie wertvoll es gewesen sein muß, geht daraus hervor, daß die Figuren mit Perlen besetzt waren<sup>46)</sup>.

Der Prinz hat auch eine besondere Vorliebe für Tiere; er hat eine Lieblingselster, die in einen Käfig geschlossen in seinem Zimmer ist. Er füttert sie mit hartgekochten Eiern<sup>47)</sup>, manchmal aber läßt er ihr einen Leckerbissen, das Herz irgendeines Tieres, bei den Ofner Juden (piece ad cor circa Judeos) kaufen<sup>48)</sup>.

---

<sup>82)</sup> 66.	<sup>83)</sup> 46.	<sup>84)</sup> 41.	<sup>85)</sup> 27.	<sup>86)</sup> 23.	<sup>87)</sup> 45.	<sup>88)</sup> 54.
<sup>89)</sup> 44.	<sup>40)</sup> 54.	<sup>41)</sup> 136.	<sup>42)</sup> 23, 49.	<sup>43)</sup> 56.	<sup>44)</sup> 84.	
<sup>45)</sup> 23, 43.	<sup>46)</sup> 94.	<sup>47)</sup> 90, 92, 93, 95—98, 111.	<sup>48)</sup> 92.			

Werfen wir nun einen Blick in den Speisesaal, dessen Geräte er, wie es scheint, noch aus Krakau mit sich gebracht hat. Der Tisch ist meist mit einer grauen oder braunen Tuchdecke bedeckt<sup>49)</sup>, auf die noch eine Art seidener Tischläufer gebreitet wird<sup>50)</sup>. Das Tischzeug wird in einem Kasten und das Silber in großen Silberbehältern aufbewahrt, deren einer vor dem Tische steht<sup>51)</sup>. Wenn der Prinz auf Reisen geht, wird dies alles in Stofflappen gehüllt und in Etuis gepackt. Das Silberzeug kommt in Kisten. Bei den Mahlzeiten wird teilweise silbernes, teilweise vergoldetes Geschirr gebraucht. Es werden aber auch schon Kristallbecher<sup>52)</sup> und Gläser erwähnt. Der Prinz bedient sich kleinerer Becher und Gläser, für die Gäste dagegen werden größere auf den Tisch gestellt<sup>53)</sup>. Das Wasser und der Wein werden dem Prinzen in vergoldeten Silberkannen auf den Tisch gestellt<sup>54)</sup>; das Personal muß sich selbstverständlich mit Metall-<sup>55)</sup> und Holzkrügen zufrieden geben<sup>56)</sup>. Auch in der Küche werden zum Waschen und zum Reiben Metall- und Holzgefäße gebraucht. Das Wasser wird aus der Zisterne des Klosters Sankt Johann geschöpft und auch das Eis zum Kühlen des Weines wird von hier gebracht<sup>57)</sup>. Man scheint die Zisterne viel in Anspruch genommen zu haben, weil man oft ein neues Seil braucht. Zum gewöhnlichen Gebrauch dienen Holzkannen, in denen auch zum Aufreiben der Fußböden das nötige Wasser gebracht wird<sup>58)</sup>.

Die einzelnen Kisten und Kästen, in denen das Silber, die Kleidungsstücke und die Weißwäsche<sup>59)</sup> verwahrt sind, sind sorgfältig abgesperrt und die Schlüssel in eigenen Schachteln aufbewahrt<sup>60)</sup>. Die Oberkleider hängen an Ständern und an Stangen<sup>61)</sup>.

Das Hofgesinde ruht auf Strohsäcken, wenn wir daraus schließen dürfen, was sich auf den Hofnarren bezieht (pro tela ad saccum blasnowi, in quo dormit)<sup>62)</sup>, der sich keines großen Ansehens erfreute. Auch sein Polster war nur aus irgendeiner groben Sackleinwand genäht (pro grossa tela ad pulvinar blasnowi)<sup>63)</sup>. Wenn wir einen Blick in die Küche werfen könnten, so würden wir sehen, daß dort acht Kessel den Koch Thomek und seine Küchenjungen beschäftigen<sup>64)</sup>.

Bei anbrechendem Abend werden Kerzen angezündet, was aber oft mit Schwierigkeiten verbunden ist, denn der königliche Hofverweser lieferte keine und der Prinz ist genötigt, einige Denare aus Eigenem auf Kerzen zu geben<sup>65)</sup>. Im Hofe sehen wir die angehängten, dicken, großen, starken Jagdhunde (bachmati)<sup>66)</sup>, die der Jäger Peter mit sich zu nehmen pflegt; der «canis Byeliczek», der weißhaarige Liebling des

49) 56.	50) 145.	51) 56, 57.	52) 56.	53) 89.	54) 139.
55) 142.	56) 132.	57) 33, 34, 109, 110.	58) 177.	59) 66.	60) 58.
61) 52.	62) 115.	63) 166.	64) 85, 103.	65) 98, 99, 103.	66) 47.

Prinzen, verweilt dagegen wahrscheinlich immer in der Nähe seines Herrn.

Die Verrechnungen bieten ein interessantes und getreues Bild der Lebensweise, der Gewohnheiten und der Zerstreuungen des Prinzen in Ofen.

Da Sigmund sehr fromm war, ging er täglich in die Messe und nach der Messe verteilte er unter den vor der Kirche bettelnden Armen Geldspenden «propter Deum», wie dies in den Verrechnungen begründet wird. So oft der Hofpater krank ist, wird er durch einen anderen Geistlichen aus den in der Nähe befindlichen Kirchen oder Klöstern vertreten.

Der Prinz hatte viel freie Zeit, denn er mußte für nichts Sorge tragen; sein Unterhalt war gesichert und nur das kleine Herzogtum Glogau gab ihm hie und da eine kleine Arbeit, die schriftlich verrichtet werden mußte. Das Leben war zu damaliger Zeit noch sehr einfach; es hat nicht viel geboten; die Zerstreuungen und Unterhaltungen waren naiv, die geistigen Vergnügungen auf einen engen Kreis beschränkt und die Menschen wußten oft vor lieber langer Weile nicht, was anzufangen.

Der Vormittag verging wahrscheinlich mit Befehlerteilungen, Briefschreiben, mit der Kontrollierung der Verrechnungen und mit allerhand sonstigen Verfügungen. Es kommen nach und nach auch Bittsteller und Bettelmönche, nicht nur aus Ofen, sondern auch aus entfernteren Landen, wie Kroatien<sup>67)</sup> und Mähren<sup>68)</sup>; es erscheint z. B. auch eine Pilgerin, die auf dem Rückwege aus Rom durch Ofen zieht und um Almosen bittet<sup>69)</sup>. Ein anderes Mal kommt irgend ein Kroat, der Geld sammelt, um seine Geschwister aus türkischer Gefangenschaft zu lösen<sup>70)</sup>. Für einen solchen Zweck wird oft gesammelt, woraus wir ersehen können, daß die Zahl solcher Gefangener eine ziemlich große gewesen sein mag und daß die Türken dies für eine gute Einnahmequelle betrachteten. Bald sammeln zwei Franziskaner aus Jajcza «pro redimendo fratre eorum de Turcia»<sup>71)</sup>, bald kommt ein «literatus» aus Požega, dem «pro exemptione captivitatis sue de Turcia» zwei Gulden geschenkt werden<sup>72)</sup>, um sich selbst auslösen zu können. Es melden sich aber auch solche, denen es gelungen ist, aus der türkischen Gefangenschaft zu entfliehen und die sich nun aus Almosen erhalten<sup>73)</sup>; es ist interessant, daß diese Bettler größtenteils Kleinrussen sind, die wahrscheinlich im Moldauer Feldzug in türkische Gefangenschaft gerieten. Es kommt unter anderen auch ein kranker «rusticus literatus»<sup>74)</sup> und ein blinder Geistlicher<sup>75)</sup> vor, die

<sup>67)</sup> 118.  
<sup>73)</sup> 123, 143, 173.

<sup>68)</sup> 121.  
<sup>74)</sup> 171.

<sup>69)</sup> 46.  
<sup>75)</sup> 143.

<sup>70)</sup> 109, 172, 175.

<sup>71)</sup> 30.

<sup>72)</sup> 172.



Almosen erhalten. Selbst Graf Georg von Zagoria<sup>76)</sup> scheut es nicht solche Gaben anzunehmen; er erhält 6 Gulden (beiläufig 72 Kronen), als er aber ein zweites Mal die Freigebigkeit des Prinzen in Anspruch nehmen will, erhält er nur die Hälfte dieses Betrages<sup>77)</sup>. Der Prinz hat ein gutes Herz; er verabschiedet niemanden mit leerer Hand.

Zur Mittagszeit aber wird es in seinem kleinen Hofe recht lebhaft, besonders an Feiertagen und anlässlich der verschiedenen Feierlichkeiten und Jahresfeste; im Fasching aber ist dort ein wahrhaftiges Gedränge. Es kommen die «recordantes» aus den sämtlichen Ofner Schulen, ferner Sänger in verschiedenen Kostümen, der eine als Kaiser verkleidet<sup>78)</sup>, andere Knaben als Landsknechte mit Lanzen und Streit-äxten bewaffnet<sup>79)</sup>, und mit ihrem Zweikampfe vertreiben sie dem Prinzen die Zeit. Bald erscheint ein Orgelspieler, der «ludebat in organo»<sup>80)</sup>; bald meldet sich ein Fiedler und unterhält mit seinem springenden Hunde (cum cane saltanti) den Prinzen<sup>81)</sup>. Wir finden dort auch den alten russischen Fiedler (antiquus citharedus Ruthenus), Czurilo, der wahrscheinlich aus Litauen an den Hof der Jagielloniden kam und nun in Ofen russische Lieder vorträgt<sup>82)</sup>. All dies ergötzt den Prinzen, denn er liebt Musik und Gesang, wie die Jagielloniden überhaupt. Deswegen suchen ihn so viele Pfeifer, Bläser, Paukenschläger und noch viele andere Musikanten auf; darum bezahlt er gerne die Reparatur der Musikinstrumente<sup>83)</sup>. Abwechslungshalber sorgt man auch für andere Belustigungen, die den kleinen Hof noch mehr beleben: es erscheinen nämlich ein ungarischer und ein polnischer Ritter, die mit ihrem Turnier dem Hof eine entsprechende Zerstreuung bieten<sup>84)</sup>. Es kamen Schwerttänzer<sup>85)</sup>, ferner maskierte Possenreißer auf lebenden oder imitierten Pferden (blasnom larvatis cum equo)<sup>86)</sup>, die ihre Kunststücke im oberen Saal aufführten. Auch Zweikämpfe mit Lanzen werden vorgeführt<sup>87)</sup>. Eine sanftere Unterhaltung bieten die Sänger «cum simplici cantu»<sup>88)</sup>.

Eine unversiegbare Quelle des Witzes und der Belustigung ist der Hofnarr, den die Verrechnungen auf polnisch nur als «blasen» oder «blasno» erwähnen, ihm aber manchmal, vielleicht scherzweise, den Dokortitel verleihen. Er ist ein großer Schelm, der es großartig versteht, seinem Herrn Geld herauszulocken; so oft er ihn mit einem guten Spaß zum Lachen brachte, begehrte er von ihm gleich Geld auf Fußbekleidungen, auf ein Hemd oder um dieses waschen lassen zu können. Wir können wenigstens hierauf schließen aus Posten wie: «Item eodem die dedi blasnowi ad camisas» oder «ad calceos», die in den Verrechnungen gang und gäbe sind. Hie und da trinkt er

---

<sup>76)</sup> 81.	<sup>77)</sup> 134.	<sup>78)</sup> 21.	<sup>79)</sup> 22.	<sup>80)</sup> 22.	<sup>81)</sup> 22.	<sup>82)</sup> 20.
<sup>83)</sup> 167.	<sup>84)</sup> 58.	<sup>85)</sup> 91.	<sup>86)</sup> 91.	<sup>87)</sup> 175.	<sup>88)</sup> 177, 31 a.	

50\*

sich einen Rausch an. Eines Tages konnte er den Prinzen nicht ins Bad begleiten «propter ebrietatem» (infolge seines Rausches)<sup>89)</sup>. Ein anderes Mal war er so sehr «im hohen Geist», daß er den Ofen samt den darauf stehenden Töpfen zerschlagen hat. Der gewissenhafte Buchhalter verewigte diesen Fall folgendermaßen: «Item eodem die pro reformatione fornacis, quam blasno destruxerat et pro ellis dedi X. den. ung.»<sup>90)</sup>. Einmal wieder hat er sich irgendwo in der Stadt unterhalten und schaute so tief ins Glas, daß er nicht heimfand und ein Bauer ihn nach Hause führte, weshalb der Fürst letzterem einige Denare Trinkgeld gab<sup>91)</sup>. Und Gott weiß, ob die Ausbesserung des Strohsackes und des Polsters nicht mit einer tollen Nacht des Narren im Zusammenhange ist? Warum hat man denn nur mit seiner Lagerstätte zu tun? Auch eine andere verdächtige Angabe spricht gegen seine etwaige Vorliebe zur Nüchternheit: als der Prinz nämlich den König nach Stuhlweißenburg zum Krönungsfest der Königin begleitet, ist der Herr «doctor blasno» so gut aufgelegt, daß er seinen Gürtel verliert, den ihm dann ein Bauer zurückbringt<sup>92)</sup>.

Nun aber stellen sich die Fasten ein und alles wird stille. Der Prinz ist fromm; er befolgt genau die Vorschriften der Kirche und hütet sich vor Musik und vor jeder lauten Belustigung. Jetzt vertreibt er sich die Zeit nur mit häuslichen Unterhaltungen, mit Schachspiel, und wenn er es schon satt hat, spielt er Karten. Er verlangt einen Gulden von seinem Verwalter und kürzt sich den Abend nach dem Nachtmahl mit Kartenspielen. Dies ist sein liebster Zeitvertreib. Er nimmt die Karten überall mit und wir wissen, daß er, als er einmal von Visegrád nach Ofen schiffte, von einem seiner Höflinge einen Gulden zu leihen nimmt, um Karten spielen zu können<sup>93)</sup>. Auch das Kugelspiel<sup>94)</sup> war im Brauch, das aus 33 verschieden gefärbten Eibenwürfeln bestehende Würfelspiel war aber noch beliebter<sup>95)</sup>. Wenn er sich mit Wladislaw trifft, kommt das Kreiselspiel zum Vorschein; das Spiel bewegt sich nur in einem bescheidenen Rahmen, nicht über  $\frac{1}{4}$  Gulden<sup>96)</sup>.

In der Karwoche melden sich wieder die Schulsänger, um Kirchenlieder vorzutragen; am Palmsonntag, Gründonnerstag und Karfreitag bringen die «scolares» der Ofener Liebfrauenkirche Hostien<sup>97)</sup>. Am Karfreitag besucht der Prinz alle Kirchen Ofens der Reihe nach und verteilt Geldspenden unter den Armen und den Mönchen, und bei dieser Gelegenheit verausgabte er nicht weniger als 12 Gulden (zirka 150 Kronen)<sup>98)</sup>.

Nun aber sind die Ostern herangerückt, die Fasten sind vorüber, die Säger kommen aus sämtlichen Schulen und so wird am Tische

<sup>89)</sup> 25.<sup>90)</sup> 54.<sup>91)</sup> 91.<sup>92)</sup> 169.<sup>93)</sup> 50.<sup>94)</sup> 167.<sup>95)</sup> 89—91.<sup>96)</sup> 71—76.<sup>97)</sup> 28, 29.<sup>98)</sup> 29.

des Prinzen im Chore gesungen<sup>99)</sup>. Auch der alte Czurilo erscheint mit seiner Fiedel, die 40 Tage lang keinen Laut geben durfte, und jetzt «citharisavit penes mensam»<sup>100)</sup>. Diese Leute wurden im Frühling, wo die Tage schon länger waren, in der Ofener Hofburg immer seltner, aber am Vorabend des Sankt-Stanislaus-Tages ergötzte sich der Prinz an Zigeunermusik<sup>101)</sup>.

Der laue Frühling lockte von den Marmaroscher Schneebergen die Bärenführer: Kleinrussen, bei deren Trompetenspiel und Gesang das unglückselige Tier herumhupfen mußte («Rutheni cum urso, qui tubicinabant et cum urso choresabant»)<sup>102)</sup>.

Der ruhige, friedlich gesinnte, für alles Schöne begeisterte Königssohn war für Blumen sehr eingenommen, und als die Rosen in Blüte standen, kaufte er oft einen aus roten Rosen geflochtenen Kranz<sup>103)</sup>. Ein anderes Mal werden ihm aus dem königlichen Garten von Nyék (de zagrada Nyék) rote Rosen gebracht. Was mag er wohl mit den Rosenkränzen gemacht haben? Setzte er sie sich vielleicht aufs Haupt, wie dies in der Renaissance Sitte war, oder schmückten dieselben vielleicht gar Frauenlocken? Gott weiß, letzteres ist nicht sehr ausgeschlossen, denn leise Anspielungen einiger Posten lassen uns vermuten, daß der Prinz einer Dame namens «Kaska» (Katharine) gegenüber zarte Neigungen empfand, die aber in Ofen diskret im Hintergrunde bleibt, und nur im Krakauer Teil der Verrechnungen gibt es einzelne geheime Posten, in denen der übrigens redselige Hofschreiber sich nur auf die Bemerkung «sicut bene dominus princeps scit» beschränkt<sup>104)</sup>. Sogar an seinen Polster sind Rosen gesteckt, damit er in Rosenduft einschlummere<sup>105)</sup>, und der Veilchenkranz fehlt auch nicht<sup>106)</sup>.

Trotzdem der Prinz mit anbrechendem Lenz den größten Teil seiner Zeit unter freiem Himmel verbringt, empfängt er hie und da doch irgend einen Bauern mit seiner Frau, die Lieder vortragen<sup>107)</sup>, dann einen anderen mit Schellen oder einen Fiedler mit seiner Frau und seinem Hunde<sup>108)</sup>, oder irgend einen Italiener, «qui venerat cum ancilla corisare»<sup>109)</sup>.

Am liebsten machten ihre Ausflüge König Mathias und Władysław II. in den königlichen Garten von Nyék, woher auch die erwähnten Rosen stammten; der Prinz verbrachte hier oft sehr angenehme Stunden und ließ auch hier das Kartenspielen nicht<sup>110)</sup>. Wenn der Prinz nichts besseres zu tun hat, setzt er sich aufs Pferd und macht einen Spazierritt in der Stadt und der Umgebung, er schaut sich in der Nähe des

<sup>99)</sup> 30.

<sup>100)</sup> 30.

<sup>101)</sup> 34.

<sup>102)</sup> 36.

<sup>103)</sup> 33—37, 108—112.

<sup>104)</sup> Originalhandschrift, Folio 145, 150, 162, 195.

<sup>105)</sup> 35, 37, 112.

<sup>106)</sup> 101.

<sup>107)</sup> 35.

<sup>108)</sup> 107.

<sup>109)</sup> 104.

<sup>110)</sup> 52.



Paulinerklosters<sup>111)</sup> den Markt an, macht einen kleinen Abstecher in den verschiedenen Klöstern, denn er steht mit der Geistlichkeit auf gutem Fuße. Inzwischen teilt er unter den vor den Kirchen und Spitalern bettelnden Armen und Krüppeln Geldspenden aus.

So der Ungar wie der Pole lieben die schmucken, prachtvollen, farbenreichen Kleider und entfalten in dieser Hinsicht gerne einen großen Luxus. Es ist für ihre Kleidung bezeichnend, daß sie einen starken orientalischen, besonders türkischen Einfluß aufweist, was sich besonders im 16. und 17. Jahrhundert kundgibt. Daher kommt es, daß die Tracht des ungarischen und des polnischen Adels von derjenigen des westländischen Adels so sehr abweicht. (Die ungarische und die polnische Nationaltracht sind in vielen Punkten einander auch heute noch sehr ähnlich.)

Die Kleider des Prinzen wurden aus «Altambas», d. h. aus mit Gold durchwobener türkischer Seide, aus Brokat, Damastseide, Kamelhaar, Samt, «Kithanka», d. h. aus dünner chinesischer Seide, aus Atlas und aus Tuch verfertigt. Sie sind von verschiedener, meist recht lebhafter Farbe; das Grüne, Gelbe, Rote und Himmelblaue sind damals modern. Er hatte einen aus Kamelhaaren verfertigten grünen und blauen Pelzmantel<sup>112)</sup>, der mit Zobelpelz<sup>113)</sup> gefüttert und eingefast war. Dies warme Kleidungsstück trug er selbstverständlich nur bei kaltem Wetter. Zu diesem Mantel gehört eine graue, verbrämte Kopfbedeckung (mitra)<sup>114)</sup>. Außerdem hatte er einen Brokatmantel, ebenfalls mit Zobelpelz gefüttert<sup>115)</sup>, und noch einen dritten, mit Seide ausgenähten, glatten, braunen Samtmantel<sup>116)</sup>. In seiner Garderobe befand sich ferner noch ein mit Gold ausgenähter grauer Damastmantel<sup>117)</sup>. Seine Tunik ist mit Perlen (cum margaritis) ausgenäht<sup>118)</sup>; zum Reiten legt er manchmal eine mit Seide ausgenähte purpurne Tunik an<sup>119)</sup>, meist zieht er aber die Haczuka an; die Mannigfaltigkeit dieser letzteren Kleidungsstücke läßt nichts zu wünschen übrig; er besitzt eine mit Perlen ausgenähte Haczuka<sup>120)</sup>, dann eine andere ebenfalls ausgenähte aus schwarzem Samt<sup>121)</sup> und unter anderen auch eine purpurne<sup>122)</sup>. Oft legt er eine Art kurze Jacke: die «Joppula» an, die mittels eines Gürtels an die Hüften gezogen wurde und aus schwarzem und rotem Atlas, Taffet oder aus Seide<sup>123)</sup> verfertigt war. Der Gürtel war meist aus Seide<sup>124)</sup> und mit einer Silberspange versehen<sup>125)</sup>, doch fanden sich auch Gürtel, die ganz aus Silber waren<sup>126)</sup>. Der Prinz gab den Ofener Goldarbeitern ziemlich viel zu tun, denn er war nicht nur mit Silberzeug reichlich versehen, sondern auch an seinen Kleidern trug er viel Gold- und Silberketten, viele Knöpfe, Spangen und Agraften,

<sup>111)</sup> 34.	<sup>112)</sup> 68.	<sup>113)</sup> 68.	<sup>114)</sup> 68.	<sup>115)</sup> 88, 96.	<sup>116)</sup> 104.
<sup>117)</sup> 107.	<sup>118)</sup> 115, 116, 134.	<sup>119)</sup> 179.	<sup>120)</sup> 92.	<sup>121)</sup> 108, 113, 149.	
<sup>122)</sup> 186.	<sup>123)</sup> 53, 56, 102.	<sup>124)</sup> 171.	<sup>125)</sup> 104.	<sup>126)</sup> 56.	

die ihm ein glänzendes, prunkvolles Äußeres verliehen. Als Waffe hat er sich einen türkischen Säbel (*framea thurecka*) umgehängt<sup>127)</sup>.

Das Hofgesinde war selbstverständlich einfacher gekleidet; ihre Kleider waren zwar auch mit Pelz gefüttert, denn sie erhielten außer ihrer Bezahlung auch Pelzwerk, aber freilich keinen Zobelpelz, sondern Fuchs- oder Wolfsfelle. Hiervon machte selbst der Hofnarr keine Ausnahme, der als Kopfbedeckung eine «*mitra vulpina*» trug<sup>128)</sup>. In den Verrechnungen wird oft das «*femorale*» erwähnt, das aus schwarzer Leinwand war<sup>129)</sup>, ferner die «*caliga*», die man zusammenschnüren mußte<sup>130)</sup>, am meisten kommen aber die «*calcei*» vor, die repariert oder neu angeschafft werden müssen. In den Verrechnungen finden wir immer wieder die Bemerkung «*dedi ad calceos*». Dieselben müssen entweder aus sehr schlechtem Material gemacht oder sehr viel gebraucht worden sein.

Es ist bezeichnend, wie oft das Waschen und das Ausbessern von Hemden vorkommt. Zu jener Zeit hatten die Menschen sehr wenig Hemden; es ist doch bekannt, daß selbst sehr vornehme Leute, sogar Könige, im 16. und 17. Jahrhundert nicht mehr als zwei oder drei Hemden besaßen. Wir dürfen uns also darüber nicht wundern, daß man das vielleicht einzige Hemd so oft hat waschen lassen müssen. Wie groß damals der Mangel an Hemden war, beweisen am besten die interessanten Daten der Verrechnungen, laut welchen Wierzbiata und Mazurek maior keine Hemden hatten, infolgedessen nackt gehen mußten, bis der Prinz ihnen ein neues geben ließ («... *ad camisas, quum nude ambulavit, cum eas non habuit, dedi I ort*»<sup>131)</sup>). Welch großer Abstand zwischen den mit Gold durchwobenen und mit Zobelpelz verbrämten teuren Brokat- und Damastkleidern und dem armseligen Mazurek, der nicht einmal ein Hemd hatte!

Die Generationen der verflossenen Jahrhunderte waren viel abgehärteter, stärker, ausdauernder und konnten dem Wechsel der Witterung viel mehr Widerstand leisten, als die heutigen Menschen, denn sie verbrachten den größten Teil ihres Lebens unter freiem Himmel und machten viele Bewegung. Die Hygiene und die Heilkunde standen noch auf primitiver Stufe; die Menschen kümmerten sich wenig um die Reinlichkeit des Körpers und um die Pflege der Gesundheit. Selbst die vornehmsten Kreise waren mit den elementarsten Erfordernissen der Hygiene nicht so weit bekannt, wie man dies heutzutage von einem jeden Schulkind fordert. Daher muß es uns recht wundernehmen, wenn wir sehen, daß Sigmund verhältnismäßig viel auf Reinlichkeit hält, für die er in jeder Hinsicht sehr eingenommen ist. Alle Samstag begibt er sich ins Bad und zwar zur warmen Quelle des

<sup>127)</sup> 96.

<sup>128)</sup> 67.

<sup>129)</sup> 109.

<sup>130)</sup> 100.

<sup>131)</sup> 54, 113.

Dreifaltigkeitsspitals der Johanniter, an dessen Stelle heute das Kaiserbad steht. Dies war das vornehmste Bad Ofens, das selbst König Wladyslaw II. besuchte.

Folgen wir nun dem Prinzen ins Bad. Er wird durch den Hofbarbier begleitet und den treuen Schidor, der als Badewärter fungiert, ferner durch einige Bediente, die dem Prinzen im Bade behilflich sind. Letztere kaufen unterwegs um einige Denare Nägel, um die Leintücher ausspannen zu können, denn der Prinz will nicht durch neugierige Menschen während dem Baden belästigt werden. Hie und da gebraucht man auch Räucherwerk und Parfüm, um dem primitiven Bade den dumpfen Geruch zu nehmen. Wir wissen auch, daß er einmal im Bade, wahrscheinlich um den üblen Geruch desselben loszuwerden, einen Rosenstrauß gekauft hat<sup>182)</sup>; seine Vorliebe für Blumen gibt sich also bei allerhand Gelegenheiten kund. Nachdem der Barbier seine Arbeit verrichtet hat, entfernte sich der Prinz und teilte unter den vor dem Badehause stehenden Armen Denare aus. Das Bad kostete einen Gulden (ca. 12 Kronen), was genug teuer ist. Auch auf Reisen gebraucht er Bäder, wie z. B. in Tolnau, Szegedin und Trentschin.

Gewöhnlich nimmt auch der Hofnarr am Bade teil, außer er hat sich einen Rausch angetrunken. In diesem Falle muß er allein gehen, erhält aber nur 5 Denare (ca. 65 Heller)<sup>183)</sup>. Man hat ihn wohl nicht hoch geschätzt, denn es kam vor, daß man ihn mit dem Lieblingshunde des Prinzen, dem «canis Byelyczek» zugleich badete. Der Prinz, der so sehr auf Reinlichkeit hält, duldet es nicht, daß sein schöner weißhaariger Hund schmutzig sei und läßt ihn alle 2 bis 3 Wochen einmal ins Bad führen. Diese Aufgabe fällt dem Diener Schidor zu, der unterwegs zum Waschen des Hundes Seife kauft, und es ist recht komisch, wenn man in den Verrechnungen den Lieblingshund und den Hofnarren in ein und demselben Posten erwähnt (und dabei den Hund vor den Hofnarren stellt): «Item ibidem in balneo dedi Schidor pro smigmate ad lavandum canem Byelyczek et blasno . . .»<sup>184)</sup>. Auch sonst trägt der Prinz für die Reinlichkeit seines Körpers immer Sorge, denn er läßt aus der Apotheke Zahnreinigungs- und andere Reinigungsmittel holen<sup>185)</sup>. Die Haare wäscht er sich mit Eierklar (pro ovis ad crimes)<sup>186)</sup>.

Eine der schrecklichsten Krankheiten jener Zeit war die Syphilis (morbus gallicus), die in Europa sehr überhand nahm und um 1500, wie wir aus den Verrechnungen ersehen können, auch schon in Ofen ihre Opfer forderte. Als der Fürst seinen Spaziergang außerhalb der Stadt machte, fand er die an der Syphilis leidenden Kranken an der Straße, da man sie aus der Stadt verjagte. Der gutmütige Prinz er-

<sup>182)</sup> 111.<sup>183)</sup> 44.<sup>184)</sup> 24.<sup>185)</sup> 41, 100.<sup>186)</sup> 27, 58, 88.



barmt sich ihrer und läßt ihnen einen Gulden geben<sup>137)</sup>. Diese Krankheit kommt aber auch an seinem Hofe vor, indem einer der «laicelli» namens Miedrzyrzecki, von diesem Leiden behaftet ist. Der Prinz läßt ihm öfter je einen Gulden geben<sup>138)</sup>, und «propter Deum» 15 Denare einem armen Polen, damit er sich kurieren lassen könne<sup>139)</sup>.

Zu jener Zeit nimmt man den Arzt nicht viel in Anspruch; in der Umgebung Sigmunds gibt es zwar einen «doctor medicus»<sup>140)</sup>, der aber kaum eine Rolle spielt; dagegen ist der Barbier um so mehr beschäftigt, wenn einem etwas fehlt. Er erscheint, wenn der Prinz sich unipäblich fühlt, und, wie es damals Gebrauch war, «incidebat venam»<sup>141)</sup> und fängt das Blut in einem Gefäße auf<sup>142)</sup>, um dasselbe beobachten zu können. Er wird meist bei Verwundungen und Frostbeulen in Anspruch genommen; eine Schüssel, ferner Scharpie und Verbandzeug hält er immer bereit<sup>143)</sup>. Auch mit Arzneien ist er beständig versehen. Als Wyrzbiata die Füße abfrieren, wickelt sie der Barbier in einen Polster, den er dann zusammenbindet<sup>144)</sup>. Sehr oft kam es vor, daß Kutscher durch das Ausschlagen der Pferde verwundet wurden<sup>145)</sup>, auf der Bácskaer Reise litt sogar der größte Teil des Personals an solchen Wunden.

Die Apothekerrechnung belief sich ziemlich hoch, wir müssen aber in Anbetracht ziehen, daß man zu damaligen Zeiten dort auch Papier, Tinte, Wachs und ähnliches Zeug einkaufte.

Fürs Mittelalter war u. a. auch der Gebrauch bezeichnend, daß die Menschen sich gegenseitig Geschenke machten. Wenn ein Herr dem anderen einen Besuch abstattet, so erachtet es der Gastseher für seine Pflicht und Schuldigkeit, seinen Gast mit einem Geschenke zu überraschen, das ihm Freude machen soll. Ist die Freundschaft für die Dauer, so erweisen sie sich gegenseitig auch weiter diese Aufmerksamkeit. Die Geschenke bestehen entweder in Leckerbissen, feinem Wein, wohlschmeckendem Fisch, schmackhaftem Obst, oder in prachtvollen Pferden, teuren Jagdhunden; eventuell sind gar Goldschmiedearbeiten Gegenstand der Bescherung.

Wie allgemein beliebt der Prinz war, beweist der Umstand, daß ihm viele Geschenke verehrt werden und bezeichnenderweise besonders seitens der Geistlichkeit, des hohen Klerus und der Klosterbrüder. Am freigebigsten ist in dieser Hinsicht der Propst von Stuhlweißenburg, der hochgebildete Sigmund von Thurzó, mit dem der Prinz innig befreundet ist. Er schickt ihm viele gute Sachen, wie Malvazier Wein<sup>146)</sup>, bald Karpfen<sup>147)</sup> oder andere Fische<sup>148)</sup>, auch Öl<sup>149)</sup> oder Fasane und Rebhühner<sup>150)</sup>, ein andermal «tria vasa vini», «duo vasa

<sup>137)</sup> 23.	<sup>138)</sup> 32, 39, 41.	<sup>139)</sup> 84.	<sup>140)</sup> 186.	<sup>141)</sup> 104.	<sup>142)</sup> 104.
<sup>143)</sup> 137.	<sup>144)</sup> 27.	<sup>145)</sup> 122, 123.	<sup>146)</sup> 23, 94.	<sup>147)</sup> 23, 92, 97.	
<sup>148)</sup> 94, 101.	<sup>149)</sup> 46.	<sup>150)</sup> 82.			

vinu»<sup>151)</sup>. Der Bischof von Agram überrascht ihn mit einem Becher aus Kristall<sup>152)</sup>, ebenso der Bischof von Veszprim<sup>153)</sup>, und als er mit dem Könige einmal beim Kardinal Thomas v. Bakócz zu Gaste war, wurden ihm mehrere wertvolle Pokale verehrt<sup>154)</sup>. Der Bischof von Neutra schickt ihm eine Trinkschale<sup>155)</sup> und bei einer anderen Gelegenheit drei englische Jagdhunde<sup>156)</sup>. Der Bischof von Waizen schenkt seinem hohen Gaste ein weißes Reitpferd und ein kostbares Glas<sup>157)</sup>; ein anderes Mal schickt er ihm feinen Wein<sup>158)</sup>. Vom Bácszer Bischof bekommt der Prinz jungen Wein<sup>159)</sup> und vom Syrmier Bischof Most<sup>160)</sup>. Auch der König erweist sich seinem Bruder gegenüber aufmerksam, indem er ihm Wein, Pferde<sup>161)</sup> und Brokatstoffe schenkt<sup>162)</sup>.

Auch die weltlichen Herren wollen hinter der Geistlichkeit nicht zurückbleiben; so schicken z. B. Franz Haraszi zwei Jagdfalken<sup>163)</sup>, Bonar, der königliche Schatzmeister in Krakau, Forellen<sup>164)</sup>, der Wojwode von Siebenbürgen ein Reitpferd<sup>165)</sup>, ein anderer ungarischer Edelmann ein geschecktes Pferd<sup>166)</sup>. Sogar aus dem fernen Litauen erhält der Prinz eine Auerochskeule<sup>167)</sup>.

Die frommen Klosterbrüder bringen dem Prinzen Trauben, Birnen, Äpfel, Pfirsiche und Avellaner Haselnüsse<sup>168)</sup>. An Geschenkgebern fehlt es auch während der Reise nicht; so wurde ihm, als er unter anderen in Szegedin verweilte, von den dortigen Bürgern Wein<sup>169)</sup> verehrt.

Von der Jagd können wir eigentlich nicht reden, denn der Prinz selbst ging selten auf die Jagd. Er besitzt zwar Waffen, hält sie in Ordnung und läßt sie oft reinigen; er macht aber von ihnen selten Gebrauch. Sein Naturell lockt ihn nicht in den Wald, er hat keine Freude an der Vernichtung des Wildes; nein, an dieser Passion der Jagielloniden litt er nicht; in dieser Hinsicht folgt er weder dem Beispiel Kasimirs, seines Vaters, noch demjenigen Władysławs, seines Großvaters, die beide große Jäger waren. Den Tod seines Großvaters hat die Jagd verursacht: er hat sich nämlich in den Urwäldern von Niepolomicze, die eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf seine Weidmannsleidenschaft ausübten, eine Erkältung zugezogen, die ihn ins Grab brachte. In dieser Hinsicht sticht er von seinen Ahnen ab; er hat nicht mehr das unruhige Blut, das etwas derbe Naturell der Jagielloniden, das sie aus dem mit Urwäldern bedeckten Litauen mit sich brachten. Er ist schon zivilisierter, was dem Umstande zu verdanken ist, daß seine Mutter, Elisabeth von Habsburg, eine gebildete Frau war. Sigmund hat also eher Vorliebe für Literatur, Kunst und

---

<sup>151)</sup> 78, 102.      <sup>152)</sup> 31.      <sup>153)</sup> 142.      <sup>154)</sup> 105.      <sup>155)</sup> 102.      <sup>156)</sup> 171.  
<sup>157)</sup> 50.      <sup>158)</sup> 89.      <sup>159)</sup> 55.      <sup>160)</sup> 170.      <sup>161)</sup> 172, 138, 92.      <sup>162)</sup> 61.  
<sup>163)</sup> 44.      <sup>164)</sup> 49.      <sup>165)</sup> 89, 90.      <sup>166)</sup> 109.      <sup>167)</sup> 88.      <sup>168)</sup> 28, 38, 53,  
87, 94, 123, 171.      <sup>169)</sup> 85.

Wissenschaft, da sein ruhiges, ernstes und sanftes Wesen in dieser Richtung mehr Befriedigung findet.

Mit den Jagdhunden, Windspielen, Vorstehhunden, die im Hofe an Ketten gehängt sind, und mit den englischen Jagdhunden, die dem Prinzen geschenkt wurden, zieht weniger er, als vielmehr der «sagittarius» Peter auf die Jagd, den man mit der Besorgung von Federwild<sup>170)</sup> beauftragt. In solchen Fällen erhält er immer etwas Geld «pro pulveribus ad machinam et pro culki»<sup>171)</sup> (für Kugeln), oder ganz einfach «pro expensis», um Rebhühner zu besorgen «pro coquina domini ducis»<sup>172)</sup> oder «pro sagittandis oloribus»<sup>173)</sup>.

Wie überall zu jener Zeit, wurden auch am Hofe des Prinzen dressierte Jagdfalken gehalten, die ein ganzes Vermögen darstellten, da ihre Dressur einen großen Aufwand von Mühe erheischte; es muß uns also nicht wundernehmen, wenn man, als die Falken irgendwie davonkamen, sofort die Dienerschaft alarmierte und sie auf die Donauinsel (wahrscheinlich auf die jetzige Margaretheninsel) schickte, weil die Falken sich wahrscheinlich dort niedergelassen haben<sup>174)</sup>. Auch gelegentlich der Reisen veranstaltete das Gefolge des Prinzen Jagden, so oft seine Küche mit feinem Wildbret zu versehen war. Während der Reise in der Bácska jagte ein «sagittarius» mehrere Tage hindurch auf Federwild<sup>175)</sup>. Auf welcher Stufe in Ungarn das Jägerleben stand, und wie sehr die Zucht von Jagdhunden entwickelt gewesen sein mag, beweist der Umstand, daß der Prinz mit seinem Diener Mrowinski (qui debuit equitare Poloniam cum canibus venaticis)<sup>176)</sup> selbst nach Polen Jagdhunde aus Ofen schickte.

Am 17. Juni 1501 verschied in Thorn Johann Albrecht, Sigmunds Bruder; die Nachricht kam aber sehr spät nach Ofen, denn am Vorabend von Peter und Paul schickt der Prinz einen Eilboten nach Krakau, da er hörte, daß der König krank sei. Er läßt dem Eilboten Borek zehn Gulden geben, damit er mit möglichster Beschleunigung Nachricht hole. Borek kehrt aber bald zurück, da er sich mit dem Krakauer Eilboten traf, der mit der Todesnachricht nach Ofen eilte<sup>177)</sup>. Als am 3. Juli (also vierzehn Tage nach dem Tode des Königs) über den Trauerfall «certa novitas portata est», läßt Prinz Sigmund 40 Gulden unter den einzelnen Klöstern verteilen, damit sie für das Seelenheil seines verstorbenen Bruders Messe lesen.

Mit dem Schmerze über den Tod seines Bruders zog aber auch die Hoffnung in das Herz des Prinzen, da nun die Möglichkeit, sich die polnische Königskrone zu erwerben, nicht ausgeschlossen war. Noch am selben Tage, wo er die traurige Nachricht erhielt, ließ er

---

<sup>170)</sup> 71.      <sup>171)</sup> 99, 101, 173.      <sup>172)</sup> 19.      <sup>173)</sup> 90, 101, 103.      <sup>174)</sup> 49.  
<sup>175)</sup> 71.      <sup>176)</sup> 19.      <sup>177)</sup> 115.



ein Pfund Papier kaufen, ferner Tinte und Siegelwachs <sup>178)</sup>, um in seiner Angelegenheit dringend Briefe schreiben zu können. Am 6. Juli kommt noch ein Eilbote nach Ofen, der das Dahinscheiden des Königs betreffend «veram novitatem portaverat» <sup>179)</sup> und diesbezüglich jeden Zweifel hebt.

Die Hoftrauer wird angeordnet, die zu jener Zeit viel strenger war als heutzutage, denn nicht nur das Personal legt Trauer an, sondern es werden auch alle Gegenstände mit Schwarz überzogen. Gleich nach Empfang der Nachricht werden die Teppiche entfernt und die Wände mit Schwarz überzogen <sup>180)</sup>, die Bettdecke ist aus schwarzem Atlas <sup>181)</sup>; der Prinz legt schwarze Kleider an, sogar sein Hemd muß schwarz sein <sup>182)</sup>; er hat einen schwarzen Gürtel, läßt seine Kopfbedeckungen schwarz überziehen <sup>183)</sup> und die glänzende Scheide seines Säbels schwarz anlaufen <sup>184)</sup>. Der Hofschneider ist mit Arbeit überhäuft, denn er muß für das ganze Hofgesinde schwarze Kleider machen. Das Pferdegeschirr, die Steigbügel <sup>185)</sup>, die Zügel, die Zäume <sup>186)</sup>, die Kutschen <sup>187)</sup> und ihre meist roten Sitzpolster <sup>188)</sup>, das alles muß schwarz überzogen werden, so daß der ganze Hof vom Prinzen bis zum letzten Bedienten in tiefer Trauer und auch die ganze Umgebung in Schwarz eingehüllt ist.

Sigmund hegte große Hoffnungen, daß es ihm jetzt gelingen wird, die polnische Krone sich auf das Haupt zu setzen, denn er rechnete darauf, daß Alexander sich mit dem Großfürstentum Litauen begnügen und ihm, dem Heimatlosen, den polnischen Thron überlassen wird. Wladisław unterstützte Sigmunds Ansprüche und richtete in seinem Interesse ein Schreiben an den Kardinal Friedrich nach Krakau <sup>189)</sup>. Auch der damals in Ungarn verweilende päpstliche Nuntius Pietro di Reggio und beinahe der ganze höhere Klerus Ungarns war für Sigmund. Als aber die Sache des Prinzen schlecht stand und die polnischen Reichsstände sich Alexander zuneigten, trat auch Wladisław als Thronprätendent auf. Er ruhte nicht und hatte in Klempen eine kleine Partei für sich <sup>190)</sup>, trotzdem ihm Kardinal Friedrich, der als Primas die Leitung der Wahlen über sich hatte, schrieb, daß er, was seine Person anbelangt, sich gerne an Wladisław anschließen würde, aber mit Hinsicht darauf, daß sich die russischen und litauischen Gebiete nicht eventuell von Polen losreißen, es erwünscht erscheint, alles unter Alexanders Zepter zu vereinigen <sup>191)</sup>. All dies erfuhr aber Sigmund erst dann, als der polnische Wojwode Peter Myszkowski nach Ofen kam und ihm zur Kenntnis brachte, daß die eine

<sup>178)</sup> 117.      <sup>179)</sup> 117.      <sup>180)</sup> 117.      <sup>181)</sup> 118.      <sup>182)</sup> 117.      <sup>183)</sup> 121.  
<sup>184)</sup> 118.      <sup>185)</sup> 119.      <sup>186)</sup> 124.      <sup>187)</sup> 123.      <sup>188)</sup> 145, 149.      <sup>189)</sup> Pawiński,  
 op. cit., S. 95.      <sup>190)</sup> Dr. Ludwig Finkel, *Elekcya Zygmunta I. Kraków 1910*,  
 S. 12.      <sup>191)</sup> Pawiński, op. cit., S. 93.

Partei für Władisław ist<sup>192)</sup>. Dieser war damals gerade mit einem kleinen Heere in Tolnau, um die gegen die Türken gesandten Hilfstruppen, die Venedig und der Papst schickten, zu übernehmen. Er konnte aber nicht weiter vorrücken und kehrte heim.

Sigmund hatte es eilig; er wollte mit seinem Bruder bezüglich der Wahl sprechen und rüstete sich auf den Weg nach Tolnau, um in dieser Angelegenheit mit dem König zu verhandeln. Was sie unter sich ausmachten, wie sie die heikle Geschichte unter sich ebneten, vermögen wir wegen Mangels an diesbezüglichen Daten nicht zu sagen. Genug an dem, die Wahl fiel zugunsten Alexanders aus, und Władisław hat ihn, zwar mit schwerem Herzen (*amarificato corde*), als König von Polen anerkannt. Als nach der Krönung die ungarische Deputation in Krakau erschien, beklagte sie sich beim polnischen Senat bitter über den Schaden, den der Ruhm ihres Königs erlitt.

Während seines Aufenthaltes in Ungarn macht Sigmund nicht viele Reisen, vielleicht weil sie mit großen Scherereien verbunden waren und dies seinem ruhigen Naturell nicht behagte. Er machte nur nach Waizen und nach Visegrád Ausflüge; außerdem ging er nach Preßburg, Tolnau und in die Bácska, welche letztere Reisen aber mit den politischen Verhältnissen im Zusammenhange standen.

Eine Reise war zu damaligen Zeiten eine ganze Expedition, ein großes Unternehmen, ein Mobilisieren des ganzen Hofpersonals. Die Reise von Ofen nach Krakau war die interessanteste und die abwechslungsreichste; es ist deshalb der Mühe wert, dem Lager des Prinzen von Schritt zu Tritt zu folgen, um zu sehen, was für Hindernisse unterwegs zu überwinden waren, bis man aus dem uralten Ofen in das noch ältere Krakau gelangte.

Schon einen Monat vor der Abreise werden die nötigen Anstalten getroffen. Es wird in großer Menge allerhand angeschafft. Der Prinz kauft um 82 Gulden (ca. 1000 Kronen) zwölf Teppiche<sup>193)</sup>, da unterwegs auch in solchen elenden Ortschaften übernachtet werden muß, wo kein entsprechendes Quartier zu finden ist; nach damaligem Gebrauch wird dann das Innere irgendeiner Scheune mit Teppichen belegt und auf diese Art in kurzer Zeit ein annehmbares Nachtlager improvisiert. Daher die große Anzahl von Teppichen, die man auf separaten Wagen nachführen muß.

Der Hofmeister Chlewicki geht nach Stuhlweißenburg, um 14 Pferde zu besorgen<sup>194)</sup>. Am 5. November wird schon der laicellus Christoph nach Krakau geschickt «pro assignandis hospitiiis»<sup>195)</sup>. Die Wagner machen neue Wagen<sup>196)</sup> und die Schmiede beschlagen sie mit Eisen<sup>197)</sup>. Es werden angeschafft: grobe Leinwand für Säcke<sup>198)</sup>, Wagenkörbe

<sup>192)</sup> Finkel, op. cit., S. 13.  
<sup>197)</sup> 135.

<sup>193)</sup> 153.

<sup>194)</sup> 133.

<sup>195)</sup> 135.

<sup>196)</sup> 135.

<sup>198)</sup> 135.

für die neuen Wagen<sup>199</sup>), eine neue Kiste für die Kerzen<sup>200</sup>), starke Hanfleinwand zum Einwickeln der Gläser<sup>201</sup>), grobe Leinwand für die Trinkschalen und Kannen, Stoffstreifen (krayki) zum binden<sup>202</sup>), weitere Kisten, in die verschiedene Gegenstände verpackt werden<sup>203</sup>), dann Papier<sup>204</sup>), schwarzes Tuch, aus dem Decken gemacht werden, ferner Pferdegeschirr, Ketten, Stricke und Reserveräder<sup>205</sup>).

Dem ganzen Personal wird der Lohn ausgezahlt und die Höflinge und Hofbeamten lassen sich für die lange Reise neue Kleider machen. Auch in Futter und Lebensmitteln werden große Einkäufe gemacht.

Da unterwegs keine Spezereiwaren zu haben sein werden, versieht man sich reichlich mit allerhand Gewürz und kauft um 45 Gulden (ca. 540 Kronen) 10 Pfund Safran, also um 4 $\frac{1}{2}$  Gulden das Pfund<sup>206</sup>) (ca. 66 Kronen), 20 Pfund Zimmet zu 1 $\frac{1}{2}$  Gulden (ca. 18 Kronen), 10 Pfund Gewürznelken zu 1 Gulden und 29 Denaren (ca. 14 Kronen),  $\frac{1}{4}$  Zentner Pfeffer um 11 Gulden<sup>207</sup>) (ca. 132 Kronen),  $\frac{1}{2}$  Zentner Reis um 3 $\frac{1}{2}$  Gulden und 33 Denaren<sup>208</sup>) (ca. 34 Kronen), 5 Pfund Muskat (muskatowi kwyath) um 6 $\frac{1}{4}$  Gulden<sup>209</sup>) (ca. 75 Kronen), 30 Pfund Zibeben (roszynki parvi) um 3 Gulden<sup>210</sup>) (ca. 36 Kronen), 3 $\frac{1}{2}$  Pfund feinen Zucker (pro czukaro electo alias phayn)<sup>211</sup>) um 13 Gulden (ca. 156 Kronen) und 10 Pfund Ingwer um 3 Gulden<sup>212</sup>) (ca. 36 Kronen); dies alles und noch andere Gewürze kosteten dem Prinzen zusammen 162 Gulden, also beinahe 2000 Kronen. Außerdem besorgt man noch Kerzen<sup>213</sup>) und Räucherwerk<sup>214</sup>), weil Gott weiß an was für Orten der Prinz übernachten muß, und für das Baden muß man ja auch sorgen. Auch die nötigen Gläser<sup>215</sup>) werden mitgenommen und schließlich sechs Ledersäcke gekauft, in die die Spezereiwaren eingepackt werden<sup>216</sup>).

Endlich steht das schwerfällige Zeug fix und fertig da; es ist ein ganzes Lager, welches aus 60 Mann, 30—35 Pferden und beiläufig 15 Fuhrwerken besteht.

Einen Tag vor der Abreise des Prinzen geht ein Eilbote als Quartiermacher voraus<sup>217</sup>), der gleichzeitig auch für Lebensmittel und Futter zu sorgen hat.

Endlich am 29. November 1501 setzt sich der lange Zug in Bewegung, aber noch im letzten Moment ließ Thurzó dem Prinzen 100 Gulden zukommen, denn die Reise wird viel kosten<sup>218</sup>). Der Fürst nimmt von Ofen Abschied, wo er so sorgenlos, so angenehm seine Zeit verbracht hat und nimmt seinen Weg nach Krakau. Als sie Altöfen verlassen, erreichen sie das Pauliner-Kloster Fehéregyháza,

199) 135.	200) 142.	(201) 142.	202) 144.	203) 143.	204) 144.
205) 150, 151.	206) 151.	207) 152.	208) 152.	209) 152.	210) 152.
211) 152.	212) 152.	213) 125.	214) 153.	215) 153.	216) 153.
217) 147.	218) 153.				



wo der Prinz halten läßt, sich in die Kirche begibt und einen halben Gulden spendet<sup>219</sup>), damit sie die lange Strecke ohne Unfälle zurücklegen und alle glücklich in Krakau ankommen. Die Nacht verbringen sie in Pilis-Szántó<sup>220</sup>); von hier ziehen sie den nächsten Tag nach Gran. Nachdem der Zug in Gran angekommen ist, zahlt der Prinz den Mann, der von Ofen an der Führer war, aus und gibt ihm für seine Mühe einen Gulden und ein Stück Damast<sup>221</sup>). In der fürstbischöflichen Stadt ist er selbstverständlich beim Primas von Bakócz zu Gaste, bei dem er eine sehr freundliche Aufnahme fand und der ihm auch einen grauen Zelter zum Geschenk macht<sup>222</sup>). Nach damaliger Sitte erscheinen Sänger, Bläser, Orgelspieler und Geistliche aus dem erzbischöflichen Hofe<sup>223</sup>) und singen im Chor; auch ein armer Pfarrer meldet sich und bittet um Unterstützung<sup>224</sup>). Niemand wird mit leerer Hand entlassen.

Bevor sie Esztergom (Gran) verlassen, müssen sie für Lebensmittel sorgen, denn wer weiß, wo sie dann später sich welche anschaffen können. Sie kaufen also Ochsenfleisch, ein halbes Kalb, sechs Gänse, Zwiebel, vier Salzsteine, einen Topf Butter, drei Hasen, Zucker und die zur Beleuchtung notwendigen Kerzen<sup>225</sup>). Die Kutscher bekommen Käse<sup>226</sup>), und der Hofnarr bittet um Geld auf ein Hemd und auf Fußbekleidung, wie gewöhnlich<sup>227</sup>).

Sie verlassen Gran und setzen auf Schiffen über die Donau. Wahrscheinlich zahlt er für die Überfahrt einen Gulden, wie schon bei einer anderen Gelegenheit<sup>228</sup>). Durch Párkány, Csúz, Groß-Mánya ziehen sie nach Neutra, indem unterwegs überall Einkäufe gemacht werden; Futter wird besorgt, ferner Lebensmittel, wie Wein, Fleisch, Brot, Käse werden für das Personal, und feines Weißbrot, Hühner, Kapauner, getrocknete Karpfen, Hechte, Obst und 90 Maß Wein für den Prinzen angeschafft<sup>229</sup>).

Auch hier kennen sie den Weg nicht und nehmen beinahe in einem jeden Dorfe einen Führer auf, der sie bis ins nächste Dorf begleitet; so der in Csúz, wie der in Mánya aufgenommene Führer, erhielten je 10 Denare (ca. 1 Kr. und 10 Heller<sup>230</sup>).

In Neutra angelangt, halten sie einen Tag Rast. Die Reise ging aber nicht so glatt vor sich, denn dem einen Wagen ist das Rad gebrochen und ein Teil des Personals kam nun später an<sup>231</sup>). More patrio wird der Prinz auch hier von scholaribus, Ordensbrüdern und Burgwächtern aufgesucht; da es eben zur Adventfastenzeit war, singen die Geistlichen die Mette und erhalten hierfür einen halben Gulden. Nach Neutra ist die nächste Haltestelle das Dorf Slomnice, wo große Ein-

---

<sup>219</sup>) 153.      <sup>220</sup>) 155.      <sup>221</sup>) 156.      <sup>222</sup>) 156.      <sup>223</sup>) 155.      <sup>224</sup>) 156.  
<sup>225</sup>) 156.      <sup>226</sup>) 156.      <sup>227</sup>) 156, 157.      <sup>228</sup>) 19.      <sup>229</sup>) 157, 158.      <sup>230</sup>) 157, 158.  
<sup>231</sup>) 159.

käufe gemacht werden, und zwar wird um einen Gulden (ca. 12 Kr.) ein halber Ochse gekauft, ferner werden Schweinefleisch, Hühner, sechzehn Kapaune, Essig, Fleisch, Brot, Zwiebel und Kraut angeschafft<sup>232)</sup>. Der Gastwirt bekommt für Wein, Hafer, Heu und Stroh 8 Gulden und 20 Denare (ca. 97 Kr.).

Von hier nehmen sie ihren Weg nach Bán im Trentschiner Komitat, aber auch diesmal geht es nicht ohne jeden Unfall; es sind nämlich die Achse und das Rad des Wagens, auf dem die Geistlichen fuhren, die im Gefolge des Prinzen waren, gebrochen<sup>233)</sup>, denn die verwahrlosten steinigen Fahrwege Oberungarns waren in einem schrecklichen Zustande und die Achsen der Wagen waren nur aus Holz. Es dauerte lange, bis alles hergestellt wurde, und sie holen den Zug nur spät in der Nacht unter Führung eines Bauern ein.

Hier wird wieder viel Federvieh und Wildbret verzehrt, denn die holperigen Wege machen so den fahrenden wie den berittenen Reisenden großen Appetit. Es werden wieder Gänse, Kapaune, Hühner, Hasen, Rebhühner, kleinere Vögel, Zwiebel, Essig, Bier, Brot, Obst, Rindfleisch, Schweinefleisch und was sonst noch auf die Wagen geladen<sup>234)</sup>. Der Prinz bezahlt sein Nachtquartier, indem er dafür zwei Gulden als Geschenk gibt (pro dono), weil sonst dafür nur ein halber Gulden zu zahlen wäre; der Schmied beschlägt die Räder und am frühen Morgen setzt sich der lange Zug in Bewegung und kommt nachmittags in Trentschin an. Aber auch dieser Tag vergeht nicht ohne Scherereien, denn kaum verläßt der Zug die Ortschaft, bricht wieder dem Wagen mit den Geistlichen das Rad. Diese Kalamität wird schon sozusagen zum System. In Trentschin angelangt, wird noch am selben Tage ein berittener Eilbote als Quartiermacher nach Krakau gesandt<sup>235)</sup>; der Prinz und sein Gefolge bleiben in Trentschin, das schon ein größeres Städtchen ist und dem Prinzen einigen Komfort bietet. Es wird durch das große Trentschiner Burgschloß überragt, das damals dem mächtigen Geschlechte Szapolya gehörte, und Gott weiß, ob nicht die stolze Fürstin von Teschen, Frau Hedwig mit ihrer noch sehr jungen, blühenden Tochter Barbara dort verweilt, und ob der Prinz nicht an eine zukünftige Vermählung mit der Prinzessin denkt. Lassen wir aber die Burg und schauen wir in das Städtchen. An Sängern, Armen und Bettelmönchen fehlt es auch hier nicht<sup>236)</sup>. Es bietet sich auch Gelegenheit, ein Bad zu nehmen, was der Prinz recht gerne tut, denn er hatte schon vor mehr als acht Tagen Ofen verlassen, und da er an das regelmäßige Baden gewöhnt war, ging es ihm auf der Reise sehr ab. Freilich fand er hier nicht den Komfort, den er im Bade von Felhévíz in Ofen hatte, trotzdem er hier für diesen Genuß zwei Gulden (ca. 24 Kr.), also zweimal so viel zahlte als in Ofen.

<sup>232)</sup> 159.<sup>233)</sup> 160.<sup>234)</sup> 160, 161.<sup>235)</sup> 162.<sup>236)</sup> 162.

Der lange und schlechte Weg nahm die Fuhrwerke stark mit, die nun einer gründlichen Reparatur bedurften. Dem Wagen mit dem Silber mußte ein neues Rad gemacht werden. Man kauft Stränge, ferner Schmer und Fette zum Schmieren der Wagen. Der Schmied ist mit Arbeit überhäuft: er muß vier Räder und sämtliche Pferde beschlagen, weil «propter malam viam» alle Hufeisen hin sind. Der Wagen der Geistlichen muß wieder repariert werden. Dem Wagen mit den Teppichen ist die Deichsel gebrochen. Die Leute hüten diese wertvollen Teppiche die ganze Nacht bei Kerzenlicht (ad candelas custodibus, qui sedebant custodiendo lodices)<sup>287)</sup>.

Endlich ist alles reisefertig, um nach Mähren zu ziehen; im letzten Moment aber kann der Hofnarr nicht umhin, dem Prinzen wieder einige Denare auf Käse und Brot herauszulocken<sup>288)</sup>.

Abends hätten sie in Bronow ankommen sollen, aber irgendwo an der mährisch-ungarischen Grenze ist die ganze Gesellschaft stecken geblieben, schon wieder «propter malam viam», da die Gewässer aus den Ufern getreten waren und man den einen Wagen aus dem Wasser ziehen mußte; es ist vielleicht überflüssig zu bemerken, daß dies Pech wieder dem «cursus sacerdotum» passiert ist. Alles mußte die kalte Dezembernacht unter freiem Himmel durchwachen, samt den Wagen- und Pferdehütern, die sich in den Wald zurückgezogen haben.

Endlich wird nach einer drei Wochen langen mühsamen Reise, am 18. Dezember, Krakau erreicht. Die Krönung ist schon vorbei, die, wie es scheint, absichtlich verpaßt wurde.

Sigmunds Aufenthalt in Ungarn ist auch vom kunstgeschichtlichen Standpunkte aus wichtig, denn er hat den Renaissance-Stil von Ungarn nach Polen verpflanzt. Der Prinz war, wie schon bemerkt, für alles Schöne und Nützliche empfänglich und hatte Sinn für das Schöne; er nahm lebhaftes Interesse an den künstlerischen Bewegungen und verwertete später in Polen erfolgreich alles, was er in Ofen und auf seinen Reisen erfahren und gesehen hat.

Die italienische Renaissance fand außerhalb ihrer Heimat am frühesten in Ungarn Eingang. In Ofen, Visegrád und Gran gibt es schon Schöpfungen der Renaissance, als von uns nordwärts die Polen und die Deutschen noch in Gotik arbeiteten.

Das erste polnische Renaissance-Denkmal ist das Grabmal Johann Albrechts im Krakauer Dom, das mit dem Aufenthalte Sigmunds in Ofen in engem Zusammenhange steht. Dies Grabmal wurde nach dem Tode Johann Albrechts in den Jahren 1501—1503 verfertigt, als der Prinz seinen Sitz von Ofen nach Krakau verlegte, und unter seinem Einflusse und seiner Direktive ist das ursprünglich im Spitzbogenstil

<sup>287)</sup> 162, 163.      <sup>288)</sup> 163.



geplante Denkmal zum Renaissance-Werke geworden. Es wurde in der Domkirche auf dem Wawel, und zwar in der mit dem Südschiffe der Kirche in Verbindung stehenden Sankt-Johanns-Kapelle errichtet, die zu diesem Zwecke umgestaltet wurde. Dies Denkmal entstand unter ungarischem Kultureinflusse, und Sigmund hatte, wie gesagt, entscheidenden Anteil daran, daß es im Renaissance-Stil erbaut wurde.

Wir wissen zwar nicht, ob die Arbeit schon in Angriff genommen war, als Sigmund nach Krakau kam; soviel ist aber sicher, daß der Deckel des Sarkophages mit der Gestalt des Königs energischere Züge aufweist, also von deutscher Hand herrührt. Vielleicht ist es die Arbeit eines Schülers des Veit Stoß, weil es eine Ähnlichkeit mit dem Denkmal Kasimirs von Jagiello hat, welch letzteres das Werk des soeben erwähnten Meisters ist<sup>239)</sup>.

Es ist nicht ganz ausgeschlossen, daß man an dem Grabmale arbeitete, als Sigmund nach Krakau kam, und in diesem Falle hat man es höchst wahrscheinlich im Spitzbogenstile geplant, da doch die Renaissance damals in Polen noch gänzlich unbekannt war; da man aber zu jener Zeit nicht so leicht entsprechende Meister und Arbeiter fand und auch der Entwurf des Denkmals nicht so schnell verfertigt werden konnte, ist die Voraussetzung, daß man sich gleich nach dem Tode des Königs ans Werk machte, nicht haltbar, sondern es ist viel wahrscheinlicher, daß die Arbeit noch nicht in Angriff genommen war. Wie dem auch sei, eines ist sicher, nämlich, daß Sigmund gleich nachdem er sich in Krakau niedergelassen hat, sich der Sache annahm und auf die Ausführung des Grabmals entscheidenden Einfluß ausgeübt hat, was übrigens auch die Aufschrift bezeugt, welche als Begründer desselben Elisabeth und Sigmund erwähnt: «Elisabeth mater cum altero Filio, Sigismundo duce». Die Mutter spendet das nötige Geld und Sigmund übernimmt die geistige Leitung; daher kommt auch sein Name in der Aufschrift vor. Daß er sich daran in materieller Hinsicht nicht beteiligte, ist mehr als gewiß, denn aus den Verrechnungen ersehen wir, daß er immer mit Geldnot kämpfen und fortwährend vom Borg leben mußte<sup>240)</sup>. Wenn Sigmund nicht beizeiten nach Krakau gekommen wäre und die Renaissance aus Ungarn nicht gleich nach Polen verpflanzt hätte, so wäre auch dies Grabmal im Spitzbogenstile verfertigt worden, wie dasjenige Kasimirs.

Kaum waren seit Sigmunds Ankunft zwei Monate verflossen und schon engagierte er mit einem Jahresgehalt von 100 Gulden den

---

<sup>239)</sup> Felix Kopera, *Grobowiec króla Jana Olbrachta i pierwsze ślady stylu Odrodzenia na Zamku Krakowskim*. *Przegląd Polski* 1895, S. 9.

<sup>240)</sup> Pawiński, op. cit., S. 238, 239.

Meister Franciscus murator oder Franciscus Italus<sup>241)</sup>, wie man ihn auch nannte, dem die Schöpfung des Grabmales mit Wahrscheinlichkeit zugeschrieben werden kann. Woher mag wohl dieser Meister nach Krakau gekommen sein?

Da die kurze Zeit, die zwischen dem Tode des Königs und der Ankunft des Franciscus murator verstrichen ist, nicht genügte, um unter den damaligen Umständen eine Reise aus Italien nach Krakau machen zu können, und übrigens auch die Königin Elisabeth keine Verbindungen mit italienischen Meistern hatte, ließ ihn Sigmund wahrscheinlich aus Ungarn kommen, wo damals viele Italiener beschäftigt waren; hierauf können wir auch aus späteren Angaben der Verrechnungen schließen. Daß in Ungarn arbeitende Italiener auch von Polen Aufträge erhielten, ersehen wir unter anderem daraus, daß der Erzbischof Johann Laski, als er nach dem Lateranischen Konzil im Herbste 1515 auf dem Heimwege durch Ungarn reiste und einige Tage in Gran beim Erzbischof Thomas v. Bakócz verweilte, bei dem damals eben in Ungarn arbeitenden italienischen Meister Johann von Firenze sieben Grabmäler aus rotem Marmor bestellte<sup>242)</sup>.

Das Grabmal Johann Albrechts hat die Form eines Triumphbogens, in dessen Hohlraume sich der aus rotem Marmor gemeißelte Sarkophag befindet. Es trägt die charakteristischen Züge der Frührenaissance; die symmetrische, einfache Verteilung des Ornamentes deutet auf die Renaissance des 15. Jahrhunderts<sup>243)</sup>.

In der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts ist die florentinische, in der zweiten Hälfte die norditalienische Renaissance vorherrschend. Die Neigung Pilaster und Verzierungen anzuwenden, ist für sie bezeichnend, so daß die Baukonstruktion dem ornamentalen Elemente nur als Grundlage zu dienen scheint. Beim Grabmal Johann Albrechts finden wir dieselben charakteristischen Züge. Zur selben Zeit war es auch Brauch, den Sarkophag unter einen Triumphbogen zu stellen.

Die größte Ähnlichkeit hat das in Rede stehende Grabmal mit dem

---

<sup>241)</sup> 21. Februar 1502. Francisco muratori, qui ante unam septimanam conventus est ad unum annum pro centis florenis na zadanek jam sui servicii dedi 10 flor. Sigmunds Verrechnungen bei Pawłowski, S. 258.

<sup>242)</sup> S. «Archaeologiai Értesítő» (Archäologische Mitteilungen), 1893, S. 250—257, ferner Graf Mycielskis Artikel in «Sprawozdania komisji do badania historyi Sztuki w. Polsce», Bd. V, S. XC. Auch diese Grabmäler zeigen auffallend ungarischen Einfluß, indem der italienische Künstler auch auf diesen dieselbe heraldische Darstellungsweise in Anwendung brachte, welche damals in Ungarn gebräuchlich war. Auch ihre ganze Einteilung hat mit den aus dem 15. und 16. Jahrhundert stammenden Grabmälern große Ähnlichkeit, die u. a. dadurch charakterisiert sind, daß in den oberen zwei Dritteln sich das Wappen befindet und das untere Drittel zur Aufnahme der Aufschrift dient.

<sup>243)</sup> Kopera, op. cit., S. 10.

in der San Giorgio-Kirche zu Ferrara sich befindenden Grabmale, welches 1475 Ambrogio da Milano verfertigte, und zwar für den Bischof Lorenz Roverelli, der am Hofe der Könige Matthias und Kasimir als päpstlicher Nuntius akkreditiert war. Das Krakauer Denkmal hat übrigens auch mit den übrigen Werken des genannten Künstlers gemeinsame Züge<sup>244</sup>). Beide Grabmäler sind durch das lombardische Quattrocento charakterisiert und müssen aus ein und derselben Kunststätte Norditaliens herrühren.

Während der Renaissance stand Ungarn mit Ferrara in recht lebhafter Verbindung und es fragt sich, ob in Ungarn nicht vielleicht Schüler des Meisters Ambrogio da Milano arbeiteten und einige derselben, unter anderen vielleicht auch Franciscus Italus, eben aus Ungarn nach Polen berufen wurden?<sup>245</sup>). Aus Mangel an Daten und Denkmälern kann diese Frage leider nicht befriedigend beantwortet werden.

Es ist aber interessant, das Grabmal Johann Albrechts mit den zwei Pastophorien der Budapester innerstädter Pfarrkirche zu vergleichen, da die erwähnten Denkmäler manche gleiche Züge tragen. Besonders die Kapitäle der Pfeiler haben große Ähnlichkeit mit den Kapitälern des Pastophoriums, das 1507 errichtet wurde. Die ineinander verflochtenen Schleifen, die sich zwischen den zwei Pfeilern des Grabmals bis auf den Bogen emporschlingen, sind beinahe dieselben, wie jene, welche sich auf der inneren Seite der Pfeiler des Nagyrévischen Pastophoriums befinden und unter dem Gesims desselben dahinziehen. Die Palmblätter, die das Gesims des Grabmals schmücken, finden wir auf dem Pastophorium von 1507 wieder, zwar mit dem Unterschiede, daß dieselben auf letzterem von Kränzen umgeben, auf dem Grabmale dagegen zwischen Füllhörnern gestellt sind. Letzteres Motiv kommt aber auch am Pastophorium vor, und zwar unter dem Stadtwappen von Pest. Die zwei seitlichen halben Palmblätter und die Rosetten auf dem äußeren Rahmen des Triumphbogens sowie das oben befindliche ganze Palmblatt zeigen auch eine gewisse Ähnlichkeit mit der Anordnung der Tympanons an den Pastophorien. Es ist nicht ausgeschlossen, daß das Grabmal und die Pastophorien aus ein und derselben Schule stammen, und daß diese Denkmäler ihr Muster irgendwo in Norditalien haben.

Das Grabmal ist höchstwahrscheinlich das Werk des Franciscus Italus, der übrigens auch am Bau der königlichen Burg teilnahm. Die Burg ist nämlich 1499 einer Feuersbrunst zum Opfer gefallen und der Neubau wurde zwar schon unter Alexander in Angriff genommen, aber nur unter Sigmund in höherem Maße fortgesetzt. Zuerst wurde der Westflügel fertiggestellt, damit die Familie des Königs Unterkunft

<sup>244</sup>) Ibid. S. 11.

<sup>245</sup>) Ibid. pag. 23.



habe, denn nach dem Brande war es so knapp an bewohnbaren Räumlichkeiten, daß man für Sigmund, als er von Ofen zurückkehrte, in der Stadt eine Wohnung mieten mußte. Am zweiten Stock dieses Westflügels befindet sich ein Balkon, dessen Pilaster mit denjenigen des Grabmals große Ähnlichkeit haben. Sie sind Schöpfungen desselben Meisters, wie auch der Fensterrahmen, der in einzelnen Partien an die Verzierungen der sogenannten «porta che dà accesso al salone maggiore» des Palastes in Urbino erinnern<sup>246</sup>).

Diese drei Kunstdenkmäler sowie der mit Rosetten versehene Bogen der Einfahrt sind Werke des Meisters Franciscus Italus und unter dem Einflusse der lombardischen Schule entstanden. Wie das Grabmal Johann Albrechts, ist für uns Ungarn auch der Westflügel der königlichen Burg von Interesse, weil es nachweisbar ist, daß auch während der Aufführung dieses Baues Ofen und Krakau zueinander in enger Beziehung standen.

Kaum hatte Sigmund einige Monate in Krakau zugebracht, machte er sich im September 1502 wieder auf die Reise nach seinem lieben Ofen, wo er ein paar Wochen verweilte.

In den Verrechnungen, die sich auf seinen zweiten Aufenthalt in Ofen beziehen, gibt es einen interessanten Posten, in welchem es heißt, daß der Prinz ein paar Tage vor seiner Abreise einem Italiener für architektonische Zeichnungen einen halben Gulden zahlte<sup>247</sup>). Ob diese Zeichnungen Teile der Ofener Burg, oder fremde, vielleicht italienische Gebäude darstellten, wissen wir nicht; es ist aber höchstwahrscheinlich, daß der Prinz sie beim Bau der Krakauer königlichen Burg verwerten wollte.

Unter Alexander ging, wie gesagt, die Arbeit flau vor sich, als aber 1506 Sigmund den Thron bestieg, wurde rasche Hand ans Werk gelegt. Von dieser Zeit an liefern die Verrechnungen eine reiche Fülle von auf den Bau der königlichen Burg bezüglichen Angaben; auch des Meisters Franciscus Italus murator wird in ihnen sehr oft Erwähnung getan.

Aus den Verrechnungen ersehen wir auch, in welcher Verbindung damals Krakau und Ofen miteinander waren und welchen großen Einfluß Ofen auf den Bau der polnischen Hofburg ausübte, besonders von 1507 an, als der Bau in höherem Maße in Angriff genommen wurde. Am 26. Mai 1507 bekommt der Gehilfe des Franciscus Italus 1 Mark und 42 Groschen als Vergütung der Auslagen, die ihm die

---

<sup>246</sup>) Dr. St. Tomkowicz, Wawel. tom. I. Teka Główna Konserwatorów Galicyi Zachodniej tom. IV, S. 224.

<sup>247</sup>) Pawiński, op. cit., S. 251. — 1502. Budzyń Nov. 19. Italo qui picturat edificarum duo principi dedit  $\frac{1}{2}$  fl.

Ofener Reise verursachte<sup>248)</sup>. Am 17. Juni werden dem Meister Franciscus Italus im Auftrage des Königs durch den Sendboten «Johannes a Cassovia» 6 Gulden geschickt. Am 20. Juni bekommt der Meister 20 Gulden in Gold, weil er Arbeiter nach Ofen schickte, und am selben Tage läßt der König auch der «familia» 20 Gulden in Gold geben, damit sie die Spesen ihrer Reise nach Ofen bestreiten könne<sup>249)</sup>. Den nächsten Tag werden aus demselben Grunde weitere 20 Gulden in Gold ausgezahlt<sup>250)</sup>. Beiläufig einen Monat später kamen zwei «marmorarii» von Ofen nach Krakau, die für ihre viertägige Verköstigung je 15 Groschen erhielten<sup>251)</sup>.

Nicht nur Italiener werden in der Hauptstadt Polens angestellt, sondern auch Ungarn; der «procurator» des Mysleniczzer Bergwerkes, dem die Aufsicht der Arbeiten übertragen wurde, war ein Ungar<sup>252)</sup> und in der Umgebung des Franciscus Italus treffen wir den schon erwähnten Johann Kassai, der in der königlichen Burg arbeitete. Es arbeiteten beim Bau der Burg, wie es scheint, auch mehrere ungarische Steinmetzen, denn laut einer aus den Jahren 1510—1511 stammenden Aufzeichnung des Schatzmeisters Andreas Kościelecki werden dem Meister Franciscus Italus 80 ungarische Gulden gezahlt, weil er in Ungarn Steinmetzgehilfen suchte und auch welche fand. Zwei nahm er mit einem Jahresgehalt von je 65 Gulden auf und den dritten mit einem Jahresgehalt von 50 Gulden<sup>253)</sup>.

<sup>248)</sup> Teka Grona Konzerwatorów Galicyi Zachodniej, tom. IV, Wawel, tom. II. Materyaly Wydał A. Chmiel, S. 10. (Dies Werk war noch nicht erschienen, Herr Adam Chmiel hatte aber die Liebenswürdigkeit, mir das damals noch im Drucke befindliche Buch zur Verfügung zu stellen, weshalb ich ihm auch an dieser Stelle aufrichtigen Dank sage.) Rachunki wielkorządowe . . . 1507. Franciscus Italus murator. Item eodem die (u. s. 26 Maii) de mandato regio post Suae Mtis recessum de Cracovia dedi eidem iterum famulo suo pro expensis ad Budam pro laboribus eunti . . . mrc 1 (42).

<sup>249)</sup> Ibid. — Franciscus Italus murator. Item dominico die post pest. s. Viti (20 Junii) dedi eidem . . . pro mittendis laboratoribus versus Budam florenos in auro 20. — Item eodem die dedi eidem pro expensis familiae et equorum versus Budam euntium florenos in auro 20. — Als «familia» bezeichnen die Verrechnungen die Gesamtheit der unter einem Meister arbeitenden Bildhauer, Arbeiter und Maurer.

<sup>250)</sup> Ibid. — Item fer. II. post fest. s. Viti (21 Junii) dedi eidem super familiam in Budam pro eisdem laboratoribus euntium florenos hungaricales 20.

<sup>251)</sup> Ibid. S. 11. — Item die eadem (19 Julii) duobus Italis marmorariis ex Buda Cracoviam nuper advenientibus dedi pro quattuor dierum expensis quindecim gr. . . . mrc. (15).

<sup>252)</sup> Ibid. S. 15. — 1508. Item fer. II. post f. Nativitatis Virg. Mariae (11 Septembris) Ungaro procuratori in Mislemicze vectores conducendi ad vehendum saxa excisa in montibus tam anno praeterito, quam praesenti dedi ratione panni . . . mrc. 3 (6).

<sup>253)</sup> Z księgi rachunków Andrzeja Kościeleckiego z lat. 1510—1511. Pamiętnik Warszawski, tom XIV (1819), S. 457. Franciskowi Włochowi kamieniarzowi

Von diesem Zeitpunkte an finden wir lange keine Daten, die auf Ungarn Bezug hätten, vielleicht weil die Aufzeichnungen nicht genug ausführlich sind, oder vielleicht, weil Francesco delle Lore, der den weitgrößten Teil des Baues über sich hatte, direkt aus Italien Arbeiter mit sich brachte.

Nachdem die erste Frau Sigmunds I., Barbara v. Szapolyai, von einem frühen Tode dahingerafft worden, nahm der König Bona Sforza zur Frau. Der Umstand, daß auch sie aus einer für Kunst begeisterten Familie stammte, begünstigte sehr die Einwanderung italienischer Künstler nach Polen und wirkte fördernd auf die Verbreitung italienischer Kultur. Bona Sforza spielte in Polen beiläufig dieselbe Rolle, wie in Ungarn die Königin Beatrix.

Zu dieser Zeit kam auch Bartolomeo Berecci nach Polen, den man mit der Ausführung des Baues der Sigmund-Kapelle betraute. Er hat seine Aufgabe meisterhaft gelöst, denn die Kapelle gehört zu den prachtvollsten Renaissance-Kunstdenkmälern, die man außerhalb Italiens finden kann. Sie ist eine wahre Perle der neuen Richtung. Berecci hat den Bau der Kapelle 1519 in Angriff genommen und war gleichzeitig auch am Bau der königlichen Burg beteiligt. Seine «familia» zählte sieben Mitglieder, und zwar sechs Italiener und einen Ungarn, der aber der schon erwähnte Johann Kassai war, dessen Name in den Verrechnungen vom Jahre 1522 oft vorkommt<sup>254</sup>). Sie bekamen 6 Gulden per Kopf.

Daß auch während des Baues der in Rede stehenden Kapelle der Einfluß ungarischer Kultur eine gewisse Rolle spielte, ersehen wir aus einer vom 10. Dezember 1524 datierten Aufzeichnung Boners, der als Vertrauensmann des Königs den finanziellen Teil der Bauten leitete. In diesem Posten sagt Boner nämlich, daß er das Altargeländer der Graner Domkirche durch die Agenten des Thurzó abzeichnen ließ und ihnen für diese Arbeit 10 Gulden zahlte<sup>255</sup>). Dieser Posten ist ebenfalls ein glänzender Beweis dafür, daß es zu jener Zeit in Ungarn so großartige Kunstwerke gab, die selbst dem Auslande als Muster

---

a szesćia pomocnikami płaconomiesięcznie grzywien 27. Tomuż iadącemu na Węgry po czeladników umieińtnich w jego szlucze, złotych węgierskich 80. Sprowadził dwóch zgodnych rocznie po 65 florenów a trzeci za 50 florenów.

<sup>254</sup>) Teka Konzerwatorów Galicyi Zachodniej tom. V S. 24.

<sup>255</sup>) Sprawozdania komisji do badania historyi sztuki w Polsce. Tom. I (1879) Czynności artystyczne na dworze Zygmunta I. Wedle zapisów Seweryna Bonera. Paweł Popiel, S. 25. — Regestrum Rationis generosi Domini Severini Bonar Zuparii Cracoviensis incipiendi a die prima Novembris 1524. In edificia capellae Regie Maiestatis Anno domini 1524. Item die 10 Decembris . . . Item per uiam factoru duorum Thurzonu. misi bis Strigonium pro depingendis seu delineandis Cancellis qui sunt ante altare magnum in ecclesia strigoniens. quibus solui prima vice ff 7 et secundario ff 3. ff 10 gr.



dienten, die aber leider nicht auf uns verblieben sind. Dies Bronzegeländer ist bei uns spurlos verschwunden und selbst in Krakau hinterließ es keine sichere Spur. Vor der Sigmund-Kapelle gibt es zwar ein schönes Bronzegitter, daß es aber mit dem Graner «cancelli» in irgendwelcher Beziehung stände, kann nicht bewiesen werden.

Das Gitter der Sigmund-Kapelle hat 1527<sup>256)</sup> ein gewisser Servatius pixidarius in Bronze gegossen, also drei Jahre, nachdem das Muster aus Gran geholt wurde. Die Frage aber, wer Servatius gewesen sei, ferner ob der Entwurf des Gitters von ihm stammt, oder ob sein Werk nur eine Kopie des Graner «cancelli» ist, oder ob er letzterem nur Motive entlieh, vermögen wir nicht zu beantworten.

Nun, was gerade die Frage anbelangt, ob das Gitter nicht etwa eine Kopie wäre, können wir dieselbe verneinend beantworten, denn das Graner Geländer muß lang gewesen sein, da es doch vor dem Hochaltar stand, wogegen das Krakauer Gitter schmal und hoch, beinahe viereckig war. Dieser Unterschied findet seinen Ausdruck auch im Texte unserer Quelle, indem das Graner Werk «cancelli», also Geländer genannt, das vom Meister Servatius verfertigte hingegen als «crata», also als Gitter bezeichnet wird (eandem cratam facere debet).

Es ist aber nicht ausgeschlossen, daß einzelne Motive vom Graner Geländer stammen, da das Krakauer Gitter eine deutsche Arbeit ist; ferner, da der berühmte Peter Vischer auch seitens der Graner Diözese Aufträge erhielt, ist es nicht unmöglich, daß eben er das erwähnte Geländer verfertigte, dessen Motive dann auf das Gitter der Sigmund-Kapelle übertragen wurden. Das ist freilich nur eine Hypothese, und es bleibt die Aufgabe weiterer Forschungen, diese Frage ins Klare zu bringen. Eine fernere Beziehung der Sigmund-Kapelle zu Ungarn besteht darin, daß aller Marmor, der bei ihr verwendet wurde, aus Ungarn kam, wie überhaupt der ganze rote Marmor der Domkirche und der übrigen Kirchen Krakaus in ungarländischen Brüchen gehoben wurde. Den Verrechnungen Boners verdanken wir diesbezüglich mehrere interessante Daten, und zwar am 24. November 1525 gab er dem Meister Bartholomäus 24 Gulden, um aus Neusohl den beim Bau der königlichen Kapelle nötigen Marmor führen zu lassen<sup>257)</sup>; ferner zahlte er kurz darauf 140 Gulden einem gewissen Jörg Hegel, dem Agenten der Fugger, der die diesbezüglichen finanziellen Angelegen-

<sup>256)</sup> Ibid. S. 63.

<sup>257)</sup> Sprawozdonia I S. 69. Distributa in edificia Capelle Regie. Item Anno 1525 die 24 Novembris dedi Mgro Bartholomeo lapicide ad conducendum et subbarrandos vectores, qui marmur pro figuris 12, archa atque R. exculpando, altari, stallis et reliquis de marmore ad capellam R. fiendis ex Bystrzicia Cracovia adduchant. In moneta ungarica bona per 100 denarios ff 20, qui computando pro 100 denariis ungaricalibus 36 gr. polonicales faciunt per 30 gr. . . . ft. 24 gr.

heiten abwickelte. Dieser Betrag diente zur Deckung der Spesen von drei italienischen Steinmetzen, die nach Gran geschickt wurden, um den nötigen Marmor zu brechen. Der Bruch des Marmors und dessen Lieferung nach Krakau kostete insgesamt 168 Gulden<sup>258</sup>). Bei einer anderen Gelegenheit zahlte Boner 240 Gulden einem gewissen Johannes Bloß, dem Agenten der Fugger in Neusohl, weil er den erwähnten drei italienischen «lapicidis» einen Barvorschuß gewährte, um den gewünschten Marmor aus Gran nach Krakau liefern zu können<sup>259</sup>). Am 11. Mai 1526 werden für die Lieferung eines Marmorsteines von Neusohl nach Krakau 20 Gulden gezahlt<sup>260</sup>), und am 13. Mai werden sub Titulo Transportspesen von drei Marmorsteinen 66 Gulden gezahlt<sup>261</sup>).

Wir haben schon öfter erwähnt, daß in dieser Epoche Ungarn und Polen in enger Beziehung zueinander standen, und die auf die Bauten bezüglichen Verrechnungen beweisen in vollem Maße die Richtigkeit unserer Behauptung. Von welcher Seite immer wir die Sache betrachten, ist es stets und wieder Sigmund, nunmehr als König von Polen, der zwischen Ungarn und Polen als Verbindungsglied dient und auch vom kunstgeschichtlichen Standpunkte aus eine wichtige Rolle spielt. Dies wird auch von so namhaften Kunsthistorikern, wie Sokołowski<sup>262</sup>), Kopera, Tomkowicz und anderen anerkannt. Franciscus Italus, der aus Ungarn nach Polen kam, eröffnete die lange Reihe der übrigen italienischen Künstler (Francesco delle Lore, Bartolomeo Berecci, Giovanni Maria Padovano, Fontana usw.), die die Hauptstadt Polens mit so großartigen künstlerischen Schöpfungen be-

---

<sup>258</sup>) Ibid. S. 70. Item missi sunt in Ungariam ad Strigoniā tres lapicide Itali ad excidendos lapides marmureos pro laboribus supra nominatis. Quare Cracovie Georgio Hegel factori fuccarorum dedi in moneta bona ungarica in Novembre per 100 denarios ff. 140. Quos ipse per modum cambij Bude vel Strigonie dictis lapicidis solui et extradi ordinabit pro impensis circa labores et vecturam lapidis marmorei ibidem pro capella R. excidendi, qui pro 100 denariis ungaricis gr. 36 polonicos computando faciunt per mediam sexagenam ff 168 gr.

<sup>259</sup>) Ibid. S. 70. Item solui preterea Georgio Hegel factori fuccarorum quos Joannes Bloss factor fuccarorum Bistricie predictis Italis lapicidis tribus dedit partim paratas, partim vectoribus a conductura marmoris Regii ex Strigonia Bistriziam secundum informationem dictorum lapidarum in moneta ungarica bona per 100 denarios ff. 200 faciunt eo modo ut supra computati per 30 gr. . . ff. 240 gr.

Istarum pecuniarum in Ungariam per cambium missarum et ibi receptarum a Joanne Bloss, Racionem sufficientem Mgr Bartholomeus lapicida facere debet.

<sup>260</sup>) Ibid. S. 70. Item die 11 Maii anno 1526 dedi a conductura unius lapidis marmorei de Bistrizia Cracoviam per 30 gr. . . ff. 20 gr.

<sup>261</sup>) Ibid. S. 70. Item 13 Mai solui a 3 lapidibus magnis marmoreis conductis ex Bystrizia Cracoviam vecture, per 30 gr. . . ff. 66 gr.

<sup>262</sup>) M. Sokołowski, Die italienischen Künstler der Renaissance in Krakau. Repert. für Kunstwissenschaft 1885. VIII, S. 411.

reicherten. All dies beweist, daß Sigmunds Ofener Aufenthalt auf die polnische Kultur großen Einfluß übte; der Ofener Aufenthalt hatte übrigens auch auf politischem Gebiete wichtige Folgen, indem Sigmund eine Ungarin zur Frau nahm und später die ungarische Politik in hohem Maße beeinflusste.

## Petőfis «Wolken».

Von Prof. Abel von Barabás.

**P**ETŐFIS «Wolken» (F e l h ö k) ist eine Gedichtsammlung, ein lyrischer Zyklus, bestehend aus 66 Gedichten, die er im Jahre 1846 in Pest bei Gustav Erich veröffentlichte. Der Dichter hat in diesem kleinen Bändchen die einzelnen Stücke mit römischen Ziffern (I—LXVI) bezeichnet. Später wurden diese lyrischen Schöpfungen in die Gesamtausgabe der Petőfischen Gedichte aufgenommen, wobei man aber den Titel des Zyklus, sowie auch die römischen Ziffern wegließ. So erfuhr das ungarische Publikum nichts von jener Tatsache, daß diese Poeme in einer Sonderausgabe erschienen waren. In den weiteren Ausgaben hat man auch die Reihenfolge verändert, da das Vorhandensein eines Zyklus mit dem Titel «Wolken» auch aus dem Gedächtnis der Literaten allmählich verschwunden war. Die ungarische Literaturgeschichte hat diesen Gedichten jahrelang keine Aufmerksamkeit zugewendet. Man hielt sie für weiter nichts als kleine poetische Ergüsse und Bruchstücke aus einer Periode des Dichters, wo er nicht ordentlich arbeiten konnte. Man maß diesen Gedichten erst dann größere Bedeutung bei, als einzelne derselben unzähligemal übertragen worden. Alle Übersetzer machten den Versuch, wenigstens eine Auslese der «Wolken» im Deutschen wiederzugeben. Eine komplette deutsche Übersetzung erschien im Jahre 1882 von Hugo Meltzl und das Jahr 1891 brachte sogar eine vollständige italienische Übersetzung von Giuseppe Cassone. In Deutschland entdeckte und schätzte man besonders den philosophischen Wert dieser poetischen Schöpfungen und seitdem gewann Petőfi im Auslande eine hervorragende Stellung in der philosophischen Dichtung. Die «Wolken» sind eine grausig-erhabene Poetisierung des Menschenschicksals und geben in ihrer Gesamtheit einen Totalaspekt des menschlichen Lebens von der Wiege bis zum Grabe. Wie Goethe in seinem «Faust» alle Probleme des Daseins berührt, so befassen sich auch diese Gedichte mit den großen Lebensfragen, aber in ganz anderer Art. In Deutschland fand man große Freude an den genialen kleinen Gedichten. Man glaubte darin Schopenhauersche Philosophie zu entdecken; allein man irrte, denn der ungarische Dichter kannte die Werke Schopenhauers gar nicht. Die «Wolken» haben besonders auf Nietzsche einen großen Einfluß ausgeübt und ein Gedicht daraus hat er in Musik gesetzt. Die aphoristischen Gedankensplitter der «Wolken» dürften wohl auch einen wertvollen Aufschluß darüber geben, wie Nietzsches aphoristischer Stil entstand. Die vorliegende Studie versucht zum ersten Male die Ideengänge der «Wolken» in ihrem Zusammenhange darzustellen. Wir müssen noch bemerken, daß sich bei Petőfi auch ein beschreibendes Gedicht mit dem Titel «Wolken» findet, das aber mit diesem Zyklus nichts zu tun hat, und weiter, daß einige deutsche Übersetzer Petőfis (z. B. Kertbeny) unter dem Titel «Wolken» manchmal Gedichte anführen, die nicht aus diesem Zyklus stammen, sondern



willkürlich aus Petőfis anderen lyrischen Erzeugnissen zusammengetragen sind. Die Versitate dieser Studie nehmen wir aus der Meltzlischen Übersetzung.

## I.

Vor uns steht ein finster aussehendes Gebäude. Wir kennen nicht seine Bestimmung und verstehen seinen Stil nicht. Was mochte wohl der Baukünstler damit wollen? Denn das Bauwerk hat in allen seinen Teilen etwas Ungewöhnliches. Es hat nichts an sich, worin es anderen ähnlich wäre. Wenn wir durch sein Portal eintreten, kommen wir in Verlegenheit. Unter diesen Bogengewölben, die sich in launenhafter Wirrnis untereinander kreuzen und schneiden, erschließt sich unseren Augen eine absonderliche Welt von Erscheinungen. Türen mit rätselhaften Inschriften öffnen sich nach finsternen Kammern. Nischen, in denen sonderbare Gemälde die Blicke fesseln, erstrahlen in blendender Lohe. Eine traurig-schmerzliche Musik schlägt an unser Ohr. Wo sind wir? Sehen wir durch ein Fenster hinaus! Es kommt uns vor, als ob die ganze Gegend ihr Aussehen geändert hätte. In dem Strahlenglanze, mit dem die Sonne das Land beleuchtet, liegt eine ernste Schwere. Die Bäume, die Ackerbreiten sind verwelkt und verdorrt. Es ist, als ob die Welt einem Verwesungsprozeß anheimgefallen wäre.

Alles ist eine Illusion. Wir stehen der Erscheinung verständnislos gegenüber, und dies führt unsere Sinne in die Irre. Wir müssen eine eingehende Untersuchung anstellen. Hinter diesen eigenartigen Gewölbebogen, diesen bizarren Bildnissen und rätselvollen Aufschriften verbirgt sich ein Sinn. Er aber liegt tief versteckt. Er verhält sich in gleicher Weise wie der Sinn der Welt. Wer vermöchte den Plan der Schöpfung zu erkennen? Wer könnte sagen, was die Bergkette und das Heidefeld, das Meer und der Fluß bedeuten? Wer vermöchte Aufschluß darüber zu geben, welche Rolle das Tier und die menschliche Psyche im Getriebe des Weltalls spielen? Ist in all diesem eine Ordnung? Jawohl. Aber nur der vermag sie zu begreifen, der sich gleich dem Naturforscher die in die Tiefe gehenden Forschungsarbeiten nicht verdrießen läßt. Der eine Phantasie besitzt, die den zerfließenden Konturen der ungewissen Phänomene der Natur zu folgen vermag. Der mit Achtsamkeit zu beobachten versteht, wie sich der aus dem Felsgestein heraussprudelnde Gebirgsbach seinen Weg bahnt, sich durch Wiesen und Felder schlängelt und mit seiner Feuchte jene Pflanzen nährt, die an einer Uferbank ihre feinen Faserwurzeln ihm entgegenstrecken. Wer mit bewußter Aufmerksamkeit wahrzunehmen weiß, wie der Sonnenstrahl des Lenzes die ersten Knospen den Spitzen der Zweige entlockt und daraus die seidenartigen Blätter zur Entfaltung bringt. Wer mit Interesse in seinem Nest den Zaun-

könig zu beobachten vermag, der die verwaiste Kuckucksbrut zu sich nimmt und so lange nährt, bis sie flügge geworden ist. In dieser Weise müssen wir den Erscheinungen der Natur nachgehen und dann werden wir es verstehen lernen, daß hinter dieser Planlosigkeit die großartigste Gesetzmäßigkeit waltet, die den Weltenbau durchdringt und selbst dem kleinsten Grashalm und Sandkorne seine Bedeutsamkeit verleiht.

Auch jenes seltsame Gebäude, das wir Wolken nannten, heischt eine tiefgehende Betrachtungsweise von dem, der es verstehen will. Wenn wir uns denkend bemühen, den dunklen Sinn der Türaufschriften und den Ideengehalt der Bildwerke zu deuten, dürften wir bald gewahren, daß Bögen, Pfeiler und Nischen die unmißdeutliche Sprache organischer Gesetzmäßigkeit reden. Mit einem Schlage sehen wir, daß aus dem Dunkeln die lichte Klarheit heraufdämmert. Die Hieroglyphen enträtseln sich von selbst. Allmählich beginnt es in der krauswirrigen Gewölbebogenwelt, den tief ausgeschweiften Flurgängen und dunklen Nischen bedenklich zu wanken und zu schwanken; sie verschwinden spurlos wie der dekorative Ausstattungsplunder einer phantastischen Oper und hinter den Äußerlichkeiten erscheint vor unseren Augen ein grandioses Schauspiel, das uns bei blendendem Glanze zuckender Blitze einen Einblick in die mysteriösen Rätsel des Weltalls gestattet. Unsere Ideale, unsere Sehnsüchte, unsere Kraftanstrengungen im Ringen nach den Höhenzielen der Menschheit, die Ordnung des menschlichen Lebens, die religiöse Idee, die Vorstellung der Vergänglichkeit, der Kleinkram der menschlichen Nöte, die Psychologie der Geschichte und die Frage von Sein oder Nichtsein ziehen in trostlosen Bildern an unseren Blicken vorüber.

Der Gegenstand dieses Schauspiels ist das Schicksal der ganzen Welt. Die Personen stellt die Gesamtheit des Menschengeschlechts. Der einzige Mitwirkende ist der Dichter selbst, der es auf sich nimmt, die Welt glücklich, die Menschheit frei und die Idee der Liebe heimisch zu machen in den Herzen der Menschen. Aber allerorten stellt sich ihm der unsichtbare böse Geist hemmend in den Weg und er ist gezwungen, gegen diesen zu kämpfen. Zwar ist der böse Geist immer mächtiger, allein der Held steht doch unverzagt. Mit blutender Wunde im Herzen, mit skeptischen Anwandlungen in der Seele, mit Flüchen auf den Lippen kämpft er die Schlacht gegen den Dämon der Verneinung. Mit kühnem Mute, trotziger Stirn und männlicher Heldenstärke erträgt er alle Faustschläge, bis er endlich zusammenbricht; in der letzten Minute jedoch, als eben seine Seele sich von der sterblichen Hülle losringen will, erblickt er inmitten des blutigen Haders und chaotischer Trümmer des Weltalls die Idee der Gottheit, der Fluch auf seinen Lippen verwandelt sich in Segen und er stirbt wie der Heiland, der für das Ideal der Liebe am Kreuze sein Leben ließ.

## II.

Suchen wir das Abbild dieses großartigen Schauspiels. Wer legte in dramatischer Gestaltung den Zusammenhang und die Bedeutung der kosmischen Erscheinungen dar? Wer zeigte in herrlich erhabener Allegorie den die Welt durchdringenden Kampf zwischen zwei Kräften: den Kampf zwischen dem gestaltenden und zerstörenden Prinzip?

Es zeigte dies sowohl Goethe als auch Byron. Der eine: die verkörperte Objektivität. Der andere: die versinnlichte Subjektivität. Beide verwirklichten dasselbe; aber jeder in seiner personalen Weise. Der eine legte die personifizierte Idee in seinen Heros; der andere plazierte die versinnlichte Idee in seine eigene Persönlichkeit. Dies ist der Unterschied zwischen den beiden Dichtungen: «Faust» und «Manfred».

Der Held der «Wolken», der Dichter, ist eigentlich Faust und Manfred in einer Person. Er ist Faust, der jede Seite des Daseins studiert, ehe er den Kampf mit dem Geist der Negation fortsetzt, und der am Ende als Sieger aus dem Kampfe hervorgeht. Er ist Manfred, der ebenfalls mit dem Geiste der Verneinung ficht und der, als er stirbt, ihn von sich stößt als einen solchen, der keinerlei Macht über ihn hat.

Die Fülle seiner weltumspannenden Ideen, seine bewundernswürdige Durchdringung der die Welt bewegenden Phänomene machen ihn Faust ähnlich; die Art und Weise jedoch, wie er sich äußert, findet in Manfred sein Konterfei. Denn auch hier steht der Poet im Zentralkpunkte der Vorgänge wie ein trutziger Titan, der blutet und röchelt, aber sich nicht einmal im Tode überwunden fühlt.

Wo ist also dieses Drama? Denn die «Wolken» sind nichts weiter als sechsundsechzig unansehnliche Poeme. Und im ersten Augenblicke scheinen sie auch nicht mehr zu sein als eine Sammlung kleiner Gedichte. Aber in der Nähe betrachtet, entdecken wir darin eine straffe Ideenentwicklung, ein struktives Gefüge, das das Ganze zusammenhält.

Es ist nicht meine Absicht, die einander gleichen Gedanken zu sammeln. Ich will auch nicht die zusammengehörigen Ideengruppen herausheben. Ich werde auch nicht die parallelen Partien nebeneinander reihen.

Das Leben besteht nicht aus einem Block von einförmigen Erscheinungen. Die gleichgerichteten Gedanken, die gleichgearteten Sentiments kündigen sich nicht gruppenweise an. Zwar besitzt jedes Menschenleben seine Denk- und Empfindungsstrombahnen; aber diese werden fortgesetzt von spontan auftauchenden Gedanken- und Gefühlskomplexen durchschlagen. Die menschliche Vorstellungswelt zeigt ein solches disparates Formgeschlinge, wie ein Landschaftsbild,



auf dem Berg und Tal, Fluß und Felsenkult zu sehen sind. Und wem würde es in den Sinn kommen, gegen diese Ordnungslosigkeit zu revoltieren?

Ohne daß es ihm bewußt wird, stört der Dichter den ordnungsmäßigen Verlauf der Ideen, um ihn durch das Moment der Abwechslung interessanter zu gestalten. Aus diesem Grunde sind die philosophischen Dichter so große Wohltäter für das Menschengeschlecht. Und sie haben einen größeren Einfluß auf die breite Masse als die großen Weltweisen. Der Philosoph holt die in der Wesenheit der Dinge verborgenen Ideen heraus und formt sie zu einem System; er vollzieht also eine Abstraktion. Er reiht die Denkresultate nackt nebeneinander und macht sie damit unzugänglich. Denn die große Menge versteht nur das, was in sinnfälliger Form, was in künstlerischer Gestalt sich manifestiert. Der Dichter dagegen gießt seine Ideen in sinnlich faßbare Formen und macht sie darum einem jeden apperzeptibel. Kants Gedankenwelt sickert aus dem Grunde nach und nach in die Seele der Menschheit, weil sich die Poeten und Schriftsteller ihrer bemächtigten, sie verarbeiteten und zugänglich machten. Denn die Dichter und Schriftsteller sind zugleich auch Künstler. Die Philosophen sind das selten; oft gehören sie nur zu den mittelmäßigen Stilisten. Wenn wir uns aber im Stile zur Höhe der Kunst erheben wollen, müssen wir als Künstler geboren werden. Denn nur dann wird unsere Seele so von dem tiefinnerlichsten Wesen des Schönen ergriffen, daß sich ihre göttlichen Schauer selbst im Stile offenbaren.

Es gibt also keine schönere Erscheinung, als wenn sich Philosophie und Kunst innig vermählen. Wir dürfen aber jene Dichter, die philosophische Ideen in poetischem Gewande darbieten, nicht gering achten. Das ist mehr als Kunst, wenn auch noch nicht Philosophie.

Der Dichter hat stets ein richtiges Empfinden dafür, in welcher Form er seine Ideen am besten versinnlichen kann, über welche Ausdrucksform er unbeschränkt gebietet. Petöfi war in jeder Faser Lyriker: er wählte also die Lyra als Instrument für seine zu höherer Kunst gewordene Philosophie. Die Form wurde nicht durch die Idee zertrümmert, denn die Gesetze der Kunst wurzelten zu mächtig in der Seele des Dichters. Nicht einmal die Reihenfolge wurde mit Vorbedacht geregelt; der Dichter reihte einer inneren Eingebung gemäß die sich ans Licht drängenden Ideen nebeneinander. Aber die intuitive Ahnung des Genies schuf ein abgeschlossenes Ganzes, in dem sich mit künstlerischer Sicherheit ein dramatisches Dichterwerk offenbarte. Es ist ein sublimierender und erschütternder Monolog, den der Dichter der Menschheit ins Ohr schmetterte. Dieser Monolog allein füllt alle Akte des Dramas aus.

## Erste Szene.

Das Ich, der trotzig und unbesiegbare Geist, erscheint auf der Bühne. Vor ihm wölbt sich in weiter Perspektive der glänzende blaue Himmel. Sein Auge schaut in die unermeßliche Weite und folgt dem Fluge des in die Ferne ziehenden Vogels; seine Seele jedoch dringt über die Sehgrenze des Auges, ja über die Schranke des Lebens hinaus und will in jenes Reich hineindringen, das jenseits unseres Wissensbereiches liegt. Der Flug des Vogels ist ihr nur ein flüchtiger Traum, ebenso das Leben, das davonfliegt, aber niemals wieder zurückkehrt.

Was birgt dieses Reich? Was wartet dort unser? Er erwartet eine Antwort von der Seele. Die Seele jedoch, der unsterbliche Teil des Menschen, vermag dem Fluge des Vogels nur in der Imagination zu folgen. Wenn sie weiter, über die Grenzmark der Erde hinausfliegen will, stürzt sie aus der Höhe herab. Was also ist der Mensch? Ein armseliges Wesen. Seine Kraftanstrengungen sind umsonst. Zwar öffnet sich ihm des Lebens Lichtkreis, eine großartige Perspektive; aber mitten auf dem Wege stolpert er über den ersten Stein und vermag nicht weiterzudringen.

Die Szene beginnt also in ähnlicher Weise wie Goethes und Byrons Dichtung. Faust durchforscht alle Wissensgebiete, er wird dabei ein alter Mann und fühlt an der Leere seiner Seele, daß er nichts weiß. Er will sich erheben bis zu den höchsten Stufen der Erkenntnis. Er will das Rad der Zeit zum Stehen bringen, um mit einem neuen Leben und mit neuer Jugend beginnen zu können. Er beschwört die Geister herauf und verschreibt seine Seele Mephistopheles, damit er wenigstens einen Blick hineinwerfen könne in das Dunkel des unbekannten Landes.

Auch Manfred ruft die Geister wach, daß sie ihm Antwort geben sollen. Seine Einsamkeit ist mit Furien bevölkert, er knirscht in der nachtschwarzen Finsternis mit den Zähnen, verflucht sich, fordert als Wohltat für sich den Wahnsinn und bietet dem Tode die Stirn; aber die kalte Hand des unbekannten Dämons wendet die Vernichtung von ihm ab, obgleich Manfred sich ihm nicht verkauft. Er fühlt sich als eine elende, erbärmliche Kreatur und trotzdem will er Gott gleich werden.

Was macht der Held der «Wolken»? In allem fand er sich enttäuscht. Von seinen Idealen findet er nicht die kleinste Spur. Seine imaginären Musterbilder verblassen. In allen Bemühungen leidet er Schiffbruch. Aber er weint nicht, ja bricht nicht einmal in Klagen aus. Sein verfurchtes Gesicht verrät sein Leiden.

Und blickt ins Aug' mir, das den Glanz verlor,  
Schaut daraus deutlich nicht hervor:

Daß meinem tiefen Weh und Schmerz, ich Ärmster, schon erlegen fast,  
Weil niedersank auf mich, auf mich des Lebens Fluch mit ganzer Last?!

Faust schleudert seine Bücher in die Ecke und geht hinaus in die Natur, ins Leben; denn «grau ist alle Theorie und grün des Lebens goldner Baum». Manfred erklettert die Hochwelt der Alpen, betritt das Reich des im funkelnden Sonnenglaste leuchtenden ewigen Schnees, bewundert die schwindelerregenden Klüfte und die in die grause Tiefe hinabdonnernden Wasserstürze. Hier sucht er den Tod. Faust sucht das Leben, Manfred den Tod. Auch das Ich der «*Wolken*» will sich in die Einsamkeit zurückziehen, um im Schoße der Natur Labung und Erlösung durch den Tod zu finden.

Ach, allzugerne lieb' ich diese Welt im Stich;  
Nur dunkle Flecken hat ihr Flitterglanz für mich,  
Möcht einsam hausen wohl in einem weiten Wald,  
Wo niemals eines Menschen Tritte noch gehallt.  
Wie wollt' ich hier dem Blätterrauschen,  
Dem Quellgemurmeln einsam lauschen,  
Dem Vogelsang, dem hellen, klaren.  
Und, über mir der *Wolken* Wanderscharen,  
Den Auf- und Niedergang der Sonne sehen,  
Und endlich — selber auch vergehen!

Wir möchten glauben, daß die Natur seine Seele gesund macht. In vollen Zügen atmet er die frische Luft, die den Ventilen der Natur entströmt, in seine Lungen ein. Es lebt, atmet und denkt hier auch das, was ohne Leben ist. Indes gelingt es der Natur doch nicht, ihn zu heilen. Der Schmerz bleibt dort in der Tiefe seiner Seele und mit verzweifelterm Zynismus schreit er auf:

Daß, ach! doch unsres Lebens Wert kaum so viel wiegt,  
Als ein zerbrochener Küchentopf, der im Kehrlicht draußen liegt!  
Alte Speisereste kleben den Scherben an:  
Hochbeglückt beleckt sie der hungernde Bettelmann.

## Zweite Szene.

In den Armen der Natur hält er Einkehr bei sich selbst. Er betrachtet die Vergangenheit: war wohl darin etwas Schönes? Er meditiert über die Zukunft: was verspricht sie wohl? Faust sieht lediglich die ergebnislosen Kraftanstrengungen und das Fiasko der Ideale. Manfred eine Vergangenheit mit schmerzlichen Erinnerungen. Die Zukunft ist weiter nichts als eine Wiederholung der Vergangenheit; nichts anderes als eine trostlose Gegenwart. Der Heros der «*Wolken*» sieht die Ideale. Wie schön sie auch waren, stets ernüchtern sie uns und nichts bleibt als das wüste Ödland der Gegenwart. Auch diesen Gedanken zeichnet er mit einem Griffel auf, den er jener Hand entlehnte, die die große Natur schuf.



Vergangenheit, der ferne, blaue Wald,  
Im Rücken liegt,  
Vor mir der Zukunft grünes Saatfeld  
Lachend sich wiegt:  
Vergangenheit in immer weitrer Ferne,  
Bleibt dennoch stets in Sicht;  
Und Zukunft, immer näher rückend,  
Erreich' ich gleichwohl nicht.  
Nicht enden will die öde weite Heide rings, o weh!  
Es ist die flache Gegenwart, durch die ich trostlos geh'.

Er prüft die Ideale und führt in untröstlichen Bildern ihr Schicksal vor. Die Freundschaft entpuppte sich als eine Lüge. Wenn seine Freunde gestorben wären, hätte er früher Tränen um ihren Verlust vergossen. Aber sie leben und sind doch für ihn gestorben. Es ist nur ein Seufzer des Irrwahns, den er ihrem Gedenken zu weihen vermag.

Auch die Hoffnungen stiegen hinab ins Land der Toten. Niemals erhielt ein Gestorbener ein an Umfang und Inhalt verschwenderischeres Epitaphium als die Hoffnung.

Gleich Vögeln wirbeln unsrer Hoffnung Wünsche  
Empor die Luft,  
Schon atmen sie in fernsten Regionen  
Den Ätherduft,  
Es steigt so hoch kein Aar. —  
Ein wilder Jäger doch verfehlt sie nie:  
Die Wirklichkeit, der Ideale bar,  
Die mordet sie.

Auch die Liebe ist nur eine Illusion. Wir glauben, sie sei ein Gefühl von Ewigkeitsdauer. Wenn sie Erwidern findet, beginnt für uns eine Periode des Leides. Späterhin fühlen wir es, daß sie nicht einmal einen Anteil unserer Seele ausmachte. Sie war eine Sinnestäuschung, und auch eine zweite Liebe bereitet uns Schmerz, nachdem wir uns einmal im Ideale getäuscht haben.

Dann gibt es also gar keine Ideale? Alles ist leere Illusion? Nun, es bleibt die Erinnerung, das harmloseste aller Wahngelbde. Aber dies ist nur für Seelen, die Schiffbruch gelitten, ein Trost. Das trotzigste Ich wirft sie auf die Seite als ein wertloses Nichts.

Erinnerung, ach!  
Ein Brettlein, winziger Rest vom stolzen Schiffe, —  
Das sank so jach!  
Nun treibt das Brettlein uferwärts vom Riffe.

### Dritte Szene.

Nachdem das stolze Fahrzeug seiner Ideale gescheitert, wendet sich der Held der Liebe zu. Einem Problem, das immer alt und immer neu ist. Das Herz ist stets zur Genesung disponiert. Die Sinnlichkeit, das Begehren erwacht und setzt die eingerosteten Triebkräfte der Seele

in Tätigkeit. Durch diese Innervation entkeimen der Psyche neue Hoffnungsschossen, und diese heilen die alten Wunden. Auch Faust erheischt die Liebe, als er seine Seele dem Teufel verkauft. Jugend und das schönste Weib ist sein Wunschziel. Auch Manfred beschwört die tote Geliebte aus dem Grabe herauf, damit sein Herz gesunde. Und auch der Held der «*Wolken*» wird durch den Schwung seiner Phantasie dorthin geführt, wo sein schwarzäugiges Mädchen weilt. Schmerz und Freude malen sich in ihren Augen einen hundertfarbigen Regenbogen aus.

Aber nur Enttäuschungen harren seiner. Seinem trotzigen Charakter gemäß ist er auch in der Liebe ebenso energisch wie im Leiden. In allem will er kämpfen, siegen und niemals unterliegen. Wie den Schmerz will er auch das Liebesgefühl in doppelter Wucht auskosten. Deshalb eben wird immer das Leiden sein Erbteil sein.

Doppelt wünscht er die Liebe zu empfinden, und doch wirft seine Leidenschaft keine übermächtigen Flutwellen. Die Liebe dehnt sich als schönes, aber alle Hoffnung vernichtendes Gefilde vor seinen Augen hin. Seine Gefühlswelt ist bereits erstorben. Die Enttäuschungen stumpften sein Herz ab. Reflexionen lösen sich nacheinander ab. Darunter befindet sich auch eine vereinzelte Regung, ätherleicht wie der Hauch des Mundes, die auf die grenzenlose Zartheit eines ausgebrannten Herzens hindeutet.

Der Fall des jungen Mädchens, das von dem Jünglinge träumt, zeigt die Liebe von einer neuen Seite. Die Liebe ist nur das Werk des Zufalls. Die für einander geschaffenen Seelen finden sich nicht. Die Natur schuf das Gesetz der Liebe, sorgte jedoch nicht dafür, daß die Herzen sich begegneten.

Wo ist die Wahrheit? Nach Faust in Auerbachs Keller. In der Gesellschaft von Brand, Frosch und den übrigen trunkenen Zechgenossen, in der Atmosphäre von Wein und obszönen Gesängen. Der Gesang ist im Falle von Enttäuschungen die menschlichste Philosophie. Kummer und Herzeleid kann man nur in Rebensaft ertränken. Der Rausch ist der schönste, poetischste Friedhof, wo sich der Schmerz in goldfarbene Nebelschwaden bettet.

Ich kann Euch einen Friedhof nennen,  
Dort waltet lauter Freude nur,  
Denn Kummer wird dort selbst und Trauer  
Begraben bis zur letzten Spur!  
Ihr möchtet ihn wohl gerne kennen?  
Nun, jener Friedhof ist der Tisch des Schenken.  
Die Flasche müßt als ragend Kreuz ihr denken,  
Die Gläser rings herum als Gräberstätten,  
In deren Tiefe wir die Sorge betten.  
In diesen Zeiten miserabel  
Ist solcher Kirchhof praktikabel!

Bald kommt das Erwachen. Auch der Rausch ist nur eine Illusion. Desgleichen die Jugend. Wenn die Wahnvorstellung zerflattert, sind wir wiederum auf der wüsten Landstraße der Wirklichkeit. Wenn unsere Locken zu herbsten beginnen, wenn unser Rücken sich krümmt, wenn Krankheiten unsere Kräfte verzehren, wenn der Schlag unseres Herzens immer leiser wird: woher nehmen wir die lügnerischen Illusionen, um uns selbst zu betrügen?

Nachdem der Rausch verfliegen, fängt er von neuem an zu klagen. Und die Liebe ist letzten Endes doch der Motor, der die ganze Welt bewegt. Nach Liebe verlangt das ganze Menschengeschlecht. Dieses große Nichts ist die alleinige Realität. Sie ist das, worüber wir keinerlei Macht besitzen, weil sie selbst die gewaltigste Macht darstellt.

O diese Hand, wie zart, wie leicht und dennoch  
Muß ich, wenn sie in meiner ruht, verzagen:  
Den ungeheuren Erdenball, o Mädchen,  
Bedünkt mich, müßt' in Einer Hand ich leichter tragen!

Haben wir jemals einen so hauchleichten Quälschrei schon vernommen? Wir fürchten fast, daß sich dieser ätherische Gedanke vom Papiere verflüchtigt. In eben solch zartem Schmelzton ist auch der folgende Gedanke gehalten, der in sinnreicher Reflexion zum Ausdrucke kommt. Die Liebe, die unsere ganze Welt gestaltet, gehört lediglich uns. Wir wundern uns, daß sich trotzdem die Erde dreht und die ganze Welt nicht darüber nachdenkt. Die Welt aber steht, und der Mensch vollendet maschinenmäßig seine Arbeit. Wir aber jagen mit unserer Liebe durch Raum und Zeit und können nicht begreifen, was wir jetzt durchleben und was jedes Menschen Erbteil sein könnte. Aber die Zeit stürmt weiter und das Herz wird kühler.

Noch ein Sprung und die Periode der Liebe naht ihrem Ende. Die Liebe ist gut und schlecht, himmlisch und infernalisches. Also hinweg von dieser Welt, die nur Schmerzhafte in ihrem Schoße birgt.

O Maid, dein Aug'  
Ist schwarze Nacht —  
Und leuchtet dennoch  
In greller Pracht!  
Wann du auf mich blickest,  
Dann züngelt zumal  
Verderbensprühender Feuerstrahl:  
Ein schneller, ein greller  
Unheimlicher Schein!  
Dem Henkerbeil mag er  
Vergleichbar sein.



## Vierte Szene.

Die Einbildungskraft, die in dem Auge des Mädchens das Henkerschwert aufblitzen sieht, zeigt, wohin wir gekommen. Das Klammerwerk des Verstandes lockert sich, und die Phantasie durchläuft in freiem Spiel den Weltenraum. Auf dem irdischen Planeten ist nichts vollkommen. In der Natur gibt es nichts Schönes. Die Ideale sind lügnerische Traumgebilde. Die Liebe spielt nur aus dem Grunde mit unserem Herzen, um es in den Abgrund der Verzweiflung zu stoßen. Auf also zum Domgewölbe des Firmaments, wo Milliarden von Gestirnen in buntem Gedränge sich treibend und stoßend dahinziehen! Schleudern wir mit einem Fußtritt den Erdenball von uns, auf dem nur Sünde, Elend und Leiden geboren werden! Auf zu des Weltalls entlegenstem Punkte, wo vielleicht das große Nichts beginnt; werfen wir uns hinab in die Leere des Raumes, dessen Ende wir auch dann nicht erreichen, wenn wir für ewige Zeiten tiefer und immer tiefer fallen.

Käm' ein Orkan nur, ha, so allgewaltig doch,  
Daß spielend er das Firmament zerreiße,  
Und dann durch solchen Riesenriß hinweg  
Die Erdenkugel schmisse!

Mit diesem bizarren Gedanken beginnt er an das Tor zu klopfen, das dem menschlichen Geiste verschlossen ist. Der Schmerz der Enttäuschung, die Ahnung der Nichtigkeit des Lebens bringen sein Gemüt in Bewegung, daß es aufwallt wie das von Byrons Kain, der nach Erschließung der geschichtlichen Vorgänge in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft trachtet. Der böse Geist reißt den Rebellen mit sich fort, und als er ihm alles, was es an trostlosen Bildern gibt, gezeigt hat, wirft er ihn auf die Erde zurück.

Unser Held stürzt sich im Vertrauen auf die eigene Kraft ins Nichts, um dort von der Höhe hinabzusehen auf das große Ganze, in dem auch die Erde nur die Bedeutung eines Sandkorns besitzt. In dem Weltenraum vergrößern sich die Dimensionen seiner Phantasie und in visionärem Aufschreien zerspringt seine Seele. In ordnungslosen Wirrgängen bemächtigt sich seine Imagination der verschiedenartigsten Objekte. Denn selbst in jenen weitgespannten Perspektiven sieht er die Bilder der irdischen Dinge in ihrer Absurdität sich widerspiegeln.

Durch das bunte Augenglas des Humors betrachtet er die Rätsel der Geheimnisse, die Weisen, die die Welt verhöhnt, weil sie sich nicht zu ihrem Ideenkreis aufzuschwingen vermag. Dieses Bild ruft das menschliche Gut des Ruhms in sein Gedächtnis und die blitzhelle Verstandesschärfe des Genies sagt ihm, daß der Ruhm nicht einmal

ein beglückender Beutewert, sondern nur eine betäubende Illusion ist, denn er wurde ja im Schmerz erzeugt.

Was ist der Ruhm? Ein Regenbogen licht,  
Der Sonne Strahl, wann er in Tränen bricht.

Und der Schmerz? Wir bedürfen seiner nicht? Aber wenn er fehlt, rufen wir ihn hervor. Unser Sinnen und Trachten zentriert sich darin, uns gegenseitig Leiden zu verschaffen. Und wenn wir uns so viel Schmerzesqualen bereiten, daß unser Herz zerspringen könnte: es zerspringt nicht.

Sonderbarer Gedanke. Die eigenartige Ausgeburt von Humor und Verzweiflung. Aber der Geist rast weiter. Er beginnt bereits das Unterschiedliche in Leid und Freude zu schauen. Stehen beide in einem bestimmten Verhältnis? Gleichen sie sich einander aus? Er wirft beide auf die Wage.

Was ist der Schmerz? Ein Ozean.  
Was ist die Freude?  
Die winzige Perle bloß im tiefen Ozean.  
Ach, und auch die zerbricht so leicht,  
Eh' du mit ihr das Tageslicht erreichst!

Das Vergleichen und Reflektieren über diese gewaltigen Dimensionen ermüden. Dieser krasse Abstand zwischen Leid und Freude führt ihn auf den Gedanken des Genusses. Warum sollen wir für Sorge und Kummer leben? Warum nicht viel mehr für freudiges Behagen? Genießen wir! Dies ist der Zweck der Welt. Das schreit er aus vollem Halse heraus, wie jene griechischen Weltweisen, die als das Ziel des Lebens den Genuß postulierten. Indes glaubt er selbst nicht daran, und als er sein Mädchen aneifert, daß es jeden Augenblick genießen müsse, sieht er auf ihrem Gesicht die grausige Grimasse des Todes:

Deine Tage vergehn,  
Bald wirst Du verlassen, vereinsamt stehn;  
Deinen dürrn Leib,  
Bald umarmt ihn des Sarges Bretterhaus!  
Deinen welken Mund,  
Bald küßt ihn der ekle Wurm — o Graus!

Aber gehen wir weiter. Nach einem Genusse ohne Liebe bläst er die der Liebe bare Freundschaft in die Luft wie den Rauch seiner Pfeife. Ebenso vergänglich wie dieser Rauch ist der Mensch, und im Weltall ist auch das ganze Menschengeschlecht nicht mehr wert. Vergänglichkeit heißt das große Gesetz. Vergänglich sind die Gefühle, die dahinsterven; vergänglich ist der Einzelmensch, der eine Beute des Todes wird. Vergänglich sind die Sterne, die herniederstürzen. Wohin führt dieses Gesetz? Was ist sein Terminus?

Ha, wann dereinst nach Millionen Jahren  
 Dahingefahren  
 Alle Menschen- und Sternenscharen:  
 Was dann? Und ob das Ende dies der Tage?  
 Wer wagt die Antwort auf die große Frage?

In dieser Weise bestürmen auch Goethe und Byron diese Frage. Keiner fand ihre Lösung. Der erste gelangte zur Resignation. Der andere zur Verzweiflung. Auch unser Dichter schreit auf und spinnt den Gedanken weiter. Wohin gehen wir? Warum lieben wir, wenn der Gute und Schlechte demselben Schicksal verfallen? Wenn Sokrates sich mit seinem Henker an ein und demselben Orte wiederfindet?

Ob Sokrates,  
 Als er den Schierling nahm  
 Mit seinem Henker  
 An einen Ort kam?  
 Und wenn auch unser Herz ein sträubend Nein  
 Dawider spricht —  
 Wir wissens nicht!

In seinem verstörten Geist stoßen sich die Gedanken und drängen sich in krauswirriger Verknäulung durcheinander. Das Grab und die Vergänglichkeit. Die Ewigkeit und das endliche Dasein. Das Erdenleben und das Jenseits. Alles fließt in wirren Bildern zusammen. Und der Ausgang der Welt? Byrons Kain gibt sich damit nicht zufrieden, daß er die Vergangenheit schaut; er möchte auch die Zukunft sehen. Da sich das Gesetz der Gravitation lockert und alles in sich zusammen begräbt mit unserer Erde, unseren Sünden und unseren Leiden.

Ein Gedanke taucht aus meinem Geist empor,  
 Derein ich sinnend mich schon oft verlor:  
 Wenn außer Rand und Band dereinstens käm'  
 Dies Weltsystem!  
 Und es fielen statt Tropfen und Flocken,  
 An Regen statt und Schnee  
 Nur Sterne herab aus Himmelshöh':  
 Was gäbe das für Sternenbäche, Schwall auf Schwall,  
 Der Sterne Fall!

Zurück, endlicher Mensch! Dein Hirn zersetzt sich, dein Auge wird wirr! Du hast nicht die Kraft, über die Grenzscheide des Endlichen hinauszugehen, du hast nicht die Fähigkeit, den Schleier der Zukunft zu lüften! Geh! Nur die Erde ist dein! Zurück also zur Erde! Und das trotzig-vermessene Ich stürzt herunter vom Gewölbe des Weltalls. Als es zur Besinnung kommt und bemerkt, daß es von neuem auf der Erde ist, vermag es mit blutenden Gliedern und röchelnder Brust nur zu sagen:

O Erde, welcher Fraß, sprich, ätzte dich so gut,  
 Daß du so viele Tränen drauf trinkst und so viel Blut?



Und in diesen zwei Zeilen liegt das ganze Schicksal der Menschheit. Nennen wir sie das Motto der Weltgeschichte. Mit diesem Motto endigt die vierte Szene und der Vorhang rollt herunter.

### Fünfte Szene.

Was wird folgen? Wohin wendet sich der gestürzte Gott, der zurück auf die Erde fiel? Die Psychologie des ewig Menschlichen deutet es an. Als Faustus nach seinen Enttäuschungen hinabsteigt in das graue Gedämmer der klassischen Walpurgisnacht, handelt er in gleicher Weise wie der Dichter der «*Wolken*», der den Weltenraum fliegend durchmaß. Faust beobachtet die machtvollen schöpferischen Kräfte, die sich in den verborgensten Kammern der Materie verbergen und fähig sind, die Welt immer von neuem zu erzeugen. Auch der Held der «*Wolken*» wollte jene latenten Energien, die den Kosmos beständig schaffen und zertrümmern, beobachten. Goethe vertieft sich als Gelehrter in die Anschauungswelt der kosmischen Gebärkräfte. Petöfi klopft mit gewaltigem Ungestüm an das Portal der Mysterien, das sich ihm nicht öffnen will.

Faust sucht von neuem seine Zuflucht bei der Liebe, und zwar bei der idealen Liebe, die sich ihm in der heraufbeschworenen Helena repräsentiert. Auch das Ich fühlt, daß die Liebe jene Kraft ist, die immer die Fähigkeit hat, das Leben fort und fort zu erzeugen, wenn nur die Flamme der Sinnlichkeit nicht erlischt, ohne die keine Liebe denkbar ist. Es weiß, daß der Wonnerausch nur einen Augenblick währt; aber dieser Moment erhebt uns wenigstens aus dem Dunkel unserer Nacht. Etwas anderes erwartet es auch nicht von ihm.

Man glaubt: ein Himmel sei das Mädchenauge,  
Dieweil zu blau sein Spiegel, wie der Himmel strahlt;  
Doch nur ein Meeresspiegel ist es, voll von Tücke,  
Darein der Himmel trügrisch seine Sterne malt;  
Ein süßer Abgrund, der Verderben gähnet,  
Verloren ist, wer hier den Himmel wähnet.

Der Vergleich trägt an sich das Signum der Weltgegend, von wo er zurückkehrte. Er versteht die Liebe nicht. Die zur Qual berufene Menschheit hätte sich auch in anderer Weise vermehrt, um sich selbst als Material zu liefern zu einer gewaltigen, weltgestaltenden Hekatombe. Es ist einer der bizarrsten Gedanken, den die hirnwütige Hitze seiner Phantasie erzeugt.

Wann einer alle die Herzen, so in Gräbern je gedort,  
Auftürmen könnte, zusammen sie häufend an Einem Ort  
In einem Riesenscheiterhaufen sie lägen dann beisammen —  
Wer kann mir sagen:  
In wie viel Farben spielend da die Flammen  
Empor zum Himmel würden schlagen?

Er vergegenwärtigt sich die Insassen der ausgebrannten Herzen: die Liebe und den Haß. Was wurde aus ihnen? Wohin zogen sie? Dahin, wohin sich Lachen und Seufzen flüchtet. Denn der Gang des Lebens ist gefügt aus Lachen und Seufzen, Liebe und Haß.

Das Bild des Lebens zieht an ihm vorüber. Wir beginnen seine Rolle in der Jugend, von der wir nicht wissen, wohin sie treibt. Sie ist nur ein Tornado, der unsere Stirn mit Blumenkränzen schmückt, um sie dann in diabolischer Jachheit von dort herunterzureißen.

Betäubt und traurig stammelnd stehn wir da:  
O Jugend, ist es wirklich wahr, daß du bei uns gewesen?  
Es ist, es ist nicht wahr!

Das Drama des Lebens geht weiter. Wir kosten die Wonnen der Freundschaft. Wie die Jugend, so enteilt auch sie. Wir kommen nicht einmal zu der Erkenntnis, warum die Freundschaft da ist.

Die Jahre des Alterns kommen. Parodien auf die Zeit der Schönheit.

Tiefe Furchen pflügend zieht der Bauer,  
Doch er eggt darauf sein Ackerland:  
Tiefe Furchen pflügt die Zeit ins Antlitz,  
Doch das Eggen — hat sie nie gekannt.

Warum gibt es einen Wechsel der Perioden des Lebens? Warum eine Jugend, ein Mannesalter und eine Periode der Senilität? Warum erschließen sich und verwelken die Blumen? Warum reihen sich aneinander Frühling, Sommer, Herbst und Winter? Vielleicht altert auch in dieser Weise die Welt im Ewigkeitsgange der Jahrmillionen? Vielleicht verfallen auch die Himmelskörper dem Fluche des Marasmus und geben neuen Generationen von Gestirnen Raum. Vielleicht erschöpft sich auch die Licht- und Wärmeenergie der Sonne, wie auch unsere Herzen erkalten, die ehemals mit heißer Liebesglut unsere Mitmenschen erwärmten. Siehe, es ist der Gang des Lebens, den der Dichter auf Grund seiner Beobachtungen mit jener wissenschaftlichen Hypothese zeichnet, die er beim Anblick der Wintersonne formuliert:

Und wird sie fürwahr  
Zur Greisin sogar,  
So gibt es noch richtig — ergrauten Sonnenschein.

## Sechste Szene.

Der lebensmüde gewordene Held beginnt gleich dem alten Faust den Wert der weltbeglückenden Ideen zu prüfen. Er sucht, nachdem er in den anderen Provinzen des menschlichen Sehns und Trachtens keine Befriedigung gefunden, im aktiven Handeln seine Zuflucht. Dies allein ist das wahre Kriterium der auf die Glückssteigerung der Welt gerichteten Tendenzen.

Der Held kommt auf den Gedanken, daß dem Menschengetriebe ein konstanter Charakterzug anhaftet: der Unbestand. Im Geiste des Widerspruchs liegt der Grund alles Schlechten. Das Prinzip des Bösen erhob sich zur Macht und gewann eine Überzahl von Anhängern. Die Masse aber folgt in ihren Handlungen, auf Grund eigenartiger psychologischer Gesetze, stets jenen Axiomen, die sich am meisten durchsetzen. Die Wahrheit bleibt fortan an der Straße liegen, die Lüge aber feiert Orgien.

Wer zählt die Tropfen, die im Weltmeer fließen?  
Wer zählt die Sterne, die am Himmel strahlen?  
Die Haare, die am Menschenhaupte sprießen?  
Und die im Menschenherzen lauern, die Kabalen?

Mit echt biblischem Pathos zählt er wie die einzelnen Haare des Hauptes die Freveltaten und Bosheiten zusammen. Warum mußte die heilige Schrift herausfinden, daß man droben im Himmel selbst dem kleinsten Härchen Beachtung schenkt? Muß nicht eine derartige peinlich minutiöse Kontrolle in uns nichts anderes als Furcht vor dem ewigen Richter wachrufen?

Denn mit der Bosheit assoziiert sich in der Regel auch die Feigheit. Man mußte die Götzenbilder und die Gestalten der Geisterwelt erfinden, die über unser Geschick entscheiden. Die Religion und das ewige Leben, damit wir gefügig werden.

Mit nichten sank die Menschenbrust.  
Sie war von Urbeginn nie gut:  
Ihr Erbteil ist die Schlechtigkeit  
Von Ewigkeit zu Ewigkeit!  
Warum sonst hätt' man ihr angebunden  
Die hundert Dogmen und Märchen und Sagen  
Und Götter, Teufel und Höllenplagen;  
Und was an Zügeln sonst erfunden.

Die Genesis der Religion faßt er in einem einzigen Satze zusammen. Dieser Satz wiegt ganze Bände und eine in ausführlichster Darstellung gegebene Geschichte der menschlichen Zivilisation auf. Er zentriert den Gedankeninhalt mit Blitzesgeschwindigkeit und rüttelt an dem vermorschten Gebäude des Dogmensystems, das seit Jahrhunderten mit eifersüchtiger Sorge von jenen errichtet wurde, die nur papierne Tugenden kennen.

Als Kettenglied hängt er hier den folgenden Gedanken ein, der nicht entwickelt, sondern nur hingeworfen ist. Die Dogmen regieren die Menschheit; wir fürchten uns vor der Macht der Dogmen. Diejenigen aber, die das Wesen ethischer Kultur belichteten und als Schatz



der Welt gaben, mußten auf jede Ehrung und Wertschätzung verzichten.

Ihr Geistesriesen, Eurer darf spotten diese Welt  
Der Zwerge, die vermessen für ihresgleichen Euch hält? —

Die Masse hat also keinen Sinn für den berechtigten Wesenskern der Moral. Nur die Furcht zwingt das in ihr verborgene Tier zum Gehorsam. Es war zwecklos, daß die prominenten Geister für große Ideen in den Tod gingen. Der Held kehrt wiederholt dorthin zurück, woher er kam. Sein Herz wohnt im unterirdischen Dunkel. «Der Glanz des lichtgesegneten Tages dringt nur aus dem Grund dort hinein, um die dort hausenden Maden und Würmer sehen zu können.»

In qualvollem Erwachen steht der Held da. Um ihn her liegt die Schuttmasse der Dogmen. Die zu Gottes Ehre errichteten Gotteshäuser sind zertrümmert. Der Glaube brach zusammen, denn die Lüge setzte sich durch. In der Finsternis, die auf dem Trümmerhaufen der sittlichen Weltordnung lastet, umtanzen ihn visionäre Gesichter. Beim blendenden Glanze des Blitzes, beim Rollen des Donners und dem erschütternden Wutschrei des Orkans sieht er das Ende der Welt und gleich den sich in seinen Kindern getäuschten, vom Wahnsinn gefaßten König Lear stöhnt seine Stimme in Shakespearschen Bildern und Tönen hinein in die formlose Nacht:

O seht hinan!

Dort stürmt ins Schlachtgewitter Held Orkan,  
Er peitscht sein Sturmroß, das schwankend rennt — o seht!  
Er schwingt des Blitzes Schaft, daran sein Wolkenbanner weht,  
Er jagt dahin in rasendem Huf  
Ins Getümmel! — Betäubender Schlachtenruf,  
Drommeten schmetternd ertönen,  
Rollende Donner erdröhnen.

— — — — —  
O Du Orkan, des Allmachtswort

Türme knickend, als Schutt haucht fort,  
Des starke Hand den Eichbaum entreißt der liebenden Brust,  
Wo festgewurzelt am Berge, jahrhundertlang er wuchs in Lust;  
Orkan, was Großes Deine Allgewalt vermöchte gleich im Nu:  
Den Schmerz aus unserer Brust ausreißest nimmer Du!

### Siebente Szene.

Nach diesem febrilen Paroxysmus nimmt alles eine andere Färbung an, hüllt sich alles in die Schatten des Halbdunkels. Der Held betrachtet die Welt als eine madige Frucht, die abfallen muß. Eine Welt, wo selbst der Glaube auf die Lüge gebaut ist, muß dem Untergang anheimfallen. In dieser Szene rebelliert er nicht mehr. Warum? Alles vergeht. Lassen wir diese Welt in Frieden! Wir wollen sie

nicht verbessern. Nicht bestürmen. Nicht über sie weinen. Warum Tränen zwecklos vergeuden. Es gibt auf der Welt nichts; was einer Sympathie wert wäre. Der kalte Stern, der vom Himmel herablächelt, spiegelt uns eine schönere Welt vor.

Es ist, als ob der Held frage: Was mag wohl dort vorhanden sein? Vielleicht eine Welt wie die unsere? Oder vielleicht war es eine von dieser Art und kühlte sich ab? Die ausgestorbene Welt eines korrupten Menschengeschlechts läßt in einem frostigen Gefühl erschauern.

Was wird mit unsrer Erde dereinstens nur geschehn?  
Wird sie zu Eis erstarren? Im Feuer zu Grunde gehn?  
Ich meine, sie wird sich ballen zu Eis: erstarrend bloß  
Von den Herzen, den vielen Herzen, die da ruhn in ihrem Schoß.

Angesichts dieser Logik berührt ein eiskalter Hauch unser Herz. Sehen wir aber weiter. Die Kontraste haben sich noch nicht erschöpft. Es gilt, den Beweis zu erbringen, daß die dekadente Menschheit zur Vernichtung reif wurde. Das Erhabene und das Grausige reichen sich bald die Hand, daß wir erschreckt zusammenfahren.

O schöne Nacht!  
Am Himmel glänzt der flimmernden Sterne Heer,  
Bedächtig zieht der große Mond einher —  
O schöne Nacht!  
Der Wiesen Samt erschimmert übertaut,  
Wie klagt im Strauch die Nachtigall so laut —  
O schöne Nacht!  
Nun schleicht der Knab' zu seinem Mädchen hin,  
Auf Mord und Totschlag steht des Räubers Sinn.

Nur Byron hatte derartige Visionen. In der Aufstellung von Gegensätzen lag seine Größe. Petöfi übertrifft ihn. Man kann getrost behaupten, daß er seine Hand an den Puls der Natur hielt, daß er die eklatant poetischere Kontrastwirkung im Bereiche des Schauerlich-Schrecklichen auffindet. Der am Himmel langsam wandelnde, leuchtende Vollmond und der kleine Abendstern, der auf dem rasigen Samtteppiche blinkende Tau, die im Buschzelte singende Nachtigall sind die paßlichsten Zeugen zu dem schwarzen Verbrechen.

Auch der Gedanke der Rekompensation taucht für einen Augenblick auf. Die Tradition und der fromme Glaube erscheinen für eine Minute. Die Sündflut wäscht zum ersten Male die Sünden der Menschheit hinweg. Christus erlöste sie von neuem durch die Idee der Liebe. Was war wohl von beiden das Bessere? Ist überhaupt eine Erlösung möglich?

Lös' Einer mir das Rechenproblem  
Und denke darüber nach:  
Vermöchte der Menschheit Tränenflut  
Wegzuwaschen der Menschheit Schmach?

Es ist, als ob das Bild des Erlösers, der am Kreuze für die Schuld des Menschengeschlechts blutete, Tränen in das Auge des Helden lockte. Die erhabene Figur der Liebe macht sein Herz weich, in dem milden Glanze der Erinnerung erscheint die Familie, die Kraft poetischer Hochstimmung umstrahlt das Bild, das im Gedanken an die Vergänglichkeit erzeugt wurde.

Und wenn dereinst du mir am Altar reichst so traut  
Mit wogendem Busen deine Hand, o süße Braut, — —  
Und wenn dereinst uns eine kleine, blühende Schar  
Umschwärmt mit unschuldvollen Stimmen fein und klar —  
Und wenn dereinst uns eingebettet schon im Sarg,  
Der Erde düstere Nacht für Ewigkeiten barg — —  
Und Enkel dann zu unserm Hügel wallen  
In stiller Jahreszeit, wo gelbe Blätter fallen,  
Und sinnend vorm Akazienbaume stehn,  
Des Blätter im Herbstwind leise klagend wehn — — —

Sublime Poesie, lautere Musik, reine Melodie. Wie ätherisch-duftig dies ist, ebenso kraftschwer wirkt der folgende Gedanke. Dort nimmt die Familie Abschied von der Welt; hier scheidet die Seele vom Leibe. Sehen wir zu, wie er die beiden Verhältnisse erschaut:

Sind Seel' und Körper ein liebend Paar,  
So treulich verbunden immerdar?  
Wie, oder sind Seel' und Körper nur Freunde?  
Und diese hält's, wie alle Freunde:  
Sich freundlich duckend von dannen sie zieht,  
Wann jenen zugrunde sie gehen sieht?!

Es ist ein schmerzliches Lächeln, das hier auf den Lippen des Dichters spielt. Seine Satire wird ihm unbewußt zum scharfschneidenden Messer, denn letzten Endes drückt er in diesem Bilde die Unbeständigkeit der Freundschaft aus. Indes zeigt dieser Gedanke, in dem die Freundschaft mit dem Verhältnis von Leib zu Seele verglichen wird, die unerschöpfliche Kraft von Petöfis Phantasie. In ebenso großartiger Weise stellt er vor unser Auge den labilen Charakter der Liebe.

O Liebe, himmelhohe  
Riesenlohe!  
Aufflammt das ganze Weltall in dir!  
Doch du verlischt im Augenblick, der dich gebracht —  
Und kalte Asche folgt und ewige Nacht.

Machtvolle Kennzeichnung. Malerisches Bild. Tiefes psychologisches Schauen, das sich dahinter birgt. Keine philosophische Abhandlung kann den Gegenstand besser beleuchten. Dieses reine Schauen, zu dem der Dichter sein Auge lieb, ist ebenfalls schmerzzerzeugend. Doch



wirft er nur einen Blick auf die Gegend, und schon schiebt sich auf seine Lippen ein sardonisches Lächeln. Gibt es also Teufel und Engel? Aus seinem ironischen Lächeln ersehen wir die Antwort: es gibt nur Menschen. Und der Begriff Mensch ist trostlos genug.

In dieser Szene war durchaus nichts Exaltiertes. In das Herz des Helden zog kühle Ruhe und Gelassenheit. Seine Lippen umhuscht hin und wieder ein Lächeln: das Lächeln schmerzlicher Resignation. Als ob er sagen wollte: Komm, Vergänglichkeit, vollende pflichtschuldigst dein Werk! Es existiert bereits nichts mehr, wofür ich Tränen vergießen würde. Dann nimmt er die Laute zur Hand, und ehe noch der Vorhang beim Schluß der Szene fällt, erklingt zum Preise der Vergänglichkeit der hocharhabene, schöne Hymnus:

Aller Fürsten Fürstin ist Vergänglichkeit,  
Ihr Palast die ganze Welt, so groß und weit,  
Wo in finst'rer Majestät  
Rastlos sie auf- und niedergeht.  
Allerorten, wo hintritt ihr grauser Fuß,  
Allerorten alles, alles schwinden muß.  
Unbarmherzige, mitleidlose Fürstin du, Vergänglichkeit,  
Sprich, willst du denn nichts verschonen!  
Wirr durcheinander liegen rings um dich  
Gebrochene Herzen — welke Blumen —  
Trümmer geborstner Kronen!

#### Achte Szene.

Alles trug der Held zu Grabe. Ganz allein steht er an der Gruft. In seiner Hand hält er die Laute, auf der er den Hymnus zum Lobe alles Unbeständigen ertönen ließ. Das wehmütige Bild, die trostlose Einsamkeit erweckt noch einmal das Mitleid in seinem Herzen. Es drängt ihn, einen Blick zu tun hinein in die kleinen, unscheinbaren Vorgänge des Lebens. Als ob sich dort noch etwas fände, was nicht unter dem Stigma der Schuld geboren wurde. Als ob es dort noch etwas gebe, was nicht alles Trostes bar sei.

Er sieht hinein in das Zimmer eines Kranken. Da findet er eine Frau, die den Arzt kommen läßt, weil «der Arzt öfters tötet». Er beobachtet die Umarmung der Freunde und auch hier entdeckt er nur einen Dolch.

Sie schlossen mich so fest in ihren Arm ein,  
Zu fühlen bloß, wo ich verwundbar möchte sein.  
Sie haben gut gesucht:  
Nun sitzt am rechten Ort ihr Stahl verrucht!

Gehen wir weiter. Die Menschen drängen und stoßen sich um eines Stückchen Brotes willen. Sie treten, sich verstampfend, aufeinander. Mit einem Fußtritt schleudern sie den Nebenmenschen aus

dem Wege. An die Spitze tritt, wer am stärksten ist. Grauensvoller Kampf um die Existenz. Warum geschieht das? Jeder sucht sich seinen Glücksertrag einzuheimsen. Keiner weiß, daß alles umsonst ist.

Euer Glück liegt weder vor, noch liegt es hinter euch;  
Das liegt, wo ihr's nicht sucht: das liegt ja — seht hinab! —  
Tief unten nur im Grab.

Weiter, weiter. Arme und Reiche leben nebeneinander. Der eine schwelgt im Überfluß, der andere friert, hungert und bedeckt seinen Leib mit Hadern. Das Tier findet seine Ätzung, der Vogel hat sein Nest, der Wolf kommt mit seinem Haarpelze auf die Welt. Nur der Mensch ist der elende, «der am stiefmütterlichsten behandelte Sohn der Natur». Dies also ist die Welt? Dies die Vorsehung? Dieses Menschengeschlecht soll gut, moralisch und edel sein? Diese Art soll sich für Ideale begeistern?

Sein Herz wird von großen Ahnungen erfüllt. Es muß eine Epoche kommen, die die kommenden Schranken über den Haufen wirft. Die den hungrigen Millionen Brot gibt. Den Elenden Obdach und Kleider. Wird wohl diese Zeit kommen? Vor dem Auge des Helden entrollt sich eine Welt von blutigen Bildern. Vielleicht stehen wir eben an der Schwelle dieser Periode. Vielleicht ist er berufen, das bedeutungsschwere Wort auszusprechen. Vielleicht wird er es sein, der die Menschen gleich macht, und dann wird er fallen und auf dem Blutgerüst sein Leben verhauchen.

Was soll's? Was überfällt urplötzlich mich?

Mir ahnt, ich weiß nicht was, doch ahnt mir fürchterlich.

Aufzuckt mein Herz sich krümmend verzweiflungsvoll in seinem Bann:  
So zuckt im Staub der Kopf, den niederhieb der Henkersmann.

Das Bild ist bizarr und horribel. Aber es pulsiert darin die Ekstase prophetischer Ahnung, wie sie nur dem Vates eigen ist. Nach diesem zukunfts schweren Vorgefühl folgt noch ein Bild aus dem Leben. Es ist ein Blick in ein Trauerhaus. Warum trauert man? Eine Witwe klagt; aber «durch ihr Gewand blickt verstohlen die geheime Freude.»

Weg von hier, weg! Alles ist hier Falschheit. Sünde und Schändlichkeit. Es ist, als ob Faust zu Mephistopheles spräche: Führe mich, böser Geist, die Welt ist ohnehin gestorben!

### Neunte Szene.

Der trotzigste Geist hat seinen Kampf noch nicht zu Ende geführt. Mit Ekel erfüllt, und mit dem Gefühl der Verzweiflung entflohen er den Bildern der Welt; aber festgehalten in der Umklammerung einer Ahnung, die das Menschheitsschicksal zum Gegenstand hat, will er sich mit der Logik der Geschichte noch einmal zum Kampfe erheben.

Auch der gealterte Faust steht im Banne dieser logischen Notwendigkeit, als er inmitten der Realisierung seiner philanthropischen Ideen auf Hindernisse stößt. Der Schicksalsgang der Ideen ist immer derselbe. Die Freiheit gerät stets in Kollision mit der Knechtschaft; die Wahrheit mit der Lüge. Denn auch die Knechtschaft und die Lüge haben ihre eigenen Propheten. Diese Propheten sterben niemals vor Hunger, niemals am Galgen. Aber hinter der Freiheit und der Wahrheit lauern immer Kerker und Henker.

«Gerechtigkeit», sprich, schläfst du,  
Oder bist du mausetot?  
Sieh diesen Mann! Um seinen Nacken müßte  
Die güldene Ehrenkette hängen —  
Statt dessen hängt er selbst — am Henkerstrick!  
Und jener Mensch trägt eine güldene Kette  
Am Hals, um den mit Fug der Strick gehört!  
«Gerechtigkeit», sprich, schläfst du?  
Oder bist du mausetot?

So redet ein Vates, der an gewissen Vorzeichen den Eintritt großer Ereignisse erkennt. Der das tiefe psychologische Fundament jedes Vorganges klar erschaut; denn er hat ein Organ für die individuelle Beschaffenheit jeder Einzelseele, aber auch für die sozialen Gefühlsströmungen der Massenpsyche und erkennt unter der äußeren Rinde jeder Epoche die gesetzmäßige Evolution der inneren Ideenkräfte. Der Held determiniert das Wesen des Traumes als Zustand, in dem sich die Wallungen und Sehnsüchte des Menschen zusammenhalten. Er betrachtet die Aspirationen der Millionen Seelen; aber er sieht hinein in die Seele der Könige, in deren Leben die Macht, zu der sie geboren wurden, ein Fluch ist.

Im Traum — da teilt  
Des Fürsten Hand nicht Strafen aus, noch Gnaden,  
Sein Mund spricht keinen Urteilsspruch:  
Ihn letzet nie gekannter Ruhe Labsal süß.

Aber selbst im Traumbild haftet er von neuem an der Idee des Kampfes. Und sein Glaube an die zu erkämpfende Freiheit ist so mächtig, daß er davon die Genesung des Menschengeschlechts erwartet. Deshalb sagt er:

Im Traum — da wird auch mir, auch mir mein bestes Teil:  
Ich breche Sklavenketten zu bedrückter Völker Heil!

Als er sich in diesen Gedanken vertieft, gewinnt seine Seele auf einen Moment ihre Spannkraft zurück. Er läßt drohende Worte gegen den hochmütigen Reichen fallen, der verächtlich auf den Enterbten herabsieht. Auf einen Moment durchhellte ein Lichtstrahl des Glaubens



seine Seele; aber bald steht sein Inneres im Flammenbrande. Denn er hat kein gläubiges Vertrauen zur Vorsehung. Die Verräter werden belohnt; die Kämpfer für die Idee aber trifft Strafe. Die grausigen Bilder von Kerker, Scheiterhaufen, Galgen und Kreuz jagen an seinem Auge vorüber. Und weil sich diese Vorgänge immer und immer wiederholen, verfällt die Geschichte in den Zustand der Lethargie.

Kreuze, Kreuze sind des Menschen  
 Bester Lohn auf dieser Welt!  
 Goldne Kreuze heften Fürsten  
 Auf die Brust der Untertanen;  
 Weizenkreuze vieler Garben  
 Reicht dem Landmann die Natur;  
 Euch Erlösern, Euch Ihr Edlen,  
 Euch der Menschheit höchstem Stolz,  
 Euch geziemt das Kreuz von Holz!

So vereinigt seine weitgespannte Imagination die entlegensten Dinge. Denn die Logik des Genies vermag die disparatesten Postulate zu assoziieren. In der lügnerischen Geschichte wird er nicht nur gewahr, daß die Könige Unwürdige belohnen, sondern sieht auch, daß umgekehrt ein Zeitalter den Königen zwar eine Gedenksäule als Zeichen ihrer Güte und Größe errichtet, während es die wahrhaft guten und großen Menschen ohne ein Zeichen des Gedenkens im Grabe ruhen läßt.

Und nun, wo sind sie, jene Säulen, wo?  
 Verschwunden sind sie.  
 Sie mußten fallen, mußten schwinden,  
 Denn alles war ja Lüge nur,  
 Nur Lug und Trug.  
 Doch Zeit ist wahr! Sie schlägt zermalmend  
 Die Lüge nieder.  
 Da stehn die reichen Gräber nun vergessen,  
 Verschwunden ist der Säulen hehre Pracht,  
 Sie mochten langsam fallen und zerbröckeln,  
 Es nahm ja niemand, niemand ihrer acht —  
 Doch halt! Auf jenen Gräbern wird lasten immerdar  
 Der Riesensäulen Riesin: der Fluch der Völkerschar.

Mit diesen zwei letzten Zeilen verflucht er die falsche Logik der Historie. Aber hinter dem finstern Bilde entgeht es seinem Blicke nicht, daß es auch eine Wahrheit gibt; aber diese existiert in der Tiefe der sichtbaren und sinnlich greifbaren Dinge und Geschehnisse. Ob aber wohl die in Tiefe versteckte Wahrheit fähig ist, gegen die trostlose Wirklichkeit ein Gegengewicht zu bilden? Hat das Dasein einen Wert? Sein oder nicht sein?

## Zehnte Szene.

Die Seele des Helden durchmaß bereits alle Bezirke der Phantasie und untersuchte alle Stufen des menschlichen Zustandes. Die Ideale erstickten in ihrer eigenen Impotenz; die Menschen zeigten sich ihnen nicht gewachsen. Die Logik der Geschichte aber fegte schonungslos die Ideen hinweg. Die Menschheit speist ihre Seele mit einer solchen, die ihr durch Zufall in den Weg tritt.

Inmitten der im Schauer, Ekel und in der Verzweiflung fiebergeschwängerten Bilder konsolidiert sich in des Helden Seele jenes Gesetz, das die Welt durchdringt und ihre Phänomene belichtet. Jahrtausende vorher schon legte es die Bibel in der Geschichte von Kain und Abel dar, und seitdem gelang es der Menschheit nicht, eine andere Auslegung derselben aufzufinden. Auch Christus bezeugte dieses Gesetz durch seinen Tod. Seit dieser Zeit stiegen Generationen hinab ins Grab, entstanden neue Zivilisationen, erneuerten sich Wissenschaft und Philosophie: die Welt aber blieb dieselbe.

Zwei Kräfte sind es, die das Weltenrad treiben. Die Geschichte illustriert den nie stillstehenden Kampf dieser zwei Mächte. Die eine ist das Gute. Die andere das Böse. Die eine: das schaffende Prinzip. Die andere: das zerstörende. Licht und Finsternis. Tag und Nacht. Es ist der Geist der Verneinung, der in der Seele von uns allen sich wirksam zeigt. Diesen Geist führt Goethe in der Gestalt Mephistopheles' in die Dichtung ein. Auch Byron personifiziert ihn. Sehen wir zu, wie der Dichter der «*Wolken*» diesen ewigen Gesetzen Ausdruck gibt:

Als diese Welt ein einzig Menschenpaar noch trug  
Geschah's bereits, daß einer tot den andern schlug;  
Durch Kains Faust fiel Abel.  
Wenn diese Welt dereinst ist ihrem Ende nah,  
Ob sich nicht wiederholt, was zu Beginn geschah?  
Wenn wieder auf der Erd' ein einzig Paar noch haust,  
Entbrennt ein neuer Kampf mit blutbefleckter Faust.

Hier aber macht er nicht Halt. Seine Phantasie schweift in die Vergangenheit. Er möchte durch den Schleier von Jahrmillionen die Geburtsstunde des Menschen sehen. Ein Aufblitzen zeigt, daß der Dichter an den Kampf der Lebewesen denkt, der nach langer Entwicklung den Menschen hervorbrachte. Woraus aber entstand der Mensch, daß er Triebe dieser Art mit sich auf die Welt brachte? Und aus welchem Stoffe müßte er wohl von neuem geboren werden, um besser zu sein? Ein wilder Haß brütet in jenen paar Zeilen, die diesen Gedanken zum Ausdruck bringen:

Vielleicht, daß jener, der als Sieger übrigbleibt  
 Sich dann mit einer Bestie beweibt  
 Und daß — wir wollen hoffen — aus so gemischtem Blut  
 Entsteht ein neuer, edler Schlag,  
 Die bessere Menschenbrut.

Selbst aber in dem Momente des Erschauerns und des Hasses, wo er das Menschengeschlecht des Unterganges wert hält, gewinnt in der letzten Zeile doch der Gedanke des Besserwerdens die Oberhand. Das ewige Gesetz bringt nichts Gutes hervor. Eine finstere Wolke umdüsterte sein Hirn, und nur der Fluchgedanke lebt noch in ihm. Im Herzen aber starb die Liebe noch nicht aus. Er fühlt, daß sie noch darin wurzelt — groß, unausrottbar. Er will sich selbst zum Opfer darbringen; die Menschheit mittels Darangabe seines Lebens erlösen. Sein Herz will er hinwerfen, damit daraus die Idee der Liebe erblühe. Er glaubt, daß die Liebe den Zustand der Freiheit herbeiführt, in deren Atmosphäre er fähig sein wird, die Menschheit besser zu machen.

Ich will aus meiner Brust das Herz mit einem Mal  
 Außbreißend, enden, die mir's macht, die Höllenqual.  
 Und senk' ich's dann zutiefst hinein in Erdenschoß,  
 Entsprießt vielleicht daraus ein Lorbeer, schön und groß:  
 Ein Lorbeerbaum, der Kränze möge tragen  
 Für Helden, welche Freiheitsschlachten schlagen!

Aber schließlich beginnt er auch daran zu zweifeln. Auch der letzte Funken flammt noch auf. Selbst die Liebe ist nur eine Chimäre. Sie existiert nicht, nicht einmal in seinem eignen Herzen. Es gibt überhaupt nichts. Alles ist ein Traum. Die Natur ist Traum. Auch unser Dasein ist Traum. Traum die Idee der Philosophie, daß wir denken, also daß wir sind. Aber nach jedem Traume gibt es doch ein Erwachen. Was wird dann?

Der winzige Staub — der Tropfen Tau — der Fels —,  
 Der Fels, den tausend Blitze nicht zerbröckeln,  
 Das Meer, das ewig rollende,  
 Der Sonnenschein, der reine, und der Mensch,  
 Der schmutzige,  
 Und alles, alles was hiernieden nur auf Erden,  
 Das alles ist ein Traum! —  
 Dein leiser Traum nur ist's, Natur, du träumst ihn wohl  
 Seit Millionen Jahren, da der leise Schlummer  
 Dich überfiel und wirst ihn träumen  
 Vielleicht noch Millionen Jahre millionenmal!  
 Doch kommen wird die Zeit, wo einst Natur erwacht —  
 Wo sie mit grausem Angstschrei jäh erwacht —  
 Emporgeschreckt von bösem Traumgespenst!  
 Und zitternd flieht sie dann — sie flieht  
 Und stürzt hinab sich fluchtverwirrt und schauernd  
 Ins bodenlose Nichts des Nichts.



Gräßliches und erhabenes Bild. Nur der Wahnsinn spricht in Bildern von solchen schwindelerregenden Dimensionen, Bildern, die die größten Gegensätze in sich vereinigen. Wir sind für einen Augenblick verwirrt. Was will er sagen? Aber durch den dunklen Schleier des labyrinthischen Bildes öffnet sich vor uns die unbegrenzte Perspektive, das Gräßliche und Erhabene, die bei diesem einzigen Augenblicke der Blitzeshelle einen Hineinblick in das große Chaos gestattet, in dessen Kessel die die Welt erhaltenden und zerstörenden Kräfte gähnen und wallen.

Aber die Erscheinung währt nur einen Moment. Danach folgt eine tiefe Dunkelheit. Selbst der Dichter, der den Vorhang lüftete, ist über die Szene entsetzt. Eine trostlose, unheildrohende Stille tritt ein. Die Atmosphäre ist erstickend und drückend wie vor einem großen Gewitter. Der Held rief die Geister, und jetzt wird er nicht fertig mit ihnen. Auch Faust wünschte die geheimen Kräfte zu sehen, die Erdgeister, und als sie erscheinen, sinkt er vor ihnen nieder. Auch Manfreds Einsamkeit wird von den Furien bevölkert, er knirscht mit den Zähnen, aber streckt nicht die Waffen. Desgleichen beschwört das Ich der «*Wolken*» die Geister der Nacht herauf. Mit glutheißen Fieberaugen schaut er hinein in die finstere Nacht, aus der sie mit wildem Geheul hervorstürzen und auf ihn losstürmen. Der eine schlägt seine Fänge in sein Herz; der andere zertritt sein Hirn. Wenn er den einen zu Boden schlug, gleich stehen an seiner Stelle zehn andere, die ihn mit ihren dolchscharfen Klauen und Zähnen in einemfort zerreißen und zerfleischen. Und doch bricht er nicht zusammen. Er blutet, leidet und kämpft mit dem Tode; aber er steht trotzig und starr. Die sinisternen Bilder der Edda, Byrons im Fieberwahn erzeugte Visionen vermögen diesen Kampf nicht besser darzustellen.

In meinem Haupt ist Nacht, der Nächte Nacht,  
Darin Gespenster hausen, die zum Spuk erwacht;  
In meinem Haupt begatten die Gedanken sich,  
Gleich Bestien, und morden sich.  
Und fieberhaft aufwallt und zischt mein Herzensblut,  
Und meine Phantasie jagt meteorengleich,  
Gleichwie der Hexenkessel kocht in Zauberglut,  
Mich schleifend hin durchs ganze Weltenreich.  
Verzweiflung als Genosse teilt mit mir mein Haus —  
Als nächster Nachbar schaut der Wahnsinn grinsend aus.

Eine tiefe Ruhe tritt ein. Wir vernehmen nur das krächelnde Röcheln des Helden, der die Schwelle des Todes betrat. Die zwei Geister führten den Kampf zu Ende und warten auf ihre Beute. Die Beute wird die Seele sein, die sich bald aus ihrer irdischen Hülle loswindet. Dort steht Mephisto mit seiner Schar, um die Seele des sterbenden Faust mit sich nach der Hölle zu führen; dort stehen auch

die Engel, um sie nach dem Himmel zu tragen. Dort stehen neben dem mit dem Tode ringenden Manfred auch die bösen Geister, um die nach dem Himmel verlangende Seele mit sich in die Verdammnis zu reißen. Wer wird der Sieger sein? Die Engel entreißen Faust den Fängen der teuflischen Geister, und dort sehen wir die Seele auf den Schwingen des Glaubens emporschweben in immer höhere Regionen. Manfred sucht sich mit den letzten Resten seines Glaubens von ihrer tödlichen Umarmung zu befreien und stößt die bösen Geister von sich! «Zurück, betrogene Teufel, die Hand des Todes liegt auf mir, nicht die Eure!»

Auch bei dem Helden der «*Wolken*» scharen sich die guten und die schlechten Geister. Auch sie warten auf ihre Beute. Wohin kommt er wohl? Wird es den guten Geistern gelingen, ihn den Nägeln des Höllengesindels zu entreißen? Kommt er in den Himmel oder in die Hölle? Nur noch ein Seufzer, und die Seele ist entflohen. Der Held öffnet den Mund zum letzten Worte. Er öffnet ihn zum Fluche, und die bösen Geister, in der Erwartung der sicheren Beute, legen ihre Hände an ihn. Er spricht den Fluch im Tone furchtbaren und unversöhnlichen, wilden und grenzenlosen Hasses:

Verflucht sei das Erdreich,  
Das den Baum genährt,  
Der einst die Bretter  
Zu meiner Wiege gab!  
Verflucht sei die Hand,  
Die den Baum gepflanzt!  
Verflucht sei der Regen und der Sonnenschein,  
Die litten, daß er wuchs!

Die Stimme versagt ihm. In das Herz des Helden dringt ein Lichtstrahl von himmlischer Klarheit. In den gebrochenen Augen leuchtet ein warmer Glanz, starr sieht er ins Nichts, wo ihm visionäre Bilder erscheinen. Er erblickt am Kreuze einen Mann, er blutet aus fünf Wunden, aus den Nägelmalen rinnt der rote Saft, aus der Brust fließt der Blutstrom, das Haupt umschlingt die Dornenkrone. Der blutüberströmte Mann öffnet das Auge und ruft: «Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen!» Und mit dem letzten Atemzuge fliegt auch noch dieses Wort gen Himmel: «Vater in Deine Hände befehle ich meinen Geist.» Die Vision verschwindet. Aus dem Herzen des Helden entweicht der Haß, an die Stelle des Zweifels tritt das Vertrauen, der Fluch erstirbt auf seinen Lippen und wandelt sich in Segen. Die bösen Geister fliehen und die Engel treten an ihren Platz. Kopf und Herz des Helden durchströmt die Harmonie himmlischer Klarheit und mit folgenden Worten auf den Lippen haucht er seine Seele aus:

Doch auch gesegnet sei das Erdreich,  
Wo jener Baum gedeiht,  
Der bald zu meinem Sarge  
Die Bretter mir verleiht!  
Gesegnet sei die Hand, gesegnet  
Der Regen und der Sonnenschein,  
Die liebeich ihm verhalten  
Zu Wachstum und Gedeihn!

## III.

So erreicht die sonderbare Tragödie, die Zwillingschwester der beiden großen Dichtungen Goethes und Byrons, ihr Ende. Es ist das Bild des ewigen Menschen, der im Glanze des Genies wahrnimmt, daß die Wahrheit nicht in den Satzungen der Wissenschaft und in den Paragraphen der Dogmen verborgen ist. Das sind nur Symbole, aber jenseits der sinnfälligen und ausdrückbaren Regeln gibt es auch andere Regeln, die dem Wesen der Dinge zum Ausdruck verhelfen. Er bemerkt, daß es über unsere Zivilisation, Gesellschaftsordnung und Lebensverhältnisse hinaus noch eine andere, idealistische Welt existiert, zu der man sich nur zu erheben braucht, um jene mysteriösen Kräfte zu verstehen, die den Organismus der alten Welt im Betriebe halten, um das System der Blutzirkulation zu begreifen, das die ganze Welt nährt und das Netzwerk des kosmischen Nervensystems, das dem Ganzen erst seinen Sinn verleiht. Wie kommt er auf diese Idee? Unabhängig von andern? Oder borgt er sie aus seiner Zeitperiode?

Taine sagt, daß alle Revolutionen auch die Umwälzungen der Ideen mit sich führen. Wenn die Gesellschaft gewaltsam die Hindernisse ihrer Entwicklung beseitigt, strebt sie auch danach, in der Welt der Ideen einen höheren Blickpunkt einzunehmen. Zu Beginn des vorigen Jahrhunderts wird jeder Dichter von diesem Bestreben erfaßt. Alle nehmen in febrilem Eifer den Anlauf zu den höchsten Ideen. Als sie aber sehen, daß ihnen in diesem Ansturm bald die Kraft versagt, revoltieren sie gegen die Weltordnung. Es wird der Pessimismus geboren, der behauptet, daß es kein Glück gäbe, daß die Wahrheit unahbar, die Gesellschaft schlecht und der Mensch verdorben sei. Die Dichter erfüllen die Luft mit wehleidigen Klagen und das Publikum lauscht tränenden Auges auf die trostlosen Akkorde. Es ist auch erschüttert, als es sieht, daß einige auf halbem Wege zusammenbrechen und in den Abgrund des Wahnsinns fallen. Nur Goethe und Byron brechen nicht zusammen. Der letzte kündigte eine Philosophie der Trostlosigkeit an, hielt aber inne auf der Grenzmarke des Irrsinns. Der erste entdeckte, was auch Sokrates ausgesprochen hatte: nämlich, daß wir uns selbst nicht kennen, und er komplettierte diesen Ausspruch mit dem Satze, daß uns auch die Erkenntnis der Welt



fehlt. Zwischen diese beiden polaren Ansichten postiert Petöfi seine Ideenwelt.

Die Strebungen in der Richtung auf die unendliche Idee ist keine neue Erscheinung in der Geschichte der Menschheit. Diese Tendenz erscheint immer nach großen politischen und sozialen Erschütterungen. Sie drückt ihren Stempel der zeitgenössischen Philosophie auf und dringt auch hinein in die Poesie. Von Aeschylos bis Petöfi trieb sie neue und immer neue Schöbllinge, die an sich die Spuren jenes philosophischen Bodens und Klimas trugen, wo sie emporkeimten. Von Prometheus bis zu den Wolken ist eine ebenso große Distanz wie von der griechischen Philosophie bis Schopenhauer. Auch Goethes «Faust» trägt an sich das Signum der zeitgenössischen Philosophie, wenn wir auch dort noch in dämmeriger Ferne Spinoza und Leibniz entdecken. Wenn wir jetzt in der Reihe dieser Dichtungen bei Madách ankommen, sehen wir, daß seitdem wieder andere philosophische Ideen entstanden sind. Es wird uns nicht schwer zu bemerken, daß auch die Positivisten ihre Lehren in die Welt hinaussandten, die nicht ohne Wirkung blieben.

Dieser Gegenstand kann in jeder Form Platz finden, wenn die Form dem Dichter zu Gebote steht. Indes muß der Poet seine eigene Befähigung kennen. Wenn es sich um die Veranschaulichung von übernatürlichen Dingen handelt, muß er wissen, in welche Form er den Stil der Vision unterbringen kann, der dem Ganzen das Gepräge der Offenbarung gibt. Aeschylos macht aus «Prometheus» sozusagen eine lyrische Oper, und diese Form entspricht seinem Zwecke am besten. Dante schreibt ein Epos, und wir haben zuweilen fast das Gefühl, als ob er mit dem Zirkel in der Hand die Landschaften ausmße; aber seine Überzeugung erhebt sich bis zur Halluzination, und wir sind gezwungen, ihm zu folgen. Shakespeare im «Hamlet» wählt die Form der dramatischen Handlung, denn er fühlt, daß er seine Ideen am besten in dem Mechanismus der menschlichen Psyche zu versinnlichen vermag. Milton schreibt ein Epos; aber er weiß sich nicht vollständig umzugestalten, hinter dem metaphysischen Triebwerk sehen wir immer das Zeitalter des Dichters und seine Figuren. Goethe versetzt sein dramatisches Gedicht in die Vergangenheit, wobei er den Schein der Orthodoxie so streng bewahrt, daß sich unsere Phantasie umbildet, und wir nicht einmal ahnen, daß er eigentlich moderne Ideen im mittelalterlichen Gewande verkündigt. Auch Byron schreibt ein Drama; indes ist seine Dichtung nur ein Monolog, in dem er selbst das Wort führt und lediglich aus dem Grunde andere auftreten läßt, um ihnen antworten zu können. Welche Form mochte Petöfi wählen? Seine Kraft lag in der Lyra. In einem anderen Gewande hätte er in der Mittelmäßigkeit untertauchen müssen,

während so die *Wolken* ein in der Weltliteratur einzig dastehendes Meisterwerk wurden. Eine dramatische Dichtung, im Rahmen eines lyrischen Zyklus.

#### IV.

Untersuchen wir das Verhältnis zwischen Form und Inhalt, damit wir der Seele des Dichters noch näher kommen können. Die großen Poeten schaffen sich die Form selbst, die nichts anderes ist als der sinnfällige Teil der unsichtbaren Idee. Sie müssen das tun, wenn sie kein philosophisches System schaffen wollen.

Im Grunde genommen sind die «*Wolken*» eine Serie lyrischer Poeme. Sie werden in den vorausgehenden Abschnitten zum Drama umgewandelt, damit wir leichter den Kampf der in der Seele des Dichters lebenden Ideen verstehen können. Denn die Schaubühne ist eigentlich des Dichters Seele, die Mitspielenden die Ideen, die einander bekämpfen; die Handlung selbst die Evolution der Idee mit Exposition, Peripetie und Entwirrung.

Womit ließe sich dieses Drama vergleichen? Mit Goethes «*Faust*». Denn dieses poetische Werk faßt in sich jene allgemeinen Ideen, die das Zeitalter bewegten. Wenn wir das strukturelle Gefüge der Dichtung aufmerksam betrachten, fällt uns sofort in die Augen, daß das Werk im Grunde genommen nichts anderes ist, als die Epopöe der modernen Zeit. Der Held hat eine göttliche Sendung, die Handlung beginnt im Himmel und kommt eben dort zum Abschluß. Der mittelalterliche Vorgang hat einen epischen Rahmen. Wir könnten es mit eben demselben Rechte Epos nennen, wie man Dantes Dichtung als Göttliche Komödie bezeichnet. Bei beiden erscheinen die allgemeinen Ideen im Gewande des Mittelalters.

Dieser gemeinschaftliche Zug des dramatischen Gedichts und des Epos gibt Raum für einen neuen Gedanken der Vergleichung. Ideen werden um so klarer, in je mannigfaltigerer Belichtung wir sie sehen. Wandeln wir die «*Wolken*» zu einem Epos um und prüfen wir dieses. Fügen wir Dantes epische Architektonik hinzu, postieren wir da hinein die Ideen und wägen wir sie ab.

Auf der Weghälfte des menschlichen Lebens sind auch wir in «einen dunklen Wald gekommen». Der dunkle Forst ist der Zweifel unserer Seele, in den uns unsere Illusion und das Bewußtsein unseres endlichen Wesens stürzte. Dante wurde durch seine exaltierte Liebe und die mittelalterliche Theologie in diesen Zustand gebracht. Wir verschmachten vor Wissensdurst und haben doch nicht die Kraft, über die Gemarkung der sinnlichen Welt hinaussehen zu können. Dort stehen wir vor der dunklen Pforte, die die Aufschrift trägt: «Wer hier eintritt, läßt jede Hoffnung hinter sich!»

Treten wir ein. Dante-Virgil übergibt Petöfi seine Rolle. Der Dichter führt uns jetzt in der nachtschwarzen Welt. Langsam schreiten wir vorwärts, unser Auge ist noch nicht an diese Erscheinungswelt gewöhnt. In weiter Ferne zieht sich um uns hin die unbestimmte Peripherie des ersten Kreises. Hier leiden jene, die nicht ganz die Hoffnung verloren und von der Natur heilsamen Balsam erwarten. Im zweiten Kreise treffen wir diejenigen, die den Glauben an die Ideale bereits einbüßten. Im dritten Kreise stöhnen die in der Liebe Enttäuschten in ihren Qualen. Im vierten Kreise sind die, die über die irdische Endlichkeit hinausdringen wollten, sich gegen die Weltordnung auflehnten und vernichtet zurückfielen. Im fünften stoßen wir auf solche, die nicht zufrieden waren mit der Ordnung des Lebens, die das Gesetz der Entwicklung brachte. Im sechsten hausen solche, die Religion und göttliche Offenbarung für Lüge hielten und dagegen anstürmten. Im siebenten sind diejenigen, die seit der Schöpfung die Menschheit für schlecht und verdorben halten, wert der Vernichtung. Im achten solche, die zum Kampfe sich erhoben gegen die Ungleichheit in der Welt. Im neunten aber finden sich diejenigen, die die Lyrik des historischen Geschehens ändern und die Welt nach Maßgabe ihrer eigenen Idee einrichten wollten. Hier kommen wir bereits bei der Tiefe der Hölle an. In dieser Weise würde sich das Werk zum Epos gestalten. Was dann in den «*Wolken*» weiter folgt, hängt mit dem Erlösungsgedanken zusammen und bildet den hinüberleitenden Weg zu einer anderen Welt.

Denken wir uns zu diesem ein gutes Quantum mittelalterlicher Orthodoxie dazu, die die Gegenstände der Ekstase glauben macht, dann können wir uns jenes Epos, das sich in den «*Wolken*» verbirgt, leicht vorstellen. Sonst findet sich alles darin. Der Stil der Vision, der spasmische Schrei der Halluzination, die mystischen Spukgestalten, der kontinuierliche Gegensatz von dem Grausigen und Sublimen. Wie Dantes Dichtung den geistigen Zustand des mittelalterlichen Menschen malt; wäre dieses ein Konterfei des geistigen Zustandes von dem heutigen Menschen, wie ihn der Zeitgeist und die Schriftsteller offenbaren.

Wer hier im buchstäblichen Verstande diesen Vergleich nimmt, wird auf einen solchen Irrweg geraten wie jener, der zwischen Goethe und Dante eine Parallele finden wollte, und nicht weiß, daß die Bedeutung der Ideen mit dem Geist der Zeitläufte sich wandelt, und daß man sich auf den Standpunkt der Epoche stellen muß, wenn man ihren Sinn erfassen will. Alle anderen Forschungsmethoden führen zu falschen Resultaten.

---



## Glossen zu Michael Beheims historischen Gesängen.

Von Dr. Moritz Wertner in Párkány.

**D**ER bis 1474 bekannte Michael Beheim, in dessen geschichtlichen Gesängen wir so manche Einzelheiten finden, die selbst in den ausführlichsten zusammenfassenden geschichtlichen Werken vergebens gesucht werden, widmet einen großen Teil seines Werkes den Ereignissen in Ungarn und gibt uns Daten, die bisher nicht genügend gewürdigt sind. Mit ihm und seinen Werken haben sich in neuester Zeit zwei gründliche Forscher eingehend beschäftigt. Der eine ist der ungarische Professor Dr. Jakob Bleyer <sup>1)</sup>, der andere der deutsche Hans Gille <sup>2)</sup>, der z. B. die auf die Ereignisse in Ungarn des Jahres 1457 bezüglichen Erläuterungen von Bleyer in ihrer Gänze übernimmt.

Beheim mußte selbstverständlich gelegentlich der Schilderung ungarischer Vergangenheit zahlreiche geographische Objekte und Personen sowie Familiennamen übernehmen, die nichts weniger als einen deutschen Klang hatten; ihm, dem gleichzeitigen Geschichtsschreiber, war es nicht nötig, aus dem Wirrwarr der ihm bekannt gewordenen Namen die Richtigkeit derselben zu prüfen und sie von den Schlacken der ihnen anhaftenden Verballhornungen nach Tunlichkeit zu befreien; er gab die Eigennamen so, wie man sie ihm mitgeteilt. — Dem späteren Forscher fällt aber schon die Aufgabe zu, sich mit der einfachen Zurenntnisnahme dieser verstümmelten bzw. verballhornten Namen nicht zu begnügen, sondern dieselben im Bereiche der Möglichkeit richtigzustellen, was aber in der Mehrzahl der Fälle trotz Zeit und Anstrengung nicht immer in seiner Gänze gelingt. Auch beiden obgenannten Forschern ist es nicht überall gelungen. In nachfolgenden Zeilen habe ich es mir zur Aufgabe gestellt, den Namen eines Heerführers und aller jener Personen zu bestimmen, die an den in Ungarn sich 1457 abgespielten Ereignissen teilgenommen, nach Möglichkeit klarzulegen.

### I.

#### Wer war «Redniczer».

Beheim sagt, daß in der am 24. Dezember 1443 am Zlaticzapasse gefochtenen Schlacht die Ungarn die Türken geschlagen, daß Wojwode Nikolaus (v. Ujlak) das ungarische Hintertreffen geleitet, während die den Feind verfolgenden Truppen ein sicherer Redniczer befehligte.

<sup>1)</sup> Századok (Organ der ungarischen historischen Gesellschaft), Jahrgang 1902, Seite 21 u. s. f.

<sup>2)</sup> Die historischen und politischen Gedichte Michel Beheims. Berlin 1910.

Dieser Mann ist beiden obgenannten Forschern unbekannt. Ich bin allerdings auch nicht in der Lage, daß ich seine Feststellung mit unwiderleglichen urkundlichen Angaben endgültig nachweise, glaube aber mit Bestimmtheit in nachfolgenden Zeilen zwei Möglichkeiten geboten zu haben, in einer der beiden hier geschilderten Persönlichkeiten den rechten Mann zu finden.

Bevor ich in das Wesen der Sache eingehe, muß ich nochmals betonen, daß wir in allen von den älteren, namentlich mittelalterlichen Quellen überlieferten Eigennamen im überwiegenden Teile derselben mit allenfallsigen Verballhornungen rechnen müssen. Diese Verballhornungen entstehen gewöhnlich auf zweierlei Weise. In dem einen Falle hat schon der erste Verfasser (ein Chronist oder der Verfasser einer Urkunde) den betreffenden Namen schlecht gehört, unrichtig gelesen oder geschrieben, im anderen Falle ist die Verunstaltung gelegentlich einer späteren Umschreibung, Abschrift, Drucklegung, kurz späterer Bekanntmachung und Veröffentlichung erfolgt. Allerdings führen die zur Ausrottung der Verballhornungen gemachten Versuche nicht immer zu dem ersehnten Erfolge, aber in vielen Fällen gelingt es dennoch dem mit hinreichenden Mitteln arbeitenden späteren Forscher, den zur richtigen Lösung der Frage führenden Weg angedeutet zu haben.

\*            \*

Daß Redniczer ein deutschklingender Name, ist so einleuchtend, daß eine nähere Begründung gänzlich überflüssig erscheint. Dem Geiste der deutschen Sprache entsprechend bedeutet er, daß sein Träger bzw. ein Ahnherr des letzteren diesen Namen nach einem Rednicz genannten geographischen Objekte angenommen. Wenn wir in dieser Richtung nachforschen, können wir ihn nicht bestimmen. Gille erklärt einfach: «Den Rednitzer vermag ich nicht nachzuweisen». Bleyer sagt: «Wer dieser Redniczer war, kann ich nicht feststellen; unter jenen ungarischen und polnischen Herren, deren Wappen (König) Wladislaus abmalen und an die Wände der nach der heiligen Jungfrau genannten Ofener Burkgkirche anbringen ließ, bin ich auf seinen Namen nicht gestoßen. Ich glaube, daß er der Führer der Kreuzritter sein konnte.» — Wir kennen einen Fluß Rednitz in Bayern und eine Ortschaft Rednitz in Böhmen. Wenn wir eine Verballhornung annehmen, denken wir daran, daß es in Deutschland einen Fluß Recknitz und in der Steiermark eine Familie Recknitz gegeben<sup>3)</sup>. In Bayern gibt es zwei Orte des Namens Redwitz, und in der Reihe der fränkischen adeligen Familien ist auch eine des Namens Red(t)witz zu finden. — In Preußisch-

<sup>3)</sup> Sie führte folgendes Wappen: In rot ein halber weißer Esel; Helmzier; derselbe; Helmdecken rot und weiß.

Schlesien ist eine Ortschaft Regnitz usw., aber alle diese Vermutungen führen deshalb nicht zum Ziele, weil nach meiner Ansicht die Zugehörigkeit des rätselhaften Mannes in erster Reihe in Ungarn zu suchen ist, was um so mehr Wahrscheinlichkeit für sich hat, als in der Schlacht von Várna (1444) unter den obersten Befehlshabern, mit Ausnahme des Wojwoden der Walachei und des päpstlichen Gesandten, sich nur Ungarn befanden.

Für den ersten Anschein dürften wir annehmen, daß der durchaus deutschklingende Name Redniczer keinem Ungarn angehört haben konnte; wir werden jedoch sofort von dem Gegenteil überzeugt werden.

Die im Komitate Vas (= Eisenburg) gelegene kleine Stadt Rohoncz, die im Mittelalter ein befestigter Ort war, heißt noch heute im Deutschen Rechnitz, was darauf zurückzuführen ist, daß ein Teil der Stadt im Jahre 1374 unter dem Namen «civitas Rohonch teutonicalis» (= Deutsch-Rohoncz) erscheint. Seit dem Jahre 1318 finden wir Burg und Stadt Rohoncz im Besitze der Herren von Güssing, die aus dem Geschlechte des aus dem steirischen Wildon nach Ungarn im 12. Jahrhundert eingewanderten Héder stammten. Palatin Nikolaus v. Güssing (1273—1297) hatte einen gleichfalls Nikolaus genannten Sohn (1314—1332), der den Beinamen Kakas (= Hahn) führte. Unter seinen Söhnen war es Ladislaus (1336), der die Familie Kakas v. Ludbreg stiftete, während Heinrich (1336—1374) und dessen Nachkommen den Namen Rohoncz (= von Rohoncz) führten. Heinrichs Sohn Andreas ist von 1396—1409 bekannt. Dessen Sohn Stefan ist 1433 im Gefolge des Kaiser-Königs Sigmund in Rom; damals heißt er Stephanus Henrici de Rohoncz. Am 6. August 1438 führt er noch immer diesen Namen und wird er gelegentlich einer Besitzangelegenheit im Komitate Sopron (= Ödenburg) erwähnt. Am 10. März 1441 führt er aber schon einen anderen Namen. An diesem Tage bezeugt nämlich König Wladislaus I., daß Johann Kakas v. Ludbreg und sein Verwandter (= frater) egregius Stephanus Rechnitzer die im Komitate Zala gelegene Feste Kéménd ihren rechtmäßigen Eigentümern (Ladislaus und Petö v. Gerse dg.<sup>4)</sup> Nádasd) ent-rissen, daß er (= der König) dieselbe jetzt wieder in Besitz nehme und über die strittige Besitzfrage in Ofen ein endgültiges Urteil fällen werde<sup>5</sup>). Selbstverständlich ist Johann Kakas nur ein aus einem und demselben Geschlechte stammender Verwandter Stefans, und unter Rechnitzer haben wir es wieder nur mit Stefan v. Rohoncz dg. Héder zu tun. Am 5. Juni 1443 stoßen wir abermals auf ihn. An diesem Tage erfahren wir nämlich, daß auf den Gütern des Stefan Rehniczer

<sup>4)</sup> Abkürzung des «de genere» (= aus dem Geschlechte).

<sup>5)</sup> Zalamegyei oklevéltár II. 560.



die Steuerabgaben eingesammelt werden. Aus den in der betreffenden Quelle noch angeführten Personaldaten geht hervor, daß wir es auch hier mit Stefan v. Rohoncz dg. Héder zu tun haben. Nachdem wir auch wissen, daß eine aus dem Jahre 1463 stammende Urkunde Rohoncz unter dem Namen Rechnitz kennt, ist es somit unwiderleglich bewiesen, daß unter allen diesen Stefan Rechnitzer somit einzig und allein Stefan v. Rohoncz aus dem Komitate Vas zu verstehen ist.

Wir ersehen aber auch, daß der in Ungarn geborene und daselbst angesehene Mann 1441 und 1443 bereits derart germanisiert war, daß zwei vaterländische Urkunden amtlichen Charakters ihn nur mehr nach deutscher Weise Rechnitzer nennen; somit ist es durchaus erklärlich, daß man ihn im täglichen Verkehr auch nicht anders nannte und daß Michael Beheim, als er über die Führer des Feldzuges von 1443 geschrieben, statt Rechnitzer nur «Rednitzer» gehört. Wenn wir es mit einem Ausländer bzw. einem Deutschen zu tun hätten, hätte er ihn in Übereinstimmung mit dem «de Rohoncz» wahrscheinlich (Stefan) von Rechnitz genannt; aber eben der Umstand, daß auch Beheim den bürgerlich klingenden Namen Redniczer gebraucht, unterstützt meine Annahme, daß unter Redniczer der in ungarischen Urkunden zweimal angeführte Name Rechnitzer verborgen liegen dürfte.

\*       \*       \*

Ich begnüge mich nicht mit dem über Stefan Rechnitzer Gesagten, weil ich die Möglichkeit dessen nicht ausgeschlossen sehe, daß unter Redniczer vielleicht denn doch auch ein Deutscher zu erkennen sein dürfte und weil in den nachfolgenden Zeilen gleichzeitig einige in Deutschland vielleicht unbekannte Daten über das Wirken eines in Ungarn zu hohem Range gelangten Deutschen zu finden sind.

Es handelt sich nämlich um das Mitglied der fränkischen Familie von Redwitz.

König Sigmund hatte bereits im Jahre 1426 eingesehen, daß die Verteidigung Siebenbürgens und der angrenzenden Gegend, des sogenannten Severiner Banats gegen die verheerenden Einbrüche der Türken und der mit ihnen oft verbündeten Transmontaner (Walachen und Moldauer) verlässlichen und auf der Höhe ihrer Aufgabe stehenden Männern überlassen werden müsse, und geriet auf den Gedanken, das bereits 1247 erfolgte Beispiel Bélas IV. zu erneuern, den deutschen Kreuzherrenorden in Siebenbürgen anzusiedeln und demselben die Verteidigung des Landes gänzlich anzuvertrauen. —

Die erste sichere Spur der Verwirklichung seiner diesbezüglichen Pläne finden wir in seinem am 9. April 1427 an den Hochmeister des Deutschordens gerichteten Schreiben<sup>6)</sup>. Er drückt seinen Dank darüber

<sup>6)</sup> Altmann, Die Urkunden Kaiser Sigmunds. Nr. 6887.

aus, daß der Hochmeister ihm den Ordensbruder Nikolaus Redwitz gesandt, den er auch schon zu seinem Rate ernannt. Er findet es ratsam, zu allen Zeiten ein oder zwei Ordensritter um seine Person zu haben, da er zahlreiche solche Angelegenheiten zu erledigen habe, die auch den Interessenkreis des Ordens berühren. Es hat somit den Anschein, daß Nikolaus v. Redwitz anfangs nur zum vortragenden Rate (Referendar) der Deutschordensangelegenheiten bestimmt war. Sein Wirkungskreis erweiterte sich jedoch sehr rasch. Am 2. Oktober 1427 beauftragt ihn Sigmund, die Stadt Breslau mit Herzog Konrad Kantner von Öls wegen Zahlung der königlichen Rente zu vergleichen. Am 29. Juni 1428 ist Claus Redwitz Vogt zu Samland, somit noch immer im inneren Dienste des Ordens. — Bald darauf gelangt es aber zur Verwirklichung dessen, daß der Orden, die Verteidigung Siebenbürgens übernehmend, sich in Ungarn ansiedle. Am 30. Juli 1429 meldet Sigmund dem Ordenshochmeister die unversehrte Ankunft des Claus v. Redwitz und der mit ihm gezogenen Ordensmitglieder, die an der Donau angesiedelt werden sollen. Am 3. September 1429 lesen wir von einem Briefe des Hochmeisters an Nikolaus Redewitz, aus dem der Großfürst von Lithauen Klarheit über die letzten Verhandlungen des Ordens mit dem Könige von Polen gewinnen sollte. Am 9. September 1429 meldet Sigmund dem Hochmeister schon, daß die Deutschritter unter der Oberleitung des Nikolaus v. Redwitz an der Donau angesiedelt sind, fordert ihn zur dauernden Unterstützung derselben auf und bittet ihn, dem Nikolaus einen Titel zu verleihen<sup>7)</sup>.

Am 30. Juli 1430 lernen wir das erste Schriftstück kennen, welches Nikolaus in Ungarn erlassen. Er fordert den Emerich von Remete auf, die ungerechterweise an sich gebrachten Schafe ihrem rechtmäßigen Besitzer zurückzugeben. Das Schreiben ist in der im Komitate Krassó gelegenen Burg Haram datiert und die Unterschrift lautet: «Frater Nicolaus de Radewitz, ordinis beate Marie virginis domus ierosolomitani preceptor ceterorum fratrum predicti Ordinis in regnum Hungarie missorum Banus Zewriniensis, nec non Camararum monete regalis Cibinientis Comes<sup>8)</sup>». Dies ist die erste urkundliche Spur dessen, daß Nikolaus ein öffentliches Amt — diesmal sogar zwei — in Ungarn bekleidet. Er war Ban von Severin, in welcher Stellung der jeweilige Inhaber in den Klauseln der Königsurkunden stets unter den obersten Reichswürdenträgern erwähnt wurde. Da


<sup>7)</sup> Altmann, Nr. 6962. 7100. 7349. 7396. 7409.

<sup>8)</sup> Das Original ist in dem im ungarischen Nationalmuseum (in Budapest) aufbewahrten Archive der Familie Kállai unter 623. Sacc. XV. R. II. zu finden. Es ist in prachtvoll reiner Schrift erhalten. Es haftet daran ein dem unten folgenden vollständig ähnliches, von einem Papierrande umgebenes Siegel, doch ist es schon schlecht erhalten. Es hat folgende Form:



das Banat Severin an Siebenbürgen grenzte, ist es leicht erklärlich, daß unser Mann außer seiner Banwürde noch mit der Leitung der königlichen Münzkammer in Szeben (= Hermannstadt) betraut war. — Am 21. August 1430 meldet er dem Könige über eine Streitangelegenheit zwischen Emerich v. Remete und den Edlen des im Komitate Temes gelegenen Halmás. Auch diesen Brief schrieb er in Haram und die Unterschrift lautet: «Ff(ratre) Nicolao de Radovitz ordinis beate Marie Virginis<sup>9)</sup>». Am 29. November 1433 sendet ihm König Sigmund in Angelegenheit der im Komitate Temes ansässigen Herren v. Bizere. Er nennt ihn «fidei nostro venerabili et Religioso Nicolao de Radwicz Crucifero inter cetera Capitaneo castri nostri Zewriniensis<sup>10)</sup>», woraus sich der Schluß ergibt, daß Nikolaus damals nur Hauptmann der Burg (Severin) und nicht Ban von Severin gewesen<sup>11)</sup>. Am 25. Juli 1434 ist er aber wieder («Nicolao de Radwicz Crucifero ordinis Pruthenorum») Ban von Severin und als solcher sowie am 8. Februar und 8. März 1435 («Nicolao de Radwicz Crucifero ordinis Pruthenorum») unter den Reichswürdenträgern in den Klauseln angeführt<sup>12)</sup>. Am 24. Januar 1436 ist die Severiner Banwürde bereits in Erledigung<sup>13)</sup>.

Es hat allen Anschein, daß ihn König Sigmund, obwohl es anfangs hieß, daß die Ordensmitglieder nur zur Verteidigung der Landesgrenzen berufen seien, dennoch in seiner Nähe und selbst während seiner ausländischen Reisen zur Erledigung andersgearteter Dinge verwendet. Am 3. Mai, 13. und 28. Juni 1431 — wo er doch schon Ban von Severin war — ist er mit dem Ausgleich einer zwischen den deutschen Juden und dem Kaiser schwebenden Geldangelegenheit beschäftigt. Am 26. Juli 1431 ist er in Nürnberg im Gefolge des Kaisers. Am 30. Juli 1431 ist er mit zwei ungarischen Herren Bürge für ihn. Am 1. August desselben Jahres ist er Referent einer Königsurkunde. Am 29. und 30. April 1434 ist er in Basel Beisitzer des kaiserlichen Hofgerichts; am 2. September 1434 ist er in Regensburg, wird aber Ban

<sup>9)</sup> Gleichfalls im Archiv Kállai im Nationalmuseum unter 631. Sacc. XV. R. II. Es haftet daran ein in Wachs gedrucktes -geformtes, von einem Papierrande umgebenes Siegel von der beiläufigen Größe eines neuen Zweikronenstückes. Im zweiten Linienraum im Felde eines unten um die Ecken ausgerundeten Schildes ist ein Balken sichtbar, der dem Wappen von Österreich oder der Stadt Wien ähnelt; die aus gotischen Minuskeln bestehende Umschrift ist bereits gänzlich unlesbar. (Gef. Mitteilung des Herrn Dr. Emil Jakubovich.)

<sup>10)</sup> A. a. O. 26.

<sup>11)</sup> Nach Fejérs Codex diplomaticus IX. 7, 86. 110. 225. 240. 325. 338 war die Banwürde von Severin am 28. April, 11. Dez. 1429, 8. Juni, 12. Juli 1430 sowie am 20. Febr. und 11. Juli 1431 unbesetzt, was mit Bezug auf die obigen Daten von 1430 nicht überall zu glauben ist; es zeugt nur von der nicht strengen Anführung der Reichsgrößen in den Klauseln der damaligen Königsurkunden.

<sup>12)</sup> Fejér IX. 7, 540. 615. 619.

<sup>13)</sup> A. a. O. 757.



von Severin genannt. Anfangs 1437 verleiht König Sigmund dem Martin Truchseß v. Pommersfelden die an ihn durch den Tod des Niklas v. Redwitz gefallenem zwei Häuser in Regensburg als Eigentum und am 21. Juli 1437 verpfändet Sigmund dem Eberhard v. Sciesheim, Deutschordensmeister in deutschen und welschen Landen, das ihm durch den Tod des Niklas v. Redwitz zugefallene Silbergerät<sup>14)</sup>. Am 8. März 1435 kommt er — wie wir oben gesehen — noch unter den ungarischen Reichsgrafen vor; am 24. Januar 1436 ist das Banat von Severin in Erledigung, am 9. Juli 1436 ist schon Franz v. Thalócz und Anfang 1437; wird Nikolaus schon als verstorben bezeichnet. Sein Tod dürfte somit in der zweiten Hälfte 1435 erfolgt sein.

In Anbetracht dessen, daß die Verteidigung der Landesgrenzen in erster Reihe dem jeweiligen Ban von Severin zugefallen und daß zwischen Redniczer und Redwitz eine sehr nahe phonetische Verwandtschaft nicht wegzuleugnen ist, liegt für den ersten Anschein jedem, der den Sachverhalt nicht genau kennt, die fast zur Suggestion werdende Annahme nahe, daß unter dem Führer von 1443 der ehemalige Ban von Severin, Nikolaus von Redwitz, zu erkennen wäre. Wir wissen jedoch, daß er schon anfangs 1437 nicht mehr gelebt, seine Person somit vollständig aus dem Bereiche aller Vermutungen ausgeschlossen werden muß. Daß ich trotz alledem ihn in den Rahmen vorliegender Arbeit aufgenommen, hat in folgendem seine Begründung.

Es ist eine durch zahllose Beispiele bewiesene Sache, daß in den meisten jener Fälle, in denen Ausländer nach Ungarn eingewandert, dort zu Reichtum, Ehren und Würden gelangten, sich früher oder später manche Mitglieder der Familie des Eingewanderten gleichfalls bewogen fühlten, ihr Glück in Ungarn zu erproben und unter dem mächtigen Schutze des bereits zur Höhe gesellschaftlicher Stellung gelangten Verwandten mit der Zeit sein Erbe zu übernehmen. Die mächtigsten und vornehmsten Familien des mittelalterlichen Ungarns haben eine solche Vergangenheit aufzuweisen, während in einigen sich nur wenige zum angestrebten Ziele gelangte Generationen finden lassen. Nun ist es doch durchaus nur natürlich, wenn wir uns zur Annahme dessen berechtigt fühlen, daß unter jenen zahlreichen Verwandten, die Nikolaus v. Redwitz zur Zeit seiner Severiner Banwürde hatte<sup>15)</sup>, einer und der andere vielleicht auch nach Ungarn gezogen, um unter dem einflußreichen Verwandten daselbst eine vielversprechende Laufbahn anzutreten; dann wäre es denn doch nicht undenkbar, unter Rednitzer einen Redwitz zu verstehen. Vollständigkeitshalber sei noch folgendes

<sup>14)</sup> Altmann Nr. 8572 f. 8615. 8651. 8740. 8769. 8776. 10315. 10323. 10765. 11653. 11889.

<sup>15)</sup> Vgl. Altmann Band III. 548.

erwähnt. Das Wappen der aus Franken stammenden Familie Red(t)witz war: achtmal weißblau geteilt, darüber ein roter Strom; Helm: roter Einhornhals mit weißen Ohren; Helmdecken: rotweiß. Im ungarischen Nationalmuseum (in Budapest) wird eine Silbermünze des Bans von Severin, Nikolaus v. Redwitz bewahrt. Auf der Vorderseite derselben ist in einem gekrönten Schilde ein Johanniterkreuz (das Wappen des deutschen Ritterordens) sichtbar; auf der Rückseite ist die Gestalt eines Mannes, die wahrscheinlich den Ban selbst darstellt und in der rechten Hand einen Streitkolben (?) hält. Die übrigen auf der Rückseite befindlichen kleinen Zeichen, die wahrscheinlich auf die Münzprägung Bezug nehmen, sind nicht mehr deutbar.

## II.

### Die Teilnehmer an den Ereignissen in Ungarn 1457.

Einer der für Ungarn interessantesten und wichtigsten Gesänge ist jener, in welchem Beheim den Tod Ladislaus' v. Hunyad schildert und die Teilnehmer der Ereignisse von 1457, obwohl er sie nicht in ihrer Gesamtheit kennt, dennoch so umständlich und eingehend aufzählt, daß keine einzige der mit diesem Gegenstande sich beschäftigenden Quellen in dieser Beziehung sich mit ihm messen kann. Dr. Bleyer hat in der bereits angeführten Abhandlung auch den auf 1457 bezüglichen Gesang einer eingehenden Besprechung unterzogen und die Erläuterung der in diesem Gesange erwähnten Personen in den Fußnoten seiner Arbeit gegeben. Diese Erläuterung schließt sich würdig der ausgezeichneten Besprechung an, doch ist es nicht wegzuleugnen, daß er einige Namen bzw. Personen überhaupt nicht bestimmt, andere aber nur auf Grundlage der Wahrscheinlichkeit und ohne jede familiengeschichtliche Begründung anführt. Wir dürfen ihm dies jedoch nicht zum Fehler anrechnen, denn eine solche Erläuterung war nicht seine Aufgabe. Seine Abhandlung beschäftigt sich mit Landesereignissen, nicht mit Familiengeschichte. Da aber Beheims Gesang uns jenen in der Geschichte Ungarns sich oft genug wiederholenden Umstand kennzeichnet, daß ausländische Elemente sehr oft und mit nachhaltiger Wirkung in ein das innere Leben unseres Landes treibendes Rad eingegriffen, ist es durchaus angezeigt, die in der oben erwähnten Abhandlung unerkannt gebliebenen Persönlichkeiten im Rahmen der Möglichkeit festzustellen und die bereits bekannten mit einigen ergänzenden Angaben zu bereichern<sup>16)</sup>.

\* \* \*

<sup>16)</sup> Dort, wo ich von Dr. Bleyers Angaben sprechen werde, wird statt «Bleyer» die abgekürzte Bezeichnung «Bl.» benutzt werden.

Beheim teilt die mit dem Tode Ladislaus v. Hunyad verknüpften Persönlichkeiten in zwei Hauptgruppen. In der ersten spielen die Anhänger des Königs Ladislaus V., in der zweiten jene der Familie Hunyadi eine Rolle. In der ersten Hauptgruppe lassen sich zwei Unterabteilungen nachweisen, insofern Beheim die Anhänger des Königs nach ihrer Nationalität auftreten läßt. Ihre Reihen eröffnet der Erzbischof von Kalocsa und schließt Michael Ország, er spricht somit in ihr nur von Ungarn, obzwar unter diesen sich auch ein Ausländer befindet; an der Spitze der zweiten Unterabteilung steht der ausländische Volkensdorf, am Ende aber »Sigmüt der recke«, somit Ausländer, unter denen wir aber — wie wir dies unten nachweisen werden — auch einige Ungarn finden.

Die Reihenfolge ist folgendermaßen gegeben:

1. Der Erzbischof von Kalocsa. Es ist Stefan v. Várda aus dem aus Schwaben stammenden Geschlechte Gutkeled. Er wurde anfangs 1457 Erzbischof und starb 1470.

2. Der Palatin = der Großgraf. Ladislaus v. Gara dg. Dorozsma, der seit 1447 Palatin und um 20. Februar 1459 gestorben ist<sup>17)</sup>.

3. Wojwode Nikolaus. Nikolaus v. Ujlak, der von 1441—1465 ohne Unterbrechung wirklicher Wojwode von Siebenbürgen war und als Titularkönig von Bosnien 1477 gestorben ist.

4. graf toiiim von Crabat. Bl. denkt mit Berufung auf den österreichischen Forscher Karajan an »Thomas comes de Corbavia«, fügt aber hinzu »wenn dies nicht Thomas Horváth ist«. Keine einzige dieser Annahmen entspricht der Wirklichkeit. »Toiiim« ist nicht Thomas! Der in Rede stehende Mann ist kein anderer als Doim (= Duym) v. Frangepan, Gründer des szluiner Zweiges seiner Familie. Es bezeugen dies folgende Gründe:

a) Der Name Doim = Duym kommt unter den Mitgliedern der Familie Frangepan häufig vor<sup>18)</sup>.

b) Der Bruder dieses Doim, Sigmund v. Frangepan wird in einer Urkunde der Königin Elisabeth am 4. März 1444 »Graf Sigmund von Crabaten« genannt<sup>19)</sup>.

c) Derselbe Doim, der 1458 und am 27. Juni 1462 als Duym erscheint, ist 1456 und 1457 Obergespan des Komitats Borsod und Burghauptmann von Diósgyőr<sup>20)</sup>, womit bewiesen ist, daß er den Er-

<sup>17)</sup> Johann Aranyos (= Aranyasch) schreibt am 22. Febr. 1459 aus Kassa (= Kaschau) an den Stadtrat von Bártfa: »Czeitung von hofe geruchet zu wissen, daz der alte Gross Graf her Lasla von Gara etc. mit dem tode verschaiden ist.« (Archiv der Stadt Bártfa Nr. 1079.)

<sup>18)</sup> Wenzel, Árpádkori uj okmánytár XI. 39 kennt ihn schon 1163.

<sup>19)</sup> Frangepán-oklevéltár I. 333.

<sup>20)</sup> Vjesnik Zemalsk. Arkiva I. 141. — Csánki (Ungarns historische Geographie im Zeitalter der Hunyadi) I. 193.



eignissen von 1457 zweifelsohne näher gestanden, als der aus dem Jahre 1441 bekannte Thomas v. Krbava. Er ist übrigens in seiner Familie der vierte dieses Namens. Im Jahre 1460 kommt er als Doimo de Segna (= Zengg) vor und ist er noch am 21. März 1468 am Leben.

5. von werdenperg graff uc. Werdenberg war vordem eine selbständige Grafschaft in der Schweiz; jetzt ist sie ein Bezirk im Kanton St. Gallen. Uc ist die Verkleinerung des Namens Ulrich. In der Familie der Grafen von Werdenberg gab es die Zweige Montfort, Feldkirch, Bregenz, Tettang, Werdenberg, Sargans und Albeck. Obiger Uc ist — wenn nicht alle Anzeichen trügen — Ulrich V. des Zweiges Bregenz-Tettang (1439 † 1494). Einige Mitglieder seiner Familie standen schon früher mit Ungarn in Verbindung. Die Söhne des demselben Zweige angehörenden Stefan II.: Hermann I. (1423 † 1434) und Stefan III. sind als comites de Mundfurth im Jahre 1430 und 1435 (Stephanus comes de Mundfurth) Besitzer im Komitate Moson (= Wieselburg)<sup>21)</sup>. Johann, Graf von Monfort und Herr von Bregenz (wahrscheinlich Johann I. 1434 † 1469) erklärt am 19. Juni 1466, daß er, nachdem sein Gebieter Kaiser Friedrich mit dem Könige von Ungarn Frieden geschlossen und ihm befohlen, den Krieg gegen den König nicht fortzusetzen, er diesem Befehle Folge leisten werde, die Burg Rorau (in Niederösterreich) an Georg Braunsdorfer abtreten wolle usf. Die betreffende Urkunde<sup>22)</sup> wird von seinem Vetter Hugo v. Montfort mitunterzeichnet und hieraus wird es einigermaßen erklärlich, daß wir Ulrich v. Werdenberg 1457 im Gefolge Ladislaus' V. finden.

6. herr issgra. Dies ist der zur Genüge bekannte Böhmenführer Johann Giskra v. Brandeis, den übrigens auch andere Quellen manchmal Iscla nennen.

7. Drei Brüder Rozgonyi: Reinhold, Johann und Oswald. Sie hatten noch einen Bruder Lorenz, den wir von 1440—1463 kennen. Ihr Vater Johann ist von 1406—1433 bekannt. Ihre Mutter Apollonia (1406) ist die Tochter des Nikolaus v. Domoszló dg. Aba. Johann war 1457 mit Nikolaus v. Ujlak Wojwode von Siebenbürgen und starb 1471/72. — Reinhold war 1454 Obergespan der Székler, 1459 Obergespan des Komitats Temes und starb 1472<sup>23)</sup>. Oswald, den wir von 1443—1463 kennen, war 1457 Obergespan der Székler.

<sup>21)</sup> Csánki III. 693.

<sup>22)</sup> Teleki, Hunyadiak kora XI. 162.

<sup>23)</sup> Seine Gattin war bisher unbekannt. Die folgenden Angaben bestimmen sie einigermaßen. Die Gattin Reinholds v. Rozgony, Elisabeth v. Maynberck, schreibt aus dem im Komitate Zemplén gelegenen Varannó am 16. Mai 1466 dem Stadtrate von Bártfa, dieser möge ihre Sendung ihrem Bruder in Krakau einhändigen lassen. Am 12. Aug. 1472 ist sie als Elisabeth Mamberk bereits Witwe und hält sich auch damals in Varannó auf (Archiv von Bártfa, Nr. 1639 und 1894). Mamberk und Maynberck sind sicherlich verballhornte Namen; sie dürften ein Meyenberg oder Mainburg bedeuten.

8. Herzog Niclaus. Zu diesem bemerkt Bl. folgendes: «Nach Karajan ist dies Nicolaus Hertzegh de felsö Lendva. Eher ist aber anzunehmen — obzwar der Taufname nicht stimmt —, daß wir es mit Paulus Bánffi filius, cui de Lyndwa cognomen erat» (so sagt Bonfini) zu tun haben. Nach der erwähnten Urkunde (Teleki, Hunyadiak kora X, 552) ist er Paulus de Lyndva. Im Sinne des an die Breslauer gerichteten Schreibens (Fontes rerum austriacarum XX, 108) wäre er Paul von Lyndaw, vnser hoffmeister.»

Alle diese Vermutungen sind unrichtig.

Vor allem ist hervorzuheben, daß hier nicht von irgend einem Herzog des Namens Nikolaus, sondern von einem Nikolaus Herczeg genannten Herrn die Rede ist. Karajans Behauptung ist deshalb nicht stichhaltig, weil wir nur einen einzigen Mann kennen, der den Namen Herczeg v. Felsöindva geführt und dies ist Peter v. Szécs und Felsöindva dg. Balog, der von 1385 bis 1415 auftritt und schon vor 1432 ohne Hinterlassung von Söhnen gestorben ist. Sein Bruder Nikolaus (1385—1415) hatte zwar Nachkommen, diese führten aber nur den Namen v. Szécs. Paul v. Lindva, der am 27. Mai 1455 Oberstallmeister, am 28. April 1456 und 1457 Obertürsther<sup>24)</sup> und bis 1475 nachweisbar ist, gehört zwar der (aus dem von der Steiermark eingewanderten Geschlechte Buzád-Hahót sich abgezweigten) Familie Bánfi v. Alsöindva an, doch haben wir davon, daß er sich auch nur ein einzigmal Herczeg genannt haben sollte, nicht die geringste Spur. «Herczog niclaus» ist somit in anderer Richtung zu suchen.

Der Sprosse der Familie Güssing dg. Héder, Heinrich III. (1279 † 1309/10) hinterließ die Söhne Johann und Peter, von denen der erstere die Familie Tamási, Peter hingegen (1309—1351) die bereits erloschene Familie Herczeg v. Szekesö gründete. Er benutzte ständig den Namen Herczeg<sup>25)</sup>. Sein direkter Nachkomme Nikolaus, der 1449

<sup>24)</sup> Teleki, Hunyadiak kora X. 470. 509. 553.

<sup>25)</sup> Es ist durchaus angezeigt, über diesen Punkt die nachfolgende Berichtigung zu geben. Im Zeitalter der Arpaden stoßen wir nämlich darauf, daß irgendein Reichsgroßer den Herzogstitel (princeps, dux) erhalten, wie dies z. B. bei Merkur Wojwoden von Siebenbürgen (1103, 1111 und 1113), Konrads Sohn Benedikt Wojwoden von Siebenbürgen (1202—1209), Ladislaus dg. Kán Ban von Slavonien († 1246/47), Dionys v. Szentgrót dg. Türje († 1254/55) und Stefan dg. Gutkeled Ban von Slavonien († 1260) nachweisbar ist. Wir müssen aber nachdrücklich betonen, daß der Herzogstitel weder die Bedeutung des wirklichen Herzogs, noch jene der erblichen Würde oder Rangstufe mit sich führte; es war dies nichts anderes als eine nur an das Amt und an die Person gebundene Rangstufenbezeichnung. Daß man den in diesem Sinne aufzufassenden Titel im 14. Jahrhundert verliehen, davon spricht keine einzige urkundliche Quelle. Nichtsdestoweniger lesen wir in Századok 1907 Seite 695, daß Kaiser Ludwig der Baier dem Peter v. Güssing, dem Stifter der Familie Herczeg v. Szekesö, den Titel und Rang eines Herzogs verliehen habe, und führt der Verfasser († Anton Pór) als Beweis an, daß König Karl I. von Ungarn 1336 diesen Peter «Petrum ducem» nennt (Századok 1900 Seite 837). Der Sachverhalt ist aber anders gestaltet:

auftaucht, ist am 12. März 1459 mit Aladár v. Várda dg. Gutkeled königlicher Obermundschenke, in welcher Eigenschaft er auch am 26. Jänner und 22. Mai 1461 zu finden ist; zuletzt begegnen wir ihm am 5. Jänner 1477, an welchem Tage er nunmehr als ein in der Diözese Kalocsa ansässiger Gutsbesitzer erscheint<sup>26</sup>. Am 2. Februar 1482 kennen wir seine Witwe Anna und seinen Sohn Franz, den die betreffende Urkunde<sup>27</sup> «magnificus» nennt. Auf Grundlage all des bisherigen können wir somit bestimmt aussprechen, daß obiger Herzog Niclaus kein anderer als **Nikolaus Herzeg v. Szekesö dg. Héder** ist.

9. von Palacz herr Lasslaw. Dies ist Ladislaus v. Pálocz (eine Familie, die mit der Familie Dobó v. Ruzska denselben Ursprung hat). 1457 (aber auch schon früher) war er Reichsrichter; er starb im Jahre 1470.

10. urssag michel. Dies ist Michael Ország v. Gut dg. Gutkeled, der den König 1433 als Kämmerer nach Rom begleitet; von 1455 bis 1458 ist er königlicher Obertürsteher; seit 1459 Palatin, in welcher Eigenschaft er in hohem Alter sein Leben beendet.

Nach diesen Personen folgt «die Lantschafft miteinander» oder die außerungarischen treuesten Anhänger Ladislaus' V., unter denen jedoch — wie wir unten sehen werden — sich auch Ungarn befanden.

11. von volkendorff ein frey. Ausgestorbene niederösterreichische Familie, deren Namen abwechselnd als Volckenstorf, Vollchensdorff, Volckentorff und als Volckersdorf vorkommt<sup>28</sup>). Es gehörten

Peter, Sohn des Bans Heinrich (III.) v. Güssing dg. Héder, der es nicht weiter als zur Obergespanswürde des Komitats Bodrog gebracht, kommt schon am 18. Sept. 1328 als Magister Petrus filius Henrici dictus **Herzeg** (Blagaj-oklevéltár 105) vor, woraus unwiderruflich hervorgeht, daß «herzeg» hier weder eine Amtswürde noch eine Rangbezeichnung bedeutet, sondern einzig und allein als **Familiennamen** zu betrachten ist, und das vom Könige Karl gebrauchte «dux» nichts anderes als die lateinische Übersetzung des ungarischen herzeg ist. — «Herzeg» kommt in den älteren ungarischen Urkunden auch als Tauf- bzw. Personennamen vor, und ist es somit leicht erklärlich, daß eine und die andere Familie nach einem Vorfahr dieses Namens letzteren zum bleibenden Familiennamen erwählt. Der direkte Ahnherr der im Komitate Zala angesessenen Familie Herzeg v. Erenye heißt Herzeg; sein Sohn Emerich kommt schon 1265 vor (Hazai oklevéltár 45; vgl. Fejér VIII. 3, 63). Außer dieser Familie kennen wir in demselben Komitate im 15. Jahrhundert eine Familie Herzeg v. Fernekág, von der wir gleichfalls nicht wissen, daß einer oder der andere ihrer Ahnen den Herzogsrang erhalten. Das Ganze ist allem Anscheine nach darauf zurückzuführen, daß der ungarische Taufname Herzeg die magyarisierte Umgestaltung des mittelalterlichen Hartwich oder Hartwig ist, worüber ich gelegentlich an anderer Stelle sprechen will.

<sup>26</sup>) Történelmi Tár 1899 Seite 16.

<sup>27</sup>) Károlyi-oklevéltár II. 497.

<sup>28</sup>) Es gab ein Volkensdorf (Volchinsdorf, Wolkendorf, Wolchesdorf, Volchenstorf) in Oberösterreich, neben Enns und St. Florian, dessen Herren schon im 12. Jahrhundert auftauchen. Unter jenen österreichischen Herren, die im Jahre 1470 die Heiligsprechung des Markgrafen Leopold von Österreich anstreben, finden wir am



hierzu Weißenburg, Reichersdorf, Stein, Wolkenstorf. — Albrecht v. Volchenstorf nimmt 1408 Markt Grein in Pfand. — Wigalois ist 1431 Friedensrichter in Salzburg. Kaspar ist 1510 kaiserlicher Rat und Pfleger des österreichischen Landmarschallamts. Wolfgang Wilhelm (geb. 1567) ist 1611 und 1616 Hauptmann von Österreich ob der Enns und stirbt am 12. Dezember 1615. Sein einziger Sohn Wilhelm starb in Rom als achtzehnjähriger Jüngling am 18. Oktober 1612, ohne die Familie fortgepflanzt zu haben.

12. der iung von crey. Crey wäre die richtige Lesung. Eine Ortschaft Kraig ist jetzt noch in Kärnten. Die Familie Krayg erscheint auch als Krey, Kreig, Kreyer, Kreiger und Chreiger. Eine Urkunde des Andreas Kreiger aus dem Jahre 1461 ist im ungarischen Reichsarchiv<sup>29)</sup> aufbewahrt. Andreas Kreig ist 1458 kaiserlicher Rat, Erbkämmerer von Kärnten und ist noch 1471 am Leben. Johann, Obertruchseß von Kärnten erscheint in den Jahren 1423, 1448 und 1458. Konrad erscheint 1428, 1441, 1448 und 1458. Im Jahre 1431 ist er Hofmeister des Herzogs Friedrich; 1432 ist er Reichsfreiherr; er war auch Hauptmann von Kärnten. Leopold wird 1420 zum Hauptmann von Budweis ernannt, in welcher Eigenschaft er 1421 als Kreyer v. Landstein erscheint; 1431 ist er österreichischer Heerführer; 1432 Reichsfreiherr. — Wolfgang (1418, 1454) war Oberkämmerer von Kärnten. Georg kommt 1492 vor.

13. herr von vetaw. Ein Zweig der böhmisch-mährischen Familie Lichtenburg nahm den Namen «von Vöttau» (= Vettovia) an. Ein Mitglied dieser Familie, Smilo, war anfangs des 15. Jahrhunderts Obergespan des Komitats Pozsony (= Preßburg) und unter den Obergespanen von Sopron (= Ödenburg) kommt zwischen 1441 und 1447 ein Georg v. Vöttau vor, der aller Wahrscheinlichkeit nach ein Sohn Smilos war. — Hinko de Leuchtenburg Dominus de Vetau ist 1470 Oberhauptmann der Kreuzritter. In demselben Jahre erscheint auch Stephanus de Leuchtenburg als Herr in Vetau. Beheims Vöttauer dürfte Smilos Sohn (?) Georg sein.

14. ian von Kotschaw. Dies ist Johann Kočovský von Kočov, ein böhmischer Ritter, der im Jahre 1454 das im Bezirke Pilsen neben dem Kloster Choteschau gelegene Gut Teinitzl Ladislaus V. abgetreten. Später kämpfte er im Bunde mit anderen böhmischen Herren gegen König Georg Podjebrad; 1467 war er am Nürnberger Reichtage Vertreter des

26. Febr. auch den «baro» Georg v. Volckendorff\*). Kaiser Ferdinand II. gab dieses Volckendorf 1623 dem bekannten Feldherrn Tilly, von dessen Neffen Werner die Ortschaft 1636 den noch jetzt bestehenden Namen Tillysburg erhalten; gegenwärtig Eigentum des St. Florianklosters.

<sup>29)</sup> Diplomatische Abteilung Nr. 33809.

\*) Pez, *Scriptores rerum Austriacarum* I, 600 D.

Bundes der böhmischen Grossen. Gottschau ist auch jetzt noch eine in der böhmischen Bezirkshauptmannschaft Olan gelegene Ortschaft.

15. **jan von holab.** Dies ist unrichtig; es muß **Holub** heißen. Wenzel Holub ist 1425 (Kreuzherrn) Spitalmeister im böhmischen Eger (1428 ist er es nicht mehr). Im Jahre 1437 widerruft Kaiser Sigmund die Schenkung der an ihn als König von Böhmen gefallenen Güter zu Rzebczie an Ernst v. Widicz auf Bitte des Hanuš Holup von Tachau, der sich als der rechtmäßige Erbe legitimiert hat. Hanuš ist soviel als Johann. **Johann Holub** ist Hauptmann Kaiser Friedrichs IV. und des Herzogs Albrecht von Österreich, der namentlich gegen den bekannten Andreas Baumkircher gekämpft. Alle Wahrscheinlichkeit zeugt dafür, daß er mit dem 1437 auftretenden Johann Holup v. Tachau identisch ist.

16. **her gybisch.** Dies ist soviel als **Diviš** bzw. die bohemisierte Umgestaltung des Namens Dionysius. Beheim hat hier somit nur den Tauf-, aber nicht den Familiennamen dieses Mannes gegeben, weshalb eine nähere Bestimmung seiner Familien- und Personalverhältnisse vorläufig nicht möglich ist.

17. **zwan floiten**, d. h. zwei Herren des Namens Floit. Karajan kennt einen Bernhard Floyt v. Steinebrunn und einen Wilhelm Floyt v. Rußbach. Letzteres ist eine Ortschaft in Niederösterreich und auch die Familie Floyt stammt aus diesem Lande. Im ungarischen Reichsarchive sind Urkunden des Theobald Floyt (von 1410) und des Johann Floyten (von 1411) aufbewahrt<sup>80)</sup>. Um 1416 finden wir, daß Johann Floyt von Ober-Rußbach einige Besitzanteile in Rußbach dem Albert v. Puchheim in Tausch gibt<sup>81)</sup>.

18. **her stiber.** Bl. sagt mit Berufung auf Karajan, daß in der von den Wienern handelnden Chronik «Stibor von Cynpurg» erwähnt wird. Wir wissen aber mehr von ihm.

In der Nähe des in der Bezirkshauptmannschaft Gaya gelegenen Marktfleckens Koritschau ist ein Schloß namens Czimbürg (= Zimbürg), das einstens einem vornehmen Herrengeschlechte den Namen gegeben; doch bediente sich dies Geschlecht auch des Namens «Towaczow». Der im Jahre 1447 verstorbene Johann v. Czimbürg und Towaczow war nach schlesischen Quellen angeblich Gatte der Katharina, Tochter des 1433 gestorbenen Herzogs Premko von Troppau. Am 14. Juni 1452 berichtet Ulrich Einzinger aus Wien dem ungarischen Obertavernicus Johann v. Perény, daß er behufs Verhandlung gewisser Angelegenheiten im Namen Ladislaus' V. unter anderen auch Johann Czimbürk v. Thowaczow zu ihm senden werde, er möge diesem daher in allem vollen Glauben schenken. Am 21. Juni desselben

<sup>80)</sup> Diplomatische Abteilung Nr. 9626 und 9794.

<sup>81)</sup> Jahrbuch der Wiener herald. Gesellschaft «Adler» 1888, Seite 160.

Jahres schreibt dieser Johann aus Vác (= Waitzen) wahrscheinlich an Johann v. Hunyad, daß Kaiser Friedrich vor Graz stehe, daß die Österreicher ein Heer ausrüsten und gegen den Kaiser zu Felde ziehen<sup>82)</sup>. Hieraus ist somit ersichtlich, daß die mährische Familie Czimburg schon vor 1457 mit Ungarn in Verbindung gestanden.

Am 6. Januar 1481 finden wir, daß einer der Gesandten Kaiser Friedrichs IV., der die Unterhandlungen mit den mährischen Ständen führte, **Cztibor von Czimburg und Thowaczow** (= Tiburtius), Hetman (= Oberhauptmann) der Markgrafschaft Mähren gewesen. Am 16. September 1487 ist hingegen ein **Thiborius de Thobocho** erwähnt<sup>83)</sup>. Eine Urkunde des Stibor, Hetmans von Mähren aus dem Jahre 1484 bewahrt das ungarische Reichsarchiv<sup>84)</sup>. — Seine Tochter Kunigunde vermählte sich mit einem ungarischen Magnaten, Peter von St. Georgen und Bösing (= Szentgyörgy és Bazin) aus dem aus Deutschland eingewanderten Geschlechte Hont — Pázmán. Dieser Peter starb 1517<sup>85)</sup>.

19. **herr hennig**. Diesen führt Beheim folgendermaßen ein: «zwen riter weit herkennig ausz tennenmark: herr hennig, herr iobs von wigalos», also von entfernter Herkunft aus Dänemark stammende zwei Ritter. Bl. sagt: «Diese sind aller Wahrscheinlichkeit nach der Oberstallmeister Henning Czernin und Jodocus, Hauptmann von Végles, wie dies schon Karajan vermutet.» Henning ist **entschieden** der Oberstallmeister, doch müssen wir unbedingt manches über ihn mitteilen.

König Sigmund verpfändet am 8. Dezember 1437 (in Znaim) seinen treuen Gardisten Henneng de Czernen und Justh de Fankwso als Abtragung jener 4000 Goldgulden, die sie in seinen Diensten als Sold erworben, die (im Komitate Borsod gelegene) Burg Cserep samt den Besitzungen Kövesel und Keresztur und befiehlt er an demselben Tage den Einwohnern obiger Burg und Ortschaften, den beiden Pfandherren in allem zu gehorchen; das Kapitel von Eger (= Erlau) hingegen wird angewiesen, die Beiden in diese Besitzungen einzuführen.

Am 5. Juli 1439 erläßt König Albert einen Befehl an die siebenbürgischen Stühle von Selk und Megyes, daß sie die Steuern vom Jahre 1438, die bisher noch nicht gezahlt sind, seinen treuen Henning und Just («aulae nostrae militibus»), als den ihnen noch gebührenden Sold, auszahlen sollen.

In derselben Angelegenheit schreibt Albrechts Witwe Elisabeth am 10. Januar 1440 denselben siebenbürgischen Stühlen, und auch hier ist von Henneng und Just sowie deren rückständigem Gehalte die

<sup>82)</sup> Archiv der Stadt Bártfa Nr. 667, 668.

<sup>83)</sup> Teleki, Hunyadiak kora XII, 151. 376.

<sup>84)</sup> Diplomatische Abteilung Nr. 18992.

<sup>85)</sup> Vollständigkeitshalber sei noch erwähnt, daß vor 1341 ein sicherer Chemburg Burggraf der im Komitate Kraszna gelegenen Feste Valkó war.



Rede. — Im Jahre 1446 fordert der Staatsrat diese Stühle abermals zur Ordnung dieser Angelegenheit auf, weil der «strenuus miles Jodocus de Kwsso und der strenuus miles Henneng» ihren rückständigen Sold noch immer nicht erhalten haben. Im Jahre 1446 schreibt Johann v. Hunyad in derselben Angelegenheit an die Stadt (Nagy-) Szeben (= Hermannstadt). Hier heißen die beiden: Jwsth de Kwz und Henning de Zomzedwára. 1455 erscheint Andreas Just de Wigless im Namen seines Vaters Jodocus vor dem Turóczer Konvent und läßt eine Urkunde des Budaer (= Ofener) Kapitels umschreiben, in dem davon die Rede ist, daß Henning Cherning de Somzedvar von Jodocus v. Cwssaw 3500 Gulden ausgeliehen und hierfür ihre Besitzteile in Szomszédvár und Wigless zur Sicherstellung gegeben. — Die letzteren (= Wigless) hatte ihnen Königin Elisabeth im Betrage von 2000 Gulden zum gemeinsamen Pfandgute verliehen<sup>86)</sup>.

Aus diesen Angaben wird es ersichtlich, daß Henning im Jahre 1446 den Namen «von Szomszédvár» geführt, doch finde ich dies schon in einer früheren Angabe. Am 9. Oktober 1441 ist er mit obigem Jobst Hauptmann der im Komitate Zólyom (= Sohl) gelegenen Burg Végles<sup>87)</sup>. Dies ist darauf zurückzuführen, daß seine Gattin aus der in Kroatien ansässigen Familie Tóth v. Szomszédvár stammte. Am 29. August 1439 geschah es auf Bitten des Johann Tóth v. Szomszédvár, daß König Albert dessen Tochter Dorothea in alle Rechte eines Sohnes einsetzte. Am 17. August 1442 war Johann nicht mehr am Leben und ist Dorothea damals schon Hennings v. Szomszédvár Gattin. Am 21. Juni 1452 stellen Henning Cernin v. Szomszédvár und seine Gattin Dorothea in einer Besitzangelegenheit eine Urkunde aus. Am 7. Februar 1457 lassen Henning und seine Gattin eine auf den Vater der letzteren Bezug nehmende Urkunde umschreiben. Am 13. Mai 1454 kommt Hennýgg de Zumzedwar nur als Gutsherr im Komitate Zágráb (= Agram) vor. Am 21. März 1457 ist Henning Czernyn de Zomzedwar Oberstallmeister des Königs. Am 17. Januar 1458 lebt er noch, doch sind seine ferneren Spuren unbekannt. Seine Witwe Dorothea ist am 21. November 1472 bereits Gattin des Bartholomäus Frangepan und lebt noch am 18. Mai 1482. Hennings einziger Sohn Johann (dessen Gattin im Jahre 1482 Sofie, Tochter des dalmatisch-kroatischen Bans Damian Horvát v. Litava ist) ließ einen Sohn Andreas

<sup>86)</sup> Diese sowie die auf den nachfolgenden Jobst v. Wigalos bezüglichen Angaben sind teilweise in dem im Nationalmuseum aufbewahrten Archive der Familie Just v. Neczpál zu finden. Herrn Dr. Emil Jakubovich danke ich auch an dieser Stelle für die mir aus diesem Archive gezogenen Mitteilungen.

<sup>87)</sup> Botka, Barsmegyei oklevelek 94 (wo es aber sehr verballhornt Hermineus Cherneu heißt).

zurück, mit dem der Mannesstamm dieser Familie im Jahre 1517 erloschen.

Der Name Csernin ist mit aller Entschiedenheit böhmischen Ursprungs und kommt in den altböhmischen Familien als Taufname vor. Die noch jetzt bestehende Familie Černin v. Chudenicz zählt unter ihre Ahnen den im Jahre 1115 vorkommenden Csernin I. Csernin II. erscheint 1219. Csernin III. lebt 1212. Csernin IV. kommt 1228 und 1234 vor. Nur später wurde aus Csernin ein Familienname; er kommt aber auch als Ortsname vor. Eine Ortschaft Černin ist noch gegenwärtig in der böhmischen Bezirkshauptmannschaft Horowitz, eine zweite desselben Namens in der Bezirkshauptmannschaft Kuttenberg. Nachdem wir nun gesehen, daß Henning schon anfangs her immer den Namen Csernin geführt und derselbe selbst dann, als er schon das Prädikat Szomszédvár gebraucht, hier und da sich noch Henning v. Csernin genannt, dürfen wir davon überzeugt sein, daß er aus Böhmen gestammt, von dort nach Ungarn gewandert und in Militärdienste der Könige Sigmund und Albert getreten ist.

Es fragt sich jetzt nur noch, welcher böhmischen Familie dieses Namens er angehört. Einige behaupten, Henning oder Hennig sei im Böhmischen Jenik, was einer Verzärtelung des Namens Johann entsprechen soll. Auf der Stammtafel der Familie Černin v. Chudenicz finden wir kein Mitglied des Namens Henning; es gab aber auch eine Familie Csernin von Csernin, die in der Gegend von Königgrätz begütert war und deren Mitglied Georg Csernin von Csernin 1607 in Pardubitz ein Haus besaß<sup>28)</sup>.

All dies steht aber mit Beheims Behauptung, daß Henning und Jobst aus Dänemark stammen, in größtem Widerspruche. Diese Behauptung scheint für den Augenblick allerdings lächerlich zu sein, ist aber doch geeignet, den Gedanken wachzurufen, Beheim müsse denn doch irgendeinen haltbaren Grund zur Aufstellung dieser so bestimmt klingenden Behauptung gehabt haben. Nach längerem Forschen finde ich, daß seine Behauptung nicht gänzlich aus der Luft gegriffen ist, aber auch nicht unbedingt in allem stimmt.

Wir wissen, daß der ursprünglich nur zur Bezeichnung der Person benutzte Name Henning in Deutschland und außerhalb der deutsch-ländischen Grenzen bei den Familien deutscher Zunge später sehr oft zum Familiennamen geworden. Es gab unter anderen auch in Österreich eine Adelsfamilie Henning, von der wir wissen, daß ein Zweig derselben um 1700, ein anderer um 1800 in Dänemark vorkommt. Ein Graf Karl Federic (= Friedrich) de Henning nahm an dem dreißigjährigen Kriege teil. Ein Mitglied der Familie de Henning, das im

<sup>28)</sup> Jahrbuch des Wiener «Adler» 1897, Seite 202.

Jahre 1695 gestorben, ist in der Jakobskirche von Rostock begraben, und dies ist der direkte Ahnherr des noch jetzt in Dänemark lebenden Zweiges<sup>39)</sup>. Nachdem wir nun nachgewiesen, daß eine Henning genannte Adelsfamilie deutschen Ursprungs schon vor Jahrhunderten sich in Dänemark angesiedelt, dürfen wir Beheims Behauptung nicht mit mitleidsvollem Achselzucken als Ausgeburts seiner Unwissenheit betrachten und in die Rumpelkammer werfen. Die Sache ist mit größter Wahrscheinlichkeit darauf zurückzuführen, daß ein Zweig der Familie Henning schon im Jahre 1457 in Dänemark angesiedelt war, daß Beheim hiervon Kenntnis hatte und er ohne jedes weitere Nachforschen — nachdem ihm niemand den richtigen Sachverhalt mitteilen konnte oder wollte — Henning Černin einzig und allein auf Grundlage der Namensgleichheit für ein Mitglied der ihm und zweifelsohne auch seinen Zeitgenossen bekannten dänischen Familie gehalten.

20. **iobs von wígalos.** Nach Bl. ist dies aller Wahrscheinlichkeit nach Jodok, Hauptmann von Végles<sup>40)</sup>, wie dies schon Karajan vermutet. Wir haben dem nur hinzuzufügen, daß er es mit aller Bestimmtheit ist und daß wir über ihn noch das Folgende mitzuteilen haben.

Wir wissen schon, daß am 8. Dezember 1437 mit Henning von Čsernin auch ein Just v. Fankwssow auftaucht, der in Gemeinschaft mit ihm bis 1446 erwähnt wird. Als Johann v. Hunyad 1447 in Angelegenheit des seit 1438 rückständigen Soldes einen Befehl erläßt, wird er nur Just v. Kesso, Hauptmann der Burg Wegles genannt. In dem in derselben Angelegenheit seitens des Staatsrates 1448 erlassenen Befehle heißt er auch so; dasselbe finden wir auch 1449. Damals nennen ihn Richter und Bürger von Beszterczebánya (= Neusohl) «strengen Herren Josten von Kossew dy. Zeit hauptmann off dem Wiglesch». 1453 erläßt König Ladislaus V. im Interesse seines «fidelis noster egregius Just de Kazo, Hauptmanns von Végles» einen Befehl an die siebenbürgischen Deutschen bezüglich des rückständigen Soldes. 1454 ist er Jodocus de Cwssow, Hauptmann von Végles. 1460 verleiht Kaiser Friedrich IV. seinem treuen Jodocus de Wiglesch die Burg Wyglesch, die ihm schon Königin Elisabeth verliehen. Am 8. März 1441 ist Jodocus de Bussaw mit dem gleichfalls ausländischen Hasko v. Schellendorf Hauptmann von Zólyom (= Sohl)<sup>41)</sup>. Am 9. Oktober desselben Jahres ist er mit obigem Henning

<sup>39)</sup> Monatsblatt der herald. Gesellschaft «Adler» in Wien, Band I, Seite 64.

<sup>40)</sup> Über die Etymologie des Namens Végles habe ich mich im Jahrgange 1912 des «Turul» (Seite 120—132) eingehend geäußert.

<sup>41)</sup> Botka, Barsmegyei oklevelek 91; «Bossau» ist unrichtig.



als Jodocus de Bussau Hauptmann von Végles<sup>42)</sup>, am 2. März 1457 heißt er einfach Jodok in Végles residierender Hauptmann von Végles und tritt er unter den Anfängern Ladislaus' V. auf. Am 18. Dezember 1466 und 2. Januar 1467 erlaubt ihm und seiner Gattin Martha der Papst die Benutzung eines tragbaren Altars, und damals heißt er «nobilis vir Jodocus de Cussav miles, capitaneus et domicellus castri Viglesth<sup>43)</sup>». 1482 ist er nicht mehr am Leben. Wir kennen nur seinen einzigen Sohn Andreas, der schon 1455 den Namen «von Végles» führt und der direkte Ahnherr der noch jetzt lebenden Familie Justh v. Neczpál ist.

Woher stammt dieser Jodokus?

Das im Jahre 1437 erwähnte Fankusso ist entschieden unrichtig, da wir eine Ortschaft dieses Namens weder aus früherer, noch aus späterer Zeit kennen. Bussau ist insofern unrichtig, als statt B der Buchstabe C zu nehmen ist. Ihn und seine Nachkommen nennen die Urkunden: v. Kwssso, Kwz, Kesso, Kasso, Kossaw, Kazo, Cwssaw, Kwssaw, Kussaw, Kuwsaw. Die beiden letzten Buchstaben von Kwssaw (=aw) deuten mit aller Entschiedenheit auf das deutsche au hin, und somit ist es keinem Zweifel unterlegen, daß dieser Name deutschen Ursprungs ist. Seine richtige Bestimmung ist aber durchaus nicht leicht. In der böhmischen Bezirkshauptmannschaft Deutschbrod ist ein Ort Kosau und in der gleichfalls böhmischen Bezirkshauptmannschaft Semil finden wir einen Ort Kosov. Wenn wir nun erwägen, daß auch Jodok ein Ausländer ist, der mit Henning v. Csernin in Ungarn Militärdienste angenommen, und daß der genügend bekannte böhmische Truppenführer Peter Axamit († 1458) in der Regel den böhmischen Namen v. Kossov bzw. v. Kossow geführt, im Deutschen sich aber «von Kosau» genannt, ist es denn doch mehr als wahrscheinlich, daß Jodoks Familie aus dem böhmischen Kosau gestammt. Daß Beheim, der diesen Jodok «von Végles» nennt, ihn gleichfalls dänischer Herkunft sein läßt, findet darin seine Erklärung, daß man ihm wahrscheinlich die beiden Männer als Schwäger oder Verwandte vorgestellt. Da er Henning für einen Dänen hielt, ist es klar oder doch sehr glaublich, daß er auch den diesem verwandten Jodok (= den deutschen Jobst) als Dänen nahm. Das zwischen den beiden etwa vorhanden gewesene Verschwägerungs- oder Verwandtschaftsband kennen wir allerdings nicht; wenn wir aber erwägen, daß Beide 1437 Cserep erhalten, 1441 gemeinsam Hauptleute von Végles waren, 1457 zusammen einer und derselben politischen Partei angehörten, müssen wir zur Anerkennung dessen gelangen, daß wir es hier mit keiner all-

<sup>42)</sup> Brüsseli oklevéltár I, 1.

<sup>43)</sup> Történelmi Tár 1899, S. 259.

täglichen Interessengemeinschaft, sondern bestimmt mit einer Verschwägerung oder — wenn auch entfernten — Verwandtschaft zu tun haben.

21. **Wolfgang Rukkendorf.** Beheim nennt ihn an einer Stelle auch Rückendorffer<sup>44)</sup>; der König nennt ihn am 21. März 1457 Rukkendar, doch ist es sicher, daß hier am Ende des Namens der Buchstabe f fehlt. Eine deutsche Ortschaft des Namens Ruckendorf ist uns dermalen unbekannt; nur in Böhmen gibt es noch ein Rückendorf. Die richtige Aussprache obigen Namens ist meiner Meinung nach Rockendorf. Die im Komitate Sopron (= Ödenburg) befindliche Ortschaft Németsidány nennt man zwar heute noch Rökkendorf = Roggendorf, doch ist es nicht wahrscheinlich, daß obiger Wolfgang, der im Jahre 1457 Kämmerer des Königs war, aus der Soproner Ortschaft gestammt. Man könnte allenfalls an die steirische Familie Rog(g)endorf denken, doch finden wir in den Reihen der im 15. Jahrhundert bekannten Mitglieder dieser Familie keinen Wolfgang. Zur Bestimmung dieses Mannes stehen mir nur die nachstehenden Stützpunkte zur Verfügung.

Als Herzog Albrecht IV. von Österreich nach Palästina zog, erließ er in Venedig am 8. September 1398 eine Urkunde, kraft welcher er für seine Familie und seine Güter Vormünder bzw. Verwalter bestellt. Diese waren Oberhofmeister Pilgrim v. Puchheim, oberster Hofrichter Nikolaus Weisspriacher, österreichischer Landmarschall Ulrich v. Dachs-

---

<sup>44)</sup> Er sagt nämlich, daß 1456 (zur Zeit der Ermordung Ulrichs v. Cilly) unter den Anhängern des Königs «her Niclaus truhseß» und Wolfgang Rückendorffer in Lebensgefahr geraten. Ersteren nennt Bl. «Nikolaus der Mundschenk», was jedoch unrichtig ist. Truchseß ist nicht Mundschenk, sondern Speisenträger. Daß unter ihm (wie dies Bl. als wahrscheinlich nimmt) Nikolaus v. Ujlak zu verstehen sei, ist entschieden auszuschließen, da Nikolaus v. Ujlak nie Mundschenk oder Truchseß gewesen ist. Am 28. April 1456 sind Simon Szudar v. Ónod und Sigmund v. Szentgyörgy (= St. Georgen) und Bazin (= Bösing) die Obermundschenke, Ladislaus v. Bazin und Ladislaus v. Losonc die Obertruchsesse. Mir scheint es sicher, daß hier unter diesem Nikolaus überhaupt kein Hofwürdenträger, sondern ein Mitglied der äußerst zahlreichen und verschiedene Prädikate geführt habenden Familien des Namens Truchseß zu verstehen sei. Übrigens läßt sich der Mann genau bestimmen. Als Herzog Albrecht V. von Österreich nach seiner Erwählung zum König von Böhmen am 9. Februar 1438 in Buda (= Ofen) seinen für Österreich bestimmten Statthalter bzw. Stellvertreter und Anwälte ernannt, führt er in der Reihe derselben «Niclasen den Drugseczen vnsern Hofmarschalch» auch an\*). Kaiser Friedrich IV. erläßt am 18. September 1447 an die Städte Krems und Stein einen Befehl, sich an dem unter anderen auch von Nikolaus Truchseß geplanten Feldzuge gegen Pankraz v. Galitz (= v. Szentmiklós und Óvár) zu beteiligen. Neben diesem Nikolaus werden noch Rüdiger v. Starhemberg und die Lichtenstein erwähnt\*\*).

\*) Fejér Cod. dipl. XI, 63.

\*\*) Chmel, Regesta Frid. IV, Nr. 2329.

berg, Kanzler Friedrich v. Gars und Rentmeister Johann Ruckendorfer. Im Jahre 1399 finden wir, daß derselbe Albrecht für Pilgrim v. Puchheim, Johann Rukendorfer und Nikolaus Weisspriacher ein Schadloshaltungsschreiben ausstellt, weil die Genannten gelegentlich eines Anlehens Bürgschaft geleistet<sup>45</sup>. Aus alledem ist somit ersichtlich, daß Johann Ruckendorfer ein Österreicher oder Steirer gewesen ist. Im Jahre 1470 finden wir, daß eine Anzahl österreichischer Herren die Heiligsprechung des Markgrafen Leopold von Österreich beantragt; in der Reihe derselben finden wir am 26. Februar auch Wolfgangus de Ruckendorff<sup>46</sup>. Es ist somit mehr als wahrscheinlich, daß letzterer der Sohn Johanns und mit Beheims Wolfgang identisch ist.

22. reynprecht fronhover. Dies ist ein in Ungarn begüterter Österreicher, den Ladislaus V. nach Ungarn gebracht. Als die österreichische Familie Peiletter v. Bernhard<sup>47</sup>) ausgestorben, gab Ladislaus die im Komitate Sopron gelegenen Güter Szerdahely, Egered und Szántó 1455 dem Rempert Fraunhofer<sup>48</sup>). Rempert ist nichts anderes als der bekannte deutsche Personennamen Reinprecht oder Reinbert. Am 9. Oktober 1457 erklärt Ladislaus V., daß er den im Komitate Fejér (= Stuhlweißenburg) gelegenen Besitz Gárdony, der infolge der Untreue des Konrad Helczler<sup>49</sup>) dem Könige zugefallen, seinem ergebenen Kämmerer Aladár v. Várda und dem Reynpert Frawnhofer verleihe. Er hebt hervor, daß Beide ihm seit seiner Thronbesteigung große Dienste erwiesen. Am 4. Mai 1460 ist Reinprecht Frawnhofer Friedensrichter in dem niederösterreichischen Krumau. 1462 sind Georg und Engelbert Fraunhofer Besitzer in der Gegend von Krumau und Anhänger des Herzogs Albrecht von Österreich<sup>50</sup>). Vollständigkeitshalber sei noch erwähnt, daß eine Ortschaft

<sup>45</sup>) Lichnowsky, Regesten V Nr. 264.

<sup>46</sup>) Pez, *Scriptores rerum Austriacarum* I 600 D. (*Summaria canonizationis S. Leopoldi march. Austr.*).

<sup>47</sup>) Eine Ortschaft Bernhard ist jetzt noch in der niederösterreichischen Bezirkshauptmannschaft Horn.

<sup>48</sup>) Csánki III 658.

<sup>49</sup>) Am 21. März 1457 ist Konrad Holczler als österreichischer Hubmeister noch unter den Anhängern Ladislaus' V. zu finden (Teleki, *Hunyadiak kora* X 552). Was er verschuldet, weiß ich nicht. Ladislaus sagt nur, daß er ihn seiner Missetaten halber verhaftet und seiner sämtlichen Besitzungen verlustig erklärt (*Zichy-oklevéltár* IX 591). 1468 erlaubt der Papst, daß Albert Gailsam, Johann Kohany, Johann Potemberger und Konrad Holczler, weltliche Herren aus den Diözesen Passau und Esztergom (= Gran in Ungarn) tragbare Altäre aufstellen dürfen. Ein Konrad Hölczle ist übrigens schon am 14. Juni 1452 einer derjenigen, die Ladislaus V. behufs Beratung einer Angelegenheit zum Obertavernikus Johann v. Perény abgesandt. Da dies Ulrich Einzinger aus Wien dem Obertavernikus schreibt, ist unter Konrad Hölczle wohl nur der Hubmeister zu verstehen. Albrecht Geilsam kommt 1477 als Bürger von Pozsony (= Preßburg) vor.

<sup>50</sup>) Jahrbuch des «Adler» 1889, S. 157.



Frauenhofen gegenwärtig in der niederösterreichischen Bezirkshauptmannschaft Horn liegt und daß die nach dem Erlöschen der ebendasselbst ansässigen Familie Peiletter v. Bernhard an Reinprecht Frauenhofer erfolgte Übertragung ihrer Güter hierdurch verständlich wird.

28. *hans mülvelder*. Österreichische Familie. Eine adelige Kordula Mühlfelder war im 17. Jahrhundert Gattin des Don Josef Ugarte.

24. *loszinczi Sigmüt*. Zu diesem bemerkt Bl., daß Karajan einen Rafael v. Luschinczg erwähnt. Demgegenüber habe ich folgendes zu bemerken.

Luschincgy ist ein bestimmt polnisch klingender Name und ist mit Sicherheit anzunehmen, daß unter ihm die bekannte polnische Familie Leszczyński zu verstehen ist, deren Mitglied Rafael I. als Vize-truchseß von Posen und Starost von Sieradz bekannt ist. Rafael II., Burghauptmann von Przemystlav, starb 1461 mit Hinterlassung seines Sohnes Rafael III., der 1502 als Krongroßmarschall gestorben und gleichfalls einen Sohn Rafael hinterlassen; es kommt dieser Name übrigens auch noch später in der Familie vor. Obiger Rafael, den Karajan aus dem Jahre 1457 kennt, ist wahrscheinlich der zweite dieses Namens. Was aber Beheims Sigmund anbelangt, können wir ihn auf dieser Fährte durchaus nicht bestimmen. Die ausführlichste Genealogie der Familie Leszczyński<sup>51)</sup> kennt in ihr keinen Sigmund aus dem 15. Jahrhundert. Es gab auch eine polnische Familie Lozinski, aber auch aus dieser kennen die polnischen Heraldiker und Genealogen keinen Sigmund des 15. Jahrhunderts. Unter solchen Umständen drängt sich uns instinktgemäß der Gedanke auf, daß — da der Name Losinczi auch nicht als deutscher zu nehmen ist — wir seine Zugehörigkeit in Ungarn zu suchen haben, denn daß Beheim in der Reihe der außerungarischen Männer auf einmal auch ein bis zwei Ungarn auftreten läßt, ändert nichts an der Sache, nachdem wir oben gesehen, daß er unter die rein ungarischen Anhänger des Königs auch den deutschen Ulrich v. Werdenberg hineinmengt.

Die ungarische Familie Losonczi dg. Tomaj hatte drei Zweige: v. Losoncz, Dezsöfi v. Losoncz und Bánfi v. Losoncz. — Dionys' Sohn Sigmund Dezsöfi v. Losoncz taucht 1456 auf; sein Bruder Ladislaus ist schon am 28. April 1456 königlicher Obertruchseß. Sigmund ist am 1. April 1460 königlicher Gardist und kommt am 1. April 1463 in Gemeinschaft mit seinen Brüdern als Gutsbesitzer vor<sup>52)</sup>. Mit Rücksicht nun auf die sofort unter 25. folgenden Daten können wir mit aller Bestimmtheit aussprechen, daß wir unter Loszinczi Sigmüt: **Sigmund (Dezsöfi) v. Losoncz dg. Tomaj** zu verstehen haben.

<sup>51)</sup> ap. Boniech: Herban polski.

<sup>52)</sup> Bánffy-Oklevéltár I, 700. — Zichy-Oklevéltár X, 272.

25. **der alader.** Diesen kann Bl. nicht beistimmen. Auf Grundlage nachfolgender Daten ist er jedoch zu erkennen.

Dominik v. Kis-Várda dg. Gutkeled hatte unter anderen einen Sohn Pelbard (1390—1437), dessen Söhne Stefan († 1470 als Erzbischof von Kalocsa), Michael (1440—1450) und Aladár waren. Aladár, der in Gemeinschaft mit seinen Verwandten seit 1440 als Gutsherr vorkommt, ist am 15. Februar 1454 königlicher Kämmerer und in dieser Eigenschaft ständig in königlichen Diensten zu finden. Am 17. November desselben Jahres ist er königlicher Gardist und damals erwähnt Ladislaus V., daß von jener Zeit angefangen, als er (Ladislaus) aus der Hand und der Vormundschaft Friedrichs IV. befreit wurde und persönlich die Regierung übernommen, Aladár v. Várda ihm überaus wertvolle Dienste erwiesen, für die er ihm das iu Komitate Pest gelegene Gyón und das im Komitate Csongrád befindliche Pazmántelke verleihe. Am 1. Mai 1456 ist er noch königlicher Kämmerer. Am 16. November desselben Jahres erklärt der König, daß er unter anderen seinem Kämmerer Aladár v. Várda und seinem Obertruchseß Ladislaus Dezsöfi v. Losoncz in Anerkennung ihrer ihm seit seinem Kindesalter geleisteten Dienste, die sie auch nach seinem Regierungsantritte fortgesetzt, die in Siebenbürgen gelegene Burg Bálványos verleihe. Am 31. Jänner, 14. September und 9. Oktober 1457 ist Aladár königlicher Kämmerer; am 12. März und 29. Mai 1459 ist er königlicher Obermundschenk<sup>58</sup>). Nach dieser Zeit verlieren wir seine Spur, denn jener Aladár v. Várda, den wir von 1464 bis 1484 kennen, ist ein Sohn des aus einem anderen Zweige der Familie stammenden Nikolaus (1424—1457).

Wir haben oben ersehen, daß nach dem Zeugnisse Ladislaus' V. Aladár v. Várda 1457 mit Reinprecht Frauenhofer kgl. Kämmerer ist und daß Beide dem Könige verdienstvolle Taten geleistet; wenn wir dies und die obenangeführten Daten summieren, erhalten wir den unwiderleglichen Beweis dessen, daß Beheims Alader kein anderer als **Aladár v. (Kis-) Várda dg. Gutkeled** ist. Es hat dies aber auch in anderer Richtung eine gewisse Beweiskraft. Der Umstand nämlich, daß zwischen Aladár v. Várda und den Dezsöfi v. Losoncz Interessengemeinschaft bestanden und Ladislaus V. von jenen Verdiensten spricht, die Sigmund von Losoncz' Bruder Ladislaus ihm im Verein mit Aladár v. Várda erwiesen, ist ein neuerer Beweis dessen, daß obiger Sigmund v. Losoncz tatsächlich mit dem ungarischen Sigmund v. Losoncz identisch ist und daß Beheim die beiden Personen denn doch nicht ohne jeden Grund und zufällig nacheinander aufzählt.

---

<sup>58</sup> Bánffy-oklevéltár I, 694. — Raguzai oklevéltár 616. — Zichy-oklevéltár IX, 422, 473. 514. 530. 540. 588. 591. X. 76.

26. *leschenprand*. Hier bemerkt Bl., daß nach Aschbach<sup>64)</sup> ein «Petrus Leschenprand Ulma» 1457 in den Listen der Wiener Universität vorkommt, womit er selbstverständlich nur das Vorhandensein einer Familie dieses Namens beweisen will. Die Familie wird öfters erwähnt. Otto v. Löschbrandt kommt zwischen 1651 und 1654 in den Spandauer Matrikeln als Fähnrich vor. Ein Otto Friedrich v. Leschebrand ist 1674 Hauptmann in der Garde zu Fuß<sup>65)</sup>; er scheint mit dem Fähnrich identisch zu sein.

27. *tanbecke*. Diesen vermag Bl. nicht zu bestimmen.

Es ist dies eine in Österreich und in der Steiermark ursässige Familie, aus der sich ein Zweig in Ungarn niedergelassen, daselbst Güter erworben und dessen Name in folgenden Formen geschrieben erscheint: Tanpeh, Tanpeken, Tanpekch, Tambek, Tampeck, Tanbeck, Tannbeck, Tompek, Tanpek, Tampeck, Thombeh.

Dieser Zweig erhielt schon zu Ende des 14. Jahrhunderts das im Komitate Moson (= Wieselburg) gelegene Oroszvár (= Karlbürg), nach dem er sich Tompek v. Oroszvár nannte. 1400 erhielt diese Familie das im Komitate Vas (= Eisenburg) gelegene Szalonok (= Schlaining) und das im Komitate Sopron gelegene Walbergsdorf (= Borbolya), so daß sie sich abwechselnd «v. Szalonok» und «v. Oroszvár» nannte. Die richtige Aussprache des Familiennamens ist meiner Meinung nach Tannbeck.

Johann Tampeck v. Oroszvár und seine Söhne Georg und Johann v. Szalonok sind 1412 Besitzer im Komitate Sopron<sup>66)</sup>, 1421 und 1426 ist Joannes Thombeh (Thompek) de Orozwar gleichfalls dies. 1438 ist Georgs Sohn Johann Teilbesitzer von Szalonak. 1467 erlaubt der Papst dem aus der Diözese Győr (Raab) stammenden Ritter Johann Tanbeh, Herrn von Chezelburck (dies ist der verballhornte Name von Karlbürg) und seiner Gattin Anna einen tragbaren Altar zu benützen<sup>67)</sup>. Im ungarischen Reichsarchiv ist unter DL. 15645 eine von Johann Tanpeken v. Kernburg (= Karlbürg) 1461 ausgestellte Urkunde aufbewahrt. Im übrigen seien noch folgende auf diese Familie bezüglichen Daten angeführt.

1344: Nikolaus kommt in der Steiermark vor. — 1385—1395: Markwart ist Richter im steirischen Admont. — 1431: Veit kauft einige Besitzungen in der Steiermark (Niederhof, Jedolfsleiten, an den Flüssen Hub und Furth). — 1459 Oktober 11: Kunigunde Tanpekehinn, Gattin des Wiener Bürgers Peter Strasser, stellt zugunsten Kaiser Friedrichs IV. einen Anordnungsbrief aus. — 1486 Jänner 5: Regina,

<sup>64)</sup> Geschichte der Wiener Universität I S. 21.

<sup>65)</sup> Vierteljahrsschrift des Berliner «Herold» 1884 S. 474 und 1892 S. 212.

<sup>66)</sup> Sopronmegyei oklevéltár II, 2. — Magyar-zsidó oklevéltár I, 57.

<sup>67)</sup> Történelmi Társ 1899 S. 256.



Tochter des Johann Tanpekh ist Erbin des im kärntnerischen Machland gelegenen Schlosses Windhaag. Gleichzeitig mit ihr erscheint Kaspar Tanpekh und sein Sohn. — 1488 Juni 24 werden die bereits verstorbenen Johann und Ulrich Tanpekh erwähnt. Der Verlobte einer aus dieser Familie stammenden Regina ist der kaiserliche Rat Ladislaus Prager. — 1492 Februar 11: Oswald Tanpekh, Pfleger von Pottendorf erhält einen über den Hof Waltersdorf ausgestellten Schuldschein<sup>58)</sup>.

Auf Grundlage aller dieser Daten ist mit Bestimmtheit nachgewiesen, daß Beheims tanbecke kein anderer als ein Mitglied der hier gezeichneten Familie Tannbeck ist, dessen Taufnamen wir nicht kennen und von dem wir nicht wissen, ob er dem ungarischen oder dem österreichischen Zweige der Familie angehört.

28. *riter sigmut der recke.* Auch dieser ist bei Bl. unbestimmt. — Was Reck oder Recke im Deutschen bedeutet, ist an dieser Stelle überflüssig zu erörtern. Daß aber Beheim unter «recke» die alltägliche Bedeutung des Namens gebrauchen wollte bzw. daß er von Ritter Sigmund nichts anderes hervorheben wollte als sein Reckentum, seinen Heldenmut und seinen starken Leib, ist gänzlich auszuschließen. Mit Bestimmtheit ist hier anzunehmen, daß unter «Recke» der Familiennamen zu verstehen ist.

Im Kreise Tecklenburg des preußischen Regierungsbezirks Münster ist eine Ortschaft namens Recke, die vordem zur westfälischen Grafschaft Mark gehörte und in welcher eine der ältesten Familien Westfalens, die noch jetzt lebende Familie von der Reck oder von der Recke residierte. Ein Mitglied dieser Familie, Göddert I. († vor 1431) heiratete Agnes v. Volmerstein (dies ist gleichfalls eine westfälische Ortschaft), die nach dem Erlöschen des Mannsstammes ihrer Familie (sie selbst starb 1442) das Gut Volmerstein der Familie ihres Gatten zubrachte, infolgedessen die Familie den Namen «von der Recke — Volmerstein» annahm, den sie noch heute führt. Der Sohn Gödderts und der Agnes: Dietrich (1429—1466) war der Erbe seiner Mutter. Kaiser Sigmund belehnt am 2. August 1437 diesen Dietrich von der Recke mit den von Johann v. Volmerstein (Volmest-) geerbten Mannlehen und Freistühlen<sup>59)</sup>. Der in den Jahren 1587 und 1588 vorkommende Theodorus Reck benützt dasselbe Wappen, welches die Ahnen der Familie v. d. Recke-Volmerstein geführt, woraus ersichtlich ist, daß manche Mitglieder dieser Familie auch nach der Übernahme der volmersteinschen Güter — wahrscheinlich weil sie nicht Sprößlinge der Erbtöchter Agnes v. Volmerstein waren — sich nur «von

<sup>58)</sup> Chmel, Materialien usw. II, 182. — Regesten Frid. IV, Nr. 7792, 8218, 8909.

<sup>59)</sup> Altmann, Die Urkunden Kaiser Sigmunds Nr. 12036.

der Reck» nannten. In der mir zur Verfügung stehenden Stammtafel dieser Familie<sup>60)</sup> finde ich 1457 keinen Sigmund; doch ist nach dem Angeführten kein Zweifel darüber zu erheben, daß unter Beheims Manne ein Mitglied dieser Familie zu verstehen sei.

Mit diesem Sigmund beschließt Beheim die Reihe der Königlichen, obwohl er ausdrücklich betont, daß er noch zahlreiche Königsanhänger kenne, die er nicht namentlich anführen wolle.

Er tritt jetzt zu den Anhängern der Familie v. Hunyad über, aus deren Reihen die folgenden in Gefangenschaft geraten.

1. Der Bischof von Várad (= Großwardein), Johann Vitéz.

2. der ganisi lasslaw. Es ist dies ein Mitglied der allgemein bekannten Familie Kanizsai dg. Osl. Er taucht 1431 auf, ist am 2. November 1460 Wojwode von Siebenbürgen, Obergespan der Komitate Sopron, Vas und Zala. Als Obergespan wirkt er noch 1476. Am 16. August 1464, 16. Februar 1465 und 15. Oktober 1466 ist er kgl. Oberstallmeister.

3. sebastian rasgauer bzw. Sebastian v. Rozgony, der aus dem Simonischen Zweige der Familie stammt, während die Anhänger des Königs: Johann, Reinhold und Oswald dem Lorenzschen Zweige angehören. Er taucht 1439 auf. In den Jahren 1445 und 1448 ist er Obergespan von Pozsony (= Pressburg). Am 9. Februar 1458 ist er kgl. Oberstallmeister; in demselben Jahre Generalkapitän der oberen Gegend Ungarns und Obergespan von Sáros; am 12. März 1459 Wojwode von Siebenbürgen, daneben 1461 auch Obergespan der Székler; 1463 lebt er noch.

4. ieste mihell, den Bl. einen Unbekannten nennt; allerdings ist er bisher unbekannt, doch läßt er sich erkennen. Beheim führt ihn folgendermaßen ein: «und auch ein lasterpauer der hieß ieste mihell».

Beginnen wir mit dem lasterpauer und erklären wir sofort, daß das heutige Deutsch dieses Wort nicht kennt. Was Laster ist, habe ich nicht nötig zu erklären. pauer kann nur Bauer sein. Wenn wir nun das erste Wort wirklich als «Laster» lesen, dann ist das ganze nichts anderes als ein zu allem Schlechten zu habender, sittlich verkommener, sündhafter Mensch nach Bauernart. Vorauszusetzen, daß Beheim hier an einen derartigen Menschen denkt, ist nicht nur vollständig auszuschließen, sondern entschiedener Unsinn. Wir können uns unmöglich dem Glauben hingeben, daß in der Reihe der Träger vornehmster Namen, unter den Herren v. Hunyad, Kanizsa und Rozgony ein solcher Mensch hätte eine mitwirkende Rolle übernehmen dürfen, von dem Beheim nichts anderes zu hören bekommen, als daß er ein

<sup>60)</sup> Hopf, Histor. Genealog. Atlas, Tafel 350.

sittlich gesunkenes, schändliches und niederträchtiges Individuum sei! Es widerspricht dem auch jener Umstand, daß der unmittelbar darauf erwähnte Kaspar Bodó ein «Gesell» dieses Lasterpauers genannt wird, was doch zu bedeuten hat, daß Kaspar sein Genosse, Stellvertreter oder Gehilfe gewesen. Dies aber ist im Verein mit den anderen Gegengründen zur Annahme dessen geeignet, daß Beheim hier nicht irgend eine Charakterzeichnung geben wollte, sondern die Beschäftigung, Stellung oder das Amt des betreffenden Mannes benennen wollte. Deshalb kann es nicht Lasterpauer sein, sondern es muß Lastenbauer heißen. Was Last ist, wissen wir; wenn wir nun mit einiger Forscherfreiheit den bauer mit «Meister» identifizieren, erhalten wir den Chef, den Führer der Lastträger, den Lastenbeförderer, den alten magister plaustrorum, den Chef des königlichen Fuhrwesens.

Wer ist aber ieste mihell?

Im mittelalterlichen Deutsch wurde statt g oft der Buchstabe j genommen; statt Georg sagte man Jörg. Beheim und zahlreiche andere Berichterstatter nannten Giskra «issgra» oder Jiskra usf. Eine Ortschaft Jeszte ist allerdings im Komitate Gömör, doch kennen wir daselbst im 15. Jahrhundert keine Familie des Namens v. Jeszte. Wenn wir aber in Beheims Sinne statt Jeste Geszte lesen und bedenken, daß die soeben genannte Ortschaft des Gömörer Komitats, Jeszte, auch Geszticze genannt wird, erhalten wir Geszti Mihály bzw. Michael v. Geszt, was auch der Wirklichkeit entspricht, da wir auch die Familienzugehörigkeit dieses Mannes finden.

Ein Enkel des aus dem fremdbürtigen Geschlecht Győr stammenden Konrad v. Magyaróvár (= Ungarisch Altenburg) (1239—1299), Nikolaus (1315—1356), der den Namen «v. Kéménd» angenommen, hinterließ drei Söhne, die denselben Familiennamen führten<sup>61)</sup>. Im Jahre 1384 finden wir jedoch, daß einer dieser Söhne, Michael, den Namen «von Gyula» trägt; dieses Michaels Nachkommen nennen sich aber später nach ihrem im Komitate Bodrog gelegenen Besitze Geszt »Herren von Geszt«. Am 19. Juli 1433 ist Michaels Sohn Ladislaus v. Geszt Kastellan des im Komitate Zemplén gelegenen Tállya in Diensten des Serbenfürsten Georg Brankovics. Am 28. Dezember 1435 wird er als «familiaris» (= Hausoffizier) dieses Georg angeführt; am 29. Juni 1437 ist er in dessen Diensten Kastellan von Tokaj<sup>62)</sup>. Am 21. Dezember 1438 lebt er noch; seine Gattin ist Katharina und seine Söhne sind Johann, Ladislaus und Michael<sup>63)</sup>, und diese heben den Glanz der Familie. Johann ist zum Beispiel im Jahre 1447 Besitzer des im Komitate Körös (= Kreutz)

<sup>61)</sup> Kéménd ist eine im Komitate Baranya gelegene Ortschaft.

<sup>62)</sup> Magyarszerb összeköttetések oklevéltára 96—110.

<sup>63)</sup> Zichy-oklevéltár VIII, 613.



gelegenen Szentjakab; am 22. Februar 1448, 4. Oktober 1453 ist er Vizeban von Macsó; am 16. Juni 1456 Hauptmann von Belgrad, am 17. Juli 1458 abermals Vizeban von Macsó<sup>64)</sup>, und daß wir es wirklich mit einem Mitgliede obiger Familie zu tun haben, beweist der Umstand, daß er auch als Ban in Gemeinschaft mit den Komitatsbeamten von Bodrog fungiert. Am 3. Januar 1477 kommt er mit seiner Gattin Katharina als Gutsherr in der Diözese Kalocsa vor<sup>65)</sup>.

Sein Bruder Michael erscheint 1440, 1451, 1453 und 1460 als Gutsherr. Am 16. Januar 1444 ist er mit Ladislaus v. Geszt einer derjenigen, die im Vereine mit den Trägern der vornehmsten Namen (Ludwig von Marót dg. Gutkeled, Paul Herczeg v. Szekcső dg. Héder und Ladislaus Tóttös v. Bátmonostor) in Angelegenheit der Steuereintreibung der Komitate Bács und Bodrog einen Bund schließen; auch 1461, 1463 und 1464 ist er noch als Gutsherr zu finden<sup>66)</sup>. An dem am 16. Januar 1461 ausgestellten Schriftstücke hängen einige Siegel, unter denen auch das mit einer in der Rundung befindlichen Inschrift des Siegelringes der beiden Geszti (Ladislaus und Michael) sichtbar ist; als Wappenzeichen sehen wir die stilisierte Lilie<sup>67)</sup>. Da dies das Urwappen des Geschlechtes Győr ist, haben wir den Beweis geliefert, daß die in den Komitaten Baranya und Bodrog ansässigen Herren von Geszt dem Geschlechte Győr entstammten und daß es somit vollständig erklärt ist, daß die mit ihnen aus demselben Urgeschlechte stammenden Gyulai mit ihnen gemeinsam Familiengüter besaßen<sup>68)</sup>.

Aus den bisher angeführten Daten ist aber nicht ersichtlich, daß Michael v. Geszt irgend ein Reichs- oder Hofamt bekleidet, welcher Umstand — wenn er nachgewiesen werden könnte — seine Identität mit Beheim's Manne entschieden befürworten müßte. Auch hierüber finde ich genügende Beweise.

Es versteht sich von selbst, daß König Mathias v. Hunyad sofort nach seinem Regierungsantritte es sich zur Aufgabe stellte, die Anhänger seiner Familie, namentlich jene, die im Jahre 1457 in ihren Diensten in feindliche Gefangenschaft geraten, würdig zu entschädigen. Am 3. April 1459 finden wir denn auch, daß Michael v. Geszt in der Reihe der Reichswürdenträger als Direktor der königlichen Kammer (= *magister camerae regis*) erscheint<sup>69)</sup>, in welcher Würde er (Michael de Gezth *magister camerae regis*) noch am 7. März 1460 zu finden ist<sup>70)</sup>.

<sup>64)</sup> Történelmi Tár 1901 S. 216. — Zichy-oklevéltár IX, 183, 372, X, 20.

<sup>65)</sup> Történelmi Tár 1899 S. 16.

<sup>66)</sup> Zichy-oklevéltár IX, 14, 302, 372, X, 104, 113, 133, 143, 268, 288.

<sup>67)</sup> Zichy-oklevéltár X, 134.

<sup>68)</sup> Vgl. Csánki II, 546.

<sup>69)</sup> Theiner, Monum. Hung. II, 324.

<sup>70)</sup> Héderváry-oklevéltár I, 293.

Daß er nach 1460 noch ein öffentliches Amt bekleidet hätte, ist mir unbekannt. Im Jahre 1467 finden wir, daß der Papst unter anderen auch dem Johann und Ladislaus v. Geszt die Erlaubnis erteilt, einen tragbaren Altar zu gebrauchen. Beide gehören der Diözese Bács an<sup>71)</sup>. Da Michael hier nicht erwähnt wird, ist er damals wahrscheinlich nicht mehr am Leben.

5. Bodo caspar. Von diesem sagt Beheim, daß er ein «gesell» des ieste mihell gewesen, was entschieden darauf hindeuten hat, daß er Gesztis Amtsgenosse gewesen. Dieser Kaspar ist ein Mitglied der im Komitate Tolna ansässigen Familie Bodó v. Anya und György. Da König Mathias einen Verwandten Kaspars, Gregor Bodó v. György am 11. Juli 1458 zum Obertavernikus ernannt<sup>72)</sup>, kann es keinem Zweifel unterliegen, daß auch Kaspar 1458 ein Reichsamt erhalten; doch können wir dies erst am 12. März 1459 mit Bestimmtheit nachweisen, an welchem Tage Kaspar Bodó und Ladislaus Dezsöfi v. Losoncz die königlichen Obertruchsess sind; am 26. Januar 1461 ist er es mit Johann Pongrácz v. Dengelegy. Von 1460–1463 ist er mit Paul v. Dombó Obergespan des Komitats Tolna; am 13. November 1486 königlicher Obertürsther und Tolnaer Obergespan<sup>73)</sup>. Im ungarischen Reichsarchiv ist unter DL. 15719 eine Urkunde zu finden, laut welcher er im Jahre 1462 königlicher Oberstallmeister gewesen.

6. paulus der crabat. Bl. «sagt Paul Horwath. Karajan nennt ihn falsch Paulus comes de Corbavia. Ebendorfer nennt ihn Paulus de Croatia». Alle diese Behauptungen sind nicht stichhaltig. Seine Bestimmung ist auf folgendem Wege möglich.

a) Der städtische Rat von Kassa (= Kaschau) schreibt am 19. März 1457 einen Brief an den Stadtrat von Bártfa, in welchem von den seitens der Stadt an den königlichen Hof abgesandten Boten und deren Meldungen die Rede ist. In diesem Schreiben heißt es: »Unsere Abgesandten wollten am vergangenen Montag (= 14. März) sofort nach dem Mittagessen sich zu Hofe begeben, um ihre Angelegenheiten zu ordnen, aber die Brücken waren aufgezo gen, die Tore geschlossen und Giskra, der sich ebenfalls am Königshofe aufgehalten, teilte ihnen eine sonderbare Neuigkeit mit, aus der wir nur so viel herauslesen, daß der König, teils um selbständig zu regieren, teils der Belgrader Ereignisse wegen<sup>74)</sup>, einige Herren gefangen nehmen ließ; namentlich sind dies die Söhne des Gouverneurs: Ladislaus und Mathias (v. Hunyad), Modrár, und am Dienstag (= am 15. März) den Bischof von Várad,

<sup>71)</sup> Történelmi Tá r 1899, S. 256.

<sup>72)</sup> Archiv der Stadt Bártfa Nr. 1022.

<sup>73)</sup> Theiner II, 616. — Teleki, Hunyadiak kora XI, 7, XII, 341.

<sup>74)</sup> Hierunter ist die 1456 erfolgte Ermordung Ulrichs v. Cilly zu verstehen.

Ladislauß v. Kanizsa, Sebastian Rozgen, Kaspar Bodó, Paul Horwat, den 'innersten' Kämmerer des Königs, den deutschen Ritter Fradnacher und andere vornehme Herren, die man noch sucht usw.<sup>76)</sup>«. Dies beweist somit, daß unter paulus der crabat nicht «der kroatische Paul», sondern Paul Horvát gemeint ist<sup>76)</sup>. Nun gibt es aber im 15. Jahrhundert sehr viele Familien dieses Namens, so daß wir aus dem bloßen Namen dieses Mannes seine Zuständigkeit nicht bestimmen können und dieselbe anderswo suchen müssen; wir finden sie auch.

b) Ich habe schon oben darauf hingewiesen, daß Mathias v. Hunyad sofort nach seiner Thronbesteigung es als seine Aufgabe betrachtet, die im Interesse seiner Familie verdienten Männer gebührend zu belohnen. Aus dem Jahre 1458 ist uns keine vollständige Liste der Reichswürdenträger bekannt; aber in der Klausel einer am 3. April 1459 ausgestellten Königsurkunde finden wir, daß an diesem Tage in Gemeinschaft mit Peter v. Szob ein **Paul Horvath v. Sperančić** der Ban von Dalmatien-Kroatien ist<sup>77)</sup>, wodurch die Behauptung eines unserer Forscher, daß Paul Speraničić nur seit Mitte 1460 der Ban von Kroatien gewesen, gründlich entkräftet wird. — Am 10. November 1460 erscheint er als comes Paulus Spernaich, später als Speranich; am 13. März 1461 und 13. Juni 1463 erfahren wir, daß er in türkische Gefangenschaft geraten und daß seine Gattin in eigenem, sowie im Namen ihrer Söhne von der venetianischen Signoria zur Auslösung ihres Gatten ein Geldanlehen erbittet. Am 29. September 1464 finden wir, daß seine Gattin Marga Gräfin von Klissa ist und ein Wojwode Jvanus (= Jván = Johann) als ihr Verwandter (cognatus) erscheint<sup>78)</sup>. Am 8. Juni 1464 ist bereits Emerich v. Szapolya der Ban von Dalmatien-Kroatien<sup>78)</sup>.

7. paulus moderer. Dieser Name erscheint zumeist in der slavierten Form *Modrář*. Einer unserer hervorragendsten Forscher<sup>79)</sup> sagt, daß Paul *Modrář*, Bürger von *Körmöcz* (= Kremnitz) von dem Böhmenführer Giskra die im Komitate *Abauj* gelegene Burg *Nagyida* erworben. Ich finde seine Spur schon 1439, als es heißt, daß *Pawl*

<sup>76)</sup> Archiv der Stadt Bártfa, Nr. 945. — Den Namen des deutschen Ritters nennt Beheim nicht, es kennen ihn aber andere Quellen, die ihn Eustach Fronacher nennen. Am 28. Juli 1353 erfahren wir, daß Graf Ivan v. Pernstein (aus der ungarischen Familie der Güssinger) und seine Gattin Agnes von den Brüdern Johann und Ulrich Vranawer deren Zehnten in Hetttersdorferberg gekauft. Am 25. Juli 1461 kommt in der im preußischen Regierungsbezirke Königsberg gelegenen Ortschaft Rössel ein Martin Frodnacher vor, der aus diesem Orte an den Großmeister des deutschen Ordens ein Schreiben absendet.

<sup>76)</sup> Horvát ist so viel als «Kroate».

<sup>77)</sup> Raguzai oklevéltár, S. 16.

<sup>78)</sup> Mátyáskori dipl. emlékek I, 80, 212, 237, 293.

<sup>79)</sup> Csánki I, 198.



Moderer der Stadt Pozsony (= Preßburg) tausend Gulden in Gold geliehen<sup>80)</sup>.

An dem am 21. Juli 1447 zwischen Johann v. Hunyad und Johann Giskra vereinbarten Friedensschlusse nahm Paul Modrár unter den vermittelnden Personen auch einen Platz ein. Am 12. September 1452 finden wir, daß Johann v. Perény und seine Verwandten dagegen protestieren, daß der damals in Nagyida wohnende Paul Modrár die Burgen Nagyida und Szikszó an sich reiße<sup>81)</sup>. Am 7. Februar 1454 ist Paul Moderer ein Anhänger Ladislaus V. und kommt als dessen Gesandter vor. Um 1455 erläßt er als Kapitän der oberungarischen Gegend aus Kisszeben ein Schreiben an den Stadtrat von Bártfa, in welchem er von einer Vermählungsfeier und der Absendung von Söldnern spricht<sup>82)</sup>. Seine Tochter Margarete ist erst die Gattin des Rikolf v. Tarkö, später (noch 1477) des Johann v. Rozgony, eines Enkels des Temeser Obergespans Stefan v. Rozgony.

\* \* \*

Wir haben nur noch folgendes hervorzuheben.

Beheim bietet keine vollständige Liste der in Gefangenschaft geratenen und bemerkt Bl. ganz richtig, daß es auch solche gibt, die bei anderen Schriftstellern vorkommen. So hebt er hervor, daß «Gorig Henckel aus der lewtsch» gleichfalls in Gefangenschaft geraten. Diese Angabe wird durch eine im städtischen Archiv zu Pozsony (= Preßburg) aufbewahrte Urkunde aus dem Jahre 1457 unterstützt, in der wir lesen: «Man hat den Georg Henkel aus der Leutschau auch gefangen.» Georg Henkel, der in Leutschau gelebt und — wenn nicht alle Anzeichen trügen — mit der Familie Thurzó v. Bethlenfalva einem und demselben Stamme entsprossen ist und von dem die noch lebende Familie Henkel v. Donnersmark abstammt, schreibt am 12. August 1441 einen Brief dem Stadtrichter von Bártfa, in welchem er ihn bittet, sein bei ihm (in Bártfa) befindliches Tuch gehörig zu bewahren<sup>83)</sup>. Ein Georgius filius Petri de Henkel de Leuczscha ist im Jahre 1427 Schüler an der Wiener Universität, doch ist es nicht sicher, daß er mit obigem Georg Henkel des Jahres 1457 eine und dieselbe Person gewesen.

---

<sup>80)</sup> Magyar-Zsidó oklevéltár I, 466.

<sup>81)</sup> Zichy-oklevéltár X, 170, 333.

<sup>82)</sup> Archiv der Stadt Bártfa, Nr. 724, 757, 785, 849.

<sup>83)</sup> Archiv der Stadt Bártfa, Nr. 374.

## Attila in der italienischen Überlieferung.

Von Prof. Oskar Elek in Arad.

### I.

**A**TTILAS Stellung in der italienischen Überlieferung ist sehr eigenartig: Die Schlacht auf den Catalaunischen Fluren war ein Riesenkampf des Westens mit den vordringenden Barbaren — Aëtius siegt, Attila scheint unverwüstlich, er greift Aquileja an und bedroht Rom mit dem Verderben — seine Gestalt mußte naturgemäß in der italienischen Überlieferung tiefe Spuren zurücklassen. Aus den Forschungen Amadé Thierry's zeigte es sich, daß in den italienischen Attila-Sagen der kirchliche Standpunkt dominiert. Der barbarische Heerführer wird in Orléans von Sanct Amianus, in Troyes von St. Lupus aufgehalten, vor Rom bringt ihn Leo zum Stehen. In der Legende von Geminianus erwacht aufs neue die von St. Lupus, den die Tradition als Retter Modenas betrachtet. Attila ist die strafende Geißel Gottes, wie die Türken in Zrinyis Epos. Thierry's Werk über die Attila-Sagen ist nach den neueren Forschungen bei allem Reichtum des Materials doch auch lückenhaft. Josef Szinnyei glaubt wohl in einem Artikel — «Eine italienische Chronik über die Hunnen» — die von Thierry geschaffenen Kenntnisse nicht zu bereichern, er «will auch nicht Wasser in die Donau tragen»<sup>1)</sup>, womit gesagt sein soll, daß Thierry den ganzen Stoff erschöpft hat, wogegen Pio Rajna ihm den Vorwurf macht<sup>2)</sup>, die neueren Untersuchungen nicht verwertet, die Bedeutung der Kirche allzu stark hervorgekehrt, den italienisch-nationalen Gesichtspunkt aber vernachlässigt zu haben. Eine solche Auffassung schließt es natürlich von vornherein aus, daß innerhalb des italienischen Volkes die Hunnen-Sage jemals lebendig gewesen wäre. Diese Anschauung findet sich auch bei Petz, der die germanische Volkssage von den Legenden der lateinischen Tradition scharf unterscheidet<sup>3)</sup>. Szinnyei und Petz weisen uns förmlich auf zwei Probleme hin: hat Thierry den Stoff erschöpft? und: sind die Produkte der italienisch-französischen Überlieferung vorwiegend Legenden?

Unter den italienischen Sagen sind die von Aquileja, Ravenna und Rom die bekanntesten, doch nicht weniger charakteristisch ist die Sage, welche Ricordano Malespini im 13. Jahrhundert aufgezeichnet hat. Attila läßt Fiesole neu erbauen und will Firenze verwüsten, heim-

<sup>1)</sup> Athenaeum, herausgeg. von Z. Beöthy, 1874, S. 2534.

<sup>2)</sup> Romania, 1908, S. 81.

<sup>3)</sup> A magyar húnmonda (Die ungarische Hunnensage), S. 11.

tückisch kommt er nach Firenze, lädt die Einwohner zu einem Festmahl, läßt sie aber dann meuchlings ermorden und in die schon vorbereiteten Gräber werfen, geht dann aus der Stadt und tötet jeden, der ihm in den Wurf kommt<sup>4)</sup>. Nach einer in Rimini entstandenen Sage schleicht Attila sich in die Stadt; unter dem Bogen der Madonna del Giglio beobachtet er das Schachspiel der Herren; bei einem schönen Zug verrät er sich, wird an seiner Hundestimme erkannt, worauf ihm der Kopf abgeschlagen wird. In Venedig hat sich bis auf den heutigen Tag die Überlieferung erhalten, daß Attila von einem Hunde abstammt; sie wird auch von Thierry behandelt, dessen Erklärung jedoch D'Ancona nicht akzeptiert. Die Studie des letzteren erschien acht Jahre nach Thierrys Werk<sup>5)</sup> und bringt die Sage von der origine canina, laut welcher Attila die Frucht der Liebe einer Königstochter und eines Hundes ist, mit den entsetzlichen Schilderungen des Ammianus Marcellinus, Sidonius Apollinaris und Jordanes in Verbindung.

Diese Sage ist bei Thierry nur flüchtig erwähnt, dagegen wird dort auch einer ungarischen Sage gedacht, in welcher der Sonnenstrahl als Vater erscheint<sup>6)</sup>. D'Ancona vertritt die Meinung, daß diese ungarische Sage von den in Italien plündernden Ungarn dahin verpflanzt wurde und der italienische Nationalhaß an Stelle des Sonnenstrahls den Hund gesetzt hat. Nachdem die Einfälle der Ungarn aufgehört hatten, hätte diese Sage, wie D'Ancona besonders hervorhebt, leicht verschwinden können, wenn eine andere Kraft ihre Erhaltung nicht gesichert hätte. Die Gründung Venedigs ist mit dem Namen Attilas verknüpft und dieser Tradition ist es zuzuschreiben, daß die Sage, nach welcher Attila von einem Hunde stammt, nicht in Vergessenheit geriet (S. LVII). In D'Anconas Schlüssen sind drei Momente von Wichtigkeit: Die Raubzüge der Ungarn, die Verbreitung der Sage und die Gründung Venedigs. Unleugbar haben die Ungarn im italienischen Volke die Erinnerung an die Hunnen wiedererweckt. Aus einzelnen Urkunden ist ersichtlich, daß die zwei Nationen identifiziert wurden und Attila für einen König der Ungarn galt. Dieser Auffassung begegnen wir auch anderwärts. In Deutschland werden die Ungarn mit den Hunnen bei Ekkehard oder in der *Continuatio Vindobonensis* identifiziert, während bei Einhard die Avaren Hunnen genannt werden. Dagegen ist es unwahrscheinlich, daß die Sage ge-

<sup>4)</sup> Storia Fiorentina, XX, XXI, XXII.

<sup>5)</sup> A. Thierry: *Histoire d'Attila et de ses successeurs*, 1856. — D'Ancona: *Attila flagellum Dei*. Pisa 1864. Mit neuen Daten ergänzt in *Studi di critica e storia letteraria* (Bologna), S. 361—500.

<sup>6)</sup> Diese Sage kommt ursprünglich bei Besse vor: *Voyage en Crimée, au Caucase etc. fait en 1830 pour servir à l'histoire de la Hongrie*, 1838; bei Thierry S. 171—173.



rade von den Ungarn verbreitet worden wäre, die doch mit Venedig auf dem Kriegsfuß standen — sogar der ungarische Ursprung der Sage ist zweifelhaft, denn eine Variante derselben findet sich auch in der griechischen Mythologie. Wundt betont es nachdrücklich, daß die Stammessagen vorsichtig behandelt werden müssen, denn, während in ihren Keimen Tierahnen vorkommen, hat der Forscher in ihrer entwickelteren Gestalt mit den Momenten der Reflexion zu rechnen<sup>7)</sup>. D'Anconas Schlüsse haben also nur den einen Halt, daß der Kern der italienischen Attila-Sagen tatsächlich mit der Gründung Venedigs zusammenhängt. Die Chroniken, Da Casolas episches Werk und die Volksbücher beweisen zur Genüge, daß Haß, Schrecken und Abscheu den Feind immer in häßlicher Gestalt erscheinen lassen. Thierry betont es, wie häufig man der Überlieferung von Attilas Ungeheuer-Häßlichkeit in Italien begegnet<sup>8)</sup>. Das Märchen von der Abstammung des Helden ist aber gewöhnlich ein späterer Ansatz in der Entwicklung der Sagen, was auch die Ausgestaltung der Chansons de geste beweist.

Unsere Sagenforschung räumt der pragmatischen Untersuchung einen höheren Platz ein, als dem ästhetischen Gesichtspunkte. Gustav Heinrichs Hinweis<sup>9)</sup>, daß in das chaotische Durcheinander nur »die gründliche Erforschung der Geschichte der Sage« Licht zu bringen vermag, hat in den Untersuchungen von Gideon Petz, Jakob Bleyer und Julius Sebestyén volle Bestätigung gefunden. Wundt<sup>10)</sup> betont, daß in der Heldensage das Mythische durch die Poesie mit dem historischen Elemente verbunden wird. Bei uns wurde in der Sagenforschung zumeist der Pragmatismus des Historikers angewendet und die Tätigkeit der Phantasie des Volkes nicht berücksichtigt. Ribot, ein vorzüglicher Forscher auf diesem Gebiete, hat den Kern der Frage getroffen: «L'imagination populaire incarne en un homme réel son idéal d'héroïsme, de loyauté, d'amour, de piété ou de lâcheté, de férocité, de félonie et autres perversités»<sup>11)</sup>. Über die italienischen Attila-Sagen können wir uns kein endgiltiges Urteil bilden, solange wir mit den Chroniken nicht im reinen sind. Johann Arany hat es glänzend bewiesen, daß unsere Chroniken epische Spuren enthalten. Ebenso hat Pio Rajna in den Chroniken der Merovingerzeit epische Züge gefunden<sup>12)</sup>.

<sup>7)</sup> Wundt: *Völkerpsychologie*, II. Bd., III. Teil. Orts- und Stammessagen, S. 353.

<sup>8)</sup> S. 32. — L. Malespini: *E qesto Attila flagellum Dei avea la testa calva e gli occhi di cane*, St. Flor. XX.

<sup>9)</sup> Heinrich: *Etzelburg és a magyar húnmonda* (Etzelburg und die magyarische Hunnensage), Budapest 1881, S. 4.

<sup>10)</sup> *Völkerpsychologie*, II. Bd., III. Teil, Heldensage, S. 381.

<sup>11)</sup> Ribot: *Essai sur l'imagination créatrice*, S. 116.

<sup>12)</sup> Però riconosciamo l'epopea, non solo spogliata del ritmo, ma altresì dissecata e ridotta a un pugno di cenere quale spesso l'incontriamo dentro alle cronache. «Le origine dell' epopea francese», 1884, S. 3.

Die eigenartigste Attila-Sage wird uns in der von Bartoni im Jahre 1907 herausgegebenen lateinischen Chronik geboten<sup>13)</sup>. Der fromme Chronist holt weit aus. Er gedenkt des Christentums, der Apostel, der Leiden der Märtyrer, der Päpste, Konstantins, der frommen Helene und erzählt sodann die Geschichte des heiligen Josef. Er berichtet auch über die Verbreitung des Christentums in Aquileja und in dessen Umgebung. Doch St. Markus Eifer nimmt ein Ende per gentiles et paganos Ungariae, qui cogitaverunt totaliter destruere fidem Christi, prout hic inferius clare patebit (S. 114). Ungarn hatte — nach den Chroniken — einen König namens Ostrubal, der für seine Tochter einen Turm baute; er ließ nur einen Hund in ihre Nähe; dieser entflammte die Königstochter zur Liebe, so wurde der scheußliche Attila geboren, der dann auf den Thron von Ungarn gelangte. Er überfällt Italien und verwüstet Aquileja. Janusius, König von Padua verbündet sich mit Cordasius, dem Fürsten von Concordia, gegen Attila. Attila verwüstet Concordia, Feltria, Belunum, Castrum Asili, Opitergium, Altinum. Attila und Janusius schreiten zum Zweikampfe. Janusius führt einen gewaltigen Streich gegen Attila, doch auch dieser bleibt einen solchen nicht schuldig. Janusius zieht sich nach Altium zurück, Attila greift dessen Heer an. Zu nächtlicher Stunde verlassen die Bewohner Altiums ihr uraltes Heim, sie flüchten an das Seegestade, wo sie den Grund von Torcello, Burano, Murano und Mazorbio legen. Janusius kehrt nach Padua zurück.

Es war bereits erwähnt, daß die Tradition die Hunnen und die Ungarn für ein Volk hält; nicht minder bemerkenswert ist es, daß die Verwüstungen aller, nach Attila erscheinenden barbarischen Führer Attila zugeschrieben werden. Villari, Melchiorre die Coppo, Stefani und Pucci verwechseln die Namen Attila und Totila und schreiben ebenfalls die späteren Verwüstungen zum größten Teil Attila zu. Die vielen venetianischen Chroniken übernehmen der Reihe nach eine von der anderen die Geschichte Attilas nach der *Cronaca Altinate*. So stimmt die *Cronaca di Venezia* (fino all' anno 1040) in der Beschreibung der Geburt, der Verwüstungen und des Zweikampfes Attilas mit dem erwähnten lateinischen Werke vollkommen überein<sup>14)</sup>.

In den italienischen Attila-Sagen spiegelt sich ein eigener nationaler Geist. In der Gruppierung der Attila-Sagen machte sich ein aprioristischer, nationaler Geist geltend. Die Einteilung zeigt unleugbar scharfe Konturen; doch beruht sie nicht auf dem wesentlichsten Merkmale. Das Wesen der Sagenschöpfung liegt darin, daß die Phantasie das historische Element farbenreich belebt und umgestaltet, was

<sup>13)</sup> Bertonis Ausgabe: *Liber Attilae*. Anhang Attila, S. 112—119.

<sup>14)</sup> In der Bibliothèque Nationale zu Paris.

auch im Attila-Sagenkreise der Fall ist; eine überaus charakteristische Gruppe desselben ist der aus der franko-italienischen Überlieferung stammende Sagenkreis. Die Voraussetzung, daß Attila-Sagen auch in romanischen Völkern entstanden sind, führt im Wege der Deduktion dazu, und das ist das Wesen der Sache, daß diese Sagengruppe der Haß charakterisiert.

Umgekehrt ist richtiger gefahren. Das niedergeschlagene Volk malt sich in seiner getrübbten Phantasie die historische Wirklichkeit gerade so zurecht, wie das nach Heldentum strebende Volk die Momente des Heldentums vor Augen hat. Während der Franzose und der Italiener bitterer Tage gedenken, erkennt das ungeschädigte Ungartum Attilas welteroberndes Volk gerne als Brudervolk an. Das Bedeutungsvollste der Tradition ist bei den Ungarn die Idealisierung, bei den römischen Völkern die Verzerrung. In der Phantasie des von Attila drangsalierten Volkes entstehen andere Sagen, als in den von Attilas Ruhm bestrahlten Gebieten. Haß und Bewunderung sind die schaffenden Kräfte: ersterer besonders in Italien, die letztere im Ungartum<sup>15)</sup>. Daß die italienischen Attila-Sagen von Haß und Ekel diktiert sind, ist leicht zu erkennen. Die lateinischen Sagen haben vereinzelt auch abweichende Züge. So behandelt Attila vor Troyes die Witwe gnädig. Zwischen Vicenza und Concordia begegnet er Seiltänzern, die er das Bogenschießen lehrt. Udine, die Hauptstadt Friauls, führt ihre Entstehung auf Attila zurück. Attila wird in Padua vom Dichter Marullus begrüßt und als Gott gefeiert, worüber Attila erzürnt, den Sänger zum Scheiterhaufen verdammt, ihn aber dann begnadigt. Das sind auch Bruchstücke lateinischer Attila-Sagen, doch von jenen sehr verschieden. Die Bedeutung dieser Erscheinung ist weder bei Thierry, noch bei D'Ancona betont. Auffallend ist Thierrys allgemeines Urteil über die lateinischen Attila-Sagen (S. 133): «Sie tragen den Stempel der volkstümlichen Konzeption» — wogegen die Einstellung christlicher Barmherzigkeit in das Herz des rohen Kriegers, der gewalttätige Wunsch zu belehren oder das Streben nach gekünstelter Wortklauberei den volkstümlichen Ursprung dieser Sagen genug beredt widerlegen. Wir können sie auch vom Kreise der volkstümlichen lateinischen Sage ausschließen.

Das Resultat muß erreicht, nicht aber durch nationale Gruppierung deduziert werden. Unsere Quellen sind die Sagen, die Erhalter der Sagen sind die Chroniken. In der Chronik Simon Kézais ist die Vaterlandsliebe groß. Er schrickt vor der Schilderung des Jordanes zurück, den er mit Orosius verwechselt. Die Sage von Hunor und

<sup>15)</sup> D'Ancona wirft die Frage nach dem Grund dieser Fratzenbildung auf: *Potrebbe a prima vista trovar ragione bastevole nell' odio insistente della stirpe latina contro Attila*, XLI.



Magor ist die volkstümliche Erklärung der Bruderschaft. Kézai ist über Attilas Triumphe von so stolzer Freude erfüllt, wie das ganze Ungartum. Kézais Werk ist ein Spiegel der ungarischen Tradition, wie die lateinischen und italienischen Chroniken ein solcher der italienischen Sagen sind. Bei den Skandinaviern greift der Schatzgräber Attila Günther und Hagen an. Bei Jordanes lesen wir, daß Attila von den germanischen Fürsten mit seiner Gunst Ardarich, Valamir und Theodimir auszeichnet. Die germanische Überlieferung stellt Attila als einsichtsvoll und gastfreundlich dar, auch seine Freigiebigkeit ist ein sympathischer Zug; er ist ein wahrheitsliebender, tüchtiger Herrscher; auffallend ist auch seine Friedensliebe. Im Waltharius äußert sich Attila:

Pace quidem Hunni malunt regnare et armis  
Inviti feriant, quos cernunt esse rebelles. (69—70).

Im Nibelungenlied ist Attila ein wahrer Ritter. Der Verfasser des Biterolf sieht Attilas Seele bereits im Paradies. D'Ancona sagt (S. XIV) geistreich, daß die germanische und lateinische Rasse in der Schaffung der Attila-Sagen «litora litoribus opposita» sind. Die deutsche Epik schildert Attila als fromm und weise, weit entfernt vom wirklichen Ideal des Heldentums. Die ausländische Phantasie hat zwei Attila-Typen geschaffen: einerseits den gemäßigten, mehr zum Frieden als zur Kriegsführung hinneigenden, anderseits das Prototyp des verhaßten Kriegers, während die ungarisch-nationale Tradition in ihm das Heldenideal erblickt.

## II.

Die italienische Tradition erscheint in der epischen Literatur am getreuesten in Nicola da Casolas «Attila» wiedergegeben<sup>16)</sup>. Das Werk ist nur bei Kenntnis der italienischen Attila-Sagen verständlich und regt mehrere Probleme an: zunächst die «epische Glaubwürdigkeit»<sup>17)</sup>, dann die Konzeption, ferner die Charakteristik und endlich die Einwirkung der französischen Literatur.

Nicola da Casola wirkte im 14. Jahrhundert. Pio Rajna setzt das Jahr seiner Geburt in die Zeit von 1305 bis 1310. Er war der Sohn des Notars Giovanni Casola und genoß in Bologna zurzeit Taddeo de' Pepoli ruhige Tage. Ein lyrischer Exkurs seines epischen Werkes

<sup>16)</sup> Bertoni gibt nur den kennzeichnendsten Teil des Epos, darum habe ich wegen der Einheitlichkeit der Inhaltsangabe außer jenen Stücken auch Bertonis Einleitung und zum Teil Barbieris Casola-Übersetzung benützt.

<sup>17)</sup> Der Ausdruck stammt von Johann Arany und soll bedeuten, daß das Epos, also auch das Kunstepos nur dann echt ist, wenn es in historischer oder volkstümlicher Tradition wurzelt.

<sup>18)</sup> Romania, 1908, S. 83.

klärt uns über eine wichtige Wendung in seinem Leben auf. Da Casola mußte in die Verbannung, nachdem Bologna in die Hände der Visconti gefallen war. Er bereist Oberitalien und sammelt für sein Attila-Epos reiches Material. Nach Pio Rajna hat die italienische Attila-Sage mit Da Casolas Attila ihre höchste Entwicklung erreicht<sup>19)</sup>. Es ist anzunehmen, daß er mit der Dichtung im Jahre 1358 bereits fertig war; er widmet sie Aldrovandini und Bonifazio Ariosti, dem Oheim des ersteren. Noch im Jahre 1370 lebt er in der Verbannung. Pio Rajna meint, daß erst neuerliche Forschungen oder der Zufall über diesen dunklen Punkt seines Lebens Licht verbreiten können; wahrscheinlich starb er im Jahre 1380.

Nicola Da Casolas Werk erwähnen auch Sardi, Tiraboschi, Quadrio, Fontanini, Fantuzzi und Lacroix. Muratori teilte daraus einige Zeilen mit (Antich. Ert. I., XX). Auch Thierry kennt das Werk, schreibt es aber irrtümlich Giovenco Celio Calano<sup>20)</sup> zu; schon D'Ancona befaßte sich mit dem Gedanken, das Werk herauszugeben, ebenso später Tommaso Casini und Ercole Sole, doch ist es nicht dazu gekommen. Pio Rajna sammelte 1872 in Modena, Venedig und Mailand wertvolles Material, stellte aber seine Forschungen ein, sobald er von dem Mißerfolg Casinis Kenntnis erhielt. Auch Aladár Ballagi erwähnt in seiner Attila-Bibliographie N. da Casola<sup>21)</sup>. Im Jahre 1906 gaben endlich Giulio Bertoni und Cesare Foligno eine Studie heraus<sup>22)</sup>, während Bertoni die kennzeichnendsten Teile des Epos in Druck legte<sup>23)</sup>.

In der Dichtung gelangt die «epische Glaubwürdigkeit» augenfällig zur Geltung. Der Reichtum der Attila-Sagen bot fertiges Material und mußte naturgemäß den Epiker reizen. «Um dieser Staubwolke — sagt Thierry — Gestalt und Leben zu geben, hätte es der Inspiration eines Dante oder eines Homer bedurft; die Inspiration hat sich nicht eingestellt und doch enthält das Werk mehr nationales Element, als die Divina Commedia» (S. 133). Sowohl Dante, als auch Tasso erwähnen Attila und wenn dem Hunnenkönig auch nur eine episodenhafte Rolle zufällt, ist die Auffassung der Dichter doch unverkennbar. Dante gelangt mit seinem Begleiter an den Ort der Hölle, wo Minotaurus wacht. Nessus übernimmt die Führung des Dichters und zeigt ihm

<sup>19)</sup> Pio Rajna würdigt N. da Casola schon in seiner Studie «Codici francesi posseduti dagli Estensi», Romania, 1873, S. 58.

<sup>20)</sup> Dieser Meinung ist auch Paul Lacroix: «Le roman qui paraît en traduction de l'histoire de Invencus Coelius Calanus est rempli de notes marginales.»

<sup>21)</sup> Irodalomtörténeti Közlemények (Literarische Beiträge) II, S. 238.

<sup>22)</sup> La Guerra d'Attila, poema franco-italiano di N. da Casola. Memoria di G. Bertoni e C. Foligno, 1906, Turino, Clausen.

<sup>23)</sup> Attila poema franco-italiano (Collectanea Friburgensia), Fribourg 1907.

die im Blute watenden Tyrannen, die in einem brennenden Strudel schmachten. Unter ihnen befindet sich auch Attila:

La divina giustizia di qua punge  
Quell' Attila che fu flagello in terra<sup>24</sup>).

Daß Dante in Attila nur die Geißel Gottes sieht, ist christliche und italienische Auffassung.

In *Gerusalemme liberata* (XVII. Ges.) beschreibt Tasso nach Homers Muster Rinaldos Schild, indem er sich auf die *Historia de principi di Este* (Ferrara, 1570) von G. B. Pigna stützt (der Alfonsos II. Sekretär war, als Tasso sich in Ferrara aufhielt). Die Anlehnung zeigt sich darin, daß der Dichter den Schild Rinaldos mit den Reliefbildern der Ahnen des Hauses Este schmückt, mit den Heldengestalten Caio, Foresto, Acarino, Costanzo, Bonifazio und denen der Azzos. Attila hat einen Zweikampf mit Foresto:

Ben st conosce al volto Attila it fello  
Che con occhi di drago par che guati  
Ed ha faccia di cane ed a vedello  
Dirai che ringhi e udir credi i latrati<sup>25</sup>).

Sowohl Dante, als auch Tasso haben je ein Motiv der in Auflösung begriffenen Attila-Tradition gerettet. Dante geht dem Epos N. Da Casolas stark um ein Menschenalter voraus, Tasso folgt ihm um 217 Jahre später. In Da Casolas Werk verrät nur der demselben als Grundlage dienende Sagenstoff und dessen Bearbeitung den italienischen Ursprung des Dichters; seine Fertigkeit, die Sprache seiner Dichtung und seine epische Technik weisen den Forscher auf seinen Zusammenhang mit dem alt-französischen Epos hin.

Der Dichter gibt stets Rechenschaft über seinen Stoff; er berichtet, daß er in Friaul, Istrien, Cadore, Treviso und in der Lombardei nach Material für sein Werk geforscht hat; seine Beschreibung von Friaul, Aquileja, Concordia, Oderzo, Altino, Grado, Caorle, Torcello, Mazorbio, Burano und Murano beweist seine Lokalkenntnis teilweise aus eigener Anschauung. Die Schilderung von Pordenone oder der einzelnen Täler des Strich, die Zeichnung der Wälder um Aquileja beweisen auch die genaue Kenntnis der Örtlichkeiten. Auch zeigt es sich, daß ihm Venedig wohl bekannt war<sup>26</sup>). In der Analyse von Sagen und Epen spielen die topographischen Faktoren eine wichtige Rolle. Durch die Untersuchungen Lachmanns hat es sich herausgestellt, daß der Dichter des Nibelungenliedes in den Gegenden der Donau besser bewandert war

<sup>24</sup>) Inferno XII, 133—134.

<sup>25</sup>) XVII. Gesang, 69. Str.

<sup>26</sup>) Romania 1908, S. 102—106.



als in jenen des Rheins<sup>27)</sup>. Neuestens ist Josef Bédier durch das Studium der Wege zu wichtigen Resultaten auf dem Gebiete der *chansons de geste* gelangt<sup>28)</sup>.

Außer der Treue in der Zeichnung der Örtlichkeiten fesselt unsere Aufmerksamkeit besonders das strenge Festhalten an der Lokalfärbung der Sage, wodurch sowohl das volkstümliche, als auch das kirchliche Element dieser Tradition zur Geltung gelangt. Der Dichter will die Geschichte so erzählen, wie er sie in alten Chroniken gefunden hat.

Coment le rois d'Ungrie, que un chiens iniendrai  
Pasoit in Itaire cum paiens à grant fais. (S. 7.)

In Ungarn — erzählt er — war ein sehr reicher König mit Namen Ostrubal. Als diesem zu Ohren kam, daß St. Marcus in Italien den christlichen Glauben verbreitet, geriet er in großen Zorn. Er faßt den Entschluß, Italien anzugreifen und beruft seine Vasallen, daß sie sich auf den Krieg vorbereiten. Bevor er aber nach Italien aufbricht, hält er ein Turnier ab. Die Geladenen versammeln sich am Pfingst-Sonntage. Der König hat eine wunderschöne Tochter, die die Ritter zur Liebe entflammt. Der König verspricht dem Sieger im Turnier einen Falken, einen vergoldeten Speer und seine Tochter.

Et demi son regnain et servit suen heretis. (S. 10.)

Im Kampfe ragt Moroalt hervor, den die Königstochter Clarie liebgewonnen hatte. Ihn besiegt aber schließlich Justinians, der, um den Preis unbekümmert, davonsprengt. Nach dem Kampfe läßt der König Clarie in einen Turm sperren. Nur einen schneeweißen Windhund läßt er zu ihr. Der Windhund erweckt ihre Liebe. Die Frucht dieser Liebe ist Attila.

Dont puis ne nasqui un heirs de grant poïr  
Mauvés et cruans que Atile se fist dir  
Par il fu gaste Itaire, petit n'aust remansir. (S. 20.)

Der romantische Rahmen bringt uns Dichtwerke bretonischen Stoffes in Erinnerung, doch die Angabe der Abstammung Attilas ist das Erbe der italienischen Tradition.

Ebenso findet sich in seinem Werke die italienische Auffassung des *flagellum Dei*. Dieser Ausdruck kommt zuerst in der Legende des heiligen Lupus vor, welche im 8. oder 9. Jahrhundert entstanden ist, wahrscheinlich aber schon seit dem 5. Jahrhundert im Schwange war. Nicola da Casola spricht von der Gottesgeißel:

De Atilla, fraiellum Dei, li faus aumansor  
Que fu nois d'Ongrie et de cent paghanor. (S. 6.)

<sup>27)</sup> Gustav Heinrich, Etzelburg, S. 7—10.

<sup>28)</sup> J. Bédier: *Les légendes épiques I. Le cycle de Guillaume d'Orange*, 1908.

Jene volkstümliche und diese kirchliche Überlieferung war Nicola da Casolas Stärke. Aus den Sagen sprießt das epische Werk, welches mit der Schilderung der heftigen Kämpfe, mit der Entgegenstellung von Heidentum und Christentum, mit der Erzählung von Gardenas Liebe der Forschung immer neue Perspektiven eröffnet.

Attilas Seele ist von grenzenlosem Hasse gegen das Christentum erfüllt. Jedem begegnet er mit der größten Grausamkeit. Agoris weisagt ihm einen großen Sieg, aber nach dem Triumph Tod. Die hunnische Heeresmacht greift Friaul an, bedroht aber auch Aquileja. Der König von Aquileja war Menappo, der Giglio, den Fürsten von Padua bittet, ihm zu Hilfe zu eilen. Arioco, Menappos Bruder, klärt ihn über Giglios Lage auf. Der König von Padua betraut Giordana damit, seine Anhänger zusammenzurufen. Der König vermochte nur die Königin vor Übereilung zurückzuhalten. Giglio sendet Foresto und Perotto del Borgo zum Schutze Menappos voraus. Unterwegs will Foresto einen Angriff machen, doch Gallerano und Arioco halten ihn zurück, weil sie von Aquileja noch weit sind. Sie erblicken eine hunnische Truppe unter der Anführung Gerboinos. Die Christen singen und machen reiche Beute. Dann gelangen sie an den Fluß Tagliamento. Foresto erblickt einen Hirsch, welcher ihnen zeigt, wo der Übergang am leichtesten ist.

Als Attila von Friburro die Niederlage der Hunnen erfährt, gerät er in maßlosen Zorn. Inzwischen verirrt sich Foresto in eine Ortschaft, wo er wehklagende Weiber und Kinder findet. Er befreit sie vom Feinde. Später begegnet er Attila. Dieser verläßt sich auf die Wunderkraft seines Pferdes, welches ihn vor jeder Gefahr warnt. Wie er den Christen nahe kommt, ruft er übermütig: «Erbärmlich Volk, ich vernichte euch!» Foresto tritt vor die Herren, er bittet sie um die Erlaubnis, Attila abzutun. Er wolle den großmäuligen Hunnenfürsten demütigen. Er schwingt sich in den Sattel, ergreift den Schild und fordert Attila auf, sich zu ergeben. Er betet: großer Lichtschein verbreitet sich um ihn. Eine Stimme vom Himmel ermutigt ihn; er soll seinem Pferde die Ohren verstopfen, damit es von Attilas tierischem Geheul nicht beunruhigt werde; er soll auf Attilas Helm einen Streich führen; dieser werde wohl noch viel verwüsten, doch seine fürchterliche Strafe werde nicht ausbleiben. Der Lichtschein verschwindet, auch die Stimme vom Himmel schweigt. Attila ruft hochmütig: «Wes Geschlechtes bist du, daß du es wagst, mich so tollkühn anzugreifen?» Er fordert ihn auf, stille zu sein und sofort abzusteigen. Sie schlagen zusammen, die Panzerhemden schützen die Helden vor den heftigen Hieben. Foresto hatte es sich gut eingeprägt, wo er Attila treffen müsse. Dem Hunnen helfen Dämonen. Attila führt einen wuchtigen Hieb auf Forestos Helm, doch die Dreifaltigkeit

hilft. Er gibt sich Attila zu erkennen: er sei Foresto, ein Sproß des Hauses Este<sup>29)</sup>.

Auch der Hunnenfürst nennt seinen Namen: Attila, die Geißel Gottes. Als Foresto ihm seine Abstammung von einem Tiere vorhält, ergrimmt er. Foresto führt gegen ihn einen Hieb, doch das Schwert dringt seinem Pferde in den Nacken, so daß das arme Tier auf einmal zusammenbricht. Nun kämpfen sie Leib an Leib. Durch Schild und Panzer dringen sie ins lebendige Fleisch, so daß das Blut in Bächen hervorströmt. Foresto schwört, einen solchen Hieb nie im Leben erhalten zu haben. Doch plötzlich ist er oben und fordert Attila auf, sich zu ergeben. Dieser droht ihm, ihn im Feuer verbrennen zu lassen, weil er sich zu so kecker Rede hinreißen ließ. Der Zweikampf wird noch heftiger. Wie Fribor sieht, in welcher großen Gefahr Attila sich befindet, eifert er Agoris an, ihren Herrn zu retten. Schon gewinnt Fiburro die Oberhand, als Arioco und Gallerano dem Foresto zu Hilfe kommen. Gallerano tötet den Friburro und seine Helden schlagen Attilas Heer in die Flucht.

Agoris tröstet Attila, daß die Götter nicht diese Schlacht zur Entscheidung bestimmt haben. Als Maldalone, König der Heruler, Attila nach dem Grunde seines Kummers fragt, klagt dieser, welche Niederlage sein Heer erlitten. Die Hunnen verzagen nicht und beraten über die Zukunft. Attila überträgt Maldalone den Befehl über eine Truppe, mit welcher dieser die Christen noch vor Sonnenaufgang überfallen soll. Maldalone erreicht Aquileja. Menappo greift ihn mit viertausend Reitern an, tötet Maldalones Bruder, worauf der letztere von maßloser Wut ergriffen wird. Während des Kampfes entsteht große Verwirrung. Nachdem Maldalone Menappo gefangen genommen, sprengt er mit ihm davon. Arioco eilt ihnen nach und befreit Menappo samt den übrigen Gefangenen. Maldalone fällt. Menappo beauftragt Frederigo di Gorizia, die gefallenen Christen zu bestatten. Frederigo folgt dem Befehl, wird aber von den Hunnen überrascht; er eifert die christlichen Helden mit begeisterten Worten an, es entsteht ein Durcheinander, fast hätte Frederigo gesiegt, wenn ihm Fabrasso nicht in die Quere kommt; doch auch Fabrasso wird tödlich getroffen und auf dem Schilde weggetragen. Attila betrachtet ihn mit schmerzlichem Blicke, denn er hatte ihn sehr lieb. Menappo ist tiefbetrückt, denn die Christen sind geschlagen.

Attila zieht vor Aquileja und belagert die Stadt. Der König versammelt seine Leute zu einer Beratung. Gualtiero ist etwas heftig, Marcello schon vorsichtiger. Foresto schlägt einen Ausfall vor. Den Anführern Arioco, Perotto und Alano di Gorizia gefällt Forestos Vor-

<sup>29)</sup> Contre nostre gent n'en puit Ongreis durer, S. 30.



schlag. Die Beratung ist zu Ende. Gualtiero brennt vor Ungeduld, den Feind anzugreifen, er bricht auch mit zwei Genossen auf. Im feindlichen Lager töten sie viele Krieger. Der verwundete Archelao meldet Attila, welche Kopflosigkeit die Christen verursachten. Er läßt die Hörner blasen, worauf in Aquileja großes Entsetzen entsteht. Attilas Mannen sind zahllos. Perotto und Foresto zeichnen sich im Kampfe aus. Attila verheißt seinen Leuten Sieg. Er hält Kriegsrat. König Faraones Plan dringt durch: um das Lager einen Gitterzaun zu ziehen und für Türme und Wälle zu sorgen. Auf Barsanellos Rat erhält der König von Dalmatien den Auftrag, Attila vom Meere aus anzugreifen. Inzwischen überrascht Foresto den Hunnen Tarrabor und raubt ihm viel Wagen und Getreide. Dies meldet Tarrabor selbst Attila, während die Beratung am lebhaftesten ist. Barsanello übernimmt es, an Foresto Rache zu üben. Foresto wird tödlich verwundet, der Arzt Zorzi steht ihm bei. Er öffnet die Augen und macht den Umstehenden Vorwürfe, daß sie ihn aus dem Himmelreiche zurückgerufen. Er hat Jungfrauen, Heilige, Märtyrer gesehen, die vor dem Erlöser sangen. Jesus hatte sich Foresto zugewendet und ihm seine Wunden gezeigt.

In Attilas Lager verbreitet sich die Kunde von der Niederlage der Sarmaten. Diese betrübt Attila sehr. Es wird beschlossen, das Lager zu befestigen und für Attila eine Marmorburg zu bauen. Über den Tagliamento läßt Attila eine große Brücke schlagen, hüben und drüben mit Befestigungen, um die Verbindung zwischen Concordia und Aquileja zu unterbrechen. Ein Spion legt in Forestos Zelt Feuer. Alano und Bonifazio brechen hervor, im Walde aber werden sie gewahr, daß sie umzingelt sind. Die Christen kämpfen heldenmütig und schlagen die Heiden in die Flucht. Foresto zieht wieder in den Kampf und begegnet Attila. Er führt einen solchen Streich auf dessen Haupt, daß er ihm die goldene Krone herunterschlägt. Menappo schickt Arioco zu Hilfe. Im Kampfe fällt Alano di Gorizia, Perotto wird schwer verwundet. Die Christen erleiden eine schwere Niederlage, Foresto eine tödliche Wunde. Er fühlt sein Ende nahen. Er ermuntert Menappo, nicht zu verzagen, er schenkt ihm Attilas goldene Krone, welche er erbeutet hat. Er läßt Perotto zu sich rufen, vertraut ihm seinen Sohn und seine Enkel an: Acarino soll gegen die Heiden grausam, aber gegen die Christen gütig sein; er soll die Waisen, die Witwen unterstützen. Perotto und Menappo sind zu Tränen gerührt, Arioco seufzt. Es gab keinen so hartherzigen Krieger, der nicht Tränen vergossen hätte. Nachdem er seine Seele Gott befohlen, hat er ausgelitten.

Menappo schickt durch Perotto Attilas Krone dem König Giglio. Er bittet ihn um Hilfe gegen die Hunnen. Perotto besorgt getreulich den Auftrag. Foresto stirbt, Concordia wird von den Hunnen bedroht. König Cordoano weiß es, daß nach Aquileja Concordia an die Reihe

kommt. Acarino, Alfarisio und Morsello werden von Giglio, dem Könige von Padua, freundlich aufgenommen und unter großen Festlichkeiten zu Rittern geschlagen. Der König gürtet ihnen das Schwert um. Dann zeichnen sie sich im Turniere aus. Giglio verbündet sich mit dem Veroneser Ritter Castrinas. In Padua war bereits die Blüte Italiens versammelt. Giglio wählt 4000 Ritter aus. Weiber und Kinder schickt er an das Seegestade. Nur die Königin widersetzt sich hartnäckig. In der ersten Truppe glänzen Acarino, Marcello, Alfarisio und Castrinas. Giglio überträgt die Regierung der Stadt seiner Gemahlin, welche sich von dort nicht entfernen wollte. Attila erfährt Giglios Vorbereitungen. Er setzt gegen den Feind die Markomannen in Bewegung. Diese Truppe rückt unter dem Befehl Feredas vor Concordia. Giglio, der sich bereits in Friaul befindet, erhält Kunde von der gefährlichen Lage Concordias; er gibt dem König von Concordia Nachricht, daß er ihm zu Hilfe eilt. Er richtet an seine Krieger eine aneifernde Rede. Alfarisio kämpft mit Moedas, den er niederschlägt. Giglio tritt hinzu, tötet Feredas und schlägt dessen Truppe in die Flucht. Naret erstattet Attila Meldung über die große Niederlage.

In Aquileja rüsten sich auch Menappo und Arioco. Menappo hält Heerschau und läßt Messe lesen. Der Priester eifert die Krieger mit einer Predigt an. Attila gibt Asprec den Auftrag, sich mit seinen Leuten auf die Lauer zu legen. Aus Aquileja kommt ein Kundschafter, der Giglio um Hilfe bittet. Acarino macht sich mit Perotto gegen Aquileja auf. Mit List schleichen sie sich an Asprec heran und vernichten seine Truppe. Siegestrunken ziehen sie nach Aquileja. Die Kraft der Heiden erneuert sich immer wieder. Der Fürst beruft seine Leute zur Beratung. Acarino gesteht, als Vasall des Königs von Padua nicht länger bleiben zu können. Roberto da Monfalcone empfiehlt, auf den Brüstungen und Türmen hölzerne Statuen anzubringen. Der alte Marcello heißt den Antrag Robertos gut. Auch Attilas Leute verzagen: seit Jahren belagern sie die Stadt, ohne etwas zu erreichen. Nur der Seher Agoris flößt den entmutigten Herzen der Hunnen Vertrauen ein. Er hat es gesehen, wie auch die Störche mit ihren Jungen von dannen zogen, was den Untergang der Stadt bedeutet. Sie erfahren, daß die Bewohner von Aquileja bereits den Auszug begonnen haben. Menappo schiffte sich mit seinen Leuten ein, die Holzfiguren bringen sie an den Brüstungen an. Menappo stirbt an dem Schmerze über den Verlust der Stadt. Sein Nachfolger wird Arioco. Die Hunnen sind von dem langen Schweigen überrascht. Ein Falke fliegt auf den Kopf einer Holzfigur und verweilt dort längere Zeit. Dies fällt auf; auch Attila hört davon, die List stellt sich heraus, die Hunnen ziehen in die Stadt. Dieselbe wird zerstört, so daß kein Stein auf dem andern bleibt. Attila läßt den Kundschafter Guione zu sich bescheiden, fragt

ihn nach seiner Herkunft, seiner Religion. Dieser antwortet, er sei der Busenfreund des Königs Raspion gewesen, den Foresto im Tale Moron getötet hat. Darum wolle er an den Christen Rache nehmen. Attila faßt großes Vertrauen zu ihm, schickt ihn nach Concordia, die Stadt auszukundschaften. Der Kundschafter begibt sich auf den Weg geradeaus nach der Stadt. Im Saale des Palastes waren die Großen versammelt. Der Kundschafter tritt zu ihnen und teilt ihnen das Schicksal Aquilejas mit. Er erzählt ihnen auch die List, welche den Bewohnern von Aquileja zur Flucht verholfen hat. Attila habe die Stadt betreten und geglaubt, Menappo ergreifen zu können und habe vor Zorn gewütet, daß er ihn nicht findet. Guiones Zuhörer seufzen tief; er verrät ihnen auch, daß Attila ihn hergeschickt habe, die Stadt auszukundschaften.

Attila zieht nach Concordia. Hier erschallt der Schreckensruf, daß das unmenschliche Volk der Hunnen die Stadt angegriffen habe. Buchinor und Zanonsa tadeln den König wegen seiner Saumseligkeit; endlich gibt er Befehl zur Rüstung. Auch Acarino, Marcello, Alfarisio und Perotto erscheinen. Giglio gibt Perotto, Alfarisio und Marcello den Auftrag, einen Ausfall zu machen. Hochmütig tritt Giglio dem Galoris entgegen. Er verspottet Attila, weil er von einem Hunde abstammt; er redet Galoris zu, von Attila abzufallen. Galoris verteidigt seinen Herrn gegen die Verleumdung. Zwischen Giglio und Galoris entbrennt ein heftiger Kampf. Endlich nimmt Giglio seinen Gegner gefangen, doch dieser entkommt und hetzt nun die Hunnen gegen die Stadt.

Gardena, die Königin von Damaskus, entbietet Attila durch Aristant ihren Gruß. Sie spricht die Absicht aus, nächstens selbst zu kommen. In ihrem Herzen tobt heftige Liebe. Vielleicht könnte Attila ihr helfen. Wenn er sie wirklich heilen wollte, könnte er mit ihrem Zaubermittel ganz Italien unterjochen. Sie eifert ihn zur Ausdauer an. Sie schickt ihm ein prachtvolles arabisches Reitpferd, welches vorsichtig behandelt werden muß. Nur Aristant kann es reiten, darum schickt sie diesen als Knappen. Attila ist von dem Geschenke hocheifrig. Ein neuer Kampf entsteht. Giglio besiegt mit seinen Gefährten Attilas Nachhut, welche von Faraone befehligt war.

Arioco kommt aus Grado Concordia zu Hilfe. Galoris gerät in Gefangenschaft, Giglio läßt ihn hinrichten. Attila hat einen schrecklichen Traum: er kämpfte mit einem Löwen. Der Seher Agoris deutet den Traum Attilas dahin, daß Giglio ihn hinrichten werde. Der Kampf entbrennt aufs neue. Giglio erbeutet Attilas arabisches Reitpferd. Acarino, Perotto kämpfen heldenmütig. Der hunnischen Überzahl können sie nicht Herr werden. Endlich beschließen die Bewohner von Concordia, die Stadt zu verlassen. Auch Gardena trifft ein, die



zu Attila Neigung gefaßt hat. Nun wendet Attila sich gegen Altino, wovon Giglio durch einen Kundschafter unterrichtet wird. Giglio übernimmt es mit Patriziano, auf dem Piave den Weg abzusperren. Vor den Verwüstungen der Hunnen flüchten sich die Bewohner nach Torcello und Murano. Giglio schickt Weiber und Kinder ans Seegestade und feuert seine Krieger an. Dem Riesen Bapfone bringt Acarino eine schwere Verwundung bei. Die Este erstrahlen in Ruhm. Perotto führt auf Attila einen wuchtigen Hieb, Agoris rettet ihn. Der Kampf zieht sich in die Länge. Dem Patriziano stellt sich Astregor. Die Este werden durch einen Boten entmutigt, Giglio aber helfen himmlische Ritter. Eine Offenbarung tut ihm kund, daß er Attila fällen wird.

Indessen wird Gardenas Seele wankend. Die geplante Hochzeit mit Attila verzögert sie fortwährend, weil sie zu Arcano in Liebe erglüht. Sie fordert durch Boten die Bewohner der Stadt auf, grüne Zweige zu tragen; so werde ihnen kein Leid geschehen. Doch auch Arepantina und drei andere Frauen haben heftige Neigung zu je einem christlichen Ritter gefaßt. Gardena zieht ihren goldenen Ring vom Finger und schickt ihn dem Prinzen; sie läßt ihn wissen, daß sie ohne ihn nicht leben könne. Die Boten machen sich auf. Sie kommen vor den König, Carduit eröffnet ihm, daß sie von vier Frauen geschickt seien. Die schönste sei Gardena, die durch ihre Zaubermittel zur Überzeugung gelangte, daß der christliche Glaube jeden anderen übertreffe. Sie wisse, daß Prinz Acarino sich an Giglios Hofe befinde, sie liebe ihn von Herzen. Sie bitte den König, Acarino zur Quelle zu schicken. Er brauche nicht besorgt zu sein, denn 20000 Mann werden ihn schützen. Arepantina glüht für Perotto, Mirabella liebt Alfariso, Tesaurea Marcello. Acarino begibt sich wirklich zur Quelle, begrüßt Gardena, auch seine Gefährten sind mit ihm. Sie folgen dem Wunsche der Frauen gerne, wenn diese sich zum Christentum bekennen. Gardena fällt dem Acarino um den Hals, die anderen Frauen folgen ihrem Beispiele. Gar süße Küsse tauschen sie mit ihren Rittern. Gardena eifert Acarino an, sich Attilas zu bemächtigen. Der hunnische Heerführer kommt zur Quelle, um den Göttern zu opfern. Die christlichen Helden nehmen an Attila Rache, weil der Hain von den Hunnen geschändet wird. Dies war Gardenas List, die dem zum Opfer schreitenden Attila Schmähungen zuruft. Attila kommt zur Einsicht: Gardena hat ihn betrogen. Patriziano und Torrismondo schüchtern die Hunnen ein. Die getauften Frauen gehen mit ihren Rittern nach Padua, wo sie drei Tage lang gefeiert werden. Attila wird von neuem Unheil heimgesucht: er stürzt von Altinos Mauer, Caratras rettet ihn. Giglio hält eine Beratung: die Schwachen schickt er ans Seegestade. Svadoch erhält den Auftrag, Giglio zur Übergabe aufzufordern. Der

freche Bote fällt von Giglios Hand. Auch Altino geht in Trümmer. Giglio kehrt nach Padua zurück.

Die weitausgespinnene Fabel überrascht mit ihrem Reichtum an Abwechslung. Ihre wichtigsten Momente sind: Menappo bittet Giglio um Hilfe, Foresto ragt durch Tapferkeit hervor, er nimmt mit Attila den Zweikampf auf, Friburro und Agoris retten Attila, Gallerano tötet Friburro, Attila überträgt den Befehl einer Truppe Maldalone, der sich mit den Christen in einen Kampf einläßt, Federigo di Gorizia kämpft mit den Hunnen, die christlichen Helden versammeln sich zur Beratung in Aquileja, Gualtiere zieht mit seinen Gefährten auf Abenteuer aus, Attila hält einen Kriegsrat ab, Foresto greift den Hunnen Tarabor an, die sarmatische Truppe Attilas erleidet eine schwere Niederlage, die Hunnen schlagen über den Tagliamento eine Brücke, Alano und Bonifazio werfen sich auf die Hunnen, die Christen erleiden eine Niederlage, Foresto stirbt, Perotto geht als Gesandter zu Giglio. Die Prinzen von Este werden in Padua zu Ritttern geschlagen, Giglios Heer bereitet sich zum Aufbruch, der Hunne Feredas führt eine Truppe vor Concordia, Attila erhält Kunde von der Niederlage, auch Menappos Kriegsvolk rüstet sich zum Kampfe, Acarino und Perotto bringen Hilfstuppen nach Aquileja, Asprecs Heer wird aufgerieben. In der Beratung zu Aquileja dringt Robertos Plan durch, Aquileja wird zerstört. Attila schickt Guione nach Concordia, dieser erzählt den Untergang Aquilejas. Attila bricht gegen Concordia auf, Giglio und Agoris beginnen den Kampf, Agoris gerät in Gefangenschaft, entrinnt aber, Gardena schickt Boten an Attila, Giglios Krieger besiegen Attilas Nachhut, Arioco bringt aus Grado Hilfe. Attila hat einen schrecklichen Traum, die Bewohner von Concordia flüchten sich, Attila trifft Vorbereitungen gegen Altino, neue Kämpfe brechen aus, Gardena verliebt sich in Acarino, auch Altino gerät in die Hand des Feindes.

In Bezug auf Komposition liegt der größte Fehler des Werkes in dem Mangel an Einheit. Es hat drei Kernpunkte: Aquileja, Concordia und Altino und könnte auch noch mehr haben, wenn der Dichter den Verwüstungen der Hunnen mehr gefolgt wäre. So macht das Werk den Eindruck eines unvollendeten Torso. Im dritten Teile hätte N. de Casola Giglios Heldentaten in Padua und Attilas daselbst erfolgten Tod verarbeitet. D'Ancona meint, dieser dritte Teil sei wahrscheinlich fertig gewesen, jedoch verloren gegangen. Forschen wir dem Schicksal Attilas nach, so bricht in der Dichtung seine Laufbahn auf halbem Wege ab und der Dichter läßt unser ästhetisches Interesse unbefriedigt. Zweikämpfe und Zusammenstöße schließen sich oft nur sehr lose an die Haupthandlung. Das Fehlen mancher Episode wäre — offen gestanden — gar nicht fühlbar. Mancher Belagerungssturm klingt wie der Wiederhall des vorigen, die neueren Zweikämpfe erinnern zu sehr

an die älteren. Die Handlung gruppiert sich um die Belagerung dreier Plätze, jedoch erscheint die eine nicht als Episode in der anderen, sondern auf die in breiten Pinselstrichen gemalte Schilderung der einen folgt die der zweiten und ebenso auch die der dritten. Nur die Gestalt des Helden ragt hervor. Das Werk kann nicht als Epos, sondern nur als Gewebe epischer Abenteuer gelten. Diese Zerstückelung lähmt das Interesse. Die Schilderung der Bewegtheit der Kämpfe, der Lebhaftigkeit der Kriegsberatungen, der Durchführung einer List, der Niedergeschlagenheit nach verlorener Schlacht wiederholt sich des öfteren — ein zweiter charakteristischer Zug der Komposition. Einerseits die Zerstückelung, andererseits die übermäßig grelle Ausschmückung des Werkes mit Szenen aus dem Kriegsleben führen den Leser leicht irre, der ein festes Gefüge sucht und in dem dreifachen Stocken, auch wegen der erwähnten Überladung mit Ausschmückungen, die Einheit der Handlung nicht findet.

Die Zeichnung der Charaktere ist eher typisch als individuell. Der Dichter stellt die Christen den Heiden gegenüber und seine Hauptsorge ist die Schilderung der Leiden, welche die Hunnen über die Anhänger Christi bringen. In der Charakteristik Attilas, Forestos und Giglios zeigt sich das Bestreben nach Individualisierung, die übrigen Charaktere aber sind in farblosen Allgemeinheiten verschwommen. Attila erweckt Schrecken, wo immer er hintritt:

Sot ses piés tremble la terre à se departie. (S. 24.)

Gardena verhilft ihm zu einem Zaubermittel, was ihm eine Zeitlang nützt. Die Spionage verachtet er auch nicht. Er glaubt, in Guione einen treuen Menschen gefunden zu haben. Auch der Liebe ist er nicht abhold. Als ihm Gardenas List klar wird, empfindet er eine bittere Enttäuschung. Alle seine Taten sind roh, seine Worte derb, seine Stimme erweckt Grauen. Foresto spricht er in trivialem Tone an. In Altino angekommen, sorgt er vor allem für seine Götter:

Inlec fist metre Apolin et Jovis,  
Mahon et Trivigunt et Jupiter le dis  
E sa deesse Diaine tot a or la fis  
E dens in cel palés i fist fer sacreffis. (S. 65.)

Dieser Charakter besteht aus abstoßenden Zügen. Er entspricht der Tradition, welche in Italien im Schwange war. Wie erfaßte Johann Arany den Charakter Attilas und wie Da Casola! Die tiefer liegenden Motive wären ja leicht klarzulegen: bei Arany die Bewunderung, bei N. da Casola der Haß. Da Casola spricht es offen aus, daß Attila dem Visconti gleiche, der das blühende Bologna zugrunde gerichtet hat:

Fon semblant don Bison que tot mis in eror  
Et voloit confondre la gent nostre Seigneur. (S. 62.)



Hält man dieses subjektive Moment fest, erklärt es sich leicht, daß der französisch-italienische Dichter von Attila nur Zerrbilder entwerfen konnte.

Foresto ist Attilas Gegensatz. Sein ganzes Wesen ist vom persönlichsten Gefühl der Christlichkeit durchdrungen. Bevor er mit Attila kämpft, wendet er sich an Christus, der am Kreuze gelitten hat. Er bittet ihn um Hilfe, weil er den Glauben verteidigen muß. Für die Sünden, die er vielleicht begangen, fleht er um Vergebung.

Je sui repantiz, droit est li perdon. (S. 8.)

Bei seinem Tode geschieht ein Wunder, süßer Duft erfüllt den Saal. Acarino, Perotto, Menappo, Giglio haben mehr oder weniger denselben Charakter.

Nebst der Komposition und der Charakterzeichnung interessiert uns besonders die Frage, welcher Einfluß sich in N. de Casolas Werk bemerkbar macht. Aus einigen wenigen Vergleichen zeigt es sich, daß der Dichter die epische Literatur der Franzosen gut kannte. Der Einfall, daß Attilas Leute auf Muhamed schwören, wiederholt sich in den chansons de geste auf Schritt und Tritt:

Et jurent à Mahons où lor spoir li deport.  
(Chanson de Roland 1.)

Der Dichter des Chanson de Roland sagt auch von Marzilies, der in Sarrauce residiert:

Mahummet sert a Apullin reclaimet.  
(Enfance Guillaume.)

Die Hunnen sind in N. da Casolas Werk zu Sarazenen geworden, wie die Sachsen in «Aneïs de Carthage». Von einem Helden da Casolas hören wir, daß ihm ein Engel zu Hilfe kommt, wie Karl dem Großen, als er mit Baligante kämpfte. Auch das Motiv, daß die heidnische Königin sich in einen christlichen Helden verliebt und dessen Glauben annimmt, kehrt in den chansons de geste immer wieder. In «Fierabras» liebt Floripas, Tochter des Heiden Balant, Guion de Bourgogne. Hernaut de Boulange liebt die Heidin Frégonde, welche Christin wird. Auch Guillaume nimmt Orabel (Siège de Barbastre) erst nach ihrer Bekehrung zur Frau. Ebenso wird auch Malatrie die Gemahlin Gisarts. Der Entscheidungskampf zwischen Foresto und Attila erinnert an den Zweikampf des Dänen Ogier mit dem Heiden Brunasinot (Enfance Ogier). Als Fierabras die christlichen Ritter herausfordert, übernimmt Olivier es gerne, sich mit ihm zu messen. Das Moment der Überraschung der zum Zweikampfe schreitenden Helden ist auch ein bekannter Kunstgriff. Charles Eaumont kämpft mit einem heidnischen Helden; der Heide würde siegen,

wenn Roland seinem Oheim nicht beispringt. Wie der Feind in die Falle gelockt wird, das gleicht in «Jehan de Lanson» und «Simon de Pouille» einer Episode des Attila-Epos. Die Täuschung mit den Holzfiguren erinnert an die Geriebenheit Ogiers de Danois. Um den Kaiser zu hintergehen, bedient sich Ogier derselben List, welche Roberto empfiehlt. Nyrop beruft sich auf Dio Cassius, der von Decebal dieselbe Geschichte erzählt<sup>80)</sup>. Der Hirsch am Tagliamento, welcher den Weg weist, ist eine dem deutschen Epos und den französischen *chansons de geste* wohl bekannte Erscheinung. Schon Thierry betont, daß der führende Hirsch in der germanischen Tradition öfter erscheint. Auch Pio Rajna erblickt, ohne sich auf Thierry zu stützen, in der «cerva guidatrice» germanischen Einfluß<sup>81)</sup>. Unser Dichter hat sicherlich nicht aus der Urquelle geschöpft; er kennt die *chansons de geste* gut. Der führende Hirsch ist also nur auf französischen Einfluß zurückzuführen. Forestos Traum ist gleichfalls ein Trieb der germanisch-französischen Tradition. Schon Thierry erwähnte germanische Beispiele. Das Motiv ist auch im französischen Epos häufig. In Elies Traum erscheint ein Löwe, ein Bär und ein Eber. Die in kleinliche Details verlaufende Schilderung der endlosen Kämpfe und des ewigen Waffengeklirrs erweckt öde Langweile. Die Wiedergabe des Inhaltes von «Attila» mochte das Verfahren des Dichters genügend beleuchtet haben, doch ein genauerer Vergleich mit den *chansons de geste* in dieser detaillierenden Erzählungsart muß uns geradezu auf den Einfluß der französischen Nationalepik hinweisen. Dabei darf nicht vergessen werden, daß das Kampfgetöse hie und da durch heitere Partien gemildert wird, z. B. das Turnier oder die Schilderung von Gardenas Liebe, woran wir bretonischen Einfluß erkennen. Dafür spricht auch das phantastische Element und die eigenartige Darstellung der Liebe. Dieser Einfluß wird auch von J. Anglade<sup>82)</sup> besprochen. Das Moment der Liebe erwähnt auch Bertoni, ohne es zu vertiefen, und es wäre doch ein lohnendes Unternehmen, zu erforschen, von welchem Einflusse die Werke bretonischen Stoffes auf die im franco-italienischen Dialekte schaffenden Dichter war und wie das Motiv der Liebe sich in Bojardos Epos verfeinerte.

Das Epos N. da Casolas haben wir von verschiedenen Seiten untersucht. Dasselbe interessiert uns in erster Linie wegen seiner hunnisch-magyarischen Beziehungen. Obwohl der Dichter stark in der italienischen Überlieferung wurzelt, vermag er sich vom Einflusse der

<sup>80)</sup> Nyrop: *Storia del' epopea francese*, S. 166.

<sup>81)</sup> Pio Rajna: *Le origini dell' epopea francese*, S. 288, 407.

<sup>82)</sup> «L'élément religieux, le fantastique, l'élément amoureux surtout, emprunté au cycle breton y tiennent une très grande place.» Anglades Kritik über N. de Casolas Werk in der *Revue des langues romanes*, 1908, S. 379.

französischen Literatur nicht zu emanzipieren. Die Dichtung kann nicht im entferntesten als klassisches Werk gelten, — sie macht den Eindruck des Unfertigen, die Charaktere sind verschwommen, die Sprache unausgeglichen. Als ein Produkt der Tradition von Attila ist sie unleugbar beachtenswert und verdient auch aus literarhistorischem Gesichtspunkte der Untersuchung unterzogen zu werden.

Die erste Hälfte des Epos von Da Casola hat im 16. Jahrhundert Giovanni Maria Barbieri ins Italienische übersetzt<sup>33)</sup>. Er hielt sich in Paris auf, wo er vom Sekretär der Königin französisch lernte. In die Heimat zurückgekehrt, wurde ihm vom Fürsten Alfonso eine große Auszeichnung zuteil. Zwischen den Fürsten Alfonso und Cosimo war bei einer Gelegenheit ein Streit über den Vorrang ausgebrochen. Alfonso nahm sich darum vor, das hohe Alter seiner Familie zu erforschen. So stieß man auf die zwei Bände, welche Ludovico Barbieri, der Sohn des oben erwähnten, irrtümlich für ein Werk des Giovanni Belletto hielt. Der Verfasser des Werkes ist, wie sich dann herausstellte, nicht Belletto, sondern N. da Casola. Fürst Alfonso berief G. M. Barbieri nach Ferrara und betraute ihn damit, die seine Familie interessierenden Partien zu übersetzen, dem Werke einen altertümlichen Anstrich zu geben und sich nicht als Übersetzer, sondern als Urheber auszugeben. Barbieri übernahm die Betrauung. Galvani sagt von Barbieris Werk, daß es mehr die Arbeit des Gelehrten, als des Übersetzers sei<sup>34)</sup>. Er läßt das Stück über Attilas Herkunft weg und beschränkt die Prahlerei der zum Kampfe schreitenden Helden, das einförmige Nacheinander der Schlachten, die karrierte Renommisterei der christlichen und heidnischen Helden auf ein kleineres Ausmaß. Barbieri sagt, daß die Chronik des Tommaso d'Aquileja als Quelle gedient habe. Der Name Tommaso kommt sonst nirgends vor, weshalb Fontanini die Fälschung N. da Casola zuschreibt, während D'Ancona den Barbieri beschuldigt, der es aus politischen Gründen nötig hatte, sich auf eine Autorität zu stützen.

Die Übereinstimmung der Auffassung in den Sagen und in N. da Casolas Werk haben wir nachgewiesen. Das von Josef Szinnyei «Chronik» genannte Werk mochte eine Arbeit sein, welche sich auf G. M. Barbieri stützt<sup>35)</sup>, wovon uns ein eingehenderer Vergleich der Bearbeitung Barbieris mit Szinnyeis Auszug leicht überzeugen kann. In Aquileja herrscht Menappo, im christlichen Heere ragt am höchsten Foresto hervor. Attila und Foresto fechten einen Zweikampf aus, der Hunne Maldalonus macht sich im Mondscheine gegen die Christen

<sup>33)</sup> Barbieri ist im Jahre 1519 geboren und 1574 gestorben.

<sup>34)</sup> La Guerra d'Attila, Einleitung, S. XXIV und XXV.

<sup>35)</sup> Szinnyei in Beöthys Athenaeum 1874, S. 2534—40. 2593—96.



auf den Weg, die Christen halten einen Kriegsrat, Foresto, Alano und Perotto brechen zu neuem Kriegswerk auf, Attila hat mit Foresto zum zweitenmal einen Zweikampf, die Christen halten wegen Bestattung, die Hunnen wegen Verbrennung der Leichen einen Waffenstillstand, die Lebensmittel bringende Truppe der Hunnen wird gefangen genommen, Barsanello greift die kleine Burg Forestos an, die Einwohner von Aquileja flüchten sich nach Grado. Menappo schickt Attilas Krone dem König von Padua, Attila beauftragt Asprec, die Stadt vom Meere aus anzugreifen, Aquileja geht zugrunde. Die erwähnten Momente finden sich auch in Barbieris Werk, welches auf N. da Casola hinweist. Die Bearbeitung G. M. Barbieris mit dem Titel «La Gerra d'Attila (sic!), Flagello die Dio» gab zuerst Francesco De'Russi da Valenza 1568 in Ferrara heraus<sup>36)</sup>. Szinnyei erwähnt in einer Fußnote, daß er das Werk in der Bibliothek des Erzherzogs Josef gefunden habe mit demselben Titel, wie das Werk Barbieris, jedoch in Venedig 1569 herausgegeben, fünf Jahre vor Barbieris Tod. Ein Vergleich ergibt auch, daß G. B. Pigna in seiner «Historia de'Prinzipi di Este» (Vinegia, Valgris, 1572) sehr viel Taten Wort für Wort von Barbieri übernommen hat. Das von Szinnyei erwähnte Buch kann aber nicht Pignas Werk sein, weil jenes 1569, dieses aber 1572 erschienen ist. Für uns ist es immerhin lehrreich, denn es ist ein klarer Beweis dafür, daß Barbieris Werk als Quellenwerk galt. So können wir uns auf äußere und innere Gründe stützen, wenn wir das von Szinnyei erwähnte Buch im Wesentlichen für Barbieris Werk halten. Daß es nicht die unmittelbare Bearbeitung von N. da Casolas Epos ist, beweist ja auch der Umstand, daß die venezianische Ausgabe nur die erste Hälfte von N. da Casolas Dichtung ist, also nur so viel, als Barbieri ins Italienische übersetzt hat. Ferner muß auch anerkannt werden, daß das in der Bibliothek des Erzherzogs Josef befindliche Exemplar nicht Barbieris Werk ist, da doch im entgegengesetzten Falle Szinnyei sich darauf berufen würde. Szinnyeis Hinweis, daß die «Chronik» aus dem Archiv der Este stammt, bestärkt uns in der Annahme, daß die Quelle des Verfassers Barbieris Werk war.

### III.

Die Verwandtschaft der Auffassung erhellt ganz deutlich aus den Sagen, aus dem Werke N. da Casola, aus der Bearbeitung Barbieris und aus der venetianischen Variante. Die an die Gestalt Attilas anknüpfende Tradition war im 16. Jahrhundert noch lebendig. Bei der Absicht, die Attila-Tradition populär zu machen, herrschten zwei Rich-

<sup>36)</sup> In meiner Studie habe ich Barbieris Werk in der Ausgabe Parma 1848 benutzt welche von Pietro Fiaccadori besorgt ist, S. 2/254.

tungen: die volkstümliche und die höfische, jene in Padua und Venedig, diese in Ferrara. Große Volkstümlichkeit erlangte die «Storia d'Attila», welche im Laufe des 15. und 16. Jahrhunderts mehrere Ausgaben erlebte. Die Sagen wurden in Reime gefaßt, welche die Volksänger auf Jahrmärkten, Kirchweihfesten und festlichen Zusammenkünften zum Vortrage brachten<sup>87)</sup>. Das Volksbuch erschien in Bassano<sup>88)</sup>, Venedig und Padua. Das älteste stammt aus dem Jahre 1583 (Venedig). Der Verfasser nennt sich Rocco degli Arminesi, d'Ancona glaubt jedoch, daß wir es mit einem Pseudonym zu tun haben. Der Name Rocco ist nur wegen der größeren Wirkung eingeflochten, weil Rocco im Rufe eines großen Dichters und tüchtigen Soldaten stand. Wir beschäftigen uns nur mit dem ältesten Volksbuche, dessen Text sich im Laufe des 17. Jahrhunderts etwas geändert hat; die Abstammung vom Hunde fällt weg, dagegen erscheinen die auf die Türken anspielenden Hinweise.

Der unbekannte Dichter leitet sein Werk mit dem Geständnisse ein, daß er, von Attila sprechend, nur über Feuersbrünste, Waffen und fürchterliches Unheil berichten könne. Osdrubaldo, der König von Ungarn, hatte eine schöne Tochter, die er gerne Guistiniano zur Frau gegeben hätte. Der Vater sieht, daß die Tochter vor Liebe glüht. Darum läßt er sie in einen Turm sperren, nur einen Hund duldet er neben ihr. Das Mädchen faßt eine heftige Neigung zu dem Tiere. Als Osdrubal davon Kenntnis erhält, verflucht er sogar die Sterne. Um der Schande zu entgehen, verheiratet er die Tochter mit einem Ritter. Das Kind kommt zur Welt, der Ritter ist vom Anblick der Mißgeburt entsetzt. Schon will er sie umbringen, doch ein weiser Greis ermahnt ihn zur Vorsicht; er möge sich beruhigen, denn Attila werde dereinst den Thron seines Großvaters erben. Tatsächlich folgt dem Osdrubal in der Herrschaft Attila. Mit einem riesigen Heere zieht er gegen Aquileja. Die entsetzten Bewohner schicken ihre Weiber und Kinder nach Grado. Attila vergießt unermeßliches Blut:

Ed il sangue che scorre ben agguaglia  
A un gran torrente di abbondante vena<sup>89)</sup>.

<sup>87)</sup> D'Ancona: Attila, flagellum Dei, Einleitung S. LXXII und LXXVIII (Pisa, Nasri 1864).

<sup>88)</sup> Attila, flagellum Dei, poema in ottava rima riprodotto sulle antiche stampe, Pisa, Nasri 1864. D'Anconas, Ausgabe S. I/XVII.

<sup>89)</sup> Das Volksbuch wurde auch von Aladár Ballagi herausgegeben und zwar unter dem Titel: «Attila, flagellum Dei, tradotto della vera Cronica per Roco de gli Arminesi Padovano, in Padova ed in Bassano» — mit Attilas Hundskopf-Porträt. (Irodalomtörténeti Közlemények, 1892, S. 207—223, 379—387, 487—498). Die Ausgaben von D'Ancona und Ballagi habe ich genau verglichen. Beide sind zuerst im 16. Jahrhundert erschienen. Die wichtigsten Momente stimmen überein: Attilas Geburt, sein Angriff auf Italien, die Belagerung von Aquileja, Concordia, Treviso

Attila begegnet im Zweikampfe Menappo. Der hunnische Heerführer erhält einen so wuchtigen Hieb, daß er fast ohnmächtig vom Pferde stürzt. Menappo reitet über den am Boden liegenden Attila hinweg. Er bricht sich einen breiten Weg und ehe noch der Hunne sich wieder in den Sattel schwingt, hat er dem Feinde schreckliche Verluste beigebracht. Die Christen siegen, die Hunnen ziehen sich erschöpft zurück. Attila gelobt hoch und heilig, Aquileja zu zerstören. Der christliche König ruft eine Beratung zusammen: der Feind müsse getäuscht werden. Auf den Mauern werden Holzfiguren angebracht, die Einwohner aber flüchten sich. Eines Tages geht einer von Attilas Baronen auf die Falkenjagd; sowie er den Falken freiläßt, setzt sich dieser auf eine Holzfigur. Die List ist verraten, die Hunnen ziehen in die Stadt. Attila schlägt mit einer Axt das Tor ein und zerstört mit »viehischer Wut« Paläste, Kirchen und Gärten. Dann wendet er sich gegen Concordia.

Giano, der König von Padua, kommt der Stadt Concordia zu Hilfe. Attila führt sein Volk wie ein Wahnsinniger. Er haut und dolcht, verstümmelt einem den Arm, schlägt einem anderen den Kopf weg. Nur Giano rettet die Christen. Attila hat einen schrecklichen Traum: nachdem er schon hundert Ortschaften verwüstet hat, naht ihm ein König in Waffen, faßt ihn gewalttätig, fordert von ihm Rechenschaft, läßt seine Entschuldigungen unbeachtet und schneidet ihm unbarmherzig den Kopf ab. Erschöpft wacht er auf, läßt einen Seher kommen, dieser zieht Kreise, macht allerlei Hokuspokus, kehrt dann zu seinem Herrn zurück und eröffnet ihm, daß er noch viele Länder erobern müsse, daß ihm aber ein neuer Mars den Kopf abschlagen werde. Attila hat keine Furcht, er ist dessen sicher, daß er Giano töten werde. Neuer Kampf. Die Christen führt Pierone an. Attila kommt Pierone in den Rücken und führt einen Hieb auf ihn. Pierone kämpft mit beiden Händen gegen ihn an, gerät aber in die Macht der Hunnen. Contarello, ein Verwandter Pierones, fällt wütend den Feind an, errettet den Pierone, worüber die Heiden maßloser Grimm erfaßt. Giano, Pierone und Contarello rüsten sich zu neuem Kampf. Giano erkennt, daß gegen das unglaublich anwachsende feindliche Heer jede Tapferkeit vergeblich ist und überredet die Einwohner zur Flucht. Nach Concordia gehen auch Asolo, Uderzo, Treviso zugrunde. Giano und Pierone gehen nach Altino. Auch Attila folgt ihnen. Die Bewohner von Altino schicken die Schwachen ans Meer und rüsten sich zu erbittertem Kampfe. Gianos Heldenmut leistet Wunder. Mit Sturmesgewalt spornt

---

und anderen Orten, Attilas Traum, sein Kampf mit Giano, das Abhauen des Ohres, Attilas Verkleidung als Pilger, sein schmähhches Ende in Rimini, die Flucht der Hunnen, die Gründung Venedigs sind den beiden Volksbüchern vollkommen gemein. Nur in den schildernden Einzelheiten zeigt sich einiger Unterschied.



er sein Pferd gegen Attila. Sie kommen zum Zweikampf, von ihren Schlägen erbebt die Ebene. Attila verfolgt Giano mit so wilder Kraft, daß dieser bewußtlos von seinem davonsprengenden Pferde fällt. Bereits beruhigt sich Attila und fürchtet sich vor den Drohungen des Sehers nicht mehr. Der zu sich kommende Giano gelobt, falls er Attila wieder begegnen sollte, nicht eher zu ruhen, bis einer von ihnen auf dem Platze bleibt. Die Hunnen nehmen auch Altino ein, das christliche Lager bricht gegen Padua auf. Attila folgt ihnen auf den Fersen. Almerigo von Pavia eilt den Paduanern zu Hilfe. Attilas Wut bricht aufs neue aus; im Schlachtengetümmel begegnet er wieder Giano. Der unerhörte Kampf ist erst am Abend zu Ende. Attilas Antlitz glüht vor Scham und Zorn. Er fordert noch einmal Giano zum Zweikampf heraus. Sie geloben, heimtückische Hilfe nicht zu benützen. Die Ritter bewundern den Zweikampf zwischen Attila und Giano; letzterer haut Attila ein Ohr ab, welches auf die Wiese fliegt. Schon hebt er das nackte Eisen, um Attila den Garaus zu machen, als die Hunnen, um das Gelöbnis unbekümmert, zur Rettung Attilas herbeieilen. Attila wird befreit, Giano gerät in hunnische Gefangenschaft, wird aber von seinen Leuten gerettet. Giano verläßt seine Heimat und nimmt den Weg nach Rimini. Der Hunne folgt ihm, schleicht in seine Nähe, doch Giano zerbricht Attilas Lanze und durchsticht sein Gesicht. Attila erscheint des Nachts der Tod, der ihm droht, daß Giano ihn töten werde. Attila fordert Giano auf, sich zu ergeben, doch dieser entläßt Attilas Boten unter Drohungen. Ein weißgekleideter Bote bringt Giano einen Brief. Guglielmo Vincentino schickt ihn; er verspricht, mit Acario und Marcello da Feltre ihm zu Hilfe zu kommen. Er hat großes Vertrauen, denn sie haben schon viele vagierende Sarazenen gefangen. Er bittet Giano, das Lager mit Trompetengeschmetter in Bewegung zu bringen. Ein anderer Bote meldet die Ankunft von Capitellos Hilfstruppe. Neuer grausamer Kampf wird entfacht. Attila stürzt sich auf Pierone. Sowie Giano dies sieht, stürmt er mit unbezähmbarer Wut auf Attila. Der schwerverwundete Pierone hat ausgelitten. Attila ergreift jetzt, um Giano aus dem Wege zu räumen, eine List. Er verkleidet sich als Pilger, steckt einen vergifteten Dolch zu sich und eilt nach Rimini. Er gelangt in den Palast, wo Giano und d'Almont Schach spielen. Attila erkennt Giano und späht vorsichtig, wo er ihn tödlich treffen könnte. Auf seinen Wanderstab gestützt, bleibt er neben Giano stehen:

Attila forte rise, e nelle faccie  
Videsi ch'era di canina raccia.

(II, LXI.)

Giano betrachtet ihn scharf und bemerkt, daß ihm ein Ohr fehlt. Sofort schreit er Attila an und droht ihm mit Rache. Die Nachricht verbreitet sich weit hin, und von allen Seiten kommt ihm die Auf-

forderung zu, Attila zu vernichten. Attila fleht, Giano wettet: die Astrologen hatten recht. Der entsetzte Attila beruft sich darauf, daß er Giano einmal gerettet hat, doch bleibt dies ohne Wirkung. Giano schlägt Attila das Haupt ab und gibt es den Gefangenen, sie sollen es ins hunnische Lager tragen. Alles ist beim Anblicke von Attilas Haupt bestürzt. Die Hunnen sammeln ihre Waffen und Kriegsgeräte, tragen sie unter die Mauern und machen darunter ein Feuer an. Die Städte werden von Schrecken erfaßt. Eine Truppe verfolgt die fliehenden Hunnen. Besonders Conte d'Este tut sich hervor, der wütend haut, zertrümmert und tötet. Acario beginnt mit Pandanco, Attilas Nachfolger, den Kampf. Acario haut den Helm seines Gegners in Splitter, er hätte Pandanco auch getötet, wenn zu dessen Schutze nicht eine Truppe angekommen wäre. Doch Eradio greift Pandanco an und stürmt so heftig gegen ihn, daß er dessen Gehirn verspritzt. Darauf zerstreut sich das ganze Heer, Giano aber kehrt heim. Bei seinem Tode verfällt ganz Italien in tiefe Trauer. Seine Tochter läßt auf dem Rivoalto ein Kloster erbauen. Das war der Beginn der Größe Venedigs.

In der Konzeption des Volksbuches fällt uns am meisten das Moment der Schicksalswendung auf, mit welchem es N. da Casolas Epos weit übertrifft. Nach der Zerstörung von Aquileja, Concordia und Altino führt das schmachliche Ende Attilas und das Eingreifen Eradios den Untergang der Hunnen herbei. Das Volksbuch umfaßt Attilas ganze Laufbahn von seiner Herkunft bis zu seinem Tode. Denselben Plan hatte auch N. da Casola, während aber sein Werk ein Bruchstück blieb, bietet das Volksbuch ein vollständiges Bild. Auch dieses Werk ist eine Schöpfung des italienischen Nationalgeistes. Einige Elemente gelangten aus den Sagen hinein: Attilas Herkunft, die List mit den Holzfiguren, Attilas Traum und die Pilgergeschichte. Der Verfasser ist von starker Religiosität durchdrungen: Attila greift die Gläubigen Christi an, und die Italiener verteidigen den christlichen Glauben. Die Hunnen nennt er zuweilen Sarazenen, wie N. da Casola. Die Seelen der Helden werden von Andacht erfaßt:

Ognuno allegro al ciel stende le mani

E ringrazian Gesu con tutti i santi. (II, XXXIX.)

Die Hunnen haßt er von Herzen und gibt dieser Empfindung wiederholt Ausdruck. Seine christlichen Helden sprechen mit Attila nur im Tone des Ekels und des Hasses. Giano zum Beispiel redet ihn so an:

Can traditor, figlio di can, bastardo. (II, XXXIII.)

Obwohl die Art, daß die Empfindung sich unbedingt Luft macht und das Wort alles auf seine Flügel nimmt, was die Seele erfüllt, volkstümliche Naivität verrät, sind doch in diesem Werke die Spuren schul-

mäßiger Kenntnisse unverkennbar. So fallen die mythologischen Beziehungen auf. Charon, Pluto, Proserpina, Phoebus werden öfter erwähnt. An einer Stelle werden sogar Hippokrates und Avicenna angegriffen (I, XVIII; II, LI).

Spätere Ausgaben des Volksbuches weichen in der Erweiterung einzelner Teile und in der Änderung unwesentlicherer Momente von dem besprochenen Werke ab. Es wird immer wieder aufs neue gedruckt und vom Volke auch heute noch gelesen.

\* \* \*

Wir haben hier die italienische Attila-Tradition des ausführlichen behandelt. Unsere Sagenforschung hat seit der Ermahnung Gustav Heinrichs einen großen Aufschwung gewonnen, doch wußten wir von der italienischen Attila-Überlieferung sehr wenig. Aus unseren Auseinandersetzungen geht hervor, daß die italienischen Sagen, N. da Casolas Epos und das Volksbuch einen gemeinsamen Geist widerspiegeln, welcher uns nur durch die Empfindungen des Ekels und des Hasses verständlich gemacht wird. In Johann Arany's Dichtung hängt das Volk mit Bewunderung an Etele (Attila = Etzel): wie weit hat uns die italienische Tradition von den Anbetern Attilas entfernt! Haß und Abscheu sind aber ebensolche Kräfte, wie Liebe und Bewunderung. Unsere Teilnahme drängt sich ebenso in die Welt des Hasses, wie in die der Liebe. Wenn es uns wohlthut, uns an der heroischen Hunnenwelt Arany's zu erquickern, dürfen wir uns auch den in Italien geschaffenen Zerrbildern nicht verschließen.

---

## Ungarn in der englischen Literatur.

Von Prof. Alexander Fest.

**E**INE unmittelbare Berührung zwischen England und Ungarn knüpft sich bloß an einige Namen. Sie kehrt auch nur ausnahmsweise in der wechselreichen Geschichte beider Nationen zurück. Die durch Entfernung und Sprache so sehr getrennten Völker wurden trotzdem durch den Zufall geschichtlicher Begebenheiten einander näher gebracht und diese einstigen Berührungen — ob zwar spärlich und episodenhaft — hatten oft deutliche Nachklänge in der Literatur zur Folge. Ungarns vielbewegte Vergangenheit widerspiegelt sich manchmal mit klaren und entschiedenen Zügen in zeitgenössischen englischen Dichtungen, aber auch die spätere Poesie, besonders die der Romantiker entlehnt zuweilen einzelne Motive der ungarischen Geschichte. Was ist der englischen Literatur über Ungarn bekannt? In welcher Beleuchtung erscheinen historische



Namen, mit welcher Auffassung werden Ereignisse ungarischer Geschichte berührt oder behandelt? Ein kurzer Überblick, der sich auf die Gruppierung dieser wichtigsten Beziehungen beschränken wird, soll auf diese Fragen eine Antwort suchen.

## I.

Die frühesten Jahrhunderte weisen blos spärliche Namen auf, die auf einen wiederkehrenden Kontakt zwischen Engländern und Ungarn schließen lassen. Die Flucht des angelsächsischen Prinzen Edgar Atheling an den Hof des ungarischen Königs ist vielleicht der erste Fall einer unmittelbaren politischen Berührung zwischen England und Ungarn. Auf einen regeren Verkehr läßt auch des Ungarn Bartholomew Leslie's Wanderung nach Schottland folgern. Derselbe zog mit Margarete, der späteren Königin, im Jahre 1067 nach dem fernen Insel-land und wurde dort zum Gründer der berühmten schottischen Familie Leslie<sup>1)</sup>. Während der bewegten Zeit der Kreuzzüge mochten viele Engländer ihren Weg nach Ungarn gefunden haben. Die berühmte Reisebeschreibung des mythischen Ritters John Mandeville (14. Jahrh.) bezeichnet einen Weg nach dem Heiligen Land auch durch Ungarn. Sie erwähnt den ungarischen König als großen und mächtigen Herrscher, der viele Länder unter seinem Szepter vereinigt. Der Weg durch diese Ländereien führt entlang der Donau. Vermutlich war Ungarn gerade zurzeit der Kreuzzüge auch von anderen englischen Rittern und Abenteurern aufgesucht worden. Die Erinnerung an diese Fahrten lebt in den englischen Romanzen noch lange fort.

Unter den vereinzelt Namen mag auch noch der des Dolmetscher Basilius erwähnt werden. Dieser soll König Bela IV. auf die Gefahren des nahenden Mongoleneinfalls aufmerksam gemacht haben. Aber die Warnungen des englischen Abenteurers fanden keinen Glauben<sup>2)</sup>. Über Ungarn, die nach England wanderten, teilweise um Abenteuer zu suchen, teilweise um an den berühmt gewordenen Schulen zu lernen, ist uns auch einiges bekannt. Es sei an «Nikolaus de Hungaria» erinnert, der in den Jahren 1195—1197 an der Oxfordter Schule studiert hat. In der Entwicklungsgeschichte der Universität zu Oxford wird dieser Jahreszahl eine große Bedeutung zugeschrieben<sup>3)</sup>. Das im Mittelalter so berühmte Purgatorium des hl. Patrik in Irland wurde im 14. und 15. Jahr-

<sup>1)</sup> Historical Records of the family of Leslie from 1067—1868/69. By Col. Leslie. Edinburgh 1869, I—III.

<sup>2)</sup> The Journall of friar W. Rubruquis . . . into the East parts of the World. Anno Domini 1253. — Siehe auch Mat. Paris 1243. — Hakluytus Posthumus or Purchas his Pilgrimes. London 1624.

<sup>3)</sup> Pongrácz, J.: Magyarán diákok Angliában (Ungarische Studenten in England). Pépa 1914.

hundert auch von Ungarn aufgesucht<sup>4)</sup>. Und so zogen vermutlich auch noch andere hin, deren Namen längst verschollen oder aber niemals aufgezeichnet waren. Die mittelalterliche Romanzendichtung knüpft einige Sagen und Motive an den Namen Ungarn. Die Verbindung ist locker und äußerlich und beschränkt sich bloß auf die größten Allgemeinheiten. Der König von Ungarn, der so oft in den mittenglischen Romanzen erwähnt wird, hat ebensowenig individuelle Züge, wie die Helden solcher Dichtungen überhaupt. Das Land selbst scheint dem Romanzendichter ebensowenig bekannt gewesen zu sein, wie die übrigen Länder, welche mit der freiesten Willkür zum Schauplatz der unmöglichsten Abenteuer gemacht wurden. Ein historischer Hintergrund kann in keinem einzigen Fall erwiesen werden. Solche allgemeine und bedeutungslose ungarische Beziehungen finden sich nicht nur in den von französischen Vorlagen beeinflussten Romanzen (*Le bone florence of Rome*), sie sind auch in Dichtungen englischen Ursprungs vorhanden (*The Squyr of lowe degre*), sie sind außerdem auch in Romanzen zu finden, deren Ursprung bisher nicht hat ermittelt werden können (*The Romance of Syr Tryamour*, die Episode, deren Held Sir Urre in *Malorys History of King Arthur and of the knights of the Round Table* ist, *Torrent of Portyngale* und die spätere Erzählung in Prosa über *Brusanus Prince of Hungaria* von *Barnaby Rich*). Die meisten dieser Romanzen stammen aus dem 15. Jahrhundert<sup>5)</sup>.

Auch der mittelalterlichen Balladendichtung scheint Ungarn nicht fremd geblieben zu sein. Eine alte Ballade erzählt die sehr verbreitete Geschichte der zwei treuen Freunde Alexander und Lodowick. Lodowick gewinnt die ungarische Königstochter für seinen Freund und um an demselben nicht treulos zu handeln, legt er jeden Abend ein nacktes Schwert zwischen sich und die Gemahlin seines Freundes. Nach Dyce beziehen sich auf diese Ballade Websters Zeilen<sup>6)</sup>:

Like the old tale in Alexander and Lodowick,  
Lay a naked sword between us, keep us chaste . . .

Es ist vielleicht kein Zufall, wenn gerade die Dichtung des 15. Jahrhunderts, wenn auch nur allgemein und in keinerlei historischem Zusammenhang, Ungarn und den ungarischen König so oft erwähnt. König Sigismund war im Jahre 1416 vier Monate lang in England gewesen. Wir besitzen einige Aufzeichnungen darüber, wie prächtig er von seinem Gastgeber Heinrich V. empfangen worden ist, wie dieser

<sup>4)</sup> Századok 1896: Ludw. Kropf, Die Wallfahrt des Lorenz Rátholdi 1411.

<sup>5)</sup> Ungarische Rundschau, III. Jahrg., 1. Heft: Ungarn in den mittelalterlichen Romanzen.

<sup>6)</sup> *Duchess of Malfi* I, 1, 589—590.

Empfang dazu beitrug, den Namen des ungarischen Königs weit und breit in England bekannt und geläufig zu machen.

Das vielbewegte Zeitalter des 16. Jahrhunderts führt zu einem engeren Kontakt auch zwischen Nationen, welche bisher durch geographische Entfernungen getrennt waren. Kampfesschicksal und Abenteuerlust bewogen so manchen, sein Glück in fremden Landen zu suchen. Ungarns Kriegsschauplatz lockte oder zwang viele Engländer zu dem mühseligen Weg nach dem von Feindeshand verwüsteten Land. Besonders viele Aufzeichnungen über englische Söldner im Dienst gegen die Türken besitzen wir aus den letzten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts. Der nach seinem Vaterland zurückgekehrte miles gloriosus wußte dann von kühnen Heldentaten und unglaublichen Abenteuern zu erzählen (z. B. der so oft genannte Begründer der Kolonie Virginien: Kapitän John Smith). Der Geschmack seiner Landsleute verlangte ja die mit phantastischen Farben ausgeschmückten Erzählungen. Freilich kommt auch hier nach der naiven Bewunderung gar bald Spott und Ironie. Ben Jonson höhnt über den militärischen Prahlhans schon in seinem Lustspiel »Every Man in his Humour« (1598). Hauptmann Bobadill erzählt zur allgemeinen Belustigung seiner ironischen Zuhörer jene unvergeßlichen Heldentaten, die er vor Strigonium vollbracht hatte. Der Typus eines Bobadills war nicht selten und Ungarn mochte wohl oft zum Schauplatz ähnlicher Abenteuer geworden sein, wie sie von ihm erzählt werden. Von feindlichen Überfällen, Gefangenschaften und ähnlichen Abenteuern wissen auch Reisebeschreibungen viel zu berichten. Lithgow, der unermüdliche Wanderer, machte auch in Ungarn traurige Erfahrungen (1616), die er dann weitschweifig in seinen berühmten »Rare Adventures and Painefull Peregrinations« mitteilt. Zum Söldner und Abenteurer, der nach dem bisher so unbekannten Ungarn wanderte, gesellte sich auch noch der Dichter. Sir Philip Sidney brachte hier mehr als einen Monat zu (1573) und scheint während dieser Zeit recht viel gesehen zu haben, wie aus seinem Briefwechsel mit Languet hervorgeht. In seinem Werke »Defense of Poesy« weiß er auch einiges über die ungarische Dichtung. Die Lieder und Gedichte, in welchen die Heldentaten der Ahnen verherrlicht wurden, um auch den Mut der Nachkommen anzufeuern, scheinen auf ihn einen tieferen Eindruck gemacht zu haben.

Was weiß nun die zeitgenössische Literatur über Ungarn, das so oft von Engländern aufgesucht wurde, das aus Reisebeschreibungen (besonders Hakluyts großem Werk: »The Principall Navigations, Voiages, and Discoveries of the English Nation made by Sea or over land . . . 1598—1600, Hakluytus Posthumus, or Purchas His Pilgrimes . . . 1625), historischen Werken (Rich. Knolles: »The Turkish History 1603) zur Genüge hätte können bekannt geworden sein? Die Antwort darauf



lautet: Trotz dem großen Interesse, das damals Ereignissen der so wechselreichen Gegenwart entgegengebracht wurde, trotzdem so mancher Dichter aus der reichen, verlockenden Fülle besonders türkischer Geschichte Gegenstand und Stoff seiner Dichtung nimmt, weiß die englische Literatur verhältnismäßig recht wenig über Ungarn und dessen raue Vergangenheit. Marlowe flicht den unglücklichen Feldzug zu Varna als Episode in seinen «Tamburlaine the Great» (1586) (vgl. Irodalomtörténet 1912. III. 117—119), scheint aber über Ungarns Geschichte ebenso nur sehr allgemeine Kenntnisse gehabt zu haben, wie seine Zeitgenossen. Bei dem zu jener Zeit so regen Verkehr zwischen England und Ungarn, bei dem lebhaften Interesse für die Türkenkriege ist es geradezu auffallend, wie inhaltsleer der Name Ungarn in der zeitgenössischen Dichtung klingt. Man könnte beinahe behaupten: inhaltsleer, wie in den Romanzen früherer Jahrhunderte.

Italienische Novellen knüpften bekanntlich oft und gern Ungarns Namen an alte, allgemein verbreitete Sagenmotive. Viele der ungarischen Beziehungen aus Shakespeares Zeitalter haben ihren Ursprung gerade in diesen Novellen. Painters «Palace of Pleasure» (1567) enthielt einige Novellen Bandellos («Mahomet und Hyerene»: dieser Gegenstand wurde von G. Peele in seinem verlorenen Werk dramatisch behandelt; «Ann of Hungary»; «Barberina»: der Stoff von Massingers «Picture» ist dieser Erzählung entlehnt), aber auch sonst wurden Beziehungen auf Ungarns Geschichte oder aber ungarische Namen durch italienische Vorlagen übermittelt (vgl. G. Whetstone und Giraldi Cinthios Hecatommithii usw.).

Shakespeare selbst erwähnt Ungarn zweimal: in «Maß für Maß» (I, 2) und in den «Lustigen Weibern von Windsor» (I, 3). «New English Dictionary» belehrt uns mit mehreren, aus Shakespeares Zeitalter stammenden Beispielen, daß das Wort «hungarian» mit Anspielung auf «hunger» mehrere Bedeutungen hatte: Hungerleider, Gieremund, Bettler, Plünderer usw. Pistols Ausruf («Merry Wives of Windsor» I, 3): «base Hungarian wight» ist in keinerlei Zusammenhang mit Ungarn; Shakespeare dachte hier kaum an die ursprüngliche Bedeutung des Wortes.

Eine engere Berührung zwischen England und Ungarn, vornehmlich Siebenbürgen, datiert vom Beginn des Dreißigjährigen Krieges. Bethlens großzügige Politik ergab genauere Kenntnis über Ungarn und auch mehr Verständnis für dessen Geschichte. Zahlreiche Angaben beweisen, daß dieses Verständnis nicht auf isoliertem diplomatischem und politischem Feld geblieben war, sondern langsam auch in die zeitgenössische Literatur drang. Bethlens Namen war allgemein bekannt. Engländer erwähnen denselben in ihren Reisebeschreibungen (Lithgow in seinem obenerwähnten Buch, «Sydnam Poyntz» ebenfalls, 1626 usw.), politische Pamphlete, Zeitungen (z. B. «Corant or Weekly Newes, from Italy,

Germany, Hungaria, Polonia, Bohemia, France and the Low-Countries», am 11. Oktober 1621) wiederholen ihn besonders oft. In der Literatur wird Bethlens Name vielmal genannt; auch dann noch, als der einst so berühmte Fürst von Siebenbürgen längst vergessen war und sein Name bloß noch weiterlebte. Die bekanntesten Beispiele sollen kurz angeführt werden (s. *Hungarian Spectator*. 1913. Nov. S. 88–90). In Ben Jonsons «Staple of News» (1625) will der Koch Lickfinger einige Neuigkeiten über «Bethlem Gabor» hören. Die Antwort wird ihm prompt erteilt:

We hear he has devised  
A drum to fill all Christendom with the sound.  
But that he cannot draw his forces near  
To march yet for the violence of the noise.  
And therefore he is fain by a design  
To carry them in the air, and at some distance,  
Till he be married, then they shall appear. (III, 1).

Die spätere Dichtung kennt nur den Namen. Die historische Gestalt des Fürsten scheint vergessen zu sein. Shadwells Zeile in dem Drama «The Lancashire Witches» (1681) «per Melchisedec, per Bethlehem Gabor» beweist dies zur Genüge. — «Bethlem Gabor» ist einer der Haupthelden in Godwins Roman «St. Leon, A Tale of the 16th Century. 1799». Er lebt im 16. Jahrhundert. Er ist mit einigen Zügen bekleidet, die Godwin frei aus der ungarischen Geschichte herausgenommen hat; aber vom geschichtlichen Standpunkt aus kann diese historisch ebenso wie psychologisch ganz undenkbare Gestalt nicht gewertet werden. Wir finden hier dieselbe willkürliche Vermischung von ungarischen Namen und Motiven aus Ungarns Geschichte mit den Erzeugnissen von des Dichters fruchtbarer Phantasie, wie in Coleridges «Zapolya» (Old Bathorys Sohn heißt Bethlen Bathory). Unter dem Einfluß von Godwins Erzählung verfaßte John Burk ein geschichtliches Drama: «Bethlem Gabor, Lord of Transylvania, or the Man-Hating Palatine. An historical drama in three acts. 1807». Es ist in den südlichen Vereinigten Staaten oft dargestellt worden<sup>7)</sup>. Schließlich ist noch Byrons «Gabor» erwähnenswert (s. *Hung. Spect.* Nr. 2). Miss Harriet Lees «Hungarian» erhielt bekanntlich den Namen «Gabor» in Byrons Drama «Werner or the Inheritance». Es besteht kein Zweifel, daß Lees «Ungar» im Drama nach Bethlen so benannt wurde.

An Siebenbürgens politischem Kontakt mit England in den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts knüpft sich noch Patrick Hannays Gedicht über Sheretine und Mariana (1622), deren Liebestragödie so

<sup>7)</sup> Burks «Bethlem Gabor» ist mir unbekannt. Die Angaben führe ich aus Herrn K. Felekys (New York) Privatmitteilung an.

sehr in die ungarische Geschichte verwoben ist, daß der Dichter sich veranlaßt sah, in der Einleitung zu dem Gedicht mit einem kurzen Auszug aus Ungarns Geschichte (nach der Schlacht bei Mohács) seine Leser zu informieren. Ohne diese Einleitung wäre das Gedicht englischen Lesern geradezu unverständlich. Über den Verfasser dieser längst vergessenen Erzählung ist sehr wenig bekannt. Wahrscheinlich begleitete er im Jahre 1620 den General Andrew Gray nach Böhmen, wo dann auch sein Interesse für Ungarn hat wachgerufen werden können.

Ungarn war in England wohl nie so bekannt, wie in den letzten Jahrzehnten des 17. und in den ersten Dezennien des 18. Jahrhunderts. Thököli ist der meist genannte ungarische Name in der englischen Literatur. Bekanntlich wurde seiner Politik von der Partei der Whigs viel Sympathie entgegengebracht; es gilt ja einen Kampf um dieselbe Freiheitsidee. «Teckelite» wurde sehr schnell zum Spottnamen in England und schien allgemein bekannt gewesen zu sein, wie aus einer Bittschrift der Bürger zu Carlisle an König Jakob II. hervorgeht (1687). Dir «Teckeliten» wurden von ihren politischen Gegnern, den Tories, besonders in Flugschriften viel angegriffen; so manches Ereignis neuester ungarischer Geschichte wurde namentlich in diesen Spottgedichten und Pamphleten berührt. Besonders oft wird Thökölis Bündnis mit dem Türken gerügt:

«Revolted Teckley with his friends does work,  
And Christians joyn 'gainst Christians for the Turk . . .»

Über den Ton dieser poetisch völlig wertlosen, historisch jedoch interessanten Gedichte, geben folgende Zeilen genügende Auskunft:

6. God bless our good king Charles,  
And James his own dear brother,  
And may They both live long, live long  
To succour one another.

7. God bless the king of Poland too,  
And every Christian king,  
The Name in sacred; Hang the Dog,  
Who do not love the Thing. (1683.)

Dryden, der zu jener Zeit schon eifriger Whig-verfolger war, stimmt mit ein:

Besides all these, there were a sort of wights,  
(I think my author calls them Teckelites)  
Such hearty rogues against the king and land,  
The favoured even a foreign rebels cause,  
When their own damned design was quashed and awed . . .<sup>8)</sup>

---

<sup>8)</sup> Epilogue to Constantine the Great. 1684.



Flugschriften erscheinen, die für oder gegen Thököli Partei nehmen, (Pamphlete aus jener Zeit sind besonders im Britischen Museum zu finden, auch in der Bodleian Library zu Oxford); die Siege und Niederlagen des ungarischen Fürsten werden in historischen Werken erzählt, seine Lebensgeschichte wird auch in englischer Sprache abgefaßt und noch viel später, als neue Namen die alten verdrängten, klingt der Name Thököli uns aus englischen Dichtungen entgegen<sup>9)</sup>. Es sei hier auch Byron erwähnt, der mit Thökölis Lebensgeschichte vertraut war. (Moore: «Life and Letters. Ch. V.)

Auch andere bedeutende Ereignisse damaliger Zeit widerspiegeln sich in der englischen Dichtung. Die Erzählung «Turkish Spy» (1687 bis 1693) nennt viele ungarische Namen im Zusammenhang mit Europas politischen Bewegungen, (Siehe Ung. Rundschau III. Jahrg. 2. Heft); die Erstürmung von Buda wird in zahllosen Fällen berührt und erwähnt (Addison, *The Spectator*, Nr. 299, — in der Romanliteratur des 18. Jahrhunderts usw.); alle Neuigkeiten vom Kontinent werden in England mit der größten Spannung gelesen. «Ein Westwind (welcher das Schiff sich verspäten läßt) macht in London jedem Gespräch ein Ende», sagt Addison (*The Spectator*, Nr. 452) «so sehr wurden Nachrichten erwartet, trotzdem es doch von größerer Wichtigkeit für einen Engländer ist, die Geschichte seiner Ahnen zu kennen, als die seiner Zeitgenossen, welche an der Donau wohnen . . .»

Zu jener Zeit wurde Ungarn vielfach von Engländern besucht. Browns Reisebeschreibung entwirft ein klares, reiches Bild über die damaligen Verhältnisse (1687). Der Briefwechsel englischer Diplomaten, (Rob. Sutton, Georg Stepney, Shrewsbury usw.), die teilweise auch in Ungarn waren (Chishul), enthüllt so manches, was dem späteren Historiker wertvoll ist. Über Rákóczis Freiheitskampf haben wir genaue Nachricht aus diesem diplomatischen Briefwechsel, wenn auch bemerkt werden muß, daß Thököli der englischen Literatur viel bekannter war.

Das verzweifelte Ringen um politische Freiheit fand trotzdem lebhaften Widerklang und es ist nicht das letztmal, daß England seine Sympathie für Ungarns Freiheitsbestrebungen bezeigt.

---

<sup>9)</sup> Das bedeutenste Werk ist Th. Edm. Hooks Melodrama «Tekeli or the Siege of Montgat (Munkács) 1806.

## «Wallenstein», «Macbeth», «Julius Caesar».

Von Prof. Bernhard Heller.

**D**AS rein wissenschaftliche Gepräge der «Ungarischen Rundschau» soll dadurch keineswegs getrübt werden, daß die hier entwickelten Betrachtungen ursprünglich dem Boden der Unterrichtspraxis entsprossen sind. In den letzten Monaten konnte ich unter recht günstigen Umständen nach Schillers «Wallenstein» unmittelbar Shakespeares «Julius Caesar» und bald darauf «Macbeth» lesen lassen. Bei dieser Behandlung des Stoffes, wo jede Einzelheit des einen Werkes frisch den anderen Werken entgegengehalten werden konnte, wurden mannigfache Beziehungen klar, die der Verstand der Verständigen übersehen, die jedoch der wissenschaftlichen Wallensteinforschung zugute kommen dürften und einen faßbaren Maßstab zur hohen Bewertung für Schillers dichterisches Schaffen bieten.

Aus Schillers vielfachen Äußerungen erhellt, daß zur Zeit der Abfassung seines «Wallenstein» vorzüglich das griechische Drama und Shakespeare auf ihn eine mächtige Anziehungskraft ausübten. Die Spuren dieser Einwirkung lassen sich im «Wallenstein» nachweisen. In bezug auf Sophocles müssen wir es an einigen flüchtigen Andeutungen genug sein lassen. Das Gespräch Theklas mit der Neubrunn (W. Tod IV, 11), wo Thekla den Zorn des Vaters, den Tadel der Welt nicht scheut und dem Tode entgegengeht, erinnert an Antigones Auseinandersetzung mit Ismene, wo Antigone weder Kreon, noch das irdische Gesetz, noch auch den Tod fürchtet. Diese Berufung auf höhere Satzungen, auf νόμοι ἄγραφοι treffen wir auch bei Gordon an (Tod IV, 6, 8). Sätze wie: Doch anders schlägt das Herz in meiner Brust (IV, 6) oder: Das Herz und nicht die Meinung ehrt den Mann (IV, 8) klingen vernehmlich an Sophocles an. Auch ein Anflug von klassischer Hybris äußert sich bei Wallenstein, wenn auch nicht so wirkungsvoll wie bei Geßler, der mitten in seinen schrecklichsten Vorsätzen, bei dem hochmütigen «ich will» von Tells Pfeil durchbohrt wird. Ähnlich überhebt sich Wallenstein in der Stunde, wo die Piken schon in Weihwasser getaucht sind, um die gefeite Brust des Feldherrn zu durchstoßen: dieser fühlt sich dem besorgten Gordon gegenüber wie ein Jüngling, angetrieben vom ungeschwächten Mut, die hohe Flut seines Glückes erwartend (V, 4). So triumphiert, bei der Nachricht vom Tode des Polybos, erst Iokaste und dann Oedipus über das unheilverkündende Orakel. (Wie stark König Oedipus gerade um diese Zeit Schiller beschäftigte, erhellt aus seinem Brief an Goethe 2. Oktober 1797).

Doch können derartige Anregungen nur gestreift werden, — unser Augenmerk ist hier auf Shakespeare gerichtet. Von dessen Werken sind für den «Wallenstein», wieder nach Schillers eigenen Äußerungen, vorzüglich «Richard III.», «Macbeth» und «Julius Caesar» ins Auge zu fassen. Es sind dies eben die Werke, in denen die Tragik des Ehrgeizes abgetönt wird, als verbrecherische Leidenschaft in Richard III., als die Erschütterung eines bis dahin nicht unedlen Charakters in Macbeth und als berufene Herrscherseele in Julius Caesar.

«Richard III.» hat Schiller zu solcher Begeisterung hingerissen, daß er den Wunsch hegte, den ganzen Dramenzyklus, der mit «Richard III.» abgeschlossen wird, für die Bühne zu bearbeiten. (Brief an Goethe, 28. November 1797). Er bewundert darin die hohe Nemesis, die reine Form des Tragisch-Furchtbaren. Doch ist der Abstand zwischen Richard III. und Wallenstein gar zu groß und deswegen die Einwirkung weniger augenfällig und weniger bedeutend. Vielleicht ist unter diesem Einfluß eine der erst spät verfaßten Szenen entstanden, wo Buttler, der eigentliche Urheber der Ermordung Wallensteins, Deveroux und Macdonald zur Ausführung der Bluttat bewegt (V, 2), ähnlich wie Tyrell, welchen Richard III. zur Ermordung der Waisenkinder Eduard IV. aufgenommen, zwei Mörder dingt (IV, 2, 3). Auch an das Verhalten der beiden Mörder Clarences kann man erinnert werden: der erste Mörder denkt unablässig an den Blutlohn, der zweite will keinen Anteil, es tut ihm weh, daß Clarence getötet worden (I, 4). Ähnlich (allerdings les proportions gardées) steht Octavio bestürzt an der Leiche Wallensteins, während Buttler sein blutendes Schwert geradenwegs vor des Kaisers Thron legen will, Anerkennung hoffend. Auch das Leitmotiv im «Wallenstein» vom «Fluch der bösen Tat» tönt uns schon in «Richard» III. entgegen (IV, 2):

But I am in

So far in blood, that sin will pluck on sin.

Doch werden wir dies in «Macbeth» klarer antreffen.

Bei keinem einzigen Stücke Shakespeares war man so sehr geneigt, eine tiefe Einwirkung auf Schiller vorauszusetzen wie bei «Macbeth». Lag ja dieses Trauerspiel in Schillers Bühnenbearbeitung vor und da hat nun die Vergleichung der beiden Fassungen zu wiederholten Untersuchungen über das Verhältnis Schillers zu Shakespeare geführt. Hervorzuheben ist die Arbeit Henses: «Deutsche Dichter in ihrem Verhältnis zu Shakespeare»<sup>1)</sup> mit ihrem weiten Überblick über die deutsche Literatur, besonders aber Albert Kösters Werk:

<sup>1)</sup> In seinem Buch: Shakespeare, Untersuchungen und Studien. Halle 1884, S. 225 bis 316. Zuerst gedruckt in den Jahrbüchern der deutschen Shakespeare-Gesellschaft (V u. VI), Berlin 1870 u. 1871.



«Schiller als Dramaturg» (Berlin 1891) (Vergleichung des Macbeth mit Wallenstein, S. 77—82). Als mir sozusagen in letzter Stunde Kösters Buch zugänglich wurde, erwachsen mir Bedenken, ob ich den Abschnitt über Wallensteins Beziehung zu Macbeth nicht unterdrücken sollte. Dennoch hoffe ich, daß er auch neben Köster bestehen dürfe. Was Köster hie und da eher gefühlt oder angedeutet, soll hier entwickelt und dabei auch Manches, vielleicht auch nicht Unwesentliches hinzugefügt werden.

Besonders aber drängt es mich, Wallensteins Verhältnis zu Julius Cäsar zu beleuchten. Nirgends finde ich eine Vorarbeit oder einen Hinweis auf eine solche. Und dennoch müßte doch gerade diese Aufgabe locken. Weder Richard III., das vollkommene Bild eines Schurken, noch Macbeth, der, auf der Bahn des Verbrechens fortschreitend, das Böse um des Bösen willen übt, können neben Wallenstein so wesensgleich erscheinen wie Julius Cäsar. Wie von Cäsar die Geschichte, so bezeugt von Wallenstein eben Max, der, von des Dichters Herzen geschaffen, dessen Anschauung am vollsten vertritt: Geworden ist ihm eine Herrscherseele («Piccolomini» I, 4, 412). Wallenstein selbst legt den Maßstab Cäsars an sich (Tod II, 2, Ende):

Was tu' ich Schlimmres  
Als jener Caesar tat, des Name noch  
Bis heut' das Höchste in der Welt benennet.  
Er führte wider Rom die Legionen,  
Die Rom ihm zur Beschützung anvertraut.  
Warf er das Schwert von sich, er war verloren,  
Wie ich es wär', wenn ich entwaффnete.

Und dann besitzen wir das Zeugnis Schillers, daß er gerade zur Zeit der Abfassung seines «Wallenstein» den «Julius Cäsar» mit Schlegel beisammen gelesen (Brief an Goethe, 7. April 1797) und sich in das Drama neuerdings vertieft hat.

### «Wallensteins» Beziehung zu «Macbeth».

Den «Wallenstein» mit «Macbeth» zu vergleichen, legt uns Schiller selbst recht nahe. Noch im Jahre 1796, wo er mit den tragödiwidrigen Schwierigkeiten des Stoffes ringt, schreibt er (28. November) an Goethe: «Das eigentliche Schicksal tut noch zu wenig und der eigene Fehler des Helden noch zu viel zu seinem Unglück. Mich tröstet hier aber einigermaßen das Beispiel des Macbeth, wo das Schicksal ebenfalls weit weniger schuld hat als der Mensch, daß er zugrunde geht.» Für diese überraschende Äußerung ist die Erklärung anzunehmen: «an sich selbst, an seinem eigenen Charakter, nicht an einem zufällig erscheinenden Rechenfehler muß der Held zugrunde

gehen»<sup>2)</sup>. Der Schicksalsbegriff ist hier also nicht in der gebräuchlichen Bedeutung zu nehmen, sondern im Sinne Goethes, als Summe der natürlichen Anlagen und Eigenheiten. Diese Naturanlagen nun hätten Macbeth nicht zum Königsmord, Wallenstein nicht zum Verrat führen müssen. Diese Auffassung vom Schicksal legt Schiller selbst seinem Helden in den Mund:

So kann ich auch  
Nicht mehr zurück. Geschehe denn, was muß!  
Recht stets behält das Schicksal, denn das Herz  
In uns ist sein gebietrischer Vollzieher.

(Tod I, 7.)

Jedenfalls bleibt es bemerkenswert, daß Schiller findet, dem Schicksal sei im «Macbeth» nicht genug Raum gewährt, während man allgemein eher geneigt war, Macbeth als ein Opfer der Schicksalsschwester, des Schicksals anzusehen. Dieser Gegenstand ist oft und eingehend erörtert, dennoch soll hier ein Zug hinzugefügt werden. Macbeth folgt dem Spruch der Hexen nur, solange sie ihn dazu drängen, wozu sein Herz ihn antreibt. Sollte er die Verkündigung der Schicksalsweiber für unumstößlich halten, so dürfte er nichts gegen Banquo unternehmen, so müßte er sich, wenn auch zähneknirschend und faustballend, darein fügen, daß er seinen Thron den Nachkommen Banquos vererbt. In Wirklichkeit hingegen will Macbeth dem Schicksalsspruch gemäß König werden und gegen den Beschluß des Schicksals die Thronfolge seinen Abkömmlingen sichern. Er handelt also dem Schicksal gemäß oder dem Schicksal zuwider, immer nach seinem Charakter. Ähnlich liest Wallenstein in den Sternen, jetzt ist 'es Zeit zu handeln. Doch wie er zu handeln habe, das liest er nicht am Himmelszelt, das liest er in seiner eigenen Brust. Vergeblich warnt ihn Seni, sich auf die Zeichen berufend, vor dem Bündnis mit den Schweden (V, 5).

Bezeichnend ist, wie Schiller gleich die erste Szene des «Macbeth» in diesem Sinne erweitert und gestaltet, um den Anteil des Schicksals und der Schuld zu sondern: mit trüglichem Schicksalswort führen die Hexen den edeln Helden ins Verderben:

Er kann es vollbringen, er kann es lassen.

Köster (Schiller als Dramaturg 105 ff.) führt aus, daß wie Shakespeares «Macbeth» auf Schillers «Wallenstein» eingewirkt hat, ebenso der fertige «Wallenstein» nicht ohne Einfluß auf die Schillersche

---

<sup>2)</sup> Karl Berger, Schiller, sein Leben und seine Werke. München 1911<sup>5</sup>, S. 384, 385, der hierin der Auffassung von Robert Petsch folgt.

Macbethbearbeitung blieb. Wenn nun in der Eingangsszene dieser Bearbeitung die dritte Hexe sagt:

Wir streuen in die Brust die böse Saat,  
Aber dem Menschen gehört die Tat,

so werden wir an Wallensteins Worte erinnert:

Denn eifersüchtig sind des Schicksals Mächte.  
Den Samen legen wir in ihre Hände,  
Ob Glück, ob Unglück aufgeht, lehrt das Ende.

(Tod I, Ende.)

So wird die Wechselwirkung von Schicksal und menschlicher Handlung von beiden Ausgangspunkten betrachtet.

Die persönliche Verantwortung Macbeths scheint nicht nur durch das Drängen des Schicksals gemindert, sondern auch durch die Überredung der Lady Macbeth. Hierin liegt die sinnenfälligste und auch die wesentlichste Übereinstimmung zwischen dem «Wallenstein» und «Macbeth». Für Schillers Werk sei auf die meisterhafte Ausführung bei Bellermand hingewiesen<sup>3)</sup>. Die Gräfin Terzky übt deswegen die tiefe Wirkung auf Wallenstein, weil sie eigentlich sein eigenes Innere hervorkehrt; ihre Auseinandersetzung mit Wallenstein ersetzt einen Monolog, in welchem des Helden Sehnsucht nach der Krone mit seiner Scheu vor dem Verrat ringen sollten. Ebenso hat Lady Macbeth es ihrem Manne zur Pflicht gemacht, das anzustreben, was er begehrt. Gräfin Terzky geht weiter: der Verrat sei gar kein Unrecht; wenn Wallenstein zurückträte, verginge er sich gegen seinen eigenen Charakter<sup>4)</sup>. Der scheinbare Widerstand äußert sich auch hier und dort ähnlich bei Macbeth (I, 7)

We will proceed no further in the business

Laß uns nicht weiter in dieser Sache gehen

(Schillers Macbeth I, 15.)

bei Wallenstein (Tod I, 6)

Ich will es lieber doch nicht tun.

Macbeth gedenkt vor der Tat (I, 7, bei Schiller I, 14) der Milde Duncans, seiner Herrschertugenden, die wie Engel mit Posaunenschall sich gegen seine Ermordung verwahren; die Gnade für ihn muß wie ein himmlischer Cherub durch die Lüfte ziehen. Auch Wallenstein hat (I, 7) derart innige Bedenken:

Einst war mir dieser Ferdinand so huldreich,  
Er liebte mich, er hielt mich wert, ich stand  
Der Nächste seinem Herzen.

<sup>3)</sup> Ludwig Bellermand, Schillers Dramen, Berlin 1891 (ich habe die erste Auflage bei der Hand), S. 79—81. Vergleich mit Macbeth, S. 66—68.

<sup>4)</sup> Eingehend bei Carl Conrad Hense, Shakespeare, S. 277, 278; Köster, Schiller als Dramaturg, S. 79, zieht die ursprüngliche Fassung der Szene heran.



Ein ähnlicher Zug läßt sich vielleicht auch an einer anderen Stelle des «Wallenstein» beobachten, wo Buttler von Gordon bestürmt wird, nicht Hand an Wallenstein anzulegen:

An seine Größe denkt, an seine Milde,  
An seines Herzens liebenswerte Züge,  
An alle Edeltaten seines Lebens  
Und laßt sie in das aufgehobne Schwert  
Als Engel bittend, gnadeflehend fallen. (Tod IV, 8.)

Man kann ja bei diesem letzten Zug an Isaaks vereitelte Opferung denken, doch stärker wird man an die Gnade erinnert, die gleich einem himmlischen Cherub zur Rettung Duncans herbeifliegt.

Nach vollbrachter Tat fühlt Macbeth Reue, sogar Neid:

Duncan is in his grave;  
After life's fitful fever he sleeps well;  
Treason has done his worst: nor steel, nor poison,  
Malice domestic, foreign levy, nothing  
Can touch him further. (III, 2.)

In Schillers Bearbeitung (III, 5):

Duncan ist in seinem Grabe,  
Sanft schläft er auf des Lebens Fieberangst,  
Verräterbosheit hat ihr Äußerstes  
An ihm getan! Nun kann nicht Stahl, noch Gift  
Nicht Krieg von außen, nicht Verrätere  
Von innen, nichts den Schläfer mehr berühren!

Vielleicht täuscht mich mein Gefühl nicht, wenn ich hier das Vorbild der ergreifenden Betrachtungen Wallensteins sehe, wie er über den Tod Max Piccolominis sinnt (V, 3):

Er ist der Glückliche. Er hat vollendet.  
Für ihn ist keine Zukunft mehr, ihm spinnt  
Das Schicksal keine Tücke mehr, — sein Leben  
Liegt faltenlos und leuchtend ausgebreitet,  
Kein dunkler Flecken blieb darin zurück,  
Und unglückbringend pocht ihm keine Stunde.  
Weg ist er über Wunsch und Furcht, gehört  
Nicht mehr den trüglich wankenden Planeten —  
O, ihm ist wohl: Wer aber weiß, was uns  
Die nächste Stunde schwarz verschleiert bringt!

Da haben wir nun ein bezeichnendes Beispiel, wie Schiller Entlehntes künstlerisch gestaltet. Alles wird inniger und tiefer. Max fällt freiwillig, doch sein Tod ist die Folge des Verrats, den Wallenstein begangen; er ist also ein Opfer Wallensteins wie Duncan dasjenige

Macbeths. Doch je inniger das Verhältnis zu Max war, um so inniger erwacht Reue, Schmerz und Erinnerung:

Mir fiel  
Der liebe Freund, und fiel durch meine Schuld. (V, 4.)

Er fühlt, daß nunmehr sein Leben seiner Schönheit entkleidet ist:

Die Blume ist hinweg aus meinem Leben. (V, 3.)

Macbeth empfindet wohl Reue, jedoch er schreitet trotzig weiter auf dem Weg des Verbrechenens. Max Koch in seiner Einleitung zu Philipp Kaufmanns «Macbeth»-Übersetzung (Cotta) hebt hervor: «Die Worte des Schillerschen Octavio:

Das eben ist der Fluch der bösen Tat,  
Daß sie, fortzeugend, immer Böses muß gebären

haben auch für Shakespeares «Macbeth» ihre Berechtigung». Wir können einen Schritt weitergehen. Dieses Leitmotiv selbst ist Shakespeare entnommen. Wir sind ihm eigentlich schon in «Richard III.» begegnet, es kehrt in Macbeth wieder, lebhafter wohl in Schillers Bearbeitung:

Things bad begun make strong themselves by ill (III, 2)

bei Schiller (III, 5)

Was blutig anfang mit Verrat und Mord  
Das setzt sich nur durch blut'ge Taten fort.

Auch auf einen weiteren Ausspruch Macbeths mag hingewiesen werden:

I am in blood  
Stepp'd in so far, that, should I wade no more,  
Returning were as tedious as go o'er (III, 4, Ende)

bei Schiller (III, 9):

Ich bin so tief in Blut hineingestiegen,  
Daß die Gefahr dieselbe ist, ich mag  
Zurück schreiten oder vorwärts gehen. (III, 9.)

Doch wenn das Leitmotiv dort und hier auch ähnlich lautet, so hat es doch eine andere Bedeutung. Bei Macbeth liegt der Fluch der bösen Tat darin, daß er, nachdem er Duncan getötet hat, nun auch Banquo töten zu müssen glaubt und später schon den Mord um des Mordes willen übt, z. B. an Lady Macduff und ihren Kindern. Köster (S. 38) macht die feine Bemerkung, daß Hecate mit ihrem Eingreifen das bezweckt und erreicht, Macbeth soll sich in den Dienst des Bösen um des Bösen willen stellen. Im «Wallenstein» hingegen äußert sich der Fluch der bösen Tat darin, daß, weil Wallenstein den Kaiser verraten hat, Octavio und die übrigen Truppenführer ihrerseits Wallenstein

die Treue brechen müssen. So spricht Octavio selbst den berühmten Satz aus, und ähnlich drückt Max denselben Grundgedanken aus:

Und eine Frevelhandlung faßt die andre  
In enggeschlossener Kette grausend an. (Tod III, 18.)

Noch einige Einzelheiten im «Wallenstein» verraten die Einwirkung «Macbeths». Als Terzky meldet, Sesin sei in die Hände der Kaiserlichen gefallen, ruft Wallenstein aus:

Sag' nein, ich bitte dich. (Tod I, 2.)

Diesen Ausruf hören wir ursprünglich von Banquo, als er von Macduff erfährt, Duncan sei ermordet (II, 3)

Dear Duff, I prithee, contradict thyself,  
And say it is not so

bei Schiller (II, 9)

Macduff! Ich bitte dich,  
Nimm es zurück und sag', es sei nicht so.

Diese Wendung legt Schiller auch dem Octavio in den Mund, als ihm berichtet wird, Wallenstein ist ermordet:

Ich will's nicht glauben. Saget nein!

Köster (Schiller als Dramaturg S. 76, 79) weist darauf hin, daß die Art, wie Macbeth die Mörder gewinnt, indem er ihnen Banquo als ihren Feind darstellt (III, 2, bei Schiller III, 4), von Schiller zweimal angewendet wurde. Ähnlich wird Hermann von Franz Moor gegen Karl und den alten Moor gereizt (II, 1), ähnlich Buttler von Octavio gegen Wallenstein (Tod II, 6).

Gespenster will und kann Schiller nicht auf die Bühne bringen, doch Terzky erscheint mit geisterbleichen Wangen, als hätte er Gespenster gesehen (Tod III, 5). Macbeth in seiner schauerlichen Vision sieht einen Dolch (II, 1, bei Schiller II, 3). Im «Wallenstein» werden drei Monde gesehen, «davon sich zwei in blut'ge Dolchgestalt verzogen und verwandelten» (IV, 3).

Gordon fleht zu Buttler (Tod V, 6)

Er schläft! O mordet nicht den heil'gen Schlaf!

So will auch der Mörder nicht den schlafenden Clarence töten («Richard III.», I, 4), damit dieser ihn am Tag des jüngsten Gerichts nicht der Feigheit zeihe. Macbeth hat den schlafenden Duncan getötet, deswegen hört er eine Stimme schreien:

Macbeth does murder sleep, — the innocent sleep. (II, 2.)

Schillers Bearbeitung begnügt sich nicht, den Schlaf schuldlos zu nennen, da heißt es (II, 4):

Den Schlaf ermordet Macbeth, den unschuldigen,  
Den arglos heiligen Schlaf, den unbeschützten.



Ein besonderer Reiz ruht auf der Szene, wo König Duncan zu Iverness das Schloß Macbeths betritt (I, 6, bei Schiller I, 12): süße Luft kündigt einen gefälligen Wohnsitz an; da gibt es keinen Winkel, keinen vorspringenden Balken, wo die Schwalbe nicht sich das Bett und ihrer Brut die Wiege aufgeschlagen; wo aber dieser sommerliche Gast nistet und brütet, da ist die Luft so mild. Mit diesem Gefühl der Zuversicht betritt Duncan die Stätte, wo er ermordet werden soll. Mit ähnlicher Vertrauensseligkeit rüstet sich Wallenstein zum langen Schlaf, den er zu tun gedenkt:

So sind wir denn vor jedem Feind bewahrt  
Und mit den sichern Freunden eingeschlossen. (Tod V, 4.)

Derart wird also Grausiges sowohl wie Inniges aus «Macbeth» für den «Wallenstein» verwertet.

### «Wallensteins» Beziehung zu «Julius Caesar».

Man hat die Einwirkung des «Julius Cäsar» auf den «Tell» festgesetzt, Gustav Freytag setzt sogar eine Einwirkung von «Antonius und Kleopatra» auf den «Wallenstein» voraus<sup>5)</sup>, jedoch das Verhältnis des «Wallenstein» zu «Julius Cäsar» scheint noch gar nicht untersucht worden zu sein. Gelegentlich wird auf eine Parallele oder auf eine Übereinstimmung hingewiesen. So z. B. vergleicht Bellermann (Schillers Dramen II, 30) die dramatische Einheit des «Wallenstein» mit der des «Julius Cäsar» sowie Portias und Theklas Bedeutung für die Ökonomie der Dramen, denen sie angehören. Hier soll nun das Verhältnis der beiden Werke näher betrachtet werden.

Schon der Stoff scheint nicht unwesentliche Verwandtschaft aufzuweisen. Wallenstein vertraut sich am vollsten dem Octavio und wird nur dadurch gestürzt, daß sich Octavio gegen ihn wendet; das tragische Mitgefühl wendet sich Wallenstein zu, doch kann Octavio nicht verdammt werden. Diese Verkettung findet sich im «Julius Cäsar» zweimal. Cäsar setzt sein tiefstes Vertrauen in Brutus, — die Verschwörung gegen ihn gewinnt dadurch Ansehen und Erfolg, daß Brutus sich an ihre Spitze stellt. Wenn nun Brutus dem Cäsar zum Octavio wird, findet er andererseits auch seinen Octavio in Antonius, vor dem ihn Cassius derart warnt, wie Terzky und Illo den Wallenstein vor Octavio. Cäsar und Brutus fallen als Opfer eines Verrats, den wir ebensowenig verdammen können wie die Untreue Octavios. Bellermann (II, 66) findet auch sonst, daß, weit eher als mit Richard III. und mit Macbeth, Wallenstein mit Brutus verwandt sei.

<sup>5)</sup> Gustav Freytag, Die Technik des Dramas (3. Kapitel) meint, daß Schiller im Banketakt der «Piccolomini» (IV) die Banketszene auf der Galere des Pompejus in «Antonius und Cleopatra» vor Augen gehabt habe.

Die Beziehung von Wallenstein und Octavio zu Julius Caesar und Brutus tritt uns in einem unansehnlichen, doch bezeichnenden Zuge entgegen. Wallenstein erträgt den Abfall Isolani, Deodati, den Trotz der Tiefenbacher mit würdevoller Fassung, doch er wird in dem Augenblick vom heftigsten Schmerz erfaßt, wo er erfährt, daß ihn Octavio verraten hat. Da sinkt er auf einen Stuhl und verhüllt sich das Gesicht (Tod III, 8). Diese ausdrucksvolle Geste des höchsten Schmerzes durfte ja Schiller auch vom Gemälde des Timanthes kennen, auf dem Agamemnon bei der Opferung der Iphigenie sein Gesicht verhüllt, — um so eher, als dieses Bild Schiller durch Lessings «Laokoon» (IV) gegenwärtig sein mochte. Auch im «Macbeth» sehen wir ein ähnliches Verhalten: als Macduff erfährt, daß ihm Weib und Kind auf Macbeths Anstiften gemordet worden sind, drückt er den Hut ins Auge, so daß ihn Malcolm ermahnt, er gebe doch seinem Schmerz Ausdruck, damit sein Herz nicht breche (IV, 3). Dennoch liegt die Annahme am nächsten, daß Schiller diesen Zug von Shakespeare entlehnt hat: Antonius in seiner Brandrede schildert, wie Caesars mächtiges Herz bricht, als er von Brutus' Dolch ereilt wird; die Undankbarkeit des Mannes, der ihm wie ein Engel erschien, eher als der Arm der Verräter, bewältigten Caesar; er verhüllt sein Antlitz in seinen Mantel und sinkt auf den Sockel der Pompejussäule nieder (III, 2). Übrigens wird diese Schmerzensgeste im «Wallenstein» noch einmal angewendet: Thekla läßt sich vom schwedischen Hauptmann den Tod Max Piccolominis schildern, beim rührendsten Teil der Erzählung verhüllt sie ihr Gesicht (Tod IV, 10).

Wallenstein selbst vergleicht sich mit Julius Cäsar:

Was tu ich Schlimmres,  
Als jener Caesar tat, des Name noch  
Bis heut' das Höchste in der Welt benennet? (Tod II, 2.)

So konnte nun mancher Zug des Shakespeareschen «Julius Caesar» auf Wallenstein übertragen werden. Calpurnias Besorgnisse sucht Caesar mit stolztem Selbstbewußtsein zu zerstreuen:

Caesar geht aus. Mir haben stets Gefahren  
Im Rücken nur gedroht; wenn sie die Stirn  
Des Caesar werden sehn, sind sie verschwunden<sup>6)</sup>. (II, 2.)

Ähnlich klingt Wallensteins Zuversicht:

Mit jedem Gegner wag' ich's,  
Den ich kann sehen und ins Auge fassen. (Tod I, 4.)

---

<sup>6)</sup> Shakespeares «Julius Caesar» führen wir in der Übersetzung Aug. Wilh. Schlegels an, in die sich Schiller um diese Zeit vertiefte.

Und er betätigt diese Überzeugung, als sich die Tiefenbacher offen gegen ihn auflehnen:

Das könnten sie sich freventlich erkühnen,  
Weil sie mein Angesicht nicht sah'n. Sie sollen  
Mein Antlitz sehen, meine Stimme hören. (Tod III, 20.)

Bestürmt von den Bitten der Verschwörer, beharrt Caesar darauf, daß Publius Cimper verbannt bleibe:

Doch ich bin standhaft wie des Nordens Stern,  
Des unverrückte, ewig stete Art  
Nicht ihresgleichen hat am Firmament. (III, 1.)

Diesen mächtigen Vergleich macht Schiller dadurch noch wirkungsvoller, daß in Wallenstein nicht dieser selbst, sondern Max den Polarstern sieht:

der wie der feste Stern des Pols  
Mir als die Lebensregel vorgeschienen. (Tod II, 2.)

Octavio hat nicht nur mit Brutus, sondern eher noch mit Cassius Verwandtes. Wie Cassius zur Verschwörung gegen Caesar, so wirbt Octavio zum Abfall von Wallenstein. Es kann nicht vorgeführt werden, wie Cassius jeden Verschworenen, wie Octavio jeden Truppenführer einzeln gewinnt. Der Dichter macht uns nur dort zum Zeugen, wo die Überredung auf besondere Schwierigkeiten stoßen muß. Wir sehen, wie Brutus und Casca zu Verschwörern werden, wie Buttler und Isolani von Wallenstein abfallen. Wir wollen die Manen des edeln Brutus nicht erzürnen, indem wir ihn mit Buttler vergleichen, doch sind es diese beiden, die zuerst den Tod über das Opfer verhängen. Brutus kommt nach einem monatelangen Brüten zum Ergebnis:

Es muß durch seinen Tod geschehen. (II, 1.)

Aus Buttler bricht es in der ersten Aufwallung seines empörten Stolzes furchtbar heraus:

O! Er soll nicht leben! (Tod II, 6.)

Isolani, «ein lust'ger alter Knabe» (II, 5) hat etwas vom Humor Cascas, allerdings ohne dessen Bitterkeit.

Eine Anspielung auf die Ähnlichkeit Octavios mit Cassius scheint mir das Drama selbst zu bieten. Als Wallenstein das Oberflächliche in Isolani's Wesen schildert, erwidert Terzky:

Doch möcht' ich mich den glatten Stirnen lieber  
Als jenen tiefgefurchten anvertrauen. (Tod III, 7.)

Wird man da nicht an Caesars berühmten Wunsch erinnert, mit dem er sich an Antonius wendet:



Laßt wohlbeleibte Männer um mich sein  
 Mit glatten Köpfen, und die nachts gut schlafen.  
 Der Cassius dort hat einen hohlen Blick;  
 Er denkt zu viel: die Leute sind gefährlich.  
 , . . . . er liebt kein Spiel,  
 Wie du, Antonius; hört nicht Musik;  
 Er lächelt selten . . . . .

(I, 2.)

Schon in seiner Jugendarbeit «Über den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen» führt Schiller als erstes Beispiel für diesen Zusammenhang (§ 15) das hagere, hungerige Gesicht des Cassius an.

Auch den Zug, daß Cassius die Geselligkeit meidet, hat Octavio miterhalten. So wie Cassius den Brutus zum ersten Male am Tage der Lupercalien ausholt, wo sich die übrigen am Feste vergnügen (I, 2), so möchte Octavio schon beim Festessen Buttler beiseite ziehen («Piccolomini» IV, 6).

Auch sonst hört man im «Wallenstein» so manchen Anklang an «Julius Caesar» heraus. Illos tiefsinnige Mahnung:

In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne,  
 Vertrauen zu dir selbst, Entschlossenheit  
 Ist deine Venus usw.

(Piccolomini II, 6.)

Ich glaube, sie ist schon vorgebildet in Cassius' Ausruf:

Der Mensch ist manchmal seines Schicksals Meister:  
 Nicht durch die Schuld der Sterne, lieber Brutus,  
 Durch eigne Schuld nur sind wir Schwächlinge.

(I, 2.)

Als es sich düsterer und immer düsterer um Wallensteins Haupt zusammenzieht, da fühlt er das Bedürfnis, den bösen Dämon zu bannen, der um sein Haupt die schwarzen Flügel schlägt, Thekla soll ihn mit Gesang und Zitherspiel erheitern (Tod III, 4). Dem bibelfesten Dichter mußte es ja bekannt sein, daß der junge David an den Hof Sauls berufen wird, um mit seinem Harfenspiel die Schwermut des Königs zu zerstreuen (I. Sam. XVI, 16—23, XVIII, 10). Auch der gemütskranke Lear soll mit Musik geheilt werden (IV, 7). Es kann aber auch hier an Shakespeares «Julius Caesar» gedacht werden. Als Brutus von schweren Erinnerungen und Ahnungen niedergedrückt wird, da soll ihm Lucilius auf der Laute einige Weisen vorspielen (IV, 3).

Als Max schweren Herzens Wallenstein verläßt, mustert er Illo und Buttler mit mißtrauischen Blicken und Worten. Illo erwidert entrüstet:

Sucht die Verräter  
 In Eures Vaters, in des Gallas Lager.  
 Hier ist nur einer noch. Geht und befreit uns  
 Von seinem hassenswürdigen Anblick! Geht! (Tod III, 23.)

Dieses geistreiche Spiel, wer der Verräter sei, findet sich schon im Wortgeplänkel zwischen Brutus und Octavianus:

Brutus:

Caesar, du kannst nicht durch Verräter sterben,  
Du bringst sie denn mit.

Oktavianus:

Das hoff ich auch:

Von Brutus' Schwert war Tod mir nicht bestimmt. (V, 1.)

Buttler wird von Gordon gewarnt:

Es kann der Mord bisweilen

Den Königen, der Mörder nie gefallen. (Tod IV, 8.)

Der Mordsknecht Deveroux hat ähnliche Bedenken:

Man hat Exempel,

Das man den Mord liebt und den Mörder straft. (Tod V, 2.)

Diese Möglichkeit wird in «Julius Caesar» zu einem Bilde gebraucht. Brutus mahnt die Mitverschworenen, selbst im Mord, im unvermeidlichen, menschlich vorzugehen:

Laßt unsre Herzen, schlaun Herren gleich,

Zu rascher Tat aufwiegeln ihre Diener

Und dann zum Scheine schmälen. (II, 1.)

Gräfin Terzky, nachdem sie schon Gift genommen hatte, erbittet von Octavio Gnade für die Diener Wallensteins (IV, 12). Ebenso veröhnlich ist Octavianus gestimmt:

Des Brutus Leute nehm' ich all in Dienst. (V, 5.)

Endlich wollen wir eine Szene in Schillers Drama besprechen, die mehrfach auf Shakespeare hinweist: Wallensteins letzte Begegnung mit der Gräfin Terzky (V, 3). Erst beobachtet Wallenstein den Sternenhimmel und merkt dort bedeutungsvolle Bewegung. Derartige Vorzeichen liebt Shakespeare und wendet sie besonders im «Julius Caesar» an. Dann verfällt Wallenstein in tiefes Sinnen, er denkt an den nunmehr toten Max, inniger als Macbeth an Duncan. Gräfin Terzky möchte Wallenstein aufrichten, doch bringt sie selbst ihre bangen Ahnungen vor: im Traum hat sie Wallenstein mit seiner ersten, verstorbenen Gemahlin gesehen. Wallenstein beschwichtigt sie:

Das ist ein Traum erwünschter Vorbedeutung,

Denn jene Heirat stiftete mein Glück.

Daß ein erschreckender Traum günstig gedeutet wird, ist nicht selten. Das Beispiel aus der «Braut von Messina» wäre nicht zutreffend, denn dort werden zwei gleichbedeutende Träume eigentlich auch gleich gedeutet, nur kleidet sich die eine Erklärung in täuschende, hoffnungserweckende Worte. In Racines «Athalie» (II, 7) sucht Abner dem

Traum der Königin, daß ihre Brust von der Waffe Joas' durchbohrt wird, die harmlose Deutung zu geben, daß sie von Mitleid für das Kind durchdrungen ist. Übrigens kann diese Art von Traumdeutung als ein folkloristischer Zug angesehen werden. Wir begegnen ihm z. B. wiederholt bei Firdusi. König Afrasiab sieht im Traum sein Heer von den Iraniern besiegt, dennoch will man ihm glauben machen, dies verkünde die Erfüllung seiner Wünsche<sup>7)</sup>.

Nichtsdestoweniger scheint es zweifellos, daß die Szene im «Wallenstein» unter der lebhaften Einwirkung des «Julius Caesar» entstanden ist. Calpurnia ist von den grausigen Vorzeichen erschreckt und von einem Traum geängstigt, den Caesar derart erzählt:

Es träumte diese Nacht, sie sah' mein Bildnis,  
Das wie ein Springbrunn klares Blut vergoß  
Aus hundert Röhren; rüst'ge Römer kamen  
Und tauchten lächelnd ihre Hände drein. (II, 2.)

Da ist nun im Traum klar die Ermordung Caesars vorausgeschaut. Doch Caesar nimmt die Bedeutung des Decimus Brutus an:

Es war ein schönes, glückliches Gesicht;  
(Vgl. bei Wallenstein: Das ist ein Traum erwünschter Vorbedeutung)

Rom werde neues Blut, neues Leben durch Caesar erhalten. Die Meldung der Opferseher, sie hätten kein Herz im Opfertier gefunden, erklärt Caesar derart, er selbst wäre ein Tier ohne Herz, wenn er aus Furcht zu Hause bliebe. Die Gräfin sieht eine rote Decke, die sich über sie und über Wallenstein legt. Dieser beruhigt sie, dies sei der rote Teppich seines Zimmers. Die Gräfin wundert sich, daß Wallenstein nicht an Warnungsstimmen glaube; Wallenstein gibt zu:

Dergleichen Stimmen gibt's — es ist kein Zweifel.  
Doch Warnungsstimmen möcht' ich sie nicht nennen,  
Die nur das Unvermeidliche verkünden.

Ähnlich entgegnet Caesar der Calpurnia, als sie sich auf die erschreckenden Vorzeichen beruft:

Was kann vermieden werden,  
Das sich zum Ziel die mächt'gen Götter setzten?

Es ist also kaum zu bezweifeln, daß der «Wallenstein» im Stoff der Handlung, in der Anlage der Charaktere, in Ideen und Wendungen manche Ähnlichkeit mit «Julius Caesar» aufweist.

### Schlußbetrachtung.

Vielfache Beziehungen knüpfen demnach Schillers «Wallenstein» an Shakespeares «Macbeth» und «Julius Caesar». Es bleibt zu bemerken, daß wir in «Wallensteins Lager» kaum irgendwelche Berührungen mit Shakespeare gefunden, in den «Piccolimini» nur spärliche und erst in

<sup>7)</sup> Firdousi-Mohl, Le Livre des Rois, Paris 1876, II, S. 207, ähnliches II, S. 311.



«Wallensteins Tod» lebhaftere. Es ist vorauszusetzen, daß Schiller beim Vertiefen in die Arbeit am «Wallenstein» sich gleichzeitig in Shakespeare versenkte. Jene Briefe an Goethe, in denen Schiller seine eingehendsten Betrachtungen über «Richard III.» (28. November 1797), über «Macbeth» (28. Oktober 1796), über «Julius Caesar» (7. April 1797) anstellt, handeln alle auch vom «Wallenstein». Doch sei darauf hingewiesen, daß Hense<sup>8)</sup> gerade in der Anlage, in der Schaffung von «Wallensteins Lager» die Einwirkung Shakespeares erblickt: «Vielleicht wagte er (Schiller) es, dieses Drama in den weiten, wenig übersichtlichen Rahmen von drei Teilen zu spannen, indem er sein ästhetisches Gewissen durch den Hinweis auf zwei- und dreiteilige Dramen Shakespeares beruhigte.» «Aber der deutsche Dichter . . . sonderte die . . . komischen Elemente aus und ließ den Wechsel derselben mit tragischen Szenen innerhalb der ernstesten Teile des «Wallenstein» nicht zu, mit derselben Geschmacksrichtung, welche sich in der Bearbeitung des «Macbeth» geltend machte.»

Betrachten wir nun aber die Art, wie Schiller die von Shakespeare gewonnenen Anregungen in seinem Werke verarbeitet. Keine einzige Szene knüpft so mannigfach und so innig an Shakespeare an wie die zuletzt besprochene (Tod V, 3). Dabei entspricht gerade diese (nebst den Theklaszenen) am vollkommensten der eigenartig tragischen Stimmung des Werkes.

Fassen wir ein anderes Beispiel genauer ins Auge, um Schiller bei der Arbeit zu belauschen. Da findet nun Schiller bei Shakespeare den Vorgang, wie Macbeth die Mörder Banquos bestellt (III, 1). Er überzeugt sie, nein, er beruft sich bloß darauf, sie überzeugt zu haben, was ihnen Banquo angetan: «er war es, der in vergangener Zeit sich eurem Glück in den Weg gestellt, während Euer Argwohn mich Unschuldigen traf.» Wir erfahren nicht, welche Unbill die Mörder zu beklagen haben, warum sie eben Macbeth verdächtigten, was ihnen der edle Banquo Unrechtes zugefügt haben mochte, selbst das nicht, wie Macbeth sie von seiner Unschuld und von Banquos Schuld überzeugte. Sehen wir dagegen, wie Schiller zu Werke geht. Octavio gewinnt Buttler, der dann zum Urheber der Ermordung Wallensteins wird. Wie vermag Octavio einen hohen Offizier zum Werkzeug dieser Bluttat zu machen? Schiller hält Umschau in der Geschichte, findet aber nichts, womit Wallenstein die Todfeindschaft Buttlers heraufbeschworen hätte. Da bleibt sein späher Blick an einer Überlieferung haften, die an Illo anknüpft und die Schiller, da er sie irrümlich für historische Wahrheit ansieht, auch in seiner «Geschichte des Dreißigjährigen Krieges» (II. Teil, 4. Buch) mitteilt: «Den Obersten Illo hatte er einstmals überredet, in Wien den Grafentitel zu suchen, und ihm dabei seine kräftigste Fürsprache zugesagt. Heimlich aber

<sup>8)</sup> Shakespeare, Untersuchungen und Studien. Halle 1884, S. 276.

schrieb er an die Minister, ihm sein Gesuch abzuschlagen, weil sich sonst mehrere melden dürften, die gleiche Verdienste hätten und auf gleiche Belohnungen Anspruch machten. Als Illo hernach zur Armee zurückkam, war sein erstes, ihn nach dem Erfolg seiner Bewerbungen zu fragen; und da ihm dieser von dem schlechten Ausgange derselben Nachricht gab, so fing er an, die bittersten Klagen gegen den Hof auszustoßen . . . Illo stimmte ein, und so wurde zwischen beiden ein enges Bündnis gestiftet.»

Dieses Motiv fügt nun Schiller seinem Wallenstein ein, indem er an Illos' Stelle Buttler treten läßt. Buttler sieht im Kaiser seinen Beleidiger, in Wallenstein seinen Fürsprecher, — hierauf war es doch bei diesem Vorgehen abgesehen. Octavio erschöpft alle Mittel, um Buttler zum Abfall von Wallenstein zu bewegen. Vergeblich. Da holt er als letzte Waffe den Brief hervor, den Wallenstein nach Wien geschickt, man müsse Buttler abweisen und demütigen. Da begreifen wir nur den Wutausbruch des gekränkten Mannes:

O, er soll nicht leben!

(Tod II, 6.)

So haben wir bei Shakespeare ein Gerippe, ein Schemen, bei Schiller ein lebendes Gebilde. Durch derartige Untersuchungen und Vergleiche wird also unsere Wertschätzung des «Wallenstein» nur erhöht. Schiller heftet nicht entlehnte bunte Lappen auf seine Gestalten, — nein, er pflanzt Edelreis auf seine Stämme, die dann Früchte von eigenartigem Schillerschen Saft und Duft zeitigen.

## Anhang.

Schillers «Tell» in seiner Beziehung zu Shakespeares «Julius Caesar» und «Macbeth».

Den «Tell» mit «Julius Caesar» in Verbindung zu bringen, ward nahegelegt durch folgende Äußerung Schillers an Goethe (2. Oktober 1803): «Für meinen ‚Tell‘ ist mir das Stück von unschätzbarem Wert; mein Schifflein wird auch dadurch gehoben. Er hat mich gleich gestern in die tätigste Stimmung gesetzt.» Durch diese Erklärung war die Abhandlung des P. Hieronymus Schneeberger veranlaßt: «Die Wechselbeziehung zwischen Schillers ‚Tell‘ und Shakespeares ‚Julius Caesar‘». (Programm des königl. Gymnasiums zu Münsterstadt für das Schuljahr 1881/82.) Diese Arbeit bedarf der Berichtigung und verträgt manche Ergänzung.

Überzeugend ist die Parallele von Gertrud Stauffacher, des edeln Ibers Tochter, mit Portia, der Tochter Catos, die schon zufolge ihrer Abstammung sich wert halten, die Sorgen ihrer Ehegatten zu teilen, von denen die eine den Tod zu erleiden bereit ist, die andere ihn auch freiwillig erleidet. Auch einige Ähnlichkeit der Calpurnia mit

Tells Hedwig, die beide voll banger Ahnung ihren Gemahl ziehen lassen, ist gewiß anzuerkennen, wenn auch die Auffassung übertrieben ist: «So gleichen sich die idealen Frauenpaare Calpurnia und Hedwig, wie andererseits Portia und Gertrud aufs genaueste» (S. 24). Auch die Wunderzeichen, von denen Stüssi erzählt (IV, 3), können mit den außerordentlichen Erscheinungen im «Julius Caesar» verglichen werden. Doch trotz der breiten Besprechung leuchtet es wenig ein, was Schneeberger über den Aufbau der Haupthandlung (Freiheitskampf im «Tell», Verschwörung im «Julius Caesar») aufstellt: «Wir gewahren dieselbe Stufenfolge der Entwicklung, dieselbe Gestaltung der Motive, dieselben Umstände der Zeit und des Ortes, kurz: dieselbe dramatische Ökonomie» (S. 23). Derartige Übertreibung reißt Schneeberger zu völlig haltlosen Äußerungen hin. Um den Freiheitskampf der Schweiz und die Verschwörung gegen Caesar ähnlicher erscheinen zu lassen, behauptet er: «Der Ruf Cinnas: Freiheit, Freiheit . . . findet tausendfachen Widerhall» (S. 23). Mit nichten, dieser Ruf findet bloß bei den Verschwörern Widerhall, die Senatoren und das Volk fliehen bestürzt. Auch gegen Tell wird er ungerecht, da er in seinem Monolog nur Sophismen sieht, «ähnlich denen, mit welchen Brutus den Aufschrei seines Gewissens beschwichtigt» (S. 21, 22). Die weiteren Parallelen der Charaktere scheinen auch nicht sehr glücklich: «Melchtal ist jäh, vulkanischen Wesens und darin gleicht er Cassius» (S. 26). «Wie Melchtal, so hat auch Rudenz manches mit beiden Römern (scil. mit Cassius und Antonius) gemein» (S. 27). «Des Brutus Eigenart spiegelt sich teils in Tells, teils in Stauffachers Wesen». «Auch Tells Wesen erinnert vielfach an Brutus . . .» (S. 27). Und dann vollends folgende Parallele: «Dort vor Sardes herrscht Zwist und Mißtrauen und Verzweiflung; im Kreise der Eidgenossen ist alles eines Sinnes und voll Hoffnungsfreudigkeit; dort wird das Signal zum Angriff verfrüht, und alles ist verloren; hier wird vorgegriffen — und herrlich ist's erfüllt, was sie im Rütli schwuren; dort zieht es wie wandelnde Leichen zur Walstatt, hier wallt es in hellen Haufen zu Tells, 'des Schützen, des Erretters' Hofe; dort lodern Scheiterhaufen, hier Freudenfeuer; dort wird Freiheit begraben, hier wird sie begründet» (S. 30, 31). Wenn irgendwo, kann auf diese Vergleichung Grillparzers Wort von einer «auf den Kopf gestellten Ähnlichkeit» angewendet werden.

Andererseits ließe sich manches hinzufügen. Ein bis zwei Züge hat Schiller von Brutus für Walter Fürst entlehnt. Brutus klagt:

O Verschwörung!

Du schämst dich, die verdächt'ge Stirn bei Nacht  
Zu zeigen, wann das Bö's am freisten ist!  
O dann, bei Tag, wo willst du eine Höhle  
Entdecken, dunkel gnug, es zu verlarven  
Dein schnödes Antlitz?

(II, 1.)



Ebenso denkt Walther Fürst:

So müssen wir auf unserm eignen Erb  
 Und väterlichen Boden uns verstohlen  
 Zusammenschleichen, wie die Mörder tun,  
 Und bei der Nacht, die ihren schwarzen Mantel  
 Nur dem Verbrechen und der sonnenscheuen  
 Verschwörung leihet, unser gutes Recht  
 Uns holen, das doch lauter ist und klar  
 Gleichwie der glanzvoll offne Schoß des Tages. (II, 2.)

Brutus will bloß den Geist Caesars bekämpfen, es tut ihm weh, daß für diesen Geist Caesar bluten muß, — sonst soll aber kein Blut vergossen werden (II, 1). Ähnlich Walter Fürst:

Was sein muß, das geschehe, doch nicht drüber.  
 Die Vögte wollen wir mit ihren Knechten  
 Verjagen und die festen Schlösser brechen;  
 Doch, wenn es sein mag, ohne Blut. (II, 2.)

Mit eben dieser Gesinnung begrüßt er Melchthal:

Wohl euch, daß ihr den reinen Sieg  
 Mit Blute nicht geschändet! (V, 1.)

Die feierliche Begrüßung im «Julius Caesar» findet durch Händedruck und durch die Nennung eines jeden einzelnen statt, — derart begrüßte Brutus die Verschwörer (II, 1) und noch feierlicher, weil unaufrichtig, schüttelt Antonius ihre Hände (III, 1). Ähnlich läßt sich Stauffacher die biedere Rechte seiner Vertrauten reichen (I, 4) und ebenso bietet Rudenz seine Rechte Walter Fürst, Stauffacher und Melchthal (IV, 2).

Als Tell den Enkel Kaiser Rudolfs, Johannes Parricida, flehend und verzweifeln vor sich sieht, verhüllt er sich das Gesicht (V, 2). Diese Geste des Schmerzes ist uns aus dem «Wallenstein» und dem «Julius Caesar» bekannt.

Den Spuren Macbeths im «Tell» ist Alb. Köster («Schiller als Dramaturg», S. 125, 126) nachgegangen. In «Tells» Hedwig erkennt er Züge der Lady Macduff. Beide schelten ihren Mann herzlos, daß sie an Weib und Kind nicht gedacht haben, beide preisen aber ihre Männer stolz vor anderen<sup>9)</sup> (Macbeth V, 2, Tell IV, 2). Ferner vergleicht Köster den Schmerz Melchthals bei der Nachricht von der Blendung seines Vaters mit dem Schmerz Macduffs bei der Nachricht vom Tode seines Weibes und seiner Kinder, — beide verbinden ihre persönliche Rache mit der Strafe des Landesfeindes, mit der Befreiung des Vaterlandes.

<sup>9)</sup> «als ein Dritter ihn (Tell) schmäht» heißt es bei Köster, — doch wird Tell vor Hedwig von niemandem geschmäht.

Wir können noch hinzufügen, daß auch Macduffs berühmter Wehruf:

He has no children. (IV, 3.)

im «Tell» wiederkehrt. In der Apfelschußszene (III, 3) ruft Tell selbst aus:

Ich soll der Mörder werden meines Kindes!  
Herr, Ihr habt keine Kinder, wisset nicht,  
Was sich bewegt in eines Vaters Herzen.

Damit gibt Schiller auch seine Erklärung zu den mehrfach gedeuteten Worten Macduffs. Schließen wir mit einer bezeichnenden Einzelheit. Das Vorbild für «Die Milch der frommen Denkart» in Tells Monolog (IV, 3) begegnet uns dreimal im «Macbeth»:

The milk of human kindness. (I, 5.)

Take my milk for gall. (I, 5.)

I should

Pour the sweet milk of concord into hell. (IV, 3.)

Halten wir nun die Ausdrucksweise der beiden Dichter gegeneinander «Milch für Galle» «die süße Milch der Eintracht in die Hölle gießen» und andererseits:

In gärend Drachengift hast du  
Die Milch der frommen Denkart mir verwandelt;

so wird uns für das Sprachliche dasselbe klar, was wir für das Inhaltliche, das Stoffliche, das Dramatische festgesetzt haben: wo Schiller entlehnt, da verschönert er das Schöne, adelt er das Edle, erhebt er das Erhabene.

P. S. Zu dem bedeutungsvollen Ausspruch Illos: In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne (Piccolomini II, 6) und dessen Shakespeareschem Vorbilde finde ich eine überraschende Parallele bei Firdousi-Mohl, *Le Livre des Rois* IV, 414, wo Isfandiari, ein Held, von dem selbst Rustem überstrahlt wird, ausruft: Je porte dans mon sein mon étoile. Schillers Einwirkung dürfen wir bei Hebbel voraussetzen, wenn er im Motto zu seinem *Gyges vom Schicksal* aussagt, «dieses entsteht einzig der menschlichen Brust».

Der Wirkung der Musik auf ein krankes Gemüt (Wallensteins Tod III, 4) begegnen wir außer an den oben angeführten Stellen auch sonst. So lesen wir in Auerbachers *Volksbüchlein* («Abbas der Weise») von einem Harfenspieler, «daß er den Melancholischen lustig mache durch stille Musik». Die Bedeutung dieser Kunst findet ihren beredten dichterischen Ausdruck bei Voß, *Luise* (3. Idylle, 2. Gesang), wo es unter anderem heißt:

Zauberisch dämpft die Musik Anfechtungen selber des Satans.

---

---

## Der kleine Landwirt in England.

Von Geheimrat Alex. von Matlekovics.

Die Geschichte der kleinen englischen Landwirte und die Veränderungen im Grundbesitz der englischen Landwirtschaft sind im allgemeinen von großem volkswirtschaftlichen Interesse, gewinnen aber an Bedeutung gerade in unserer Zeit, in welcher die sozialpolitischen Reformen des jetzigen leitenden Staatsmannes D. Lloyd George die innere Kolonisation, die Errichtung kleiner landwirtschaftlicher Besitze als eines der anzustrebenden politischen Ziele erblickt. Eliaschewitschs Buch<sup>1)</sup> erscheint somit gerade zur Zeit und ist für die Verhältnisse der englischen Volkswirtschaft außerordentlich interessant.

Vor allem andern schildert der Verfasser die Entwicklung der Landwirtschaft in der zweiten Hälfte des 18. und am Anfang des 19. Jahrhunderts. Im Anfange des 18. Jahrhunderts war England noch überwiegend Agrarstaat. Die Mehrzahl der Bevölkerung beschäftigte sich mit der Landwirtschaft. Die Zahl derjenigen, die landwirtschaftliche Produkte kauften, war im Vergleich mit der Zahl der Produzenten noch nicht groß. Die Ackerfelder waren offen, die Dreifelderwirtschaft mit Gemeinweide war die herrschende Form. Der Boden befand sich hauptsächlich in den Händen der mittleren und kleinen Farmer. Der kleine Landwirt, der halb-naturale Wirtschaft führte, den größten Teil der von ihm erzeugten Produkte selbst konsumierte und den Markt mit Getreide und kleinen Artikeln versorgte, war die gewöhnliche Erscheinung der Feldgemeinschaft. Die kleinen Pächter und Bauern und die Kötter, die kleine Parzellen oder Gemeinderechte besaßen, bildeten die Hauptmasse der Landbebauer. Mit Ende des 18. Jahrhunderts beginnt in England die Entwicklung der Industrie und der Städte. Das Wachstum der Industrie hat eine allmähliche Vermehrung der industrie- und handeltreibenden Bevölkerung im Verhältnis zu der landwirtschaftlichen zur Folge. Die Erweiterung des Marktes und das ständige Hinaufgehen der Preise für alle landwirtschaftlichen Produkte bringt eine kardinale Veränderung in den Pacht- und Besitzverhältnissen hervor. Besonders stiegen die Preise für tierische Produkte; die Graswirtschaft wird rentabler; dieselbe verlangt aber größere Bodenflächen. Der Großbetrieb gibt nunmehr größere Renten; die Besitzer haben Interesse, die kleinen Farmen mit ihren Gemeinwesen aufzulassen, größere Farmen zu gestalten, geschlossene, eingehegte Güter (enclosures) zu bilden. Der größte Teil des Bodens fiel nunmehr in die Hände der kapitalistischen großen und mittleren Pächter, die verkoppelte und eingehegte Güter hatten und für den Markt produzierten. Die guten Gründe werden für die Viehzucht zur Graswirtschaft verwendet, der ärmere Boden zum Getreidebau benützt, da durch starke Schutzzölle der Preis des Getreides sehr hoch stand. Durch die wirtschaftliche Lage erhöhte sich die Rente

---

<sup>1)</sup> Die Bewegung zugunsten der kleinen landwirtschaftlichen Güter in England. Ein Beitrag zur Geschichte des Untergangs der kleinen englischen Landwirte und der Bewegungen für die innere Kolonisation, von Alexander Eliaschewitsch. München und Leipzig. Verlag von Duncker & Humblot 1914.



des Bodenbesitzes umso mehr, als infolge der hohen Getreidepreise der schlechteste Boden zum Ackerland benützbar war. Der große und mittlere Farmer wird nunmehr Herrscher in der englischen Landwirtschaft. Von den alten, für die Feldgemeinschaft typischen kleinen Landwirten waren nur unbedeutende Reste geblieben. Die Massen der Landbevölkerung aber wurden zu völlig besitzlosen Proletariern.

Es war eine volle Umgestaltung auf dem platten Lande. Das Band zwischen dem Boden und seinem Bebauer wurde zerrissen, die alte Gliederung der Dorfgemeinschaft zerstört. Wohl gab es auch früher Arbeiter und Arbeitgeber, aber die Kluft, welche sie von einander trennte, war nicht so tief, und es existierten ununterbrochene Abstufungen von einer Klasse zur andern, was dem Arbeiter die Hoffnung gab, allmählich eine höhere soziale Position zu erreichen. Der Untergang der kleinen Güter machte diesem Zustande ein Ende. Die Sympathien mit den verletzten Interessen und die sozialpolitischen Erwägungen riefen einen lebhaften Protest gegen die Konsolidierung der Güter, in der man die Ursache der ganzen Umwälzung sah, hervor. Es entstand der große literarische Kampf für und gegen den Kleinbesitz, für und gegen den Großbesitz. Zwei Weltanschauungen standen einander gegenüber. Die Vertreter der einen konnten nicht verstehen, daß die Bereicherung der Wenigen auf Kosten vieler wirklich eine Bereicherung der Nation sei; sie litten mit den proletarisierten Pächtern und den immer tiefer in Armut versinkenden Arbeitern; sie schauten mit Entsetzen auf die Verschlechterung der Gesundheit der in die Städte übergehenden Bevölkerung und sahen darin die Vernichtung der Wehrkraft Englands; sie verstanden, daß sich eine große soziale Umwälzung vollzog, daß eine neue Verfassung der Gesellschaft im Werden war. Und sie suchten die Mittel dagegen in der Rückkehr zur alten Vormundschaft des Staates, zur alten Ordnung überhaupt. Die Vertreter der anderen Auffassung, welche auch die herrschende Klasse war, kümmerte sich sehr wenig um die Leiden der niederen Schichten der Bevölkerung. Sie sahen, wie neue Quellen der Bereicherung sich öffneten, wie die Produktionskräfte im Staate wuchsen und Reichtum sich vermehrte; sie beobachteten mit Bewunderung das Erwachen des Unternehmungsgeistes, welcher die Produktion auf eine nie dagewesene Höhe brachte, und sie verlangten, daß die nach Bereicherung strebenden Individuen in keiner Weise gehemmt werden sollten. Wenn die ersteren die kleinen Güter verteidigten und sie zu erhalten und zu vermehren suchten, so standen die letzteren auf der Seite des den neuen Verhältnissen entsprechenden Großbetriebes. Die letzteren waren die Kämpfer für die neuen Formen, welche die wirtschaftliche Entwicklung Englands mit sich brachte. Die anderen wollten das Leben zurückhalten.

Dieser Kontrast erzeugte die verschiedenen Kämpfe, Bestrebungen, gesellschaftliche und gesetzgeberische Maßnahmen, die in den folgenden Zeiten die wirtschaftliche Entwicklung Englands zugunsten des Kleinbesitzes beherrschten.

Vor allem andern sehen wir die Parzellenbewegungen der Philanthropen und Sozialpolitiker. Das traurige Los der Landarbeiter, die ohne Grundbesitz und ohne Bewirtschaftung von kleinen Parzellen ihr Auskommen auf dem Lande nicht mehr finden, anderseits der Mangel an tüchtigen Landarbeitern infolge der aus dieser traurigen Lage entstandenen Landflucht,

und die Abwanderung der Arbeiter in die industriereichen Städte, entfachte die Bestrebungen, kleine Wirtschaften zu schaffen. Ihre Idee, war, ohne die Entwicklung des Großbetriebes irgendwie zu gefährden, das zerrissene Band zwischen dem Landarbeiter und dem Boden durch Zuteilung kleiner Grundparzellen an Landarbeiter wieder herzustellen. In den 90er Jahren des 18. und in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts wurden zahlreiche Entwürfe ausgearbeitet, wie die Parzellen zu verbreiten sind und welcher Art sie sein sollen. Das Interesse an dieser Frage war so groß, daß das Board of Agriculture (Landwirtschaftsministerium) eine Prämie für das beste Projekt aussetzte. Im Dezember 1796 entstand die Gesellschaft zur Besserung der Lage der Armen, die die Verbreitung der Parzellenbewegung in hohem Grade förderte. Trotz der großen Sympathie, die die Gesellschaft erwecken konnte, hörte ihre Tätigkeit nach 10 bis 12 Jahren beinahe vollständig auf. Jetzt beginnt für den englischen Landarbeiter von 1815 bis zur Aufhebung der Getreidezölle die schlimmste Zeit, so daß in den 30er Jahren eine große aufständische Bewegung der Landarbeiter ausbrach und jedes Dorf und jeder Weiler in Südengland in Flammen aufging, um von der weitverbreiteten Armut und Unzufriedenheit zu erzählen. Nun entstand abermals eine Parzellenbewegung, welche nunmehr auch in den Reihen der Landbesitzer wohlwollende Aufnahme fand. Das Parlament beschäftigte sich wiederholt mit der Frage, aber die verschiedenen Gesetzentwürfe, die in den Jahren 1841/4 im Parlament eingebracht wurden, waren nie zu Gesetzen geworden; nur im Jahre 1845 wurde in der General Enclosure Act eine Klausel eingefügt, nach welcher von nun an bei Bewilligung jeder Einhegung aus den eingehegten Ländern ein Teil für Parzellen zu bestimmen war. Allein die praktische Bedeutung dieses Zugeständnisses war nur gering. In den folgenden 20 Jahren wurden 368 000 acres eingehegt und nur 2223 acres für Parzellen angewiesen. Immerhin war die Parzellenbewegung nicht ohne Erfolg. Die Zählung von 1873 ergab 242 542 und jene von 1886 348 872 Parzellen.

Zu der Parzellenbewegung zugunsten der kleinen Landwirte gesellte sich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Bewegung zugunsten der kleinen Güter für die Industriearbeiter. Die steigende Industrie Englands ging mit der Proletarisierung der Industriearbeiter Hand in Hand. Das Elend der Arbeiter wird immer stärker; der Zuwachs der Fabrikarbeiter durch die Flucht der Landarbeiter wächst; nie hat man von soviel überschüssiger Arbeit und überschüssiger Bevölkerung gesprochen wie in dieser Zeit. Die sozialistischen Lehren zeigten die Mißstände und Mängel der bestehenden Wirtschaftsordnung und weckten bei den Arbeitern das Bewußtsein, daß weitgehende wirtschaftliche Reformen und Änderungen notwendig sind. Die Aufmerksamkeit der Arbeiterschaft wurde dabei auch auf die Mängel der Verhältnisse auf dem Lande gelenkt. Man erblickte in der Bodenbesiedelung das Mittel gegen eines der größten Übel und der brennendsten Probleme dieser Zeit — gegen die Arbeitslosigkeit. Die Sozialisten wünschten den allmählichen Übergang des Grund und Bodens in Kommunen der Produzenten. An der Spitze der Bewegung stand der Chartist Feargus O'Connor. Er gab das Schlagwort aus: «Zurück zum Lande» (back to the land) und das Mittel, dies zu verwirklichen, sei das Small-Farmsystem, der kleine Landbesitz und Landpacht. Dies ist aber nur zu erreichen, wenn die Arbeiter das Recht er-

halten, ins Parlament Vertreter zu senden. Deshalb forderte er das allgemeine Wahlrecht — die Charte. Die Tendenz verlangte, daß der heimische Boden intensiver kultiviert werde, die «surplus labour» sollte auf den Boden gelenkt werden. Die Chartisten errichteten eine eigene Gesellschaft, die Chartist Cooperative Land Society, welche die Bildung von kleinen Farmen anstrebte. Diese Gesellschaft hatte große Erfolge. Man kann sagen, daß sie, was die Zahl ihrer Mitglieder und ihre Popularität bei den arbeitenden Massen anbelangt, die bei weitem erfolgreichste Small Holdings Society war, die jemals in England existierte und den grandiosesten aller Versuche bildete, eine Verbreitung kleiner Güter auf privatem Wege zu erzielen. Bei der Agitation für die Abschaffung der Getreidezölle hat die Anti Corn Law league die Wichtigkeit der kleinen Landfarmen zur Gewinnung der Arbeiter ebenfalls erkannt, und es bildeten sich in verschiedenen Gegenden Freehold Land Societies mit der Absicht, für Arbeiter kleine Parzellen zu erwerben. Die Erfolge dieser Bestrebungen waren sehr groß. Im Jahre 1851 hatten sie schon 150 Güter, welche sie in 12 000 Parzellen aufgeteilt haben.

Die Krisis, welche infolge der Verkehrserleichterung durch die große Einfuhr amerikanischer landwirtschaftlicher Produkte in Europa auf die Landwirtschaft lastete, hat in England die Bildung kleiner Güter nicht befördern können. Diese Krisis, die das Sinken der Preise hervorgerufen hat, wirkte zuerst auf den Getreidebau; in den Zeiten der hohen Preise wurden die ungünstigen Gründe aufgebrochen, die jetzt bei niedrigen Preisen nicht mehr rentierten; es fand deshalb eine große Abnahme der mit Weizen und Gerste bebauten Fläche statt. Demgegenüber erlebte England in dieser Zeit ein nicht unbedeutendes Aufblühen der Viehzucht. Unter diesen Umständen zeigt die Entwicklung der englischen Landwirtschaft, daß die ganz großen Wirtschaften abnehmen und die Güter mittleren Betriebes, von 50—300 acres, nicht unbeträchtlich zunehmen. Die Wirtschaften von 5—50 acres haben der Fläche nach zugenommen, ihre Zahl zeigt aber die Tendenz der Verminderung. Die ganz kleinen Betriebe von 1—5 acres haben sowohl an der Zahl, wie an der Fläche abgenommen. Nur dort, wo die Vorbedingungen zur Molkereiwirtschaft und besonders für Milchproduktion, für Obst- und Gemüsebau und für Geflügelzucht vorhanden sind, wo die Böden gut und die Märkte nahe sind, oder wo die kleinen Landwirte günstige nichtlandwirtschaftliche Arbeitsgelegenheiten haben, kann man bei den modernen Bedingungen auf eine weite Entwicklung und erfolgreiche Konkurrenz der kleinen Güter rechnen.

Neben diesen landwirtschaftlichen Verhältnissen entwickelte sich die Industrialisierung Englands weiter. Die Arbeiterfrage wurde mehr und mehr zur ständigen Tagesfrage. Streiks und Arbeitslosigkeit mußten jeden leitenden Staatsmann beschäftigen, und somit tauchte nunmehr auch im Parlamente die Regelung der Kleinwirtschaften nicht als landwirtschaftliche, sondern als große soziale Frage auf. In England besteht zwar das allgemeine Wahlrecht nicht, aber im Jahre 1867 wurde ein großer Teil der Industriearbeiter wahlberechtigt, und die Reform von 1884 dehnte das Stimmrecht auf Landarbeiter aus. Infolgedessen hatten die Arbeiter auf die Parlamentsmitglieder Einfluß, und mußte jede politische Partei die sozialen Fragen berücksichtigen.

Seit 1874 wurden bereits wiederholt Gesetzentwürfe eingebracht, die die



Mitwirkung des Staates für die Errichtung von kleinen Wirtschaften sichern sollten. Im Jahre 1882 ordnete ein Gesetz an, daß Stiftungen im Falle einer Nachfrage seitens der Landarbeiter diesen Parzellen für gerechte Rente und unter gerechten Bedingungen verpachten; das Gesetz hatte aber keine praktischen Folgen. Nach langen Kämpfen wurde im Jahre 1887 ein Gesetz gebracht (Allotments Act), laut welchem die Gesundheitsbehörden, wenn sie der Meinung sind, daß in der betreffenden Gegend Nachfrage nach kleinen Gütern vorhanden wäre und nicht unter billigen Bedingungen befriedigt werden könnte, die Pflicht hätten, geeignetes Land zu kaufen oder zu pachten und den Arbeitern nicht über ein acre zu vermieten; für den Fall, daß die Behörden nicht imstande wären, entsprechendes Land zu erwerben, durften sie auch zwangsweise kaufen. Da auch dieses Gesetz ohne Wirkung blieb, wird im Jahre 1890 ein Zusatzgesetz angenommen, das für den Fall der Untätigkeit der Behörde das Recht der Berufung an den Grafschaftsrat vorsah. Aber auch dieses Gesetz verblieb ohne gewünschten Erfolg; die Bewegung für kleine Wirtschaften wurde immer umfangreicher, und deshalb brachte die Regierung 1892 einen Gesetzentwurf ein, der auch als Small Holdings Act 1892 zum Gesetz wurde. Die wichtigsten Bestimmungen dieses Gesetzes sind folgende: Jeder Grafschaftsrat muß, wenn er von einem oder mehreren Wählern ein Gesuch bekommt, das das Vorhandensein einer Nachfrage nach kleinen Gütern in der Grafschaft konstatiert, diese Frage eingehend untersuchen und darf geeignetes Land erwerben mit dem Zwecke, die Leute, die kleine Güter kaufen und selbst bewirtschaften wollen, mit denselben zu versorgen. Das Geld hierzu kann der Grafschaftsrat aus dem Staatsfond für öffentliche Arbeiten für  $3\frac{1}{2}\%$  borgen. Das Land wird der nachsuchenden Person unter folgenden Bedingungen verkauft: wenigstens ein Fünftel des Kaufpreises muß gleich bezahlt werden; ein Teil, aber nicht mehr als ein Viertel kann als ewige Rentenlast auf dem Gute ruhen bleiben; der Rest der Summe muß in halbjährigen Raten innerhalb einer Frist von nicht über 50 Jahren bezahlt werden. Der Käufer wird gleich nach der Einzahlung eines Fünftels Eigentümer, ist aber 20 Jahre nach dem Kauf und auch weiter bis zur Einzahlung des vollen Kaufpreises in seinem Eigentumsrechte insofern beschränkt, als er das Gut oder einen Teil nicht ohne Zustimmung des Grafschaftsrates verteilen, verpachten oder einem andern übergeben darf; es muß durch den Eigentümer selbst kultiviert werden und darf nicht für andere als landwirtschaftliche Zwecke benutzt werden; auf dem Gut darf nicht mehr als ein Wohnhaus errichtet werden. Das Land darf nur auf freiwilligem Wege erworben werden. Der Grafschaftsrat besitzt kein Recht der zwangsweisen Enteignung.

Auch dieses Gesetz blieb völlig wirkungslos. In den 14 Jahren nach dem Inslebentreten des Gesetzes waren in ganz Großbritannien nur 812 acres erworben und in kleine Güter aufgeteilt. Die Leute, welche etwas ersparten und kleine Farmer werden wollten, zogen es vor, ihr kleines Kapital zu Bewirtschaftungszwecken und nicht zum Ankauf von Land anzuwenden. Bei dem hohen Bodenpreis, der seinen Ertragswert übersteigt, ist für den kleinen Mann die Pacht rentabler und anziehender.

Nachdem die öffentliche Meinung die sozialen Verhältnisse fortwährend auf der Tagesordnung hielt, und die Arbeiterfrage, namentlich aber die Frage der Arbeitslosen in der glücklichen Lösung der Besitzgliederung,

der inneren Kolonisation des Landes, das Mittel der Besserung sieht, hat das Parlament im Jahre 1907 abermals ein Gesetz gebracht (Small holdings and allotments act 1907), welches nunmehr die Fehler des Gesetzes vom Jahre 1892 verbessern sollte. Im Sinne dieses Gesetzes ernannte das Board of Agriculture zwei oder mehrere ständige Small holdings-Kommissäre, deren Pflicht es ist, nach Anweisungen des Board den Umfang der vorhandenen Nachfrage nach kleinen Gütern in den verschiedenen Grafschaften, sowie die Möglichkeiten, sie zu befriedigen, zu untersuchen und dem Board zu berichten, ob in der betreffenden Grafschaft die Vorbereitung eines Ansiedelungsplanes wünschenswert ist. Wenn das Board dies auch für wünschenswert erachtet, so verpflichtet es den Grafschaftsrat, einen Plan auszuarbeiten, wie die vorhandene Nachfrage befriedigt werden kann. Wenn der Grafschaftsrat dieser Pflicht nicht nachkommt, so kann der Kommissär den Plan auf Kosten des Grafschaftsrates ausarbeiten und durchführen. Aber der Grafschaftsrat braucht keineswegs darauf zu warten, daß ihm das Board of Agriculture die Weisung erteile, das Gesetz gibt auch ihm das Recht der Initiative. Das Parlament votiert jährlich dem Board of Agriculture den Gehalt der Kommissäre, und hiedurch bekommt das Parlament die Möglichkeit, die Ausführung des Gesetzes zu kontrollieren. Das Gesetz gibt dem Grafschaftsrat nicht nur das Recht, Güter auch im Enteignungswege zu kaufen, sondern auch solche zu pachten; jeder Grafschaftsrat muß ein Small holdings and Allotments-Komitee ernennen.

Die Ergebnisse dieses Gesetzes lösen zwar keinesfalls alle Probleme der englischen Landwirtschaft, zeigen aber bereits günstige Erfolge. Die Zahl der kleinen Betriebe von 1—50 acres hat in den letzten Jahren nicht wie früher ab-, sondern zugenommen. Bis zum letzten Dezember 1912 haben die Grafschaften 8970 Bewerber mit kleinen Gütern mit der Gesamtfläche von 124922 acres versorgt, und 8508 Bewerber um 130 582 acres blieben noch in den Büchern als provisorisch anerkannte Bewerber, denen kleine Güter zu verschaffen sind. Außerdem wurden 6094 acres an Genossenschaften verpachtet und von diesen in 967 kleine Güter verteilt. Von allen diesen 9937 Gütern, die durch die Grafschaftsräte errichtet wurden, wurden nur 20 (d. h. 0,2%) mit 212 acres verkauft, die andern aber verpachtet. Das durch die Grafschaftsräte erworbene Land betrug in den fünf Jahren 154977 acres, von denen 104 533 gekauft und 50 444 gepachtet wurden. Zum Zwecke des Erwerbs von Land haben die Grafschaftsräte in diesen fünf Jahren von der Regierung 2994 728 £ geliehen. Außerdem haben sie als Darlehen für die Aufteilung des Landes in kleine Güter und die dazu notwendigen Vorbereitungsarbeiten 586914 £ erhalten.

Die Bewegung der Parzellierung ist aber noch nicht beendet. Lloyd George verfolgt mit seinen, das Los der arbeitenden Klasse verbessernden Absichten auch die weitere Regelung der inneren Kolonisation Englands, und ist die nächste Wahlkampagne sicher abermals der Platz, wo im Interesse des Kleinbesitzes die politischen Parteien ihre Ansichten darlegen werden.

Eliaschewitschs Buch ist daher für jeden, der die wirtschaftliche Entwicklung Englands und deren nächste Zukunft mit Interesse verfolgt, von großer Bedeutung.

## Der Einfluß der deutschen Dichtung auf die ungarische des XVIII. Jahrhunderts<sup>1)</sup>.

Von Dr. Josef Trostler in Temesvár.

Nachahmungen und Übersetzungen sind nicht immer die ausschließlich überzeugenden Belege für die Intensität literarischer Wechselwirkungen, und nicht jede Anregung, die von fremder Literatur ausgeht, findet notwendigerweise einen literarischen Niederschlag. Geographische und zeitliche Entfernungen, persönliche Beziehungen, Aufschwung und Niedergang des geistigen Lebens, Art und Weise der Vermittlung, wenn es sich nicht um unmittelbare Entlehnungen handelt, der Grad, bis zu welchem der Boden für die Aufnahme fremder Einflüsse vorbereitet erscheint, wirken bestimmend auf ihre literarische Verarbeitung.

In der ungarischen Literatur, für die in erster Reihe die Beeinflussung durch deutsches Schrifttum in Betracht kommt, folgen Perioden mit starker und milder starker Aufnahmefähigkeit unmittelbar aufeinander. Dazwischen fallen lebensarme Jahrzehnte der vollständigen Unempfänglichkeit und konsequenter Passivität, in denen man sich scheinbar jedem Einfluß hartnäckig verschließt und mit überliefertem einheimischen Gut wirtschaftet. Und trotzdem gibt es von der erbaulichen Literatur des Mittelalters an, seit den ersten Anfängen der Renaissance-Literatur, der Lyrik, Novellistik und des Dramas, über den Pietismus und die galante Zeit hinaus, bis zur Klassik, Romantik und junges Deutschland, Realismus und Naturalismus, Symbolismus und Neuromantik, kaum eine literarische Strömung, die nicht Eingang gefunden hätte. Weitverzweigte Wanderwege führen der ungarischen Literatur ununterbrochen eine Fülle von neuen Stoffen und Anregungen zu, die freilich nicht selten im Sande verlaufen müssen oder nur verspätet unter günstigeren Verhältnissen in eigenartig zusammengesetzten Gebilden zu neuem Leben erweckt werden. Vieles vermag, durch Österreich vermittelt oder in andere Richtungen gelenkt, nur völlig umgestaltet Wurzel fassen. Unter allen Umständen aber vollzieht sich die Entlehnung mit einer unbewußten Gesetzmäßigkeit, die alles ausscheidet, was der Eigenart des ungarischen Geistes widerspricht und ihm nicht anzupassen ist.

Die Erforschung der Beziehungen und Wechselwirkungen erwies sich für die auf den Spuren Gustav Heinrichs wandelnde Philologie<sup>2)</sup> stets als ein fruchtbares Gebiet. Während aber für das XVI. und das noch immer vernachlässigte XVII. Jahrhundert nur einige Ansätze und Versuche in Betracht kommen, wurde das XVIII. Jahrhundert an der Hand zahlreicher Untersuchungen nach den meisten Richtungen hin (Epik, Drama, Lyrik) eingehend durchforscht, und so war es schon längst geboten, eine Sichtung der bisher zutage geförderten Ergebnisse zu unternehmen. Diesem Bedürfnis kommt die zusammenfassende Darstellung

<sup>1)</sup> A német költészet hatása a magyarra a XVIII. században. Irta Császár Elemér. Budapest 1913. (In den Abhandlungen der Ungar. Akademie der Wissenschaften. Bd. XXII, 7.)

<sup>2)</sup> Eine Übersicht der einschlägigen Literatur gab ich soeben in einem Forschungsbericht der Wochenschrift »Die Geisteswissenschaften«, 1914.



Elemér Császárs in dankenswerter Weise entgegen. Sie umfaßt die Zeit von 1711—1795, hält sich also bei der Absteckung der Grenzen an bestimmte Jahreszahlen, die eine praktische Einschränkung des umfangreichen Literaturgebietes ermöglichen. Nach dem Sztatmárer Frieden von 1711 beginnt bei uns eine neue Epoche kultureller Entwicklung, die sich neue Gebiete erschließt und allmählich die unverbrauchten oder schlummernden Energien zur Entfaltung bringt. Das Jahr 1795 bezeichnet zwar weder den Höhepunkt noch den Abschluß dieser Entwicklung, es ist aber durch das blutige Ende jener Verschwörung, die sich an den Namen des unpolitischen Träumers J. Martinovics knüpft, durch die Einkerkierung der führenden Literaten Kazinczy, Batsányi, Szentjóbi, Verseghy, den Tod der Dichter Dayka und Kármán, auch literarisch bedeutsam genug, um als terminus ad quem gelten zu können.

Von der Mitte des XVII. Jahrhunderts verliert der deutsche Einfluß an Bedeutung, um dann — scheinbar — allmählich zu verblassen, und eine geraume Zeit von lateinischen und modernen romanischen Einwirkungen fast völlig in den Hintergrund gedrängt zu werden. Die Kenntnis der deutschen Sprache ist auf die deutschen Städte und Landschaften Ungarns beschränkt. In der Bibliothek der reformierten Hochschule zu Sárospatak gibt es um 1763, wie wir von Franz Kazinczy erfahren, kein einziges belletristisches Werk in deutscher Sprache. Es ist bezeichnend, daß die Gemahlin des Grafen Gideon Ráday bei einer Begegnung mit Maria Theresia sich eines Dolmetschers bedienen muß, und im Heere des Kuruzengenerals Károlyi sich niemand findet, der einen erbeuteten deutschen Brief entziffern könnte. Die Aristokratie geht in der Atmosphäre und Kultur des Wiener Hofes zeitweilig völlig auf und kommt hier kaum in Betracht. Die Beziehungen aber waren viel tiefer verankert, um spurlos verschwinden zu können. Kulturhistorisch bedingt und vielfach verschlungen, ziehen sich auch im achtzehnten Jahrhundert die Fäden zwischen Deutschland und Ungarn. Kenntnis der Sprache, unmittelbare Anregungen, günstigere Bedingungen des persönlichen Verkehrs, vor allem der lebhaftere Besuch deutscher Universitäten durch ungarische Studenten müssen notgedrungen wieder zu einer Vertiefung des literarischen Einflusses führen. Die von Jakob Bleyer betonte Bedeutung der Vermittlerrolle Österreichs und der einheimischen deutschen Landschaften soll hier nicht erörtert werden.

Zu dem evangelischen Kirchenlied führen die ältesten Spuren, denn der Bestand der von J. Sartorius redigierten beiden Sammlungen (1730 und 1732) setzt sich zum Teile aus deutschen Übersetzungen zusammen. Aber auch die gegen Luther gerichteten holprig unbeholfenen Verse des Katholiken Martin Hriágjel (Handschrift, etwa 1753—58), die Produkte altmodischer Unterhaltungsliteratur, wie Peter Bods deutschen Quellen entlehnter Hilárius (1760) und P. Fodors «Biblische Historien» (1760) knüpfen an alte Überlieferung an und bezeugen die Kontinuität latenter Zusammenhänge. Der Import und die Übersetzung deutscher Bücher hatte niemals aufgehört, und neben dem Epigrammatiker Hofmanswaldau (V. Fr. v. Frankenstein, Hundert sinnreiche Grabschriften, Hermannstadt, 1677) kamen früh genug die erbaulich-moralisierenden Schriften des siebzehnten Jahrhunderts zu Worte. Hier sind auch die Anfänge des neueren ungarischen Dramas zu suchen. Geschäftige Piaristen

bearbeiten oder übersetzen die Dramen von Gottscheds Schaubühne und schlagen dadurch eine Brücke zwischen dem starren, lebensarmen Drama der Jesuiten und dem lebensvolleren weltlichen Schauspiel der folgenden Epoche. In erster Reihe wird der von Bühne und Nachahmern so stark bevorzugte Däne Holberg ausgebeutet. Sein Jakob von Tyboe findet nicht weniger als vier Bearbeiter; wir begegnen den Übersetzungen seines Erasmus Montanus (1769), Don Ranudo de Colibrados (1793), *Det arabiske Pulver* (1793), des «Politischen Kannegiessers» (1793), während von seinem *Abracadabra* eine Fülle von Anregungen ausgeht. In seinem Gefolge erscheint Johann Elias Schlegel. (Der Geheimnisvolle?) An Gottscheds Namen knüpft sich das erste «regelmäßige» Drama der ungarischen Literatur, Georg Bessenyeis *Agis* (1772), dessen Zusammenhang mit der gleichnamigen Tragödie des Leipziger Professors trotz der kühnen Plutarchhypothese B. Lázárs und den Zweifeln Császárs heute kaum mehr bestritten werden kann. Nun finden sich auch bekanntere Zeitgenossen ein, anfangs allerdings in wunderlichen Verballhornungen, so der seichte, aber viel gespielte Möller, der frühverstorbene Cronegk mit seinem *Codrus* (1784), Baron Gebler und Konsorten, der österreichische Lessing *Sonnenfels* (*Das Opfer*, übers. 1787), am Ende der Epoche der französisierende Ayrenhoff (*Der Postzug*, 1793; Aurelius, 1795), Chr. Felix Weisse, J. Chr. Brandes, Fr. von Gemmingen (*Der teutsche Hausvater* [1794]), L. Fr. Schröder u. a. m.

Der ersten Epoche der Verballhornungen folgt die Zeit freier Bearbeitungen und selbständiger Nachahmungen. Man sucht durch Zutaten, Wendungen, aktuelle Anspielungen und ungarisch klingende Namen den Schein der Originalität zu wecken. Die Helden und Heldinnen der schauerlichen Ritterdramen schreiten in ungarischer Kleidung über die Szene, vereinen ungarische Derbheit mit deutscher Sentimentalität und wollen auf das Gefühl des patriotisch erregten Lesers wirken. So verlegt Alexander Mérey die Handlung des Shakespeareschen *Lear* in die Zeit der ungarischen Landnahme (*Szabolcs vezér*, 1795), so wird aus der Clara von Hocheneichen des gespenstischen Spiess bei Emerich Iházi eine *Makfalvay Ágnes* (1794), aus Christmanns Statthalter von Korfu bei Andreas Dugonics ein ungarischer *Toldi Miklós* (1794), aus Sodens *Ignéz de Castro* eine *Bátori Mária* (1795) und aus Bertuchs *Elfride* ein *Kun László* (1795).

Aus ähnlichen Anfängen und Voraussetzungen, wie das Drama, entwickelt sich auch die Prosadichtung. Nur ist es keine Entwicklung in aufsteigender Linie, und es währt noch lange, bis man sich aus den Niederungen zu einer literarischen Höhe emporzuschwingen vermag. Die deutschen Schriftsteller erscheinen zunächst mehr als Vermittler, denn als unmittelbare Anreger. Ihre Bearbeitungen romanischer Vorlagen finden den Weg zum Publikum, dessen Zahl ununterbrochen im Wachsen begriffen ist, das moderneren Problemen meist verständnislos gegenübersteht, sich aber mit Entzücken den phantasielosen, mit grellen Einzelzügen überbürdeten Schilderungen fremder Länder, Menschen, Meere und Wunder zuwendet, mit unbeholfener Naivität der Erzählung verschnörkelter Liebes- und Kriegsabenteuer lauscht und sich im ärgsten Falle mit dem Glitzern gebogener Türkenschwerte zufrieden gibt. Der galante Roman hatte sich schon längst überlebt, aber noch 1772 finden Menan-

ders Roman «Der schönen Türkin wundersame Geschichte», 1774—1792 die liebenswürdigen Märchen der Gräfin D'Aulnoy ungeschickte Übersetzer. Zum XVII. Jahrhundert greift auch der Dichter Franz Faludi mit seiner Bearbeitung von Antonio da Esclavas Noches de Invierno (1609), die ihm eine Nürnberger Übertragung Matthias Drummers (1666) vermittelt hatte. Auch die Blütezeit der Robinsonaden war vorüber, doch Josef Gelei überträgt 1787 den Campeschen Robinson, den sich auch der nachmalige Sprachforscher Samuel Gyarmathy anzueignen weiß (1794). Auf deutscher Vorlage beruht Andreas Jelki (1779), die von Ludwig Hevesi in liebenswürdiger Weise erneute Abenteuergeschichte eines Unbekannten, und Joachim Szekérs bunte Robinsonade (Magyar Robinzon [1807]). Während Franz Kazinczy sich für Veit Webers Sagen der Vorzeit begeistert, übersetzt sein Bruder Nikolaus ein Bruchstück der Meißner-schen Bearbeitung von Sadis Bustan (1790).

Dem Stoffhunger der inzwischen herangewachsenen neuen Generation, die ihre Liebe zur deutschen Literatur aus der Schule in das Leben mit hinausgetragen hatte, kamen die deutschen Zeitschriften und Blumenlesen in willkommener Weise entgegen. Die Bremer Beyträge, die Aufsätze in Nicolais kritischer Zeitschrift, der Allgemeinen Deutschen Bibliothek, in Wielands Teutschem Mercur, Boies Deutschem Museum, dienen als Richtschnur des literarischen Geschmacks, die Musenalmanache sind in aller Hände und bringen Kunde von der Blüte neuer deutscher Lyrik. Die Leser auch entlegener Städte, die Einzelausgaben nur selten zu Gesicht bekommen, lernen aus ihnen die Lieblinge des deutschen Publikums kennen, und ihnen haben wir es zu verdanken, wenn fast jede literarische Richtung, in der sich letzten Endes bedeutsame Strömungen der Weltliteratur spiegeln, freudigen Anklang findet. Auf ihren Spuren wandelt die ungarische Zeitschriftenliteratur. Batsányi knüpft mit dem Kaschauer Ungarischen Museum an das Boiesche Museum an, während Kármáns Uránia und Kazinczys Orpheus sich die Musenalmanache zum Vorbild nehmen. Stefan Szűts gibt 1791 eine ungarische Blumenlese heraus (Erköltös és elegyes versek), die nicht weniger als einundachtzig Übersetzungen deutscher Gedichte enthält. Die Musenalmanache erweitern durch ihren bunten Inhalt den Stoffkreis der ungarischen Dichtung. Sie erschüttern die Alleinherrschaft der herkömmlichen, schwerfälligeren nationalen und starren antiken Masse, indem sie den leichtflüssigeren, in Deutschland längst eingebürgerten westeuropäischen Versformen zum Siege verhelfen.

Der Führer der neueren Generation ist Franz Kazinczy, der, in Bewunderung deutscher Dichter aufgewachsen, die deutsche Literatur als eine Quelle unseres kulturellen Aufschwungs betrachtet und die Wiederbelebung der ausdrucksarmen Sprache nach deutschen Normen in Angriff nimmt. Seine Entwicklung als Schriftsteller ist im Grunde genommen nichts weiter, als ein stets tiefer und inniger werdendes Einleben in den Geist deutscher Dichtung und Kultur. Schon in seiner Jugend exzerpiert er den Göttinger Musen-Almanach, vertieft sich in Wielands Musarion, liest Geßners Idyllen, Gleims und Jacobis Briefwechsel, verliert sich an Millers Siegwart, dessen Lektüre seine sentimental angehauchte Liebe zu Ninon Steinmetz verklärt, und schwingt sich über Klopstocks Messias, der Hainbundlyrik, Lessing, Bürger, Matthisson und Salis-Seewis



zu Goethe und Schiller hinauf. Er besitzt einen durchgebildeten Geschmack, ein feines Gefühl für das Zeitgemäße in der Literatur, und sein ganzes Leben ist erfüllt von dem ehrlichen Streben, sich zu einem wahren und reinen Verständnis der Größten, Shakespeares und Goethes, durchzuringen. Es ist nicht seine Schuld, daß ihm das restlose Erfassen ihres Wesens versagt blieb, und er nur zu einem mehr unbewußten Erahnen gekommen ist. Sein guter Geschmack läßt ihn selten im Stich, seinem Blick entgeht kaum ein bedeutenderes Produkt der deutschen Literatur, die nach seinem Vorbild nun von allen Seiten, in ihren Höhen und Niederungen gründlich ausgebeutet wird. Seine Übersetzungen haben eine kulturhistorische Bedeutung. Die erste Epoche seiner Tätigkeit, die mit dem Jahre 1795 jäh und gewaltsam abbricht, eröffnet ungeahnte Perspektiven. Er legt sich eine Theorie der Übersetzung zurecht, deren übertriebene Forderungen er selbst durch Vergewaltigung der Sprache zur Geltung zu bringen sucht. Ein zweiter, doch männlicherer Gleim, erscheint er überall anregend, begeisternd und mit dem gewaltigen Netz seines Briefwechsels das ganze literarische und geistige Ungarn überspannend.

Geht Kazinczy bei seinen Übersetzungen, wenn auch nicht nach einem streng ausgearbeiteten Plane, so doch gewissermaßen systematisch zu Werke, so greifen die meisten seiner Zeitgenossen noch immer wahllos Altes und Neues hervor. Ein eigentümliches Nebeneinander der verschiedensten Richtungen ist die Folge davon. Der alte Gellert, der magister Germaniae, erfreut sich einer großen Beliebtheit. Sein Roman *Das Leben der schwedischen Gräfin von G.* wird 1772 von Samuel Torday, 1778 von Stefan Sándor übersetzt, Das Band findet zwei Bearbeiter, begeistert den gar nicht schäferisch gestimmten Dichter Adam Horváth, und noch 1786 begegnen wir einer Übertragung seines Orakels. Seine Fabeln und Erzählungen sind literarisches Gemeingut und tauchen bis zum Ende des Jahrhunderts in Sammlungen und Zeitschriften immer wieder auf. Hagedorn, Rabener, Lichtwer und Zachariae teilen sich mit ihm in der Popularität, Albrecht von Haller erscheint mit zwei seiner schwerfälligen Staatsromane, Usong und Alfred in ihrem Gefolge, und eine Utopie des weniger bekannten Sintenis, *Hалlos glücklicher Abend* (Übers. 1788) vervollständigt die Reihe. Aus dem Rahmen fallen dagegen die Wiener Schriftsteller Josef Richter und Franz Heufeld, jener mit seinen Briefen eines Eipeldauers, dieser mit der Posse *Der Bauer aus dem Gebirge in der Stadt*, in denen R. Gragger die Vorlagen für die berühmte Verserzählung *Gvadányis*, *Die Reise eines Dorfnotärs nach Buda*, gefunden hat.

Der literarische Sentimentalismus nährt sich aus zwei Quellen, dem Wertherfieber und der Hainbundlyrik. Alexander Báróti hatte mit seiner Übersetzung von Duschs *Moralischen Briefen zur Bildung des Herzens* (1775) die Stimmung gehörig vorbereitet, und Goethe hätte in seinem bekannten Venezianischen Epigramm neben dem ängstlich malenden Chinesen auch den pathetischen Ungar aufnehmen können. Es ist aber kein Strom, sondern nur einige Wellen, die, wohl über Österreich, nach Ungarn dringen, und auch der Enthusiasmus, der in Italien Ugo Foscolos *Jacopo Ortis*, in Frankreich Benjamin Constants *Adolphe* und Chateaubriands *René* hervorbringt, gilt hier nicht dem Goetheschen Werther, dessen saubere Übersetzung Kazinczy liegen gelassen hatte, sondern der

tränenvollen Klostergeschichte Siegwart des Hainbunddichters Joh. Martin Miller, um die sich Kazinczy zweimal erfolglos bemühte, bis sie in David Szabó einen durch seine Neologismen und Germanismen berichtigten Übersetzer fand (Szigvart klastromi története. 1787). Der ungeteilte Jubel des Publikums gehört aber Kazinczys Bácsmegyey (1789), diesem mit ungarischen Zutaten und Requisiten ausgestatteten Werther, dem das wertlose Machwerk A. Chr. Kayzers, Adolfs gesammelte Briefe, zugrunde liegt, und dessen literarische Nachwirkung bis in das XIX. Jahrhundert hinein verfolgt werden kann. Dichter wie Csokonai und Adam Horváth widmen ihm überschwengliche Gedichte. Mehr vom Hauche Goethescher Dichtung berührt erscheint Josef Kármáns Novelle Fannys Nachlaß, das wertvollste Produkt der ganzen Richtung überhaupt, ein Werk, das nicht ohne weiteres als wertlose Kompilation oder als unselbstständiger Abklatsch des Werther abgetan werden kann, denn trotz seiner bis in die Einzelheiten gehenden Abhängigkeit von Goethe und einigen Wertherschriften, bleibt es als erster Versuch einer psychologischen Analyse in unserer Literatur stets bemerkenswert. Es ist nicht zu leugnen: diese einfache Geschichte von dem Hinsterben eines jungen Mädchens, das voll Zartgefühl, Liebessehnsucht und Sentimentalität in der lieblosen Umgebung eines ungarischen Edelhofes gebrochen dahinwelkt, bedarf oft fremder Anleihen, operiert mit den Wendungen, Stilmitteln und der Phraseologie der Wertheriaden, entwickelt sich aus Voraussetzungen, die der Anlage des Ganzen zu widersprechen scheinen, und trotzdem bewundern wir die zart dahingehauchten Landschaften des Gefühls und die schmiegsame Sprache, die weniger starr und reicher an Farben, als bei den Vorgängern, sich an keine heimische Tradition anzuschließen vermag. — In diesem Zusammenhänge sind noch die Übersetzungen von Chr. Korns Novellen und des Romans Heerfort und Klärchen (1792—1793) zu nennen.

Die sentimentale Lyrik findet nicht in ihrer Gesamtheit, sondern nur in ihren populären Vertretern, und in einer von Sammelwerken und fliegenden Blättern getroffenen Auswahl Eingang. In der literarischen Verarbeitung und Aneignung ihres Einflusses lassen sich selbst innerhalb der Entwicklung einzelner Schriftsteller mehrere Perioden unterscheiden. Anfänglich begnügt man sich bei vollständiger Unterordnung der eigenen Persönlichkeit mit wortgetreuen Übersetzungen. Die Nachahmungen und freien Bearbeitungen zeigen den Übersetzungen gegenüber nur darin einen Fortschritt, daß sie sich nicht mehr mit peinlicher Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit an ihre deutschen Vorlagen halten. Sie entlehnen nur mehr Motive, Bilder und Gedanken, in die sie sich aber vollständig hineinlesen, und ahmen Versbau und Satzgefüge, Reimtechnik und Lautmalerei nach. Besäßen wir für die ungarische Dichtung eine ähnliche Untersuchung, wie sie die deutsche in Erich Schmidts fragmentarischen Reimstudien besitzt, könnte für die Entwicklung des ungarischen Reimes eine Fülle wertvoller Ergebnisse zutage gefördert werden. Auch die Verjüngung des Epithetons geht nicht unabhängig von deutschen Vorbildern vor sich. Die Entwicklung kann aber auch hier nicht stehen bleiben, sie drängt unbehindert zu größerer Selbständigkeit. Sucht man auch eigene Erlebnisse noch immer aus erlesenen und erträumten Situationen heraus zu gestalten, setzt man auch an Stelle eigener Empfindung oft nur Reminiszenzen an verblaßte

Lektüre, wird auch ein und dasselbe Motiv noch wiederholt aufgegriffen und variiert: größere Talente vermögen sich allmählich durchzusetzen. Schwächliche Epigonen freilich können sich niemals von fremden Einflüssen emanzipieren und bleiben in ihrer Unfreiheit befangen. Fast alle Lyriker, deren Namen von der Literatur gebucht werden, gehen diesen Weg und beginnen mit Übersetzungen und Nachahmungen. Selbst der Unlyriker Kazinczy kann sich der Mode nicht verschließen. Er übersetzt Friedrich Stolberg, Göckingk und Salis-Seewis, sein Freund, Szentjóni Szabó, bringt Overbecks verbreitetes Lied *Der Knabe an das Veilchen*, das sentimentale *Dir folgen meine Tränen* von Joh. Tim. Hermes, während St. Szűcs, Gabriel Dajka und Johann Kis Hölty, den älteren Stolberg und Voss bevorzugen. Der Pauliner Ányos, dem allerdings auch kräftigere Töne lagen, sättigt sich mit den Farben und Gefühlen des ihm wesensverwandten Hölty, ohne sich indessen fremdes Gut bewußt anzueignen. Die ganze Entwicklung spiegelt sich am klarsten in Michael Csokonai, dem größten ungarischen Lyriker vor Petöfi. Seine Jugendgedichte sind zum Teil blasse Kopien, tändelnde Anakreontik, aus den Musenalmanachen und Bürgers Dichtung fließt ihm reiche Nahrung zu, bis er dann alles Fremde und Angelernte in sich überwindet, das ungarische Volkslied der Kunstdichtung erschließt und dadurch selbst zum voraussetzungslosen Vorläufer wird.

Youngs Nachtgedanken und Ossian, die durch deutsche Übertragungen vermittelt werden, speisen die Flut des Sentimentalismus. In ihr münden auch die Einflüsse, die von Gessners bewunderten Idyllen ausgehen. Nach unzulänglichen Versuchen Kónyis (*Der Tod Abels*, 1775; *Der erste Schiffer*, 1790) nimmt sich Kazinczy des deutschen Theokrit an, den er mit Entzücken liest. «Je mehr ich ihn las,» berichtet er darüber selbst, «desto mehr loderte die Flamme der Nacheiferung in meinem Herzen auf. Ich lernte Stellen, die mir gefielen, Wort zu Wort, und bald darauf fing ich an, seine Idyllen zu übersetzen.» 1788 erscheinen die Idyllen in ungarischer Sprache (Gessner *idylliumai*. Kassa), 1788/9 *Die Nacht* und ein Gemählde aus der Sündflut (*Szemira és Szemin*), andere Stücke werden wiederholt einer sorgfältigen Umarbeitung unterzogen und erst in der Gesamtausgabe von 1815 veröffentlicht. Spuren Gessnerschen Einflusses lassen sich auch in den Dichtungen Szentjóni-Szabós und Csokonais verfolgen. Die Hainbundlyrik und Gessner schließen sich in ihrer Wirkung Ewald Kleist (*Der Frühling*, übers. von Csokonai; schon früher von St. Szűcs, 1791) und die Anakreontiker an. Hagedorn, Uz, Götz, Ramler, Gleim, Jacobi sind durch mehrere Lieder vertreten. Nach ihrem Beispiel greift man zu zierlich gebauten Formen, den jambischen Siebensilbern des Anakreon, die, von den Fesseln des Reimes befreit, leicht und ohne gedankliche Überbürdung dahinfließen. Es ist dasselbe Stoffgebiet, dasselbe Spiel mit antikisierenden Mädchennamen, Blumen, Wein- und Liebesrausch, wie es uns bei den deutschen Anakreontikern entgegentritt. Ernste Dichter, wie Kazinczy, Révai, Verseghy, verstehen sich zu dieser spielerischen Lustigkeit, aber nur Csokonai allein vermag die zart ausgebildete Grazie seiner Vorlagen ins Ungarische zu übersetzen. Bei Franz Faludi mischt sich galante Lyrik alten Schlages und Anakreontik in einer Weise, daß die Komponenten kaum mehr auseinanderzuhalten sind.

Trotz der geringeren geographischen Entfernung vermag die österreichische Literatur nicht viel zu bieten. Von anhaltender und tiefer



gehenden Wirkung kann nur bei Blumauer die Rede sein. Früh genug werden einige seiner unsauberen Gedichte übersetzt. Csokonai dichtet in seiner Manier und in bewußter Anlehnung an die Abenteuer des frommen Helden Äneas, die Antal Szalkay 1792 auch dem ungarischen Publikum zugänglich gemacht hatte, seinen ungezogenen Frosch-Mäusekrieg (1791), die Teilung der Götter, und eine Apologie seines Frosch-Mäusekrieges beruht auf der Schrift Blumauer bey den Göttern im Olympus über die Travestirung des Aeneis angeklagt. Im übrigen sind Entgleisungen des guten Geschmacks, besonders modische Schilderungen des sexuellen Verkehrs, äußerst selten zu verzeichnen, und es muß schon auffallen, wenn der dezente Kazinczy ein Epigramm, wie das Kästnersche Auf den Leichnam einer Maitresse überträgt.

Aus Österreich kommt auch Wieland. Populär, fast ein Modedichter, wird er gern gelesen, wiederholt übersetzt. Császár scheint seine kulturhistorische Bedeutung für Ungarn zu überschätzen und findet den Grund seiner Popularität hauptsächlich in dem Interesse, mit dem man sich in die liebenswürdigen, oft aufklärerisch gefärbten Schilderungen seiner erträumten pseudogriechischen Welt vertieft. Gewiß, die Berechtigung dieser Annahme, die sich auf den Charakter der übersetzten Wielandiana stützt, ist nicht zu bestreiten, aber die Anziehungskraft, die in der Wielandschen Darstellungskunst noch für den heutigen Leser verborgen liegt, soll auch nicht vollends außer Beachtung gelassen werden. Und dann: ohne Österreich kein ungarischer Wieland. Schon der alte L. Orczy übersetzt einiges aus dem Agathon (Wieland Agathonnyának utolsó könyvéből, 1788/89) und der Lyriker Alexander Kisfaludy plant nach seinem Vorbild einen autobiographischen Roman, dessen Gestalten in ähnlicher Weise «eigene Liebes- und Lebenserfahrungen angedichtet» werden sollten. Paul Ányos verwebt in seine Empfindsame Briefe (1779) eine Stelle aus den arkadischen Grazien, mit denen sich auch Kazinczy beschäftigt. In bunter Reihe folgen: Araspes und Panthea (1786 u. 1794), Lady Johanna Gray (1788 u. 1790), Fragmente aus dem *Σωκράτης μαινόμενος* (1789, 1790, das ganze von Kazinczy 1793), Empfindungen eines Christen (1789 u. 1791), Neue Göttergespräche (1792), Musarion (Johann Kis, 1795—1800). Für Klopstock kommt fast ausschließlich Kazinczy in Betracht (Der Messias, Das Anschauen Gottes, Ihr Tod, Das Rosenband, Die frühen Gräber, Selma und Selmar, Hermann und Thunelda, Mein Vaterland, Edone, Die Frühlingsfeier). Von Lessings Dramen erscheinen in ungarischer Sprache: Nathan der Weise (1789), Emilia Galotti (1789 u. 1794), Miss Sara Sampson (1790, im Druck erst 1842), Minna von Barnhelm (1792 u. 1793). Auf ein viel engeres Gebiet beschränkt sich Goethe. Ihm gegenüber muß eine Literatur, die im Werden begriffen noch mit den Schwierigkeiten des sprachlichen Ausdrucks zu ringen hat, muß selbst der unermüdliche Kazinczy versagen. Seine Übertragungen einiger Dramen (Die Geschwister [1790], Clavigo [1794, früher von E. Vitéz von Ivánka], Stella [1794]) und eines Gedichtes werden uns kaum eines Besseren belehren. Der Schillerliteratur in Ungarn hat der Historiker des ungarischen Dramas, Josef Bayer, vor einiger Zeit eine inhaltsreiche Untersuchung gewidmet (Schillers Dramen auf der alten ungarischen Bühne und in der Literatur, 1912) und gezeigt, wie das revolutionäre Pathos der Jugenddramen, der leidenschaftlich erregten Stim-

mung der Zeit entgegenkommend, aus politischen Gründen im Publikum und auf der Bühne Beifall finden mußte. Császár beschränkt sich hier auf die Feststellung von Tatsachen, und läßt sich weder auf die von Bayer betonte (aber nicht genügend begründete) kulturhistorische Bedeutung Schillers für Ungarn, noch auf die Frage, ob seine Dramen durch österreichische Vermittlung Eingang gefunden haben, näher ein. Bis zur Jahrhundertwende verzeichnet er drei Übersetzungen der Räuber (eine vierte ging verloren), zwei des Don Carlos, zwei des Fiesco und eine der Kabale und Liebe. Der Einfluß Schillerscher Lyrik ist in einem Falle bei dem auch sonst unoriginellen Dichter Johann Kis nachzuweisen.

Das Császársche Buch wird ohne Zweifel im Laufe der Zeit von mancher Seite Ergänzungen und Berichtigungen erfahren, das von ihm entworfene Bild des aus fremden Quellen schöpfenden literarischen Lebens an mehr oder minder bedeutsamen Einzelzügen gewinnen: im ganzen aber bleibt es durch seine wissenschaftliche Zucht, durch die klare Übersichtlichkeit des eingeordneten Materials und den bibliographischen Anhang für den Forscher der Literatur stets wertvoll und unentbehrlich. Auch der Kulturhistoriker wird sich daraus Belehrung holen können.

## Das ungarische romantische Drama.

Von Ignaz Peisner.

Noch ist kein Jahrhundert verflossen, seitdem die ungarische Schauspielkunst in dem Budapester Nationaltheater einen festen Kern, einen Kristallisationspunkt erhalten hat. All das, was die ungarische Bühne vor dem Jahre 1837 geleistet, gehört der Heroenzeit an, der Epoche der steten Wanderungen, der heldenmütigen Kämpfe, der immer sich erneuernden Versuche, der selbstlosen patriotischen Aufopferung. In zwei umfangreichen, mit hingebungsvollem Eifer und bewunderungswürdiger Sachkenntnis geschriebenen Werken hat Joseph Bayer ein standard work für die Geschichte der ungarischen Schauspielkunst und der ungarischen Dramenliteratur geschaffen, eine Quelle, aus der jeder Forscher auf diesem Gebiete immerdar wird schöpfen können und müssen. Dagegen gebricht es an Monographien für einzelne Perioden der Schauspielkunst und Dramenliteratur. Den ersten, sehr beachtenswerten Versuch, diesem Mangel abzuhelpen, unternimmt Eugen Vértessy in seinem soeben erschienenen Buche: *A magyar romantikus dráma, 1837—1850* (Das ungarische romantische Drama, 1837—1850), einer ebenso gründlichen, wie lichtvoll und mit Begeisterung geschriebenen Arbeit, die sich nicht nur durch die eingehende Analyse und Würdigung der Dramenliteratur jener Zeit, sondern auch durch die treffende Schilderung des sozialen und literarischen Milieus und die stete Berücksichtigung der Einflüsse des Auslandes auszeichnet.

Eine großzügige Skizze der romantischen Bewegung in der europäischen Literatur leitet das Buch ein. Franz Kazinczy, der Patriarch der ungarischen Schriftsteller jener Periode, war für die deutsche Literatur eingenommen, für die er eine begeisterte Propaganda machte, aber schon die politischen Verhältnisse standen der deutschen Einwirkung im Wege, auch wider-

strebte der germanische Geist dem magyarischen. Der philosophische Gehalt ist kein ungarischer Charakterzug, der Ungar ist nicht so tiefen Gemüts wie der Germane, sein Leid äußert sich nicht in Schwermut, sondern in Melancholie und wildem Schmerz. So erscheint denn die Romantik zwar anfangs in deutscher Form, bald aber übernimmt die französische die führende Rolle. Der lebhafteste, feurige, gallische Geist verdrängt den germanischen und kommt alsbald auch auf der Bühne zur Geltung; seine Vertreter sind Vörösmarty und mehrere jüngere Dramenschriftsteller, während er in der Romanliteratur bei Jókai eine charakteristische ungarische Form annimmt. Mit der Romantik geht die Ausbreitung der liberalen Ideen Hand in Hand und dies lenkt die Aufmerksamkeit auf das Volk. Teils der Aufschwung der volkstümlichen Richtung, teils die Besonnenheit des ungarischen Stammes gibt der Romantik schon in den vierziger Jahren eine andere Richtung, deren prägnantester Ausdruck in der Literatur Arany's «Toldi» ist. Der unterdrückte adlige Jüngling wird zuhause als Bauer erzogen, aber er bahnt sich durch alle Unterdrückungen einen Weg. Das Leiden wirkt auch auf ihn läuternd, wie auf die Helden der Romantik, die Hemmnisse steigern nur seine Kraft, und der als Bauer erzogene Bursche findet sich plötzlich unter den Herren, an der Seite des Königs, heldenmütiger, edler als welcher immer von ihnen. In dieser Geschichte ist ebensoviel Wahrheit als in edlem Sinne genommene Romantik. Nikolaus Toldi ist das typische Bild des ungarischen Charakters. Eine im Grunde orientalisch ernste und würdige Natur, aber mit viel innerem Humor und mit Neigung zu Frohsinn. Bei all seinen heftigen Affekten zügelt er sich nach Tunlichkeit und strebt nach Selbstbeherrschung. Er ist bescheiden, aber mit einer Nuance von Schwerenötereie; ein starkes Selbstgefühl, das keine Beleidigung duldet, erfüllt ihn. Läßt er sich auch eine Zeitlang gehen, so rafft er sich, wenn ihm die Stunde schlägt, auf und schreitet dann ohne Zögern vorwärts. Dies ist das Bild des Ungars, besonders desjenigen der 30er und 40er Jahre, und der Literatur dieser Epoche.

Ein anschauliches Bild des sozialen und literarischen Lebens der ungarischen Hauptstadt zur Zeit der Eröffnung des Nationaltheaters entwirft Vörösmarty. Pest — so sagt er — ist bereits anerkanntermaßen die Hauptstadt des Landes. Hierher strömen alle Schriftsteller, und besonders die Dramenschriftsteller. Hier sind zwei mächtige Foren der Öffentlichkeit: das ständige Theater und die Presse. Der Schriftsteller gibt es viele, nur Publikum ist wenig; doch das tut nichts: sie schreiben für einander und für sich. Auch Schriftsteller von Ruf sind nicht selten gezwungen, ihre Werke auf eigene Kosten herauszugeben und den Patrioten, die für das Werk Geld gegeben haben, durch die Veröffentlichung der Pränummerantenliste zu schmeicheln. Deutsch sprechen alle, denn mit den Verlegern und Buchdruckern, an deren patriotische Gesinnung sie appellieren, feilschen und korrespondieren sie deutsch. Die Schriftsteller führen meist ein einfaches, bescheidenes und verhältnismäßig ruhiges Leben. Scheinbar liegt hierin ein Widerspruch. Waren das doch wirklich große Zeiten, die Jahre des Kampfes, da man Tag für Tag den Anbruch einer neuen Ära erwarten konnte, in welcher entweder die Freiheit errungen oder gegen eine neue Kraftanstrengung der Tyrannei das Schwert gezogen wird. Und doch war dem so. Ihr Leben war das des Soldaten, der beim Morgen-



grauen aufsteht, in fortwährender Übung ist, abends die Wache bezieht, wenn er an der Reihe ist, und fortwährend für den Alarm bereit ist. Die damalige schriftstellerische Garde gehört überwiegend dem Mitteladel, zum geringeren Teil dem Hochadel und der Honoratiorenklasse an. Sie sind mit einem starken, gestählten Organismus geboren. Czakó war als Student ein guter Reiter, Vörösmarty stets ein leidenschaftlicher Jäger, die meisten indes gehen zu Fuß und handhaben nicht das Schwert. Ihre Schrift ist meist ruhig und verrät eine feste Hand. Das Leben ist ziemlich einfach und wohlfeil, ihr Einkommen ist gering und dennoch leben sie fast ausschließlich der Literatur. Ihre Zeit wird größtenteils von der Lektüre, der Korrespondenz und von Besprechungen untereinander in Anspruch genommen, denn sie halten die Verbindung miteinander aufrecht. Sie arbeiten verhältnismäßig viel. Den Abend verbringen sie gewöhnlich im Theater; nach der Vorstellung versammeln sie sich in der «Schnecke». Schriftsteller, Schauspieler erzählen Anekdoten, zuweilen deklamieren, singen sie, wenn sie dem Weine zugesprochen haben. Doch fehlt dem spießbürgerlichen Leben auch der heftige Ausbruch der Empfindungen nicht. Über einen großen Erfolg können sie sich mit der ganzen Glut ihres Herzens begeistern. Petöfi kann nach dem Triumph des «Szökött katona» (Der Deserteur) nicht schlafen, und beim Erscheinen des «Toldi» «sendet er sein ganzes Herz» Johann Arany in dem bekannten, schönen Gedicht. Mit welchem Feuer wird Czakó empfangen, als er mit seinem ersten Drama mit einemmal zu Berühmtheit gelangt! Gabriel Egressy will jedermann, der den Wert des «Banquier und Baron» von Karl Hugo nicht anerkennt, zu einem geistigen Duell herausfordern. Die Empfänglichkeit der hervorragenden ungarischen Schriftsteller ist im allgemeinen groß. Sie lernen und lesen viel, fast jeder weiß deutsch und französisch, mehrere auch englisch. Sie müssen sich aus Büchern jene Eindrücke verschaffen, welche die Söhne glücklicherer Nationen in ihrer Wirklichkeit sehen.

Unter den Faktoren, welche richtunggebend waren für das romantische ungarische Drama, nimmt die literarische Kritik jener Zeit einen hervorragenden Platz ein. In interessanter Weise beleuchtet der Autor die Frage, auf welche Weise die damalige Kritik die Richtung der romantischen Dramen vorschreibt und wie sie die von außen kommenden Wirkungen aufnimmt. Der namhafteste Kritiker jener Zeit ist Josef Bajza, einer der Führer der jungen schriftstellerischen Generation, die nach Kazinczy emporgekeimt war. Bajza, der Kritiker, und Bajza, der Dichter, sind gleichsam zwei verschiedene Personen. Seine Lyrik ist empfindsam und matt, er kennt die gesunden, heißen Empfindungen geradeso wenig, wie die kraftvollen Ausdrücke. Aber als Kritiker ist er zum Führer geboren. Sein Advokatendiplom benützte er nicht vor Gericht, aber seine erst-rangige dialektische Fähigkeit bewährte sich glänzend in seinen Polemiken. Eine gewisse Überlegenheit und vollständige Kaltblütigkeit wahrte er selbst im heftigsten Federkampfe. Mit seinem reinen, klaren Auge hatte er rasch erfaßt, wessen die ungarische Dramenliteratur bedurfte: der Presse und des Theaters, der Schauspielkritik und der ständigen Bühne. Und er ward der erste Direktor des Nationaltheaters, und vorher noch begründete er sein Blatt, das «Athenaeum», auf dessen Titelblatt nebst dem seinigen auch die Namen Vörösmarty und Schedels zu lesen waren, dessen Seele aber er war. Bajza, Schedel, der die Medizin an den Nagel hängte,

um sich ganz der ungarischen Literatur zu widmen und, um dies auch äußerlich zu bekunden, den Namen Toldy annahm, Vörösmarty, der größte ungarische Dichter seiner Zeit — in dieser Trias vereinigten sich jugendliche Kraft, Begeisterung, sehniger Eifer und ungarische Besonnenheit. Neben einigen schwächeren Gegnern hatte Bajza auch zwei ernste: Emerich Henszlmann und Johann Erdélyi; aber es fiel ihm nicht schwer, über sie den Sieg davonzutragen. Als Redakteur des «Athenaeum» erwies er sich als gewiegter Journalist und mutiger Führer. Er wußte sich ein Publikum zu erobern — er hatte durchschnittlich tausend Abonnenten, für jene Zeit eine riesige Anzahl —, er wußte die besten ungarischen Schriftsteller um seine Fahne zu scharen — Petöfi begann hier seine Laufbahn — und er vermochte seine Mitarbeiter anständig zu honorieren. Ein charakteristischer Zug seiner Polemik ist die feste, moralische Basis. Die Bühnenkritik des «Athenaeum» ist ein wertvoller und treuer Spiegel des damaligen Theaters. Sie nimmt in den Spalten des Blattes einen sehr großen Raum ein, und dies zeigt, für wie wichtig das Theater empfunden wurde. Als Bajza nach siebenjähriger angestrengter redaktioneller Tätigkeit das Erscheinen seines Blattes — nicht notgedrungen, sondern aus Ruhebedürfnis — einstellte, erfreute sich die ungarische Dramenliteratur bereits einer Reihe strahlender Namen: Czakó, Karl Hugo, Ignaz Nagy, Obernyik, Szigligeti. Nebst dem «Athenaeum» befaßten sich auch das «Pesti divatlap», das Blatt Emerich Vahots, eines Widersachers Bajzas, die «Életképek», das Organ Adolf Frankenburgs, der ein guter Redakteur und, trotz seines deutschen Namens, ein guter Ungar war, und der «Honderü» (redigiert von Lazar Petrichevich-Horváth) mit Theaterkritiken.

Als das Nationaltheater eröffnet wurde, war es um die ungarische Dramenliteratur noch arg bestellt. Wurde doch die erste ständige Bühne nach dem Prolog Michael Vörösmartys «Árpád ébredése» (Arpads Erwachen) mit einem übersetzten Stück: Schenks «Belisar», eröffnet! In den ersten Jahren wurden Shakespeares (mit elf Stücken), Molière, besonders oft Schiller (in erster Reihe seine Jugendwerke, speziell die «Räuber»), dann Lessing, Goldoni und Sheridan ziemlich häufig gegeben. Das Repertoire bestand vorwiegend aus deutschen und französischen Stücken, wobei anfangs jene überwogen. Vom Jahre 1843 an treten die französischen Stücke in den Vordergrund; die Zunahme der Originaldramen datiert vom Jahre 1844. Im großen und ganzen wird das Repertoire von den benachbarten deutschen Bühnen übernommen, daher begegnen wir Kotzebue, Nestroy, Ziegler, Raimund, Raupach, Birch-Pfeiffer, Halm ziemlich häufig; Körner ist wegen seines «Zrinyi» populär; Iffland und Grillparzer wurden seltener aufgeführt; von den jüngeren Deutschen fällt Gutzkow auf, der übrigens von Bajza nicht sehr sympathisch aufgenommen wird. Auch die Franzosen figurieren auf dem Repertoire mit einer langen Autorenliste; Hugo, Dumas und Scribe stehen obenan.

Das bedeutendste ungarische Drama, Josef Katonas «Bánk bán», erscheint im Jahre 1839 zum erstenmal im Repertoire des Nationaltheaters und erobert sich alsbald einen hervorragenden Platz. Gleichsam als erratischer Block erscheint dieses Stück; vergebens suchen wir den Boden, dem es entsprossen, die Zeit, die es hervorgebracht. Dieser Baum, sagt Vértessy, ward aus dem Walde der Märchen herübergepflanzt und war über Nacht zum Riesen emporgeschossen. Wohl wurde das Drama auf Provinzbühnen

schon in den zwanziger Jahren aufgeführt, aber obgleich es beim Publikum und bei den Schauspielern rasch volle Anerkennung fand, konnte es sich keiner entsprechenden kritischen Würdigung rühmen. Die ersten Besprechungen, die das Werk erfuhr, waren nichtssagend, leere Phrasen des Lobes. Selbst das *«Athenaeum»* wird dem Stücke nicht ganz gerecht. Über Bajzas Urteil ist man nicht im klaren; Toldy nennt es das von jugendlicher Kraft strotzende Werk eines unausgegorenen großen Talents; Vörösmarty fühlt die Bedeutung des *«Bánk bán»* und hebt auch die gelungensten Szenen hervor; im ganzen aber ist seine Kritik kalt. Erst der viel anspruchslosere Adolf Gyurmán spricht von dem Drama als einem Meisterwerk. Seine Kritik ist voll naiver Bemerkungen, aber sein Haupt Gesichtspunkt ist richtig: er versteht die Tragik Bánks. Im *«Pesti divatlap»* (1845) figurirt das Stück schon als klassisches Werk; der Kritiker spricht von shakespearescher Tiefe, ja, er zieht es den Werken anderer Größen vor: in dem Stücke — sagt er — sind Schillers kranker Idealismus und Hugos Schauerhaftigkeit nicht vorhanden, und dabei ist es eine echt ungarische Arbeit. Von da ab wird der *«Bánk bán»* ohne eingehendere Kritik als eine der wertvollsten Schöpfungen der ungarischen Literatur angeführt. Einer späteren Zeit erst ist die des Dramas würdige Kritik vorbehalten; triumphierend erringt es den ersten Platz ohne Mithilfe der Kritik.

Der Wert *«Bánk bán»* ist viel universeller, als daß er nicht auf der Bühne welcher Epoche immer Applaus ernten würde. Romantik im wahren Sinne des Wortes ist wenig darin enthalten. Romantisch ist der Intrigant Biberach mit seinen Einflüsterungen, seinem wiederholten unerwarteten Erscheinen; ein romantisches Motiv ist der Schlaftrunk. Sonst nichts; alles andere ist wahrhaftiges Leben, Folgerichtigkeit und historische Treue. Katona hat unbewußt alles getan, was Hugo bewußt tun wollte, aber nicht konnte. Er kehrte zu den Quellen der Natur zurück, und so schuf er unabhängig. Er kopierte das Leben nicht sklavisch, denn das ist in der Poesie nicht möglich. Er zeigt uns das ganze Land, wie etwa Shakespeare in seinen Königsdramen, er steigt in die tiefsten Regionen der Seele hinab, wie Shakespeare im *«Hamlet»*. Und schließlich gelangt in dem Stücke das nationale Empfinden zum Ausdruck. Er zeigt uns das von Fremden gemarterte Ungarn, und es gab im Lande keine Epoche, in der man dies nicht verstanden hätte. Katona ist ein Kind der großen ungarischen Tiefebene, der Sohn eines Handwerkers; seine Neigung zieht ihn zum Einfachen, Natürlichen hin. Das Theater hatte es ihm schon frühzeitig angetan. Er bewunderte Schiller und Kotzebue zugleich, und was er auf der Bühne sah und aus Büchern erlernte, das arbeitete er um. In diesem Geleise bewegen sich seine Jugendversuche, schwache Arbeiten, aber nicht ohne Spuren von Begabung. Und nach diesen schwächlichen Versuchen schreibt der Dreißigjährige den *«Bánk bán»*, ohne jede Spur einer Einwirkung seiner früheren Vorbilder. Weder Schiller noch Kotzebue stehen bei ihm Pate, der einzige Shakespeare, dessen *«Hamlet»* seine Lieblingsrolle in seiner Schauspielerzeit war, suggeriert ihm Gedanken. Aber die Verwandtschaft *«Bánk bán»* mit *«Hamlet»* reicht nicht weit. Hamlet ist eine wahre Philosophennatur, Bánk schon weniger. Bánk ist ein echter mittelalterlicher Magnat, im Kampfe aufgewachsen. Bánk und Gertrud — die zwei klügsten Personen des



Stücks — verallgemeinern zuweilen, die übrigen fast gar nicht. Diese sind sehr reale, mittelalterliche Menschen. Katona gibt ausführlich Rechenschaft über seine Quellen, die er aufs gewissenhafteste benutzt; aber sein historischer Sinn, seine historische Intuition gehen über diese Quellenwerke hinaus, und aus dem ganzen Stücke weht eine wunderbare historische Luft. — Wie vor «Bánk bán» hat Katona auch nach diesem nichts geschrieben, was an die Bedeutung jenes Dramas hinanreichen würde. Es war ihm nicht vergönnt, den Triumph, den Erfolg seiner Tragödie zu erleben, und vergrämt, verbittert, zog er sich in seine Amtsstube zurück, keinen der großen dramatischen Pläne, die er im Busen hegte, verwirklichend. Viel muß er gelitten haben, er, den die Menschen verfolgten und der auch bei — und mit — den Frauen kein Glück hatte. Er starb kaum achtunddreißig Jahre alt, ohne eine Ahnung seines dereinstigen Ruhmes.

Im Jahre 1841 erschien das Trauerspiel «A Kegycenz» (Der Günstling) vom Grafen Ladislaus Teleki und wurde noch im selben Jahre im Nationaltheater aufgeführt. Die gleichzeitigen Kritiken schreiben darüber respektvoll, aber das Publikum geht teilnahmslos an ihm vorüber. Das Urteil der Nachwelt stellt es gleich neben «Bánk bán», aber Bühnenerfolg erzielt es auch später nicht. Mit «Bánk bán» ist es insofern verwandt, als jedes von ihnen das einzige große Werk eines hochbegabten Schriftstellers ist. Erinnert «Bánk bán» einigermaßen an «Hamlet», so läßt sich «Kegycenz» durch «Macbeth» erklären. Von Nachahmung kann weder dort noch hier die Rede sein. Die Kritiken über die Tragödie gehen stark auseinander, doch stimmen sie darin überein, daß das Zeitgemälde glänzend gelungen, die Exposition überaus lebhaft, die Katastrophe wirklich tragisch und erschütternd, die Charakteristik im allgemeinen gelungen sei. Den Hauptfehler sehen sie im Helden, Petronius Maximus, der seine Gattin des Ehebruchs mit dem Kaiser Valentinian verdächtigt und sie aus Rache diesem in die Arme führt, um sein Vertrauen zu gewinnen, dann aber das Reich zugrunde richtet und die Gemahlin des Cäsars entführt. Shakespeares und Hugos Wirkung ist nicht zu verkennen, aber das Drama ist doch echter Teleki, nichts anderes. Wer ein vergangenes Zeitalter — sagt Vértessy — derart zu erwecken weiß, wer die dramatische Wirkung derart in Händen hat und solche Gestalten zu schaffen versteht, wie Valentinian, Aëtius oder Herakles — der ist ein Dichter von Gottes Gnaden, wenn auch seine Schriftstellerlaufbahn, sein einziges Werk ein Torso geblieben ist.

In einem umfangreichen Abschnitte behandelt der Autor Michael Vörösmarty den hervorragendsten Vertreter des ungarischen romantischen historischen Dramas. Kein heimischer Schriftsteller vertritt so charakteristisch die dramatische Richtung, die Wirkung Shakespeares mit derjenigen der französischen Romantiker zu verschmelzen, die Vergangenheit zu wecken, die Wirklichkeit zu idealisieren, die reine dichterische Wirkung jeder andern vorzuziehen. Die ersten Dramen Vörösmartys klingen an die deutsche Romantik an. Sie sprießen aus demselben Stamme hervor, wie die Dramen Karl Kisfaludys, doch hat Shakespeare bei ihnen eine größere Rolle inne. Er begann früh Dramen zu schreiben. Seine Jugendwerke: «Salamon» und «A bujdosók» (Die Heimatlosen) sind schwach. Beim «Salamon» benutzt er fleißig die historischen Quellen, geht aber an den dramatischsten Partien achtlos vorüber. Er vermag eben noch kein Drama

zu schreiben. Auch seine Komposition ist fehlerhaft: die Tragödie des ungarischen Königs Salamon wird eingeleitet, aber sie gelangt zu keiner Entwicklung. Auf die dreißiger Jahre fällt die neue dramatische Richtung Vörösmartys. Um diese Zeit beginnen die französischen romantischen Stücke Verbreitung zu finden. Vörösmarty besucht oft das Ofener Theater und fühlt sich zur französischen Richtung mehr hingezogen. Im Jahre 1833 wird seine Tragödie «Vérnász» (Die Bluthochzeit) von der ungarischen Akademie mit hundert Dukaten prämiert. «Der Abwechslungsreichtum der Charaktere» — heißt es im Gutachten der Jury —, «die wahre und interessante Darstellung der verschiedenen Affekte, die schwulstfreie, schöne Diktion, die reine Sprache und Versifikation machen es unter unseren bisherigen Trauerspielen nicht nur des ersten Platzes würdig, sondern versprechen ihm auch Bühnenerfolg.» Tatsächlich war der Erfolg des Stückes groß. Vörösmarty zeigt sich in dem Stücke als echter Schüler Victor Hugos. Schon der Titel ist charakteristisch, grauserregend. Noch finden sich lange Abschweifungen; trotzdem ist der Gang der Handlung schon dramatischer und, was die Hauptsache, einige Gestalten sind überraschend gut charakterisiert: Einzelne Partien des Stückes sind weniger gut geraten; die romantische Schablone tritt immer mehr in den Vordergrund, und gerade die besser gezeichneten Figuren werden in den Hintergrund gedrängt. Sein tragischstes Stück: «Marót bán» (Banus Marót) erschien 1830. Auch in diesem feiert die Romantik Orgien. Rache, die unverschämteste Rache, ist das Leitmotiv. Der Held, Banus Marót, ist der erste wirklich tragische Held in Vörösmartys Dramen, denn nicht die Geschichte, sondern das Temperament und der Kampf machen ihn dazu. Diese Schöpfung ist bis zu Ende einheitlich, der Typus des ungarischen Magnaten in seinem Stolz, seiner Würde, seiner wohltuenden Selbstmäßigkeit, die auch im größten Schmerze das Gleichgewicht wahrt.

Die größte Entwicklung zeigt die charakterisierende Kraft Vörösmartys in dem Drama «Czillei és Hunyadyak» (Czillei und die Hunyaden), das 1844 erschien. Das Studium Shakespeares hatte ihn der Hugoschen Schule entfremdet, und dieses sein Stück spiegelt gänzlich die Wirkung des großen Briten wieder. Hier ist nicht nur Leben, sondern historische Stimmung, Zeitschilderung. Vorher hatte der Dichter weniger gegeben als die Geschichte, jetzt gibt er schon mehr. Aus ein paar Bausteinen errichtet er eine mächtige Halle. Die riesige Individualität Johann Hunyadys dominiert im ganzen Stück. Er selbst tritt nicht auf, aber man könnte die Wirkung des großen Mannes auf seine Zeit kaum besser charakterisieren. Jede einzelne Person steht unter seinem Zauberbann, schwärmt für ihn, fürchtet oder haßt ihn, die Großen ebenso wie die Kleinen, denn fast das ganze Land agiert in dem Stücke: der König, die Herren, der Mitteladel, die Soldaten, die Bauern. Einerseits die nationale Idee und der Kampf gegen die Türken, andererseits die Selbstsucht, die wortbrüchige Welt der Renaissance. Eine meisterhafte Skizze der Hunyadi-Epoche. — Im ganzen hatten die Dramen Vörösmartys kein rauschendes Bühnenleben. Sein letztes Stück wurde bloß zweimal gegeben. Sicherlich hätte er mit diesem von der Bühne noch nicht Abschied genommen, wenn die nach wenigen Jahren erfolgende große Katastrophe nicht seine ganze Arbeitslust und Lebenskraft gebrochen hätte. Nach einer erschöpfenden Würdigung der beiden heiteren Stücke Vörösmartys («Csongor és Tünde» und «A fátyol

titkai» [Csongor und Tünde, Die Geheimnisse des Schleiers]) konstatiert der Verfasser, daß Vörösmarty mit seinen Dramen Schule machte, daß die Nachahmer (Johann Garay, Ladislaus Kun, Lorenz Tóth, Peter Vajda) indes ihrem Meister in seinen Fehlern folgten, ohne seine Vorzüge zu besitzen.

Am charakteristischsten äußert sich die Romantik der vierziger Jahre in Sigmund Czakó und Karl Hugo. In ihrem Schicksal ist einige Verwandtschaft zu finden: beide gelangen nach schwerem Kampf zu literarischen Ehren, beide werden frühzeitig mit Lorbeeren überschüttet, die ihnen nach kurzem Zeitraum umso schonungsloser entrissen werden. Czakós harrt der Selbstmord, Hugos der Wahnsinn. Czakós «Kalmár és tengerész» (Krämer und Seemann) gelangte im November 1844 zur Auf- führung und hatte durchschlagenden Erfolg. Ein Schriftsteller war er- standen, der zum Herzen des Publikums zu sprechen wußte, der die wirkungsvolle Fabel mit den poetischen Schönheiten des Stils zu vereinen verstand. Nach kaum einem Jahre brachte das Nationaltheater ein neues Stück des jungen Dichters heraus, «Végrendelet» (Das Testament). In diesem verläßt er schon einigermaßen den realen Boden und verirrt sich im wildesten Walde der Romantik. Auch diese Tragödie hatte glänzenden Erfolg. Aber die im Jahre 1846 aufgeführte Tragödie «Leona» ließ das Publikum kalt und machte der Gloriole Czakós ein Ende, und sein letztes soziales Drama «A könnyelműek» (Die Leichtsinningen) fiel schmachlich durch; die Kritik sprach ihm nun jedes Talent ab. Auch mit seinen histori- schen Dramen hatte Czakó kein Glück. Seine Individualität, sein Schicksal hat einige Ähnlichkeit mit demjenigen Heinrich Kleists. Seine übertriebene Romantik, seine krankhaften und genialen Ideen ähneln ihm ebenso wie seine grenzenlose Ambition und sein Selbstmord. Kleists Mystizismus wird bei Czakó durch Naturanbetung ersetzt.

Noch romantischer als Czakó ist der auch den Deutschen bekannte Karl Hugo. Er ist so sehr romantisch, daß ihm selbst die Zeit, in der er lebt, prosaisch und hemmend ist. Die Natur hatte ihn mit einem lebhaften Temperamente und rascher, guter Auffassung bedacht, sein künstlerischer Sinn war größer als seine Begabung, seine Ambitionen überflügeln seine Fähigkeiten. Er ist ein kleineres Talent als Czakó und weniger ernst, weniger tief. Der Kontrast, der diesen in den Tod getrieben, stellte sich auch ihm in den Weg; aber Hugo glaubte unerschütterlich an sich, und um diesen seinen Glauben wahren zu können, verließ er die reale Welt und verfiel in Größenwahn, sich für den «Dichterfürsten» haltend, der die Goldmünzen seines Genies mit vollen Händen ausstreut. Hugo — mit seinem wirklichen Namen Philipp Bernstein — war zwar in Ungarn geboren, aber seiner Muttersprache nach ein Deutscher. Von Beruf Arzt, entdeckt er plötzlich den Dichter in sich, und zwar zunächst den deutschen. Seine «Psalmen eines armen Poeten» (1845) schon verraten sein Selbst- bewußtsein, wenn er auch von seiner «jungen schwachen poetischen Kraft» spricht. Nachdem er mehrere deutsche Stücke geschrieben, beschließt er, ungarischer Dichter zu werden und tritt mit einem ungarischen Stücke in die Öffentlichkeit: «Egy magyar király» (Ein ungarischer König), dessen Sujet aus dem Leben des Königs Matthias geschöpft ist. Das Stück hatte nur halben Erfolg. Auch «Brutus und Lucretia» interessierte wenig. Erst das Drama «Baron und Banquier» schlug ein und löste sowohl beim Publi-



kum als bei der Kritik wahre Begeisterung aus. Auch sein drittes Stück «Világ színjátéka» (Das Drama des Lebens) fand Beifall; aber die Kritik nahm es schon viel kühler auf. Die Blätter schlugen einen ironischen Ton an, und als man ihm vorwirft, er habe den Stoff zu seinem erfolgreichsten Stücke dem Franzosen Bazancourt entlehnt, kehrt er nach einer langwierigen Preßfehde Ungarn den Rücken und läßt sich in Paris nieder, wo er französisch zu schreiben beginnt. Hier winken ihm keine Lorbeeren. Nach zehnjährigem Aufenthalt in der französischen Hauptstadt kehrt er in seine Heimat zurück, und nun ist er rettungslos seiner sich immer steigenden Monomanie verfallen. — Diesen beiden hervorragenden Romantikern schließt sich Ludwig Kuthy an, der es als Erzähler zu einem bedeutenden Rufe brachte, dessen Dramen aber sich nicht zu behaupten vermochten.

Weniger günstig als um das ernste Drama, war es um das Lustspiel bestellt. Wohl finden wir in der reichen Vorblütezeit des Dramas viele Lustspiele — wir erinnern nur an jene Karl Kisfaludys —, aber nur in einem primitiven Entwicklungsstadium, weil eben der Boden für sie noch nicht vorbereitet war. Es fehlte eben an Traditionen, und dann verstanden die ungarischen Schriftsteller noch nicht, die Gesellschaft zu schildern; selbst bei Karl Kisfaludy ist die Darstellung des damaligen Gesellschaftslebens nicht immer wahr. Allerdings war auch dieses ziemlich primitiv, und es bedurfte eines Jókai, damit dieses gesellschaftliche Leben wahrheitsgetreu geschildert werde. Es mangelte damals an einem intensiven sozialen Leben; es herrschten einfache, ländliche Sitten, es war das Leben einer Nation, die erst mit einem Fuße in die Kultur eingetreten ist. Am schlimmsten kommen in den Lustspielen die jungen Mädchen und Frauen davon. Wir finden einige wenige Typen, die sich aber gleichen wie ein Ei dem anderen. Und wie gekünstelt, wie linkisch wird in diesen Stücken der Hof gemacht! Der einzige Vörösmarty schlägt in seinem Lustspiel einen ungesuchten und feinen Ton an. Die Entwicklung des sozialen Lebens wurde durch das Interesse, welches die Frauen damals der Politik entgegenbrachten, durchaus nicht gefördert.

Von den Lustspieldichtern jener Zeit ist zunächst Paul Csathó zu nennen, dessen «Fiatal házasok» (Junge Eheleute) ein ständiges Repertoirestück war. Er führte eine leichte, geschickte Feder, hatte eine gewisse Eleganz und Sinn für Humor. Sein früher Tod hinderte ihn daran, seine schriftstellerische Begabung zur vollen Entfaltung zu bringen. Einige Verwandtschaft mit Csathó hat Alois Degré, doch strotzen seine Lustspiele von haarsträubenden Übertreibungen. Er hatte nur geringen Erfolg.

Das politische Lustspiel hebt mit Br. Joseph Eötvös an. Der große Romancier war als Bühnenschriftsteller Dilettant; dennoch sind seine fast vergessenen zwei Theaterstücke literarisch wertvoller als einige seiner noch heute populären Gedichte. Er war ein begeisterter und studierter Anhänger der romantischen Schule. Sein Lustspiel «Éljen az egyenlőség» (Es lebe die Gleichheit) wurde beifällig aufgenommen. Die Idee des Stückes ist lebensfähig: in Ungarn trägt jedermann die Gleichheit auf der Zunge, aber wir sind noch sehr weit von ihr entfernt. Er meidet die stärkeren Konflikte, und ist sein Stück auch aus dem Leben gegriffen, seine Satire ist diskret und das Lustspiel matt. Um so größeren Erfolg hatte «Tisztújítás» (Beamtenrestauration) von Ignaz Nagy; sein Stück wurde mit stür-

mischer Begeisterung aufgenommen; man erkannte darin eine treffende Karikatur des ungarischen Komitats. Die Beamtenwahl ist glänzend, lebens-treu dargestellt und der Humor kommt zu seinem vollen Rechte. Das Stück fand viele Nachahmer, so Emerich Vahot und Paul Kovács, die wohl momentane Erfolge hatten, indes keine bleibenden Spuren zurück-ließen: Nagy selbst produzierte außer «Tisztujitás» nichts von Bedeutung.

Das soziale Drama hatte einen ersten Vertreter: Karl Obernyik. Er war ein revolutionärer Geist. Als Dramenschriftsteller übertrifft er seine Zeitgenossen, nicht was den Wert seiner Stücke, sondern was ihren Stil betrifft. Er ist der erste wahre Repräsentant des ungarischen Tendenz-dramas. Die Romantik hat er von den Franzosen her, seine Stoffe und Ideen aus sich selbst geschöpft. Sein erstes Stück: «Főúr és pór» (Aristokrat und Bauer), das den Preis der Akademie gewann, ist überaus düster. Glühender Haß gegen den Adel kommt darin zum Ausdruck, geradeso wie in dem Drama «Örökség» (Das Erbe), dessen Hauptgestalt, der Mann der ehrlichen Arbeit, der Pester Krämer und Fabrikant Christian Schmid ist. Diesen biederem, deutschnamigen Mann stellt er dem arbeitsscheuen, lasterhaften, zynischen Adel gegenüber, als wollte er sagen: Nehmt euch am Bürger ein Beispiel, ihr Adeligen! Dieses Stück wurde fünfund-zwanzigmal mit schönem Erfolge aufgeführt; die Kritik hielt ihm zwar Unwahrscheinlichkeiten und Übertreibungen vor, lobte aber seine Wirk-samkeit und Zeitgemäßheit. Die späteren Stücke Nagys reichten an «Örökség» nicht hinan und fanden nur geringen Beifall. Im ganzen — so faßt der Autor sein erschöpfend begründetes Urteil zusammen — finden wir in dieser Periode keinen bleibenden dramatischen Wert. Eine überaus primitive Struktur kennzeichnet den überwiegenden Teil der Dramen, ohne den Zauber der naiven Einfachheit. Hervorzuheben ist, daß selbst in dem übermütigsten Lustspiel nicht die geringste Unsittlichkeit zu finden ist. «Die Gatten gehen frei einher, sie stoßen mit den Hörnern nicht in die Türe.» Die Luft ist überall rein.

Wir sind zur letzten Station in der Geschichte des romantischen Dramas gelangt: zum ungarischen Volksstück. Es ist der am meisten ungarische Zweig der damaligen Dramenproduktion, doch sind die ausländischen Ein-flüsse auch hier nachweisbar, der deutsche sowohl als der französische. Auf den Wanderbühnen wurden Raimund, Raupach und Nestroy fleißig gegeben, ebenso später die französischen Vaudevilles. Beide Richtungen haben in Ungarn ihre Repräsentanten gefunden. Die charakteristischen Vertreter der ersteren Entwicklung waren Johann Munkácsy und Stephan Balog; ihre Volksstücke erfreuten sich großer Beliebtheit. Das hervor-ragendste Volksstück in dieser seiner ersten Form war der «Peleskei nótá-rus» (Der Notar von Peleske) Josef Gaáls, der noch heute lebendig und wirksam ist. Das Stück wurde am 8. Oktober 1838 zum erstenmal aufge-führt und wurde alsbald populär. Seine Quelle ist Josef Gvadányis humo-ristische Dichtung, die sich Josef Richters 1782 in Wien erschienene «Briefe eines Eipeldauers» zum Vorbild genommen hatte. Gaál hat das Gvadányische Sujet, die Abenteuer des Dorfnotars Zajtay in Pest und Ofen, sehr geschickt ausgestaltet und abgerundet. Durch die Hexengeschichte gibt er ihm einen Märchenrahmen; er bringt das ungarische Puztenleben auf die Bühne, entwirft ein Zeitbild von der damaligen Pester Welt, und schließ-lich bietet er auch eine kleine Liebesintrigue. Aus dem Notar selbst hat er

eine sehr gefällige, humorvolle Gestalt gemacht, die einheitlich ist und nicht so karikiert wie bei Gvadányi. Dieser ungarische Dörfler ist einfach, aber gelahrthuend, bequem und wahrheitsliebend. Er hat eine wohlthuende Mäßigung an sich. Eine recht interessante Äußerung flicht Gaál in sein Stück über den Humor ein: «Der englische Humor ist endlos und tief wie das Meer und zuweilen auch so bitter, die Gedanken schwimmen in ihm wie Perlen oder wie überaus große Tiere; gewöhnlich ist er still, reißt ihn aber der Sturmwind mit sich, geißelt er die Welt mit riesigen Wellen. Der deutsche Humor entspringt prächtig wie der Rhein, er fällt von Felsen herunter, fließt zwischen blühenden Ufern dahin; aber die Gedanken sind in ihm schon wie kleine Fische oder gar schwere Hechte und Karpfen; schließlich verschwindet das ganze im Schlamm. Der ungarische Humor aber beginnt hie und da schon edel zu brausen wie der Székelyhidaer Wein — aber er ist zum Teil noch ein Alföldler Sumpf, der mit seinen faulenden Dünsten die Luft verpestet, und man hört aus ihm nur Quaken heraus.» Der «Peleskei nótárius» gehört zum eisernen Bestand der ungarischen Bühne; er wird zu allen Zeiten erheitern, erquicken, erheben. Wunderbarerweise hatte Gaál in diesem einen Stücke seine ganze Kraft ausgegeben. Weder vorher noch nachher hatte er Erfolg.

Inzwischen war ein neuer Stern am Firmament der ungarischen Dramenliteratur aufgegangen: Eduard Szigligeti, der mit seinen historischen Dramen, Lustspielen und Volksstücken auf der heimischen Bühne Jahrzehnte hindurch dominieren sollte. Ein echter Sohn seiner Zeit, wußte er sich dem herrschenden Geschmacke anzupassen, und hierin liegt das Geheimnis seines großen Erfolgs. Den Mut wirklich großer Schriftsteller, sich neue Bahnen zu ebnen und auf der eingeschlagenen konsequent festzuhalten, besaß er nicht. Er begann mit romantischen historischen Dramen, und Vörösmarty, sein bester Kritiker, hebt mit Recht seine Geschicklichkeit hervor und rügt mit Recht seine Derbheiten. Tiefere Charakteristik finden wir in «Gritti» und «Gerő», jenes die Tragödie des herzlosen Strebers, dieses des Eifersüchtigen. Tugenden und Fehler Szigligetis sprießen aus einer Wurzel: er arbeitete mit dem Verstande und nur selten mit dem Herzen. Von seinen historischen Lustspielen ist «Rózsa» das wertvollste. Die Geschichte ist seine eigene Erfindung, aber eine der Hauptgestalten entnimmt er der Überlieferung: den volkstümlichsten ungarischen Helden Nikolaus Toldi. Die ersten zwei Akte sind von besonderer Frische, der dritte fällt ab. Die Heldin ist eine der anziehendsten Frauengestalten Szigligetis. Pure Lebendigkeit und soviel Koketterie, als nicht verletzend ist. Für diese büßt sie auch, diese macht sie am Ende des Stückes zur Braut Toldis, den sie kaum los werden kann. Das Stück ist in jeder Hinsicht bemerkenswert.

Im Jahre 1843 schrieb die Direktion des Nationaltheaters einen Konkurs auf «ein aus dem ungarischen Volksleben geschöpftes, von jeder Trivialität freies, eine gute Tendenz befolgendes Theaterstück». Von den konkurrierenden Werken erhielt «A kalandor» (Der Abenteurer) von Franz Ney den ersten, «A szökött katona» (Der Deserteur) von Szigligeti den zweiten Preis. Das Neysche Stück, welches als das wertvollere bezeichnet wird, verschwand nach einigen Aufführungen vom Repertoire. «Der Deserteur», das erste Volksstück Szigligetis, war der größte Erfolg des Nationaltheaters vor dem Freiheitskampfe. Es erlebte bis zu diesem 61 Aufführungen und



wird auch jetzt noch gespielt. Es war einer der mit elementarer Gewalt ausbrechenden Erfolge in der Geschichte der ungarischen Bühne. Das Publikum hatte dieses Stück förmlich erwartet, herbeigesehnt. Der Sohn des Volkes tritt dabei in der populärsten Form auf; er ist mit zweifelloser Bühnengeschicklichkeit geschrieben, und auch die Weisen, die darin gesungen werden, sind von großer Wirkung. Der ganze Rahmen, innerhalb dessen die simple Geschichte sich abspielt, ist allzu einfach, die Fabel überaus naiv, primitiv, aber der Ton des ganzen ist so wahr, aufrichtig und natürlich, wie man ihn bisher auf der Bühne nicht gehört hatte. Allerdings ist das Stück nicht ohne Fehler. Das Hauptübel sind die romantischen Elemente. Aber die Vorzüge des Stückes sind überwiegend. Der Erfolg blieb auch Szigligetis zweitem Volksstück «Két pisztoly» (Zwei Pistolen) treu, das auch seine Fehler hat, aber in den Details die Begabung des Verfassers am schönsten hervorleuchten läßt. Eine lange Serie von Stücken folgte, aber jene zwei überlebten alle.

Hier bricht das ebenso gründliche, wie fesselnd geschriebene Buch Vértessys ab. Die Schatten des Freiheitskampfes senken sich auf die ungarische Nation: inter arma silent Musae. «Die vierziger Jahre — so resumiert der Autor sein Werk — waren eine Epoche großzügigen geistigen Aufschwunges. Wir bekennen uns nicht zu dem Prinzip des Materialismus, allein es steht fest, daß die materiellen Verhältnisse mächtig auf das geistige Leben einwirken. Wären die 48er Gesetze bestehen geblieben und wären in Ungarn materielle Unabhängigkeit und materieller Wohlstand erblüht, so hätte auch die Literatur eine andere Entwicklung genommen. Die nationale Heimsuchung drängte die Entwicklung gerade so zurück, wie die Mohács-er Katastrophe. Die großen Umrisse verschwinden. Die Bühne, welcher die Poesie Vörösmarty, das Genie Teleki, die Phantasie Czakós und die Lebhaftigkeit Szigligetis zu Ruhm verholfen hatten, verhielt sich viel mehr, als sie gab. Nicht nur die Dichter wurden geknickt, gleich Eichen von der Wucht des Sturmes, sondern auch dem Aufkeimen einer würdigen neuen Generation wurde die Möglichkeit benommen. Petöfi blieb auf dem Schlachtfelde. Der andere Riese, Vörösmarty, war endgültig gebrochen. Aber auch das Schicksal des dritten, Arany, ist fast ebenso traurig. Die Wehmut umstrickt sein ganzes Leben und er quält sich unter den kleinsten Verhältnissen ab. Trotzdem schrieb er, und wir glauben gerne, daß er nicht weniger und nicht schlechter schrieb, als er unter anderen Verhältnissen getan hätte. Die Evolution der Romantik, die von dem edlen und aufrichtigen Pathos zum Pfad des Volksstückes geführt hat, bricht hier ab. Am Anfang steht Kisfaludy, am Ende Szigligeti.» — Mit einer kurzgefaßten Geschichte des Schauspielwesens jener Zeit schließt das treffliche Werk Vértessys, das in der ungarischen Literatur als bahnbrechend bezeichnet werden kann.

## Hamlet in der Marktschreierbude.

Von Professor Josef Bayer.

In den ersten Jahren des XIX. Jahrhunderts erschien in Pozsony ein Büchlein unter dem Titel: «Das neue Theater der Deutschen. Eine lustige Komödie in zwey Aufzügen. Von einem Mitgliede der Kurfürstl. deutschen

Gesellschaft in Mannheim. *Ridendo corrigat! Amen!* — Pressburg, gedruckt bei Georg Aloys Belnay. 1804. 8°. 71 Seiten.» (Im Besitze der k. u. Universitätsbibliothek in Budapest.) — Welcher Kunstgattung das Werkchen angehört, ist schwer zu sagen. Als Lustspiel kann es nicht gelten. Der Wahrheit kommen wir noch am nächsten, wenn wir es als dialogisierte zeitgeschichtliche Spottschrift betrachten. Eine eigentliche Handlung hat es ja gar nicht. Den Stoff bildet das Ereignis, daß einen vor dem materiellen Bankrott stehenden Theaterdirektor ein zufällig eingetroffener alter guter Freund mit seiner merkwürdig zusammengestellten Hamlet-Produktion aus der Gefahr rettet. Wir können also das Werk eine, die Verkehrtheiten des deutschen Theaters, die Lächerlichkeit der literarischen Verhältnisse, die Einfältigkeit des Publikums und die Verderbtheit der amtlichen Kreise geißelnde Spottschrift nennen, und als solche kann sie auch als ein sehr wertvoller Beitrag zur Zeitgeschichte genommen werden. Nicht minder wichtig aber ist sie auch als satirische Anklage gegen den Shakespeare-Kultus, dem gegenüber sie für die Franzosen, besonders für Voltaire scheint Partei nehmen zu wollen. Das Werk hat den einen Fehler, daß seinem Verfasser die fanatische Übertreibung des Spötters abgeht: er ist eher ein markloser Satiriker, dessen Parteistellung weder entschieden, noch unerschütterlich ist. Er scheint persönliche Erlebnisse auf die Bühne zu bringen, besitzt aber nicht genug schriftstellerische Kunst, um denselben einen universellen Charakter von literarischem Gewichte zu verleihen. Er gehört zu den Mittelmäßigkeiten, die über Einfälle, guten Geschmack und sogar Bildung verfügen, jedoch alles ohne Kunst, so daß sein Werk in den Einzelheiten wohl lehrreich ist, im ganzen aber nicht wert, als literarische Schöpfung erhalten zu bleiben.

Die Vorrede verdient wörtlich mitgeteilt zu werden: «Vorbericht. Bey der fast allgemeinen Verachtung, womit man seit einiger Zeit im Auslande auf unsere dramatische Poesie herabsieht, glaube ich nicht übel zu tun, daß ich meine Meinung hierüber — wenn auch nur in einem kleinen Drama meinen lieben Landsleuten mitteile. Diejenigen, welche durch ihre Produkte dieser Verachtung Ursache sind, muß es ja weniger kränken, sich von einem Deutschen getadelt, als von Ausländern verachtet zu sehen. Unter den Uebrigen hoffe ich doch immer noch einige, mir gleichdenkende Literatoren zu finden, welche geneigt sind, mit mir dem wahrlich schon überhand genommenen Verderbnisse unseres Theaters, wenigstens für die Zukunft zu steuern. Noch fehlt es gewiß nicht allen Deutschen an gutem Geschmack und Kenntnis der feineren Welt; und mehr brauchen ja fähige Köpfe nicht, um hierin Gutes zu stiften. Uebrigens bekenne ich gerne, daß ich die Talente verschiedener von den Dichtern, deren Werke in nachfolgender Komödie lächerlich gemacht werden, hochschätze, und nur bedaure, daß die Dichter ihre Fähigkeit nicht mehr zur Ehre der vaterländischen Literatur verwenden wollen. Der Verfasser.»

Er gibt also die Beweggründe seiner Satire gegen den Verfall des deutschen Dramas an und hofft, Genossen zu finden, die ihm behilflich sein werden, die deutsche Schauspielkunst vor dem Untergang zu bewahren. Mit Umgehung aller Beziehungen des Stückes auf die deutsche Literatur und Bühne, wende ich meine Aufmerksamkeit ausschließlich den Stellen zu, welche auf Shakespeare Bezug haben.

Der Schauplatz befindet sich in der Stadt Sonnenberg und «das Theater

ist ein Saal im Hause des Unternehmers». Dieser Unternehmer, Walter, kann die Mitglieder seiner, an den Rand des Ruins gelangten Schauspieltruppe nicht bezahlen, er bittet sie um eine dreitägige Stundung mit dem Versprechen, inzwischen «Kraftstücke» geben zu wollen, von denen er gute Einnahmen erhofft. Einer der Schauspieler erwähnt spöttisch, daß sie ja auch bisher solche «Kraftstücke vom ersten Range» gegeben haben, wie Makbet (sic!), Die Königin von Jerusalem und Prinz Conradin — und die Kasse ist doch leer geblieben, worauf der Direktor erwidert, die Ausstattung und die Kostüme hätten große Spesen verursacht und die Einnahmen seien trotzdem geringer gewesen, als er erwartet hatte. Trotzdem verlangen die Schauspieler ihre Entlassungsscheine und einer der Sprecher wünscht noch besonders die Erwähnung dessen, daß er den Othello, besonders in der Ermordungsszene, so bis zur Täuschung treu gespielt habe, daß zwei schwangere Frauen im Parterre vorzeitig ihre Kinder zur Welt gebracht haben.

In dieser kritischen Lage erscheint Walters alter, lange nicht gesehener Freund Oswald. Im Gespräch über den Verfall der literarischen und schauspielerischen Verhältnisse erwähnt Walter, daß irgendein Priston, «einer der vorzüglichsten englischen Schriftsteller, alle unsere neueren Dichter in einer akademischen Schrift nachmentlich anführte, um sie der Verachtung preiszugeben. — Und doch war ein Engländer selbst die Quelle unseres monströsen Theaters».

Hierauf entwickelt sich zwischen den beiden guten Freunden der folgende charakteristische Dialog:

Oswald. Du meinst wohl den alten Volksdichter (!) Shakespear? Die vernünftigsten Italiener betrachten seine Werke ungefähr so, wie die besten gothischen Gemälde, die zwar als alte Denkmäler einigen Wert haben, aber unter aller Kritik sind (!), verlachen hingegen bey jeder Gelegenheit seine deutschen Nachahmer. Nur Leuten von der niedrigsten Volks-Classe behagen in Italien die tragischen Farben des alten Britten. (!!!)

Walter. Hier beynah allen Schriftstellern, allen sogenannten Genies von hochfliegender Phantasie, oder — mit einer richtigen Benennung — allen den hochfliegenden Phantasten, die bey ihren Compositionen über Vernunft, Sitten und Regeln hinwegfliegen. Indessen sind diese Schwärmer jetzt die Gesetzgeber unsrer Bühne...» Nachdem diese übertreibenden Modernen und der Mangel ihrer Schulung gehörig verurteilt wurden, sagt Walter des weiteren: «Ich gab anfangs, so viel möglich war, regelmässige Originale, und nahm gute Uebersetzungen zu Hülfe. Aber mein Theater wurde immer weniger besucht, und mein Beutel immer leerer. Der grosse Haufen — nach und nach von den Schwärmern ganz angesteckt — begehrte die sogenannten Kraftstücke, und mitunter die sittenlosesten und albernsten.» Er erzählt, wie die vielen Dekorationen und Statisten ihn materiell zugrunde gerichtet haben, «ohne, was mich am meisten schmerzt — ohne das Geringste zur Ehre unserer National-Literatur geleistet zu haben»... Nun hat Oswald einen rettenden Einfall; er schickt einen Diener Walters in seine Wohnung und läßt eines der in Venedig gemalten fünf Bilder samt den dazugehörigen Büchlein bringen. Nachdem er das Gewünschte erhalten, setzt er seine Rede fort: «Nun lieber Walter! höre meinen Plan. Das Bild, das du jetzt sahst, enthält den ganzen ersten Akt der berühmten Tragödie Hamlet Prinz von Dänemark — Scene vor



Scene, wie sie aus der Feder des Autors flossen. Jede Scene mit allen ihren Personen ist ein besonderes Quadrat, und das ganze Stück, aktenweise, in fünf solche Gebilde eingetheilt. So führte diesen Hamlet — was man aber hier verschweigen muss — kurz vor meiner Abreise von Venedig, ein Scharlatan — mit einem Stäbchen in der Hand, um immer damit auf das betreffende Quadrat und die sprechende Person zu zeigen — auf dem Markusplatze zwanzig mahl hintereinander auf; und ich getraute mich zu wetten, dass er noch jetzt seine Vorstellungen fortsetzet. Du hättest sehen sollen, was für Wunder dieser Hamlet wirkte. Kein Schreiner, Schlosser, Schuster, Schneider, sammt allen ihren Weibern, Gesellen und Jungen blieb zu Hause, wenn Hamlet aufgeführt wurde. Advokaten, Kaufleute selbst Senatoren drängten sich zu dieser Bühne. Die Gondoliere und Lastträger suchten ihren letzten Soldo aus der Tasche, um ihn dem Wundersmanne zu geben. Ich selbst wohnte der Neugier wegen, ein paar Mahl der ganzen Vorstellung bey, und unterhielt mich herrlich dabey. Ich machte Bekanntschaft mit dem Scharlatan, und er erlaubte mir gegen ein paar Zechinen, seine Gebilde zu kopiren. Mein Vorsatz war, die Kopien mit mir nach Deutschland zu bringen, und bisweilen meinen guten Freunden eine solche Vorstellung zu zeigen. Und nun kann uns — vielleicht — diese Kopie dienen, dich aus deinem Labyrinth zu ziehen»...

Walter gefällt der Plan, doch schrickt er vor dem Gedanken zurück, vor seinem Publikum auf einer Scharlatan-Bühne zu erscheinen. Oswald jedoch übernimmt die volle Verantwortung mit der Erklärung: «Fast alle unsre neuern Theaterstücke, so viele ich derselben kenne, scheinen mir für Scharlatan-Bühnen eigens erschaffen zu sein» — worauf Walter erwidert: «Vielleicht kennst du zu wenige von denjenigen, die seit der shakespearischen Geschmacksrevolution für Produkte einer höheren Phantasie erklärt worden sind; und diese sind doch immer die, worauf man vorzüglich Bedacht nehmen muß, wenn sich Zulauf versprechen will. Meines Erachtens würdest du wenige davon in deine Gemälde bringen können.»

Von den sensationellen Stücken werden dann einige erwähnt, z. B. Der Hofmeister, Die Räuber, Das Epigramm, Der Graf von Burgund .... Fiesco, und zu letzterem macht Oswald folgende charakteristische Bemerkung: «Eben der Fiesco muß noch den Prinzen von Dänemark verdunkeln, ganz verdunkeln! zumahl durch die Battalien-Scenen des letzten Aktes! — Doch wozu alle deine Zweifel? Ich wiederhol' es dir als Kunstverständiger, fast alle unsre neueren Stücke, alle diese Ableger von Shakespears Blumen, sind ganz eigens für meine Bühne gemacht... Meine Bilder sollen gewiß Gaffer genug herbey locken»...

Wie aus diesem ausführlich mitgetheilten Gespräche ersichtlich, sind sowohl Walter, als auch Oswald nicht nur Gegner der Shakespeare nachahmenden deutschen Exaltados, sondern sie halten Shakespeare selbst für nichts anderes, als einen verblaßten, überholten — Volksdichter. Die Berufung auf das italienische Beispiel macht «den alten Briten» zum Jahrmarktsliebbling der untersten Volksklassen, wodurch Oswald sich berechtigt fühlt, den Hamlet ganz auf derselben Basis auch für das deutsche Publikum auf die Bühne zu bringen als — Jahrmarkts-Spektakelstück! Das Lustspiel leidet, wie ich schon erwähnte, an dem Hauptfehler, daß ihm die fanatische Übertreibung des Satirikers mangelt, was sich rasch offenbart, sobald unser unbekannter Autor an die Ausführung schreitet. Hier

hätte er Gelegenheit gehabt, seine satirische Kraft zu zeigen und durch die Übertreibung in der Darstellung alles lächerlich zu machen, was er belachenswert findet. Anstatt dessen erhalten wir — nach dem komischen Prolog — nur ein Musterstück als Probe aus der Jahrmarktsaufführung des Hamlet. Diese Aufführung selbst findet in der Pause zwischen dem 1. und dem 2. Aufzuge statt, und im 2. Aufzuge wird die Wirkung dieser Zwischenakt-Aufführung besprochen, anstatt daß wir Gelegenheit gehabt hätten, uns hievon auf Grund des Gesehenen selbst persönliche Erfahrungen zu schaffen. Statt der Wirkung, welche das Gesehene auf uns auszuüben hätte, hören wir also nur die Wirkung, welche es auf andere ausgeübt hat, womit die unmittelbare Wirkung der satirischen Vorstellung verloren geht — mit anderen Worten: wir erhalten mehr die fertige Kritik über das Stück, als das Stück selbst, von welchem die Probedarstellung nur einen Vorgeschmack bietet. Von dem Theaterstück entgeht uns also das wesentlichste, die Bühnenwirkung, und was wir dafür erhalten, ist die dialogisierte Erzählung der Wirkung auf andere, anstatt des unmittelbaren Eindruckes der Wirkung auf uns selbst. Wir sehen nur das Musterstück, welches nicht genügt, um uns ein vollständiges Bild des Ganzen zu liefern. Was wir zu sehen bekommen, ist sozusagen die intime Salonausgabe des Spektakelstückes vom Jahrmarkte, und gerade nicht dieses ist das Wesentliche, sondern die Jahrmarktsproduktion auf dem offenen Markte der Stadt Sonnenberg. Unser Lustspieldichter faßt also die Sache an der leichteren Seite, und darum entbehrt seine Satire das wesentlichste: die echte Bühnenwirkung selbst.

Die Salonproduktion nimmt folgenden Verlauf. Nachdem Oswald beschrieben hat, was die Bühnendekoration in Wirklichkeit sein wird, spricht er den folgenden, an das Publikum zu richtenden Prolog: «Hohes und respective höchstes, verehrungswürdiges und geschmackvolles Publikum von Sonnenberg! dein unterthänigster Diener und Knecht wird jetzt die so lange gewünschte Ehre haben, dir das unnachahmliche Trauerspiel, Hamlet Prinz von Dänemark, und zwar nach einer ganz neuen, noch in keiner Stadt des deutschen Reiches gesehenen Manier, in tiefster Unterthänigkeit vorzustellen. Ungeachtet meiner Schüchternheit, das erstemal vor so grossen Kennern der schönen Künste aufzutreten, hoffe ich doch, durch deine gnädige und respective hochgnädige Nachsicht, dir ein paar — wenigstens nicht unangenehme Stunden, mir aber dein gnädiges und respective hochgnädiges Wohlwollen zu verschaffen.»

Den Beginn der Vorstellung schildert Oswald in folgendem: «Nun wird die Gardine aufgezogen, worauf Apollo mit allen Musen, der Parnass, der Pegasus und die Hypokrene zu sehen sind... In dem Augenblicke, da man die Gardine aufzieht, wird hinter dem Gerüste sehr stark gepaukt und getrompet. Beim Anblick des Bildes und dem Lärmen der Trompeten wurde zu Venedig allzeit stark geklatscht und Bravo geschrien, das ohne Zweifel auch hier geschehen wird. Sobald nun das Geklatsch vorüber ist, trete ich noch einen Schritt vor, und gebe meinen Zuschauern eine ganz kurze, aber nothwendige Belehrung von der Natur dieser Art, Dramen vorzustellen, preise die Vorzüge an, welche dieselbe vor den gewöhnlichen Vorstellungsarten habe, und bitte zum Beschlusse dieser Belehrung — die ich hier übergehe — um geneigte Ohren und Augen. — Hier ist die erste Scene! (er deutet dahin.) Sie stellt eine Terasse von

dem Pallaste vor.» Damit beginnt die Probevorstellung. Mit seinem Stabe weist er auf die handelnden Personen, als da sind: Bernardo, Franzisko, Horatio, Marcellus und der Geist, und nun spricht er nach dem Texte der Eschenburgschen Übersetzung die erste Szene bis zum ersten Verschwinden des Geistes. Wie er so weit ist, erscheint der Bürgermeister von Sonnenberg, um mit Walter über die Angelegenheit der Schauspielertruppe zu beraten. Auch der Bürgermeister verrät Interesse für die Neuerung und fordert Oswald auf, in der Produktion fortzufahren. Dieser setzt nun das Stück vor dem Bürgermeister, welcher ganz Auge und Ohr ist, mit folgender Rede fort: «Verehrungswürdige Zuschauer! ich muss dem Anfange meiner Vorstellung eine kurze Erinnerung vorausschicken, die euch als ein Schlüssel zum Eingange in das Heiligthum meiner Kunst dienen wird. Jeder Akt des unvergleichlichen Trauerspiels Hamlet hat ein eigenes Bild von der Grösse des gegenwärtigen, jede Scene aber ihr besonderes Quadrat, worin alle in dieser Scene spielende Personen enthalten sind. Alle diese Scenen, so wie die Personen, werden euch jedesmal von diesem meinen Stabe auf das genaueste angezeigt werden. Es ist deshalb nothwendig, dass ihr meinem Stabe eine ununterbrochene Aufmerksamkeit schenket, weil es sonst leicht geschehen könnte, dass ihr glaubtet, den Prinzen Hamlet sprechen zu hören, wann etwa seine königliche Mutter, oder sein böser Oheim spricht. — Das Ab- und Zugehen der Personen hört bey dieser neuen Vorstellungsart natürlicher Weise, gänzlich auf, denn alle Personen bleiben stets auf ihren Standorten. Diess ist einer der grössten Vorzüge dieser glücklichen Erfindung. Ihr werdet euch erinnern, wie mancher König, Königin oder Prinzessin, ohne allen Anstand, und in einem so plumpen Gange aus den Kulissen heraustrampelte, dass man sie für ganz ungebildete Wäscherleute ansah, auch öfters im Abgehen stolperte, oder an einer Kulisse hängen blieb. Alle diese missfällige Ereignisse werden in dieser neuen Vorstellungsart vermieden. — Nebst dem kann ich nicht umhin, euch voraus bekannt zu machen, dass aus der weltberühmten Tragödie Hamlet — wie man das gleich in der ersten Scene bemerken kann — verschiedene zu lange und zur Handlung ganz unnöthige Reden, weggelassen worden sind, um euch liebe Zuschauer! nicht lange Weile zu verursachen. Doch versichere ich euch, auf Ehre, dass alles, was wirklich gesprochen wird, die eignen unverfälschten Worte des grossen Shakespeare, des ersten aller dramatischen Dichter der Welt, sind — der nur den einzigen kleinen Fehler hatte, dass er nichts von dramatischer Oekonomie, Schicklichkeit und Kunst verstand. —»

Hierauf folgt das zweite Erscheinen und Verschwinden des Geistes in derart amputierten Zeilen, daß man unseren Lustspieldichter der Versündigung an der Ökonomie nicht in dem Maße zeihen kann, wie er dies gegen Shakespeare getan hat.

Oswald will die Salonaufführung fortsetzen, doch unterbleibt dies mit Berufung auf die anderweitige Vergriffenheit des Bürgermeisters und, nachdem einige, den dringenden Aufbruch des letzteren nicht eben motivierende Szenen uns ein lebhaftes Bild von der vorsichtigen Schurkerei der Amtspersonen geben, geht der 1. Aufzug ohne jede weitere Produktion zu Ende. Nun sollte man glauben, daß wir die Jahrmarktsbudenkomödie von Hamlet in Wirklichkeit sehen werden, da stellt sich aber heraus, daß



außer dem bereits Gesehenen vor uns nichts mehr zur Darstellung gelangt, weil anstatt dessen die Wirkung der Zwischenakt-Aufführung beschrieben wird. Der Theaterdiener Johann berichtet über die Äußerungen der unteren Schichten des Auditoriums. Daß z. B. die frühere Truppe wohl auch Hamlet aufgeführt und damit auch gefallen habe, doch jetzt möge sie ihr Bündel schnüren und dem jetzigen Darsteller den Platz räumen. Jener, «der uns lauter hochweise Stücke aufdringen wollte», habe es nicht weitgebracht, und mit Entrüstung habe man geklagt: Hamlets Hähne ließ er nicht einmal krähen! Hierauf sucht Johann, den die Menge als den dummen Knecht des bankrotten Direktors verspottet, nun auch die gebildeteren Elemente des Publikums auf, und von der bei ihnen beobachteten Wirkung berichtet er: diese haben wohl die alte Truppe nicht geschmäht, dafür aber rühmen sie das neue Theater über alles und einstimmig. Man müsse nur die schönen Figuren beobachten, wie hübsch sie gemalt sind und wie viel Ausdruck in Gesichtern und Posen zu finden ist. Ihnen gegenüber sind die alten Schauspieler gar nicht der Rede wert. Und dann — wie geschickt ist nicht der Unternehmer! Aber bitte, nicht nur seine Geschicklichkeit zu berücksichtigen — sagt hierauf eine Dame —, sondern auch seinen Wuchs, sein Minenspiel zu betrachten, schauen Sie seine schönen Zähne an und die Feinheit, mit welcher er seinen Stab handhabt usw.

Johann ist über den Erfolg natürlich hocheifrig und hauptsächlich darüber, daß in Zukunft die Kosten für Schauspieler, Statisten, Dekorationen und Beleuchtung keine Sorge mehr machen werden, was einen gewaltigen Unterschied bedeutet.

Als bald erscheint auch Oswald und berichtet über den riesigen Erfolg. Gleich an Ort und Stelle mußte er versprechen, die Vorstellung morgen zu wiederholen. Sehr viel hat zum Erfolg auch beigetragen, daß die Bürgermeisterin während der ganzen Vorstellung nicht aus dem Verwundern kam. Oswald selbst ist mit der Wirkung ebenfalls zufrieden und faßt folgenden Entschluß: «Gleich Morgen Früh fang ich an, ein neues Drama zu malen: und das sey — die Braut von Messina, mit allen ihren alt-griechischen Göttern und neu-römischen Heiligen! die sich — auf meiner Bühne — recht gut bey einander vertragen werden. Indess geben wir den Hamlet fort so lang er geht, und ich sehe voraus, wir werden ihn oft geben können.» Dem staunenden Walter erteilt er sodann den Rat: «Lern' also besser den herrschenden Geschmack des Publikums, das heisst, des grossen Haufens kennen. Man muss ihn mit Karikaturen und Bamboccien (sic!) bedienen, wenn man etwas bey ihm gelten will; und das verstehen meines Erachtens unsre neuen Dramatiker besser als irgend etwas Anders. Weh darum dem Freunde des gesunden Verstandes, der es wagt, den Geschmack der Menge zu bestreiten! Er schwimmt gegen den Strom, und sinkt unter.»

Charakteristischerweise erscheint ein Mitglied der alten Truppe, um zur prachtvollen Hamlet-Vorstellung zu gratulieren, welche ihn in dieser neuen Gestalt «bezaubert, wahrlich bezaubert» hat. Er erfährt von Oswald, daß diese Hamlet-Vorstellung nur ein erster Versuch war; es kommen noch die Dramen der größten deutschen Dichter alle an die Reihe, da sie zu derartigen Vorstellungen noch geeigneter sind, als der Hamlet.

Nachdem dieser Schauspieler auch noch hört, daß Oswald die Aus-

zahlung der rückständigen Gagen übernommen hat, erklärt er sich bereit, bei ihm in den Dienst zu treten als einer, der den Götz von Berlichingen, König Lear und Ritter Langbart unvergleichlich besser, als jeder andere Bühnenkünstler, gespielt hat. Oswald aber akzeptiert den Antrag nicht, worauf der Schauspieler ein neues Anerbieten stellt. Er hat einmal auf einem Jahrmärkte Gelegenheit gehabt, zu sehen, wie ein Zahnarzt auf einem ebensolchen Gerüste mit ziemlicher Wirkung seine Kuren produzierte: für die Belustigung des Publikums sorgte außerdem auch noch sein Affe. Unser Bühnenkünstler macht hiemit das Anerbieten, sich «als Affe zu maskieren», um in dieser Rolle wenigstens in den Zwischenakten erfolgreiche Dienste leisten zu können. Überrascht fragt ihn Oswald: «Sie, ein so vortrefflicher König Lear, Sie wollten sich herabwürdigen, einen Affen vorzustellen?» Auf die Einwendung des Schauspielers, der sich auch auf den großen Erfolg eines Affendarstellers in dem Drama «Der Orangutang» beruft, erklärt Oswald, daß auf seiner Bühne nur gemalte Affen auftreten können, und sagt seinem Freunde Walter voll Entrüstung: «Was vernimmt man nicht alles — Affenspieler machen Glück auf unseren Theatern! Arme Landsleute! ihr scheinten einen Augenblick Bildung und Geschmack anzunehmen, und schon ist dazu wenig Hoffnung mehr übrig!»...

Kaum ist der abgekochte Lear-Darsteller weg, meldet Johann einen «wandernden Gelehrten» an, der den, den Hamlet darstellenden großen Künstler zu sprechen wünscht. Der wandernde Gelehrte, welcher unter den Personen des Lustspiels als «Zwerg, ein Rezensent» vorkommt, erscheint und erzählt ebenfalls, daß auch ihn der neue Hamlet bezaubert hat. «Welch eine Erfindung! Welch eine genialische Idee! Hierher kommt — dachte ich bei mir selbst —, hierher kommt, alle ihr Nationen von Europa, um zu sehen, zu welcher Höhe Deutschlands Genius sich seit zwanzig Jahren geschwungen hat.» Weiter sagt er, daß Oswald «einer der glücklichsten Imaginanten unserer Zeit ist, von jenen aus älteren Epochen spreche ich gar nicht; diese armseligen Leute sind schon seit mehr (sic!) Jahren der Spott unseres Witzes.» Selbstverständlich bietet der Herr Kritikus zur Aufführung seine eigenen Stücke an; jeder Akt-schluß derselben ist in Hexametern geschrieben. «Da ich aber merke — setzt er hinzu —, daß Sie, gleich mir, ganz neue Ideen lieben, könnte ich Sie auch mit einem Solchen (!) Schauspiele bedienen. Diess betitelt sich: Shakespears Apotheose. Es erscheint darin der Schatten dieses großen Dichters auf einem Triumph(!)wagen, der von sechs seiner glücklichsten deutschen Nachahmer gezogen wird. Ich teile deshalb das Stück in sechs Akte, wovon ich jeden einem andern von den glücklichen Dichtern dedizire, die ich vor Shakespears Wagen spanne.» Oswald beglückwünscht den Rezensenten zu dieser Idee, bei welcher ihm besonders gefällt, «daß Sie den Triumphwagen lieber mit Dichtern, als mit Pferden oder Maulthieren bespannen; dadurch verherrlichen Sie um Vieles sowohl den triumphierenden Helden, als seine (!) Vorspann»...

Nachdem Herr Zwerg seine belustigende Theorie in allen Einzelheiten auseinandergesetzt, macht Oswald mit einer Zehnguldenbanknote dem Wortschwall des geistreichen Herrn ein Ende, welcher noch vor seinem Abgange um die gütige Ausgleichung seiner Gasthofzeche bittet, worauf er sich mit den Worten entfernt: «Ihre unvergängliche Erfindung soll in wenig Zeit von der ganzen literarischen Welt bewundert werden.»

In Zwergs Gespräch findet sich eine interessante Bemerkung: «Auch werde ich mir nie so viel Geld, aber gewiß mehr literarischen Ruhm erwerben, als der geizige Voltäre (!), — dessen Schriften ich aber auch bey jeder Gelegenheit so tief herunter setze, als ich kann.»

Nach Zwergs Abgang sagt Oswald zu seinem Freunde: «Und der arme Wicht hat den Zweck, oder die Tendenz, Voltärs (sic!) literarischen Ruhm zu verdunkeln! Ha, ha, ha! Das geht doch wahrhaftig nicht natürlich zu! Der Mensch muß vom Teufel besessen seyn.»

Walter. «Nein! aber vom Shakespeare! wie sie es jetzt fast alle sind. Indeß hat er dir mit wenig Worten den Geist unserer neuen Literatur vortrefflich geschildert.»

Der letzte (9-te) Auftritt des II. Aktes enthält nichts Wesentlicheres, als die rühmenden Worte des bestochenen Bürgermeisters und seine Erlaubnis, das Eintrittsgeld für die weiteren Hamlet-Vorstellungen von 3 Groschen auf 6 zu erhöhen. Endlich läßt er (im Namen seiner Frau, welcher der schöne Oswald sehr gefallen hat) die beiden Freunde zum Mittagessen.

In diesem minderwertigen Lustspiele ist Oswald Anhänger der französischen, Walter aber der Shakespeare-Gegnerischen Richtung, während in Zwergs Gestalt die literarischen Richtungen contra Voltaire und pro Shakespeare in etwas verletzend, aber wenig wirksamer Satire lächerlich gemacht sind. Im Verfasser des Lustspiels suchen wir aber vergeblich die kräftig-satirische Überlegenheit, welche, wenn sie auch ihr Auditorium nicht immer auf ihre Seite zu bringen vermag, immerhin geeignet ist, dasselbe zu ernster Betrachtung anzuregen und in ihm die Empfänglichkeit für die im Wesen der Sache liegende Wahrheit zu erwecken. In diesem Lustspiele bleiben bedauerlicherweise die wesentlichsten Dinge unentschieden: Inwiefern ist diese Hamlet-Produktion als Shakespeare-Parodie aufzufassen? Warum gefällt dem gemeinen Volk gerade diese Hamlet-Aufführung? Wem ist das zuzuschreiben? Vielleicht dem Publikum? Den früheren outrierenden Darstellern? Oder der neuen literarischen Richtung? Den Übertreibungen der Nachahmer? Oder gar Shakespeare selbst? Oder der Allgemeinheit des Voltaire-Kultus? All die Fragen drängen sich uns auf und auf keine gibt das satirische Lustspiel eine befriedigende, bestimmte Antwort.

Im «Vorbericht» gesteht der Verfasser, daß er das Talent jener Schriftsteller hochschätzt, die er in diesem Stücke lächerlich macht, und bedauert nur, daß dieselben mit ihren Fähigkeiten der vaterländischen deutschen Literatur nicht in größerem Maße zur Ehre reichen. In dieser Form ist die Erklärung schwer zu verstehen. Besonders unverständlich ist es, warum gerade Hamlet als Jahrmarktsbuden-Komödie vorkommen muß? Wie passen diese zwei Dinge zusammen?

Nur eins ist vollkommen klar: daß Hamlet in dieser Produktion lächerlich gemacht ist. Die Tragödie wird zum Jahrmarkts-Spektakel herabgewürdigt und durch die Kürzungen im Texte wird Shakespeares überflüssiger Redeschwall verspottet. Oswald nennt Shakespeare den ersten Dramendichter der Welt — der aber «nur den einzigen kleinen Fehler hatte, daß er nichts von dramatischer Ökonomie, Schicklichkeit und Kunst verstand». (S. 39.) Wie aber kann jemand auch nur groß, geschweige denn der größte sein, wenn seinen Stücken diese drei Kardinaltugenden



fehlen? Oder soll Oswalds Karikatur durch die Brille der Satire betrachtet werden? Karikiert er nur, damit wir trotz der Karikierung Shakespeares wahre Größe erkennen? Dann würde aber anstatt eines Musters eine vollständige Jahrmarktsproduktion des Hamlet alles doch viel besser erklären, als viele Hunderte von Worten? Jawohl, dazu bedürfte es aber schon einer Kunst — der Kunst des Sichversenkens, welche mit einem Ganzen ein anderes Ganzes verspottet. Was er tut, ist ein willkürliches Vorgehen, und auch die Wirkung ist nicht die wahre, weil sie den Hörer, den Zuschauer nur durch Vermittlung erfaßt, durch die Erzählung der Wirkung, welche das vorgetragene Stück im Zwischenakte, also nicht vor uns, auf interessierte Personen ausübt.

Wenn wir dieses satirische Lustspiel als einen Ausdruck der Reaktion gegen den Shakespeare-Kultus auffassen, dann empfinden wir als seinen größten Fehler, daß wir heute, d. h. hundert und einige Jahre nach seinem Erscheinen, weder seinen Esprit, noch seine Notwendigkeit begreifen können. Ob es von seinen Zeitgenossen begriffen wurde, kann ich nicht feststellen. Die echte Satire gewinnt aber erst dann ihren Kunstwert, wenn sie auch der Nachwelt verständlich ist, besonders, wo ein Dichter vom Range eines Shakespeare gelästert wird.

Doch scheint auch schon seine eigene Zeit mit dem Stücke nicht im klaren gewesen zu sein. Die erste (und bisher einzig bekannte) Kritik darüber habe ich in den Spalten der von Schedius redigierten Zeitschrift<sup>1)</sup> gefunden, und zwar vom Anfange des Jahres 1804, woraus es wahrscheinlich wird, daß das Stück schon zu Ende 1803 die Presse verlassen hatte und nach Buchhändler-Usance vorausdatiert war. Die Kritik ist mit L. S. gezeichnet und stammt somit zweifellos von Ludwig Schedius selbst. Nach Mitteilung des Inhaltes heißt es zum Beschluß: «Dieses ist die ziemlich gute Grundlage der lustigen (?) Komödie, die eine glücklichere Ausführung verdient hätte»... Siehe da — der erste Kritiker sagt von dem Stücke im wesentlichen dasselbe, wie ich um so vieles später. Der Einfall wurde für gut, die Ausführung für schwach befunden — das heißt mit anderen Worten: die Satire haben auch die Zeitgenossen nicht verstanden.

Das Sonderbarste in der Kritik von Schedius ist, daß er wohl erwähnt, «daß Oswald eine Marktschreyer-Bude errichtet, wo er die Tragödie... marktschreiermäßig erklärt» — doch kein einziges Wort zur Verurteilung dieses Vorgehens findet. Daß er bei dem Worte Komödie das Attribut «lustige» mit einem Fragezeichen ziert, bedeutet nur, daß er die Lustigkeit des Lustspiels fraglich findet, doch bleibt er uns die Hauptsache schuldig, wie er mit dieser Jahrmarktskomödiantenproduktion einer Hamlet-Darstellung zufrieden ist? Daß er die Frage unberührt läßt, kann auf zwei Arten erklärt werden: entweder hält er die Produktion für eine so niedrige Komödiantenzote, welche der Rede nicht wert ist, oder erblickte er darin keine Tendenz gegen Shakespeare. Aus beiden Annahmen ergibt es sich, daß das satirische Lustspiel unseres Mannheimer Anonymus sein Ziel verfehlt hat, denn selbst seine Zeit hat nicht erraten, was der Verfasser hineingedacht hat. Oder — dachte er vielleicht überhaupt nichts hinein?

<sup>1)</sup> Zeitschrift von und für Ungarn. — Herausgegeben von Ludwig Schedius, Doktor der Philosophie, Prof. der Ästhetik an der k. ung. Univ. zu Pest und korr. Mgl. d. k. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Jahrgang 1804. Bd. V. Erstes Heft, S. 47 u. 48.

Anstatt der literarischen Stürmer und Dränger stellt er ihren Meister an den Pranger, fest überzeugt, daß diesem selbst eine solche Darstellungsart nicht schaden kann, im Gegensatz zu den Leistungen der über-treibenden Schüler, welche ja schon an sich — Jahrmarktskomödien sind? In diesem Falle aber ist es nicht gut zu begreifen, warum er nach dem Hamlet auch Fiesco und die Braut von Messina in dieser Produktionsform darstellen will? (S. 31 u. 53.)

Kurz: die ganze Tendenz des Stückes «Eine lustige Komödie» bleibt uns ein Rätsel, doch bin ich der Meinung, daß das Stück eben von dieser Rätselhaftigkeit umgeben wird und nichts anderes, als eine mißlungene Hamlet-Parodie ist. Die vaterländische deutsche Presse hat davon als von einem Preßprodukt Kenntnis genommen. Lohnt es wohl der Mühe, nach-zuforschen, wie das Werk in Deutschland von der Kritik aufgenommen wurde? Vielleicht doch!

In R. Genées «Geschichte der Shakespeareschen Dramen in Deutschland» (Leipzig, 1870) ist das Lustspiel nicht erwähnt. Dasselbst ist nur von einem Marionettenspiel aus dem Jahre 1799 die Rede: «Prinz Hamlet von Dänemark. Marionettenspiel, Berlin 1799». Für den Verfasser wird Joh. Friedr. Schink gehalten. Nach dem mitgeteilten Inhalt besteht wohl einige Verwandtschaft zwischen den beiden Stücken, im Wesen aber sind sie grundverschieden. Genée sagt u. a.: «Die Satyre dann richtet sich gegen künstlerische und kritische Verhältnisse, gegen forciertes Geniewesen u. s. w. und enthält Ausfälle gegen die Anhänger der Kantischen Philosophie, wie gegen politische und soziale Zustände. Die Parodie schließt mit einem Ballfest, auf welchem Hamlet als Harlequin agiert, der dem Könige den Giftbecher in den Hals gießt (!), schließlich aber Befehl gibt, man möge ihm Gegengift beibringen, und wenn das wirkt, ihn am Leben lassen. (!) Hamlet schließt mit einem Epilog, worin er die Prinzipien darlegt, nach welchen er als Musterkönig regieren werde.» Dieses Marionettenspiel scheint ein ausgesprochen satirisches Werk zu sein und sein Verfasser hat den Mut, die übertriebene Urgenialität zu verspotten und die unter den Schauspielern und Kritikern Deutschlands herrschenden Zustände zu geißeln. Der Schluß ist wahrhaft belustigend und zwingt uns noch heute ein Lächeln ab, was von der in Ungarn erschienenen deutschen Hamlet-Parodie schlechterdings nicht behauptet werden kann; sie besitzt nur kulturhistorischen Wert als Beitrag zur Geschichte der deutschen Shakespeare-Literatur.

## Ungarisch-deutsche Wörterbücher.

Von Professor Wilhelm Tolnai.

Die mannigfaltigen geschichtlichen, kulturellen, kommerziellen Beziehungen, in denen die Ungarn von jeher zu den Deutschen standen, fanden immer ihren ausgeprägtesten Ausdruck in der Sprache, dem Träger alles geistigen Gutes. Besonders seit dem Zeitalter der Reformation, die in Ungarn schon kurz nach dem Auftreten Luthers viele eifrige Anhänger fand, wurden diese Beziehungen enger und inniger. Die Reformation förderte in nicht geringem Maße die Gefühle des nationalen Selbstbewußtseins, das durch das drückende Joch der Türkenherrschaft erweckt wurde.

So sehen wir nun in dem Zeitabschnitte von der Niederlage bei Mohács (1526) bis zur Wiedereroberung von Buda (Ofen, 1686) ein eifriges Hin- und Herüberwandern der ungarischen Studenten nach Deutschland, wie auch deutscher Gelehrter nach Ungarn, die, obwohl die offizielle Sprache der Schule und Wissenschaft noch allenthalben das Lateinische war, nicht selten das Ungarische und das Deutsche aneinanderknüpften. Das mußte bald in den notwendigsten sprachlichen Behelfen, den Wörterbüchern, zum Ausdruck kommen. Das Lateinische will anfangs noch geraume Zeit Vermittler zwischen den beiden Sprachen bleiben und beginnt erst mit dem Erlasse Kaiser Josefs II. im Jahre 1784 eine tote Sprache zu werden, und kann ihren unmittelbaren Berührungen nicht mehr im Wege stehen.

Schon in jenen zwei Büchern, in denen die ungarische Sprache zum ersten Male im Druck auftritt, ist sie von der deutschen Sprache begleitet. Beide stammen aus dem Jahre 1527, und sind eigentlich Schulbücher. Das erste heißt: *Rudimenta Grammatices Donati*... Autore Christoforo Hegendorfino. Cracouiae 1527, das zweite: *Puerilium Colloquiorum Formulae*. Sebaldus Heyden. Cracouiae 1527. (Im Facsimile-Neudruck herausgegeben von der Ungarischen Sprachwissenschaftlichen Gesellschaft, Budapest. 1912.) Der ungarische Text beider stammt von dem berühmten ungarischen Humanisten und Bibelübersetzer Johannes Sylvester her. Obwohl dies keine Wörterbücher sind, boten sie seinerzeit doch, besonders die *Colloquia*, ein geeignetes Mittel zur primitiven Erlernung nicht nur der lateinischen, sondern auch der ungarischen und deutschen Sprache, wie auch zur Zusammenstellung der ge-läufigsten Elemente ihres Wortvorrates.

Im folgenden versuche ich nun, mit Ausschluß der zahlreichen kleineren und zum Teile minderwertigen Erscheinungen, die meist nur bibliographisches Interesse haben, die Hauptgruppen der ungarisch-deutschen Wörterbücher darzustellen.

1. In den Nomenklaturen des XVI. Jahrhunderts, die die Wörter in Begriffsgruppen zusammenfassen, kommt das Ungarische mit dem Deutschen auch nur noch von ungefähr zusammen. Sowohl das *Lexicon Murmellii* 1533, wie auch die *Nomenclatura sex linguarum* 1538, welcher Gabriel Pesthi das Ungarische beifügte, haben den Zweck, in der Schule die Erlernung des Lateinischen zu fördern, ohne das Verhältnis der nicht-lateinischen Sprachen zu beachten. Dies finden wir auch im ersten und seinerzeit größten Wörterbuche des Calepinus. Das kolossale Werk, das eigentlich kein Wörterbuch, sondern vielmehr ein enzyklopaedisches Lexikon klassischen Wissens ist, erschien zum ersten Male 1502, wurde dann bald mit nichtlateinischen Erklärungen allmählich erweitert, so daß es am Ende des XVI. Jahrhunderts schon elfsprachige Ausgaben gab. Die ungarische Sprache wurde in die zehnsprachige Ausgabe (Lyon, 1585) eingefügt. Da der Wortvorrat dieses Werkes ein ungemein umfassender und wichtiger ist und den späteren ungarischen Wörterbüchern des öfteren zur Quelle diente, gab die Ungarische Akademie 1912 den lateinisch-ungarischen Text neuerdings heraus.

Damit können wir die erste Gruppe jener Wörterbücher schließen, wo das Wortmaterial beider Sprachen durch die Vermittlung des Lateinischen in Berührung kommt.

2. Die zweite Gruppe der Wörterbücher ist die, in denen das Deutsche



mit dem Ungarischen in ein unmittelbares Verhältnis tritt. Dies geschieht verhältnismäßig sehr spät, erst in der letzten Ausgabe des Wörterbuches von Albert Molnár: *Dictionarium Ungaro-Latino-Germanicum*. 1708. Kristof Beer fügte den Artikeln die deutsche Erklärung und ein alphabetisches Register der deutschen Stichwörter bei. Dies ermöglicht zwar schon eine Übersetzung eines deutschen Textes, ist aber in seiner Handhabung ziemlich schwerfällig und unzuverlässlich.

Dasselbe gilt auch von dem folgenden Werke, dem *Dictionarium Latino-Ungaricum* von Franz Páriz-Pápai, dem verbreitesten Wörterbuche des XVIII. Jahrhunderts, das fünf Auflagen erfuhr. Deutsche Erklärungen wurden der Ausgabe 1767 und 1782 vom Hermannstädter Prediger Martin Felmer, neuerdings der Auflage 1801 von Josef Karl Eder, nebst einem deutschen Repertorium beigegeben. Diese deutschen Erklärungen sind sehr minderwertig, voller Mißverständnisse und Fehler, die meist aus der mangelhaften Kenntnis der ungarischen Sprache seitens Eders entspringen<sup>1</sup>.

3. Den dritten Typus vertreten die ungarisch-deutschen Wörterbücher des vielverdienten und bis an sein Ende unermüdlich arbeitenden Josef Márton<sup>2</sup>, der von 1806 bis 1840 ordentlicher Professor der ungarischen Sprache und Literatur an der Wiener Universität war. Ihn bestimmte schon die vollständige Kenntnis beider Sprachen zu ihrem Dolmetsch, wozu sich noch eifriger Sammelgeist und gründliche Vertrautheit mit der einschlägigen Literatur gesellten. Er beschränkt sich nicht auf das Material, das ihm in älteren Wörterbüchern zur Verfügung steht, sondern sammelt selbst aus der zeitgenössischen poetischen und wissenschaftlichen Literatur, aus dem Wortschatze der Handwerker und des Volkes. Seine Werke (seit 1799) sind die ersten, wirklichen ungarisch-deutschen Wörterbücher, ohne Vermittlung des Lateinischen, die unmittelbar das Verhältnis und die Beziehungen der beiden Sprachen erschließen wollen. Darum sind sie auch die ersten, die das ganze Material nach ungarischen und deutschen Stichwörtern, in je zwei Teilen, der Schule und dem Publikum zur Verfügung stellen. Erst in den letzten Ausgaben von 1818 und 1823 fügt Márton in seinem *Lexicon Trilingue* aus praktischen Gründen die noch immer wichtige lateinische Sprache bei. Den stark neologistischen Bestrebungen seiner Zeit gegenüber verhält er sich wenn auch nicht ablehnend, doch immer etwas zurückhaltend, was ihm auch die Mißgunst des Anführers der neuen ungarischen Literatur, Franz Kazinczy's, zuzog. Nichtsdestoweniger blieb er lange Zeit Muster und Fundgrube der späteren Lexikographen, besonders darum, weil er schon ganz modern nicht nur die Bedeutungen der Wörter sorglich voneinander schied, sondern jeden Artikel mit reichem phraseologischen Materiale erweiterte, das wir in späteren gleichartigen Werken oft wenig verändert wiederfinden.

4. Der nächste, vierte Typus der ungarisch-deutschen Wörterbücher hängt mit den lexikographischen Arbeiten der Ungarischen Akademie der Wissenschaften zusammen. Die Akademie erachtete gleich bei Beginn ihrer Tätigkeit (1831) für ihre erste und wichtigste Aufgabe die Ausarbeitung eines vollständigen Wörterbuches der ungarischen Sprache. Um

<sup>1</sup>) Die ältere ungarische Lexikographie behandelt ausführlich und kritisch Johann Melich. Budapest 1907. Athenaeum.

<sup>2</sup>) Über ihn schrieb Edmund Simai. Budapest 1902 (ungar.).

Ungarische Rundschau. III. Jahrg., 4. Heft.

jedoch bis zur Vollendung eines so großen und umfangreichen Werkes dem Publikum gewissermaßen einen Leitfaden des ungarischen Wortschatzes in die Hand zu geben, beschloß die Akademie auf den Antrag eines nicht geringeren Mannes, als des Grafen Stefan Széchenyi, des Begründers des modernen Ungarn, ein Hand- oder Taschenwörterbuch herauszugeben. Unter Mitwirkung mehrerer Mitglieder kam das Werk auch bald zustande, und zwar in der Redaktion von Michael Vörösmarty, des gefeiertsten Dichters seiner Zeit, und Franz Toldy, des Vaters der ungarischen Literaturgeschichte. Die Namen Széchenyi, Vörösmarty und Toldy sind sehr bezeichnend für die Wichtigkeit, die man damals einem verhältnismäßig kleinem Buche beimaß; sie wird aber leicht verständlich, wenn man bedenkt, daß dieses Taschenwörterbuch, obgleich die Akademie es ausdrücklich nicht für offiziell erklärte und die Verantwortung persönlich den einzelnen Mitarbeitern auferlegte, die erste größere Offenbarung der jungen gelehrten Gesellschaft war und daher gewissermaßen eine nationale Bedeutung hatte. Das Werk erschien unter dem Titel: Magyar és német Zsebszótár (Ungarisches und deutsches Taschenwörterbuch), der zweite, deutsch-ungarische Teil 1835, der erste, ungarisch-deutsche, drei Jahre später, 1838. Das Taschenwörterbuch ist aber auch, trotz seiner gedrängten und sparsamen Bearbeitung, eines der wertvollsten Produkte der ungarischen Lexikographie. Für den ungarischen Wortschatz ist es sozusagen der Kodex der damaligen Schriftsprache. Die großen Kämpfe der in der Geschichte aller Sprachen beispiellosen Spracherneuerung waren in ihrer ersten Etappe siegreich zu Ende geführt. Die Nation, die einer modernen Entwicklung entgegensah, hatte eine dem neuen Leben entsprechende Waffe, eine neue Sprache, die in den Werken großer Dichter und Denker, auf der Rednerbühne, im Lehrstuhl und in der Stube des Gelehrten sich reich und prächtig, kraftvoll und geschmeidig, bündig und präzise, allen Anforderungen einer literarischen Sprache gewachsen erwies. Eigentlich ist daher dieses Taschenwörterbuch die kurzgefaßte Sammlung des damaligen ungarischen Wortschatzes und wurde nur dadurch, daß man zur Erklärung die deutsche Sprache wählte, zum zweisprachigen Wörterbuche beider Sprachen. Die Bearbeitung des Materials ist durchaus selbstständig und stützt sich in keiner Beziehung auf die vorhergehenden Lexika. Dies folgt schon aus der Art und Weise der Herstellung: wie die einzelnen Abschnitte an die Mitarbeiter verteilt, die eingelaufenen Arbeiten in gemeinsamen Sitzungen besprochen und die Ergebnisse dann Vörösmarty und Toldy zur Redaktion übergeben wurden (vgl. den Aufsatz von Julius Vizsota, Magyar Nyelv. IV. 63).

5. Nach dem Taschenwörterbuche der Akademie folgt lange Zeit kein selbständiger Typus, da sich die Lexikographen damit begnügten, das Taschenwörterbuch zu erweitern und zu ergänzen. Es folgt daher eine Reihe von ähnlichen Taschenwörterbüchern, die mehr oder weniger die Nachbildung des akademischen sind, ferner Ergänzungsbücher, die die neuen Erscheinungen der sich rasch weiterentwickelnden Schriftsprache verzeichnen. Neben den, besonders in den verschiedenen Zweigen der Wissenschaften auftretenden Neubildungen, ist das Eindringen der volkssprachlichen Elemente auffallend; dies hängt sowohl mit der demokratischen Tendenz des politischen Lebens, wie auch mit der immerfort stärker werdenden volkstümlichen Richtung der Literatur zusammen. Die vielen

Neubildungen finden wieder in den puristischen Bestrebungen ihre Erklärung, die sich schon seit den letzten Dezennien des XVIII. Jahrhunderts öfters sehr stark geltend machen. Von den ungarisch-deutschen Lexikographen dieser Zeit sind besonders Johann Fogarasi und Moritz Ballagi zu erwähnen. Seit 1854 behauptete Ballagi allein das Feld, als er mit seinem Neuen Vollständigen Wörterbuche der deutschen und ungarischen Sprache auftrat. Das Bestreben Ballagis war, wie schon der Titel besagt, möglichst große Vollständigkeit. Er nahm daher alles zugängliche Material der schon vorhandenen größeren und kleineren Wörterbücher, besonders der mittlerweile erschienenen zahlreichen Fachlexika auf. Der Vollständigkeit opferte er vielfach Selbständigkeit und Kritik, und da er ein unentwegter Anhänger der äußersten Neologie war, häuft er in seinen Wörterbüchern viel totgeborenes Material auf, das die mit der ungarischen Sprache nicht genügend vertrauten fremden Sprachforscher manchmal zu sehr drolligen Folgerungen verleiteten. Sein «Vollständiges Wörterbuch» erschien zum letztenmale 1890 in sechster Auflage, war aber schon damals in jeder Beziehung veraltet.

6. Den Anforderungen der neueren Zeit wollten nun Sigmund Simonyi und Josef Balassa entsprechen, indem sie ihr Deutsches und Ungarisches Wörterbuch herausgaben (I. Teil 1899, II. Teil 1902). Vor allem unterzogen sie das bestehende Material einer gründlichen Kritik, säuberten es von den nie in Gebrauch aufgenommenen Mißbildungen der Neologie und den althergebrachten Mißverständnissen, Schnitzern und Druckfehlern. Der Wortvorrat wurde nun mit den neueren Ergebnissen sowohl der deutschen, wie auch der ungarischen Sprachreinigung ergänzt; es fanden dann Aufnahme viele Wörter aus den verschiedensten Gebieten des modernen Lebens usw.; mit einem Worte, die Verfasser waren bestrebt, ein in jeder Hinsicht gutes Hilfsbuch zu schaffen. Nun hat aber dieses Wörterbuch auch seine angestammten Mängel, die ihm einen weiteren Erfolg von vornherein erschwerten. Zum ersten geht ihm jenes Maß von Vollständigkeit ab, das es zum Ratgeber für die breitesten Schichten des Publikums machen könnte, so daß dieses wieder auf Ballagi verwiesen war. Die Kunst- und Fachausdrücke der Klassensprachen, der mannigfaltigen Beschäftigungen und Gewerbe waren viel zu sparsam vertreten. Dies war nun kein Versehen der Verfasser, sondern eine ihnen auferlegte Beschränkung von seiten des Verlages, der hier von vornherein seinen besten Vorteil außeracht ließ. Zum zweiten stammen aber viele Mängel daher, daß in den Verfassern der Ortholog mit dem Lexikographen in Streit geriet und der letztere meist unterlag. So wurde das Wörterbuch in vielen Beziehungen ein recht guter Ratgeber darin, was gut Ungarisch ist, ließ aber den Fremden, der darin ein Wort suchte, das trotz seiner ungesetzlichen Abstammung von der Literatur und dem alltäglichen Leben gebraucht wird, sehr oft im Stich. Es ist offenbar, daß der Lexikograph alle Wörter verzeichnen muß, und statt irgendeines auszulassen, andere Wege einzuschlagen genötigt ist, um auch der Sprachrichtigkeit gerecht zu werden. So wurde das Wörterbuch von Simonyi-Balassa ein vorzügliches Hilfsbuch für die Schule, konnte aber in dieser Form dem großen Leben selbst nicht Genüge leisten.

7. Den neuesten Typus unserer ungarisch-deutschen Wörterbücher vertritt Béla Kelemens Werk, das 1901—1904 in erster, 1912—14 mit dem



Titel «Großes Handwörterbuch» in zweiter Auflage erschienen ist. Kelemens Bestreben war vor allem, ein Hilfsbuch zu schaffen, das, die engen Grenzen der Schule überschreitend, jedermann in jedem Falle zu dienen imstande ist. Wenn auch nicht alles, doch womöglich vieles zu bringen, ist sein leitender Gedanke. Mit dem deutschen Wortvorrat hatte dies auch keine größere Schwierigkeit, wo das Material sozusagen schon vollständig gesammelt ist; im Ungarischen steht aber die Sache anders. Nicht nur, daß wir ein vollständiges Wörterbuch der ungarischen Sprache noch nicht besitzen — denn das große Wörterbuch der Akademie von Czuczor-Fogarasi ist längst veraltet, und es noch manches Jahr dauern wird, bis die Vorarbeiten, das Sammeln des Wortvorrates, womit die Akademie schon seit fünfzehn Jahren beschäftigt ist, soweit gedeihen, daß die Redaktion des neuen großen Wörterbuches in Angriff genommen werden kann, —, sondern es fehlen noch auf vielen Gebieten die Fachlexika, die Sammlungen der Klassensprachen, oder wenn sie vorhanden sind, so sind sie meist auch schon veraltet und überholt. So hatte nun Kelemen die schwierige und überaus anstrengende Aufgabe, den Wortvorrat der außer der Literatur liegenden Sprache selbst aus Fachbüchern mühsam zusammenzusuchen und in sein Werk einzuverleiben. Dies ist ihm verhältnismäßig sehr gut gelungen, er hat das möglich beste geleistet. Besonders aufmerksam verfolgt er jene Bereicherungen der Sprache, die das moderne Leben mit sich bringt und die zuerst meist in dem nicht immer reinen, doch immer sehr reichen Strome der Zeitungssprache auftauchen. Zu Tausenden finden wir Wörter, die in Kelemens Buch zum ersten Male verzeichnet sind, die die neuen technischen Fortschritte, den Sport, Handel, das Gewerbe, das Leben im Hause und auf der Straße usw. vertreten. Zum großen Vorteile gereicht dem Wörterbuche, daß der Verfasser nicht nur das Wort für sich anführt, sondern auch seine verschiedenen grammatischen Formen in reicherm Maße beifügt, als es bisher in ähnlichen Werken Gepflogenheit war, und außerdem auf alle inhaltlichen oder formalen Schwierigkeiten besonders aufmerksam macht, um die Nützlichkeit seines Werkes möglichst zu steigern. Ferner dienen die zahlreichen phraseologischen Beispiele dazu, das Wort in den verschiedensten Abstufungen seiner Bedeutung darzustellen. Die praktische Einteilung der einzelnen Artikel machen das Buch sehr handlich, so daß man mit vollem Rechte sagen kann, daß Kelemens Werk zurzeit das reichste, im allgemeinen Gebrauche das zweckmäßigste ungarisch-deutsche Wörterbuch unserer lexikographischen Literatur ist.

Es sei noch zu bemerken, daß die Entwicklung der ungarisch-deutschen Wörterbücher nur ein Zweig der ungarischen Lexikographie ist, die besonders in neuerer Zeit einen kaum geahnten Aufschwung genommen hat und noch viele wertvolle Werke zutage fördern wird. Über diese weiteren Bestrebungen demnächst.

## Die Rumänen unter den Hunyadi.

Von Emerich Lukinich, Privatdozent.

Vor etwa hundert Jahren hat der rumänische Geistliche Peter Major aus Dicsöszentmárton in Siebenbürgen zum ersten Male die Geschichte

der Walachen (Rumänen) geschrieben. Sein Werk entstand unter der Wirkung der damals in ganz Europa auf literarischem, wie auch politischem Gebiete allgemein herrschenden Nationalitätsidee und verfolgte den Zweck, nachzuweisen, daß der älteste Einwohner des östlichen Teiles von Ungarn das siebenbürgische Rumänentum ist, welches mit der Schaffung und Entwicklung des römischen Daziens seine staatengründende Fähigkeit glänzend bewies und sein Römertum auch in den, dem Sturze Daziens folgenden bewegten Jahrhunderten zu bewahren imstande war. Der Ruhm der Vergangenheit möge die siebenbürgischen Abkommen der Römer nicht nur zum Ertragen des Elends ihres gegenwärtigen hörigen Zustandes, sondern auch zu bewußter «nationaler» Arbeit im Interesse ihrer Zukunft anspornen.

Damit hat Majors Geschichtswerk ein politisches Programm gegeben, und darin liegt auch seine eigentliche Bedeutung. Das Buch schuf den Begriff «dako-romanisch» und verlieh demselben unter Anführung der, wie es behauptet, zweifellos verlässlichen Daten für die dazisch-walachische Kontinuität auch Gehalt. Von diesem Werk zehrte auch die darauf folgende Generation von Geschichtsschreibern in Rumänien, welche Majors Satzungen zu Dogmen entwickelte und in seinem Geiste, in seiner politischen Auffassung die neue rumänische Gesellschaft großzog. Cogolniceanu, Laurianu, Xenopol, Balcescu, Maniu, Jorga, Densusianu usw. nehmen im wesentlichen Majors Standpunkt ein, doch wollten sie mit größerem historischen Apparat, mit mehr Details und scheinbar gründlicheren Untersuchungen das Vorhandensein der historischen Kontinuität (*continuitate neinterrupta*) beweisen, was in der Praxis mit der Vereinigung der territorial unmittelbar aneinander grenzenden Länder Rumänien und Siebenbürgen identisch wäre.

Die ungarische Historiographie hat die Geschichtsschreibung in rumänischer Sprache von vornherein mit Aufmerksamkeit verfolgt. Es war dies nicht nur darum geboten, weil die Details der zwischen Ungarn, beziehungsweise Siebenbürgen und der Moldau-Walachei Jahrhunderte lang bestandenen politischen und wirtschaftlichen Berührung im allgemeinen wenig bekannt waren, sondern auch hauptsächlich darum, weil die rumänische Geschichtsschreibung von allem Anfang an bezüglich Siebenbürgens historische Rechtsansprüche verkündete, welche dann sowohl in Rumänien, als auch in der rumänischen Bevölkerung Siebenbürgens zu politischen Schlagworten geworden sind. «Die rumänische Klio — sagt Paul Hunfalvy — sitzt seit dem Jahre 1780 am Webstuhle der rumänischen Geschichtsschreibung, webt die alt-rumänische Geschichte und wünscht dafür als Lohn: Siebenbürgen.» Diese Muse, jederzeit zu irren bereit, wurde von vornehmen ungarischen Historikern, vor allem von Paul Hunfalvy und Benedikt Jancsó, ferner Alexius Jakab, Ladislaus Réthy, Géza Nagy, Vincenz Bunyitay, Alexander Márki, Johann Karácsonyi, Ludwig Szádeczky u. a. mit unermüdlicher Geduld korrigiert; diese Gelehrten waren auch bereit, sie über den Unterschied zwischen der wahren Geschichtsschreibung und dem Pamphlet zu niedrigen Zwecken aufzuklären, — der Erfolg war leider gering.

In der ungarischen Literatur ist über Sprache, Ursprung, Geschichte und territoriale Verteilung der Rumänen das monumentale Werk des Landesoberarchivars Desider Csánki: «Magyarország történelmi földrajza a

Hunyadiak korában) (Historische Geographie von Ungarn im Zeitalter der Hunyaden), V. Band, 971 S., von epochaler Bedeutung. Der im vorigen Jahre erschienene V. Band enthält die historische Geographie von vier siebenbürgischen Komitaten: Kolozs (Klausenburg), Torda, Küküllö und des von den Rumänen als «ur-rumänisch» verkündeten Komitates Hunyad. Gerade von diesem Komitate erklärte ein Führer des ungarländischen Rumänentums in der Generalversammlung der «Astra» (am 14. September 1913): «Dieser Platz, dieser Boden ist rumänischer Boden! Seit Urzeiten sind wir dessen unbestreitbare Besitzer. Dieser Boden muß uns gehören!» Die Berechtigung dieser maßlosen Überhebung und prahlerischen Großrednerei wird in Csánkis Werk grell genug beleuchtet. Gestützt auf Hunderte und Tausende dokumentarischer Belege rekonstruiert Csánki dieses «ur-rumänische» Komitat, indem er bezüglich der Ortschaften, Ansiedelungen, der Besitz- und Nationalitätsverhältnisse des Komitates untrügliche und nicht zu mißdeutende Feststellungen bietet, welche für die eingebildete und lautverkündete Rechtsbasis der walachischen Machtbestrebungen vernichtend sind.

In Desider Csánki verehren wir einen der ersten Führer auf dem Gebiete der ungarischen Historiographie. Seitdem er (1880) mit seiner Aufsehen erregenden Studie über «Die Handelsverhältnisse Ungarns im Zeitalter Ludwigs des Großen» in die Reihe der namhafteren Geschichtsschreiber trat, war seine Forschertätigkeit in der mittelalterlichen Geschichte Ungarns unermüdlich. Sein Interesse war besonders vom Zeitalter der Hunyadi gefesselt. «Die Individualität, wie die Taten des Königs Matthias sind, besonders in der lebhaften Beleuchtung der seinem Auftreten vorangehenden und seinem Tode folgenden, einander zuwiderlaufenden Ereignisse, in hohem Maße geeignet, im Historiker Begeisterung zu erwecken, seinen Eifer zu stärken und die Treue und Anhänglichkeit an das von Geschlecht zu Geschlecht sich vererbende Gemeinbewußtsein zu erhalten.» («Am Hofe Mathias, des Ersten». 1883 von der Ung. Histor. Gesellschaft preisgekrönt.) Es möge ihm zu wohlverdienter Genugtuung dienen, daß seine hier konzipierten Motive seither zum Gemeinbewußtsein geworden sind.

Csánki erscheint in seinem Werke «Am Hofe Mathias des Ersten», abgesehen von seiner, nach höheren Gesichtspunkten forschenden Neigung zum Philosophieren, als kritischer Geschichtsforscher von strenger Disziplinierung. Die genannte Studie enthält außer der farbenprächtigen, lebhaften Schilderung des königlichen Hofhaltes wichtige Feststellungen, und diese kritische Ausgleichung bietet uns viele lehrreiche Beispiele seiner mühevollen Arbeit; die Studie ist in ihrer Auffassung, ihrem System noch heute mustergültig, ihr verdankt er es, daß die Ung. Akademie der Wissenschaften im Jahre 1886 ihn damit betraute, das unvollendet gebliebene Werk des Grafen Josef Teleki «Das Zeitalter der Hunyadi» zu Ende zu führen, d. h. die Teile über die historische Geographie und die Kulturgeschichte auszuarbeiten. Als Folge dieser Betrauung kam die großangelegte «Historische Geographie von Ungarn» zustande, welche sich bisher in vier Bänden auf die mittelalterliche Geographie von fünfzig Komitaten erstreckte.

In Anbetracht der bekannten Tatsache, daß aus der Zeit der Hunyadi ein geradezu unermeßliches Dokumentenmaterial erhalten, davon jedoch



verhältnismäßig nur sehr wenig publiziert ist, läßt sich die Mühe, welche die Abfassung dieses monumentalen Werkes kostete, leicht einschätzen. Csánki war gezwungen, in mehr als hundert Archiven viele Zehntausende von Urkunden aufzustöbern und durchzugehen, um aus denselben die auf die einzelnen Komitate, innerhalb der Komitate auf die einzelnen Burgen, Dominien, Ortschaften, Püsten und Grundherrnfamilien bezüglichen Daten zu sammeln, kritisch zu vergleichen und sodann aufzuarbeiten. So ersetzt uns sein Werk unzählige Urkundenpublikationen und eröffnet uns neue Perspektiven, indem es uns einen Einblick in Gebiete gewährt, von denen wir bisher nicht einmal die Umrisse ahnten; zu Tausenden stehen hier dem Sprachforscher Daten für die Orthographie und Entwicklung der mittelalterlichen ungarischen Orts- und Familiennamen zur Verfügung, der Monograph findet hier die authentische Geschichte, die präzise Bestimmung der Lage von Burgen, Städten und Ortschaften auch auf jenen Gebieten, wo die spätere türkische Fremdherrschaft sozusagen tabula rasa gemacht hat. Blühende ungarische Bevölkerung und reiches ungarisches Possessorat ist hier auch in solchen Gegenden, besonders in den südlichen Teilen Ungarns nachgewiesen, wo heute dem Ungartum fremde, sogar feindlich gesinnte Völker den Platz behaupten. Überall sind die aus wirtschaftsgeschichtlichem Gesichtspunkte wichtigen Eigentümlichkeiten der ungarischen mittelalterlichen Besitzverteilung festgestellt; wir sehen, wie der adelige Großgrundbesitz mit seinen riesigen Dominien sich an den Peripherien, in der Gebirgsgegend niederläßt, die adelige Klasse des Kleingrundbesitzes aber mit dem kostbarsten Kern des Ungartums in den Tiefebene und Talgründen. Erst jetzt erfahren wir, was die hundertfünfzigjährige Türkenherrschaft auch bei uns an Vermögen und Volk, an unserer sozialen, territorialen und staatlichen Einheit vernichtet hat. Überaus wichtige Aufklärungen enthält das Werk auch über die ungarische mittelalterliche Ansiedlungspolitik und damit zugleich über die Ausgestaltung der ungarischen Gesellschaft im Mittelalter. Alles, was Csánki über die walachischen Niederlassungen in den Komitaten Krassó, Szörény, Temes, Zaránd und im letzterschiedenen Bande über die walachischen Ansiedlungen im Komitate Hunyad feststellt, dokumentiert es, daß unsere alten ungarischen Könige das numerisch verhältnismäßig schwache Ungartum planmäßig und in tiefer Staatsweisheit mit ihren Ansiedlungen ergänzten und sogar bemüht waren, die angesiedelte fremde Bevölkerung in den Verband und in die Empfindungswelt der herrschenden ungarischen Nation institutionell einzuschalten und einzuschmelzen.

All diese Feststellungen charakterisieren sich durch absolute Objektivität, durch wahrhaft naturwissenschaftliche Methode. Die subjektive Auffassung des Verfassers, der wohl mit Recht als Begründer der ungarischen historischen Geographie gelten kann, zeigt sich nirgends; er interpretiert nichts in die Tatsachen hinein, ja noch mehr: die Schlüsse und deren Folgerungen überläßt er dem Urteile des Lesers — was er beruhigt tun kann, denn er weiß, daß seine Daten an und für sich schon außer allen Zweifel stellen, daß die älteste besitzende Einwohnerschaft Ungarns das Ungartum ist. Jede entgegengesetzte Behauptung ist Unwissenheit oder Lüge.

In dem zuletzt erschienenen Bande lenken wir diesmal die Aufmerksamkeit des Lesers auf die über die walachische Ansiedlung im Komitate Hunyad gewonnenen Belehrungen, was wir hauptsächlich aus dem Grunde

tun, weil — wie schon erwähnt — das Komitat im Bewußtsein des ungarländischen Walachentums als sein «Ur»-Komitat lebt, an welches es durch «unbestreitbare» historische Rechte geknüpft ist. Wenn sich also dieses «Ur» als Fiktion erweist, so haben natürlich auch die historischen Rechte jede Grundlage verloren. Indem wir voraussenden, daß Csánki sämtliche bekannten und erreichbaren dokumentarischen Aufzeichnungen aufgearbeitet hat, konstatieren wir, daß die erste urkundliche Angabe, in welcher von Walachen oder walachischen Knesen im Komitate Hunyad die Rede ist, aus dem Jahre 1360 stammt. Damals werden nämlich die Ortschaften Haczak (Hátszeg), Dampusus (Demsus), Klopotiva und Tustya als Ortschaften erwähnt, in welchen Walachen wohnen. Auffallenderweise nimmt die Zahl solcher Ortschaften im XIV. Jahrhundert kaum zu, ja, sie steigt bis zum Anfange des XVI. Jahrhunderts im ganzen nur auf 64, was im Verhältnis zu den 481 Ortschaften, 7 Burgen und 8 Städten des, damals an Ausdehnung noch kleineren Komitats gewiß ein kleines Prozent ist. Daraufhin, daß die erste Spur rumänischer Ansiedelung aus dem Jahre 1360 stammt, wollen wir nicht behaupten, daß nicht auch schon vor dem erwähnten urkundlichen Datum auf dem Gebiete des Komitates Walachen gewohnt haben mögen, doch halten wir es für konstatierbar, daß — abgesehen von der, von Ludwig Szádeczky veröffentlichten Urkunde aus dem Jahre 1292, in welcher eine Ansiedelungskonzession erwähnt ist — ihr früherer ständiger Aufenthalt urkundlich, also historisch nicht bewiesen werden kann. Und ist es nicht zu verwundern, daß aus der ganzen Zeit von der Landnahme bis 1292, d. h. aus nahezu einem halben Jahrtausend davon, daß Rumänen hier gewohnt hätten, keine Spur zu finden ist?

Anderseits kennen wir die Urkunde Andreas des III. aus dem Jahre 1293, welche den Erlaß anzeigt, daß sämtliche Walachen, auf wessen Besitztum auch immer sie sich aufhalten mögen, auf sein königliches Gut zurückzubringen sind, selbst mit Gewalt. Diese Urkunde ist darum sehr wichtig, weil daraus ersichtlich wird, daß unsere Könige die von außen her einsickernden Walachen als ihr Eigentum betrachteten, über welches sie frei zu verfügen berechtigt sind, — es zeigt sich hier aber auch, daß um das Jahr 1293 die Rumänen in Siebenbürgen noch in so geringer Zahl lebten, daß Andreas III. die Absicht haben konnte, sie insgesamt auf einem einzigen Krongute (vielleicht dem Fogaraser) anzusiedeln. Der Adel konnte auf seinen Gütern Walachen als Frohnbauern nur ausnahmsweise, mit besonderer königlicher Bewilligung ansiedeln. Doch abgesehen von all diesen urkundlichen Beweisen, macht es schon die geographische Verteilung und besitzrechtliche Zugehörigkeit der von Walachen bewohnten Ortschaften im Komitate Hunyad unbezweifelbar, daß die Walachen angesiedelt und keine Ureinwohner sind. Die walachischen Ortschaften sind nämlich fast ausnahmslos Burgappertinentien, die Ortschaften dagegen, welche keine Appertinentien waren, sind ausschließlich spätere Ansiedlungen alter ungarischer, mit einem Ansiedelungsprivilegium ausgestatteter Adelsfamilien.

Daß das Walachentum tatsächlich eine angesiedelte Bevölkerung ist, dafür spricht auch die Institution des Knesentums, welches in den anstoßenden Komitaten Krassó, Szörény, Temes und Zaránd dasselbe war, wie in Hunyad selbst. Auch über das Wesen und die Bedeutung dieser Institution haben die Forschungen Csánkis eigentlich erst Licht verbreitet. Da-

nach hat im Komitate Hunyad in den Talgebieten der Maros, Sztrigy und Egregy schon seit der Urzeit, nach dem Zeugnisse der neuestens bekannt gewordenen Funde sogar schon seit Stefan dem Heiligen, eine ungarische Bevölkerung gelebt, welche jedoch zufolge ihrer numerischen Schwäche nicht imstande war, die Peripherien zu besetzen. Die vom ungarischen Grundbesitzadel nicht besetzten Gebiete wurden königliche Güter, unsere Könige aber haben, um aus den bis dahin unbewohnten Kron-  
gütern einigen Nutzen zu ziehen, daselbst im XIII. bis XIV. Jahrhundert nach und nach systematisch (in größter Masse unbedingt nach dem Tartarenzug) Walachen angesiedelt durch Knesen slawischen Ursprunges, welche die Ansiedlungen wie die Waldrodungen leiteten.

Ein auf diese Weise besiedelter Bezirk ist der von Hátszeg, dessen Einwohnerschaft schon in dieser Zeit sozusagen gänzlich walachisch war. Hier haben die Knesentümer eine eigentümliche Wandlung durchgemacht. Je ein walachischer Knese konnte nämlich oft mehr als ein, manchmal auch viel mehr solcher Knesentümer d. h. Ortschaften besiedeln und wurde auf diese Art der Besitzer aller seiner Ansiedelungen und der walachischen Einwohner derselben, so wie der urbesitzende ungarische Adel, doch immerhin mit der Beschränkung, daß der oberste Grundherr immer der König selbst blieb, in dessen Namen der Wojwode von Siebenbürgen, beziehungsweise der Burgvogt von Hátszeg die obrigkeitlichen Rechte ausübte; ferner, daß die Knesen des Bezirkes der königlichen Burg von Hátszeg Kriegsdienste und Steuern in Naturalien oder Geld leisteten, trotzdem das Knesentum den Charakter des freien Besitzes hatte. Die Knesen des Hátszezer Bezirkes lebten unter der Obrigkeit des Hátszezer Burgvogtes in einer gewissen Autonomie; so bildeten in den ersten zwei Dezennien des XV. Jahrhunderts zwölf Knesen-Geschworene die Gerichtsbehörde des Bezirkes, indem sie in den Besitzangelegenheiten der Knesen urteilten und Urkunden ausstellten.

Die Institution des Knesentums verrät schon auf dieser Stufe der Entwicklung starken ungarischen Einfluß; der ungarischen adeligen Gesellschaft aber noch näher wurde dieses Knesenpossessorat durch die Türkenkriege des XV. Jahrhunderts gebracht. Bekanntlich war die eigentliche Seele dieser Feldzüge der in seinen ältesten Ahnen ebenfalls von Knesen abstammende Johann Hunyadi, zugleich Besitzer der größten Domäne des Hunyader Komitates, der von Vajdahunyad. In Hunyadis Heer spielten die Knesen des Komitates eine hervorragende Rolle, denn nach dem Beispiele und unter der Führung des Feldherrn, vielleicht auch einem Zwange gehorchend, traten sie gegen die Türken massenhaft unter die ungarischen Fahnen. Andererseits war die Folge des geleisteten Kriegsdienstes inmitten der Türkenkriege die Aufnahme der walachischen Knesentumbesitzer in die ungarische adelige Gesellschaft unter Verleihung des ungarischen Adels oder solcher Rechte und Privilegien, welche sie nachträglich dem ungarischen urbesitzenden Adel gleichstellten. Das phänomenale Emporsteigen der Familie Hunyadi war den walachischen Knesen ein genug lockendes Beispiel, während die ungarische adelige Gesellschaft dem neuen Adel wärmstens entgegenkam, da er dazu mit seinem Patriotismus und seinen Krieger tugenden ein Recht erworben hatte. Damit war dieser neue Adel institutionell dem Verbands- und der Empfindungswelt der ungarischen Nation eingefügt und eingeschmolzen, und ist auch endgültig darin verblieben.



«Es ist eine allgemeine mittelalterliche Idee» — schreibt Csánki in einer seiner wertvollen geschichts-philosophischen Studien —, «doch hat sie sich vielleicht auf ungarischem Boden am regelmäßigsten entwickelt, daß das Ungartum die Völker fremder Rasse nach dem Grundsatz der größeren Freiheit, zugleich aber auch der persönlichen Tüchtigkeit und der hingebungsvollen Mitwirkung am Gemeinwohle in seinen nationalen Körper aufnimmt. Diese Aufnahme bedeutet für den Betreffenden wohl immer ein Emporsteigen, gleichzeitig aber eine Huldigung vor der nationalen Eigenheit und Hoheit des Ungartums.» Dies war das gerechteste und in seinen Folgen wirksamste Mittel zur Ausbreitung, Geltendmachung und zugleich Bereicherung der mittelalterlichen ungarischen Nationalidee, anderseits aber auch dazu, die fremden Volkselemente abhängig zu erhalten und zu befriedigen. Diese Politik hat dem Körper der ungarischen Nation die Familien Kendefi, Kenderesi, Pogány, Török v. Ponor, Szilvási, Zeyk, Bésán, Csornai, Dánfi v. Doboz, Dési v. Temeshely, Fiath v. Örményes, Forró, Gámán v. Bizere, Macskási, Tárnok, Tompa v. Szépmező, Törzsök, Vitéz, Buda v. Galac, Csulai, Mór u. v. a. zugeführt, alle ohne Ausnahme von walachischen Knesen stammend.

Ladislav Fejérváthy, Csánkis hochverdienter Kollege und getreuer Mitarbeiter, charakterisiert die politische Bedeutung von Csánkis Werk mit den Worten: «Aus vielen tausend Mosaikkörnern hat er uns ein, in topographischer und genealogischer Hinsicht so vollständiges und treues Bild der einzelnen Teile Ungarns vor Augen gestellt, daß wir darin den Triumph der ungarischen Geschichtsforschung feiern können.» Wir können nur wiederholen, was ein Rezensent schon vor Jahren über Csánkis Werk sagte: «Er hat eine Arbeit geleistet, welche, was die Anlage betrifft, anderswo vielleicht noch zu finden ist, nach der Ausführung aber sicherlich in der ganzen Weltliteratur ohnegleichen dasteht.»

## Giordano Bruno.

Von Theod. Bruno Kassowitz († 22. März 1914).

Filippo Giordano Bruno ist eine jener literarischen Erscheinungen, deren Persönlichkeit der Nachwelt in vieler Beziehung bedeutsamer erscheint als die Werke, welche ihren Nachlaß ausmachen. Er teilt das gemeinsame Schicksal großangelegter, genialer, zumindest weit über das Mittelmaß begabter Köpfe, denen Muße und Gelegenheit zu einer vollwertigen Betätigung beständig versagt blieb. Sie hat der harte Lebenskampf unbittlich und immer wieder zu einem billigen Ausmünzen innerlich wertvollerer Talente gezwungen. So wenig es jedoch schlechthin verlorene Naturkräfte gibt, wo solche für bestimmte Nutzzwecke unausgenutzt und somit verloren erscheinen, so wenig können derartige Annihilationen auf geistigem Gebiete vorkommen.

Das Talent, dem eine entsprechende literarische Auswertung aus äußeren Gründen verwehrt blieb, setzt sich in mannigfacher Weise in dem Lebenslauf der damit begnadeten Persönlichkeit durch. Wenn auch nur mittelbar, erstreckt sich seine Auswirkung bei entsprechender Bedeutung selbst auf die Nachwelt, deren Interesse sich in solchen Fällen nicht auf einen literarischen Nachlaß von ephemerer, lediglich zeitgeschichtlicher Be-

deutung beschränkt. Es wendet sich vielmehr auf der instinktiven Suche nach prägnanten Werten naturgemäß der weitaus faszinierenderen Persönlichkeit zu, weil in der möglichst genauen Erkenntnis ihrer individuellen Art das für die Gattung Wertvollste, das ewig Menschliche gegeben ist.

Zweifelloos gründet das rege Interesse für jedes biographische Material bedeutender Menschen auf dieser Suche nach Ewigkeitswerten im Vergänglichen. Mit dem steigenden Kampf ums Dasein, wie er durch die Ausgestaltung des modernen Weltbildes bedingt und genötigt an Grausamkeit und Unerbittlichkeit täglich anwächst, werden die Möglichkeiten ungestört, dem eigenen Wesen innerlich harmonisch angepaßten Schaffens immer seltener. Es ist kein Zufall, daß Giordano Bruno, der bahnbrechende Denker dieser neuen Zeit, auch einer von denen ist, deren Lebensschicksale ungleich mehr interessieren als ihre Schriften, die uns erst dadurch, was sie erlebt haben, wahrhaftig zum Erlebnis geworden sind, deren literarisches Schaffen eigentlich nur als Kommentar ihrer Persönlichkeit zu dienen hat. Es ist das nicht der einzige Punkt, in dem uns dieser Philosoph des ausgehenden sechzehnten Jahrhunderts, an der Schwelle einer neuen Zeit, wie ein Urbild des modernen Intellektuellen, mit vielen seiner glänzenden Vorzüge ausgestattet, mit manchen seiner charakteristischen Schwächen behaftet, erscheint...

Mit dem richtigen Verständnis für die innere Wechselwirkung von Persönlichkeit und literarischem Schaffen hat Dr. Samuel Szemere seiner Übersetzung der Dialoge des Giordano Bruno<sup>1)</sup>, der ersten in ungarischer Sprache soeben erschienenen, in seiner einleitenden Studie ein markant gezeichnetes Lebensbild des Mannes vorangehen lassen, in dessen philosophischem Sinn ein neuerwachter Geist, welcher der Träger des modernen Kulturgedankens werden sollte, zu eigenem Bewußtsein herangereift ist. Natürlich liegt der Schwerpunkt dieser Darstellung auf philosophischem Gebiet. Sie ist ein integrierender Teil der Einführung in ein wissenschaftliches Verständnis der beiden Brunoschen Dialoge *Della causa, principio ed uno* und *De l'infinito, universo e mondi*. Mithin ist sie in erster Linie diesem Zweck entsprechend gehalten, ohne kulturgeschichtliches Beiwerk, ohne ein plastisches Hervorkehren der historischen Bedeutung von Brunos Persönlichkeit. Aber gerade die wenig dekorativ geschmückte, die nüchterne Art, mit der dieser Überblick der Lebensschicksale des Philosophen geboten wird, regt, durch die Wucht der Tatsachen allein wirkend, das Mitgefühl für diesen modernen Menschen, der das Opfer einer verständnisarmen Zeit geworden ist, so nachhaltig an, wie es eine pragmatisch und genetisch durchdachte historische Schilderung kaum besser vermöchte.

Giordano Bruno fühlte den Beruf zum Gelehrten in sich und ging daher, nach jahrhundertlang bewährter Übung und Überlieferung, ins Kloster. Daß in seiner Seele der Zweifel nistete, den fromme Jahrhunderte des Mittelalters nicht gekannt haben, mochte er damals wenig geahnt haben. In seinem Denken, in seinen Reden und Schriften hat er sich nie von der Terminologie der Scholastik, von der althergebrachten Ausdrucksweise der mittelalterlichen Philosophie losgelöst. So neuartig, so wesensfremd, so entgegengesetzt seine Ideen den Anschauungen von früher gegenüberstanden, er suchte sie in der Schablone jener Schulweisheit zu fassen. Er war keiner der ganz Großen, die neuen Gedanken angepaßte Neu-

<sup>1)</sup> Budapest 1914. Philosophische Bibliothek XXVII.

prägungen zu schaffen, die in ihrem Wandel neue, unbetretene Pfade zu finden und zu weisen wissen. Er war teilweise bahnbrechend in seinem Denken: daß er es nicht in allen Stücken zu sein vermochte, schon darin liegt ein Motiv der Tragik seines Schicksals.

Ketzerriecher und Gesinnungsschnüffler, wie sie damals durch die neuorganisierte römische Inquisition künstlich, mit viel Eifer und Erfolg überall gezüchtet worden sind, sollten im äußeren Lebenslauf das Verhängnis des Mannes werden, in dem der Wirklichkeitssinn der Renaissance zur philosophischen Erkenntnis erstarkte. Als Verdächtiger mußte er aus dem Kloster flüchten, als flüchtiger Mönch und freizügiger Gelehrter doppelt verdächtig, wurde er von den Frommen unausgesetzt herumgehetzt. Damals gehörte die Welt doch noch denen, die auf das unumgedeutelte Bibelwort und auf das starre Weltbild des Ptolemäus mit Mutter Erde im Mittelpunkt des Alls jeden Schwur geleistet hätten, um ihren Abscheu gegenüber den frechen Neuerern auszudrücken, die da Umsturz und Verderben zu verbreiten drohten mit ihren Lehren, welche die ganze Welt in allen Fugen erschüttern mußten. Unter solchen Zeitgenossen konnte sich Bruno auf die Dauer kaum irgendwo geheuer fühlen. Was der Domherr Kopernikus nur als eine schüchterne Hypothese auszusprechen wagte, die lediglich für das Sonnensystem Geltung haben sollte, dem auch die Erde angehört, das lehrte Bruno mit intuitiver Erleuchtung über das Weltall, das er sich nur mit unzähligen Sonnensystemen erfüllt, unendlich in Raum und Zeit denken konnte. Seine Lehre von der durchgeistigten Materie, seine Auffassung der Begriffe von Gott und Welt, seine Ideen über das Wesen der Religion, seine Ansichten über die innere Haltlosigkeit der kirchlichen Moral: das waren ausnahmslos Steine des Anstoßes, fromme Ohren gar sehr beleidigend... Ein Wunder, daß der vagierende Dominikaner, der überall lose Reden über Dinge führte, bezüglich deren das Sant' Uffizio in Rom keinen Spaß verstand, nicht schon längst von dem Schicksal ereilt wurde, dem er schließlich zum Opfer fiel. Die längste Zeit wußte er dem mächtigen Arm der Inquisition, allerdings in geziemender Entfernung, erfolgreich auszuweichen. Er zog durch Frankreich, England, Deutschland und die Schweiz, überall lehrte er, mehr oder minder Anstoß erregend, seine Philosophie, insofern er nicht gezwungen war, den Lebensunterhalt als eifriger Förderer der großen Kunst des Raymundus Lullus oder gar als Lehrer eines untrüglichen Systems von Mnemotechnik zu gewinnen. Daß der Denker, der das Weltbild einer neuen Zeit als erster in der allumfassenden Einheit des Universums zu fassen vermochte, den Nahrungssorgen des Alltags mit dem Betreiben einer unfruchtbaren Zahlenmystik und der eitlen Pflege der Gedächtniskunst begegnen mußte, ist mit ein Zug von tragischer Färbung, wie es so viele in Brunos Lebenslauf gegeben hat. Selbst seine offenbaren Schwächen lassen ihn uns menschlich nahegerückt erscheinen und das tragische Ende seiner vielbewegten Laufbahn berührt uns daher in gesteigertem Maße mit dem Empfinden von warmem Mitgefühl und mitfühlender Verehrung für die erhabene Größe, zu der er, von der Hand des Schicksals erreicht, aus seiner ungekünstelten Menschlichkeit emporwächst.

Unstät, hoffärtig, unüberlegt in seinen Äußerungen, großsprecherisch, mit einem gut Teil von Gelehrten-dünkel erfüllt, erscheint uns Giordano Bruno während seiner Wanderjahre als der typische fahrende Gelehrte



der Renaissance, der neben seiner humanistischen Gelehrsamkeit auch das nötige Quentchen Windbeutelerei mitführt, das mitunter, mit zweckdienlicher Liebedienerei für die Großen dieser Welt gepaart, mehr von Nutzen zu sein vermochte, als alle wahre Weltweisheit insgesamt. Die Freiheit, die Ungebundenheit seines Wesens waren seiner Art so inhärent, daß sich diese Charakterzüge selbst seinem ernststen philosophischen Denken mitteilten, nicht immer zur Erleichterung für dessen einheitliches Verständnis, wenn auch höchst interessant für die Erkenntnis seiner glänzenden Persönlichkeit. Am wenigsten Sinn hatte er für das Formelle, das Methodische. Den Scholastikern mit ihrem Aristoteles trat er als Gegenfüßler entgegen mit seinem intuitiven Genie, das eher in Plato den Wesensverwandten entdecken konnte. Jede Pedanterie mußte ihm verhaßt sein, mochte er ihrer im Kloster, in der Kirche oder in der Gemeinde Calvins in Genf begegnen. Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, des näheren in den Aufbau seiner philosophischen Weltanschauung einführen zu wollen. Das Pensum hat der ungarische Übersetzer Brunos für die praktischen Zwecke fachwissenschaftlicher Belehrung und mehr allgemein interessierender Orientierung gleich entsprechend geleistet. Hier sei nur die wiederholte Bemerkung des Fachgelehrten erwähnt, der auf die mangelnde Folgerichtigkeit im Gebrauche grundlegender Begriffe und Ausdrücke in Brunos Schriften hinweist. Neben der bereits erwähnten Inkongruenz zwischen den neuen Ideen unseres Philosophen und den Fachausdrücken der alten Philosophie, die er benützte, mag diese äußere Inkongruenz auf die dichterische Veranlagung zurückzuführen sein, die seinem Denken veredelnden Schwung verleiht, deren tiefziehende Spuren gerade in den in ungarischer Übersetzung vorliegenden Dialogen reichlich vorhanden sind.

Die Ironie des Schicksals hat es gewollt, daß Giordano Bruno wenigstens unmittelbar nicht wegen seines himmelstürmenden Dichtens und Trachtens, das den Wert seines inneren Menschen ausmachte, dem rächenden Arm der Inquisition anheimfallen sollte. Sorglos geworden durch die scheinbare Sicherheit, in der er, lange Jahre der kirchlichen Gerechtigkeit entgangen, sich im Auslande befand, wagte es Bruno, von Frankfurt einem lukrativen Angebot des venezianischen Edelmannes Giovanni Mocenigo nach der Lagunenstadt Folge zu leisten, der von ihm, in die Wissenschaft der Gedächtnislehre, der Erfindungskunst und anderer geheimer Weisheiten eingeführt werden wollte. Gewiß mag beim Entschluß Brunos, dem Ruf nach Venedig Folge zu leisten, wie Szemere betont, das Heimweh, das ihn plagte, mitbestimmend gewesen sein. Es sollte sein Ruin werden, wobei es irrelevant bleibt, ob die Aussicht auf eine Erleichterung der Existenz, ob die Pein einer in seinen Schriften oft geklagten Nostalgie, ob beide Motive vereint ihn ins Verderben trieben.

Nichts lag dem Philosophen ferner, als die Idee jener entsetzlichen Gefahr, die ihm drohte. Er wohnte unbekümmert erst in Venedig, dann in Padua und schließlich im Hause seines venezianischen Schülers Mocenigo. Auch in dem Hause des edlen Andrea Morosini verkehrte er viel, und nach dem Brauch der Zeit suchten Adelige und hohe Prälaten von schönggeistigem Sinn überall die anregende Gesellschaft des berühmten Gelehrten. Es ist für die Lage der Dinge höchst bezeichnend, daß in dem großen Kreise seiner Bekanntschaft anscheinend niemand Anstoß an Brunos Lehren oder gelegentlichen Äußerungen genommen hat, jedenfalls klagte ihn

keiner als Apostaten oder Verdächtigen beim Inquisitionstribunal an. Die Tat hat jener Mocenigo vollbracht, aus Rache, weil er von Bruno in den okkulten Wissenszweigen, deren er beflissen war, nicht das Erhoffte profitierte. Als der Lehrer wegen der Drucklegung verschiedener Werke zur Rückreise nach Frankfurt rüstete, führte Mocenigo den Racheplan aus, mit dem er lediglich den Zweck verfolgte, Bruno in Venedig zurückzuhalten, und reichte drei formelle Anzeigen gegen ihn bei der Inquisition ein.

Die Anzeigen des Mocenigo und Brunos anfängliches Verhalten vor dem Glaubensgericht in Venedig ergänzen sich gegenseitig zu einer übersichtlichen Perspektive, in der uns der Philosoph noch durchaus nicht als der große Heros der Gedankenfreiheit erscheint, als der er sieben Jahre später in Rom den Scheiterhaufen bestieg. Vor seiner Gefangennahme trug sich Giordano Bruno ernstlich mit der Absicht, seinen Frieden mit der Kirche zu machen und sich in einer erleichterten Form der Klosterdisziplin zu fügen, deren Genehmigung er vom Papste durch die Dedikation eines gelehrten Werkes zu erwirken hoffte. Er hat diese Absicht selbst zu seiner Rechtfertigung vor der Inquisition vorgebracht und beteuerte im übrigen nachdrücklich, er habe nur als Philosoph und nicht als Theolog verschiedene der ihm zur Last gelegten Behauptungen aufgestellt. Die Unterscheidung zwischen einer philosophischen und einer theologischen Wahrheit mit der Unterstellung, daß eine der anderen widersprechen mag, ohne deren Geltung auf dem eigenen Geistesgebiet zu berühren, war eine Spitzfindigkeit, die damals vielfach als Versöhnungsversuch der Gegensätze zwischen Glauben und Wissen aus dem inhaltlosen Gedankenkram der dekadenten Scholastik hervorgeholt wurde. Gewiß huldigten die meisten aus dem Gelehrtenkreise Brunos in Venedig ähnlichen Anschauungen, die durch das anwachsende Erstarken des empirischen Denkens und mit Hinblick auf die Geistesfesseln des dogmatischen Glaubens nahegerückt wurden. Er selbst hat seine Verteidigung vor dem Ketzergericht in Venedig auf diesen Satz als auf ein grundlegendes Prinzip gegründet, und wir haben keinerlei Anlaß, vorauszusetzen, daß er nicht auch subjektiv von der Richtigkeit seines Satzes von der doppelten Wahrheit, die sich formell widersprechend sein konnte, ohne sich inhaltlich aufzuheben, überzeugt war. Er war nie ein Systemmacher, zum folgerichtigen Ausbau einer einheitlichen Weltanschauung bot ihm sein unsteter Lebenswandel nicht die Gelegenheit. Hingegen war seine Geistesrichtung dem Geiste seiner in theologischen Streitigkeiten der Gegenreformation befangenen Zeit möglichst unähnlich, für die spätere Entwicklung jedoch bahnbrechend und vorbildlich, von dem entschiedenen Streben nach empirischer Erkenntnis erfüllt. In ihm rang sich eine neue Weltanschauung stückweise, durch intuitive Lichtblicke eines Jahrhunderts vorauseilenden Feuergeistes beiseelt, zu einer vor ihm kaum geahnten Art der Erkenntnis durch. Seine Aufstellungen sollten der Zukunft neue Pfade weisen. An die naheliegenden Rückschlüsse, die sie in bezug auf dogmatische Wahrheiten der Theologie ergeben mußten, dachte er, im Drange nach neuem Erkennen, wohl wenig. Dialektisch weniger tüchtige theologische Vertreter der gegen ihn erhobenen Anklagen vor dem Inquisitionsgericht in Venedig, als Bellarmin in Rom, hatten ein leichtes Spiel, ihn mit einiger Konsequenzmacherei grober Irrlehren zu überführen. Wenn sie ihn auch beileibe nicht verstanden, den Geist des Unglaubens witterten sie wohl, der aus ihm sprach,

trotzdem er sich vor ihnen kniefällig als gläubiger Sohn der Kirche bekannte. Das geschah, als ihm nach langer Gefangenschaft eine Ahnung von der entsetzlichen Gefahr seiner Lage aufstieg, über die er sich früher gänzlich hinwegtäuschte. Denn so wenig Verständnis seine Zeit für Brunos fortgeschrittenes Denken aufbringen konnte, so mangelte ihm anscheinend der Sinn für die Spitzfindigkeiten der Theologen, die ihn nach altbewährten Schablonen erst systematisch der verschiedensten Irrtümer zu überführen trachteten, um ihn sodann zum offenen Geständnis, zum Abschwören aller Ketzereien und zur Reue zu bewegen, für deren nachhaltiges Auskosten man den bekehrten Ketzern in den Zellen des Inquisitionsgefängnisses oft lebenslängliche Gelegenheit bot. Nur verstockte Sünder, die eine ihnen nachgewiesene Schuld zu bekennen oder ihre Irrtümer abzuschwören und zu bereuen sich weigerten, wurden «dem Arm der weltlichen Gerechtigkeit ausgeliefert», eine Euphemie, die den Tod durch Henkershand, für Ketzer meistens den Flammentod bedeutete.

Nachdem der venedizianische Senat Giordano Bruno als überführten, jedoch nicht geständigen und folgerichtig kein Zeichen der Reue und Besserung gebenden Ketzer auf nachdrückliches und wiederholtes Verlangen dem römischen Obertribunal ausgeliefert, konnte er bei einiger Kenntnis der Rechtsgepflogenheit dieses Glaubensgerichtes kaum mehr im Zweifel sein über den höchsten Ernst seiner Lage. Angesichts der imminenten Gefahr wich alles, was an ihm früher kleinlich und menschlich war, von seiner großen Seele. Während der langen Jahre seiner Gefangenschaft war ihm endlich die Muße gegönnt, die ihm das Schicksal bisher versagte. Er wußte jene Zeit zu nützen, ihn haben die Schrecken der Kerkerhaft nicht gebrochen, er hat sein großes Lebenswerk vollendet. Vor seinen römischen Richtern erscheint er nimmer auf jene Krücken des Geistes doppelter Wahrheiten gestützt. Er hat sich von der intuitiven Erkenntnis der Einheit des unendlichen Universums in der inneren Sammlung seiner Kerkerzelle zu der unerschütterlichen Erkenntnis der einen Wahrheit, seiner Wahrheit durchgerungen, und er ist entschlossen und bereit, für diese eine das Leben zu lassen. Hier sinkt er nimmer in die Knie, hier will er seinen Ansichten keinen kirchengläubigen Doppelsinn mehr unterlegen. Das Geschick hat einen dramatischen Gegensatz von seltener Spannung in jenem Gerichtssaal der römischen Inquisition geschaffen, indem es über Giordano Bruno, den geistiger Pfadfinder einer neuen, glaubensfreien Weltanschauung, den fähigsten Verteidiger des alten Kirchenglaubens, den berühmten Jesuitenkardinal Robert Bellarmine mit zu Gericht sitzen ließ. Aber über diesen erhabenen Geist sollte die Überredungskunst des bis auf den heutigen Tag vorbildlichen Apologeten keine Triumphe feiern. Noch wenige Tage vor Brunos Exekution stand in den «Avvisi di Roma» zu lesen, daß sich die Theologen täglich um seine Bekehrung bemühen. Es war vergebens. Früh morgens am 17. Februar 1600 betrat Giordano Bruno den Scheiterhaufen am Campo di Fiori, an der Stelle, wo 1889, durch einen päpstlichen Protest zu einem Ereignis von prinzipieller Bedeutung gestempelt, ein Denkmal des Philosophen enthüllt worden ist. Das Standbild an der Stelle des Scheiterhaufens erhebt in stummer Beredsamkeit einen gewichtigeren Einspruch gegen alle Gesinnungstyrannie, als daß päpstliche Protestbulen diese Gewissensstimme mit Machtworten ersticken könnten. In der Perspektive dreier Jahrhunderte ist die Erscheinung von Giordano Bruno,



alles um ihn herum riesenhaft überragend, zu einem Symbol des freien Gedankens herangewachsen. Die römische Inquisition, die über ihn das Todesurteil gefällt hat, urteilt heute selbst härter über die eigene Vergangenheit als alle Ankläger dieses Instituts. Das ist nicht etwa der Ausspruch eines liberalen Geschichtschreibers, das ist das Urteil des bekannten klerikalen Historiographen der römischen Päpste, des österreichischen Hofrats Ludwig Pastor, der in den beiden jüngst erschienenen Bänden seines großen Werkes (Bd. V., S. 712 und Bd. VI., S. 508) darüber klagt, daß die Akten der römischen Inquisition der wissenschaftlichen Forschung bis auf den heutigen Tag noch immer verschlossen sind. Hofrat Pastor hat nach vierzehnmonatigen Bemühungen auf die Benützung des Archivs der römischen Inquisition resigniert verzichten müssen. Die Durchsicht der vorhandenen Dekrete wurde ihm auf drei Eingaben hin und «trotz sehr hoher Fürsprache von der Kongregation absolut verweigert». Zu diesem in weiteren Kreisen wenig bekannten Tatbestand äußert sich Hofrat Pastor wie folgt: «Wenn die gegenwärtige Kongregation des Sant' Uffizio noch an dem sonst fast allgemein aufgegebenen System absoluter Geheimhaltung von historischen Akten, die mehr als dreieinhalb Jahrhundert alt sind, festhält, so schädigt sie dadurch nicht bloß die Geschichtschreibung, sondern noch mehr sich selbst, denn nach wie vor werden Unzählige alle, auch die schlimmsten Anklagen gegen das Institut der römischen Inquisition für wahr halten.»

Die Geschichte, deren gerechtes Urteil die römische Inquisition selbst nach dem Dafürhalten eines klerikalen Historikers zu fürchten hat, die Geschichte hat längst ihr Urteil über den Inkulpaten des römischen Ketzergerichtes gefällt. Giordano Bruno ist als Träger der Idee, für die er sein Leben opfern mußte, unsterblich geworden, indem dieses sein großes Lebenswerk weit über die kurze Zeit eines individuellen Daseins ausreicht und auswirkt auf ferne Jahrhunderte. Auch die vorliegende erste ungarische Übersetzung seiner Dialoge, die ein erwachendes Interesse und Verständnis für Giordano Bruno bei uns voraussetzt, das sie zu stärken und weiterzuentwickeln berufen ist, bildet einen neueren Beweis für die weitreichende Bedeutung, die Brunos Erscheinung und Lebenswerk mit Hinblick auf gegenwärtige und künftige Generationen beizumessen ist. Zweifelsohne bleibt sein erhabenes Selbstbewußtsein für immer gerechtfertigt, mit dem er dem Richterkollegium der römischen Inquisition seine endliche Rechtfertigung durch das bessere Verständnis kommender Zeiten selbst angedroht haben soll: «Ihr fürchtet euch wohl mehr mich zu verurteilen, als ich dem Urteil standzuhalten! . . .» Das Urteil der Geschichte über Giordano Bruno ist gefällt. Nur seine Richter suchen ihresgleichen diesem Urteil, das sie fürchten müssen, durch lichtscheue Geheimtueri zu entziehen . . .

## Der Ursprung des Zauberbegriffs.

Von Professor Bernhard Heller.

Die ungarische Forschung befließt sich seit jeher der nationalen Sonderaufgaben, welche die allgemeine Wissenschaft den einzelnen Völkern zuweist. Als solche Sonderaufgabe wird vorzüglich die Erforschung der

Sprache, des Schrifttums und der Geschichte des eigenen Vaterlandes anerkannt. Als derartige nationale Sonderaufgabe gilt heute allgemein auch die Pflege der heimatischen Volkskunde und in deren Bereiche die Sammlung der Volksüberlieferungen sowie der ethnographischen Objekte.

Ungarische Volkslieder wurden schon im XVII. Jahrhundert reichlich aufgezeichnet (Kuruzen-Dichtung), ungarische Volksmärchen seit einem Jahrhundert gesammelt. Diese Sammlung wird von dem bedeutendsten ungarischen literarischen Verein, von der Kisfaludy-Gesellschaft, mächtig gefördert. Zierden des ungarischen Schrifttums, Arany László, Gyulai Pál, früher noch der von den Brüdern Grimm gerühmte Erdélyi, leiteten zuerst diese Veröffentlichungen, die in ihren vorliegenden (III + XI) Bänden die Entwicklung der Märchenforschung spiegeln: erst bloße Stoffsammlung, dann Anmerkungen über die Aufzeichnung nebst spärlicher Vergleichung, heute voller Anschluß an die Ergebnisse der Forschung über Volksüberlieferungen. Der Fortschritt des ungarischen Folklore läßt sich ermessen, wenn wir den Gebrauch, den die Brüder Grimm in ihren Anmerkungen von Gaals, Majláths und Erdélyis Sammlungen machen, mit der ausgiebigen Verwertung vergleichen, welche ungarische Überlieferungen in Dähnhardts Natursagen finden<sup>1)</sup>. Ähnlich wie Bolte die Anmerkungen der Brüder Grimm neu herausgibt, ist auch eine Neuauflage von Kvizas Vodrósák (Heideröschchen) erschienen und eine ähnliche für Erdélyis Sammlung beschlossen.

Seit einem Vierteljahrhundert haben diese Forschungen und Bestrebungen einen Mittelpunkt in der Ungarischen Gesellschaft für Volkskunde, in deren Organ «Ethnographia» die Sammeltätigkeit fortgesetzt, die Bearbeitung vorgenommen, die ausländische Forschung verwertet und ergänzt wird. Der Folkloristische Forscherbund konnte schon in seinem ersten Berichte (FFC<sup>4</sup> p. 10) melden, daß die Ethnographische Gesellschaft sich dem Bunde angeschlossen hat, und im zweiten Berichte schon die Konstituierung der Budapester Folklore-Fellow-Gruppe angezeigt und in ihr Arbeitsprogramm «Ein Variantenverzeichnis der ungarischen Märchen» aufgenommen. Diese Gruppe gliederte sich der Ungarischen Gesellschaft für Volkskunde an. Seit drei Jahren setzen sie gemeinsam ihre Wanderversammlungen im Lande fort, wobei für die Sammelarbeit der Volksüberlieferungen weite Kreise gewonnen werden: Lehrer und Schüler, Ärzte und Beamte.

So herrschte nun auf vielen Gebieten der Volkskunde ein überaus reges Suchen und Schaffen. Ein Mangel konnte dabei empfunden werden: die Ethnologie fand keine Pflege, die Vorstellungen der Naturvölker wurden nur gelegentlich und mehr von Geographen verwertet. Da trat nun vor kurzem ein junger Arbeiter, Géza Róheim, auf den Plan, der gerade dieses Gebiet mit Hingebung bebaut und der nach mehreren kleineren Aufsätzen und Besprechungen jetzt mit einem umfangreichen Buch die Zauberkraft auf ihr Wesen und ihren Ursprung untersucht<sup>2)</sup>.

Trotzdem schon Spencer und Tylor den Entwicklungsgedanken von der Natur auch auf den Menschen übertragen haben, wurde doch von Seiten

<sup>1)</sup> Es bleibt zu bedauern, daß Bolte und Polinka sich für ihre Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen nicht auch ungarischer Mithilfe bedienen, wie es Dähnhardt tat.

<sup>2)</sup> A varázserő togalmának eredete. Budapest 1914, XI und 280 S.

Ungarische Rundschau. III. Jahrg., 4. Heft.

der Philosophen und Geschichtsforscher der Vorwurf laut, jeder Ethnologe habe seine eigene Ethnologie. Diese Wissenschaft stellt sich die Aufgabe, die nicht nur individuell, sondern kollektiv auftretenden Erscheinungen in ihrem ursächlichen Zusammenhange zu untersuchen. Welcher Art ist nun dieser Zusammenhang? Stehen wir vor einem geschichtlichen Vorgang, der sich zum zweiten Male nicht wiederholt, oder vor einer naturwissenschaftlichen Gesetzmäßigkeit? Gehört die Ethnologie in den Kreis der Naturwissenschaft oder der Geschichtswissenschaft? Róheim entschließt sich eklektisch dazu, für ethnologisch oder völkerpsychologisch jene Forschung anzuerkennen, welche den Stoff der Geschichtswissenschaft vom Standpunkte der Naturgeschichte ergründet.

Die Ethnologie bezeugt die Einheit des Menschengeschlechtes; Bastians Satz vom Elementargedanken weist auf das einheitlich Menschliche in der Erscheinungen Mannigfaltigkeit hin. Hieraus schöpft der Ethnologe das Recht, nicht nur die Seelenäußerungen der geographisch und geschichtlich nachweisbar zusammenhängenden Völker, sondern die aller Zeiten und aller Länder aus einander zu erklären. Einfache Vorstellungen und Gebräuche, die aus dem Urquell der menschlichen Seele fließen, können und sollen völkerpsychologisch für die ganze Erde beleuchtet werden. Eine Verbindung von mehreren Einzelercheinungen ist eher auf einem örtlich und zeitlich begrenzten Raume zu untersuchen. Wenn wir mehrere Vorstellungen, Gebräuche, Werkzeuge ähnlich vereint bei verschiedenen Völkern antreffen, so ist, dank Tylors Anregung, die statistische Methode anzuwenden; falls diese Verknüpfung verschiedenartiger Elemente häufig wiederkehrt, so ist ein innerer Zusammenhang zu erforschen.

Waffen, Werkzeuge, Kunstgriffe, Märchenmotive wandern, können einfach, äußerlich entlehnt werden; Gesellschaftsbau, Weltauffassung, Mythos, Religion wird nur dort übernommen, wo die entlehrende Menschengruppe eigentlich auch selbst zu einer ähnlichen Entwicklung gelangt wäre.

Am zweckmäßigsten erscheint es, ein ethnologisches Motiv erst auf einem geographisch-historisch einheitlichen Gebiet («Geographische Provinz», nach Bastian) zu erforschen, dann mit ähnlichen Erscheinungen auf anderen Gebieten zu vergleichen und schließlich in ihrer allgemeinen menschlichen Bedeutung zu beleuchten. Diese Methode will nun unser Verfasser bei seiner Untersuchung über die Zauberkraft befolgen.

Zuerst faßt er Australien, das *Arungquiltha*, ins Auge, das immer einen bösen Zauber bezeichnet: die gefährliche Kraft, das schädliche Werkzeug oder ein Wesen, in dem Schaden angerichtet worden, z. B. die verfinsterte Sonne, ein mageres Lebewesen. Der zweite Begriff, das *Bojlja*, umfaßt nebst dem verderblichen Zauber auch den Heilsmann, der ihn zu bannen vermag. Oft wird das *Bojlja* in der Form eines Kristalls gedacht. In einem Strich Südwestaustraliens kennt die Urbevölkerung den natürlichen Tod nicht und meint, das *Bojlja* fresse die Australier wie die Flamme das Holz. *Joia* wieder ist der Zauberstoff, der sich in manchem Tiere, im australischen Stachelschwein, in der Schlange, im Stamm-Tier (Totem), aber auch in Gegenständen, im Quarzkrystall, in der tötlichen Fischgräte befindet und aus dem Zauberer z. B. als Schaum dringt. Im Götzen *Daramulun*, so vermutet Róheim, sei dieser Zauberstoff verkörpert. Nebst dem *Arungquiltha*, *Bojlja* und *Joia* bespricht unser Buch auch weniger entwickelte Zauberbegriffe: *Muparn*, *Itha*, *Mung*.



Hier findet es unser Verfasser am Platze, mit Heranziehung reichem Stoffes aus dem Leben anderer Urvölker, die Bestimmung der Zauberkzeuge zu besprechen. Da bekommen wir nun anziehende Erörterungen über den Nachahmungstrieb der Kinder und der sogenannten Naturvölker. Dieser Trieb regt zu sinnbildlichen Handlungen an: um den Feind zu schädigen, ahmt man die Gesten nach, mit denen er wirklich verwundet oder getötet wird. Dachte man ja auch die Wirkung der eigentlichen Waffe derart, daß von ihrer Spitze irgendein tötlicher Stoff in den Getroffenen strömt. Mit der nachahmenden Zauberbewegung strömt desgleichen das Arungquiltha, Bojlja und Joia in den entfernten Feind. Zeigstab und Zauberlanze gelten gleichsam als Büchse, mit welcher der Feind beschossen wird. Als Geschoß dient oft der «Krankheitsstein», vorzüglich ein Stück Kristall, da die Verzückerung oft durch das Kristallschauen erregt wird. Vermittels dieser Steine wird die Krankheit oder der Tod in den Feind eingeschossen. Der Zauberer verfügt über das Geschoß; verliert er seine Macht über dasselbe, so wirkt der Schaden immer weiter (derart entstehen die Landplagen), bis ein anderer Zauberer sich des Übels bemächtigt. Nebst dem Steine dient auch der Pfeil zum Mittel des Fernzaubers. Ursprünglich wirkte der Zauber nur antisozial-schädlich, verwundend, vernichtend. Später verwendete man den Schamanen zur Abwehr des Todes, der Krankheit, des Schadens. Zauberer und Bezauberter bestärkten einander im Glauben an den Zauber: der Zauberer weiß, daß sich viele auf übernatürlichem Wege getroffen, verwundet fühlen; der Bezauberte weiß es von anderen, hört manchen ruhmredigen Zauberer und glaubt sich schließlich selbst verloren. Bei den Zauberern ist der bewußte Betrug oft erwiesen, z. B. wenn sie sich mit Steinen, Nadeln versehen, um diese aus dem Körper des übernatürlich Beschädigten zu ziehen.

Vom australischen Festland leitet uns der Verfasser nach Polynesien und dem noch aufschlußreicheren Melanesien. Hier führt er uns das ethnologisch so bedeutungsvolle *Ma na* vor. *Mana* bedeutet: Magen, Herz, Lunge, Kraft, Ansehen, Ehre, Macht, Heiligkeit, Zauberkraft und Zaubermittel. Das *Mana* verleiht dem Kahn Schnelligkeit, dem Netze Beute, der Waffe tötliche Wirkung, dem Stammeshaupt Gewalt, dem Zauberer Zauberkraft.

Das dritte Gebiet, das wir unter Leitung unseres Verfassers betreten, umfaßt die Indianerstämme (vorzüglich Nord-Amerikas). Als übersinnliche Vorstellungen begegnen uns hier: *Tamanus*, *Manito*, *Orenda*, *Otkon*, *Wakanda*. *Tamanus* bezeichnet wohl ursprünglich den persönlichen Schutzgeist, den der Jüngling, in Verzückerung der Mannesweihe gewärtig, gewöhnlich in der Form eines Tieres erblickt, eines Bären, Spechtes u. a. Im Besitze des *Tamanus* kann man zauberfähig werden, ein Gift ins Herz des Feindes schießen oder einen Genossen heilen. *Manito* birgt den Sinn des Schädlichen in sich, bezeichnet unter anderem die Nacht, das Unheil, den Tod, doch allgemeiner das Dämonische, Übernatürliche, Gewaltige. *Manito* heißt auch der Schutzgeist, der Stammes-Totem, von Tieren besonders die Schlange, ferner Iltis, Fuchs, Wolf, Eule, Kröte u. a. Auch ein außerordentlicher Mensch kann als *Manito* angesehen werden: die Weißen, als sie in Amerika erschienen, galten für *Manitos*. *Manito* bezeichnet die Fähigkeit, welche einen natürlichen Gegenstand mit übernatürlicher Kraft ausstattet. Ein ähnliches Schwanken zwischen natürlicher und übernatürlicher Macht zeigt auch der Begriff *Orenda*. Die höchste

Entwicklung scheint aber das *Wakanda* erreicht zu haben, allerdings unter europäischer Einwirkung. Wohl bezeichnet auch *Wakanda* den Zauberkristall, die Zaubermuschel, die heilige Pfeife, den Talisman, aber auch den Schöpfer des Weltalls, alles Geheimnisvolle, Übersinnliche fast möchten wir mit Faust sagen, «was die Welt im Innersten zusammenhält», und nicht nur die Macht, auch das Gewissen: den Mörder haßt *Wakandah*, Vergehen gegen Greise rächt *Wakandah*.

Hier hält es der Verfasser für angezeigt, einige Begriffe zu besprechen, die sich nicht eben an das amerikanische Beobachtungsgebiet knüpfen. Das *Tabu*-Problem wird nur gestreift. *Tabu* bedeutet: bezeichnet, heilig, verflucht, verboten. *Tschuringa* heißt das Wesen der Totem-Tiergattung. Viel eingehender wird der *Tondi*-Begriff erörtert. Mit diesem Namen (*Tondi* ist ein Wort der *Bataken* in *Indonesien*) will *Róheim* die Essenz, das Wesen der Dinge benennen. So wie *Mana* zur Bezeichnung der (meist schädlichen) Zauberkraft allgemein angenommen ist, so schlägt *Róheim* das Wort *Tondi* als Kunstausdruck vor für das Wesen, die Seele der Dinge. *Tondi* gibt es in allen Gliedmaßen, am meisten im Kopf, in der Leber, im Blut. Das Wesen der Dinge ist Stoff und Kraft zugleich, ein Seelenstoff, den man für übertragbar hielt. Deswegen genießt man die Niere des Bären, die Leber des Hundes, das Auge des Falken, das Fleisch des Leoparden oder der Schlange, das Herz und andere Teile des gefallenen Helden, um derart den Mut, die Kraft, den Scharfblick, die Schnelligkeit des erlegten Menschen oder Tieres in sich zu saugen. Das Wesen, die Seele kann auch in der Stimme, im Bilde aufgefangen werden, darum betrachteten die Urvölker den Phonographen, den Spiegel, das Porträt, den Photographenapparat mit scheuem Entsetzen, fürchtend, es werde ihnen durch diese Mittel ein Teil von ihrem Dasein, ihrem Wesen abgenommen. Auch leblose Dinge haben *Tondi*, Seele, z. B. die Pflanze, der Kahn, das Haus, der Hammer. Diese Vorstellung vergleicht *Róheim* mit *Platos* Lehre von der Idee der Dinge, vom Inbegriff aller gemeinsamen Eigenschaften einer Pflanze, eines Kahnens usw. Derart gelangen die Urvölker zum Erfassen des Ideals, der Seele.

Auf dem letzten Beobachtungsgebiet, in *Afrika*, stellt uns *Róheim* in 48 Sprachen die Benennungen für Zauberkraft und Hexe zusammen; in 45 Sprachen werden deren Namen aus demselben Stamme gebildet, woraus erhellt, daß die Zauberkraft als etwas wesentlich Schädliches angesehen wird. Die wichtigsten Bezeichnungen für das Übernatürliche in *Afrika* sind: *Ndoxi*, *Orógi*, *Molimo*, *Mulungu*, *Ngai*. *Ndoxi* ist der Geist des Bösen, der Krankheit, des Todes, wohnt dem Zauberer inne, der nach seinem Tode an einem Sehnenbündel beim Rückgrat kenntlich ist. Der *Orógi*-Zauber gleicht dem *Arungquiltha*, kann vermittels eines Zaubersteines vererbt werden und wird oft durch ausgesandte Tiere (z. B. Krokodil, Leopard, Schlange, Hyäne) ausgeübt. *Molimo* bedeutet die Kraft des Bösen sowohl wie des Guten, Gift und Arznei, schädliche und wohlthätige Geister. *Mulungu* bezeichnet eine dem Wesen innewohnende Eigenschaft, dann die Seele, den Ahnen, den Herrn, den Gewittergott. Im *Ngai* der *Masai*-Stämme sieht *Merker* die reine, hohe, monotheistische Vorstellung von einem unsichtbaren, körperlosen, allbeherrschenden, einzigen Gott. *Róheim* schraubt diese hohen Bewertungen etwas niedriger. Auch das Zündholz wird als Erscheinung *Ngais* angesehen und dem Grafen *Samuel Teleki*

glaubten die Kikuyu-Neger, daß er auf dem Berg Kenia den Ngai besucht, um von ihm Regen zu erwirken. Alle afrikanischen Gewitter- und Himmelsgötter sind nur aus der transzendentalen Vergrößerung des Regenzauberers entstanden.

Nachdem nun Róheim die Gebiete der Urvölker auf ihre Zauberbegriffe hin untersucht hat, hält er Umschau über die bisherigen wissenschaftlichen Auffassungen vom Zauber.

Zuerst befragt er die französische Schule. Hubert und Mauss anerkennen zwar, daß die Religion sozial, die Magie antisozial auftritt, doch finden sie, daß der Mana-Glauben sich auch in den Dienst der Gemeinschaft stellt: wenn z. B. die Aschantis kämpfen, tanzen ihre Frauen mit Besen, um den Feind wegzufegen. Róheim ergänzt das Beispiel mit den Indianerinnen am Thompson-Fluß, welche in der Richtung des Kampfes Lanzen ausstrecken, um den fernen Feind zu töten. Doch Róheim vermag in diesen Lanzen wie im Zeigeknochen, im Krankheitsstein oder im Blutrache-Zauber höchstens die soziale Umgestaltung einer antisozialen Erscheinung zu erblicken; keinesfalls mag er Mana und Totem mit Durkheim als Sinnbild der Gesellschaft anerkennen. Auch gegen Levy-Bruhl, der zweierlei Seelen unterscheidet, die des Urmenschen und die des Kulturmenschen, nimmt Róheim Stellung: eine derartige Spaltung erschüttert die Grundlage der Völkerpsychologie.

Wie die französische Richtung sozial, so kann die englische psychologisch genannt werden. Marett<sup>3)</sup> erklärt die Zauberei derart, daß der Zauberer seinen Willen in die Wirklichkeit gesetzt, projiziert sieht. Ursprünglich muß sich der Zauber gegen Menschen gerichtet haben, die sich wirklich getroffen fühlten und bekannten, später erst z. B. auf das Wetter, das sich doch dem Willen des Zauberers nicht fügt. Nach Hartland wohnt das Mana einem jeden Gegenstand als das Eigenartige, das Übernatürliche inne. Jevons erklärt den Zauber als die geheimnisvolle Fähigkeit eines menschlichen Wesens, einen Entfernten zu verderben.

Von den amerikanischen Forschern leitet King den Zauberglauben aus dem Furchtgefühl, dem Argwohn des Naturmenschen ab, der da meint: es gibt Dinge und Tiere, vor denen ich mich zu hüten habe, in ihnen steckt eine schädliche Kraft. Hewitt, der amerikanische Ethnologe irokesisch-indianischer Abstammung, schreibt den Naturvölkern folgende Weltanschauung zu: jeder Körper lebt und besitzt eine geheimnisvolle Kraft. Brinton meint, die Verstellung von unpersönlicher Kraft gehe dem Glauben an persönliche Geister voraus und bilde die Grundlage für die Religion. Lovejoy spricht von einer «primitiven Ethik», welche in der Kraft ein Mittel Ding zwischen einem übertragbaren Stoff und einer immanenten Eigenschaft sieht. Leuba lehrt, das Kind und der Urmensch frage nach dem Warum? und erwartet zur Antwort nicht so sehr einen jemand, als eher ein etwas, eine Kraft.

Unter den Deutschen stellt Róheim an erste Stelle K. Th. Preuß. Er hat wohl Bedenken gegen die Aufstellung, daß die Zauberkraft ursprünglich an einzelne Körperteile und an bestimmte Handlungen gebunden war; doch schließt er sich vollkommen der Lehre an, daß der Götterbegriff sich aus der Vorstellung von wirkenden Substanzen entwickelt hat. Vierkandt unterscheidet den angreifenden und den abwehrenden Zauber und hält da-

<sup>3)</sup> Eigentümlicherweise in Róheims Buch durchweg Marrett gedruckt.



für, der abwehrende sei der ältere. Hiegegen macht Róheim geltend, es könne die Abwehr dem Angriff nicht vorangehen. Auch in der Scheidung zwischen Nahzauber und Fernzauber sieht Róheim keinen fruchtbaren Gedanken, da der primitive Mensch die Entfernung gar nicht als Hemmung, als Erschwerung der Zauberwirkung empfindet. Karutz vertritt den Emanismus, eine Auffassung, die der Radiotherapie entnommen ist: sowie der vom Radium berührte Stoff die Eigenschaften des Radiums annimmt und mitteilt, so strömt aus den Dingen ihr Wesen und gleicht sich alles an, was es berührt. Karutz will mit den bisherigen Benennungen und Anschauungen aufräumen.

Róheim selbst leitet den Glauben an die Zauberkraft einerseits aus der Beziehung des Menschen zum Menschen, andererseits aus der Beziehung des Menschen zur Natur ab. Die Beziehung des Menschen zum Menschen war ursprünglich eine feindliche. Die Bewegungen, die er im Kampfe ausführte, ahmte er auch in Abwesenheit des Gegners nach oder ließ sie durch Berufenere, durch Zauberer, ausführen. Diesen schrieb er Mana, Zauberkraft zu. In seinen Beziehungen zur Natur erfährt der Mensch, daß er unter einem Baum ein Wild erlegt, daß jemand von einem Felsen stürzt, in einem See ertrinkt. Diesem Baum schreibt er ein glückbringendes; dem Felsen, dem See ein verderbliches Tondi zu. Diese Essenz sieht er im ganzen Felsen, See, Baum, sowie in jedem Teile derselben.

In einer mächtigen Reihe werden nun noch einmal die Bezeichnungen für Übernatürliches in Australien, Amerika und Afrika mit ihren Schattierungen vorgeführt. Die übereinstimmenden Züge bezeugen die Einheit des Menschlichen, die Abweichungen erklärt Róheim aus den geographischen, vorzüglich klimatologischen Verhältnissen. Im Südwesten Australiens, wo der Regen nicht so regelmäßig eintritt wie in Mittel-Australien, erscheint er eher als Zauberkraft. In Afrika, bei den ackerbautreibenden Negeren, ist der Gewittergott Gegenstand einer lebhafteren Verehrung.

Welches von den beiden Hauptelementen der primitiven Weltauffassung ist das Ursprüngliche, das Mana oder das Tondi? Geschichtlich induktiv läßt sich diese Frage nicht entscheiden, da wir heute von keinem Volke wissen, das den einen Begriff hätte ohne den anderen. Die Antwort ist psychologisch-deduktiv zu suchen. Das Tier handelt niemals einem abwesenden Feinde gegenüber so wie gegen einen vor ihm stehenden, — es kennt kein Mana; doch hat auch das Tier oft eine Scheu vor einem Gegenstand, vor einer Gegend, also vor dem Tondi. Tondi wäre also der einfachere Begriff, doch spricht sich Róheim darüber nicht entschieden aus. Wenn aber das Tondi älter scheint, so ist doch das Mana zu weit allgemeinerem Ansehen gelangt. Róheim stellt die Synonyme aus verschiedenen Sprachen zusammen. Selbst den Gottesbegriff leitet er von dem Mana-Inhaber ab. Ein Zauberer besitzt mehr Mana als ein anderer; gewöhnlich wurde dem Herrscher das meiste Mana zugeschrieben; das allermeiste Mana besitzt der Gott. So wäre der Gottesbegriff nichts anderes als die Erhöhung des Zauberbegriffs. Róheim beruft sich dafür auf die Sprache der Pima-Indianer, wo die Götter der Erde, des Wassers, des Windes, des Donners eigentlich Erdezauberer, Wasserzauberer, Windzauberer, Donnerzauberer heißen. Auch Uitzilipochtli (Heines Witzliputzli) in Mexiko oder Odin in der germanischen Sage galten als Zauberer.

Im Schlußkapitel vergleicht Róheim die primitive Weltanschauung mit

der wissenschaftlichen. Derartige Parallelen sind überaus beliebt. Wir haben schon Karutz kennen lernen, dessen Emanismus die Zauberkräfte mittels der Radiumtherapie beleuchtet. Frazer erblickt in der allgemeinen Auffassung vom Leben nach dem Tode das Prinzip der Energiebewahrung<sup>4)</sup>. Van Gennep führt das geläufige Gleichnis von Zauberkraft und Elektrizität aus: die Zaubergegenstände sind mit Arunquilha, mit Tschuringa-Batterien gefüllt. Röheim selbst stellt weitere Gleichungen auf. Die Energie äußert sich als Wärme, der Zauber erscheint als Wärme (so erklärt Röheim auch das strahlende Gesicht Mosis), deswegen bricht Wasser den Zauber. Im Glauben an die Zauberkraft erblickt er eine primitive Energetik; darin, daß sich der Indianer mit dem Tondi des erlegten Feindes nährt, eine primitive Chemie, in den rituellen Waschungen eine primitive Desinfektion, in den Sagen mancher Völker von Menschen-Affen und Affen-Menschen einen Anklang an Darwins Abstammungslehre. Röheim meint, Zauberglaube, Religion und Wissenschaft entstammen derselben Wurzel des Allgemein-Menschlichen.

So sind wir nun unserem Verfasser bei seiner Beschreibung der Tatsachen, sowie bei deren Erläuterung gefolgt. Da wird nun aufgefallen sein, wie streng er sich an die Erscheinungen bei den primitiven Völkern hält. Die indogermanischen, semitischen, ural-altäischen und chinesischen Parallelen läßt er grundsätzlich beiseite, mit der Begründung, daß die Anschauungen der Kulturvölker eher durch die Gebräuche und Vorstellungen der Naturvölker erklärt werden, als zu deren Erklärung beitragen. Selbst verlockend nahe liegende Anknüpfungen versagt er sich. Wenn er z. B. von den afrikanischen Bavili mitteilt, sie unterscheiden die Menschen Gottes von den Menschen des bösen Geistes, so weist er nicht auf den zoroastrischen oder manichäischen Dualismus hin. Mulungu führt er uns als den Himmels-gott, den Herrn des Erdbebens und Gewitters, des Feuers und des Blitzes und dabei als Feind des von Menschen erfundenen Feuers vor, ohne den für die Mythosvergleiche so bedeutungsvollen Zeus-Prometheus-Mythos zu streifen. Wie anders erscheint Röheims Buch über Mana als z. B. die Forschungen von Hubert und Mauss, in welchen indischer, ägyptischer, griechischer Zauber, die Vedas und Marcellus von Bordeaux zur Beleuchtung primitiven Aberglaubens herangezogen werden, wo z. B. unter den Parallelen zu Mana auch der semitische Stamm hvm, in seiner malajischen Form kramât, angeführt wird. (*L'Année Sociologique* VII, p. 113.) Dabei ist unser Verfasser weit entfernt, die Auffassung von Richard Schwarz zu teilen, der da meint: «Die Völkerkunde beschäftigt sich eben nur mit den Völkern oder Stämmen, die über das, was wir primitive Stadien zu nennen pflegen, nicht hinausgekommen sind»<sup>5)</sup>. Die Quellen, welche unser Verfasser benützt hat, boten ihm reichen Stoff auch über die Völkerkunde der Kulturvölker. Doch bewußterweise hat er seiner Arbeit Schranken gesetzt.

Schwerer wiegt der Einwand, der gegen die Anlage des Buches erhoben werden kann. Bei der Einteilung machen sich nämlich zwei Prinzipien geltend: das geographische und das sachliche: Auf Australien folgt die

<sup>4)</sup> Marett, *The Threshold of Religion*, London s. a. p. 128 spricht auch von der latenten Mana-Energie.

<sup>5)</sup> Richard Schwarz, *Adolf Bastians Lehre vom Elementar- und Völkergedanken*. Leipzig 1909, p. 67.

Besprechung des Zauberbegriffs im allgemeinen, auf Amerika die Untersuchung über das Tondi, das doch kein amerikanisches Wort ist. Es ist, als ob der Bastiansche Elementargedanke mit der Bastianschen Lehre von der geographischen Provinz ringen wollte. Der Verfasser verschließt sich den Vorstellungen nicht, die ihm hierüber gemacht worden. Wenn ihm, wie zu wünschen bleibt, Gelegenheit geboten wird, seine Arbeit auch deutsch erscheinen zu lassen, möchte er sie im folgenden Rahmen fassen: Mana. Erstes Buch: Mana. I. Methode der Ethnologie. II. Animismus, Animatismus und Dynamismus. III. Der Mana-Begriff in Afrika. IV. Der Mana-Begriff in Amerika. V. Der Mana-Begriff in Ozeanien. VI. Der Mana-Begriff in Australien. VII. Isolierte Überbleibsel und Übersicht der Variationsgrenzen des Begriffs.

Zweites Buch: Magische Kraft. I. Evolution des magischen Komplexes. II. Psychische Quellen der magischen Tätigkeit und Weltanschauung. III. Sympathetische Magie. IV. Mimetische Magie. V. Zauberknochen und Zauberstab. VI. Der böse Blick. VII. Stein der Krankheit. VIII. Wunsch und Wort. IX. Feuer und Wasser. X. Macht der Askese.

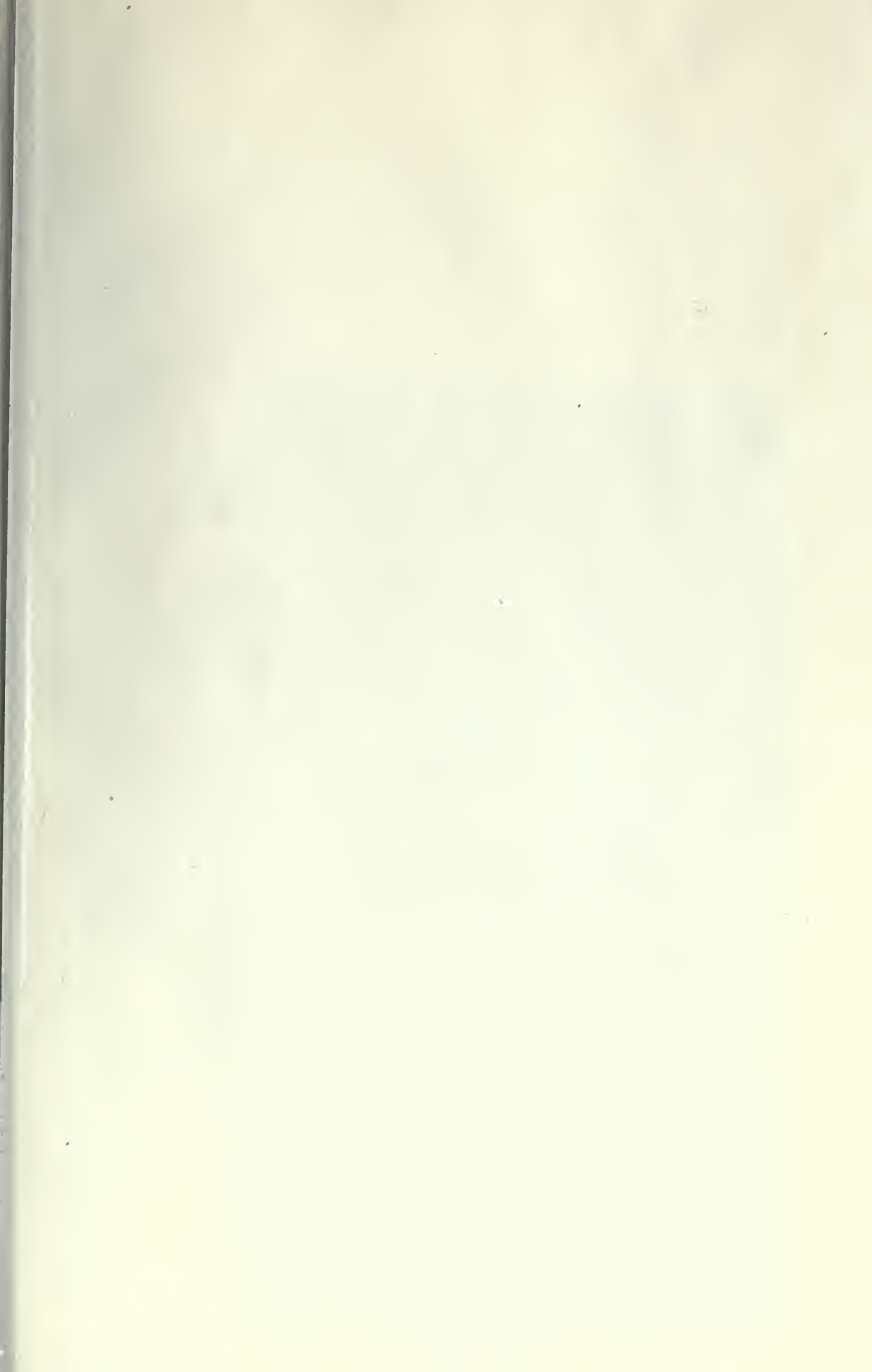
Drittes Buch: Essenz der Dinge: I. Gift und Gegengift. II. Amulett und Fetisch. III. Tabu und Opfer. IV. Inna (Lokalgeister, Naturdämonen). V. Schutzgeister. VI. Essenz der Dinge und der Animismus. VII. Die Himmlichen. VIII. Führer und Geführte. IX. Zusammenfassung der Ergebnisse.

Die wärmste Anerkennung verdient die eingehende und selbständige Verwertung der überaus reichen Fachliteratur, in erster Reihe der englischen, sodann der französischen, deutschen, niederländischen, finnischen, von der ungarischen gar nicht zu reden, an deren Pflege er ja selbst höchst tätigen Anteil nimmt. Bei den meisten Fragen bietet er eine Fülle bibliographischer Angaben, die hie und da zu monographischer Bearbeitung einladen, z. B. über die sinnbildliche Bedeutung des Grases (p. 169, 3), über Wasser als Mittel zur Abwehr der Dämonen (p. 224, 10).

Róheim ist jetzt 23 Jahre alt. Seine Hochschulstudien hat er in Berlin und Leipzig fortgesetzt<sup>6)</sup> und in Budapest mit der hier besprochenen Inaugural-Dissertation abgeschlossen. Beachtenswert ist das Zielbewußte in seinen wissenschaftlichen Bestrebungen. Noch im Jahre 1911 hat er der ungarischen Gesellschaft für Volkskunde den Plan zu einer umfassenden Arbeit über das Märchen vorgelegt, wobei er schon seine ethnologischen Neigungen verriet. Eine Sammlung tschuwaschischer Volksdichtungen von Mészáros hat er mit gediegenen Anmerkungen versehen (Budapest 1912). Seine bisherigen Arbeiten (Besprechungen ethnologischer Werke und Zeitschriften, Drachen und Drachenkämpfer, Berlin 1912, Beiträge zum ungarischen Volksglauben, Budapest 1913, Zwei Gruppen von Igelsagen, Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 1913, 407—419 hat er alle für sein jetziges größeres Werk verwertet und in diesem sich schon neue, weitere Ziele gesteckt. Möge es ihm gegönnt sein, die Erwartungen, welche die ungarische Wissenschaft an diesen verheißungsvollen Beginn knüpfen darf, voll zu verwirklichen.

<sup>6)</sup> Auf die persönliche Belehrung, die er Seyffert in Leipzig verdankt, beruft sich unser Buch p. 208.







DB  
901  
U532  
Jg.3

Ungarische Rundschau für  
historische und soziale  
Wissenschaften

PLEASE DO NOT REMOVE  
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

---

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

---



